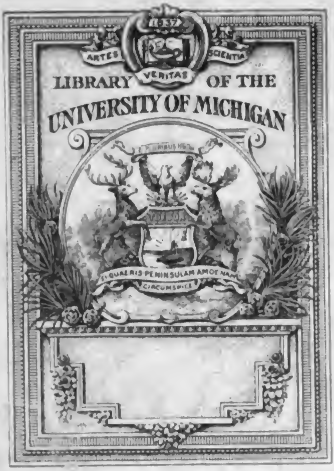
Euphorion

August Sauer,
Georg Stefansky,
Hermann Pongs, ...


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Euphorion

Zeitschrift für Literaturgeschichte

herausgegeben

von

August Sauer

Erster Band

Jahrgang 1894

Immer höher muß ich steigen,
Immer weiter muß ich schaun.

Faust

Bamberg
C. C. Buchner Verlag
Inhaber Rudolf Koch
1894

Vorwort.

Der Prospekt, durch welchen das Erscheinen dieser Zeitschrift den Fachgenossen und dem Publikum seinerzeit angezeigt wurde, sei hier als Einleitung zum ersten Bande wiederholt:

„Die neue Zeitschrift hat die Bestimmung, die bis Ende 1893 fortgeführte von Professor Dr. Bernhard Seuffert redigierte „Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte“ (6 Bände, Weimar, Böhlau) sowie das ältere von Professor Dr. Franz Schnorr von Carolsfeld geleitete „Archiv für Literaturgeschichte“ (15 Bände, Leipzig, Teubner) zu ersetzen, wird sich daher vornehmlich der Pflege der neueren deutschen Literaturgeschichte seit dem ausgehenden Mittelalter zuwenden, ohne die Geschichte der älteren deutschen Literaturepoche und die Geschichte der fremden Literaturen gänzlich auszuschließen.

Bei der immer ausgedehnteren und immer mehr ins Einzelne gehenden Forschung, welche den dichterischen Erzeugnissen vergangener Zeiten gewidmet wird, bei der immer größeren Bedeutung, welche

die Geschichte unserer Literatur für unsere nationale Entwickelung gewinnt, bei dem immer wachsenden, noch lange nicht zum Abschluß gebrachten Bestreben, die Nationalliteratur zur Grundlage unserer humanistischen Erziehung zu machen, kann die literarhistorische Wissenschaft eines eigenen Organes auf die Dauer ohne Nachteil nicht entbehren. Soll der Entwickelungsprozeß unserer Nationalliteratur immer von neuem und immer richtiger dargestellt werden, soll in der Schule Wichtiges und Unwichtiges, Augenblicksschöpfung und Ewigkeitsdichtung immer schärfer von einander geschieden werden, soll der Wert und die Bedeutung unserer großen klassischen Literaturperiode in immer weiteren Kreisen anerkannt werden, so muß auch die Forschung diesen hohen Zielen unausgesetzt zustreben.

Den Blick stets auf das große Ganze und den Zusammenhang des Ganzen, auf den Lauf der Jahrhunderte und den Wechsel der Epochen gerichtet, wollen wir uns der Erforschung des Einzelnen mit Liebe und Sorgfalt widmen, einem künftigen Geschichtsschreiber unserer Literatur die Wege bereiten, neues Material herbeischaffen, das alte sichten, ordnen und geistig durchdringen. Wir wollen die Literatur im Zusammenhange mit der gesamten nationalen Entwickelung betrachten, wollen alle Fäden verfolgen, welche zur politischen und Kultur-Geschichte, zur Geschichte der Theologie und Philosophie, zur Geschichte der Musik und der bildenden Künste hinüberleiten. Die Geschichte des Theaters und des Journalismus ist mit der Geschichte der Literatur unzertrennlich verbunden. Wir werden nicht einseitig der Dichtung huldigen, sondern auch die von der Forschung lang vernachlässigte deutsche Prosa in unseren Gesichtskreis ziehen. Die Stoff- und Sagengeschichte, welche immer mehr an Ausdehnung gewinnt, werden wir nicht vernachlässigen. Philologische und ästhetische Untersuchungen sollen nebeneinander hergehen, sich gegenseitig ergänzend und berichtigend; sprachliche, stilistische, metrische Untersuchungen werden

Aufnahme finden. Durch die Erörterung methodischer Fragen hoffen wir unsere Forschung zu größerer Sicherheit und Klarheit anleiten zu können.

Alle Wandlungen unserer Literatur gleichmäßig berücksichtigend werden wir ihre Ausbildung auch bis auf die Gegenwart herauf begleiten, uns aber stets dessen bewußt bleiben, daß das Erbe unserer klassischen Literatur der Hort ist, der für alle absehbare Zeit die unerschütterliche Grundlage der deutschen Bildung bleiben müsse; und in der verehrungsvollen Hingabe an diese klassische Literatur, in dem Streben zur vollen Erfassung dieser hohen Genien, zum vollen Verständnisse ihrer einzelnen Werke vorzudringen, werden wir unsere eigentliche und schönste Aufgabe erblicken. Durchdrungen von der Überzeugung, daß eine Literatur nur zu ihrem Verderben mit einer so glänzenden Vergangenheit brechen könnte, hoffen wir auch den Freunden der modernen deutschen Dichtung Teilnahme abzugewinnen: indem wir der Vergangenheit treu und demütig dienen, wollen wir auch der Zukunft unserer Literatur hoffnungsvoll und vertrauensstark Nutzen bringen.

Der reichen wissenschaftlichen Produktion der Gegenwart werden wir uns durch kritische Übersichten zu bemächtigen trachten, ohne hier eine bibliographische Vollständigkeit anzustreben, für welche von anderer Seite ausreichend gesorgt ist. Durch längere oder kürzere Rezensionen wichtigerer Werke und Aufsätze wollen wir fördernd in den Fortschritt der Wissenschaft eingreifen; denn eine gesunde Forschung kann einer kräftigen unparteiischen Kritik nicht entbehren. Auch hier sollen alle Richtungen zu Worte kommen. Endlich wollen wir durch knapp gefaßte Referate über solche Bücher und Aufsätze, welche in Deutschland schwerer zu erreichen sind (nordamerikanische, slavische, ungarische, auch italienische), unsere Leser über den Fortgang der ausländischen literarhistorischen Produktion auf dem Laufenden zu erhalten suchen."

Diesem Programm entsprechend zerfällt die Zeitschrift in vier, durch den Druck unterschiedene Abteilungen:

1. Aufsätze allgemeineren Charakters (Darstellendes, Zusammenfassendes, Methodisches ꝛc.).
2. Forschungen, Untersuchungen, Neue Mitteilungen (Briefe, Tagebücher, Urkunden, Texte ꝛc.).
3. Rezensionen und Referate.
4. Bibliographie.

Das Recht der Anonymität, das von Anfang an nur für die Rezensionen und Referate in Aussicht genommen war, wird auf den Wunsch mehrerer Mitarbeiter nun auch auf die übrigen Abteilungen ausgedehnt.

Nicht alle Absichten und Pläne können im Rahmen eines Heftes oder auch eines Bandes vollständig erreicht werden. Die zahlreiche Unterstützung aber, die mir schon jetzt zu Teil geworden ist, gestattet mir, wenn der Zeitschrift ein günstiges Los beschieden ist, deren Durchführung im Laufe der Zeit in sichere Aussicht stellen zu können.

Prag, im April 1894.
Smichow 586.

August Sauer.

Inhalt.

Seite

Miscellen.

Recensionen und Referate.

Wissenschaftliche Pflichten.

Aus einer Vorlesung Wilhelm Scherers.[1])

. . . Die deutsche Philologie hat ein zweifaches Verhältnis zum Leben: erstens durch Einwirkung auf richtigen und kunstmäßigen Gebrauch der deutschen Sprache; zweitens durch Einwirkung auf den deutschen Geschmack. Drittens aber gedenken wir der Aufgabe aller Wissenschaft, nicht bei den Thatsachen stehen zu bleiben, sondern auf ihre Ursachen zu dringen, auf die Gesetze; das Studium der Geschichte unseres geistigen Lebens führt also zu den Quellen unserer Kraft. So ist das Wort zu verstehen: die deutsche Philologie solle der Nation einen Spiegel vorhalten. Der Spiegel zeigt uns, wo Flecken und Schäden sind, damit wir sie verbessern. Man erkennt die Irrwege der Unterschätzung ästhetischer Bildung, sei es eine falsch-nationale Geschmacksrichtung und verkehrte Polemik gegen die klassischen Güter, sei es eine falsch-exakte Richtung auf mechanisches Verfahren. Die deutsche Philologie ist eine Tochter des nationalen Enthusiasmus, eine bescheidene pietätvolle Dienerin der Nation; weder Opernheldin, noch Straßenkehrerin.

Ein Codex philologischer Pflichten kann hier nicht ausgefüllt, nur angedeutet werden. Es gibt eine Berufsmoral, z. B. für das was in Kritik und Polemik erlaubt oder unerlaubt ist. Die Moral des Gelehrtenberufs, nach der Wahrheit zu streben, kennt niedere und höhere Pflichten. Die niederen fordern Genauigkeit, Arbeit nach richtigen Methoden, Streben nach den ersten

---

[1]) Skizziert im Collegheft der „Einleitung in die deutsche Philologie"; ich habe die Schlagworte und abgerissenen Sätze formal etwas abzurunden gesucht.
Erich Schmidt.

Quellen, Kritik, überhaupt möglichste Vermeidung von Irrtümern; wie im Einzelnen weit auszuführen wäre. Die höheren gebieten: miß deine Fähigkeiten an dem Stand der Wissenschaft mit dem Entschluß, das Wichtigste zu thun, was am notwendigsten ist unter den Dingen, zu denen du dich befähigt glaubst, ohne Liebhabereien nachzujagen. Wir haben keine Organisation, keine befehlende Stelle, welche dem Einzelnen den richtigen Platz anweist. Er muß ihn sich selbst suchen.

Nun gibt es eine Doktrin, und F. Ritschl hat sie wiederholt, noch in seinem letzten gedruckten Aufsatz vertreten: daß es gleichgiltig sei, wo der Philolog stehe, wenn er nur seine Pflicht thue — oder mit anderen Worten, daß alle Probleme gleich viel wert seien, das kleine so viel wie das große. Es hätte demnach denselben Wert, den Text eines Gaius in seiner erreichbar ursprünglichsten Form herzustellen oder einen namenlosen mittelalterlichen Versmacher zu rezensieren und zu emendieren. Es hätte denselben Wert, eine gute Konjektur zu machen oder das Gesetz der Krafterhaltung zu entdecken: eins wie das andere beruht auf einem glücklichen Einfall. Es wäre ebenso wertvoll, eine neue Entdeckung über Goethe zu machen oder über einen Autor zehnten Ranges, einen beliebigen Schulze oder Müller des 17. Jahrhunderts. Es wäre ebenso wichtig, ein echtes Werk des Praxiteles zu entdecken und sorgfältig zu beschreiben und an seine Stelle zu rücken, oder einen Topf des 4. Jahrhunderts auszugraben und sorgfältig zu beschreiben und ihm seinen Platz in der Geschichte des römischen Kunsthandwerks anzuweisen.

Diese Meinung ist verderblich und aufs äußerste falsch! Allerdings: der junge, der angehende Gelehrte muß gleich willig zu jeder Arbeit sein, für ihn ist das Objekt gleichgiltig, er muß es behandeln lernen, sich Technik und Methode der Forschung aneignen. Der Gelehrte aber, der im Besitz dieser Technik aus der Schule getreten ist und seinen Lebensplan entwerfen soll, wenn der gleichgiltig ist gegen das Objekt, so ist es Sünde gegen die Wissenschaft. Es wären Beispiele zu citieren, wie große Gelehrte ihre Kräfte mutwillig an Nichtigkeiten verschwendet haben.

Wer es gleichgiltig findet, an welcher Stelle man stehe, wenn man nur seine Pflicht thue, der muß auch sagen: es sei im Kriege gleichgiltig, wo der Mann stehe und wie er geführt werde, wenn er nur treufleißig sein Gewehr abschieße und dabei ordentlich ziele.

Die Probleme haben eine dreifache Rangordnung: an sich; nach der zeitweiligen Lage der Wissenschaft; nach den individuellen Fähigkeiten und Neigungen. Das wird einer am besten thun, was er am liebsten thut. Das Beste ist aber, alles gleich gern zu thun und dasjenige zu wählen, was am nötigsten erscheint. Jetzt erscheint am nötigsten: zu ergreifen was in der Rangordnung der Probleme an sich zu oberst steht.

Die Philologie gibt Beiträge zur Erkenntnis der menschlichen Natur. Die nötigen Verallgemeinerungen sind zugleich verhältnismäßig sicherer als das Einzelne. Ein ganzes Zeitalter zu schildern kann mit größerer Sicherheit geschehen z. B. für das 12. Jahrhundert, als Ort und Zeit der einzelnen Gedichte zu bestimmen; für letzteres wird sehr viel gearbeitet, für ersteres zu wenig. . . .

Also es ist ein Wahn, daß das Große und das Kleine in der Wissenschaft gleich wertvoll wäre, aber allerdings hat das Kleine und Unscheinbare Bedeutung für große Probleme, und überall bedarf es gleicher Sorgfalt. Doch muß auch vor Kraftverschwendung gewarnt werden . . . Zur Entschuldigung von Übersehenem und von Inkonsequenzen bemerkt Lachmann beim Lichtenstein: „Wie man denn bei einem Werke zweiten oder dritten Ranges leicht versucht wird seine Kräfte zu sparen“.

Zwischen der Gründung einer Disziplin und ihrer weiteren Bildungszeit walten Unterschiede. Zuerst müssen Ausgaben fertig gemacht werden. Jenen Männern wollen wir danken, daß sie nicht zu ängstlich waren. „Man muß auch den Mut des Fehlens haben“, sagt Jakob Grimm, und es bedarf der „Hypothesen“. Das gilt heute noch da, wo neue Anregungen zu geben sind. Wer dergleichen hat, muß heraus damit. Die von der Masse der deutschen Philologen vernachlässigten Gebiete sind jener Epoche der Begründung gleich zu achten.

Es ist Pflicht, den Schatz des Wissens nicht bloß forschend zu vermehren, sondern auch zu bewahren und zu verbreiten. Gefährlich ist zu große und frühe Spezialisierung. Am besten wird eingesetzt bei fruchtbaren, in sich vielseitigen oder bei mehreren kleinen Gegenständen aus verschiedenen Gebieten, mit verschiedenen Arbeitsmethoden. Endlich heißt es: „Sein Urtheil befreit nur, wer sich willig ergeben hat". Selbständigkeit an sich ist ganz wertlos: sie wird nur wertvoll, wo sie Irrtümer kennen lehrt.

Zwei offene Briefe an den Herausgeber.

1. Von Anton E. Schönbach in Graz.

Lieber Freund!

Zuvörderst nimm meinen aufrichtigen Heilwunsch für das Gedeihen Deines „Euphorion", eines Sprößlings, der munter und von den edelsten Trieben erfüllt in die Zukunft hinausstürmt und doch auch der Vorfahren gerne gedenkt, die mühsam ihm den Pfad gebrochen hatten. „Euphorion" ist ein guter Name, sinnig und froher Verheißungen voll; wir vergessen auch nicht, daß der Vater des Äschylus ihn trug, des mannhaftesten der attischen Tragiker, dessen Genius man es, denk' ich, noch anmerkt, daß seine riesigen Glieder sich eben erst aus dem deukalionischen Stein gewunden haben.

Das Blatt, mit dem Du den Beginn der neuen „Zeitschrift für Literaturgeschichte" ankündigst, öffnet einen erfreulichen Vorblick auf eine Reihe bedeutender Unternehmungen und gewährt weite Umschau über das Gebiet des Faches. Nichts Wesentliches, möchte ich sagen, vermisse ich darin. — Nichts? — Und doch, je mehr ich Deine Worte überlese und überdenke, desto deutlicher spüre ich, wie eine ursprünglich dunkle und schwache Empfindung

sich verdichtet und verstärkt, und fühle mich gedrungen, sie auch in Worte gefaßt Dir mitzuteilen. Ich maße mir nicht an, den Prospekt des „Euphorion" zu ergänzen oder gar zu berichtigen, kenne ich doch Deine Sorgfalt seit langen vertrauten Jahren; nur ausdeutend möcht' ich ihm zur Seite treten und dabei Etliches vorbringen, was mir am Herzen liegt.

Daß ich's kurz sage, ich glaube, die moderne deutsche Literatur ist in Deinem Programm etwas dürftig bedacht. Sie wird erwähnt: Du willst auch „ihre Ausbildung bis auf die Gegenwart herauf begleiten", aber mit einem Beisatze, aus dem ich lese, daß sie doch wie kleines Strauchwerk, das wir vor ein mächtiges Denkmal pflanzen, mehr dazu dienen soll, uns die Größe der alten Kunst recht ermessen zu lassen, als daß wir ihrer Blüten selbst uns erfreuen, ihre Früchte für sich genießen sollen. Das paßt mir nicht. Schon darum nicht, weil ich fürchte, — Du denkst anders, wie ich weiß — daß Vielen dadurch die Beschäftigung mit der modernen Poesie aus den Parkanlagen des wissenschaftlichen Betriebes der Literaturgeschichte in eine schattenfeuchte Ecke verwiesen scheinen wird, wo dann der Dilettantismus ein üppiges Geranke nutzlos entfalten mag. Ist es doch nur allzu gewöhnlich, daß auch, wer ernsthaft und wohlüberlegt die Dichtung unseres Zeitalters studiert, darob als Dilettant getadelt wird. Schreibt einer vielleicht dann gar noch ein irgend erträgliches Deutsch ohne schlimmere grammatische Fehler, ohne widrige Verschachtelungen und lächerliche Anakoluthien, dann brechen die Fachgenossen über ihn den Stab, schelten ihn einen „Feuilletonisten" und jagen ihn aus dem Tempel der strengen Wissenschaft, indem sie ein Weniges von der sittlichen Entrüstung sich erborgen, mit der einst der Herr die Taubenhändler und Wechsler aus seinem Heiligtum geißelte.

Ich bin so frei, das ungerecht zu finden. Treibt Ihr klassische Literatur, so viel Ihr wollt: das ist gut und löblich, und je tiefer Ihr das Ideal der Humanität des achtzehnten Jahrhunderts, des Heroenzeitalters unserer Poesie, in die Brust unserer Jünglinge senkt, desto lieber soll mir's sein. Aber auch vor unseren Augen ist schöne grüne Weide! Und gebt nur acht, daß Ihr, indeß Ihr

mit lauterstem Eifer den Klassizismus bis in seine winzigsten Verzweigungen durchforscht, nicht die Fühlung mit den Kreisen unseres Volkes einbüßt, auf die Eure Arbeit doch hauptsächlich wirken soll.

Was meinst Du wohl, wie viel von unserer klassischen Literatur heute unter uns Deutschen noch lebendig ist? Ich sollte hinzufügen: der „neueren deutschen", denn ich bin allerdings der Ansicht, daß wir auch deutsche Klassiker des Mittelalters haben, und nicht, wie ein uns gemeinsamer Freund, verschmähe ich es, Wolfram von Eschenbach zu lesen, weil der Held seiner Titurellieder „Schionatulander" heißt, was doch nicht viel unschöner klingt als „Vasantasena" und die siebenfüßigen Namen des Mahabharata. Meine Frage läßt sehr verschiedene Antworten zu, weil nicht zwei Menschen, die darauf eingehen, genau dasselbe Publikum kennen und im Sinne haben werden. Einigen wir uns aber über einen nicht zu knapp bemessenen mittleren Durchschnitt unserer „gebildeten Welt", so gewinnen wir ein sehr demütigendes Ergebnis, wenn wir eindringlich dem Schicksal unserer Klassiker nachfragen.

Schiller dürfen wir getrost an die Spitze stellen, ein starker Teil seiner Werke ist volkstümlich geworden: die Dramen und Vieles von den Gedichten; die köstlichen Abhandlungen in Prosa hingegen und sein Briefwechsel mit Goethe, eine Schatzkammer der Ästhetik, rücken schon aus dieser Stellung, Manches davon wird in der Schule gelesen, womit aber gar nicht gesagt ist, daß es auch auf das Leben dauernden Einfluß nimmt. — Und nun Goethe selbst! Nur zu gerne möchte ich glauben, daß seine Bedeutung für unser Volk in stetem Aufsteigen begriffen ist. Und wenn ich erwäge, daß aus der „stillen Gemeinde" heute die glänzende Goethegesellschaft mit kritischer Ausgabe der Werke, mit Feierlichkeiten, Festschriften und gar einem Jahrbuch geworden ist, dann ließ' ich mich fast überzeugen. Täuschen wir uns aber nicht! Die Zahl der Werke Goethes, die in das Gemüt des deutschen Volkes einziehen, wird kleiner, nicht größer, sie umfaßt jetzt nur noch eine Auswahl der Gedichte, Werther, den ersten Teil des Faust, Götz und Egmont, Hermann und Dorothea; nicht die

Wahlverwandtschaften und Tasso und Iphigenie, kaum Dichtung und Wahrheit — und nach Wilhelm Meister habe ich neulich einen Universitätsprofessor sich verwundert erkundigen hören. Daß der Absatz der wohlfeilen Goethedrucke stärker wächst, als das Verhältnis zur Bevölkerungszahl erwarten läßt, widerspricht mir nicht. Goethes Werke zu besitzen, gilt ebenso als Taxe für das landläufige Bildungsgeheuchel, als daß man bei einer Symphonie mitgähnt oder den wissenschaftlichen Vortrag eines berühmten Gelehrten anhört, um sich darnach in einem Tingel-Tangel von den Strapazen zu erholen. — Lessing lebt noch, und das ist auch ein Segen; denn daß heute Jemand sich zu einem wackeren Streiter auf einem Gebiete des geistigen Lebens, gleichviel welchem, heranbilden könne, ohne aus den Schriften des tapfersten „Literaten" seit Ulrich von Hutten sich Spannkraft geholt zu haben, dünkt mich wenig wahrscheinlich. Er muß uns ins Herz gewachsen bleiben und sein Bild dürfen wir uns von keiner Seite her trüben lassen. — Vater Wieland, der kluge Schalk, ist in Deutschland bereits entschlafen, in Österreich lesen ihn noch die Schuljungen mit heimlichem Vergnügen, aus den Bibliotheken abgewirtschafteter Aristokraten treten zeitweilig die Prachtquartanten der Edition Göschens ans Licht; Oberon kennt man so ziemlich, nicht aber „Geron den Adelichen", das immergrüne Meisterwerk des alten Herrn, und seine trefflichen, von wahrer Weisheit erfüllten Griechenromane. — Herder hat es nie zu wirklichem Leben für sich gebracht, er hat seinen königlichen Geist in das Leben Anderer eingegossen und in Formlosigkeit verzettelt. Wie er heute zu uns steht, trotz einer ausgezeichneten Biographie und Ausgabe, das ist ein Brandmal unseres Stumpfsinnes. Wissen wir in der That noch nicht, daß Herders Bücher einen ungehobenen Hort kostbarster Gedanken bergen, daß historische Ästhetik, Völkerpsychologie und gar manche der allerneuesten Errungenschaften in seinen zerstreuten Überlegungen wurzeln? Heute gilt es als ein Dogma, Herder habe im Kampfe wider Kant den Kürzeren gezogen; wir begreifen es also durchaus noch nicht, daß Herders Intuition die Dinge um eben so vieles tiefer, in ihrem Kerne gepackt hat, als Kant in der Ausbildung

einer unvergleichlichen Dialektik und in der systematischen Festigkeit seines Denkens ihm überlegen war. So sehr lähmt die Schultradition unser Urteil, daß wir uns von den Franzosen belehren lassen müssen, was wir an Herder haben! — Klopstock ist ohne Zweifel gänzlich tot, und wenn ich die Blätter überschlage, die von den Lesebüchern der Gymnasien ihm gewidmet werden, so sehe ich beinahe, wie die Schüler seinem gläsernen Sarge sich behutsam nähern und scheue Blicke durch die Scheiben werfen, um sich die Gewähr zu verschaffen, daß sie wirklich einen Toten vor sich haben. Was hilft's, daß es ein toter Heiliger ist? — Wenden wir uns zu erquicklicheren Bildern: die Romantik erstreckt die Wirkungen ihrer unverwüstlichen Grundkraft bis in die Tage der Gegenwart. Dein Grillparzer und Heinrich von Kleist feiern ihr Wiedererstehen, und Uhlands Lieder singen sich von selbst in allen Gassen. —

Kommen wir schon über das Publikum schwerlich ins Reine, das wir nach dem Einfluß unserer Klassiker fragen wollen, so wird über den Begriff „lebendig" noch weniger eine Übereinstimmung zu erzielen sein. Ich habe davon eine sehr hohe Vorstellung: Shakespeare ist mir in England „lebendig", denn alle Rede und Schrift, Zeitungen und Bücher, Klub und Parlament, Roman und Essay, sie sind erfüllt von den Wendungen seiner Verse, von seinen Bildern und Gleichnissen; seine Gestalten machen denen der Bibel gefährliche Konkurrenz, und in Australien, dem konvex abgespiegelten Zerrbilde englischen Lebens, ist unlängst alles Ernstes König Lear für einen Kriegsfürsten des alten Testamentes gehalten worden. Haben wir in Deutschland dieser Art von Lebendigkeit etwas an die Seite zu setzen? Ich denke: nein. Höchstens Schiller, dessen große Tragödien von unseren „Gebildeten" schon einigermaßen über die Achsel angesehen werden, weil man sie auf allen kleinsten Bühnen verunglimpft, und dessen Balladen ich sogar in der Poesie nachwirken gesehen habe, deren Steindruckblätter eine heitere Erinnerung meiner Wiener Jugend ausmachen.

Ist es aber denn überhaupt notwendig, daß ein Klassiker gerade in dieser Weise lebe? Wenn er seine Zeitgenossen und die

ihm nächstfolgenden Geschlechter von Schriftstellern mit seinen Idealen erfüllt, seine Werke ihnen Anregung spenden, als Vorbild dienen — sie hinwiederum beeinflussen ähnlich ihre Nachfahren — ist nicht auch das „Leben" zu nennen, und ein wertvolles, segensreiches? Ich meine wohl. Ist dies aber richtig, — wozu dann der Einschnitt bei Goethes Tod, mit dem unsere deutschen Literaturgeschichten abklappen, wie bis vor Kurzem die Geschichtsbücher unserer Mittelschulen mit dem Wiener Frieden von 1815? Dieser ehrwürdigen Überlieferung muß ein Ende gemacht werden. Schon deswegen, weil das Jahr 1832 an sich gar keinen Einschnitt, weder im öffentlichen Leben Deutschlands, noch in seiner Literatur bedeutet. Mit 1815 ist gewiß ein Abschnitt deutschen Lebens zu Ende, eine alte Welt untergegangen; die Generation, die darnach aufwuchs, hat die Bewegung von 1848 ins Werk gesetzt, und wiederum schneidet dieses Jahr 1848 tief ein: zwischen den Männern, die es sorgenvoll heranziehen sahen, und denen, die nachmals geboren wurden, ist die Verständigung schwer. Später, denk' ich, wird man erkennen, daß nach 1870 und näher gegen 1880 wieder ein Abschnitt gelegt werden muß: gewaltige Ereignisse, Veränderungen im Weltbilde, werden gewiß den jetzt heranwachsenden Jünglingen ihr Merkmal aufprägen. — Mehr denn sechzig Jahre, zwei Menschenalter, sind verflossen, seit Goethe gestorben ist; sollen wir mit allem Fleiß uns in die Gedanken seiner Zeit einleben, die von der unseren durch eine Überfülle neuer Erscheinungen getrennt wird, und zwar solcher, die das Antlitz der Erde und das Dasein der Menschen umgestaltet haben? —

Gewiß glaube auch ich, daß es nur e i n e Poesie für alle Menschen gibt, gleichwie nur e i n Haus Gottes seine Pforten den müden Erdenpilgern aller Zonen aufthut. Aber gerade darum ist auch die Dichtung der Deutschen nach Goethe eine wirkliche, wahre Dichtung, an der wir uns erbauen, aus der wir lernen, und die wir mit Ernst und Hingebung erforschen müssen. Und wäre es nur — so könnte man vielleicht den am meisten voreingenommenen Klassizisten sagen — um die Klassiker besser zu verstehen. Was vor den Klassikern war, ist eine Quelle unserer wissenschaftlichen

Erkenntnis für sie; was nach ihnen kommt, ist aber auch eine. Denn haben wir dort erfahren, wie sie geworden sind, so zeigt sich hier, wie sie gewirkt haben, und erst aus beiden Momenten, aus ihrer Vorgeschichte und ihrer Nachgeschichte, schließt sich der Horizont zusammen, von dem ihr Bild lebensvoll sich unserem Auge abhebt.

Nicht genug an dem. Wir legen mit Recht den größten Wert darauf, daß bei dem Studium eines Dichters und seiner Werke seine Zeit und ihre Strömungen möglichst genau erforscht werden. Nur dann, wenn wir diese Bedingungen seines geistigen Lebens wirklich kennen, meinen wir aus den Büchern den Menschen emporrufen zu können, nur dann mag es uns gelingen, das unlösbare x, das bei Analyse und Synthese seines Wesens uns erübrigt, so klein zu machen, als unsere Fähigkeiten es gestatten. Hier in der modernen Literatur, ist uns diese Gunst von den natürlichen Umständen gewährt: unsere Zeit kennen wir, ihre Strömungen übersehen wir, ihre Schlachten kämpfen wir mit. Sollten wir nicht aus einem wissenschaftlichen Betriebe der modernen Literatur auch lernen können für die Erforschung eines älteren Geisteslebens, der wir den edlen Namen „Philologie" vorbehalten? Du weißt, lieber Freund, daß meine Studien seit manchem Jahr vornehmlich der deutschen Literatur des Mittelalters zugewandt sind, und zwar jenem engeren Gebiete, wo Dichtung und Theologie aneinander grenzen. Glaub' mir: niemals bin ich aus diesen fernen Gefilden abgeschweift und habe einen flüchtigen Blick auf die Literaturen unserer eigenen Zeit geworfen, ohne für meine altdeutschen Sachen neue Gesichtspunkte heimzubringen und gemäß Wilhelm Scherers schönem Worte vom „Prinzip der gegenseitigen Erhellung" neue Einsicht gewonnen zu haben.

Freilich war es ja eben Scherer, der stets mit Nachdruck darauf hinwies, durch wie vielfache Befangenheit wir in der wissenschaftlichen Betrachtung der Literatur unserer eigenen Zeit beirrt würden. Das darf ich unbesehen zugeben und dabei doch glauben, daß wir uns deshalb dieser Forschung nicht entschlagen dürfen. Wir m ü s s e n versuchen, so objektiv gegen unsere Zeit-

genossen zu sein, als wir es überhaupt vermögen, und wir werden es in einem um so höheren Grade sein können, je weiter unser Gesichtskreis sich in die Vergangenheit ausdehnt und je inniger wir uns mit einem bestimmten, von uns abgerückten Literaturbezirke vertraut gemacht haben. Eins bedingt eben das Andere: nur wer in der Gegenwart feststeht, darf mit sicherem Fuß die entlegeneren Zeiträume durchschreiten.

Endlich, und das dünkt mich keineswegs das geringste, bildet es eine Aufgabe der richtig erfaßten Literarhistorie, die Produktion der eigenen Zeit zu fördern. Das geschieht, indem man sie aus ihren Vorbedingungen zu verstehen sucht, von dorther Maßstäbe und Richtungsmarken entnimmt, aus einer Überschau des Ganzen gerecht werden lernt auch gegen die Neuesten. Daß es keine Ästhetik gibt ohne historische Begründung, die sich mit der auf die Physiologie gebauten auf engste durchdringen muß, das wissen wir; daß diese dann dem schöpfenden Dichter kostbare Hilfe gewährt, wissen wir auch; wer soll sie aber zu wege bringen, wenn nicht der Literarhistoriker von Beruf? — Denke, wie Du willst, über die Bewegungen der letzten Jahrzehnte bei uns, Eines wirst Du zugestehen müssen: die Literatur ist wieder ein thatsächliches Interesse der Gebildeten geworden und zwischen den Rubriken des Völkerverkehres und der Nationalökonomie schlängelt sich in unseren Tagesblättern ein nicht unbeträchtliches Bächlein schöner Literatur. Das war durch eine lange Weile nicht so, denn seit 1870 sind wir „politisch" geworden, unser jüngstes Geschlecht ist mit lockigem Haar in der Weisheit des modernen Lebenskampfes ergraut. Ach du liebe Zeit! Wenn wir von 1870 ab als „politisches" Volk es nur bis zu dem Wirrsal der Gegenwart gebracht haben, indes wir als „unpolitisches" das Jahr 1870 erreichten, dann wäre uns besser, wir hätten noch etliche Zeit als „Volk der Denker" das vielverrufene Pflanzendasein geführt. —

Gewinnt die Literatur jetzt wieder Boden in breiteren Schichten des Volkes, dann kommt das auch dem wissenschaftlichen Studium ihrer Geschichte zu gute: lebhafter Anteil weiter Kreise fördert

uns mehr als die stillbehagliche Mitfreude weniger auserwählter Leser. Daß aber die Literarhistorie in stetem Zusammenhange mit dem ganzen Geistesleben der Nation fruchtbar sich entwickele, das ist unser Aller gemeinsamer Wunsch, aus welchen Gebieten wir einzeln auch kommen. Daran mitzuarbeiten, ist Dein „Euphorion", lieber Freund, insbesondere berufen, und so magst Du mein „Glück auf!" ebenso wohlwollend entgegennehmen, als es ehrlich gemeint ist.

In alter Treue

Dein

Graz, Quadragesimä 1894. Anton E. Schönbach.

---

2. Von Otto Harnack in Rom.

Hochgeschätzter Herr!

Sie haben mir die Ehre erwiesen, über die Absichten und Grundsätze Ihres so dankenswerten Unternehmens, wie sie in dem Prospekt ausgesprochen sind, auch meine Meinung hören zu wollen. Gestatten Sie, daß ich Ihnen zunächst meine Freude ausspreche, daß nunmehr eine Zeitschrift entstanden ist, in welcher sowohl Spezialuntersuchungen als Aufsätze allgemeinen Inhalts ihre Stätte finden können; aber verübeln Sie es mir nicht, wenn ich zugleich der Hoffnung Ausdruck gebe, daß diese beiden Gruppen, die durch den Druck geschieden werden sollen, in der wissenschaftlichen Behandlung nicht allzu verschieden sein mögen. So notwendig in der wissenschaftlichen Arbeit sowohl die sorgfältige Erforschung des Einzelnen als die Erkenntnis der großen Zusammenhänge der Einzelheiten ist, so wünschenswert ist es auch, daß Beides im Sinne des Forschers stets mit einander verbunden bleibe, — und mir scheint, als habe die Scheidung beider Thätigkeiten gerade unserer jungen Wissenschaft schon manchen Schaden gebracht.

Es ist nicht selten, daß wir Einzelforschungen treffen, welche einzig und allein Beobachtungen zusammenstellen, ohne einen bestimmten Gesichtspunkt erkennen zu lassen, eine bestimmte Fragestellung, deren Beantwortung die Ergebnisse dienen sollen. Und wir finden, daß solche Arbeiten wegen ihrer Gründlichkeit und Sorgfalt gelobt werden, ohne daß die Frage aufgeworfen wird, ob wirklich eine Förderung unserer Erkenntnis durch sie erzielt worden ist. Andererseits ist es nichts Seltenes, daß allgemeine Urteile sei es über Personen und ihre Werke sei es über ganze Zeiträume der literarischen Entwicklung gefällt, daß anschauliche Gesamtbilder gezeichnet werden, ohne daß die Urteile exakt begründet, die Bilder mit wissenschaftlicher Treue dem Gegenstand nachgeschaffen erscheinen, und wir erfahren es oftmals, daß solche Leistungen wegen ihres Geistreichtums, ihrer Originalität bewundert werden, ohne daß man nach ihrer Richtigkeit fragt. In beiden Fällen ist vergessen, daß das einzige Ziel der Wissenschaft die Erforschung und Darstellung der Wahrheit ist, daß daher weder die virtuose Übung einer Methode an sich einer Arbeit wissenschaftlichen Wert verleiht noch der Schwung und die Ideenfülle des Arbeiters, sondern der auf Erforschung der Wahrheit gerichtete Sinn. Die Beweggründe, die auf jene Abwege führen können, will ich hier nicht im Einzelnen untersuchen; ein Hauptgrund mag in einer gewissen Skepsis liegen, die da meint, daß exakte Erkenntnis der Wahrheit niemals über das Registriren der Einzelthatsachen hinausgelangen könne, und daß daher jede umfassendere Konzeption eine Art Dichtung sei, deren Wert als ein blos persönlicher, nur durch den Genius des Autors bedingt werde. Hiebei ist jedoch außer Acht gelassen, daß wenn auch der historischen Erkenntnis die Exaktheit der naturwissenschaftlichen mangelt und ihre Ergebnisse immer nur das Prädikat der Wahrscheinlichkeit beanspruchen können, es dennoch das Ziel des Forschers in jedem Augenblick bleiben muß, den höchstmöglichen Grad der Wahrscheinlichkeit zu erreichen, einen Grad, der praktisch in sehr vielen Fällen der Gewißheit gleichgesetzt werden darf.

Und dieses Ziel ist zu erreichen nicht nur in der Beobachtung

und Aufzeichnung des Einzelnen, sondern auch in der Erforschung eines Ganzen, mag dieses nun zur der Erfassung einer literarischen Persönlichkeit oder zur Charakteristik eines Zeitabschnitts oder zur Entwicklungsgeschichte einer Form, eines Motivs, einer Idee hinführen. Ein derartiges Ziel soll jede Spezialuntersuchung vor Augen haben, und andererseits können diese Ziele nur durch die gewissenhafte und umfassende Spezialforschung erreicht werden.

Eine Serie von Beobachtungen, die nicht nach bestimmten und klaren Gesichtspunkten gesammelt worden ist, d. h. mit der Absicht, durch diese Sammlung eine bestimmte Frage der genannten Arten zu beantworten, kann auch nicht einer späteren umfassenden Arbeit als nützliches Hilfsmittel dienen. Denn wie es im Leben nichts Isoliertes gibt, sondern alles Einzelne sich gegenseitig bedingt, so kann auch aus bloßen Einzelheiten kein naturwahres Ganzes künstlich zusammengesetzt werden; es muß an jedem Einzelstück sich gleichsam der Zapfen und die Höhlung befinden, durch welche es mit den Nachbarstücken verbunden werden kann. Beispielsweise werden Stilbeobachtungen an den Werken eines Autors ganz anders auszuführen sein, wenn sie einer Biographie dieses Autors zugute kommen sollen, als wenn sie für eine allgemeine oder zeitlich begrenzte Stilgeschichte bestimmt sind. Es wäre zu wünschen, daß man keine Spezialuntersuchung fände, die nicht auf dem Titel den Zusatz „als Beitrag zu einer Arbeit“ u. s. w. trüge. Ob der Autor jemals dazu gelangte diese Arbeit auszuführen, ja ob er überhaupt die Absicht dazu hätte, käme dabei nicht in Betracht; es genügt, daß ihm das Ziel vorschwebt, auf welches seine Forschung gerichtet ist, auch wenn er anderen überläßt dieses Ziel wirklich zu erreichen.

Nicht minder sollte es keine Darstellung umfassenderer Art geben, die sich nicht auf Einzelbeobachtungen gründete und die es verschmähte, dem Leser Kenntnis und Rechenschaft von diesen Grundpfeilern und Fundamentsteinen zu geben. Die Abneigung, einem darstellenden Werk Anmerkungen beizufügen, die jetzt nicht selten zu beobachten ist, kommt allerdings den Wünschen eines bequemen Lesepublikums und eines ihm dienenden Buchhandels entgegen, ist

aber vom wissenschaftlichen Standpunkt schlechterdings durch Nichts zu rechtfertigen. Der Literarhistoriker ist wie jeder andere Geschichtsforscher weder ein Prophet noch ein Diktator, sondern ein Diener der Wahrheit; er darf weder auf Glauben noch auf Gehorsam rechnen; er muß beweisen und überzeugen. Dies vermag er zu thun, und wird er gerne thun, wenn er der Regel folgt, die aller modernen Wissenschaft zu Grunde liegt: vom Empirischen zur Idee aufzusteigen oder wie es Goethe auszudrücken gewohnt war, vom Besonderen zum Allgemeinen zu gehen. Ich nenne Goethe hier absichtlich statt mancher berühmter Historiker und Literarhistoriker, die anzuführen wären, weil seinen Namen in aller und jeder Hinsicht zum Beginn eines literarhistorischen Unternehmens zu nennen sich ziemt, aber auch zugleich, weil seine Äußerungen über wissenschaftliche Forschung, obschon zunächst auf das Naturstudium berechnet, dennoch auch für unsere Aufgaben unverbrüchliche Weisungen enthalten. Es sind zahlreiche Sprüche, dann methodische Bemerkungen in der Geschichte der Farbenlehre, ganz besonders aber der gedankenklare Aufsatz „Über den Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt", die auch der historischen Forschung als Leitsterne dienen sollen. Freilich muß man sie in eine etwas andere Sprache übersetzen; nicht „Theorie" kann das Ziel des Geschichtsforschers sein, sondern die Erkenntnis der Idee; nicht Versuche, Experimente kann der Historiker anstellen, nicht die Phänomene *wiederholen*, sondern er muß sich begnügen sie aufzusuchen, zu beobachten und zu sammeln. Allein das sind nur Verschiedenheiten der Vorbedingungen; sie betreffen nicht den Sinn dessen, was Goethe uns zu sagen hat. Wenn er in dem genannten Aufsatz verlangt, „nicht abzulassen, *alle Seiten und Modifikationen* einer einzigen Erfahrung nach aller Möglichkeit durchzuforschen und durchzuarbeiten," wenn er ebenda entschieden davor warnt, einen einzelnen Versuch als etwas Isoliertes zu unternehmen und zu betrachten, wenn er in seinem letzten Brief an Grüner fordert, die isoliert scheinenden Phänomene in methodischer *Folge* darzustellen, so sind das auch für die literarhistorische Forschung die fruchtbarsten Regeln. Und wer ihnen folgt, der wird auch die gleichen Erfahrungen machen, die

Goethe zu immer tiefer dringender Erkenntnis verholfen haben. „Viele Phänomene zusammen überschaut, methodisch geordnet, geben zuletzt etwas, das für Theorie gelten könnte." „Jedes Ansehen," lesen wir in der Farbenlehre, „geht über in ein Betrachten, jedes Betrachten in ein Sinnen, jedes Sinnen in ein Verknüpfen, und so kann man sagen, daß wir schon bei jedem aufmerksamen Blick in die Welt theoretisieren." „Es gibt eine zarte Empirie, die sich mit dem Gegenstand innigst identisch macht und dadurch zur eigentlichen Theorie wird." Auf Grund dieser Voraussetzungen erlaubt sich Goethe das geniale Paradoxon, „daß alles Faktische schon Theorie ist", d. h. daß derjenige, welcher die Thatsachen sicher und klar, in ihrer Anordnung nach Raum und Zeit zu beobachten und zu überschauen weiß, damit zugleich die Einsicht in ihren inneren Zusammenhang und den verbindenden Allgemeinbegriff besitzt. —

Es leuchtet ein, daß bei einer solchen Anschauungsweise Einzelforschung und Gesamtbetrachtung eng verbunden sind. Die Erinnerung an diese zugleich der Empirie und den Ideen huldigenden Goethe'schen Grundsätze hat mir den Mut gegeben, in diesem Briefe meinen Wunsch und Gedanken auszusprechen, der hoffentlich von Ihnen, hochgeschätzter Herr, nicht ganz gemißbilligt werden wird. Gestatten Sie mir zum Schlusse nochmals Ihnen meine herzlichsten Wünsche für das volle Wachsen und Gedeihen des Euphorion auszusprechen. In aufrichtiger Hochachtung

Ihr

O. Harnack.

Centralanstalten für die literaturgeschichtlichen Hilfsarbeiten.

Von Jakob Minor in Wien.

Die Gründung von Literaturarchiven liegt gegenwärtig in der Luft. Das Weimarische Goethe-Archiv ist bald nach seinem Entstehen durch die hochherzige Schenkung des Freiherrn von Gleichen-Rußwurm zu einem Goethe- und Schiller-Archiv erweitert worden, und heute stellt es schon ein allgemeines Literatur-Archiv vor. In der Deutschen Rundschau hat W. Dilthey dann der Gründung von Literaturarchiven warm das Wort geredet, und im Februar 1892 ließ der Vorstand einer Berliner „Literaturarchivgesellschaft" seine Einladungen zum Beitritt oder zu werkthätiger Theilnahme ausgehen. Auch die Zeitschriften, an deren Stelle die vorliegende zu treten bestimmt ist, waren, genau besehen, mehr Magazine und Archive für die gelehrte Forschung, als Forschungen selbst.

Es sei mir gestattet, den Fachgenossen die folgenden Gedanken vorzutragen, die mir seit Jahren am Herzen liegen.

Die Nützlichkeit solcher Unternehmungen kann keinem Zweifel unterliegen. Aber wenn solche Institute nicht bloß Stapelplätze eines toten und unfruchtbaren Materiales werden sollen, dann müssen sich endlich auch die verarbeitenden Kräfte mehr und besser regen, als es bisher der Fall war.

Wir haben an unbenütztem Material in der neueren Literaturgeschichte wahrlich keinen Mangel, sondern auch heute schon einen erdrückenden Überfluß. Der fleißige Jördens konnte noch am Anfang unseres Jahrhunderts die wichtigsten Zeitschriften des 18. Jahrhunderts für sein Lexikon verwerten: man kann bei ihm sehr bequem die Zeitschriftartikel über einen bestimmten Dichter, die zeitgenössischen Rezensionen über ein bestimmtes Werk nach-

schlagen. Aus der ganzen ungeheuren Zeitschriftenliteratur des 19. Jahrhunderts dagegen hat selbst der unermüdliche und rastlos thätige Gödeke nur die Dresdner Abendblätter, den Gubitzischen Gesellschafter und das Morgenblatt, aber auch diese bei der großen Masse von Bänden nicht vollständig, bewältigen können. Die ungeheure Literatur von Memoiren und Briefwechseln, die seit dem Anfang unseres Jahrhunderts erschienen ist, hat noch niemand der wissenschaftlichen Benützung dienstbar zu machen versucht. Es werden sogar heute noch Briefwechsel und Tagebücher selbst ohne ein Register gedruckt. Wir besitzen ungezählte Schaaren von Klassikerausgaben, mehr als wir Gelehrte uns wünschen; aber ist es bei einer solchen Massenproduktion nicht ein wahrer Hohn, daß wir nicht eine einzige Klassikerausgabe mit einem vollständigen und sorgfältigen Generalregister haben, mittelst dessen sich nicht allein der Gelehrte sondern auch jeder Gebildete sofort unterrichten könnte, wie und wo Goethe oder Schiller sich in den verschiedenen Perioden ihrer Entwicklung über bestimmte Personen und Zustände geäußert haben? Ich werde nicht müde, dem Herausgeber Herders zuzurufen, daß er uns diese Arbeit schuldig ist! Einzelne solcher Register würden sich sogleich fruchtbar erweisen und uns alljährlich ein Dutzend Bände ersparen, in denen das Verhältnis Goethes zu X oder Y auf Grund der eigenen Aussprüche des Dichters „geschildert" wird.

Der Zeit und Kraft eines Einzelnen und selbst des Fleißigsten spotten die Riesenmassen gedruckten und ungedruckten Materiales, denen wir gegenüberstehen. Jeder von uns hat eine Unmasse von Zeit und Mühe an Zettelkästen und Notizbücher gewendet, nur um sich zuletzt sagen zu müssen, daß unser Leben kurz ist und daß ein armer Teufel über den Anfängen dieser Arbeit sterben muß. Vollständigkeit des Materiales zu erreichen, ist für den Einzelnen eine Unmöglichkeit, besonders wenn die Literatur des 19. Jahrhunderts in Betracht kommt. Ich mache mich anheischig, zu jeder Arbeit auf diesem Gebiete im Verlauf eines Jahres den Nachweis zu liefern, daß ein wichtiges Quellenwerk von dem Verfasser übersehen worden ist.

Man befindet sich nämlich in dem Irrtum zu glauben, daß mit der Spezialisierung und Detaillierung der Wissenschaft alles gethan und die Krone errungen sei. Das ist schon insofern unrichtig, als unsere heutige Forschung gar nicht auf den Spezialarbeiten beruht. Man muß sich das nur klar machen! Sie beruht vielmehr auf der Arbeit aus dem Vollen und Ganzen, die in Gödekes Grundriß vorliegt. Aus diesem holt sich der Spezialist seine Quellen, und wenn Gödekes Arbeit ihn im Stiche läßt, dann ist auch der auf seinen Schultern stehende Spezialist seinem Finderglück überlassen. Dem Spezialisieren muß die Verteilung der Arbeit, die Anweisung der Quellen und die Lieferung des Materiales vorausgehen, d. h. die Arbeit aus dem Ganzen. So lange es einen Spezialismus in der Literaturgeschichte gibt, hat er sich als gänzlich unfruchtbar und nirgends als schöpferisch erwiesen: er fördert nicht, sondern er hinkt den Arbeiten universeller Köpfe wie Danzel, Haym, Herbst, Scherer, Erich Schmidt, Sauer u. a. nach; er ist von anderen inspiriert, ohne deren Hauch er gar kein Leben hätte; und er steht technisch auf den Schultern Gödekes, über dessen Materialiensammlung er niemals in erklecklicher Weise hinausgekommen ist. Denn nur solche Gelehrte, die ein weites Gebiet übersehen, haben uns auch neue Materialien zugeführt.

Ich verlange nun, daß eine Vereinigung der Kräfte angestrebt werde, um die dringenden und unentbehrlichen Vorarbeiten zu leisten, ohne die unsere Arbeit immer ein bloßes Stückwerk bleiben muß.

Es möge das ungeheure Material von Zeitschriften, Briefwechseln, Memoiren u. s. w., das uns namentlich aus dem 19. Jahrhundert gedruckt vorliegt, durch Hilfsarbeiten der gelehrten Forschung in wünschenswerter Vollständigkeit zugeführt werden, ehe sich neue Stoffmassen in den Literaturarchiven ansammeln, die vergebens ihrer Verarbeitung harren.

Es möge aber auch in den Literaturarchiven von vorn herein darauf gesehen werden, daß die einlaufenden Papiere der Wissenschaft dienstbar gemacht werden. Denn wenn dieses Jahrhundert, das sich selber mit Vorliebe das papierene nennt, zur Neige geht,

ohne daß die aufgehäuften Papiermassen geordnet und gesichtet sind, dann wird man bei dem voraussichtlichen Anwachsen des Materiales im künftigen vergebens streben seiner Herr zu werden. Darüber geben wir uns ohnedies keiner Täuschung hin, daß der geschichtliche Sinn stark in der Abnahme begriffen ist, daß heute alles zur Gegenwart hindrängt.

Es wird sich also darum handeln, daß an solchen Literaturarchiven ein ausreichendes und geschultes Personal vorhanden ist, nicht bloß um die Papiere in Empfang zu nehmen und zu hüten, sondern auch um sie zum wissenschaftlichen Gebrauch bereit zu machen. Hier kann uns Weimar mit seinem Generalstab von tüchtigen Arbeitern zum Muster dienen.

Es werden aber auch Versuche zu machen sein, die Arbeit auf die schon gedruckte Literatur auszudehnen und die literaturgeschichtlichen Hilfsarbeiten im Großen zu organisieren. Staatlicher Unterstützung werden wir dabei nicht entraten können. Sehr oft aber wird man auch hier an Vorhandenes anknüpfen können. Die Hilfsarbeiten für österreichische Literatur zum Beispiel werden unter Anleitung des Direktors Glossy an der Wiener Stadtbibliothek emsig und umsichtig betrieben.

Von den Aufgaben, die solchen Centralanstalten für literaturgeschichtliche Hilfsarbeiten zufielen, nenne ich hier aus freier Hand bloß die folgenden: Register zu den sämtlichen Werken der Dichter. Chronologische Verzeichnisse der Werke. Verzeichnisse der Briefe von und an. Regesten zu den Briefwechseln und Memoirenwerken. Zeugnisse und erläuternde Exkurse zu der Entstehungsgeschichte der einzelnen Dichtungen. Sammlung der Urteile von Zeitgenossen über Dichter und Dichtungen. Verzeichnis der historischen und sagenhaften Stoffe (Lexikon der dichterischen Stoffe). Verzeichnis der metrischen Formen. Verzeichnis des Wortschatzes u. s. w.

Ebenso aber hätten auch die Litteraturarchive genaue Verzeichnisse ihrer Erwerbungen zu liefern, die Briefe von und an mit dem Datum und kurzen Auszügen des Inhaltes anzugeben. Man müßte auch hier bisher Versäumtes nachholen und die bestehenden Bibliotheken und Archive auffordern, von ihrem Besitz in

der gleichen Weise Rechenschaft zu geben. Schon als Seuffert seine Vierteljahrschrift gründete, habe ich Freunden gegenüber den Wunsch geäußert, es möge den Archivaren und Bibliothekaren eine Rubrik freigehalten werden, wo sie die gelehrten Leser darauf aufmerksam machen sollten, was diese an ihrem Institut suchen und finden könnten.[1]) Anstatt des rohen Abdruckes unwichtiger und inhaltsloser Briefe und Schriftstücke würde man so auf engerem Raum Regesten und Auszüge erhalten, die dem weiteren Kreis der Gelehrten vollauf genügten, während dem Spezialforscher der Weg zu den Dokumenten gewiesen wäre. Der Unterschied zwischen einem Schriftstück, das als literarisches Produkt oder als wissenschaftliches Quellenwerk einen Abdruck in extenso verdient, und einem andern, das blos für den Biographen Interesse hat, ist im Allgemeinen viel leichter zu machen, als man gemeiniglich zugeben will.

Es ist nun klar, daß solche Centralanstalten und Literaturarchive nicht bloß für unsere Zwecke, für uns Literaturhistoriker arbeiten würden, sondern daß ihre Hilfsarbeiten allen historischen Wissenschaften zu gute kommen würden. Auch die politische Geschichte, die Kulturgeschichte, die Kunstgeschichte, die Geschichte des Rechtes und der Medizin, die Kirchengeschichte, die Sagengeschichte u. s. w. — sie alle würden erst auf eine sichere Basis gestellt und die Gewähr eines sich der Vollständigkeit einigermaßen nähernden Materiales erhalten. Der schöne Plan eines deutschen Wörterbuches, den uns Herman Grimm neulich in der Deutschen Literaturzeitung entworfen hat, wäre auf diesem Wege gleichzeitig zu verwirklichen, und man stelle sich nur einmal recht lebhaft vor, wie viel Zeit und Kraft vor der Zersplitterung bewahrt bliebe, wenn nicht jeder Einzelne auf die Ausnutzung derselben Quelle angewiesen wäre, die sein Nachbar eben mühsam ausgeschöpft hat, sondern wenn eine regelrechte Arbeitsteilung nach einheitlichen Prinzipien erfolgte.

---

[1]) Der Herausgeber dieser Zeitschrift erklärt sich mit Freuden bereit, einen entsprechenden Teil des ihm zur Verfügung stehenden Raumes dem oben angegebenen Zwecke zu widmen.

Aber auch im günstigsten Falle wird von Seite des Staates, solange die Kriegsbereitschaft ein politisches Bedürfnis ist, keine allen Wünschen entsprechende Unterstützung zu erwarten sein. Wohl! So stelle jeder von uns seine einzelne Kraft in den Dienst des Ganzen, das ihn stützt und nährt! Wir werden stärker sein alle mit einander als jeder für sich allein oder gegen den andern. Als die ersten Nachrichten von der Weimarischen Goetheausgabe in die Öffentlichkeit drangen, da habe ich mir die Arbeit so gedacht. Jeder von den dreißig Mitarbeitern erhält seine Aufgabe: du excerpierst diesen Briefwechsel für Entstehungsgeschichte, Bibliographie, Wörterbuch u. s. w., ich jenen. Und die gesammelte Arbeit, in Weimar rubriziert und geordnet, kommt dann allen Mitarbeitern zu gute. Welches ungeheure Material vermögen nicht ein paar hundert Gelehrte zu bewältigen, von denen jeder jährlich nur ein Dutzend Bände bearbeitet! Ich getraue mir auch jährlich drei Dutzend Seminaristen zu stellen, — nämlich wenn es Ernst wird, und wenn jeder für seine Arbeit an dem Ganzen auch wieder Nutzen für sich selbst zu erwarten hat.

Aber auch von dem praktischen Wert solcher Anstalten will ich reden. Unsere Universitäten ziehen alljährlich eine ganze Schar von tüchtigen und brauchbaren jüngeren Gelehrten heran, die für ihren Thätigkeitsdrang vergebens nach einem Felde suchen. Wie die Dinge heute liegen, wendet sich alles der Universität zu, die ihren jüngsten Söhnen auch nach Jahrzehnten keine sorgenfreie Zukunft verspricht. Wir ziehen durch die zunehmende Erleichterung der Habilitationen ein gebildetes, gelehrtes Proletariat groß. Und ich nehme keinen Anstand es zu sagen: in den meisten Fällen (nicht in allen, aber in den meisten) erweisen wir auch der Universität einen schlechten Dienst! Man lasse mich nur erst ausreden.

Das Prinzip des Spezialisierens in dem eben bezeichneten Sinn hat sich gerade auf dem Gebiet der neueren Literaturgeschichte als schädlich nicht bloß für die Wissenschaft, sondern noch mehr als gefährlich für die Universitäten erwiesen. Man beruft sich heutzutage so gern auf die Naturwissenschaften; leider wie es scheint nur dort nicht, wo es am Platze ist. Ein Chirurg oder eine

Hebamme oder ein Zahnarzt, die in ihrer Kunst einzig sein mögen, werden von jedem Arzt außer die wissenschaftliche Sphäre gestellt, so lange sie nicht Doktoren der gesamten Heilkunde sind. Bei unseren jungen Literaturhistorikern aber beginnt die wissenschaftliche Arbeitsteilung schon im ersten Semester, mit der ersten Seminararbeit. In der griechischen, französischen und englischen Literaturgeschichte wird der Jünger durch das Studium der fremden Sprache im Zaum gehalten; er ist gezwungen zu lesen, viel zu lesen, schon um sich die nötige Sprachkenntnis zu erwerben. In die deutsche Literaturgeschichte aber springt er mit Stiefeln und Sporen hinein; die paar methodischen Handgriffe guckt er dem nächstbesten Vorbild ab und wendet sie ungeprüft und unbesehen auf seinen Stoff an. Der Seminardirektor stellt ihm die Aufgabe, er und Gödeke liefern das Material: und nun liest der angehende Literaturhistoriker ein paar Bücher, die seit ein paar Jahrhunderten oder seit ein paar Jahrzehnten niemand gelesen hat und der junge Gelehrte ist fertig. Er weiß jetzt über ein Drama des 16. Jahrhunderts oder über eine verschollene Dichtung des 19. wirklich mehr als die andern und es reizt ihn, auf seinen einsamen Pfaden weiter zu bummeln, denn in diesem Revier ist er Herr und König. Es gibt wirklich nur mehr Professoren in dieser Wissenschaft und keine Zuhörer; Zuhörer nämlich in dem akademischen Sinn, die nicht bloß zuhören und Beifall spenden, sondern die auch wirklich auffassen. Ein ungeheures Banausentum ist nicht erst im Entstehen begriffen, sondern schon zur Blüte gediehen, und dem universellen Charakter der akademischen Bildung droht die größte Gefahr. Jeder akademische Lehrer hat Gelegenheit zu beobachten, wie dem Seminaristen, sobald er selber das Wort ergreift, jedes geringfügigste Detail, das er irgendwo aufgestöbert hat, ungemein wichtig vorkommt; soll er aber bei den wichtigsten Dingen einen Zuhörer abgeben, so erscheinen sie ihm von vornherein als sehr unwichtig und überflüssig. Jede akademische Vorlesung, die ihrem Zweck entspricht, soll dem Zuhörer den Weg durch eine ganze Literaturperiode bahnen; sie wird nicht zu hoch über dem Material stehen und nicht zu tief in dem Material stecken dürfen. Der Anfänger aber findet, sobald die

Rede auf seinen Schimmel kommt, daß der Vortragende viel zu wenig geboten hat — denn er weiß es viel besser und viel genauer; und wenn sich der Vortrag dann sehr bald anderen Dingen zuwendet, von denen er nichts weiß, dann findet er wiederum, das sei viel zu viel! Ich will sagen, daß bei einem gewissen Grad von Spezialisierung und bei zu früher Spezialisierung ein universeller Unterricht unmöglich ist. Ebenso wenig aber können die Spezialkollegien gedeihen. Denn wie schon der geringe Erfolg unserer gelehrten Zeitschriften beweist, interessieren die Spezialstudien des einen Gelehrten nicht einmal seinen gelehrten Nachbarn. Der Student aber, der seinen eigenen Knochen abnagt, kümmert sich noch weniger darum, womit sein Professor beschäftigt ist, er bleibt bei seiner eigenen Liebhaberei und läßt ihm die seinige. Und nun denke man sich diesen Prozeß in seiner zukünftigen Fortentwicklung! Je spezieller der Professor, um so spezieller der Schüler. Man habilitiert sich heute auf Goethes Leipziger Liederbuch oder auf den Urfaust; dazu braucht man nur ein bischen Methode und die Belesenheit, die sich in ein paar Wochen erwerben läßt. Es wird aber bald auch ein Schüler kommen, der das Neujahrslied besser kennt als wir alle: auch Er ist ein Fachmann und wir werden nicht so unhöflich sein ihn warten zu lassen. Auch dieser wird Schule machen. Auf e i n e n Professor ein halbes Dutzend Docenten und so fort in der Potenz, mit immer mehr verengertem Arbeitsfeld. Welchen unmöglichen wissenschaftlichen und sozialen Zuständen steuern wir zu! Man frage doch einmal bei den Medizinern nach, was sie von einer Lehrkanzel für jede einzelne Krankheit halten? oder bei den Naturforschern, was sie von einer Lehrkanzel für jede Pflanzengattung denken? Und doch ist die Arbeitsteilung dort ein weit dringenderes wissenschaftliches Bedürfnis als bei uns. Ich kann nur wiederholen: unsere besten Spezialisten sind die, welche mit dem Detail anfangen und mit dem Ganzen aufhören, denn man darf sich nicht einbilden, daß nur die ihren Gegenstand bis ins kleinste kennen, die sich immer nur mit Kleinigkeiten abgegeben haben.

Ich bekenne offen, daß ich die Spezialisierung nur auf dem Gebiete der literarhistorischen Hilfsarbeiten für möglich und ver-

dienstlich halte. Darum glaube ich auch, daß die völlige Trennung dieser Hilfsarbeiten von dem akademischen Unterricht der Wissenschaft und der Universität gleichmäßig zum Nutzen gereichen würde. Anstatt massenhafter Docenten würden wir dann tüchtige Archivare und Hilfsarbeiter besitzen, die nicht an den Spitzen und Schnörkeln, sondern an den Fundamenten unserer Wissenschaft arbeiten würden, die von ihrer Thätigkeit nicht nur einen materiellen Erfolg, sondern auch eine größere innere Befriedigung hoffen dürften. Wie man heute in der Kunst überall von vorn anfangen will, so will auch jeder die Wissenschaft von neuem erfinden; sie fängt für ihn da an, wo er mit seiner Weisheit einsetzt, und sie hört für ihn da auf, wo seine einzelne Kraft ermüdet. Die Wissenschaft beruht aber noch weit mehr auf der Tradition als die Dichtung, und in der Literaturgeschichte fängt man nicht als Meister an, sondern man hört als Schüler auf. Wie wärs, wenn wir es einmal umgekehrt versuchten, die Sache im Großen und Ganzen zu treiben? Jeder an seinem Ort, so werden wir mehr ausrichten, als wenn alle zugleich docieren wollen.

Wenn dann für die Vergangenheit gesorgt ist, dann wäre es Aufgabe der Jahresberichte, das im Laufe der Jahre neu hinzukommende Material aufzunehmen, und an die Arbeit der Archive und Centralanstalten anzuknüpfen. Sie würden dann freilich mehr das Materielle hervorkehren müssen und den nötigen Raum an dem verbindenden Text und an den Urteilen absparen, die beide ja doch nur für das Jahr des Erscheinens von Wert sind, während der Jahresbericht als Nachschlagebuch seinen Wert auch für die Zukunft behält. Es dürfte nicht blos gesagt sein, daß man in diesem oder jenem Buch Briefe von X, Y, Z fände; sondern man würde unter X, Y, Z die Briefe mit ihren Daten und Regesten verzeichnen. Man dürfte eine Rubrik über die Behandlungen dichterischer Stoffe (z. B. die Rolandsage) nicht vermissen und diese Rubrik müßte bis auf die neueste Zeit fortgesetzt werden. Auch aus den Memoirenwerken müßte der Stoff auf die einzelnen Persönlichkeiten verteilt werden, und wenn z. B. in F. Wehls Zeit und Menschen von Gutzkow erzählt wird, müßte unter

Gutzkow gesagt sein: „Leben in Hamburg (oder Dresden) 1846 (oder 1848) . . . Wehl S. 150" (alles bloß beispielsweise). Welchen Gewinn aber für unsere nebulose Poetik, wenn die Centralstellen und Jahresberichte auch einmal aus der älteren und neueren Zeit verzeichnen wollten, wo sich die Dichter selber über ihre Art zu produzieren geäußert haben!

Viribus unitis ist der Wahlspruch eines philologenfreundlichen Monarchen! Es sollte auch der unsrige werden.

Goethe als Naturforscher.[1]

Von Richard M. Meyer in Berlin.

Goethes wissenschaftliche Thätigkeit und vor allem sein Anteil an der Naturforschung wird nur aus der Erkenntnis seiner dichterischen Eigenart, seiner dichterischen Entwickelung voll verständlich. Denn wie all' seine naturwissenschaftlichen Arbeiten unter einander eng verwandt sind, wie gleichsam eine geistige „Urpflanze" sich zu seinen anatomischen und meteorologischen, botanischen und optischen Arbeiten individualisiert hat, so gehören sie auch mit seiner Poesie innig zusammen. Aus demselben Boden einer großen Weltanschauung und einer großen Persönlichkeit fließt sein Dichten und Forschen.

Nur dies kann hier gezeigt werden. Nur die wichtigsten Grundzüge eines großartigen und unablässigen Forschens sollen angedeutet, nur ihre Bedeutung für das „Gesamtbild der Welt Goethe" soll umrissen werden. In die Einzelheiten der Arbeiten herabzusteigen kann unsere Aufgabe nicht sein, obwohl auch die

[1]) Aus Kapitel XXXIII der bei der Preisausschreibung für die Sammlung „Führende Geister" („Geisteshelden") preisgekrönten, im Herbste 1894 bei Ernst Hofmann und Co. in Berlin erscheinenden Goethebiographie.

Betrachtung dieser Einzelheiten von hohem Interesse ist. Wir müssen uns hier darauf beschränken, eine allgemeine Erörterung von Goethes wissenschaftlicher Denkweise zu geben. —

Langsam und stetig entwickeln sich seine wissenschaftlichen Studien. Schon das Kind experimentiert und beobachtet den Aufgang der Sonne; der Leipziger Student verkehrt vielfach mit Medizinern; den Rekonvaleszenten in Frankfurt ziehen alchymistische Studien in ihren Bann. Eifrig sieht er in jener an Keimen so unendlich reichen Straßburger Zeit sich in der Natur um und nimmt an anatomischen Studien bereits jetzt teil. Stärker lenkt ihn seine Thätigkeit für Lavaters Physiognomie auf diese Untersuchungen und speziell auf die des menschlichen Schädels hin. — Dann aber macht Weimar Epoche. Virchow besonders hat gezeigt, wie hier auch an Goethe selbst sich die Devise erfüllte, die er in den Wanderjahren zur Bestimmung des Weges seiner Wanderer gemacht hat: „Vom Nützlichen durchs Wahre zum Schönen." Der Dichter selbst weist darauf hin, wie er den Bildungsgang der Naturwissenschaft in sich wiederholt habe, indem praktische Interessen zuerst ihn der Natur, der schaffenden Natur ganz nahe brachten. Er studiert das Land als die große Ernährerin des Volkes. „Es ist ein erhabnes wundervolles Schauspiel," heißt es in einem Brief an Frau v. Stein vom 12. April 1782, „wenn ich nun über Berge und Felder reite, da mir die Entstehung und Bildung der Oberfläche unserer Erde und die Nahrung, welche Menschen draus ziehen, zu gleicher Zeit deutlich und anschaulich wird." Nicht mehr das Wildromantische sucht er auf, wie Werther, sondern das Einfache; nicht mehr die Ausnahme, sondern die Regel. Er pflanzt im eigenen Garten; das Ilmenauer Bergwerk führt ihn zur Mineralogie, für die er mit Leidenschaft Proselyten macht. Die ewige Quelle seiner Freuden, die innere Gesetzmäßigkeit der Natur, war ihm aufgegangen. — Endlich in Italien finden diese mannichfaltigen naturwissenschaftlichen Interessen ihre beherrschende Einheit. Das Studium der Menschengestalt wird ihm „das Non plus ultra alles menschlichen Wissens und Thuns." Dies Aperçu erst: daß die menschliche Gestalt der höchste Gipfel und zugleich die Erklärung einer durch

die gesamte Natur hindurchreichenden Gestaltenkette sei — dies erst giebt seiner Naturanschauung Festigkeit. Seitdem erst ist er mit selbständig wissenschaftlichen größeren Arbeiten aufgetreten. —

Etwa in derselben Weise, wie für seine Beschäftigung mit der Naturwissenschaft, lassen auch für seine Auffassung der Natur sich die Perioden abgrenzen. Es sind vier eigenthümliche Begriffe, auf denen seine Naturauffassung beruht: der des Formtriebes, der der Stetigkeit, der der fortschreitenden Entwickelung und der der periodischen Metamorphose. Begrifflich wie historisch folgen sie in Goethes wunderbar normaler Entwickelung aufeinander. —

In Straßburg bereits entwickelte Goethe jene Idee, die in dem Terminus „innere Form" ihre paradoxe und geniale Konzentration fand. Dieser Ausdruck findet sich in einem Aufsatz, den 1776 Goethes damaliger Freund H. L. Wagner mit anderen „Aus Goethes Brieftasche" veröffentlichte. Er hat zunächst nicht weitergewirkt. Als aber jener Aufsatz im Nachlaß Goethes neu abgedruckt ward, eignete Wilhelm v. Humboldt sich den langgesuchten, bezeichnenden Ausdruck an und Forscher wie Steinthal und Scherer haben aus ihm eine Welt von Ideen abgeleitet. Was Goethe meinte, lehrt deutlicher noch als die rhapsodische Stelle jenes Aufsatzes das 1775 an Lavater gerichtete „Lied eines physiognomischen Zeichners". Hier braucht er den Ausdruck „innere Schöpfungskraft". — Goethes Idee ist abhängig von der Typenlehre Herders. Jedes einzelne Ding gehört einem großen Typus an. Das Ideal der Gattung schwebt gleichsam jedem entstehenden Wesen vor; es wirkt in ihm als „innere Schöpfungskraft" und führt mehr und mehr das selbständige Einzelwesen, die „Monade" aus der chaotischen Unbestimmtheit zur klassischen Ausbildung und Vollendung. Die äußere Form ist also nur Abspiegelung, nur Symbol der unfaßbaren inneren Form.

In der Monade — um Leibnitz' Ausdruck anzuwenden — liegt demnach bereits ein Streben, ein Arbeiten; und es ist gerade diese Idee des Strebens und Arbeitens aller organischen Wesen, in der der Dichter des Faust am eigenartigsten seine Naturauffassung

durchgeführt hat. Gerade ein Jahr vor seinem „Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären“ erschien des berühmten Göttinger Anthropologen Blumenbach kleine Abhandlung „Über den Bildungstrieb“. Aber Blumenbachs Bildungstrieb ist ein durchaus konservatives Prinzip: es ist der Trieb, der einem organischen Wesen die Wiederherstellung eines verlorenen Teils ermöglicht. Hat z. B. ein Polyp, ein Frosch Arm oder Bein verloren, so ersetzt er sie aus sich heraus; sogar der menschliche Körper ist, nur in viel geringerem Grade, hierzu fähig: so ergänzen sich fortwährend die abgeschnittenen Fingernägel. — Hiernach also hat jedes Wesen nur den Trieb, „suum esse conservare“. Goethes Formtrieb hingegen ist ein vorwärtsdringendes Prinzip, bestimmt, die Grenzen zu verrücken und die Scheidungen zu überbrücken. —

Mit psychologischer Notwendigkeit wuchs diese genial-künstlerische Idee aus der Seele des prometheischen Stürmers hervor. Mit psychologischer Notwendigkeit ergänzt sie sich in der klassischen Zeit seiner Selbsterziehung zur Harmonie, in Weimar, durch die zweite Idee der Stetigkeit. „Man fühlt tief,“ schreibt er von der Schweizerreise 1779 an Frau v. Stein, „hier ist nichts Willkürliches, alles langsam bewegendes ewiges Gesetz.“ Ähnliche Aussprüche wiederholen die Briefe an Schiller, und im zweiten Teil des Faust spricht Thales:

Nie war Natur und ihr lebend'ges Fließen
Auf Tag und Nacht und Stunden angewiesen:
Sie bildet regelnd jegliche Gestalt,
Und selbst im Großen ist es nicht Gewalt. —

Die Kombination dieser beiden Ideen, des Begriffs des individuellen Formtriebes und des Begriffs der allgemeinen Stetigkeit, scheinen den dritten und wichtigsten naturwissenschaftlichen Hauptgedanken Goethes schon mit Notwendigkeit zu ergeben: den der Entwickelung. Dennoch gelangt zu diesem Goethe erst in Italien. Auch dies nicht bloß aus logischer, sondern auch aus psychologischer Notwendigkeit heraus. Es ist derselbe Begriff des Klassischen, der für seine Kunstlehre und für seine Naturlehre im Anblick südlicher Natur und antiker Kunst herrschend wird.

Die Entwickelungslehre enthält eine Korrektur der Lehre vom individuellen Formtrieb — eine durch den neuen Begriff der Stetigkeit geforderte Korrektur. Wir sahen, daß Blumenbachs Bildungstrieb durchaus konservativ ist: er bannt das Individuum in seine zufällige Form. Goethes Bildungstrieb dringt vorwärts, zu höherer Gestaltung — aber wenn auch nicht für das Individuum, so doch für den Typus blieb er immer noch konservativ; er bannte das Individuum in die Grenzen seiner Art. Jetzt hört dies auf. Eine allgemeine Entwickelung geht über alle Art- und Gattungsgrenzen heraus zu einer höchsten, klassischen Form. Alle Arten verhalten sich zu einander nur wie die verschiedenen Phasen eines in der Entwickelung begriffenen Individuums sich zu einander verhalten: sie sind nur historische Stufen einer Entwickelung. Alle Typen finden sich schließlich in einem höchsten und letzten Typus zusammen und dieser ist vorhanden in der menschlichen Gestalt. —

Vorbereitet war diese größte und folgenreichste wissenschaftliche That Goethes, die Verkündigung einer allgemeinen, das Universum erfüllenden Entwickelung, durch zwei verschiedene Thatsachen: durch Linnés Neuordnung der Naturreiche und durch die romanische Geschichtsphilosophie.

Indem Linné durch das ganze Reich der Pflanzen oder Tiere ein bestimmtes Einteilungsprinzip durchführte, verschwand der Eindruck zufälliger Zusammenstellung und es trat dafür der einer ununterbrochenen Folge hervor. Wenn neben einander Rosen, Lilien, Veilchen stehen, ob auch als wohlcharakterisierte Klassen, so wäre dazwischen für beliebig viele andere Klassen Raum; aber wenn es jetzt heißt: Monandria, Diandria, Triandria, so könnte Niemand zwischen die Klassen der Pflanzen mit einem, mit zwei, mit drei Staubblättern andere Klassen einschieben wollen. Es zeigt sich also schon äußerlich, was Linné auch nachdrücklich gelehrt hat: die Kontinuität der organischen Wesen. „Die Natur macht keine Sprünge," sprach er, und begeistert wiederholte der junge Herder dies Wort und Goethen wird es zum Fundament der Naturbetrachtung.

Man hat in neuerer Zeit festgestellt, wie diese Ordnung schon

sehr früh die Idee erweckte, daß die getrennten Arten eine Reihe bilden könnten. Aber Linné widersprach. Es ist ganz natürlich, daß dem großen Klassifikator ein Umstürzen der sorgfältig gezogenen Grenzlinien gefährlich schien. Er war eben ein „Trennender“, Goethe ein „Vereinender“, wie dieser selbst einmal die beiden großen Gruppen der Naturforscher unterschied. Eben deßhalb bezeugt Goethe, nach Shakespeare und Spinoza sei die größte Wirkung auf ihn von Linné ausgegangen, „und zwar gerade durch den Widerstreit, zu welchem er mich aufforderte. Denn indem ich sein scharfes, geistreiches Absondern, seine treffenden, zweckmäßigen, oft aber willkürlichen Gesetze in mich aufzunehmen versuchte, ging in meinem Innern ein Zwiespalt vor: das, was er mit Gewalt auseinanderzuhalten suchte, mußte nach dem innersten Bedürfnis meines Wesens zur Vereinigung anstreben.“

Zu dieser Vereinigung half nun ein Anderes. Schon vor Linné hatte die Geschichtsphilosophie versucht, die getrennten Arten, die sie vorfand, in eine fortlaufende Reihe zu ordnen. 1725 erschienen des Italieners Vico tiefsinnige „Principi intorno ad una nuova scienza“ und lehrten zuerst das Gesetz der Entwickelung in der Geschichte: lebende Nationen wie die italienische oder französische seien nur gegenwärtige Repräsentanten einer typischen Entwickelungsstufe, die von Griechen oder Persern längst schon einmal erreicht worden wäre. — Goethe ward in Italien durch Filangieri auf Vico aufmerksam gemacht; daß er ihn aber mit Hamann vergleicht, spricht nicht gerade für ein gründliches Studium Vicos. Stärker wird Montesquieu mit seinem 1748 veröffentlichten „Esprit des lois“ auf den Dichter gewirkt haben; am stärksten dessen Schüler Herder mit seinen „Ideen zur Geschichte der Philosophie der Menschheit“.

Diese doppelte Vorarbeit also: erstens die Anordnung der Arten von Tieren und Pflanzen in eine fortlaufende, wenn auch durch Grenzen geschiedene Reihe und zweitens die Aufstellung einer allgemeinen Entwickelung durch die ganze Menschheitsgeschichte treffen zusammen in der Kenntnis Goethes; und es treffen ferner in seinem Nachdenken zusammen die Prinzipien des Formtriebs

und der Stetigkeit. So kommt er zu der Lehre von der allgemeinen Entwickelung, das heißt von der chronologischen Folge der Arten. Es giebt nur einen klassischen Typus: das ist die vollkommene Menschengestalt. Eben hier in Italien ward sie ihm „anschauende Kenntnis". Alle andern Typen sind gleichsam nur Skizzen zu diesem Meisterwerk der Natur. Wie dem Dichter allmählich sein Kunstwerk mehr und mehr aus Nebel und Dämmerung in klares Tageslicht rückt, so arbeitet auch in der Natur die höchste Form sich nach und nach heraus.

Nachdrücklich ist hier nochmals zu betonen, wie bei aller Annäherung an die Weltanschauung des Darwinismus Goethe durch seine künstlerisch-anthropomorphisierende Auffassung sich von ihr scheidet. Auch der Darwinismus glaubt in den verschiedenen Gattungen des Tier- und Pflanzenreiches ein Nebeneinander innerlich gleichartiger, aber der Entwickelungsstufe nach verschiedener Organismen zu erkennen. Aber das Motiv dieser stetigen Veränderungen erklärt er völlig anders als der Dichter. Die moderne Lehre meint, daß das regelmäßige Fortwirken immer derselben äußeren Faktoren auf immer gleich geartete Anlagen immer gleichartige Folgen hat; Goethe versetzt diese Folgen als ein angestrebtes Ideal in das instinktive Bewußtsein der Monade. —

Stärker noch als in der Auffassung von der Ursache der Entwickelung tritt Goethes künstlerischer Sinn hervor in der Art, wie er den Gang derselben sich vorstellt. Wir kommen damit zu dem vierten wissenschaftlichen Hauptbegriff Goethes: dem der periodischen Metamorphose oder, wie Goethe es nennt, der Polarität.

In die früheste Zeit reicht bei Goethe die Idee des ewigen Wechsels herab. Klassisch hat schon der „Gesang der Geister über den Wassern" sie ausgeprägt. Dieser Wechsel wird aber von vornherein bei ihm als ein Gestaltentausch gedacht. Nicht die Kräfte wechseln, nur ihre Form; das Wesen bleibt, aber es wandelt seine Gestalt. War doch schon dem jungen Alchemisten in Frankfurt der Begriff der Stoffverwandlung geläufig. Wir finden auch in dieser Anschauung Stetigkeit und Formtrieb einander gesellt. Aber lange noch erscheint der Wechsel als ein willkürlicher, ungeregelter. Ganz

allmählich bildet sich in Goethe die Anschauung aus, ihn als den regelmäßigen Tausch je zweier entgegengesetzter Tendenzen zu erklären. Dies ist in der Zeit des Zusammenwirkens mit Schiller Goethes feste Methode geworden und seitdem geblieben. Er führt in der Morphologie die Stufenfolge auf einen periodischen Wechsel von Ausdehnung und Zusammenziehung zurück; er erklärt ganz ebenso den Wechsel der meteorologischen Erscheinungen aus einer beständigen Ablösung von „Wasserbejahung" und „Wasserverneinung". — Dies erscheint nun höchst seltsam: Goethe, der leidenschaftliche Verfechter der Stetigkeit bei der Gesamtentwickelung, löst beim Einzelnen die Entwickelung in ein unaufhörliches Umspringen auf! Später erscheint freilich mildernd das Gleichnis der Spirale; aber die Anschauung bleibt doch jederzeit bestehen, daß ein beständiges Umdrehen der Richtung und zwar an einem prägnanten Punkt, daß ein fortwährender Wechsel von Ja und Nein die Entwickelung des Individuums ausmache.

Die psychologische Wurzel dieser Anschauung glauben wir in Goethes eigener Erfahrung zu finden: das Gefühl eines periodischen Umschlagens von Sammlung zu Zerstreuung, von Liebe zur Einsamkeit zum Bedürfnis nach Geselligkeit gab wohl den ersten Anstoß dazu, allgemein die Entwickelung nach dem Muster einer galvanischen Säule aus antithetischen Paaren aufzubauen. Dann aber, scheint es, hat auch hier der Dichter den Forscher überredet. Auch hier ward es verhängnisvoll, daß Goethes Kunstlehre fertig war, eh er in die Naturlehre tiefer einzudringen begann. — Wir erinnern daran, wie Goethe in den Jahren des Zusammenwirkens mit Schiller das höchste Gewicht auf die Auswahl des für die Darstellung günstigen Moments in der Kunst legt. Lessing in seinem „Laokoon" war mit der Forderung des „fruchtbaren Moments" vorangegangen; Goethe in seinem Laokoon von 1797 erklärt für den fruchtbarsten Moment den, der auf dem Übergang eines Zustandes in den andern schwebt. Ihn selbst sehen wir in „Clavigo", in der „Proserpina", in „Hermann und Dorothea", in der „Natürlichen Tochter" diesen Moment wählen. Es war nur natürlich, daß das so vorgebildete Auge des Künstlers auch in der Natur den höchsten Moment auf-

sucht. Und wäre nicht auch hier der Moment einer Wandelung so recht symbolisch für die ewige Verwandlung selbst? So ward das künstlerische Bedürfnis nach prägnanten Momenten stärker als die Lehre von der stetigen Umwandlung. Der pathetische Moment ward aus der Kunstlehre in die Naturlehre übertragen und ward als „Polarität“ zum Vermittler der Gegensätze, z. B. der positiven und negativen Farben. Und diese Lehre ist dann wiederum aus der Naturgeschichte in die Geschichtsphilosophie übertragen worden: ganz ebenso schlagen nach Hegels dialektischer Methode die Gegensätze um und in beständigem Dreischritt von Position, Negation und Überwindung des Gegensatzes schreitet die Menschheit vorwärts. — Die Umwandlung nun aber, welche in dem Drehungspunkte stattfindet, nennt Goethe „Metamorphose“. Die Metamorphose, durch welche nach seiner Lehre die Samenblätter sich zu Blättern ausdehnen oder diese sich zum Kelch zusammenziehen, ist völlig gleichartig der, durch die in der Atmosphäre das „Bändigen und Entlassen der Elemente“ in einander übergehen. —

Es wäre leicht, an zahlreichen Beispielen aus seinen gelehrten Arbeiten wie aus seinen Dichtungen von den „Wanderjahren“ bis zum „Paria“ zu zeigen, wie tief in Goethes innersten Überzeugungen gerade diese Lehre vom ewigen, gesetzmäßigen Wechsel wurzelte. Sie ermöglicht — mag sie nun übrigens berechtigt sein oder nicht — eine rasche Orientierung über die ganze Reihe der zusammengehörigen Probleme. Aber es liegt in dieser Annahme einer ununterbrochenen Ablösung je zweier Principien gleichzeitig ein Verzicht. Die Reihe wird in die Unendlichkeit verlängert; kein Anfang, kein Ende. Vor allem der Anfang liegt jenseits aller Erfahrung: „der Begriff des Werdens ist dem Menschen durchaus versagt,“ sagt Goethe selbst, völlig folgerichtig. Wir gelangen damit zu einem fünften und letzten wichtigen Begriff, der freilich nicht mehr eigentlich Goethes Theorie, sondern der Praxis seines Naturstudiums angehört: dem des Urphänomens. Er scheint erst in den letzten Jahren des Dichters voll ausgeprägt zu sein.

Die letzte, einfachste Formulierung des sinnlich wahrnehmbaren Phänomens bezeichnet er mit diesem, in den letzten Jahren gern

und nachdrücklich gebrauchten Ausdruck. Daß dies „Urphänomen" eben nur der äußerste absehbare Punkt einer unendlichen Reihe sei, darüber war Goethe sich vollkommen klar. „Unsere Meinung", sagt er, „ist: daß es dem Menschen gar wohl gezieme, ein Unerforschliches anzunehmen, daß er dagegen aber seinem Forschen keine Grenze zu ziehen habe." Noch tiefer geht ein anderer Ausspruch: „Das Wahre, mit dem Göttlichen identisch, läßt sich niemals an uns direkt erkennen, wir schauen es nur im Abglanz, im Beispiel, Symbol, in einzelnen und verwandten Erscheinungen; wir werden es gewahr als unbegreifliches Leben und können dem Wunsch nicht entsagen, es dennoch zu begreifen." „Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben", heißt es ja auch im Faust, und „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis".

Nur scheinbar widerspricht es dieser Annahme eines äußersten „Urphänomens", wenn Goethe wiederholt mit scharfem Hohn gegen die berühmten Verse Albrecht von Hallers zu Felde zog:

Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist —
Zu glücklich, wem sie noch die äußre Schale weist.

Der Unterschied ist der, daß Haller meint, wir gelangten gar nicht bis zu den wirklichen Phänomenen; was wir sehen sei nur die äußere Schale der eigentlichen Vorgänge. Für Goethe dagegen vermögen wir die Dinge wirklich zu sehen, wie sie sind; wir werden wirklich das Leben selbst gewahr — nur ist es uns unbegreiflich und nur gleichnisweise zu erklären:

Die Natur ist nicht verschleiert —
Doch der Mensch, er hat den Star.

Mit anderen Worten: Goethe vertraut der sinnlichen Wahrnehmung, Haller schreibt ihr nur eine begrenzte Fähigkeit zu.

Den Sinnen hast du dann zu trauen —
Kein Falsches lassen sie dich schauen,
Wenn dein Verstand dich wach erhält,

so sprach Goethe in seinem „Vermächtnis." Aber die Wissenschaft hat hier unter den beiden Dichtern und Gelehrten für den großen Begründer der Physiologie und gegen den genialsten aller Virtuosen der Anschauung entschieden.

Mit vollem Recht hat Virchow bei Goethes Bemühung die Natur zu erfassen, an jene Programmworte für sein Studium der Kunst erinnert: „In der Kunst muß ich es so weit bringen, daß alles anschauende Kenntnis werde, nichts Tradition und Namen bleibe.“ Aber mit vollem Recht auch hat der zweite große Naturforscher, der über Goethes naturwissenschaftliche Arbeiten gehandelt hat, Helmholtz, ausgeführt, daß in der Naturlehre die „anschauende Kenntnis“ eine unüberschreitbare Grenze findet. „Denn eine Naturerscheinung ist physikalisch erst dann vollständig erklärt, wenn man sie bis auf die letzten ihr zu Grunde liegenden Naturkräfte zurückgeführt hat. Da wir nun nie die Kräfte an sich, sondern nur ihre Wirkungen wahrnehmen können, so müssen wir in jeder Erklärung von Naturerscheinungen das Gebiet der Sinnlichkeit verlassen und zu unwahrnehmbaren, nur durch Begriffe bestimmten Dingen übergehen.“ Dies wußte Haller; dies zu glauben sträubte sich Goethe. Unsichtbare Kräfte, unwahrnehmbare Dinge schienen ihm mythische Erfindungen. Während thatsächlich jene Urphänomene wie „Ausdehnung und Zusammenziehung,“ „Wasserbejahung und Wasserverneinung“ keine Erklärungen, sondern nur summarische Zusammenfassung einer Reihe von Fragen sind, ist eine Antwort möglich, sobald „das Gebiet des Sinnlichen“ verlassen wird. Denn die Wärme, die wir fühlen, das Licht, das wir sehen, der Schall, den wir hören — all dies ist wirklich nur „Schale,“ wie Haller es nennt, nur subjektiv menschliche Verkleidung von Phänomenen, die selbst sich der Anschauung entziehen. Die Ätherwelle, deren Bewegung unsern Sinnen zum Schall oder zum Licht wird, ist nur durch diese Vermittelung unserer Sinne wahrnehmbar, nicht aber direkt. Wir sehen nur das grüne Tuch auf der Bühne Wellen schlagen; die Arbeiter, die darunter kauern und es bewegen, sehen wir nicht.

Goethe aber hält mit Entschiedenheit die sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen für das Letzte. Er widerstrebt ihrer weiteren begrifflichen Analyse. Er bleibt bei dem einfachsten, sinnlich wahrnehmbaren Phänomen stehen. Und er zürnt auf Albrecht v. Haller, wie er so lang auf Schiller zürnte: weil

er seine Gottheit, die Natur, beleidigt glaubte, weil er ihre Einheit durch die Ausdrücke „Innres der Natur," „äußre Schale" bedroht sah. —

Diese Scheu, von dem Urphänomen weiter herabzusteigen, diese Abneigung, über die sinnliche Vorstellung des regelmäßig tauschenden Ausdehnens und Zusammenziehens, Sonderns und Verknüpfens, Ein- und Ausathmens zu einer rein begrifflichen Form weiterzugehen, in der die Gegensätze ihre Einheit finden, hat Helmholtz aus Goethes ästhetischem Bedürfnis erklärt. Dem Dichter der an der Fülle der Erscheinungen seine Freude hatte, sei eine weitere Analyse als ein Verbrechen an der Natur erschienen, etwa wie er in den „Wanderjahren" den schönen menschlichen Körper durch keine Verletzung auch nur der Leiche entstellt sehen möchte. Vieles spricht für diese Erklärung. Schon der Dichterjüngling in Leipzig warnt davor, die „wechselnde Libelle" zu genau zu betrachten, die um die Quelle flattert, „bald dunkel und bald helle, bald roth bald blau, bald blau, bald grün" — wie ein Symbol der wechselnden Farben selbst. Und Mephisto sagt:

> Grau, lieber Freund, ist alle Theorie,
> Doch grün des Lebens goldener Baum,

und der Greis wehrt sich sogar gegen die historische Analyse und Kritik liebgewordener Geschichtsberichte. Hatte doch zu jener Zeit der englische Dichter Keats geäußert, Newton habe mit dem Prisma die Poesie des Regenbogens zerstört. — Aber dies ästhetische Bedürfnis selbst war doch wohl bei Goethe nur eine Form eines tieferen allgemeineren Verlangens: des Bedürfnisses nach lebendiger Anschauung. Alles wandelte sich ihm in sichtbare Bilder; die prächtigen Gleichnisse seiner Rede sind nur der Ausdruck einer in der „Welt des Auges" lebenden Seele. Was hätten ihm Abstraktionen wie „Kraft," „Ätherwelle" geholfen? er hätte doch wieder die Kraft hebend, die Ätherwelle fließend gesehen und sichtbar wäre ihm auch das ganze Unsichtbare, Gleichnis auch das ganze Abstrakte geworden. So blieb er lieber bei dem stehen, wo er mit Recht seine Augen gebrauchen konnte, wo das Sehen nicht bloß metaphorisch war: bei dem „Urphänomen." —

Es kann hier an eine verwandte Eigenthümlichkeit Goethes erinnert werden: an seine Abneigung gegen die Brillen, an seine seltsame Behauptung, daß der Gebrauch von „Annäherungsbrillen," von Mikroskopen und dergleichen schädlich wirken werde, weil er gleichsam eine Kompetenzüberschreitung des Gesichtsinns sei. Das Auge soll da Halt machen, wo die Natur ihm Grenzen gezogen hat. Und so führt schließlich der Naturkultus den Dichter zu einer engeren Beschränkung des Forschungsrechtes, als die bibelfeste Orthodoxie seinem Gegenpart Haller aufgezwungen hatte. Auch er blieb „in seine Individualität eingesperrt" und dieselbe Ehrfurcht vor der Natur, die den Künstler das Größte schaffen, den Denker das Höchste ahnen läßt, hat den Forscher gehindert, bis zum Ende auf dem Wege zu gehen, den er selbst so glorreich eröffnet hatte. —

Wenn so Goethe den Künstler auch da nicht verleugnet, wo er lediglich Forscher sein will, so war deshalb doch die Aufnahme seiner ersten anatomischen und botanischen Arbeiten eine höchst ungerechte. Nirgends findet er Teilnahme. Die Entdeckung des Zwischenkieferknochens begegnet kühlem Zweifel; der „Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären" wird kaum angehört. Fachkenner unserer Tage, wie Alexander Braun, haben geurteilt, daß auf den Ideen dieses großartigen Entwurfes die ganze moderne Botanik weiter gebaut habe. Damals grollten die Fachleute dem „Dilettanten", wie Antonio dem Tasso seinen Lorbeer mißgönnt. Man verketzert ihn als „Naturphilosophen". Dies wird sich immer wiederholen. Jeder Columbus findet seinen Rat von Salamanca. Wer nur je versucht hat, über das bloße Sammeln und Zählen der „ganz Exakten" fortzukommen, wird dem Vorwurf „phantastischer Konstruktionen" sicherlich nicht entgehn; wer mit seinem Herzen bei der Sache ist, wird von den „rein Objektiven" natürlich „unwissenschaftlicher Behandlung" angeklagt werden. Der berühmteste Meister exacter Naturforschung, den die Gegenwart kennt, Helmholtz, ist bei seinen ersten Arbeiten des vagen Philosophierens angeklagt worden, wie denn nicht ein an sich schon verdächtiger Dichter?

In Wahrheit hat der entschiedenste Feind alles Dilettantismus

natürlich auch auf dem Boden der Wissenschaft sich mit anspruchsloser oder anspruchsvoller Liebhaberei nicht begnügt. Die Erfolge, die er in sehr verschiedenen Zweigen der Naturlehre schließlich davongetragen, widerlegen solchen Verdacht zur Genüge. Will man sie etwa als besondere Glücksfälle erklären, so antwortet darauf des Dichters eigenes Wort:

Wie sich Verdienst und Glück verketten,
Das fällt den Thoren niemals ein;
Wenn sie den Stein der Weisen hätten —
Der Weise mangelte dem Stein.

Goethe rühmt den Galilei: „Er zeigte schon in früher Jugend, daß dem Genie ein Fall für tausend gelte, indem er sich aus schwingenden Kirchenlampen die Lehre des Pendels und des Falles der Körper entwickelte." War es ein besonderer Glücksfall, daß Galilei im Dom zu Pisa den Leuchter mit den drei Putten hin und her schwanken sah? Tausende hatten das schon gesehen. Deshalb fährt Goethe fort: „Alles kommt in der Wissenschaft auf das an, was man ein Aperçu nennt, auf ein Gewahrwerden dessen, was eigentlich den Erscheinungen zu Grunde liegt. Und ein solches Gewahrwerden ist bis in's Unendliche fruchtbar." In solchen Aperçus aber besteht Goethes wissenschaftliche Bedeutung. Solch ein „Gewahrwerden" nun springt wohl plötzlich hervor, wie z. B. Goethes Lehre von der Urpflanze beim Anblick einer Fächerpalme im botanischen Garten zu Padua, aber gerade wie bei dem plötzlichen Hervorbrechen eines Gedichtes ist das nicht möglich ohne lange innere Vorbereitung, ohne ein oft mühevolles und langes Durchleben des Problems. Nirgends zeigt sich das deutlicher, als bei der wissenschaftlichen That, die auch von den strengsten und sachlichsten Richtern als ein großes Verdienst des Dichters anerkannt wird: bei der Entdeckung des Zwischenkieferknochens beim Menschen. Hier ging eine allgemeine Idee voraus: Goethe war von der Gleichartigkeit des Skelettbaus bei Menschen und Tieren so fest überzeugt, daß er an das unterscheidende Merkmal, welches das Fehlen jenes Knochens im menschlichen Skelett liefern sollte, nicht zu glauben vermochte; und diese Idee wird ihm der Anlaß zu

langer, sorgfältiger, schließlich belohnter Forschung. Und eben weil langes inneres Durcharbeiten oft erst durch einen glücklichen äußeren Anlaß zum Ziel gelangt, ist es möglich, daß so oft jenes von Goethe schön besprochene „Meteor des literarischen Himmels“, die Prioritätsfrage, auftaucht. Goethe hatte Jahre lang über die Entwickelung des Skeletts nachgedacht, Oken, der verdienstvolle Jenenser Naturforscher, ebenfalls. Goethe findet 1786 auf dem jüdischen Friedhof in Venedig die Lösung des Rätsels, als zufällig sein Diener ihm einen zersprungenen Schafschädel hinhält; Oken findet sie zwanzig Jahre später, aber ganz selbständig — denn Goethe hatte nur in einem Brief an Herder davon berichtet —, als er auf einer Bergfahrt den geborstenen Schädel einer Hirschkuh zufällig zu sehen bekommt. Man kann für solche Fälle immer nur wieder Goethes eigenes Wort wiederholen: „Auch in verschiedenen Gärten fallen Früchte zu gleicher Zeit vom Baume“. Aber sie fallen eben nur dann reif herab, wenn sie lange genug gehangen haben. Auch hier gilt „saure Arbeit, frohe Feste“, ohne ernstes Bemühen winkt keine Entdeckerfreude. — Und sogar die minimale Gunst des Schicksals, die in dem Fund eines glücklich zersprungenen Schädels liegt, fehlt, wenn Goethe lediglich aus seiner tiefen Erfassung der geologischen Verhältnisse heraus als Erster den Gedanken einer allgemeinen Eiszeit ausspricht, der seitdem längst Gemeingut der Wissenschaft geworden ist. —

Goethe ist also durchaus ein Forscher im strengen Sinne des Wortes, und ein erfolgreicher Forscher dazu. Nicht einmal das kann man behaupten, daß seiner gelehrten Arbeit die Mängel des Autodidakten angehangen hätten. Denn wenn er auch manches Studium erst in später Zeit ernsthaft angriff — durch leise Fäden war es immer mit Arbeiten und Betrachtungen auch schon der Jugend verknüpft. So sehr war schon der Jüngling gewohnt, von jedem Punkt nach allen Seiten zu schreiten, daß er jegliches spätere Studium schon unwissentlich vorbereitete. Und wenn dann der Mann die Arbeit ernster aufnahm, so verschmähte der berühmte Dichter, der hochgestellte Beamte keineswegs, durch tüchtige Lehrer sich sachgemäß einführen zu lassen; vornehmthuende Anschmeckerei

nach romantischer Manier war ihm innerlich zuwider. Und durchaus methodisch arbeitete und lernte er dann fort, verfolgte aufmerksam die Literatur, sprach wichtige Probleme von neuem mit Sachkennern durch. Nichts findet sich daher in seinen wissenschaftlichen Arbeiten weniger, als die gewöhnlichen Hauptfehler des Autodidakten: Unkenntnis fremder Arbeit, Überschätzung der eigenen Leistung, Haschen nach Originalität. Im Gegenteil hat selten ein Gelehrter, der selbst produktiv gewirkt hat, die Geschichte seiner Wissenschaft so umfassend und in so großem Stil beherrscht, wie Goethe die der Farbenlehre. —

Wir haben erörtert, wie Goethe sich zu der Naturlehre im Ganzen stellt; es ist noch kurz zu untersuchen, welche Stellung er bei dieser Gesamtanschauung dem einzelnen Problem gegenüber einnimmt.

Über seine Betrachtung der einzelnen Thatsache hat Goethe selbst sich klar ausgesprochen: „Um manches Mißverständnis zu vermeiden, sollte ich vor allen Dingen erklären, daß meine Art, die Gegenstände der Natur anzusehen, von dem Ganzen zum Einzelnen, vom Totaleindruck zur Beobachtung der Teile fortschreitet . . . .“ Hier also finden wir ihn im Gegensatz zu der Praxis, die man ihm allgemein nachsagt. Er, der sonst vom Einzelnen, vom Greifbaren, zum Allgemeinen, zum Abstrakten aufsteigt, er erklärt hier mit Entschiedenheit, deduktiv zu verfahren und nicht induktiv.

Der Unterschied ist thatsächlich vorhanden. Seine Erklärung findet er in dem Umstande, daß Goethes eigentliche naturwissenschaftliche Thätigkeit erst in einer Epoche einsetzt, in der seine poetische Entwickelung bereits zu einem gewissen Abschluß gelangt war. Aufgenommen und gesammelt hatte er zwar längst schon; zur neuer Gestaltung des Materials kam er jedoch erst nach der italienischen Reise. In dieser Epoche nun war er wohl noch völlig (und sogar besser noch als vorher) im stande, einzelne Thatsachen aufzunehmen — man kann sagen, daß dies Vermögen bis etwa zur Abfassung der „Wanderjahre“ anhält —, die Ideen aber, welche er aus den Thatsachen zu formen gewohnt

war, waren im Wesentlichen fertig. Er hatte eine bestimmte Summe von allgemeinen, orientierenden Gedanken, und diese üben unvermeidlich eine Vorherrschaft aus. Kam ein neuer Gegenstand, der durch typische Verwertung fruchtbar gemacht werden sollte, so vollzog sich diese Operation jetzt nicht mehr wie früher lediglich aus der individuellen Sachlage heraus, sondern teils bewußt, teils unbewußt spielte die Analogie der Typen mit, die in Goethes Anschauungsschatz bereits als fest ausgebildete Muster ruhten. Wir können beobachten, daß sie zuletzt sogar für Goethes poetische Praxis das alte Verfahren umwandeln. Der einzelne Fall läßt sofort den Typus hervorspringen und dieser verdrängt das individuelle Bild. Goethe als Forscher verfährt genau wie Schiller als Dichter; und allerdings nur in der Einschränkung in der wir für Schiller es zugeben müssen, daß er als Dichter vom Allgemeinen zum Besonderen gehe — nur in dieser Einschränkung verfährt Goethe bei seinem Naturstudium deduktiv. —

Hierzu kommt ein Anderes. Wir vergegenwärtigen uns, auf welche Weise das Einzelne eine Gesamtvorstellung erweckt. Es geschieht dadurch, daß es als „typischer" oder „symbolischer" Fall gefaßt wird, als einzelner Vertreter einer allgemeinen Erscheinung. Genau so wie Goethe in seiner Poetik von jenen Fällen spricht, die „in einer charakteristischen Mannigfaltigkeit als Repräsentanten von vielen andern dastehn, eine gewisse Totalität in sich schließen, eine gewisse Reihe fordern", genau ebenso hat er in seiner wissenschaftlichen Thätigkeit wieder und wieder die Bedeutung des „eminenten Einzelfalls" hervorgehoben, hat betont, daß eine gut beobachtete Erscheinung für tausend stehen könne, hat z. B. in der von uns schon ausgehobenen wichtigen Stelle Galileis Bedeutung darin erkannt, daß er den Einzelfall in seiner typischen Bedeutung zu erfassen wußte. Nun aber stehen der Wissenschaft zwei Hilfsmittel zur Auffindung des typischen Falles zu Gebote: das Experiment und die statistische Übersicht. Beide helfen zufällige Zuthaten beseitigen und den Fall, der von solchen am meisten frei ist, herausschälen. Goethe hat beide nur zur Aus-

hilfe verwandt; als Hauptmittel genügte ihm das geniale Taktgefühl. Und gelegentlich fehlte nicht viel, daß er Experiment und Statistik auch hier nur als halb überflüßige Bestätigung seiner „Antecipation der Erfahrung" ansah. —

Es versteht sich von selbst, daß auch Goethes Art, die Natur und ihre einzelnen Probleme zu erfassen, dem Gesetz der Entwickelung unterliegt. Doch hat auch hier der Umstand, daß diese Arbeit erst verhältnismässig spät und bei geminderter Entwickelungsfähigkeit seines Geistes begann, zur Folge, daß die Umwälzungen in Goethes poetischer Thätigkeit keine entsprechenden Änderungen seiner Forscherthätigkeit zur Seite haben. Seine Theorie wie seine Praxis haben sich mehr verallgemeinert als vertieft oder umgestaltet. Auch dies bezeugt sein eigenes Wort: „Seit Schillers Ableben" heißt es in den „Annalen", „hatte ich mich von aller Philosophie im Stillen entfernt und suchte nur die mir eingeborene Methodik, indem ich sie gegen Natur, Kunst und Leben wendete, immer zu größerer Sicherheit und Gewandtheit auszubilden".

Nur das ist vielleicht festzustellen, daß im Anfang und am Schluß seiner Laufbahn als Forscher eine gewisse Annäherung an mystische, halb mythologische Vorstellungen hervortritt, die in der besten Zeit fehlt. Es erinnert ganz an die Art der Alchymisten, wenn er in einer seiner letzten Arbeiten, der im Herbst 1831 abgefaßten Aphorismensammlung „Über die Spiraltendenz in der Vegetation", die organische Entwickelung unter dem Bild der Ehe schildert: „Vergegenwärtigen wir uns die Rebe, die sich um den Ulmbaum schlingt, so sehen wir hier das Weibliche und Männliche, das Bedürftige, das Gewährende nebeneinander in vertikaler und spiraler Richtung". In solchen Bildern hat er denn wirklich oft den Vorwurf verdient, Naturphilosophie zu treiben, statt Naturforschung. Es klingt nach Schelling, wenn Goethe sagt, der Schwanz könne „eigentlich nur als eine Andeutung der Unendlichkeit organischer Existenzen angesehen werden." Als ob die Natur mit Allegorien arbeitete! Klingt es nicht nach Hegel, wenn Goethe sagt: „Es giebt weiße Blumen, deren Blätter sich zur

größten Reinheit durchgearbeitet haben"? ganz ähnlich hat Rosenkranz, das Schulhaupt der „Hegelingen" erklärt das Gold habe „die höchste Stufe der Metallität erreicht". Ja so weit geht Goethe in der Auffassung jeder Klassenfolge als einer aufsteigenden Leiter, daß er von gewissen Farben behauptet, sie „bezeichnen mehr oder weniger die Stufenhöhe des Wesens, dem sie angehören", so daß also die Wesen auch den Regenbogen durchleben müßten, wie sie die „Synopsis naturae" durchleben. Man wird denn hier doch sagen müssen, wie Schiller: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee". —

Zusammenfassend wird man Goethes Stellung am besten mit seinen eigenen Worten zeichnen. 1798 schreibt er an Schiller, er stehe zwischen den Naturphilosophen, die von oben herunter, und den Naturforschern, die von unten hinauf leiten wollen. „Ich wenigstens finde mein Heil nur in der Anschauung, die in der Mitte steht." Und 1824 schreibt er: „Ich erlaubte mir indessen nach meiner Weise in der mittlern Region zu verharren und zu versuchen, wie durch allgemeine Betrachtung der Anfang mit dem Ende und das Erste mit dem Letzten, das Längstbekannte mit dem Neuen, das Feststehende mit dem Zweifelhaften in Verbindung zu bringen sei." Wie die Worte an Schiller Goethes ganz eigenartige Stellung in der Naturbetrachtung glänzend und abschließend ausdrücken, so beleuchtet die andere Aussage seine Methode mit elektrischem Lichtstrahl. Es ist aber die Methode, welche Goethes treuer Schüler Wilhelm Scherer als „Methode der wechselseitigen Aufhellung" in die Wissenschaft eingeführt hat: von der inneren Gleichartigkeit der Phänomene überzeugt, sucht er dasjenige auf, das die genaueste, lebendigste Anschauung gestattet, und schließt von da auf die übrigen.

Und so hat Goethe denn auch in seinem letzten großen Dichterwerk seiner Naturanschauung ein poetisches Denkmal gesetzt. Zwischen dem Pater profundus, der liebevoll die Einzelheiten der Natur betrachtet, Felsenabgrund und Bäche, Baumstamm und Gewitter, und dem Doctor Marianus, der die Aussicht frei, den Geist erhoben hat, der das Ewig-Weibliche selbst erblickt und nicht

bloß die vergänglichen Gleichnisse — zwischen dem Forscher und dem Seher schwebt in „der mittleren Region" der Pater Seraphicus. Aus dem Morgenwölkchen im schwanken Haar der Tannen ahnt er, was im Innern lebet; und den seligen Knaben, denen „halb erschlossen Geist und Sinn" wird er zum rückwärtsschauenden Propheten der schroffen Erdenwege; denn sein Mittel ist „der Augen welt- und erdgemäß Organ".

Und auf seine hohe Göttin, die Natur, möchte man auch das erhabene Preislied anwenden, das dort erklingt. Dem Schwärmer Werther war sie die heilige, reine, weltfremde und unnahbare Jungfrau, dem reisenden Schüler Charlottens v. Stein die allsorgende, allliebende, unermüdliche Mutter, dem Autor des „Tasso" und der „Iphigenie" die herrschende, allgewaltige Königin, dem Greise die allein anbetungswürdige Göttin:

Werde jeder bessre Sinn
Dir zum Dienst erbötig!
Jungfrau, Mutter, Königin,
Göttin, bleibe gnädig!

Und so liegt etwas Symbolisches darin, daß 1828 dem Greise jene wunderbare Rhapsodie „Die Natur" wieder mitgeteilt ward — der Dithyrambus, den er um 1780 seiner Herrin gesungen hatte. Lang hatte er sich mit der Idee eines großen Lehrgedichtes getragen, nur dies Bruchstück kam zu stande; aber der ganze Kosmos seiner naturwissenschaftlichen Arbeiten fügt sich zu einem großen Gedicht von der Art und der Pracht der Natur zusammen. Auf diese Bestrebungen blickt nun der Greis zurück. Indem er jenes Dokument wie ein historisches Denkmal aus ferner Zeit in den Strom der Dinge einschaltet, bemerkt er, daß damals als „Erfüllung" seiner Naturbetrachtungen noch „die Anschauung der zwei großen Triebräder aller Natur" fehlt: „der Begriff von Polarität und von Steigerung"; jene Ideen also, die wir als die der periodischen Metamorphose und der allgemeinen Entwickelung charakterisierten. Er zieht aus seinen zahlreichen Aufzeichnungen zur Geschichte der eigenen Studien die Summe und der Achtzigjährige durfte mit den Schlußworten „eines fünfzigjährigen Fortschreitens sich erfreuen". —

Findet man, daß wir in dieser allgemeinen Besprechung von Goethes naturwissenschaftlichen Anschauungen und Arbeiten zu ausführlich gewesen seien, so müssen wir gestehen, daß es uns nicht wenig Überwindung kostet, diese Betrachtung nicht noch weiter auszuführen. Wie gern hätte ich noch Goethes höchst charakteristische Auffassung des Experiments besprochen, wie gern jenes „Gesetz der Polarität" in seinen „wiederholten Abspiegelungen" durch Goethes Lebenslauf verfolgt, wie gern seine fromme Demut vor dem Unerforschlichen in einigen der schönsten Aussprüche gezeigt! Sind wir hier doch so recht eigentlich auf der prägnanten Stelle für die Erkenntnis Goethes, hier, wo sein Denken und sein Thun, sein Dichten und sein Forschen zusammentreffen. Von diesem Punkt blicken wir aus über die ungeheuere Thätigkeit des wundervollen Mannes, der „in ungemessenen Weiten die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten" wie kein Zweiter übersah; und wir erkennen in ihm, wohin er auch das sonnenhafte Auge wende, immer den einen, künstlerisch anschauenden, weise ordnenden, tiefsinnig deutenden Geist voll Liebe und Wahrheit. Und wie sollten wir diese Betrachtung anders schließen können, als mit jener herrlichen Rede Gottes an seine Lieblinge, die an Goethe sich erfüllt hat wie an keinem Zweiten:

Doch ihr, die echten Göttersöhne,
Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!
Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfaß' euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken!

Schnell wie der Gedanke.

Aus Reinhold Köhlers Collectaneen.[1]

Für die Schnelligkeit der Faustischen Teufel hat zuletzt Bielschowsky, Das Schwiegerlingsche Puppenspiel S. 47 eine tabellarische Übersicht gegeben (sieh vorher Schade, Weimarisches Jahrbuch 5, 280; Creizenach Versuch, S. 52; Lichtenstein, Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1879 S. 921, 925 mit einer hübschen Parallelstelle aus dem „Prinzen von Homburg": „Bin ich ein Pfeil, ein Vogel, ein Gedanke"[2]); zu Lessing: E. Schmidt, Goethe-Jahrbuch 2, 73 und Lessing 1, 303; Schlenther, Frau Gottsched S. 264; E. Schmidt, Goethe-Jahrbuch 3, 126: „das im Volksschauspiel und darüber hinaus ungemein wirksam verwendete Motiv der Frage nach der Schnelligkeit").

Aus Faustspielen wäre noch Folgendes zu erwähnen. L. Laistner, Ein Münchener Spiel vom Dr. Faust aus dem vorigen Jahrhundert, Allgemeine Zeitung 1882 Nr. 356: Beelzebub ist schnell wie ein Pfeil, Astaroth wie eine Kanonenkugel, Belphegor wie der Blitz, Mephistophiles so geschwind wie der menschliche Gedanke. Lübke, Die Berliner Fassung des Puppenspiels vom Dr. Faust, Zeitschrift für

---

[1]) Ich habe die losen Zettelnotizen redigiert und ein paar eigene Bemerkungen eingeflochten. Erich Schmidt.

[2]) Schon in den Schroffensteinern 3, 2 verräth Kleist, der ja auch über das Marionettentheater mit der Neigung eines Romantikers geschrieben hat, seine Kenntnis des Volksschauspiels. Rupert pfeift, zwei Diener erscheinen, der eine setzt eine Klingel auf den Tisch:

> Wir haben eine Klingel hier gekauft,
> Und bitten dich, wenn du uns brauchst, so klingle . . .
> . . Wir bitten dich darum, denn wenn
> Du pfeifst, so springt der Hund jedwedes Mal
> Aus seinem Ofenloch, und denkt, es gelte ihm.

Im Ulmer Puppenspiel (Kloster 5, 795) pfeift Wagner dem Pickelhäring, der aber solchen Appell mit den Worten „Pfeif du nur, ich bin dein Jung [lies: Hund] nicht" ablehnt; dazu erinnert Creizenach S. 80 an den Grobianus der englischen „Tragaedia von Julio und Hyppolita": „Pfeiff du immer hin, ich bin dein Hund nicht". E. S.

deutsches Alterthum 31, 131: die Furie Haribax ist geschwind wie der Wind (oder der Vogel in der Luft), Megera wie der Fisch im Wasser, Vitzliputzli wie die Schnecke im Sande, Auerhahn wie die Kugel aus dem Rohr, Mephistopheles wie des Menschen Gedanken (oder Gedanke). Kralik und Winter, Deutsche Puppenspiele 1885 S. 168: Auerhahn „Ich bin so geschwind, als wie die Kugel aus dem Rohr“ — Mefistofilus „Ich bin so geschwind, als wie dem Menschen seine Gedanken sind“. Tilles Plagwitzer Scene (Engels Deutsche Puppenkomödien 10, 12) stimmt ganz genau zur Augsburger Fassung im „Kloster“ 5, 824. Kraus, Das böhmische Puppenspiel vom Dr. Faust 1891 S. 114: die Furie Pik kann einen Schuß im Rachen fangen und in Fausts Hände zurückgeben, Mefistofl „im Gedanken einen Menschen machen“, wogegen er in der andern Fassung sagt: „Ich bin so geschwind wie der Gedanke des Menschen“.

Dieser nur von Lessing und seinen Plagiatoren überbotene Superlativ der Schnelligkeit ist kein Alleinbesitz des alten Erfurter Faustkapitels und der Faustspiele. Im Grimmschen Wörterbuch bringt R. Hildebrand Belege für „gedankenschnell“ und „Gedankenschnelle“ (Sp. 1960). E. Schmidt, Vierteljahrschrift 1, 195 weist auf die Odyssee 7, 36 hin: die Phaiakenschiffe sind *ὠκεῖαι ὡς εἰ πτερὸν ἠὲ νόημα*; Ellinger, Anzeiger für deutsches Altertum 13, 158 zieht heran was weiter abliegt: Ilias 15, 78 und das dem Hesiod zugeschriebene Gedicht vom Schilde des Herakles V. 221.

Der Vergleich ist aber der Volkspoesie vieler Nationen gemein und bildet häufig wie im Faust den Gipfel einer, meist dreifachen Steigerung.

Ein finnisches Märchen (Suomi 1847 S. 60) erzählt, daß in allen Wirbelwinden eine Lappin herumfährt. Wer sein Messer oder sonst etwas nach dem Sturm wirft und das Weib trifft, muß um Ruhe zu finden das geschleuderte Gerät im fernen Lappland suchen. So kam ein Mann endlich am Weihnachtsabend ans Ziel und sah sein Messer im Schenkel der Wirtin stecken. Da er nach monatelanger Reise die Rückfahrt noch denselben Abend vollziehen wollte, versprach er einen Ochsen. Nun wurde die Schnelligkeit der drei Söhne geprüft. Der älteste ist schnell wie ein Birkhuhn und wie der Wind, der mittlere wie die Flintenkugel, der jüngste wie der menschliche Gedanke. Dieser jüngste Sohn bringt den Mann in einem Trog, der auf drei Worte drei Riesensprünge macht, nach Hause. — Die Esthen lassen einen Baumelfen seine Kinder fragen, wer am schnellsten sein könne. „Ich kann so schnell sein, wie der Vogel fliegt“; „Ich kann mit dem Wind um die Wette laufen“; „Ich kann so schnell sein wie der menschliche Gedanke“. Dies Elfenkind muß den Sol-

daten, dem der Vater zu Dank verpflichtet ist, in einem Augenblick in die ferne Heimat bringen (Kreutzwald-Löwe, Estnische Märchen, Dorpat 1881 S. 60).

Nach einer „im Munde des Volkes lebenden" schwäbischen Sage (L. Reich, Die Insel Meinau und der badische Bodensee 1856 S. 226; danach Uhland 8, 427) beruft der Nebelmann vom Bodensee, der einen Ritter noch vor Tagesanbruch weithin nach Bodman zu schaffen versprochen hat, einen seiner dienstbaren Geister und fragt: wie schnell bist du? Wie der Pfeil vom Bogen. Du bist zu langsam, versetzte der Nebelmann und citiert einen zweiten, aber auch dieser, der schnell ist wie der Wind, erscheint zu langsam. Der dritte antwortet: so schnell wie des Menschen Gedanken. Gut, versetzt das Nebelmännlein, du bist der Rechte, auf mit dem Ritter und davon! Vgl. Snorra Edda, Arnam. 1, 154. 162. Laistner, Nebelsagen S. 187. 322.

Im schwedischen Märchen wird Luther gefragt, wie schnell er von Rom nach Wittenberg gelangen wolle, und dem Roß siegt der Vogel ob, dem Vogel der Gedanke (Svenska Landsmålen 1882 A II 7, 33).

Pietro Bailliardo beruft einige Teufel: wer von euch Feinden geht am schnellsten? Ich, wie das Licht. Ich, wie der Wind. Ich, wie der Gedanke (as thought; quanto la mente dell' uomo). Dieser letzte muß ihn in einer Nacht nach Compostella und Cirollo und zurück nach Rom tragen. Busk, The Folk-Lore of Rome 1874 S. 193; Pitrès Archivio 5, 85—88; d'Ancona, Varietà 1, 34. Die Steigerung: Wind, Sonne, mente dell' uomo bietet Gaetano Amalfi, Tradizioni ed usi nella Penisola Sorrentina 1890 S. 172.

Die spanische Poesie kennt Rosse, schnell wie das Wasser, der Wind, der Gedanke (Roméro, Cantos S. 80). Blancaflor rät dem Prinzen zur Flucht von drei magern Pferden das allermagerste zu nehmen, er aber wählt das etwas dickere. Es läuft, wie ihm dann Blancaflor sagt, wie der Wind, das mittlere wie der Blitz, das dürrste jedoch wie der Gedanke. Auf diesem verfolgt der Vater das fliehende Paar (Maspons y Labrós, Lo Rondalleyre, Barcelona 1871 S. 88). Dieselbe Geschichte, mit der Gradation: Wind und Gedanke, erzählen die Portugiesen von Branca-Flor (F. A. Coelho, Contos populares portuguezes S. 28 Nr. 14; ganz ähnlich in dem Märchen von Königstochter, Prinz und König bei Th. Braga, Contos tradicionaes do povo portuguez Nr. 32), und ein Portugiese hat, um aus dem Mohrenland im Nu heim zu gelangen, zwischen dem Windroß und dem Gedankenroß zu wählen (Consiglieri Pedroso, Tradições pop. portug. Porto 1881 IX 10). Wiederum verfolgt in der baskischen

Sage (Cerquand, Légendes et récits du Pays Basque, Pau 1882 IV Nr. 99) Barberouge seine Tochter und ihren Mann erst comme le vent, dann comme un ouragan, endlich aussi vite que la pensée. Zweimal holt er sie ein, aber sie haben sich nach einem weitverbreiteten Märchenmotiv verwandelt, das dritte Mal schützt sie ein erreichtes heiliges Land. Der italienische Zauberer setzt seiner flüchtigen Tochter auf einem Pferd nach, das auf sein Geheiß „wie der Gedanke des Menschen lief" (Märchen aus Crenna im Mailändischen: Imbriani in Pitrès Archivio 2, 79). Die Slaven geben dem Feuerkönig ein gedankenschnelles Pferd. Er ist hinter der Vila und ihrem Gemahl her, sagt zu dem Pferd „Sei schnell wie der Gedanke" und erreicht die Flüchtlinge in demselben Augenblick, wo er diesen Wunsch denkt (Krauß, Sagen und Märchen der Südslaven 1883 1, 337).

Auch die Rumänen kennen solchen Entführungszauber. Vom Kaiser verfolgt, fragt der Königssohn unterwegs dreimal die Kaisertochter, wie rasch sein Pferd, ein Geschenk der Heiligen, rennen solle, und empfängt die Antworten: wie der Wind; wie der Blitz; wie der Gedanke (Sächsischer Hausfreund. Ein Kalender für Siebenbürgen 1862 S. 112). Das Füllen, auf dem eine Kaisertochter einem Drachen entflieht, fragt, ob es wie der Wind oder wie der Gedanke laufen solle (Schott, Walachische Märchen Nr. 16). — Das Roß fragt den rumänischen Helden: „Wie sollen wir eilen? Wie der Wind? Wie der Gedanke? Wie die Sehnsucht? Oder gar wie der Fluch?" Mite Kremnitz, Rumänische Märchen 1892 Nr. 20 S. 246. Die letzte gewaltige Wendung kehrt S. 293 wieder: „Wie wollen wir reiten? Wie der Fluch!" S. 278 aber heißt es: „Nicht wie der Wind, nicht wie der Gedanke, nicht wie die Sehnsucht, nicht wie der Fluch, sondern schneller, als das Glück vergeht, eilte (ritt) Petru seines Weges". Ein andres rumänisches Märchen (Ausland 1857 Nr. 20) führt vier Rosse vor, das des Mondes, der Sonne, des Windes, des Gedankens, wie im Russischen Pferde mit Namen Wind, Donner, Blitz erscheinen (Russische Revue 6, 549; vgl. Digenis 106 und Haxthausen, Transkaukasien 1852 I 327). In Ungarn wird die Wahl zwischen der Schnelligkeit des Wirbelsturms und der des Gedankenblitzes gestellt (Jones und Kropf, Magyar Folk-tales S. 64. 294).

Ein bretonisches Rätsel fragt: Qui va vite, plus vite, le plus vite? Le vent, la lumière, la pensée (Revue Celtique 4, 62). Ein litauisches: „Was ist einem das Liebste? Die Gesundheit. Was ist das Geschwindeste? Der Gedanke. Was ist das Fetteste? Die Erde" (Leskien und Brugman, Litauische Volkslieder und Märchen Nr. 34). Im Orient giebt der Sultan dem Großvezir drei Fragen

auf, was das Schönste, das Schnellste, das Stärkste sei, und des Großvezirs Tochter sagt ihrem Vater unter anderm die Lösung: Le cœur est plus prompt que quoi que ce soit. Là où un homme se trouve, sa pensée, son esprit va, court dans le monde entier, cependant il demeure lui-même en place; preuve en est que la pensée est rapide (Duval, Les dialectes néo-araméens de Salamas S. 87). Aber auch die Beobachtung des flatterhaften Weibes, das „mit Äugeln schon dem Nachbar sich verbindet", ergiebt ironisch einen höchsten Grad der Steigerung. In einem keltischen Märchen antwortet die Königstochter Graidhne auf die Frage, was schneller sei als der Wind: a woman's thougt betwixt two men (Campbell, Popular Tales 3, 37). Ebenso ist in einem Hochlandsmärchen vom Zauberer Michael Scott (Academy 2. Februar 1889) am schnellsten the thought of a maiden between her two lovers. Nach einer französischen Sage ließ sich zu Weihnachten 1537 der Canonicus Jean Patye in einer Nacht von Bayeux gen Rom tragen, indem er dem Teufel befahl: Il faut que tu me portes cette nuit à Rome, et que tu m'y portes en pensée de femme, c'est à dire plus vite que le vent (Pluquet, Contes populaires . . de l'arrondissement de Bayeux 2. éd. Rouen 1834 S. 7).

Der Magyare vergleicht: zwei Tauben „schossen durch die Luft, schnell wie der Gedanke oder vielleicht noch schneller" (Ungarische Revue 1887 S. 568). Der Rumäne läßt das Roß „laufen wie der Wind und galoppieren so schnell wie der Gedanke" (Roumanian Folk Tales and Legends 1881 S. 63), bietet aber auch (ebenda S. 88) die ganz vereinzelte Ablehnung der Gedankenschnelligkeit, denn als der Wolf den Bären fragt, ob sie wie der Wind oder rasch wie der Gedanke eilen sollen, meint der Bär: „Wie der Wind! Denn wenn wir so rasch wie der Gedanke reisen, werden wir athemlos ankommen und unfähig zu kämpfen".

Die Quelle von Tobias Stimmers „Comedia“ (1580).

Von Johannes Bolte in Berlin.

Des Schaffhauser Malers Tobias Stimmer von Baechtold zuerst eingehend gewürdigte „Comedia von zweien jungen eeleuten, wie sey sich in fürfallender reiß beiderseitz verhalten“ (1580) hat J. Oeri kürzlich (Frauenfeld, Huber 1891) aus der Handschrift des Verfassers zum ersten male abgedruckt und damit den Freunden der älteren dramatischen Litteratur eine wertvolle Gabe beschert. Denn inmitten der zahlreichen mittelmäßigen und in ausgetretenen Bahnen wandelnden Schauspiele der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts verdient diese „Komödie der Irrungen“, wie sie Baechtold bezeichnet, wegen ihrer trefflichen Komposition und gelungenen Charakterzeichnung hohes Lob; sie ist in dieser Hinsicht mit den besten Fastnachtspielen des Hans Sachs zu vergleichen, die sie in sprachlicher und metrischer Gewandtheit freilich nicht erreicht, während sie sie an Umfang und Übersichtlichkeit der Handlung übertrifft. An Hans Sachs erinnert auch die gesunde sittliche Anschauung, aus der heraus das verfängliche Ehebruchsthema behandelt wird.

Einer jungen Ehefrau Amorosa, die eben von ihrem fortreisenden Gatten Honoratus zärtlichen Abschied genommen hat, fällt die Einsamkeit schwer zu ertragen, und sie sendet ihre Magd aus, ihr einen Ersatz für ihren Mann herbeizuschaffen. Diese trifft den buhlerischen Pfaffen Herrn Hans und verabredet mit ihm, daß er, um keinen Argwohn zu erregen, als Holzhacker verkleidet ins Haus kommen soll. Aber in dieser Maske begegnet er einem Kaufmann, der in ihm einen säumigen Schuldner vom Dorfe zu erkennen meint und ihn gehörig abprügelt. Unterdes führt die Magd einen wirklichen Bauern Gorgus (γεωργός), den sie irrtümlich für den verkappten Buhler hält, hinein, damit er ihrer Herrin „das holz spalte“. Der ehrsame Bauer, den Frau Amorosa als Herr Pfarrer anredet, versteht ihre verblümten Anträge sofort, weist sie aber mit Entrüstung zurück, und als sie dringlicher fordert, ihr zu thun wie seiner Frau, wann er morgens aufstehe, bläut er sie durch, gerade wie er seiner Frau thut, wenn sie ihm keine gute Suppe kocht. Ebenso ergehts der

Magd, und nachdem so die Schuldigen ihre Strafe gefunden, kehrt auch Honoratus von seiner Reise zurück und erfährt vom Bauern das Vorgefallene. Auf Zureden des Letzteren läßt er seinen anfänglichen Zorn fahren und verzeiht der reuigen Sünderin.

Die Quelle dieses hier in kurzen Worten erzählten Schimpfspieles nachzuweisen ist weder Baechtold, der an einen deutschen Schwank oder eine italienische Novelle denkt, noch Oeri gelungen; auch mir ist bisher keine Dichtung begegnet, in der genau dieselbe dramatisch zugeschnittene Verwicklung vorkommt [1]). Man wird aber jedenfalls die Möglichkeit zugestehen müssen, daß Stimmer nicht einfach einen älteren Schwank in Szene setzte, sondern daß er die Elemente seines Stückes an verschiedenen Stellen fand und erst selber zu einem Ganzen zusammenfügte.

Den Rahmen des Stückes finden wir in einem bereits von Baechtold zur Vergleichung herangezogenen älteren Fastnachtspiele „von zweien eleuten“ (Keller 1, 160 Nr. 19), dessen einstige Verbreitung durch drei Handschriften außer Zweifel gesetzt wird und dessen Titel auffällig an Stimmers Dichtung anklingt. Auch hier verreist der Mann infolge eines durch einen Boten überbrachten Briefes, auch hier tritt an die daheim gebliebene Frau die Versuchung durch eine Kupplerin heran; aber die brave Magd weist sie ab und legt nachher dem heimkehrenden mißtrauischen Hausherrn gegenüber Zeugnis für die Treue der Frau ab.

Die Verkleidung des Buhlers als Holzhacker ist, wie Stiefel in der Zeitschrift für romanische Philologie 15, 196. 215 gezeigt hat, ein Motiv der italienischen Komödie und begegnet z. B. in der Cingana des in Venedig ansässigen Malers Gigio Arthemio Giancarli (1545) Akt 2, Szene 5 und 22 [2]). Hier wird der in die schöne Venezianerin Stella verliebte alte Grieche Achario zu einem Stelldichein in der Kleidung eines Holzhauers geladen und, nachdem er ihr die verheißene goldene Kette überreicht, durch den plötzlich erscheinenden Lupo, den habgierigen Stiefvater Stellas, mit Schlägen davongejagt, weil er nicht seine Arbeit thue. Ebenso wird im Alessandro A. Piccolominis (1550) ein verliebter Geck in Schlosserkleidung, in Gonzagas Inganni

---

[1]) Das Thema: Verhinderung eines Ehebruchs durch einen listigen Knecht, der die Rolle der Frau spielt (nicht wie hier die des Buhlers), behandelt Valentin Schumann im Nachtbüchlein Nr. 3; vgl. die Nachweise in meiner Ausgabe (Tübingen 1893) S. 386.

[2]) Bl. 24a und 38a in der mir vorliegenden Ausgabe Vinegia 1564. Ich wies auf diese Gemeinsamkeit schon im Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie 1891, S. 292, Nr. 177 hin.

(1592) ein als Packträger maskierter Pedant mit Prügeln heimgeschickt.

Die Abstrafung der lüsternen Frau und ihrer kupplerischen Magd durch einen ehrbaren Holzhacker ist der Gegenstand eines 1548 von Hans Sachs abgefaßten Meisterliedes „Der pauer mit der purgerin“, das in seinem 10. Meistergesangbuch, Blatt 264, ferner in der Dresdener Handschrift M 89, S. 264 gleichfalls von der Hand des Dichters und in einer Sammlung Georg Hagers (Berliner Mscr. germ. quart 583, Blatt 261a) überliefert ist. Ich teile es hier nach der Dresdener (*D*) Handschrift, von der mir E. Goetze freundlichst eine Kollation übersandte, mit und verzeichne die unbedeutenden Abweichungen der Berliner (*B*) Handschrift unter dem Text.

Wie bei Stimmer läßt die Bürgersfrau durch ihre Magd einen Holz feilhaltenden Bauern zu sich holen und fordert, daß er ihr ebenso thue wie am Morgen seiner Frau. Die Antwort des Bauern und die Abfertigung der frechen Magd entspricht ebenfalls so vollständig der Darstellung Stimmers, daß man kaum an einem engeren Zusammenhange zwischen beiden Dichtungen zweifeln möchte. Indes ist es doch nicht sicher, daß Stimmer das Meisterlied des Nürnberger Dichters gekannt hat. Denn Hans Sachs benutzte offenbar für diese Dichtung den im Frühling desselben Jahres 1548 erschienenen Esopus des Burkard Waldis, wo 4, 60 eine ganz ähnliche Erzählung „vom goldschmidt und einem koler“ zu lesen ist, die der Dichter wiederum fast wortgetreu aus einem älteren Schwanke des Hans Folz „Ein köler, der sein weib, einß goltschmids weib und sein meid schlug“ [1]) herübergenommen hat. Daß Hans Sachs wirklich Waldis und nicht seinen Landsmann Folz vor Augen hatte, läßt sich aus den doppelsinnigen Worten der Frau in V. 19—21 erkennen:

Ich pit, ir wolt mir also thon,
Wie ir thet ener frawen,
E ir ausfurt vor tag.

Diese entsprechen den V. 63—65 bei Waldis:

Last euch jetzundt vor niemandt grawen
Und thut mir, wie ir thet ewr frawn,
Da ir am nechsten wardt bey ir.

während bei Folz V. 50—52 dieser Doppelsinn völlig fehlt:

Wie ir derselben eüern leib
Heint mit getheilt habt, also ir
Itz in auch mit wert teilen mir.

---

[1]) Abgedruckt in Kellers Fastnachtspielen 3, 1244; vgl. Nachlese S. 321.

Vergleichen wir nun die Folz-Waldissche Erzählung und das Meisterlied des Hans Sachs mit der Stimmerschen Comedia, so ergibt sich zwar als ein Hans Sachs und Stimmer gemeinsamer Zug, daß der von der lüsternen Frau versuchte Fremde als ein Holzhacker oder ein mit Holz zur Stadt gekommener Bauer[1]) bezeichnet wird, während Folz und Waldis ihn zu einem Köhler machen. Schwerer aber fällt dieser Übereinstimmung gegenüber ins Gewicht, daß bei Stimmer der bei Hans Sachs fehlende Anfang und Schluß des Folz-Waldisschen Schwankes wiederkehrt. Wie bei Waldis V. 19 die Frau ihren Gatten bei seiner Abreise fragt:

„Wie sol ich nun allein haußhalten,
Und ob ich het ein holtz zu spalten
Oder fewr zmachen früh, wenns tagt?“

und dieser V. 31 antwortet:

— „Derhalb darffstu nit sorgen;
Am marckt findestu allen morgen
Leut stehn, die nit zu schaffen hon.“

so klagt bei Stimmer V. 283 Amorosa ihrem Manne:

„Dan felt ein nagel in ein wandt
Oder etwan ein holtz zerspalten,
So kan ichs allein nicht verwalten:“

und erhält V. 288 von ihm die Erwiderung:

„Bekümer dich nicht von deß wegen!
Ist dir in solhem etwz anglegen,
So bruff ein man, ein guten fromen,
Wie teglich auff den blatz thon komen.“

Wörtlich oder nahezu wörtlich stimmen überein Waldis V. 57—59 mit Stimmer V. 599—601, Waldis V. 85 f. mit Stimmer V. 633 f., Waldis 91 f. mit Stimmer 637 f. Endlich ist auch das Zusammentreffen des Bauern mit dem heimkehrenden Ehemanne, bei dem der letztere die ganze Begebenheit erfährt, schon bei Waldis berichtet, während Hans Sachs mit den Wehklagen der geschlagenen Frau und ihrer Magd abbricht.

Wir erkennen hieraus deutlich, daß Stimmers hauptsächliche Quelle der Esop des Burkard Waldis war und daß er die einfache Handlung dieses Schwankes durch die Einfügung des buhlerischen Pfaffen, der in seiner Verkleidung eine Tracht Prügel statt des erhofften Liebesgenusses einheimst, auf's glücklichste erweiterte. Ob ihm dieses

---

[1]) Eine andre Geschichte von der Buhlerei eines Holzfuhrmanns mit einer Edelfrau dramatisierte 1612 der Holländer Samuel Coster in der Boereklucht van Teeuwis de boer. Vgl. J. P. de Memel, Lustige Gesellschaft 1656 Str. 731.

Motiv der italienischen Komödie direkt oder durch eine deutsche Vermittlung zukam, läßt sich nicht mit Sicherheit unterscheiden. Ebenso wenig die minder wichtige Frage, ob ihm das uns bekannte ältere Fastnachtspiel von zweien Eheleuten oder eine ähnliche Dichtung vorschwebte.

Der pauer mit der purgerin.

In der hagelweis Huelzing.

1.

Es fuert ain junger pawer stolz
Gen Nurenwerg ein fueder holz
Und het am holzmarck faile,
War roslet er stack vol.

Da guezt ein purgerin heraus
An dem holzmarck aus irem haus,
Die war jung, frech vnd gaile,
Der gfiel der pawer wol;

Wan ir man war das ganeze jar
Gewesen nit dahaime.
Pald schicket sie ir maide dar
Nach dem pawren in khaime.
Da sie den pracht,
Schlueg sie ein ayrimschmalz im ein,
Seczt im zv ain kandel mit wein.
Die fraw det vmb in mawsen,
Das in gar nit anfacht.

2.

Als er het zecht, da fing sie on:
„Ich pit, ir wolt mir also thon,
Wie ir thet euer frawen,
E ir ausfurt vor tag.“

2 Gen Nurnberg ein ein *B* — 4 Der war resler stuck vol *B* (Der Sinn bleibt mir auch bei der Lesart von *D* unklar). — 5 gecht *B* — 14 sie im ain ar im schmalcz ein *B* — 18 Als er gezecht *B* —

Er sprach: „Frau, das selb wer nit guet,
Weil ir mir alles guetes thuet.“
Sie sprach: „Habt des kein grawen,
Thuet mir, wie ich euch sag!“
Da nambs der pawer pey dem har
Vnd sie mit fewsten schluege
Vnd in der stueben hin vnd dar
Vnmueterlich vmzuege,
Sprach: „Gleich also
Thet ich meim weib hewt morgen frwe,
Weil sie mir aus keinr schweinen prue
Gar wolt kain suppen machen.“
Die fraw war des vnfro.

3.

Pat den pauren zv horen auff.
Das thet er vnd nam seinen lauff
Hinab die stiegen schire,
Wolt zv seim wagen gon.
Die maid sas vnden in dem haus
Vnd sprach: „Ich las euch nit hinaus,
Jr thuet mir den, wie ire
Meiner frawen habt thon.“
Der pawer sie pein zopfen numb,
Det sie mit fewsten knuellen
Vnd zueg sie an dem dennen vmb,
Lawt fing sie an zv ruellen.
Der pawer schlecht
Drolt sich hinaus, die fraw vnd maid
Sassen zusam, klagten ir laid,
Wie in wer von dem pawren
Geschehen gros vnrecht.

Anno 1548 am 11 tag augusti.

24 Hab *B* — 29 Sie pey dem har vmbzuege *B* — 32 Weils mir nicht aus *B* — 34 wart *B* — 42 Der frauen habt gethon *B* — 45 Vnd zog sie in dem *B* — 49 Sassn *D* — zam, klagten ire laid *B* — 51 Geschen *D*

Ernst Schwabe von der Heyde.

Von Max Rubensohn in Berlin.

Die Königliche Bibliothek in Berlin besitzt vier Exemplare der ersten (Zincgrefschen) Ausgabe von „Martini Opicii Teutschen Poemata“ (Straßburg, 1624). Ihr ist bekanntlich ein Anhang „underschiedlicher außgesuchter Getichten anderer mehr teutschen Poeten“ (S. 161) beigegeben „gleichsam als ein zugabe, wornach du dich (lieber Teutscher) in deiner Teutschen Poeterei hinfüro etlicher massen zu regulieren. Darinnen dir zuvorderst auch Scaliger, sampt anderen, die von der Poeterei kunst gelehret, vnd noch ins kunfftig schreiben möchten“ (er nennt „vnsers Opitij Aristarchus,“ »Joh. Engerdi« und »Joh. Claij von Hertzberg Teutsche Prosody,“ doch kennt er letztere beiden nicht), dienen mögen. Ich solte dir auch etwaß auß Ernstens Schwaben von der Heide, zu Franckfort an der Oder außgangenen Teutschen Poesien, mittheilen, so hab ich sie aber ebenmässig selbst noch nicht gesehen . . . . .“ Ernst Schwabes Büchlein, das, wie P. Schultze (Archiv für Literaturgeschichte 14, 241 ff.) dargethan hat, für Opitzens Aristarch eine wichtige Quelle, für den zweiten Teil sogar das sklavisch benutzte Vorbild wurde, ist leider verschollen.[1]) Opitz hat in der Poeterey nur die Regel über den Apostroph nach Schwabe citiert (S. 177 Witkowski), und auch diese vielleicht nur aus dem Gedächtnis, wenigstens würde sich so das Versehen erklären, daß „die“ und „wie“ als Beispiele für einsilbige Wörter (zugleich mit „Schnee“ und „See“) angeführt werden, die das Schluß-e nicht elidieren. Ferner gedenkt er seiner in einem Briefe an Wilhelm Buchner vom 16. Februar 1625 (Geiger, Archiv für Literaturgeschichte 5, 340): Suabii librum tanti non fuit diu quaesivisse. Eum praeter aliquot (nullum enim aliud exemplar penes me est) una transmitto. Lyrae, lyrae.[2]) An keiner anderen Stelle gedenkt der Dichter seines Vorgängers. Das

---

[1]) Er nennt ihn (S. 100 Witkowski) „nach dem Eindruck seiner Persönlichkeit“ politissimum hominem et mira suavitate morum commendatissimum; die Paronomasie (Suabius) ist wohl beabsichtigt.

[2]) Das übersetzt Geiger: „Das Buch von Schwabe hätte ich aber nicht so lange zu suchen brauchen und schicke es außer einigen Blättern (denn ich besitze kein anderes Exemplar) mit zurück“ S. 328. Daraus „ist klar, daß

Verschweigen fremden Verdienstes lag nicht in seiner Art, vielleicht deutet also dieser Umstand darauf hin, daß Schwabe außer seiner Poetik poetische Leistungen nicht hervorgebracht. Von den wenigen Erwähnungen Schwabes bei anderen Dichtern jener Zeit (im ganzen 4, Gödeke 3², S. 31) führe ich nur die Jes. Rumplers an (1647): So ist das sinnreiche werck des Ernst Schwaben von der Haiden, welcher sich zu Dantzig aufgehalten, und in dieser übung (als vil mir bewust) der nähste nach dem Weckherlin gewäsen, sehr zubetauern, daß es durch unglück ersitzen geblieben, und nicht auch in den truck gegeben worden." [1])

Hier nun wird die Entdeckung, die ich zufällig gemacht, ergänzend eintreten: Von den vier Exemplaren der Ausgabe des Jahres 1624, von denen ich oben sprach, war eines (aus der Meusebachschen Sammlung) vor Zeiten im Besitze eines Freundes des schlesischen Dichters.

---

auch Opitz die Schrift nicht besessen hat" S. 329. Witkowski hingegen läßt Opitz das Buch in seiner eigenen Bibliothek suchen und dann an Buchner übersenden. Natürlich war Buchner der Suchende gewesen und hatte sich, als er kein Exemplar auftreiben konnte, an Opitz gewendet, der geringschätzend meint, das Buch sei so vieles Suchens nicht wert gewesen. Opitz kannte es ja längst.

[1]) Schultze a. a. O. S. 247 bemerkt zu dieser Stelle: „Gewiß war das Buch nur in wenigen Exemplaren gedruckt worden, und Opitz mag es wohl von dem Verfasser selbst erhalten haben, den er, nach seinem Urteile über denselben im Aristarch zu schließen, persönlich gekannt zu haben scheint (sieh oben Note [1]). Im Jahre 1647 spricht Löwenhalt (Rumpler) schon die Vermutung aus, daß Schwabes Buch überhaupt niemals im Druck erschienen sei." Wir werden unten sehen, daß Rumpler der einzige ist, der etwas von Schwabes Leben weiß und meldet. Die übrigen (Zincgref, Scherffer, Rist) kannten weder das Buch noch den Verfasser: Rist reproduziert nur die obige Bemerkung Zincgrefs, die aus Opitz geschöpft ist, ebenso wie Scherffer die Jahreszahl 1616 aus Opitz erschloß. Zu den Worten: „Aliter rursum ista Ernesti Schwaben von der Heyde . . . cujus tamen Germanica quaedam carmina longe post vidi, quam de hoc scribendi modo cogitaveram" (Witkowski S. 100) steht nämlich in der ersten, wie man annahm, 1617 erschienenen Ausgabe des Aristarch am Rande (mit Verweisung auf carmina): Francofur. Marchic. typis descripta. Als Opitz 1620 seine Gedichte zur Herausgabe sammelte, entschloß er sich auch den Aristarch als theoretische Begründung beizufügen (wie er auch an die lateinischen Gedichte gedacht haben muß, B. Venator ad Opitium nomine Asteries, 1620, Z. 66). Eine Anzahl wohlüberlegter Änderungen nahm er vor. Zu diesen gehört nun die Weglassung jener Marginalnote: in der zweiten (Zincgrefschen) Ausgabe des Aristarch ist keinerlei Note zu finden. Von den 21 Randbemerkungen der ersten Ausgabe sind im ganzen 3 gestrichen, die beiden anderen waren (entbehrliche) Übersetzungen griechischer Ausdrücke. Unsere konnte ein eigenmächtiger Zusatz Dornaus gewesen sein, der ja, wie Höpfner, Zeitschrift für Deutsche Philologie 8, 472 f. ganz vortrefflich nachgewiesen, Eingriffe sich gestattete. Der Dichter befand sich 1618, (als der Aristarch, wie ich zeigen werde, gedruckt wurde) in Frankfurt. Opitz kannte das Büchlein aus dem ihm zur Verfügung gestellten Manuskript noch vor seiner in

Auf dem Titelblatte steht nämlich in festen Zügen mit bräunlicher Tinte eingetragen:

Nicolaus Rittershusius. Argentorati
a° 1628.

Dies ist ein als Jurist und Historiker, auch als Geograph genannter und gerühmter Altorfer Gelehrter aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, ein Sohn des freilich viel bekannteren Konrad Rittershausen, welcher, wie ich an anderer Stelle zu zeigen habe, auch um die deutsche Literatur sich Verdienste erwarb. Nikolaus, geboren in Altorf 1597, studierte in seiner Vaterstadt und dann, nach des Vaters Tode (1613), auf den Hochschulen zu Helmstedt, Leiden, Bourges und Genf; auch ein längerer Aufenthalt in Paris wird erwähnt, den Besuch der elsässischen Hochschule bezeugt unsere „Inschrift“.[1] In Straßburg hat er natürlich mit den Kreisen Fühlung zu gewinnen gesucht, die literarisch und wissenschaftlich hervortraten. Dazu gehörten damals die aus Heidelberg geflüchteten Michael Lingelsheim (Archiv für Literaturgeschichte 8, 449 f.) und Balth. Venator (ebendort S. 450 ff.), von Opitz' Verehrern vor allem der Prof. Bernegger, von seinen Landsleuten sein späterer laudator, Christ. Köler (1602—1658), der bei einem Münzmeister in Straßburg als Hofmeister lebte (Ende April 1627 meldet er die Übernahme der Stelle und bis zu seiner Heimkehr (im Frühjahr 1629), aber auch nachher Opitzens eifrigster Korrespondent war, wie er denn den Straßburgern als der würdige Stellvertreter des Dichter galt. So ist es denn nur natürlich, daß Rittershausen sich das Heidelberger Liederbuch, das ja in Straßburg erschienen, anschaffte und als ihm Köler eine Anzahl im gleichen Formate ebendort gedruckter (übrigens bisher nicht beachteter) Gelegenheitsdichtungen dedizierte (aus den Jahren 1627 und 1628) sie an die Zincgrefsche Sammlung binden ließ. Sein literarisches Interesse für Opitz äußerte sich der Sitte der Zeit gemäß auch in einem

---

Frankfurt beabsichtigten Drucklegung. Zu dieser ist es anscheinend nicht gekommen. So konnten freilich Zincgref wie Buchner das Büchlein auch nicht zu Gesicht bekommen. So erklärt sich wohl auch das sonst unverständliche praeter aliquot (was ich nicht abgeschrieben), Geiger hatte folia ergänzt. Bei einem so kleinen Druckwerk, wie es das poetische Büchlein gewesen wäre, würde der Defekt von einigen Seiten immerhin auffallend sein. — Opitz verwendet übrigens tanti non fuit durchaus in dem Sinne von „es war nicht der Mühe wert“. Jeder kennt jetzt deine Thaten, sagt er z. B. von Arachne (epigrammatum liber, p. 109) „tanti, crede, perire fuit“. —

[1]) Am 26. August 1628 befand er sich nach einem bei Heumann (Poecile 2, 200) erhaltenen deutschen Briefe noch in Ansbach.

brieflichen Verkehr. Hieraus sind uns bei Jasky (Danzig, 1670) drei Schreiben erhalten: Nr. XXII, 17. Januar 1631, kurz nach Rittershausens Verheiratung[1]) und Nr. XXXXIV, 2. Mai 1631, aus Prag, Nr. XXIX, 29. März 1631, aus Nürnberg an Opitz gerichtet, während wir aus einem Brief (Nr. XII) eines Danziger Freundes des Dichters, des Diaconus Joh. Mochinger (1603—1652), der auch in Straßburg gelebt hatte (1626—1628), ersehen, daß Rittershausen, „amicus noster communis juxta ac omnium bonorum“, im Jahre 1629, am 10. September, damit er „amicitiam, quae inter nos coaluit“ (die drei waren „aliquot horas“ vor einigen Monaten, wo wissen wir nicht, zusammengewesen) „novo colloquii genere“ befestigen könne, von Danzig nach Breslau (ad vos) reiste, nachdem er in jener Stadt einige Zeit verweilt hatte „quo (tempore) laudatissimam Tui nominis et studii in linguam vernaculam memoriam recoluimus. Quare non dimittendus erat sine meis ad te, . . . quod nunc ipsi commodum et mihi pergratum erit. Also schon vor dieser Reise hatte Rittershausen den Dichter kennen gelernt, den er um seiner poetischen Verdienste willen seit der Straßburger Zeit schätzte und bewunderte. Das damals erstandene Exemplar mit den Kölerschen Annexen führte er auf seinen Reisen mit sich, gelegentlich Notizen, ja auf den eingeschossenen Blättern auch eigene und (eine) fremde Dichtungen beifügend. So können wir denselben festen ductus, ja sogar dieselbe Tinte, die der Name auf dem Titelblatte zeigt, auch an einer Bemerkung wahrnehmen, die auf eben jener 161. Seite der Zincgrefschen Sylloge beigeschrieben ist, an die wir oben unsere Besprechung des Schwabeschen Büchleins anknüpften. Rittershausen unterstrich die Worte „Ernstens Schwaben von der Heide“ und fügte am Rande folgende Notiz hinzu:

„Ward anno/ 1626. 4. Junij/ zu Dantzigk/ lebendig gespießet, im/ Polnischen läg[er]/ auf Befehl des/ Obristen Koniec-/ polsky“.[2])

---

[1]) Zu ihr solle der Dichter noch nachträglich ein Carmen bringen, das würde ihm (Rittershausen) zur höchsten Ehre gereichen. Quanti enim fias apud magnos Urbis nostrae Viros (d. h. in Nürnberg, wo er 1630—34 wohnte, in Prag war Rittershausen nur vorübergehend aus geschäftlichen Gründen), ego novi, et ubi plus otii nactus fuero, ad te pluribus scribam. Diese Mitteilung ist von Interesse. Opitz' Antwort im Archiv 3, 63; darnach wollte er schon nach der Pariser Reise (1630) Nürnberg und Altorf besuchen: vielleicht fände sich bald eine andere Gelegenheit.

[2]) Herr Dr. Kopp von der Königlichen Bibliothek und Herr Oberlehrer Schlesinger hatten die Freundlichkeit, mich beim Lesen dieser wie auch anderer handschriftlichen Bemerkungen des Rittershausenschen Exemplars zu unterstützen.

Der Leser wird nunmehr erkennen, warum wir jenen Mochingerschen Brief genauer mitteilten. In Danzig erfuhr Rittershausen Schwabes entsetzliches Schicksal, oder wenn nicht in Danzig, so doch von einem Danziger, den er in Straßburg kennen lernte. Der gleichen Tinte wegen möchte doch wohl, so kann man mit Recht einwenden, diese Eintragung derselben Zeit angehören, wie die Besitzangabe. — Marginalien können im allgemeinen nicht als verläßliche Beweisinstanz gelten. In unserem Falle wird aber jeder Zweifel benommen durch die Person des Verfassers und vor allem durch die Bestätigung, die in Rumplers oben angezogenen Worten [1]) enthalten ist (siehe unten).

Der Versuch, die historischen Verhältnisse, die in der Notiz gestreift werden, darzulegen und so vielleicht über das Leben Schwabes von der Heyde noch mehr in Erfahrung zu bringen, hat sich nicht als sonderlich erfolgreich erwiesen; ich vermute allerdings, daß ein mit der Materie Vertrauter doch bedeutend weiter kommen möchte. Stanislaus von Koniecpolski († 1646) „ein Sohn Alexanders, Woywodens zu Siradien und Hauptmanns zu Vielun“, wurde von Sigismund von Polen wegen seiner in verschiedenen Kriegen bewiesenen militärischen Fähigkeiten zum Feldmarschall ernannt. Er hatte in Preußen den Krieg mit Schweden zu führen. Nachdem nämlich Lifland von Gustav II Adolf von den Polen befreit war, beschloß der König (Mai 1626) den Krieg von der Düna an die Weichsel zu verlegen. Von Danzig verlangte er das schriftliche Versprechen, die Polen in ihrem Kampfe gegen Schweden auf keine Weise zu unterstützen. [2]) Diese Verpflichtung konnte die Stadt nicht eingehen. Da nun noch einer anderen Forderung des Königs — einem Fremden zu einer ihm von den Polen entzogenen Erbschaft zu verhelfen — nicht Genüge geschah, so erfolgten für Danzig sehr unangenehme Repressalien (Beschlagnahme der Schiffe, Sperrung des Hafens u. s. w.). Es entspann sich zwischen den Schweden und der Stadt ein regulärer Krieg, in dem sich die Danziger mit Tapferkeit geschlagen haben sollen. In diese Kämpfe muß Schwabe verwickelt gewesen sein. Ob er etwa auf Seiten der Schweden gefochten hat, bei dieser Gelegenheit gefangen genommen und dann, aus unbekannten Gründen, in der angegebenen Weise hingerichtet wurde oder ob er in Danzig während der Verhandlungen

---

Ich erwähne dies, nicht nur um den Genannten auch an dieser Stelle zu danken, sondern auch um etwaigen Zweifeln an der Zuverlässigkeit der Lesungen eines Ungeübten zu begegnen.

[1]) Sie stehen in der Vorrede zum ersten Gebüsch seiner Reimgedichte, 1647; leider ist das Büchlein in Berlin nicht vorhanden.

[2]) Ich berichte dies und das folgende nach G. Löschin, Geschichte Danzigs 1 (1828), S. 315 ff. Vgl. auch Geijer, Geschichte Schwedens 3, 118 ff.

mit Gustav Adolf für den Anschluß an diesen thätig war und deshalb wegen Hochverrats von den Polen zum Tode verurteilt wurde, das ist leider nicht sicher zu erkennen. Doch spricht für die letztere Auffassung das Datum des Todes, der in die Zeit jener Unterhandlungen fällt, ferner sein von Rumpler bezeugter Aufenthalt in Danzig. Das Unglück aber, „durch das Schwabes sinnreiches Werck ersitzen gebliben", ist eben das schreckliche Ende des Dichters, den Bellona, so scheint es, nicht erst in seinem Todesjahre den Musen entfremdet hat.

Nachschrift. Rumpler von Löwenhalt, der Stifter der Aufrichtigen Tannengesellschaft (um 1633), der Landsmann Berneggers, durch den der Dichter nicht nur mit Joh. Freinsheim, sondern gewiß auch mit dem ganzen Straßburger Kreise bekannt wurde, ist, wie ich erst nachträglich in der Allgemeinen Deutschen Biographie fand, am 23. September 1628 in der juristichen Matrikel der Universität Straßburg als »M Josaias Rumplerus Neapolitanus« eingetragen worden. So ist es denn mehr als eine bloße Möglichkeit, daß seine Mitteilung über Schwabe aus derselben Quelle stammt wie Rittershausens Notiz. Dann müßte zwar nicht, wohl aber könnte seine Angabe über die nicht erfolgte Drucklegung auf bloßer Kombination beruhen, zumal seine Begründung (das Danziger Unglück habe die — doch schon um 1618 fertiggestellte — Poetik ersitzen lassen) nicht gerade wahrscheinlich klingt. In diesem Falle hätten wir es also nicht mit einem Zeugnis, sondern mit einer Vermutung Rumplers zu thun. Daß dann aber die Vermutung das Richtige getroffen haben würde, haben wir oben zu zeigen gesucht.

Die Matrikel der Universität Heidelberg von G. Töpke (Heidelberg, 1886) enthält in ihrem 2. Teile zwei Angaben, die von Interesse sind:

1) Am 27. Juli 1609 wurde immatrikuliert Johannes Georgius Schvuabe Dantiscanus, er studierte Medizin; er gehörte doch wohl derselben Familie wie der Dichter an.
2) 6. Aprilis 1592 ad gradum magisterii sollemniter promotus est . . . . Johannes Rogge, Embdanus, Hebraeae linguae professor . . . . Auf ihn bezieht sich eines der Schwabeschen Anagramme, die Opitz erhalten hat, (Witkowski S. 103). Gewisse Beziehungen zu dem älteren Heidelberger Kreise (Schede) werde ich in anderem Zusammenhange aufweisen.

Lessing und Gottsched.

Von Albert Köster in Marburg i/H.

Von „Des Herrn von Voltaire Kleineren Historischen Schriften", jenen Lessingschen Übersetzungen, die 1892 in einem Neudruck bei W. Hertz erschienen sind, findet sich die letzte, Nr. XV „Abhandlung von den Verschönerungen der Stadt Paris" noch in einem bisher unbeachteten Druck, nämlich in Gottscheds „Neuestem aus der anmutigen Gelehrsamkeit", Jahrgang 1751, im Aprilheft S. 290—298 und im Maiheft S. 353—360. Betrachten wir zunächst die erste Hälfte, so ist kein Zweifel möglich, daß wir hier wirklich Lessings Verdeutschung vor uns haben. Zwar weichen der authentische Lessing-Text (*L*) und der Abdruck in Gottscheds Zeitschrift (*G*) an manchen Stellen von einander ab; doch sind diese Differenzen verschwindend gering gegenüber den Übereinstimmungen, die bisweilen durch viele Sätze hindurchgehen. Vor Allem sind natürlich die Stellen ausschlaggebend, an denen *L* und *G* wörtlich harmonieren und zugleich vom französischen Text abweichen. Es wird genügen, die auffallendsten von ihnen anzuführen. Citiert wird natürlich stets nach dem Neudruck.

	L und *G*	Voltaire
244_{6} f.	dieser Mann	il
$_{13}$	eines Colberts	de Colbert
$_{17}$	der Schauplatz so plump zugerichtet	des salles si grossièrement construites
$_{24}$	an geschickten Orten	avantageusement
$_{24}$	gehören	sont dignes
$_{27}$	die zwo Brücken	ces deux ponts, ces deux quais superbes
245_{15}	die Häupter	ceux qui sont à la tête
$_{25}$	ordentliche Kreuzwege	des carrefours réguliers
246_{4}	in eurer weibischen Schläfrigkeit	dans votre molle nonchalance
$_{11}$	in den Zeiten der größten Armut	dans les temps de la pauvreté
$_{12}$	die unterirdischen Schleusen	ces souterrains
247_{10}	bei dergleichen Unternehmungen	dans ses entreprises

In dieser Weise könnte man noch lange fortfahren. Die Summe der übereinstimmenden seltenen Ausdrücke und der gemeinsamen Abweichungen vom französischen Text beweist unwiderleglich, daß *G* und *L* die gleiche Übersetzung, nur freilich in verschiedenen Phasen ihrer Entstehung sind. Ob *G* eine Überarbeitung von *L* oder umgekehrt *L* eine spätere Form von *G* ist, kann hier noch nicht entschieden werden. Vorläufig muß eine Collation von beiden den Grad der Verwandtschaft zeigen. Das Resultat bieten die folgenden Lesarten, bei denen stets der Text von *L* voransteht.

Überschrift in *G* Des Herrn von Voltäre Abhandlung von den Verschönerungen der Stadt Paris, aus dem Französischen übersetzt. 244_4 der fehlt *G* $_5$ besaß] hatte $_5$f. legte .... an] ließ .... anlegen $_5$ Unkosten] eigene Kosten, des Victoires] des Victoires $_6$ dem Könige aus Dankbarkeit] aus Dankbarkeit, dem Könige $_7$ sieben] siebenmal Einwohner, *G* $_8$ haben] besitzen Reichthümer,] solche Schätze, $_9$ wir ganze Königreiche kaufen könnten;] man Königreiche erkaufen könnte; es fehlt *G* $_{10}$ Augen,] Augen an, unserer] unsrer fehlet,] fehlet; $_{10}$f. lassen es genug seyn, darüber zu murren.] begnügen uns damit, daß wir darüber murren. $_{11}$ fährt] fähret Louvre] königl. Schloß (Louvre) seufzet,] seufzet $_{12}$ daß] wie $_{12}$f. des vierzehnten Ludewigs,] Ludwigs des XIV. $_{14}$ verdeckt] verdecket $_{15}$f. daß wir auf eine so unbequeme und ekele Art hineingehen müssen,] daß der Eingang dazu so unbequem und ekelhaft ist; $_{17}$ darinne so übel sitzen,] darinnen so unbequem aufgehoben; $_{17}$f. und daß fehlt *G* $_{18}$ angeleget ist;] angelegt sind; $_{21}$ angeleget sind;] angelegt sind, $_{23}$ nach dem großen Geschmacke,], die recht ins Große gebauet sind: $_{24}$ angeleget.] angelegt. $_{24}$ andere] andre $_{25}$ wollen .... haben] erfordern $_{25}$f. indessen, da] indessen daß $_{27}$ großen] Großen das] des Druckfehler $_{28}$ Felder] Felder, 245_1 übertreffen,] übertreffen; enge] enge, $_2$ Stadt] Stadt, $_3$ wir ohn Unterlaß selber;] wir auch selbst o. U.: $_4$ abhelfen.] abhelfen? $_5$f. Kömmt es nicht den Einwohnern zu,] Ist es nicht denen Einwohnern, $_6$ Ringmauern] Ringmauren $_7$ Ergötzungen] Ergetzungen $_9$ Königs;] Königes: $_{11}$ Kriege gebauet,] Kriege, gebauet, $_{12}$ war,] gewesen, $_{14}$ welche] so $_{18}$ einem ungestalten Gebäude gegenüber,] gegen über einem plumpen Gebäude, $_{20}$ bestimmt ist?] gebraucht wird? erhebe seinen Geist] ermanne sich $_{20}$f. und das andere wird sich] so

wird sich das andere 21 geben.] geben! 21 Ich verlange nur eine Sache, daß man nämlich mit Standhaftigkeit wolle.] Ich begehre nichts mehr, als nur einen standhaften Entschluß. 22 f. Wahrhaftig, es kömmt hier nur auf einen Platz an!] Es kömmt hier wahrlich nicht nur auf einen Platz an! 23 würde noch] würde ja noch 24 wenn auch] gesetzt, daß Platz] Platz gleich 25 Kreuzwege] Kreuzwege, 26 unsaubern] stinkenden 27 den versteckten Denkmälern] den Denkmälern, welche versteckt sind, 29 Begriffe] Begriffe, 30 noch fehlt G 31 gedruckt,] gedrückt, 31 Einwohner,] Einwohner 32 entfällt,] entfällt einem, überschlägt,] bedenkt, 33 würde,] wird, aufzuführen,] aufzuführen: 35 kosten] kosten, 35 f. aber ist es] ist es aber 36 das] was 246 2 Ausländer] Fremdlinge bezahlet] bezahlt Wenn] Ja! wenn 3 dazu fehlt G 4 verkrummet immer] bleibt immer . . . . sitzen 5 entschlaget] bescheidet 7 er gewinnt dabey.] so gewinnt er vielmehr dabey. Alsdenn] Alsdann 8 gebraucht] gebrauchet 8 f. dasjenige Volk] derjenige Pöbel 9 das] der welches] der 12 f. sechs hundert Jahre nach ihnen] nach sechshundert Jahren 14 Glauben wir,] Gl. w. denn, weniger] nicht so 15 Pyramiden] Spitzsäulen 16 so viel nützliche] nützlichere 18 neuen] neuern 20 als] und als schöne Werke] Proben darinne] darinnen 22 itzo Paris] Paris anjetzt 23 welche die zweyte] die nach jener, die nächste 24 vorzuwerfen] zu verweisen 24 f. Wo sollen wir das Geld dazu hernehmen?] Wo nehmen wir Geld her? 25 uns denn das Geld,] es uns denn daran, 26 viel] viele 26 f. Schmausereyen] Gastmahle 28 Seele] Seelen 29 Spiel] Spielen 30 erstaunen] erschrecken 34 herunter] hinunter 36 heut] heute 247 1 vormals] damals Ludewig] Ludwig mehr,] drüber, 3 Pfund] Pfunden 5 drey] dreyen Lustorten] Werken 12 theuer] übertheuer indeß] indessen 16 sey.] seyn möchte. denn] denn wohl 19 einen Befehl aus dem geheimen Rathe] einen allergnädigsten Befehl 21 herzugeben] hinzugeben ehe er] bevor er 22 welche die] die die 25 Ludewigs] Ludwigs 28 achtzehn Millionen Millionen an Münze] achtzehn milliards numeraires 30 sieben] zu sieben 33 dieses] dieß immer] beständig in] und zwar in 34 als] wie von einem fehlt G 35 sagen würde.] meynen könnte. 36 weniger] minder 248 1 allerunglückseligsten] allerunglücklichsten Monarchen vielleicht ein

Druckfehler] Monarchie $_{2}$ sind fehlt *G* $_{2}$ f. nichts als ihre Kammergüter hatten, ihren Feinden zu widerstehen, und ihre Unterthanen zu belohnen.] zum Widerstande gegen ihre Feinde, und zur Belohnung ihrer Unterthanen, nichts, als ihre Kammergüter, hatten. $_{4}$ eigentlich und] recht Haushalter] Haushälter $_{5}$ vom] im $_{7}$ jeder,] jeder Mensch, von dem] vom einen] ein $_{8}$ f. Wollten Ew. Majestät] Geben Eure Majestät $_{10}$ geben fehlt $_{10}$ fragt] fraget sich dieser Mensch] dieser Mensch sich $_{11}$ Alsdenn] alsdann $_{12}$ bezahlt] bezahlet Staats] Staates

Bis hierher, bis 248 $_{14}$ des Lessingschen Textes, bringt Gottsched im Aprilheft die Übersetzung zum Abdruck. Ein Monat vergeht; im Maiheft folgt die versprochene Fortsetzung. Aber seltsam! Hatten wir bisher unverkennbar die Lessingsche Übersetzung vor uns, so erinnert nun im zweiten Teil nichts mehr an den Text der „Kleineren historischen Schriften“. Nichts! Schon das Äußere, die Abtrennung der Rede in einzelne Absätze stimmt zwischen *L* und *G* nicht mehr überein. Keinen Satz, nicht einmal eine einzige charakteristische Wendung aus Lessing treffen wir bei Gottsched, so daß es sofort klar wird: im Maiheft lesen wir die Arbeit eines ganz andren Übersetzers; Lessing ist bei Seite geschoben. Und nun stellt sich natürlich die Frage ein: Was ist in den Aprilwochen 1751 zwischen den beiden Männern vorgegangen, zwischen dem Alten in Sachsen und dem Jungen in Preußen? Vielleicht führt unsre Übersetzung uns auf den Weg.

Wie die Lessingsche Arbeit in Gottscheds Hände und in Gottscheds Zeitschrift hineingeraten ist, wird wohl immer ein Rätsel bleiben. Wie sehr auch der Gedanke befremdet, es ist doch nicht völlig ausgeschlossen, daß Lessing selbst sie nach Leipzig geschickt hat, vielleicht des bescheidenen Honorars wegen, vielleicht weil ihm gute Beziehungen zu der alten Metropole der Literatur im Anfang des Jahres 1751 doch noch wertvoll erschienen. Denn wenn er auch längst von seinem Freunde Mylius gelernt hatte, über den alternden Diktator zu spotten, und wenn er ihn auch eben jetzt, im März 1751 als Sprachlehrer verurteilte (Lachmann-Muncker 4,214), so war er als Herausgeber der „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters“ doch gewiß ehrlich genug, um sich zu sagen, daß er's an Gelehrsamkeit mit Gottsched doch noch nicht aufnehmen könne. Gerade dem Dramaturgen hat Lessing noch Jahre hindurch seine Hochachtung bewahrt (Lachmann-Muncker 4,397: April 1751; 5,184: Juli 1753). Somit ist die Möglichkeit vorhanden, daß er selbst seine Übersetzung für das „Neueste“ bestimmt hat. Wahrscheinlicher aber bleibt es, daß Gottsched sie durch

Vermittlung eines uns unbekannten Dritten erhielt, vielleicht schon vor Beginn des Jahres 1751, als das äußere Verhältnis zwischen Lessing und Gottsched noch ungestört war; jedenfalls aber — da doch das Aprilheft des „Neuesten“ noch im März gedruckt werden mußte — vor der Mitte dieses Monats, d. h. vor den Tagen 26. und 27. März, an denen Lessing zwei auffällige Kritiken über Gottsched erscheinen ließ.

Wie verfuhr nun Gottsched bei der Veröffentlichung? Vielleicht leitet uns die Beantwortung dieser Frage näher in das Verhältnis beider Männer ein. Es kommt darauf an, festzustellen, wie *L* und *G* sich zu einander verhalten. *L* erschien zur Michaelismesse 1751 im Druck, *G* schon im Frühling des Jahres. Somit liegt die Vermutung nahe, daß *G* eine ältere schlechtere Fassung sei und *L* eine sorgsam gefeilte Überarbeitung. Aber die Lesarten beweisen das gerade Gegenteil, wie hier an ausgewählten Beispielen und durch Citate, die auf die Varianten zurückweisen, zu zeigen ist.

Aus Äußerlichkeiten, wie Interpunktion und Orthographie, auch aus den Flexionsformen, besonders schwacher Verben, sind keinerlei Resultate zu gewinnen. Hier ist weder *L* noch *G* consequent. Aber an zahlreichen andren Abweichungen zeigt sich in *G* das Bemühen, den Text zu glätten, die Übersetzung zu bessern:

Wo *L* überflüssige und häßliche Wiederholungen einzelner Worte bringt, merzt *G* sie aus, z. B. 244 4; 9 (wir — wir); 17 f.; 245 5 f. (wo freilich die Änderung recht unglücklich ist); 246 3; 25 (Geld — Geld); 247 37.

Sichtlich verraten die oben mitgeteilten Varianten das Bemühen von *G*, einzelne präcisere und zweckmäßigere Ausdrücke zu finden, oder auch dem französischen Original näher zu bleiben, als *L*, z. B. 244 5 f.; 8; 245 20; 26 (wo selbst ein erheblich derberes Wort nicht gescheut wird, wenn es zutreffender ist); 27; 246 5; 23 (wo freilich der geänderte Ausdruck immer noch nicht befriedigen kann); 29; 30.

L ist nicht überall geschickt, oft begegnen schwerfällige Wörter und Konstruktionen. *G* sucht sie geschmeidiger zu machen, gelegentlich mit leiser Entfernung von der Konstruktion des Originals. Vgl. 244 10 f.; 15 f.; 23 f.; 25; 245 21 f. (wo doch die Verbesserung handgreiflich ist); 248 1 (wo in *L* das Wort gar zu kolossal war); 2 f. (wo wieder größere Leichtigkeit erreicht ist).

Auch ungewohnte Wörter und Wendungen, die sich in *L* finden, sucht *G* durch gebräuchlichere zu ersetzen, z. B. 244 12 f. und 246 4; offenbare Kakophonien werden getilgt, wie 244 12 das häßliche „daß dessen“ und 247 21 der störende Hiatus „ehe er“.

Ja, über die Verbesserung einzelner Worte schreitet *G* hinaus bis zur Korrektur wirklicher Übersetzungsfehler. Der Satz *L* 245 22 f.

„Wahrhaftig, es kömmt hier nur auf einen Platz an!“ hat nichts von der ironischen Färbung des Französischen: Il s'agit bien d'une place. Voltaire will gerade das Gegenteil von dem andeuten, was Lessing sagt; deshalb greift G bessernd ein, kann sich freilich zu der feinen Ironie nicht erheben, sondern redet mit platter Deutlichkeit: „Es kömmt hier wahrlich nicht nur auf einen Platz an!“

Aus alledem ergibt sich, daß, wenn die Korrekturen, die G bringt, von Lessing selbst herrühren sollten, dieser sich ja im Herbst 1751 geradezu bei der eigenen Drucklegung seiner Übersetzungen wieder verschlechtert haben müßte. Es kann nicht anders sein, als daß die Änderungen in G gar nicht von Lessing, sondern von einem Andern — und wir dürfen mit ziemlicher Zuversicht sagen, von Gottsched — gemacht sind. Das wird erhärtet dadurch, daß neben den bisher betrachteten beifallswürdigen Änderungen, die man an sich Lessing wohl zutrauen dürfte, sich auch einige ganz unlessingische finden; z. B. braucht Lessing bis ins hohe Mannesalter das Wort „Gehalt“ im Sinne von „Besoldung“ stets als Maskulinum, und so auch L 248 7. G korrigiert es ihm in ein Neutrum.

Auch solche pedantische oder puristische Erläuterungen, wie 244 11 „das königl. Schloß (Louvre)“ oder 246 15 „Spitzsäulen“ für „Pyramiden“ sind gar nicht in Lessings Sinn.

Vollends ist ihm die große Zahl von beinahe grundlosen, jedenfalls aber ganz schulmeisterlichen Umänderungen, wie 245 14; 18; 20; 20 f.; 36; 246 2; 7; 8 f.; 12 f.; 14; 22; 24 f.; 36; 247 3(!); 5(!); 12 (vielleicht eine der dreistesten Änderungen); 30 (Schlimmbesserung); 248 7, gar nicht zuzutrauen.

An diesen Stellen sieht man ganz besonders, daß ein Fremder sich an Lessings Übersetzung vergriffen hat. Und wie der junge Literat das aufnehmen mußte, läßt sich denken. Er war sich bewußt, daß seine Übersetzungen kein herrenloses Gut zu sein brauchten, denn er hatte redliche Mühe an sie gewandt; sie trugen den Stempel seines Geistes. Waren sie unvollkommen, so wollte er selbst die Feile ansetzen; denn er hatte la folle envie de bien traduire.

Wir besitzen kein Dokument darüber, wie Lessing sich über den Abdruck seiner Übersetzung in Gottscheds Zeitschrift geäußert hat. Keine briefliche Zeile hat sich darüber erhalten. Aber wenn in seine eigene Ausgabe der kleinen Voltaireschen Schriften auch von wirklich guten stilistischen Veränderungen des Gottschedschen Abdrucks nichts aufgenommen wurde, und wenn im „Neuesten“ von der Lessingschen Arbeit fernerhin keine Zeile mehr erschien, sondern der Herausgeber sich von dem Rest eine eigne Übersetzung besorgen mußte, dann ist wohl kein Zweifel darüber möglich, daß in jenen Apriltagen zwischen

Leipzig und Berlin irgend ein Meinungsaustausch stattgefunden hat. Mochte Gottsched die Abhandlung von den Verschönerungen der Stadt Paris auf direktem oder indirektem Wege, in legaler Weise oder durch Indiskretion erhalten haben, jedenfalls mußte es Lessing ein Ärgernis sein, in ihr „Verbesserungen" zu finden, die wider seinen Willen hineingebracht waren. Vielleicht hat er das dem Leipziger Korrektor brieflich zu verstehen gegeben.

Aber nicht nur Lessing hatte im April 1751 Grund zur Verstimmung, sondern auch Gottsched wiederum gegen den jungen Literaten in Berlin. In denselben letzten Märztagen nämlich, in denen, wie wir annehmen dürfen, zu Leipzig die „verbesserte" Übersetzung aus der Druckerei hervorging, erschienen in Berlin zwei Kritiken von Lessing: am 26. März (Lachmann-Muncker 4,218 f.) die eine, die das „Neueste aus der anmutigen Gelehrsamkeit" mit überlegener Kürze abthut, am 27. März (Lachmann-Muncker 4,301 f.) die andre, die eine volle Schale vernichtenden Hohnes über die zweite, vermehrte Auflage von Gottscheds Gedichten ausgießt. Anfang April muß Gottsched sie gelesen haben. Und daß von da ab zwischen beiden ein Verhältnis von Herausgeber und Mitarbeiter nicht mehr bestehen konnte, liegt auf der Hand. Gottscheds Antwort auf diese Kritiken war (wenn anders nicht Lessing selbst seine tyrannisierte Übersetzung zurückgezogen hat) die Ausschließung jeder Fortsetzung von Lessings Mitarbeiterschaft. Lessings Antwort auf die Leipziger Korrekturen erfolgte, wenn nicht Alles täuscht, in der Vorrede zu „des Herrn von Voltaire Kleineren Historischen Schriften".

Die Worte: „An verschiedenen Orten hätte der Übersetzer Anmerkungen machen können; und wer weiß, ob man es ihm nicht übel nimmt, sie nicht gemacht zu haben? Er würde es wenigstens manchem geschwornen Anmerkungsschmierer nicht übel nehmen, wenn er seinem Exempel folgete", diese Worte hat man immer nur als eine ganz allgemeine Äußerung aufgefaßt. In der That ist diese Unterscheidung zwischen dem Darsteller und dem Anmerkungsschmierer gleichermaßen in Lessings wie in Voltaires Sinne (vgl. z. B. die Notes sur les remarques de la Motraye contre l'histoire de Charles XII). Aber hier scheint sich die Notiz doch noch ganz speziell an die Adresse des Herrn Professor Gottsched zu wenden und auf das unvergessene Aprilheft des „Neuesten" zu deuten. Gottsched hat nämlich die Lessingsche Voltaire-Übersetzung dort mit Anmerkungen begleitet, die mehr breit als inhaltreich sind, auch nicht recht Farbe bekennen, sicherlich aber mit wenig wohlwollenden Blicken das Verhältnis Voltaires zu Friedrich dem Großen und die Ehren, die der undankbare Franzose genoß, betrachten. Als Probe dieser süß-sauren Bemerkungen mag dienen:

Zu 245_{28}: Ist es nicht undankbar von dem Herrn Voltaire, daß er den Namen derjenigen Residenz so sorgfältig verbeißt, wo er alle diese Schönheiten zuerst hat können kennen lernen? Höchstens besinnet er sich auf London; aber das prächtige Berlin, was ihn gegenwärtig nähret, schützet, und zu Ehren bringt, das will ihm nicht aus der Feder fließen.

Zu 247_{8}: Auch hier scheint es recht gezwungen zu seyn, daß Hr. Voltaire, das Beyspiel seines großen Schutzherrn nicht anführet, der, um einen schönen Sitz in seinem königlichen Berlin zu haben, die schlechten Häuser der Bürger auf eigene Kosten bauet, und ihnen an deren Statt Paläste zurückgibt: geschieht es etwa deswegen, weil seine Könige so was großmüthiges nicht gethan haben?

Hält man zusammen, wie Lessing über die Vergewaltigung seiner Übersetzung erbittert sein mußte, und wie ihn andrerseits sicherlich die Ausfälle gegen den damals von ihm sehr verehrten französischen Dichter geärgert haben, so liegt die Vermutung nahe, daß er wenige Monate später die citierten Worte der Vorrede an Einen ganz Bestimmten richtete, der ihn sehr wohl verstehen mußte. Hatte doch schon einmal, im Februar des gleichen Jahres (Lachmann-Muncker 4,204), Lessing sein Urteil über Gottschedsche Anmerkungen durch einen Verzicht auf jedes Urteil zu erkennen gegeben.

Interessant bleibt die kleine Episode aus Lessings Leben auf alle Fälle, trotz des Dunkels, das sie noch umgibt. Sie zeigt uns den jungen Kritiker ein einziges Mal in enger Gemeinschaft mit dem Gefolge Gottscheds. Aber der Versuch, ihn zu gewinnen, scheitert, nicht lediglich durch das Ungestüm des Jungen, sondern auch durch eigne Schuld des Leipziger Oberhauptes.

Ein Bericht von Therese Heyne über Weimar und Jena 1783.

Mitgeteilt von Albert Leitzmann in Jena.

Erich Schmidt hat jüngst für Karl Weinhold zum siebzigsten Geburtstag einen Brief des Göttinger Professors Blumenbach an seinen Schwager Heyne aus Jena vom 4. Mai 1783 drucken lassen: Blumenbach, der sich damals in Begleitung seiner Frau und seiner Nichte Therese Heyne auf einer Reise in die Schweiz vorübergehend in Weimar und Jena aufhielt, schildert darin den Eindruck, den die Bekanntschaft mit Goethe und Wieland auf ihn gemacht. Es heißt dort S. 3: „Sie werden zwar über diese beiden Herren was Ehrliches von meinen beiden Damen zu lesen kriegen, die zu meiner großen Erbauung, sowie sie nur diese Herren gesprochen hatten, sich flugs über das Schreibzeug hermachten und hast du nicht porträtieren gesehen!“ Eine dieser Damen war Therese Heyne, die spätere Gattin Georg Forsters und Ludwig Ferdinand Hubers, deren Bericht über Weimar und Jena ich hier vorlege; er entstammt einem größeren Konvolut von Briefen Theresens an ihre Eltern, die den ganzen Verlauf der Schweizerreise eingehend schildern und reich an interessanten Charakteristiken wie an schönen Beschreibungen der durchreisten Gegenden sind; als Ganzes sollen sie künftig einmal einer Sammlung von Theresens Briefen eingereiht werden, die ich vorbereite.

Weimar den 30 Aprill.

Den 28 um 12 Uhr kamen wir hier an[1]), kaum saßen wir zu Tisch so klopfte was an die Thür und — der Freiherr von Grote[2]) kam herein. Er hatte uns vorbei fahren sehn hatte die Gnade gehabt

[1]) Durch diese Angabe korrigiert sich von der Hellens Behauptung (Goethes Briefe 6, 443), daß Goethes S. 156 an Frau von Stein erwähnter Gang „auf Jena“ am 28. mit Blumenbach unternommen sei.

[2]) Nähere Notizen über ihn fehlen mir; sicher ist ein Anderer der in Goethes Briefen 6, 315 erwähnte Groote, für den Briefe von und an Bürger 2, 204. 207 zu vergleichen ist.

mein Gesicht zu erkennen, und doch nach den Thor geschickt, und siehe da kam er uns seine Dienste anzubieten. Wir waren sehr erstaunt einander hier zu finden; er erzählte uns seine Schicksale, daß er als Hofjunker bei seiner Herzoglichen Durchlaucht diene, und zu unßern Befehl sei. Blumenbach machte denselben Nachmittag einige Besuche, und wir gingen mit Grote in die Herzoglichen Gärten, von denen der neuste und gröste der Stern heist. Jezt alles in der schönen Blüthe, überall hervordringendes Grün, und einige Nachtigallen die ihre ersten Gesänge versuchten, die schöne romantische Anlage des Gartens, alles war so schön, daß nichts wie die Gegenwart des kleinen dienstfertigen Erbsen königs mich hinderte es für ein Paradies zu halten. Der Herzog hat sich hier eine Kleine Wohnung anlegen lassen die er das Kloster nennt, und wozu, so wie zu den ganzen Garten Göthe die Idee hergegeben. Es ist ein Kleines Gebäude woran eine art Kapelle gebaut, wo ein Zimmer für den Kammerdiener ist, dann in der Zelle eines für den Herzog, mit einen Tisch und 6 Stühlen, nebst einer Ottomanne worauf er schläft, hier bleibt er die Nacht ganz allein, läst sich früh auf seinen Kleinen Herd den Kafee Kochen und geht dann aufs Schloß. Der Garten liegt an einen Abhange an dem die Ilme stöst, ein rauschender angenehmer Strom, nicht breiter aber weit tiefer als die Leine, er ergiest sich bei Naumburg in die Saale. nah an dießen Fluß steht das Kloster, eine alte Mauer und erstaunende Felßen dienen dazu die Gegend noch romantischer zu machen. es sind sehr viehle Schlee Dorne zwischen die großen Bäume gepflanzt, dies macht ein so ländliches ansehn. Den Kloster gegenüber hat Göthe einen Garten wo unter den Büschen ein simples Haus mit gebleichten Schindeln gedeckt, heraussieht, unter dem grün macht dies einen lachenden, reizenden Anblick, wenn das glänzend Weiße Dach von den weichen grün umgeben sich zeigt. Gestern besuchten wir Madame Herder, sie hat 4 Kinder am Blattern Krank, und ist sehr nah am 5 Wochenbett, Herr Herder der selbst die Blattern noch nicht gehabt, floh also seine Wohnung, und reißte denselben Morgen nach Halberstad zu seinen Freund Gleim[1]) (wie dieße verzuckerte, übernachtete Milchsupe sich mit den sanften, aber brausenden Herder verträgt weis ich auch nicht) Wir genießen also von den lieben Leuten nichts Herder war bei uns, aber nicht lang, es ist ein lieber sanfter Mann! Den Mittag aß Blumenbach bei der Frau Herzoginn, wir gingen den Nachmittag ein paar Stunden zu einer alten Tante von Blumenbach die übrige Zeit musten mir mit lesen zubringen. Grote lieh Blumenbach seinen Wagen, gab ihm Rath wegen seiner Visiten, und war

[1]) Vgl. Von und an Herder 1, 86 Anm. 2; Haym, Herder 2, 187. 190.

sehr bemüht uns gefällig zu sein, muste aber den Nachmittag nach Erfurt. Den 30. früh um 10 Uhr holte uns Herr von Grote in seinen Cabriolet ab, und begleitete uns zu Pferd um uns Belvedere ein Lusthaus des Herzogs zu zeigen. Blumenbach besuchte Göthe, und speiste bei der Herzogin Mutter, war also nicht mit uns. Grotens zwei Schimmel laufen wie die bösen Geister, einen Weg von $^{3}/_{4}$ Stunden machten wir in weniger wie 20 Minuten, denn es war immer Galopp. Der Garten ist sehr schön, geht an einen Berg herunter, und gleich wieder Berg auf zu einen Tannenwald der den ganzen Hügel bedekt. Es sind Hirsche und Rehe im Garten, er hat eine große schöne Anlage, er ward von Ernst August angelegt, und enthält 300 Morgen Landes. Die Orangerie und Treibhäußer sind bei weiten die grösten die ich noch gesehn, vor Cassel, Gotha und Hannover. Wie wir Belvedere gesehn führte uns Grote in eine Laube und bediente uns mit Chocolate und Buttersemmel, die delicienste Chocolate die in der Welt sein kan, dan kehrten wir zurück fuhren durch den Wewig [1]) einen Holz wo allerliebste Alleen ausgehaun sind nach Weimar zurück, sehr vergnügt über unßern Vormittag und Grote seiner Gefälligkeit. Den Nachmittag gingen wir mit einen jungen Bergrath Vogt [2]) längst der Ilme herunter, einen herlichen Spatziergang auf der rechten seite Berg und Wald der dicht am Fluß stößt, auf der andern Kornfelder. Der Fluß ist rauschend und tief, viehle Wilde Enten [3]) die hier sehr häufig sind spielen daherum. Dieß alles ist dicht am Stadthor, und nie sah ichs ohne den Wunsch daß nur eine dießer Promenaden, die von Weimars Bewohnern so wenig besucht werden, bei Göttingen liegen möchte. Wir wir nachhauße kamen, kam Blumenbach bald auch und erzählte uns zu unßern großen Verdruß daß er mit Göthe uns an allen Ecken aufgesucht hätte, ohne nur eine Spur von uns zu entecken. Göthe ist sehr artig gegen ihn geweßen, und hatte ihm gesagt, er würde uns heut früh besuchen. Also kam er heut den 1 Mai um halb 10 Uhr zu uns, er hat mir sehr gefallen, ohne alle praetensions und gar nicht steif, ehe ein wenig verlegen, bei dem ersten Anblick. Er sprach viehl von unßrer Reiße, und um uns den Plan zu zeigen den er für uns hatte mahlt er uns aus freier Hand eine ganze Karte aufs Papier. Er hat eine kluge Phisionomie, starke Augen knochen über den Auge, und sehr dünne Lippen. sein Auge ist ernst und groß. Eine Art Steifigkeit in der

---

[1]) Das Webicht.

[2]) Johann Karl Wilhelm Voigt (1752—1821), Bruder Christian Gottlobs, seit 1783 Sekretär bei der Bergwerkskommission.

[3]) Vgl. Goethe, Tagebücher 1, 20; Briefe 3, 101.

Bewegung des Kopfs giebt ihm ein unangenehmes Air, aber er ist ein wakerer Mann der meine völlige Gnade hat. Er steht auf einen sehr guten Fuß mit den andern Geheime räthen, die sich vor ihn den jüngsten und jüngstgeadelten beugen müssen. Den ganzen übrigen Tag waren wir allein zuhaus, die Gothaischen Herschaften waren bei Hof[1]); Blumenbach auch zu Mittag und zum Conzert; und wir beiden armen Weiber hatten langeweile im Gasthof. Den 2 Mai gingen wir früh zu Wieland; er war sehr artig, besonders bezeugte er seine Freude eine Tochter des vortrefflichen Heyne bei sich zu sehn; seine Kinder 8 an der Zahl und das 9 unterwegs, sind liebens würdige Geschöpfe, die ich wohl hätte mögen auffessen vor liebe, den ich dachte ich hätte Mimi und Jeannette[2]) vor mir. Der eine junge sprang mir auf den Schos, ich scherzte und bat ihn um einen von seinen Knöpfen ich wolt ihn als Berloque an das Uhrband hängen, ja schneid ab, sagte er ganz trocken, und zeigte mir seinen Knopf hin. Wieland ist nicht groß, sehr mager, trägt die Haare wie Koppe[3]) friesiret, eine schmale Stirn, freundliche, lebhafte Augen, die aber jezt roth sind, eine Naße wie Großpapa in Göttingen[4]) aber im Mund viehl feines, doch ein wenig hämisch. Er erzählte viehl vom Oberon, stez von sich und mit gehöriger Eitelkeit, er spricht langsam und sucht die Worte, aber seine Worte sind schön, ohne gesucht zu sein. Wir waren anderthalb Stunden bei ihm, und er schien recht sehr mit unßern Besuch zufrieden. Göthe hat mir besser wie Wieland gefallen, aus der Uhrsache daß es gewiß nicht oft geschieht daß ein Genie, daß so außschweifte, und Dinge schrieb die so manchen ehrlichen Mutterkinde den Kopf umdrehten, an Ende alle seine Thorheiten liegen läst, und ein vernünftiger Geschäftsmann wird. Wieland hat weit mehr Eitelkeit, Göthe sprach kein Wort von sich, wenn Blumenbach von seinen Geschäften anfing brach Göthe ab und redete von uns. Wieland sprach stez von sich, von seinen Werken, und wenn er von der Reiße die wir vorhatten sprach so wars um uns einen Oberon zur Begleitung zu wünschen. Er klagte sehr über seine Gesundheit, und sagte er sei nicht mehr vermögend einen Oberon zu schreiben. Aber wenn er noch 10 schrieb, mein Mann ist er nicht, obschon ich vor jeden Oberon

---

[1]) Vgl. die Notizen der Weimarischen Fourierbücher im Goethejahrbuch 6, 162.

[2]) Ihre kleinen Schwestern.

[3]) Johann Benjamin Koppe (1750—1791), Professor der Theologie und Universitätsprediger in Göttingen.

[4]) Georg Brandes (1719—1791), Universitätsexpedient für Göttingen unter Münchhausens Kuratorium.

niederknie. Wir besuchten Herr Hofrath Hufland [1]), seine eine Tochter war des seelgen Webers [2]) in Jena, Frau; sein Sohn studirt in Göttingen. Um 12 Uhr hatten wir ein hüpsch Gewitter und fuhren um 2 nach Jena ab. Nahe vor Jena liegt ein sehr steiler Berg, der sich von Weimar aus mit Saatfeldern bedeckt langsam erhebt aber auf der andern Seite sehr abschüssig herabgeht, erst unter der Regierung der Verwitweten Herzogin ist hier ein Weg gemauert, der in einer sehr gekrümten Schlange herunter geht, es ist oft eine sehr hohe Mauer die den Weg stüzt, und wegen der Zähe des Bergs geht der Weg so schräg, daß man glaubt er ende sich bei jeder neuen Krümmung. Dieße Sonderbarkeit und die nackten hohen Berge die ganz schrof sich immer einer neben den ander durchkreuzen, und höchsten ein paar einzelne Tannen, oder grünen Bäume enthalten, — dieß macht einen sehr angenehmen Anblick wenn man den Berg herab ist fährt man lang in den engen Thal fort, ein Wald wasser daß von dem Gewitterregen angeschwellt war, rauschte in beständigen krümungen durch unßern Weg, die gebrochnen Wolken hingen schwarz über den kahlen Bergen. Nach und nach erweitert sich das Thal, die Berg sind am Fuß mit frisch grünenden Weiden bepflanzt die von den rauschenden Bach Nahrung erhalten, weiter hinauf finden sich einige Flecke blühender Rübesamen, und oben lauter Schlehen Büsche, die wie beschneit gegen den schwarzen Boden lieblich abstechen. Endlich fangen die Kleinen Weinberghäuschen an, die Stad liegt vor uns und scheint in der Trüben Luft und nahen Bergen verhüllt. Sie ist nicht hüpsch gebaut, enge krumme Straßen, und alte ärgerliche Häußer. Wir waren den ersten Tag bei den beiden Walchs die eine ist eine Witwe, von den andern der Hofrath ist [3]) wurden wir auf den Sontag zun Mittag essen gebethen. Wir fanden mehr Leute dort; der Mann hat eine allerliebste Tochter von meinen Alter, der schönste Wuchs von der Welt, und obschon sie von Blattern verdorben ist, ist sie doch hüpsch, sie spielte uns sehr schön auf den Clavier vor. Wir besuchten den Nachmittag die Gärten der Familien die meisten der Professoren haben Gärten mit Häußern die ihnen zu Sommerwohnung dienen, mit einen kleinen Weinberg daran, bei viehlen, da die Gärten immer an Bergen liegen. Es sind herrliche Gärten, blos zum nuzen, aber sehr fruchtbar. Wir amüßirten uns recht gut bei Walchs, es sind eben so treuherzige Leute als unßre

---

[1]) Johann Friedrich Hufeland, seit 1765 Hofrat und Arzt in Weimar, der Vater des berühmten Hufeland.

[2]) Ernst Adolf Weber (1751—1781), Professor der Theologie in Jena.

[3]) Karl Friedrich Walch (1734 — 1799), Hofrat und Professor der Rechte in Jena.

Walchs [1]). Den Montag Morgen sahn wir das Naturalien Kabinet; es ist den seelgen Hofrath Walchs [2]) Cabinet, und viehles was ehemals in Weimar war dazugethan, aber dies beides macht als ein fürstliches Cabinet nur ein klägliches ganzes aus; als einer Grundlage zu mehreren wärs lächerlich darüber zu spotten, daß es so jämmerlich ist, aber der Ehrenmann der Aufseher ist, zwingt dazu. Es ist ein Magister Lenz [3]) den Gott möge alle Sünden vergeben die er aus Eitelkeit und unwißenheit in dießen Cabinet begeht. Beim Eintritt steht ein sehr wurmstichichtes verrenktes, ausgestoptes Kameel. oben drüber ein hölzerner Grönländer in einen hölzernen Kahn mit schweineleder überzogen. dann ist eine alte Kuh da, die irgendwo einen Fuß zuviehl hat, auf ihren Rücken ist ein kleiner Seehund gestemmt der sein .... terisch (?) seine Pfoten zwischen die Hörner der Kuh legt. Dabei stand ein Geschöpf daß wie eine Kleine Bank aussah, aber doch Fell und Kopf hatte, ich fragte obs ein verunglückt Kalb sei? da wars ein Pferdchen daß kurz nachdem es das Licht dieser Welt erblickt verschieden war, aber da aus versehn die Haut gegerbt, so können Sie also denken was eine gegerbte Haut vor eine art Figur geben kan, der Herr Magister Lenz war also den lieben Gott ins Handwerk gefallen und hatte kleine Pferdchens gemacht. Dann war ein Harlekin von Pappe da, wo ein Uhrwerk drinn war daß den Männchen Trommel schlagen machte. Mehr solche Narheiten die der Herr Magister immer mit der Ausrufung, ein allerliebst, ein außerorndlich Stück! — Aber was halten der Herr Professor davon? ein außerorndliches Seltenes Stück! — Hier, ist daß nicht ein rechter Schaz daß war den ein Achat, oder sonst so eine Lapperei. Vor den Haus auf der Treppe lagen auf den Steinernen Pfosten Elephanten Knochen in schöner Simetrie, hätte sie Abran (?) gesehn er hätte gemeint auf den salva venia Schindanger zu sein und hätte der Größe wegen Aebte daraus gemacht. Ich fand die Idee so extravagant dum, daß ich mich albern stellte und den Magister fragte, ob er den nicht noch so einen Pferdeknochen hätte auf die beiden untern Pfosten; er war aber so mit den Professor beschäftigt daß er blos vor Eitelkeit schnaubend wie eine Windsbraut antwortete, daß ist nicht von Pferde, sondern einen Elephanten, einen weit größern Thier wie die größe des Knochens erweist. Die Büchersamlung ist nur von ein paar duzt Bänden, aber der Herr Magister der sie würklich nicht geleßen, hielt

---

[1]) Christian Wilhelm Franz Walch (1726—1784), Konsistorialrat in Göttingen.

[2]) Johann Ernst Immanuel Walch (1725—1778), Professor der Beredsamkeit in Jena, aus Liebhaberei Mineralog.

[3]) Johann Georg Lenz (1748—1832), erst Theolog, dann Mineralog; Genaueres bei Gümbel Allgemeine deutsche Biographie 18, 276.

sie vor außerorndlich schäzbar. Den Nachmittag sahn wir die Bibliothek, es ist ein langer finstrer Saal, sehr wenig Bücher von deren Wehrt ich nicht urtheile, eine endloße Menge Jenaischer Professoren von der Stiftung der Universitet her sind hier im Conterfey zu schauen. Aber da der Plaz zu klein ist so hängen sie überall vor den Büchern an den Säulen herunter so dicht daß eins das andre imer bis zur Stirn bedeckt. Eine menge Bücher aus Docter Luthers Handbibliothek sind hier, und andre Manuscripte. Der Professor Müller [1]) der über dieße Sachen gesezt ist, ist ein guter Mann. Professor Eichhorn [2]) der gehört hatte ich käm auf die Bibliothek, kam auch dahin, es freute mich den guten muntern Menschen zu sehn, er ist sehr lustig und schwazte von seinen Lebenslauf als Informator in Göttingen. Seine Frau soll ein gutes Weib sein, die nur für ihren Mann lebt, und ihre Kinder. Das Gebäude wo die Freitische sind sah ich auch, es essen hier in einem Saal 136 Personen, es muß herrlich essen sein, sie hatten schon zweimahl Spargel gegessen zu der Zeit. Aber so gut das Essen sein mag so hat die einrichtung doch etwas demüthigendes daß mir sogleich als Almoßen aussieht. Von Jena reisten wir den 6 Mai Nachmittag ab, sehr zufrieden über die guten Walchs und eingenommen von ihrer artigen Tochter die wir alle Tage sahn.

Zu den Xenien.

Von Erich Schmidt in Berlin.

Die große Distichengabe aus dem Goethe-Schiller-Archiv ist von Genießenden und Forschenden freudig willkommen geheißen worden, im stillen viel mehr als auf dem Markt, und ein nationales Aufsehen war, wie es heute um die ästhetische Bildung steht, solchen Entdeckungen von vorn herein nicht zu versprechen. Man wird sie nach bequemem Brauch ohne eigene Mühe noch billiger nachdrucken, sie werden in die Klassikerausgaben übergehen und ihre Deutung wird die deutsche Literatur-

[1]) Johann Gottfried Müller (1729—1792), Hofrat und Professor der Philosophie in Jena.

[2]) Johann Gottfried Eichhorn (1752—1827), seit 1775 Professor der Orientalischen Sprachen in Jena, hatte 1770—74 in Göttingen studiert; vgl. über ihn Siegfrieds schönen Artikel Allgemeine deutsche Biographie 5, 731.

geschichte noch lange beschäftigen. Einige Nachträge, zu denen Albert Köster und Ludwig Goldschmidt (Gotha) beigesteuert haben, möchte ich gleich vorbringen.

S. 117 war Cramers Brief an Goethe in der Klopstockfehde 1776 zu erwähnen: „Ubermüthiger aller Ubermüthigsten" (Redlich, Im neuen Reich 1874 II 338). — 336. Ilias 8, 20 „Hängt dann all ihr götter euch an, und ihr göttinnen alle: Dennoch zögt ihr nie vom himmel herab auf den boden Zeus den ordner der welt, wie sehr ihr rängt in der arbeit! Aber sobald auch mir im ernst es gefiele zu ziehen; Selbst mit der erd' euch zög' ich empor, und selbst mit dem meere"; Voß 1793. Diese Übersetzung hatte sich Schiller sogleich angeschafft (Jonas 3, 310 vgl. 2, 205), und ich habe auch sonst danach zitiert. — 359. Klopstocks Briefe an Böttiger (Archiv für Literaturgeschichte 3, 393) enthalten böse Urteile über Goethes „Iphigenie" (409) und „Hermann und Dorothea" (z. B. 399), erwähnen die Xenien (403) und bringen auf S. 412 Disticha gegen „Die Herrscher" Schüler und Gothe. Sehr interessante Literaturgespräche ähnlicher Art mit dem Italiener Acerbi wird im Aprilheft der „Deutschen Rundschau" demnächst J. Rodenberg bekannt machen. — 380. X. Y. Z.: Follenius. — 382. Dilthey stimmt unsrer Deutung auf Kant durchaus bei. Weilen, Vossische Zeitung 14. Januar 1894, möchte an Goethe und Shakespeare denken — für die Zeit „Wilhelm Meisters" und der Schlegelschen Anfänge? — 403. Doch wohl Salzmann, nicht Bouterwek. — 406. Ein bisher unbekannter letzter Hieb Goethes gegen Ramdohr: Werke 5, 198. — 416. „Die räthselhafte Xenie von den 100 Ducaten" ist in Schillers Kalender unter dem 23. November 1766 als klingendes Xenion aus Hamburg verzeichnet. — 451. Die besprochene Uberschrift steht nicht im Almanach, sondern in H^1 (Boas). — 467. Garve, Sammlung einiger Abhandlungen aus der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften 1802 II 79: „Seine beyden dramatischen Versuche, der Philosoph für die Welt und seine Lobrede auf den König sind diejenigen seiner Schriften, welche seinen Ruhm als eines vorzüglichen Prosaisten bey dem größern Publicum gegründet haben." — 495_2. Evangelium Matthäi 25_{29} „Denn wer da hat, dem wird gegeben werden, und wird die Fülle haben; wer aber nicht hat, dem wird auch, das er hat genommen werden." — 534. Kleist, Penthesilea V. 1349 „Steh, stehe fest, wie das Gewölbe steht, Weil seiner Blöcke jeder stürzen will" ... Das Bild findet sich, wie Zolling 2, 346 bemerkt und Brahm S. 199 (2. Auflage) fein darlegt, schon im Berliner Brief vom 16. November 1800 an Wilhelmine (Biedermann S. 120): „Warum, dachte ich, sinkt wohl das Gewölbe [des Würzburger Thores] nicht, da es doch keine Stütze hat? Es steht,

antwortete ich, weil alle Steine mit einmal einstürzen wollen." — 588. vgl. Suphan, Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 6, 612. — 667. Wallenstein 12, 227 „Ich kann mit dem Geschlecht nicht Worte wechseln, Denn nicht mit Gründen ist es zu gewinnen." — 678. Sprüche Salomonis 11 22 „Ein schön Weib ohne Zucht ist wie eine Sau mit einem güldnen Halsband" („Haarband" Cansteinsche Bibel 1893); Der junge Goethe 2, 141: Elisabeth. „Die großen goldnen Ketten stehen ihnen zu Gesicht" — Götz. „Wie dem Schwein das Halsband." — 715. Ich möchte auf Kösters Wink zur ersten, beim Druck gestrichenen Vermutung zurückkehren: die Allgemeine Litteraturzeitung ist gemeint, der Monarch aber bleibt Friedrich Wilhelm II. Böttiger 1, 275 „Die zwei größten Anfechtungen, die sie bis jetzt auszuhalten hatte, waren im Jahre 1787 die Sperrung durch Thurn und Taxis bei allen Reichsposten und 1793 die Suspension in den preußischen Landen." Goethe rät also, die räumliche Beschränkung durch universalen innern Wert zu ersetzen. — 736. Über Thümmel vgl. Jonas 3, 316. — 788. Adelung siehe auch R. Hildebrand, Gesammelte Aufsätze 1890 S. 318. — 822. Die Berliner Preisfrage hat natürlich nur eine ganz accidentielle Bedeutung. Es wäre stärker zu betonen, daß die „Dinge an sich" als Hinterlassenschaft der durch Kants Kritik verblichenen Metaphysik unter den Hammer kommen. — 833. Friedrich Schlegels „Gräcomanie" wird doch weit überboten durch das alleinseligmachende Hellenenevangelium Humboldts (an Welcker S. 42. 102). — 872. 882. Vgl. Kant, Anthropologie § 10; später zwar, aber in der „Kritik der praktischen Vernunft" und der „Metaphysik der Sitten" vorbereitet. — 875. Vgl. Kant, Kritik der reinen Vernunft § 13.

Bei der Revision für den 5. Band der Weimarischen Goetheausgabe sind mir folgende Versehen in den Lesarten aufgefallen. S. 236 Nr. 340. lies „Sänger und Spieler". 366. Ein deutsches Meisterstück. *M* 374, lef' ich *M* 591. unterzeichnet „Schiller". S. 245 Z. 3 v. u. lies „Unterschrift". 760. lies „Kantische Worte". — Register: „Alles war nur" siehe „Freier, seid ihr" 461. „Drängt sich nicht gar Amathusia". „Gern erlassen wir" ($H^b X$) „In unendliche Höhen" ($H^b X S$) „So wars von jeher" ($H^b M$ immer S) „Theile mir mit" ($H^1 H^b M S$) „Unglückselige Zeit" ($H^1 H^b$) „Warum plagen" ($H^b X$) „Zwanzig Begriffe" siehe „Sechzig".

Goethes „Helena“.

Von Johannes Niejahr in Halle a. S.

Was von Goethes Faust im Allgemeinen, das gilt zugleich im Besonderen von dem Zwischenspiel des zweiten Teils, der „Helena“: es ist eine Lebensschöpfung. In der Frühzeit überschwellender Jugendkraft entworfen, auf der Mittagshöhe geläuterter Kunst zur Ausführung übergeleitet, im späten absinkenden Alter vollendet hat das merkwürdige Werk alle wichtigen Entwickelungsphasen des Dichters mit durchlaufen: der Naturalismus des Jünglings hat ihm das Leben, der Klassizismus des Mannes, die Romantik des Greises hat ihm Gestalt und Gepräge gegeben. Wie keine andere Schöpfung des Meisters ist diese an die großen Epochen seiner Bildung geknüpft und in langsamstem Heranreifen, weniger möchte man sagen, nach den Gesetzen des dichterischen Schaffens als nach denen des natürlichen Werdens entstanden. Ihm selbst, dem Hochbetagten, erschien es „als ein Wunderbares, Unglaubliches, nicht zu Erlebendes“, als das Werk endlich vollendet vor ihm lag, so wunderbar, wie der Anblick jener selbstgepflanzten Bäume in seinem „Garten am Stern“, mit denen es in fünfzig Jahren des Aufkommens zugleich gekeimt, gewachsen und zu voller Höhe gelangt war. Die allmähliche Entstehung dieses dramatischen Gebildes verfolgen heißt demnach Goethe auf dem Wege seiner dichterischen Entwickelung selbst begleiten, und wir müssen dem Geschick Dank wissen, das in dem Schoße des Goethe-Archivs die Male jener stufenartigen Wandlungen, die das Stück von seiner Urgestalt bis zu seiner Vollendung durchschritten, getreu und unverkürzt bewahrt hat. Wir belauschen den Dichter bei der Arbeit, wie er in unverdrossenem Bemühen den kecken Jugendentwurf mehr und mehr abzuklären sucht und am Ende durch ein fortgesetztes Verfahren der Läuterung ein völlig neues Werk schafft.

Die Darstellung des ursprünglichen Planes, die Goethe, wie es scheint, schon im Jahr 1816 (Tagebuch 16. Dezember) zum Zweck der Einreihung in die Fortsetzung von „Dichtung und Wahrheit“, wohl auf Grund noch vorhandener Aufzeichnungen, verfaßte, gewährt, wie wir annehmen dürfen, ein im Ganzen zutreffendes Bild der ältesten Conception unsers Stücks, mag auch in der Wiedergabe untergeordneter Züge die nachschaffende Phantasie hier und da unvermerkt ihre umgestaltende Wirkung geübt haben. Dieser Plan ist ganz

im Ton und Geist der ältesten Teile der Faustdichtung gehalten und trägt den Charakter des unbefangenen, derben Realismus, wie er den Werken des jungen Goethe aus der Frankfurter Zeit eigen ist. Ein leichter märchenhafter Hauch weht uns aus ihm entgegen. Schon die Überleitung zu dem Zwischenspiel steht mehr im Einklang mit der Sage selbst. Denn nicht Faust, sondern Mephisto ist es hier, der die Schöne aus dem Orkus heraufholt. Auch von der Bedingung, daß Helena sich nur „auf dem eigentlichen Boden von Sparta des Lebens wieder erfreuen solle“, findet sich nichts. Sie glaubt nur „soeben von Troja zu kommen und in Sparta einzutreffen“. Die Handlung bleibt vielmehr im Mittelalter fixiert, sie spielt in der Zeit der Kreuzzüge. Der Schauplatz ist ein Schloß, „dessen Besitzer in Palästina Krieg führt, der Kastellan aber ein Zauberer ist“. Es ist „mit einer Zaubergrenze umzogen, innerhalb welcher allein diese Halbwirklichkeiten gedeihen können“. Helena hat noch nichts von der edlen Haltung und der hohen Würde, die sie in der vollendeten Dichtung über ihre Umgebung hebt: nicht als Heroine, als ein schönes Weib von frischer, fast derber Sinnlichkeit tritt sie vor uns. Sie „sehnt sich nach Gesellschaft, besonders nach männlicher, die sie ihr lebelang nicht entbehren können.“ [1]) Durch einen magischen Ring ist ihr die Körperlichkeit wieder verliehen. Faust ist schon Ritter. Der Kontrast zwischen Griechentum und Mittelalter war ausschließlich in die beiden Hauptpersonen gelegt und sollte besonders bei der ersten Begegnung wirksam, ja drastisch hervortreten. „Die antike Heldengestalt“ findet ihren neuen Liebhaber in seiner Rittertracht „abscheulich, allein, da er zu schmeicheln weiß, findet sie sich nach und nach in ihn“. Euphorion ist ganz in die Zaubersphäre hineingezogen, ist aber sonst schon das völlige Ebenbild seines jüngeren Bruders. Das Dämonische in der geistigen und sittlichen Anlage, die Übermenschnatur ist beiden gemein. Nur der eigentlich ikarische Zug, der erst später der Person des Lord Byron entlehnt wurde, fehlt und dementsprechend war auch sein Tod anders motiviert. Er überschreitet eines Tages die Zaubergrenze, bekommt, sich unter das Volk mischend, Händel und wird mit einem geweihten Schwert erschlagen. Mephisto ist bereits Schaffnerin, aber natürlich noch nicht Phorkyas, eine Maske, auf die erst die klassische Walpurgisnacht führte. Inwiefern er bestimmt war, in die Handlung thätig einzugreifen, lassen die Worte, daß er „von allem Zeuge gewesen“, nicht erkennen. Der Zauberer Kastellan, der die Leiche Euphorions rettet, ist später ganz aufgegeben und durch Lynkeus ersetzt. Der

---

[1]) Diese ursprüngliche Intention schimmert noch durch in den Worten des Chors V. 9393 ff.

Schluß sollte ähnlich wie in der ausgeführten Dichtung erfolgen, nur daß Helenas Verschwinden kein freiwilliges ist. „In Verzweiflung die Hände ringend, streift sie den Ring ab und fällt Faust in die Arme, der aber nur ihr leeres Kleid umfaßt. Mutter und Sohn sind verschwunden".

Man sieht, zur Entfaltung reicher, wechselnder Schönheiten bot der Entwurf volle Gelegenheit. Alle Gestalten scheinen individueller, alle Situationen charakteristischer angelegt als in unserm Zwischenspiel. Wie eigen blinkt uns das Bild Euphorions selbst aus den dürren Worten des Berichts entgegen. Die magischen Motive sind durchaus naiv und volkstümlich: das Zauberschloß, der Zauberer, das geweihte Schwert, der Zauberring.[1] Die Handlung ist noch nicht zerhackt in einen klassischen und romantischen Teil, sie ist fest und einheitlich in sich geschlossen. Trotz ihres phantastischen Charakters entwickelt sie sich ganz ungesucht und scheinbar völlig natürlich. Und so schmiegt sich denn auch der ganze Entwurf innig in den Plan der Gesamtdichtung ein. Fausts Kampf mit den Mönchen und die Erwerbung großen Besitzes stellt sich als eine unmittelbare Folge der von Helenas Erscheinen ausgehenden Wirkung dar. Hätte sich der jugendliche Dichter mit der vollen Frische seiner ersten Schöpferkraft zur Ausführung des Geplanten entschließen können, unsere Literatur würde um ein ganz eigenartiges Meisterwerk reicher sein.

Als Goethe sich nach Wiederaufnahme seiner Faustdichtung im Jahr 1800 der „Helena" von Neuem zuwandte, stand er dem Jugendentwurf innerlich fremder gegenüber als vielleicht jemals in einem Abschnitt seines Lebens. Sein Genius befand sich im Zenith seiner klassischen Epoche. Es war die Zeit, wo er im Verein mit Schiller das Wesen des Griechischen Epos und Dramas zu ergründen suchte und einzig von der Rückkehr zur Formschönheit der Antike das Heil für unsere Literatur erwartete. Bereits war er in der elegischen und epischen Dichtung in den Wettkampf mit den Alten getreten und hatte in unvergänglichen Meisterwerken die antike Poesie in der deutschen zu neuem Leben erweckt. Schon hatte er auch vorübergehend an einem altvertrauten Stoff, dem Prometheus, den ersten Reiz empfunden, sich auf Griechischen Kothurn zu stellen. Jetzt, wo ihm der Zauber klassischer Schönheit verkörpert in seiner Heldin entgegentrat, jetzt ergriff ihn mit Allgewalt das Verlangen, sich ernstlich und entschieden in der Rolle eines griechischen Tragikers zu versuchen. Mit wie andern

[1]) Ein Zauberring wird bisweilen auch von den Alten der Helena zugeschrieben, aber als Liebesmittel (vgl. Serv. Aen. II. 33. Lehrs, Populäre Aufsätze 2, 32). Einen Zusammenhang unsers Ringes mit jenem wird natürlich niemand behaupten.

Augen sah er jetzt seinen Stoff an als vor fünfundzwanzig Jahren! Wo ihn damals die Züge des Charakteristischen fesselten, ergriff ihn jetzt „das Schöne in der Lage seiner Heldin" so, daß es ihn betrübte, wenn er es „zunächst in eine Fratze verwandeln" sollte. Ja, als er sich an die Ausführung machte, fühlte er „wirklich nicht geringe Lust, eine ernsthafte Tragödie auf das Angefangene zu gründen" (Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Cotta, 763). Es reizte ihn, das besagen doch wohl die Worte, Helena zur Heldin einer Tragödie zu machen, die das Motiv ihrer Heimkehr von Troja ganz selbständig, und ohne Zusammenhang mit der Faustdichtung behandele. Dies war freilich nur eine vorübergehende Anwandlung und er dachte nicht wirklich daran, ihr nachzugeben; bestätigte ihm doch schon nach einigen Tagen die Erfahrung, „daß durch die Verbindung des Reinen und Abenteuerlichen ein nicht ganz verwerfliches poetisches Ungeheuer entstehen könne" (Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe 765). Gleichwohl aber ist es sicher, daß das bloße Spiel mit jenem Gedanken einen wesentlichen Einfluß auf die Gestaltung unsers Stücks gehabt hat. Denn der ganze erste Teil ist, wie später nachgewiesen werden wird, so angelegt, als ob es sich in der That um eine selbständige „ernsthafte Tragödie" handele. Goethe vermochte sich doch von jenem stillen Wunsch so leicht nicht zu trennen und konnte es nicht über sich gewinnen, die unter seinem Einfluß gewählten Motive wieder aufzugeben. Und so ist es denn gewiß auch kein Zufall, daß er bei dem mit so viel Eifer genommenen Anlauf über die ersten Trimeterscenen nicht hinauskam. „Die Hauptmomente des Plans" waren in Ordnung (Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe 767), und von dieser Seite fand sich also kein Hindernis für die Fortsetzung. Offenbar wurde es ihm, je mehr er sich aus der hohen Sphäre der klassischen Welt dem Abenteuerlichen näherte, unbehaglich. So blieb denn das Angefangene abermals liegen, und erst nach einem Vierteljahrhundert, unter dem allgemeinen Einfluß der Zeit und dem besonderen, den das tragische Ende des Lord Byron auf ihn machte, regte sich Trieb und Mut von Neuem, das unterbrochene Werk zu vollenden. Auch jetzt griff er nicht auf den Jugendentwurf zurück, der ihm soeben erst wieder bei der Durchsicht des Manuskripts für „Dichtung und Wahrheit" nahe getreten war; er nahm in all und jedem Punkt den Plan vom Jahr 1800 wieder auf und setzte unmittelbar dort, wo er damals abgebrochen hatte, wieder ein. Die tragische Literatur der Griechen war fortdauernd sein Lieblingsstudium geblieben, betrachtend und nachschaffend hatte er immer tiefer in ihren Geist einzudringen gesucht. Die Entschiedenheit, mit der er einst für den klassischen Charakter seines Stückes erglühte, wurde jetzt zur Einseitigkeit, zum Eigensinn.

Durch ein Fegefeuer von Einzelentwürfen und Skizzen hatte der Urentwurf einst wandern müssen, damit alle naturalistischen Schlacken ausgeschieden würden und der ideale Stil in voller Reinheit zur Erscheinung komme. Vor Allem war es der Eingang, der sich eine völlige Umwandlung gefallen lassen mußte und nunmehr zu einem ganzen Akt anschwoll. Für diesen Teil sind daher die von Erich Schmidt in der Weimarer Goethe-Ausgabe mit ausgezeichneter Sorgfalt veröffentlichten Paralipomena besonders wichtig, die obwohl meist flüchtig hingeworfen und leider oft schwer zu enträtseln, dennoch einigermaßen den Weg erhellen, auf dem das Verfahren der allmählichen Umformung sich vollzog.

Die älteste der erhaltenen Skizzen 84 zeigt uns die einleitende Scene in einem sehr frühen Stadium der Umbildung.[1]) Die äußere Situation des Jugendentwurfes ist noch festgehalten. Helena tritt vor Fausts Burg auf, die, wie es scheint, im „Rheinthal“ gelegen ist. Sie glaubt, wie der Zusammenhang erkennen läßt, von Troja zu kommen und in Sparta einzutreffen. Von Mephisto über ihren Irrtum aufgeklärt bricht sie in Klagen aus, „daß Venus sie wieder betrogen.“ In dem bangen Gefühl, „wem sie angehöre“, wird sie von jenem auf Faust hingewiesen. Dieser erscheint, vermag aber die Schöne zunächst so wenig zu fesseln, daß sie sofort „zu den Ihrigen will“. Erst als sie erfährt, daß diese „alle dahin“ seien, sie selbst aber „aus Elysium geholt“, erwacht neben der Dankbarkeit die „heidnische Lebensliebe“ in ihr und sie widmet sich dem von „leidenschaftlichem Anteil“ bewegten Faust. In manchen Zügen erkennen wir hier schon das Bild der ausgeführten Dichtung; doch fehlen die antik-tragischen Motive noch völlig. Helenas Charakter ist schon ganz edel und groß gedacht. Mephisto, hier, wie immer, Schaffnerin, ist als Egypterin bezeichnet, was Erich Schmidt (Neue Freie Presse Nr. 8535) und nach ihm Düntzer (Zeitschrift für Deutsche Philologie 23, 69) als Zigeunerin versteht. Aber wenn Mephisto sagt: „bin dir längst nicht mehr verkauft“, so giebt er sich damit als frühere Sklavin im Königshause zu Sparta zu erkennen, was den Charakter als Zigeunerin ausschließt. Es würde ja überdies auch befremdend sein, wenn er sich als Zigeunerin auf sein Christentum berufen würde. Mephisto heißt hier in dem Sinne Egypterin, wie er später Creterin genannt wird (Helena V. 8864),

---

[1]) Die Hindeutung auf die französische Revolution, die Düntzer mit Recht (Zeitschrift für Deutsche Philologie 23, 69) in den Worten Mephistos „Und das heilige Menschenrecht“ u. s. w. erblickt, läßt es geboten erscheinen, die Skizze so weit wie möglich zurückzudatieren, d. h. sie in das Jahr 1797, wo Goethe die Beschäftigung mit dem Faust wieder aufnahm, zu setzen.

d. h. eine aus Ägypten erbeutete Sklavin, die auf einem Zuge des Menelaus, der „alle Gestade und Inseln feindlich anstreifte", in Gefangenschaft geraten war. Und diese Auffassung wird ausdrücklich bestätigt durch die Variante in H^{16} zu V. 8864 f.

Auch mich verdarb die Unglücksvolle Fahrt (des Menelaus),
Mich fing er, mich Egiptierin.

Wir erblicken also hier den ersten Ansatz, die Handlung an die antike Welt selbst anzuschließen. In Bezug auf die Form sehen wir den Dichter noch, oder richtiger gesagt, schon schwankend. Vom Chor findet sich zwar noch keine Andeutung und Mephisto spricht noch in Reimpaaren, aber am Schluß stellt sich schon ein später in die Dichtung aufgenommener Trimeter ein, den gegen das ausdrückliche Zeugnis Erich Schmidts später anzusetzen nichts berechtigt.

In der zweiten auf den ersten Teil bezüglichen Skizze 162 steht der klassische Charakter des Stückes schon fest. Die Einführung des Chors ist geplant. Der Schauplatz ist bereits Sparta. Mephisto ist schon Phorkyas. Handlung und Motive decken sich im wesentlichen mit dem Inhalt unserer Dichtung. Die Abweichungen sind folgende. Das geplante Eingangslied des Chors, die Parodos, ist nicht ausgeführt worden; einzelne Elemente sind hie und da über das Stück verstreut. Der wichtigste Unterschied ist, daß das eigentlich grundlegende Motiv, die Opferung, noch nicht aufgenommen ist. Menelaus bleibt noch ganz aus dem Spiel.[1] Der Entschluß der Helena, Faust aufzusuchen, ist noch nicht tragisch, sondern mit der Kuppelei der Phorkyas motiviert. Diese Scene mit der „fortgesetzten Kuppelei" Mephistos und der „ergetzlichen Nachgiebigkeit" der Helena hat noch etwas von dem naturalistischen Charakter des Jugendentwurfs. Die dahin gehörigen Motive sind alle später aufgegeben, nur die „Erinnerung an die vielen Liebhaber und Zufälle" ist beibehalten,[2]) hat aber eine ganz andere Stelle eingenommen (V. 8843—8881). Der magische Ring hat sich noch behauptet.

Die Aufnahme des eben erwähnten Motivs der Opferung und die Umbildung der Übergangsscene beobachtet man in Skizze 163. Hier wird Helenas „Opferfurcht" erwähnt, doch hat, soweit man es aus den nur dunkel andeutenden Worten erkennen kann, das Motiv

[1]) Die Skizze kann daher auch nicht, wie Erich Schmidt will, in die zwanziger Jahre, sondern muß noch vor das Fragment vom Jahr 1800, wo jenes Motiv bereits aufgenommen ist, gesetzt werden.

[2]) Auch Helenas auf Faust bezügliche Frage „Wie sieht er aus?" V. 9010, die jetzt etwas aus der Rolle fällt, wird man als einen letzten Rest jener mehr heiteren Scene betrachten dürfen.

auch hier noch nicht seine endgiltige Gestalt gefunden. Helena scheint danach zunächst allein nach Sparta heimzukehren, während Menelaus von Neuem auf Seeraub ausgezogen ist. Bis zu seiner Rückkehr, mit der ihr „trauriges Geschick" sich erfüllen soll, ist die Gattin der Schaffnerin Phorkyas anvertraut. Die Flucht zu Faust sollte sich unmittelbar an die entsetzenerregende Mitteilung Mephistos anschließen.

Endgiltig vollzogen sehen wir die Umwandlung der Scene in der Skizze 164 und der ausführlicheren, schon weitergreifenden 165. Als einzige und letzte Spur des Urentwurfs hat sich hier nur noch der Ring erhalten.

Wesentlich leichter fügte sich der zweite Teil in die neue Form. Hier kam es darauf an, den naiven märchenhaften Charakter des alten Planes in die romantische Richtung und die Tendenz auf die Gegenwart überzuleiten. Das Zauberschloß des Kreuzfahrers mußte nun der Ritterburg im Peloponnes weichen, dessen Fürst und Beherrscher jetzt Faust ward. Der Zauberer Kastellan wandelte sich in Goethes Liebling, den Türmer Lynkeus. Die Scene der ersten Begegnung zwischen Faust und Helena ward in eine höhere Sphäre gehoben. Die früher nur äußerlich motivierte Abneigung der Heroine wurde nun abgemildert zum Ausdruck einer angenehmen Überraschung über die Erscheinung der neuen ritterlichen Welt. Euphorion ward Lord Byron und sein Tod zum ikarischen Sturz.

Im Einzelnen vermögen wir hier weniger leicht den Weg zu verfolgen, auf dem der Dichter sich dem letzten Ziel näherte. Die Skizze 165 scheint den Türmer Lynkeus noch nicht zu kennen, obwohl von „zornigem Empfang" die Rede ist. Die Begrüßungsscene zeigt noch wesentliche Abweichungen. Helena sucht bei Faust Schutz, der ihr zugesagt wird. Knieend widmet er sich zu ihrem Ritter und erhält aus ihrer Hand die Schärpe. Hierauf entfernt er sich mit den Rittern, um den Kampf gegen Menelaus selbst zu leiten. Dies ist der naturgemäße Verlauf der Handlung, wie ihn die Situation verlangt. In der Ausführung jedoch sehen wir diesen Zusammenhang durch das Auftreten des Lynkeus gestört. Helena findet gar nicht Gelegenheit, den Anlaß ihres Kommens und ihre Bitte um Schutz auszusprechen. Wie in der größten Sicherheit geben sich die Liebenden alsbald dem Rausch ihres Glückes hin und müssen erst durch Phorkyas unsanft aus ihren arkadischen Träumen geweckt und an die drohende Gefahr erinnert werden. Auch der Zug, daß Faust als Helenas Ritter selbst sich am Kampf beteiligt, ist, nicht zum Vorteil der Dichtung, aufgegeben. Es berührt matt, wenn wir ihn nur seine Befehle an die Heerführer austeilen und selbst der Gefahr fernbleiben sehen.

Diese Änderung der ursprünglichen Intention finden wir im

wesentlichen in Skizze 166 vollzogen. Offenbar lockerte Goethe den dramatischen Zusammenhang, um für die Begrüßungsscene und ihre reiche und glänzende Ausstattung einen um so breiteren Raum zu gewinnen.

Der Gang des Folgenden wird in den Skizzen nicht ganz klar. Die ältere Fassung in 165 bietet an dieser Stelle völlig Rätselhaftes. Nach Paralipomenon 168 sollte der Kampf durch „fernes Donnern" und der errungene Sieg durch ein „Freudenschießen" (vgl. Paralipomenon 166 „im Geschütz [Explosion]"), bei dem Helena sich furchtsam an Faust anschmiegt, angedeutet werden. In unserer Dichtung erfolgen „Signale und Explosionen von den Türmen," um das Herannahen des Menelaus anzukündigen. Der hinter der Scene stattfindende Kampf wird auf keine Weise vergegenwärtigt. Des Sieges wird überhaupt nicht gedacht, er wird stillschweigend vorausgesetzt (V. 9516). Auch hier also hat die Ausführung der Hauptsituation zu Liebe den konkreten Zusammenhang verwischt.

Das Beilager ist in Paralipomenon 166 und 168 in ein Zelt verlegt, das „statt des Thrones" aufgeschlagen wird. Dafür sind jetzt die geschlossenen Lauben und Felsengrotten Arkadiens getreten. Diese Änderung hatte verschiedene Gründe. Erich Schmidt (Helena und Euphorion, Commentationes in honorem G. Studemund Straßburg 1889, S. 169) bringt in überzeugender Weise die Geburt des Euphorion mit der des Hermes in Verbindung und führt gewiß mit Recht auch die Scenerie der Felsenhöhlen auf diesen Zusammenhang zurück. Maßgebend wird daneben aber auch der jetzt erst in den Plan aufgenommene Todessturz Euphorions, der einen gebirgigen Schauplatz voraussetzte, gewesen sein. Jedenfalls wäre die Unwahrscheinlichkeit zu weit getrieben gewesen, wenn die ursprüngliche Absicht, die Scene in ein Zelt im Burghofe statt in die Burg selbst zu verlegen, wirklich ausgeführt wäre. Warum aber das letzte ausgeschlossen war, wird sich später zeigen.

Der Scenenwechsel hat dann eine weitere Änderung nach sich gezogen. Ursprünglich sollte der Chor, wie Skizze 166 (vgl. 167) zeigt, vor dem Zelt, in dem die Liebenden weilten, das Lied „Wer verdächt es unsrer Königin" als Epithalamium singen. Dieses Lied ist jetzt in die Begrüßungsscene eingereiht (V. 9385—9410), wo es, nur schwach der Situation angepaßt, eine höchst unglückliche Stellung hat. Man fühlt sich mit Fr. Vischer (Goethe's Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts. Stuttgart 1875. S. 137) verleitet, es wegen seines unverschleiert erotischen Charakters auch jetzt als Hochzeitschor aufzufassen, was es doch nicht sein kann, da die eigentliche Vermählung erst in den Grotten Arkadiens gefeiert wird. Das

Epithalamium (das in 167 geplante ist nicht ausgeführt und setzt auch noch das Zelt voraus) ist jetzt ganz weggefallen. Man erblickt, wenn der Vorhang nach dem Scenenwechsel wieder aufgeht, den Chor vor der Grotte der Liebenden schlafend. Dies findet sich merkwürdiger Weise schon in Paralipomenon 168, das noch das Zelt hat und den Scenenwechsel nicht kennt. So unerträglich wie es dort ist, so geschickt ist es hier verwendet. Mit der Änderung des Schauplatzes mußte auch die Rede Mephistos ans Parterre (Paralipomenon 176, vgl. 166) fortfallen, für die jetzt kein rechter Raum mehr war.

In Betreff des weiteren Verlaufs lassen die Skizzen Abweichungen nicht sicher erkennen. In Paralipomenon 166 und 168 ist nur von „Kunststücken" Euphorions die Rede, die in der Interlokution Mephistos (Paralipomenon 176, V. 11) näher bezeichnet werden als Springen, Tanzen und Fechten, also wie im Urentwurf. Wie Euphorions Tod gedacht war, bleibt dunkel. Düntzer (Zeitschrift für Deutsche Philologie 23, 80) bezieht die Worte in Paralipomenon 168 „freudige Eitelkeit" auf Euphorion und meint, danach habe diesen „unbedachte Eitelkeit" zu Grunde richten sollen. Aber man hat hier natürlich an die Eltern zu denken, wie V. 9622 unserer Dichtung beweist. Der Sturz aus der Höhe konnte erst mit der Scenenänderung, die jene Skizzen noch nicht kennen, eingeführt werden. Daß Goethe, bevor die Zeit ihm „dieses mit Lord Byron" brachte, den Schluß ganz anders geplant, daß er ihn sich verschieden und „einmal auch recht gut" ausgebildet hatte, äußert er selbst zu Eckermann (5. Juli 1827). Näheres erfahren wir nicht und auch unsern Skizzen ist darüber nichts zu entnehmen.

Von den Versskizzen enthält Paralipomenon 173 einen Fingerzeig für die Auffassung der Stelle 8843—8881 in unserer „Helena". Aus den Worten

> Wer Schaden heilen möchte, schädige vorher,
> Und unerwartet fällt sodann der Heilung Loos

erkennt man, daß die folgende „Erinnerung an die vielen Liebhaber und Zufälle" überleiten sollte zu dem Hinweis auf Faust, und diese Bedeutung hat das Motiv auch in Paralipomenon 162. Jetzt ist ihm eine ganz isolierte Stellung gegeben, deren Absicht nicht ganz klar wird und die besonders Scherer (Literaturgeschichte 2. Aufl. S. 715. vgl. Aufsätze über Goethe S. 341 ff.) zu gewagten und irrigen Schlüssen geführt hat. Diese Erinnerung an Helenas vergangene Schicksale, die in ihrer jetzigen Gestalt eine nachträgliche Exposition im Stile eines Euripideischen Prologs enthält, hat in dem Zusammenhang den Zweck, die von den Schauern ihres Wahndaseins ergriffene Helena

von der Wirklichkeit ihrer Existenz zu überzeugen. Die ursprüngliche Absicht der „Kuppelei“ macht sich nur noch indirekt geltend. Mit boshafter Schadenfreude weidet sich Phorkyas an der durch die Erinnerung wachgerufenen Qual der Helena, um die Geängstigte desto gefügiger für ihre auf Faust gerichteten Vorschläge zu machen. So hat das anfänglich mehr burlesk gedachte Motiv einen echt tragischen Charakter angenommen. Übrigens ist die Anwendung des Dialogs bei der Schilderung und lebhaften Vergegenwärtigung vergangener Zustände eine Eigentümlichkeit Goethischen hohen Stils. Wie hier sehen wir in der „Pandora“ Prometheus und Epimetheus wechselseitig bemüht, sich das Bild der entschwundenen Gottgesandten in seinen einzelnen Zügen zurückzurufen. Auch wird es nicht Zufall sein, daß in unserer Scene strenge Responsion gewahrt ist, indem sich stets eine gleiche Zahl von Zeilen, zuerst je 2, zuletzt je 3 entsprechen.

Mit fast unerbittlicher Konsequenz sehen wir so die Umwandlung des Jugendentwurfes vollzogen. Erkennbar, wenn auch matt scheinen die ursprünglichen Linien noch durch die Farben des zweiten Theils hindurch, radikal ausgetilgt sind sie in dem ersten. Hier mußte alles der Rücksicht auf Klassizität weichen. Die Handlung wurde vollständig neu und in größerer Breite auf Motiven aufgebaut, die unmittelbar der Griechischen Tragödie entnommen wurden (vgl. Morsch, Goethe und die griechischen Bühnendichter. Programm der Königlichen Realschule zu Berlin 1888. S. 53. Düntzer, Goethes Faust, Leipzig 1882, 2. Theil, S. 177 f.). In welcher Folge dies geschah, läßt sich noch jetzt aus den Skizzen und dem Stücke selbst erschließen. Goethe schwebte ursprünglich als Vorbild der hohe Stil der Tragödie des Äschylus vor, dessen Werke ihm von früher Zeit her vertraut waren, dessen Agamemnon er „von jeher abgöttisch verehrt hatte“ (Tag- und Jahres-Hefte 1816). So lehnt sich denn auch der Eingang, der, wie Paralipomenon 162 beweist, zuerst feststand, ganz an Motive dieses Tragikers an. Wie Agamemnon in dem gleichnamigen Stück (Dindorf, poëtae scenici Graecorum ed. 5, V. 906) kommt Helena zu Wagen von dem Schiffe an (Helena V. 8545). Sie begrüßt, wie der Herold im „Agamemnon“ (V. 518 ff.), den Palast. Ihr Eintreten in das Haus begleitet der Chor mit einem Liede, das ursprünglich, nach Äschyleischer Art, in breiten Akkorden ausgreifend mit den Urzeiten beginnen und mit einem vollen Preise der Schönheit enden sollte (Paralipomenon 162). Alsbald aber kehrt die Königin eiligen Schrittes zurück und schildert den entsetzenerregenden Anblick, der ihr im Innern des Hauses geworden. Wie sie geendet, erscheint die Urheberin ihres Schreckens, Phorkyas, selbst zwischen der Thür. Daß wir hier eine genaue Nachbildung des Eingangsmotivs der „Eumeniden“

vor uns haben, ist bekannt. Wenn aber Äschylus die Pythia vor Furcht und Entsetzen niederstürzen läßt, so bewahrt Helena auch hier ihre königliche Haltung. Die Schilderung der Phorkyas (V. 8689) entspricht, abgesehen von den Attributen der Gräen und dem Schlangenhaar, der Vorstellung von den Erinyen, wie sie seit Äschylus bei den Alten herkömmlich war. Auch der Hinweis auf Weihe und Säuberung des Hauses (V. 8659) findet in den Worten der Pythia (Eumeniden V. 63) sein Vorbild. Die außerordentlich geschickte Benützung des Motivs offenbart sich besonders in der Art, wie Phorkyas sichtbar gemacht wird. Äschylus läßt nach der stehenden Sitte der Griechischen Bühne die schlafenden Erinyen auf dem Ekkyklema erscheinen. Goethe, an die scenischen Bedingungen unserer Zeit geknüpft, läßt Phorkyas zwischen den Thürpfosten auftreten und dort zunächst wie ein festes, unverrückbares Bild während des folgenden Chorliedes verharren.

Diesen dem Äschylus entnommenen Elementen gesellte sich erst später das Hauptmotiv des ersten Theils, die drohende Hinrichtung der Helena, zu. Es ist bekanntlich den „Troerinnen“ des Euripides entlehnt. Dort (V. 876 ff.) äußert Menelaus die Absicht, die Ungetreue, die ihm nach der Eroberung Trojas gefangen von den Griechen übergeben ist, nach seiner Rückkehr in die Heimat dem Tode zu weihen. Die gleichfalls gefangene Hekabe sucht ihn gegenüber den rechtfertigenden Worten der Helena in diesem Vorhaben zu bestärken und bewegt ihn, zur Verhütung einer Sinnesänderung die Fahrt gesondert von ihr zurückzulegen. Diesen letzten Zug hat Goethe nicht mit übernommen (vgl. V. 8535 ff.). Dagegen erinnern noch die Worte einer früheren Fassung direkt an jene Scene. Wie dort (Troerinnen 932 ff., 948) verteidigt Helena ihre Untreue mit dem Hinweis auf Kypris (Paralipomenon 174):

Nicht meine Schuld ists, Cypris hat allein die Schuld.

Man erkennt noch jetzt die Stelle, wo das Motiv der Hinrichtung nachträglich eingesetzt ist. Die Eingangsverse 8488—8515 waren fertig, offenbar sollte unmittelbar nach ihnen, wie die Worte „Laßt mich hinein“ (V. 8508) beweisen, der Eintritt in das Haus folgen (vgl. Paralipomenon 162). Da tauchte der Gedanke an jenes Motiv auf, das der Dichter nun zu größerer tragischer Wirkung in breiter Ausführung vorbereiten zu müssen glaubte. Er fügte zu diesem Zwecke die Verse 8524—8590 ein, ohne die vorhergehenden Worte zu ändern. So ist es gekommen, das Alles, was über Fahrt, Landung und Voraussendung der Helena bereits gesagt ist, noch einmal, nur jetzt in tragischer Beleuchtung wiederholt wird. Die Verse 8524 f.

Genug! mit meinem Gatten bin ich hergeschifft
Und nun von ihm zu seiner Stadt vorausgesandt

lassen deutlich den Zweck des Auseinanderschiebens der beiden Versmassen erkennen. Diese Erweiterung trat indes schon sehr früh ein und ist bereits im Fragment von 1800 vollzogen. Man glaubt den Tag bestimmen zu können, wo sie erfolgte. Den 26. September 1800 trägt Goethe in das Tagebuch ein „Schönes mit dem Abgeschmackten durchs Erhabene vermittelt.“ Man wird nicht irre gehen, wenn man unter dem „Erhabenen“ das Motiv der Opferung versteht, das in gedachtem Sinne recht eigentlich ein vermittelndes Element genannt werden kann.

Ein anderes Motiv schloß sich an das der Hinrichtung unmittelbar an. Im Orest des Euripides (V. 53 ff.) bleibt Menelaus nach der Landung in Nauplia zunächst dort zurück, während er Helena zur Königsburg in Argos vorausziehen läßt. Genau so hier. Vielleicht ist auch in dem Phrygischen Gefolge, mit dem Helena dort auftritt, der Anstoß zu der charakteristischen Gestaltung unsers Chors zu suchen. Das Verhalten des dem Blutbade entronnenen Phrygiers (Orest V. 1506 ff.) bildet eine vollkommene Parallele zu der weichlichen Fassungslosigkeit, mit dem unsre Dienerinnen die Mitteilung von dem ihnen drohenden Geschick entgegennehmen. (V. 8957 ff.).

So wunderbar die Kunst ist, mit der Goethe diese Motive in den Geist seines Dramas zu übertragen verstanden hat, so ist doch durch ihre Verwendung die inhaltliche Einheit unsers Stücks empfindlich gestört worden. Die Handlung des ersten Theils ist jetzt, wie schon oben angedeutet, ganz von der Art, als ob der Dichter dem Zuge seines Herzens folgend in der That eine selbständige Tragödie hätte schreiben wollen. Wir werden nicht nur zum Schein, sondern wirklich auf den Boden des alten Sparta, wir werden wirklich in die Zeiten griechischen Heroentums versetzt, wir sehen uns in antiker Natur und Umgebung, wir bewegen uns in antiken Vorstellungskreisen. Dem steht, unüberbrückbar davon geschieden, in der zweiten Hälfte Zeit, Sitte und Gestalt mittelalterlichen Rittertums gegenüber. Wohl sehen wir die Fäden, die von dem einen Teil zum andern hinüberlaufen. Wir werden im ersten Theil wiederholt und absichtlich daran erinnert, daß Helena und ihre Dienerinnen bloße Scheinwesen sind (V. 8881, 8930). Aber die Verfolgung des Menelaus können wir uns doch kaum noch als einen bloß hypothetischen Vorgang denken, und daß der antike Boden, auf dem wir uns befinden, eine bloße Trugwelt sei, wird uns durchaus nicht bewußt. Mit weisem Bedacht ist Phorkyas in dem ersten Theil zu der bestimmenden und treibenden Person gemacht, damit

uns das eigentliche Ziel der Handlung immer gegenwärtig bleibe. Aber zugleich ist sie als Schaffnerin doch völlig in die antike Umgebung mit verwoben. Mit geistreichster Kunst ist in der Person der Helena die Vermählung der klassischen und romantischen Welt zur poetischen Anschauung gebracht. Aber die Art, wie sie mit ihren Dienerinnen aus dem antiken in das mittelalterliche Leben versetzt wird, ist nur äußerlich und vollzieht sich mit den willkürlichen Mitteln des Zauberspuks. Es war eben ein unlösbares Problem, die Illusion zugleich zu wahren und aufzuheben. Die in dem Stoff liegenden Schwierigkeiten, die der Jugendentwurf mit aller Naivetät spielend überwunden hatte, steigerte die bewußte Kunst durch sich selbst zur Höhe unausgleichbaren Widerspruchs.

Mit der inhaltlichen Umbildung des Stückes ging der Wechsel der äußern Stilform Hand in Hand. Noch Paralipomenon 84 zeigt, daß nach der ursprünglichen Intention das Zwischenspiel in kurzen Reimpaaren geschrieben werden sollte. Aber sobald die Richtung auf das Klassische bestimmend wurde, regte sich zugleich der Gedanke, auch in Sprache und Vers ganz dem antiken Vorbilde zu folgen. Der iambische Trimeter, abwechselnd mit dem trochäischen Tetrameter, wurde nun der Vers des Dialogs, die Chöre fügten sich in antike oder ihnen nachgebildete Maße. Eine genauere Betrachtung zeigt, wie Goethe auch hier im Verlauf der Entstehung unserer Dichtung zu immer größerer Entschiedenheit in der Nachahmung geführt wurde.

Den Trimeter hat Goethe, abgesehen von den nicht in Betracht kommenden Proben im Fragment des „Befreiten Prometheus", in unserm Stück zum ersten Mal angewandt. Das zu der Mantoscene gehörende Paralipomenon 158 enthält „eine halbhumoristische Anleitung zur neuen Formsprache" des altgriechischen Verses. Faust ist natürlich Goethe, und wir hören den Dichter selbst, wenn jener gut gelaunt sich als willigen Schüler und Anfänger in dem Gebrauch der „ernsten, langgeschwänzten Zeilen" bekennt. Ich möchte darum, wenn nicht besondere Gründe vorliegen, Erich Schmidt nicht zustimmen, der die Skizze in die zwanziger Jahre verweist, und sie vielmehr in die Zeit jener ersten Versuche, in das Jahr 1800, setzen. Große Vorstudien für die Anwendung des neuen Metrums hat er zunächst nicht gemacht; er ging „nur so nach allgemeinen Eindrücken". Gottfried Hermanns Buch „von den Griechischen Sylbenmaßen" (es ist das im Tagebuch 28. September 1800 [vgl. 7. Mai 1800] erwähnte Werk „de metris poëtarum Graecorum et Romanorum" Lips. 1796) besaß er, ohne daß er es für seinen Zweck recht zu nutzen verstanden hätte. Fruchtbarer, wenigstens für die allgemeinen Gesichtspunkte, mochte eine mündliche Unterhaltung „über Prosodie und Rhythmik"

gewesen sein, die er mit dem Verfasser selbst am 7. Mai 1800 in Leipzig gehabt hatte. Die Hauptanleitung aber erhielt er durch zwei handschriftlich ihm vorliegende Arbeiten W. v. Humboldts, einen Aufsatz über den Trimeter sowie einen Teil seiner Übersetzung des Agamemnon. Inwiefern gerade das letzte Werk von Einfluß auf ihn gewesen ist, wird alsbald die weitere Untersuchung lehren.

Minor (Neuhochdeutsche Metrik, Straßburg 1893 S. 255) unterscheidet zwei Perioden in Goethes Trimeterdichtung, die mit den Jahren 1800—1808 und 1825—1830 bezeichnet seien. Richtiger scheint mir eine Trennung in drei Perioden, die sich auch zeitlich von einander sondern, die erste begrenzt durch die Jahre 1800—1802, die zweite von 1807—1808, die letzte von 1825—1830 reichend. Für sich steht das Vorspiel von 1811 und das Fragment des „Löwenstuhls“ von 1814. Die erste Periode umfaßt als frühesten Versuch das Helenafragment, fast gleichzeitig „Paläophron und Neoterpe“ (24. Oktober 1800), sodann das Vorspiel „Was wir bringen“ (26. Juni 1802) und den „Prolog bei Wiederholung“ dieses Vorspiels (25. September 1802). In all diesen Stücken beobachtet man noch eine ziemlich naturalistische, kunstlose Behandlung des neuen Maßes und, eine Folge der noch mangelnden Übung, ein häufiges Unterlaufen von falschen, zu lang oder kurz geratenen Versen. Charakteristisch aber ist es, daß, während in den kleineren Stücken die 3silbigen Füße mit einer Ausnahme (Paläophron und Neoterpe V. 6 Anapäst im 1. Fuß) grundsätzlich vermieden werden, sie in dem Fragment unter 192 Versen 9mal begegnen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß dieser freiere Gebrauch auf bestimmte Stileinflüsse zurückgeht. Wir haben gesehen, daß der den Inhalt des Fragments bildende Eingang unsres Werkes in seinen Motiven abhängig ist von dem Vorbilde des Äschylus. Es ist doch wohl mehr als ein bloßer Zufall, daß die Art, wie Goethe den Trimeter in Bezug auf die Zulassung dreisilbiger Füße in dem Fragment behandelt, der Äschyleischen Weise möglichst nahe kommt. Goethe glaubte nach „allgemeinen Eindrücken“ zu gehen, aber unbewußt folgte er auch in der Versform seinem großen Vorbilde. Sein unmittelbares Muster war Humboldts Agamemnonübersetzung, deren damalige Gestalt wir allerdings nicht kennen, aber nach dieser Seite hin mit ziemlicher Sicherheit erschließen können. In der Vorrede (XXXVI) des erst im Jahr 1816 erschienenen Werkes bezeugt Humboldt, daß er die ursprüngliche Fassung im Jahr 1804 umgearbeitet und seitdem fortwährend daran gebessert habe. Wir erfahren aber andererseits, daß die vorgenommenen Änderungen wesentlich die Wahl des Ausdrucks (XX) und eine sorgfältigere Messung der Silben (XXIV ff.) betrafen, von metrischen und rhythmischen Umgestaltungen

ist nicht die Rede. Wir dürfen aus diesem Schweigen entnehmen, daß sich Humboldt nach dieser Seite von vornherein über seinen Standpunkt klar war und daß der Grundsatz, dem er in der späteren Bearbeitung folgte, auch in der ersten Fassung bereits durchgeführt war, das ist die möglichst getreue Nachbildung des Originals. Wir können dies insbesondere auch von der Anwendung der 3silbigen Versfüße im Trimeter annehmen, in der die uns vorliegende Übersetzung absichtlichen genauen Anschluß an die Art des Äschylus, und besonders des Agamemnon, zeigt. Goethe bleibt allerdings in der Häufigkeit der Auflösungen etwas hinter seiner Autorität zurück, aber in diesen Dingen wird Niemand ein vollkommenes Entsprechen erwarten. Wir sind hiernach im Stande, auch die streng monopodische Messung der Goethischen Trimeter auf ihren eigentlichen Ursprung zurückzuführen. Monopodischen Bau zeigen freilich auch die Trimeter der Vorläufer Goethes im Gebrauch der neuen Versart, Johann Elias Schlegels und Ramlers. Aber daß ihr Vorgang von irgend welchem Einfluß auf Goethe gewesen wäre, ist, mindestens für diese Zeit, ebenso wenig bekannt wie wahrscheinlich. Viel näher liegt es, auch hier das Beispiel Humboldts, dessen Trimeter sich gerade durch einen markierten, jede Arsis stark und voll hervorhebenden Gang auszeichnen, als bestimmend und maßgebend anzusehen.

Um zu verstehen, wie sehr es Goethe mit der möglichst genauen Wiedergabe des antiken Versmaßes Ernst war, ist es nötig, sich zunächst über die Auffassung der erwähnten Auflösungen in seinen Trimetern klar zu werden. Ich kann mich in diesem Punkte mit Minor (a. a. O. S. 256), der nur von Anapästen spricht, keineswegs einverstanden erklären. Man muß doch von dem Charakter des antiken tragischen Trimeters, der jedenfalls für Goethe allein maßgebend war, ausgehen. Die alten Tragiker gebrauchen den von Minor (S. 252) sehr unklar beschriebenen Vers bekanntlich so, daß der Anapäst nur im 1. Fuß, an den folgenden Stellen nur dann, wenn es sich um Eigennamen handelt, zugelassen wird. Der uneingeschränkte Gebrauch der Anapästen in allen Versfüßen mit Ausnahme des letzten ist eine Eigentümlichkeit der Komödie. Wo dreisilbige Versfüße außer den oben angegebenen Fällen im tragischen Trimeter begegnen, hat man es durchaus mit dem Tribrachys (◡ ◡́ ◡) oder (an 1. und 3. Stelle) mit scheinbaren Daktylen (— ◡́ ◡) zu thun. Wie Goethe sich der antiken Theorie gegenüber verhalten hat, kann freilich bestimmt nur durch eine genaue Betrachtung der Verse selbst entschieden werden.

Ich nehme die Beispiele aus der „Helena“, auf welche das Gesagte sich zunächst bezieht, obwohl es sich mit gleichem Recht auf die gesamte Goethische Trimeterdichtung ausdehnen läßt. Man kann

bei dem schwankenden prosodischen Gebrauch in unserer Sprache von vornherein zweifelhaft sein, ob in Fällen wie V. 8538 „nun á|ber áls | des Euró|tas" zu lesen ist oder „nun á|ber, áls des | „Eurótas", ob V. 8956 „ist nö|tig, únd | die behén|deste" gedacht ist oder „ist nö|tig, únd die | behén|deste". Aber kein Zweifel, kann obwalten an Stellen wie (V. 8812) „Von Vá|ter Ere|bus mélde" und (V. 8849) „Wie Hérа|kles stárk". Solche Beispiele sind entscheidend für andere weniger klare Fälle. Bei näherer Betrachtung wird man auch finden, daß der Anapäst fast immer sich viel weniger mühelos und natürlich in den Gang des Verses fügt als der Tribrachys. Jener zerreißt, dieser verbindet die zusammengehörigen Elemente. Die Sprechweise V. 8756 „verfól|gen ü|ber | der Er|de", ist die ungesuchte, dagegen „verfol|gen ü|ber | der Er|de" die metrische, künstliche; man wird ungezwungen lesen V. 8568 „Sodánn | erfólgte | des Hér|ren férne|res Hérr|scherwórt" und nicht „Sodánn | erfólg|te des Hér|ren fer|neres Hérr|scherwórt". Es handelt sich natürlich in Wahrheit nicht um den eigentlichen Tribrachys (‿ ‿ ‿), sondern nur um seinen rhythmischen Charakter. Eine Form wie „erfolgte" wird man nach ihrer metrischen Natur eher als Amphibrachys aufzufassen haben und so wird es in den weitaus meisten Fällen sein. Aber der auf der mittleren Silbe liegende Ton erweckt in dem Zusammenhange des Verses rhythmisch die Vorstellung eines aus dem Jambus entstandenen Tribrachys. Hier wie in manchen anderen Fällen wird der metrische Grundcharakter durch das einseitig sich hervordrängende Hebungsprinzip völlig aufgehoben. So erhalten wir freilich einen Scheintrimeter, den aber Goethe in den sorgfältiger gearbeiteten Stücken, zumal in der „Helena", mit einer so ausgleichenden Kunst behandelt hat, daß wir in unverfälschter deutscher Form unmittelbar den Zauber antiker Verssprache empfinden. Ich bestreite daneben nicht, daß auch an den inneren Versstellen gelegentlich der Anapäst auftritt; so wird man V. 8954, entsprechend dem Sinne, natürlich lesen (der zweite ungewöhnliche Anapäst ist nur durch den vorhergehenden veranlaßt):

„Ist leicht | gesägt: | von der Kö|nigin hängt | allein | es áb.

Aber dies sind Ausnahmen von solcher Seltenheit, daß sie die Regel nicht berühren.[1])

[1]) Das Gesagte gilt im wesentlichen von der deutschen Trimeterdichtung überhaupt. Im allgemeinen herrscht die Neigung vor, den Vers in regelmäßiger Abwechselung zwischen Hebung und Senkung zu bilden. Wo, um dem Vers eine größere Leichtigkeit und Lebendigkeit zu geben, von der Auflösung der Längen Gebrauch gemacht wird, hat man es im allgemeinen mit dem (fälschlichen)

Daß dies auch die Auffassung Goethes selbst gewesen ist, läßt sich noch anderweitig wahrscheinlich machen. Seine metrischen Grundsätze, so weit von solchen die Rede sein kann, waren die Humboldts. Dieser aber hat gerade (a. a. O. XXXIII) über die Anwendung des Daktylus und Tribrachys im deutschen Trimeter sich ganz bestimmt geäußert und hat sich in seiner Übersetzung auch hierin dem Brauch der alten Tragödie, die im Allgemeinen keine Anapäste außer an 1. Stelle duldet, möglichst genau anzupassen gesucht. Dies war von Anfang

---

Tribrachys, nicht mit dem Anapäst, zu thun. Dies ist trotz seiner eigenen gegenteiligen Überzeugung schon bei Ramler so. Das Vorkommen des Anapäst ist im Deutschen an die Regel gebunden, daß die beiden Kürzen einem 2silbigen oder zwei 1silbigen Worten angehören, oder daß wenigstens die erste ein eigenes Wort bildet. Sehr selten ist es, daß alle 3 Silben einem Worte angehören. Jedenfalls ist es Regel, daß der Anapäst mit einem neuen Wort beginnt. Beispiele finden sich fast für alle Fälle bei Ramler:

Es náht | sich. — Hier | in der dícht|bewáchs|nen Höh́|le will —
(Cephalus und Prokris V. 64)

Nicht íhn, | den Betró|gnen, néin! | sie sélbst, | die Verfǘh|rerin
(ebenda V. 55).

Am häufigsten ist der Anapäst im 1. Fuß, und so hat ihn Schiller in der Montgomeryscene in der „Jungfrau" 7mal (1mal mit 3facher Kürze) in den noch recht schwerfälligen Versen angewandt. Er war durch Goethes Beispiel zur Trimeterdichtung angeregt und hielt sich wie jener, da er mit G. Hermanns Buch nicht „zurecht kommen" konnte, an Humboldts oben erwähnte Arbeiten. Seine Bevorzugung des Anapäst im 1. Fuß, wo er ja auch von den Griechischen Tragikern zugelassen wird, war wohl veranlaßt durch die Leichtigkeit der Anwendung. Außerdem kommt nur noch 1mal der Tribrachys an 4. Stelle vor. In den besser gelungenen Versen in der „Braut von Messina" begegnet der Anapäst nur noch 1mal, wieder im 1. Fuß.

Den leichtfüßigen Charakter des komischen Trimeters, der den Anapäst an allen Versstellen (mit Ausnahme der letzten) zugleich mit dem Tribrachys und Dactylus (— ⏑́ ⏑) gestattete, hat A. W. Schlegel in seinen Musterversen bekanntlich nachzubilden gesucht:

Fröhliche|ren Fest|tanz lehr|te mich | Aristo|phanes

Labyrin|thischeren | die verlarv|te Schaar | anfüh|rend ihm —

Dies ist eine Künstelei und Platen sowie Prutz in ihren Aristophanischen Dramen haben Recht gethan, auf den Versuch einer so weitgehenden Nachahmung, besonders so seltener Erscheinungen, zu verzichten. Mir ist nur ein, etwas verunglücktes, Beispiel im „Romantischer Oedipus" aufgefallen:

Stallknéch|te, Hásenfü|ße, Kríminalbedíen|stete —

Der Anapäst kommt auch bei diesen Vertretern des komischen Trimeters im Vergleich zum Tribrachys nur selten vor.

an auch Goethes Streben in der „Helena" und über die wesentlichsten Dinge muß er sich schon in der Zeit, als das Fragment entstand, klar gewesen sein. Dies zeigt sich nicht nur in der Art, wie er die Auflösungen gebraucht, sondern auch in andern Punkten, wie in der Anwendung der Cäsur. Die Mängel liegen durchaus in der Behandlung der Silbenmessung. Der häufig vorkommende Widerstreit zwischen Wort- und Versaccent, die Hineinhebung schwach- oder unbetonter Silben in die Arsis, giebt dem Vers vielfach noch einen schwerfälligen, skandierenden Gang. Dagegen verrät die Sprache schon ganz die imponierende Meisterschaft und die sichere Beherrschung des hohen tragischen Stils, die uns in der vollendeten Dichtung so mächtig ergreift.

Als Goethe nach einem langen Zeitraum im Jahr 1825 an die Fortsetzung der „Helena" ging, hatte er sich inzwischen wiederholt in größeren und kleineren Dichtungen im Gebrauch des Trimeters erprobt und wesentlich befestigt[1]). Jetzt, wo er nach längerer Pause

[1]) Einen wesentlichen Fortschritt in Goethes Trimeterdichtung erkennt man in der „Pandora". Hier macht sich zuerst die Vorliebe für die Auflösung der Arsis bestimmter geltend, doch ist der Gebrauch noch auffallend schwankend. Von S. 339—344 (Hempel Bd. 10) finden sich in 121 Versen vier Tribrachen neben einem Anapäst. Von S. 346—359 begegnet in 107 Versen überhaupt kein dreisilbiger Fuß. Dagegen zählt man von S. 362—381 in 216 Versen **24 Auflösungen**. Offenbar haben wir in den Partien, die diese abweichende, keineswegs auf besonderen Stilabsichten beruhende Versbehandlung zeigen, verschiedene Phasen der Entstehung des Dramas zu überblicken. Diese genau zu verfolgen sind wir jetzt durch die Tagebücher in Stand gesetzt. Biedermanns Angabe (Erläuterungen zu den Tag- und Jahresheften, Leipzig 1894 S. 112), daß Goethe „Pandorens Wiederkunft vom 19. November bis 8. Dezember 1807 dichtete" ist ganz ungenau. Das Stück ist geschrieben vom November 1807 bis Juni 1808. Es wurde begonnen am 19. November 1807 und „der Anfang" nach Wien „an die Redaktoren (L. v. Seckendorf und Stoll) des Prometheus" geschickt am 16. Dezember 1807. Die „zweite Sendung" folgte am 17. Februar 1808 und darauf am 10. März 1808 die „dritte Portiunkel". Hierauf trat eine Pause ein, bis am 24. April die Dichtung wieder aufgenommen und am 13. Juni 1808 „mit dem Abschied der Eos" abgeschlossen wurde, worauf das Manuskript am 15. Juni „an Dr. Stoll" abgesandt wurde. Nach der Angabe Düntzers (Goethes Prometheus und Pandora, Leipzig 1850 S. 61) und Strehlkes (Hempel Bd. 10 S. 297), sind nur die ersten Scenen bis zur Entfernung der Elpore in dem ersten und zweiten Heft des Prometheus erschienen. Goethe selbst schreibt an Zelter (22. Juni 1808), er werde das „hübsche Kind" im fünften oder sechsten Stück „näher kennen lernen". Ob danach der letzte, am 15. Juni 1808 abgeschickte Teil wegen unvorhergesehenen Eingehens der Zeitschrift, worüber man nach den abweichenden Angaben bei Goedeke (Grundriß 1. Ausgabe 3. Bd. S. 56 Nr. 31, 5 und S. 332, Nr. 5) und Strehlke (a. a. O. S. 297) im Dunkeln bleibt, oder aus einem andern Grunde nicht sofort erschienen ist, vermag ich nicht zu sagen. Jedenfalls erfolgte die Veröffentlichung des Ganzen als Gesamtdruck vereinigt erst im Jahr 1810. Die verschiedenen Stufen in der metrischen Gestalt passen sich im Ganzen den Ab-

sich wiederum zu seiner Anwendung zurückgeführt sah, hatte er als kundige Berater in metrischen Dingen Riemer und Göttling neben sich. Mit ihrer thätigen Hilfe gelingt es endlich dem Hochbetagten, sich eine sichere Anschauung von dem Wesen des antiken Verses zu

---

säten in der Veröffentlichung an. Aus Riemers „Mitteilungen“ (2, 597) und Goethes Tagebuchnotizen (17., 25.—27. Mai 1808) erfahren wir, daß sich der Dichter für den zweiten Teil in Gesprächen und durch die Lektüre von „Hermanns Metrik“ eingehender über die antiken Versmaße (besonders Choriamb. und Jonic.) zu unterrichten gedrungen sah. Dem Einfluß Riemers dürfen wir es wohl, ebenso wie später in der „Helena“, hauptsächlich zuschreiben, wenn er sich jetzt nachträglich auch zu einer größeren Anwendung der Auflösungen im Trimeter entschloß. Sie setzen sofort mit der „Schilderung der Pandora“, die auf der Reise in Pösneck am 12. Mai 1808 vollendet wurde, auf das lebhafteste ein. Ist es richtig, daß die ersten im Prometheus erschienenen Scenen nur bis zum Verschwinden der Elpore reichten, so würde der Schnitt gerade durch die Mitte der von Auflösungen freien Stelle gehen. Von einem nachträglichen Eingriff in die grandios antikisierende Sprache der Epimeleiascene (S. 356 f.) enthielt er sich mit guten Gründen. Auf den Unterschied zwischen den ersten 121 und den folgenden 107 Trimetern möchte ich kein allzu großes Gewicht legen. Bei den griechischen Tragikern wechseln häufig längere an Auflösungen reichere Partien mit solchen, die ganz davon frei sind. Schließlich sei erwähnt, daß die Auflösung im 4. Fuß in unserm Stück auffällig bevorzugt ist. Unter 28 Fällen findet sie sich 16 mal.

Der im Jahr 1811 entstandene hallische Theaterprolog zeigt wieder strengsten Jambenton. Es ist immerhin möglich, daß Goethe hier, vielleicht unbewußt, einem bestimmten Stilprinzip folgte. Auch bei den Alten ist die Zulassung der Auflösungen vornehmlich dem dramatischen Stil eigentümlich, wenn auch nicht auf ihn beschränkt. Übrigens hat sich auch Ramler, der, so viel ich weiß, den Trimeter zuerst in Theaterreden verwandt hat (Poetische Werke, Berlin 1800 Teil II S. 125), der sonst bei ihm sehr häufigen 3silbigen Versfüße hier ganz enthalten. An Ramler lehnt sich charakteristischer Weise in der äußeren Form auch das aus dem Jahr 1814 stammende Fragment des „Löwenstuhls“ (vgl. Redlich, „Zum 8. Oktober 1892“, S. 215) an. Wie in dem Singspiel Cyrus und Cassandane wechseln Trimeter mit kleineren reimlosen, dort iambischen hier meist trochäischen, Versen. Ähnlichkeit im Bau der Trimeter findet sich wenigstens in den 12 ersten Versen; später fehlen die 3silbigen Füße ganz. Ramlers Einfluß wird unzweifelhaft bewiesen durch die Anwendung der Archilochischen Epodenform, V. 81 ff. (Trimeter abwechselnd mit iambischen Dimetern). Bei Horaz sind die ersten 10 Epoden in diesem Versmaß geschrieben, woher es Ramler, der Übersetzer des römischen Dichters, für den Wettgesang „das Fest des Daphnis und der Daphne“ entnommen hat. Eine direkte Entlehnung aus Horaz darf man bei Goethe nicht vermuten. Die in den Skizzen zum „Löwenstuhl“ sich findenden metrischen Notizen und Schemata (Weimarische Ausgabe Bd. 12 S. 425) sind von Interesse, aber für die Erklärung der Goethischen Verse selbst von keiner Bedeutung. Der trochäische Tetrameter ist im Schema akatalektisch, im Probevers katalektisch. Die Bezeichnung „Aristoph.“ (versus Aristophanius) kann sich nur auf die 3 ausgehenden Füße des Tetrameters (— ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑) beziehen. Die Cäsuren in dem Trimeter sind ganz willkürlich gewählt; die dipodische Messung paßt nicht einmal für die Probeverse.

bilden und dadurch zugleich zu einem festen Stilprinzip für die eigene Behandlung durchzudringen. Sein bewußtes Ziel ist jetzt, den möglichst engen Anschluß an die Form des altgriechischen Trimeters mit möglichst genauer Beobachtung der Eigentümlichkeiten der deutschen Sprache zu verbinden. Seinen neuen Standpunkt erkennen wir am besten, wenn wir die Umgestaltung genauer ins Auge fassen, die er mit dem Fragment vorgenommen hat.

Es ist charakteristisch, daß die getroffenen Änderungen fast ausschließlich metrischer Natur sind, und wieder ist die Thatsache bemerkenswert, daß es sich dabei im Wesentlichen um die Vermehrung der 3silbigen Versfüße in den Trimetern handelt. An Stelle der 9 Auflösungen, die sich in den 192 Versen in ihrer ursprünglichen Gestalt finden, sind jetzt 45 getreten. Zunächst ist dabei offenbar das Streben maßgebend gewesen, die vielfachen Härten und Mängel in der Silbenmessung, die das Fragment noch zeigt, zu beseitigen. So ist V. 8491 (3) statt „phrýgischén Gefild“ jetzt „phrýgischen Bláchgefild“, V. 8503 (15) statt „einládendés Eröffnen“ nun „einládendes Weiteröffnen“, V. 8506 (18) statt „dáß ich dás Gebót“ jetzt „dáß ich ein Eilgebót“ eingesetzt. Nur in wenigen solchen Fällen ist derselbe Zweck durch bloße Änderung des Wortes ohne gleichzeitige Auflösung erreicht, wobei dann die Sprache meist ebenfalls gewonnen hat, so V. 8676 (124) früher „éin verhülltes, gróßes Weib“ jetzt „wélch verhülltes, gróßes Weib“ (vgl. 8767 [230], 8797 [260]). Aber Goethe ist in der Anwendung der Auflösungen wesentlich weiter gegangen als das prosodische Bedürfnis selbst verlangte. Er ändert jetzt grundsätzlich, nur um des Rhythmus willen, so ist V. 8502 (14) „Seid mir gegrüßt, der éhrnen Pfórte Flügel ihr“ umgewandelt in „Gegrüßet seid mir, der éhrnen Pfórte Flügel ihr“ (vgl. 8534 [38], 8539 [43], 8543 [47], 8581 [76]). Besonders wird dies an den Fällen sichtbar, wo die Synkope eines Vokals beseitigt ist, z. B. V. 8511 (23) 8574 (69), „heiliger“ statt „heilger“, 8542 (46) „mustere“ statt „mustre“, 8692 (140) „schöpferisch“ statt „schöpfrisch“. Daneben können die Fälle, wo die ursprüngliche Auflösung jetzt aufgegeben ist (V. 8662, 8757), nicht in Betracht kommen.

Die hier ermittelten Grundsätze sind selbstverständlich auch für den neuen Teil der Dichtung bestimmend gewesen. Auch hier erkennt man in der reichlicheren Zulassung der 3silbigen Füße zunächst das sorgfältige Bestreben, den Vers von allen rhythmischen Gewaltsamkeiten frei zu halten. Zugleich aber bemerkt man aufs deutlichste an den zahlreichen Beispielen, wo die Synkope absichtlich vermieden ist (vgl. V. 8843, 8935, 8949, 8964, 8978, 8979, 8991, 9018), den prinzipiellen Standpunkt in der Vermehrung der Auflösungen. Da

wir es demnach mit einem bewußten Verfahren zu thun haben[1]), so scheint es zweifellos, daß Goethe hier ein bestimmtes Muster vorschwebte. War früher Äschylus sein mittelbares Vorbild gewesen, so folgte er jetzt, unter der Führung Riemers, den Spuren des Euripides. Die Werke dieses Tragikers waren in den letzten Jahren andauernd die Lieblingslektüre des alternden Meisters gewesen. Mit hingebendem Eifer hatte er in den Geist und die Kunstweise des oft Verkannten einzudringen gesucht. G. Hermanns Programme gaben immer neuen Anstoß zur Beschäftigung mit einzelnen seiner Stücke; mit fast ehrfurchtsvoller Scheu hatte er noch vor kurzem die Wiederherstellung des „Phaeton" aus den Fragmenten unternommen und laut die „unglaubliche Größe dieser Conception" gepriesen. Nur ein Tribut seiner Bewunderung war es daher gewesen, als er sich des Vielgeschmähten mit kräftigem Wort gegen verkleinernde Angriffe annahm. Schon früher hatte er seinen Dramen einzelne Motive für unser Stück entnommen, jetzt, wo er auf eine bestimmte Norm in der Behandlung des antiken Verses ausging, erschien ihm das Verfahren des bewunderten Meisters in praktischer wie stilistischer Hinsicht das nachahmenswerteste. Die Eigenart des Euripides im Gebrauch des tragischen Trimeters besteht besonders in der größeren Freiheit, die er sich in der Zulassung der Auflösungen gestattete. Gerade in diesem Punkt entspricht Goethes „Helena", in der etwa auf 4 Verse 1 Auflösung kommt, fast genau der späteren Praxis des Griechischen Tragikers. Wie sehr der deutsche Vers auf diesem Wege gewonnen hat, braucht nicht erst nachgewiesen zu werden. Der leichtere Gang nimmt ihm nichts von seiner Würde, während er ihm doch zugleich eine größere Natürlichkeit verleiht. An feste Quantitätsprinzipien, wie etwa W. v. Humboldt in seiner Übersetzung des „Agamemnon" (XXV f.), bindet sich Goethe auch jetzt nicht[2]). Er folgt seinem lebendigen Sprachgefühl und schmiegt sich in der Betonung eng dem jedesmaligen Sinnbedürfnis an.

Auch in der Nachahmung der allgemeinen Eigentümlichkeiten des antiken Verses beobachtet man jetzt eine fast peinliche Sorgfalt

[1]) Erst nach Abschluß meines Aufsatzes sehe ich, daß O. Harnack (Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte Bd. 5 S. 117) bereits das grundsätzliche Verhalten Goethes in der Vermehrung der Auflösungen in den Trimetern der „Helena" erkannt hat. Da er aber auf die Erklärung der Thatsache und ihren Zusammenhang mit andern Erscheinungen nicht weiter eingeht, berühre ich mich nur in dem Ausgangspunkt mit ihm.

[2]) Kurz gebraucht er stets den unbetonten bestimmten Artikel und in der Regel das Pronomina „ich", dagegen lang gewöhnlich das Relativum „wer", das Adverbium „wie" und die Konjunktion „daß". Doch sind die Abweichungen zahlreich.

und überraschende Entschiedenheit. Die alte Tragödie wendet die Auflösung der Länge in den weitaus meisten Fällen in der Weise an, daß der Ictus auf die 1. Silbe eines neuen mehrsilbigen Wortes fällt: dies trifft auch auf die überwiegende Mehrzahl der Auflösungen bei Goethe zu. In den subtileren Nüancirungen dieser Art wahrt er sich natürlich seine Freiheit, und wo eine Übereinstimmung mit der antiken metrischen Theorie stattfindet, dürfte sie auf Zufall beruhen. Dagegen ist es jedenfalls bewußte Nachbildung, wenn die 3 silbigen Füße wesentlich auf die erste bis vierte Versstelle, wo sie sich fast gleichmäßig verteilt finden, beschränkt sind. Dies entspricht dem Brauch der Griechischen Tragödie, wo die 5. Stelle in der Regel von der Auflösung frei bleibt. Bei Goethe findet sie sich dort nur 2 mal (9000 und 9054). Dieselbe Sorgfalt der Nachahmung zeigt sich auch in der Beobachtung der Cäsur, die für gewöhnlich in den dritten, seltener in den vierten Fuß (in der Regel mit dem Nebeneinschnitt im 2. Fuß) fällt. Verse, die weder im 3. noch im 4. Fuß die Cäsur haben, sind äußerst selten (Düntzer, Prometheus und Pandora S. 66). Der rhythmische Einschnitt fällt häufig mit einer Sinn- oder Satzpause zusammen, wodurch eine ebenso gefällige wie natürliche Gliederung des Verses entsteht.

Auch in den übrigen Versmaßen giebt sich das Streben nach möglichst engem Anschluß an die Vorschriften der Alten kund. Neben dem Trimeter hat Goethe im Dialog, nach dem Vorbilde der antiken Tragödie, auch den trochäischen Tetrameter angewandt. Er braucht ihn katalektisch, wie die Griechen stets, und (im 2. Teil meist) akatalektisch, und fügt hier und da zum Abschluß einer Versreihe einen katalektischen trochäischen Dimeter ein (V. 8961, 8970 und oft.) Die vorgeschriebene Cäsur nach dem ersten Dimeter ist stets streng innegehalten. Auch die, nicht häufigen, Auflösungen folgen den Regeln der Alten, d. h. sie finden sich gewöhnlich im 1. Fuß der Dipodie (8909, 8958 u. s. w.), nur 2 mal im 6. Fuß (9587, 9624). Die auch bei den Griechischen Dichtern sehr seltene Auflösung im 7. Fuß begegnet (zusammen mit der im 3. Fuß) nur 1 mal V. 10028.

Mit größerer Freiheit ergeht sich Goethe in dem Gebrauch chorisch-lyrischer Maße. Von der mühevollen Nachbildung verschlungener kunstreicherer Formen des Griechischen Strophenbaues sieht er gänzlich ab und wendet mit Vorliebe kurze, dem deutschen Ohr gefällige, antike und freikomponierte Reihen an. Von alten Metren gebraucht er am häufigsten Anapäste, Choriamben und Glykoneen. Anapästische Systeme (ohne abschließenden paroemiacus) unterbrechen 2 mal den Eingangsmonolog der Helena, wohl in freier Nachahmung der Einzugsanapäste bei den Alten. Sodann kommen Anapäste (2 mal mit 3 facher Kürze),

nach dem Beispiel der antiken Tragödie, vor zur Ankündigung des auftretenden Zuges der Knappen V. 9152—9164. Die Chorlieder V. 8697—8753 und besonders V. 9629—9678 erinnern in ihren logaödischen Maßen am meisten an die Art gewisser Sophokleischer Gesänge.

So weit haben wir den Dichter mit steigender Bewunderung begleitet, wie er mit sicherer, stilbeherrschender Hand den Stoff aus dem nordischen „Dunst und Nebelkreise“ in den Äther griechischer Schönheit emporhebt, wie er mit immer neuer, wechselnder Kunst, ohne Beeinträchtigung der Eigenart deutscher Sprache, sich allen Formen und Gestalten antiker Dichtung anpaßt, wie er den Geist der klassischen Tragödie aus der Tiefe versunkener Zeiten leibhaftig auf den Schauplatz modernen Lebens und Empfindens zu beschwören weiß. Noch ein Schritt und er zerstörte die schwebende Harmonie der kunstvoll in einander fließenden klassischen und romantischen Elemente.

Diesen Schritt hat Goethe gethan. Er blieb nicht dabei stehen, den inneren Charakter und die sprachlichen Formen der alten Tragödie auf seine Dichtung zu übertragen, mit einseitiger, fast hartnäckiger Konsequenz entlieh er ihr auch die Eigenheiten, die in der Besonderheit und den zufälligen Bedingungen des Griechischen Bühnenwesens wurzelten. Schon einmal hatten ihn in früheren Jahren ähnliche Gedanken beschäftigt. Es war in der Zeit seiner klassischen Bestrebungen, in dem Jahr, wo das Helenafragment entstand, als er den Versuch machte, den antiken Brauch der Masken auf der Weimarer Bühne, zunächst in einigen Terenzischen, dann aber auch in modernen Stücken heimisch zu machen. Der Gedanke war nicht neu, schon Lessing (Hamburgische Dramaturgie 56. Stück) hatte auf den Vorteil jener Einrichtung für die schauspielerische Darstellung hingewiesen, aber eine ernstliche Probe hatte doch bis dahin Niemand mit ihrer Einführung gemacht. Wie zu erwarten, konnte ein lediglich der Liebhaberei entsprungenes Experiment, das allen modernen Gewohnheiten und Bedürfnissen ins Gesicht schlug, keinen Erfolg haben und es wurde bald wieder aufgegeben. Damals mag Goethe, als er das Stück in die klassische Sphäre überführte, auch zuerst daran gedacht haben, zur Vervollständigung des klassischen Eindrucks den ersten Teil unsers Stücks in Masken spielen zu lassen. Diesen Gedanken nahm er jetzt wieder auf und führte ihn in erweiterter Gestalt, wie blind gegen alle Widersprüche, durch. Wir lesen am Schluß des Zwischenspiels die scenarische Bemerkung: „Phorkyas tritt von den Kothurnen herunter, lehnt Maske und Schleier zurück und zeigt sich als Mephistopheles.“ Es handelt sich natürlich um nicht mehr als ein bloßes Spiel der Phantasie. Aber auch nur im Geiste sich eine Vorstellung von dem zu machen, was hier vorgeschrieben

wird, ist ein ganz unmögliches Beginnen. Die Ausstattung der Phorkyas mit Maske und Kothurn setzt natürlich das Gleiche auch bei den übrigen Schauspielern voraus, und wir haben es daher rein wörtlich zu verstehen, wenn es in der zweiten Ankündigung zur Helena am Schluß (Hempel 29, S. 343) heißt: „Gegenwärtig ist genug, wenn man zugiebt, daß die wahre Helena auf antik-tragischem Kothurn vor ihrer Urwohnung zu Sparta auftreten könne." Nun mag man sich allenfalls Phorkyas und Helena im ersten Teil mit derartigen Attributen versehen vorstellen können, aber im zweiten Teil würde ein solcher Aufzug ganz undenkbar sein. Wie soll denn Faust, Lynkeus, Euphorion erscheinen? Entsprechend ausgestattet? Es ist dies so unmöglich, wie es unnatürlich wäre, wenn Helena und Phorkyas allein als antike Schauspieler unter mittelalterlich kostümierten Rittern und Knappen sich bewegen wollten, und doch könnten sie sich nicht plötzlich wieder unmaskiert und ohne Kothurn zeigen. Goethe selbst freilich wollte den ersten Teil als Tragödie, den zweiten als Oper aufgeführt sehen (Gespräche mit Eckermann 29. Januar 1827). „Die Rolle der Helena," meint er, „kann nicht von einer, sondern sie muß von zwei großen Künstlerinnen gespielt werden; denn es ist ein seltener Fall, daß eine Sängerin zugleich als tragische Künstlerin von hinlänglicher Bedeutung ist." Aber dieser Gedanke, soweit er überhaupt ernst genommen werden muß, wäre natürlich ganz undurchführbar. Man sieht, wie der Dichter durch die Natur des Stückes selbst zu den offenbarsten Widersprüchen geführt wird.

Doch weiter. Es ist bekannt, daß die Handlung in den antiken Dramen nie im Innern eines Hauses, sondern stets im Freien spielt. Auch diesem Gesetz, das bei den Griechen lediglich in einem Mangel der technischen Bühneneinrichtungen seinen Ursprung hatte, ist Goethe aufs strengste gefolgt. Aber auch hier hat er sich in dieselben Widersprüche verwickelt: was für den ersten Teil, paßt nicht für den zweiten. Wir erblicken beim Beginn des Stückes Helena vor der Königsburg zu Sparta. Kunstvoll und mühelos wird im Folgenden die Handlung auf diesen Raum fixiert. Die Königin betritt V. 8609 den Palast, „die Mägde zu mustern" und das Schatzgemach in Augenschein zu nehmen. Aber die Bühne darf ebensowenig leer bleiben wie die Handlung in das Innere des Hauses übergehen. Diese Schwierigkeit zu heben, bot sich das oben erwähnte Motiv aus den „Eumeniden" an. Helena wird durch die grauenerregende Erscheinung der Phorkyas wieder in das Freie zurückgeschreckt, und es ist natürlich, daß die Schaffnerin ihr folgt. Wie gezwungene Situationen dagegen veranlaßt die Befolgung jener Norm im zweiten Teil! Helenas Empfang bei Faust findet im Hof der Burg statt, der Thron muß zu diesem

Zweck erst herausgeschafft werden. Lynkeus erhält zwar (V. 9337 ff.) den Befehl, im Innern Alles aufs glänzendste für die Aufnahme der Königin herzurichten, aber eine Einladung an diese zum Eintritt in die Burg erfolgt trotzdem nicht. Vielmehr spielt nun auch der folgende Vorgang, die Liebesscene des fürstlichen Paares, an derselben Stelle öffentlich vor den Augen des Volkes sich ab. Vischer irrt zwar, wie wir oben gesehen, in der Auffassung der Scene, wenn er ihr geradezu „grobe Verletzung des Schamgefühls" vorwirft. Man hat hier nur, wie auch Düntzer in seinem Kommentar zu der Stelle richtig bemerkt, an den Austausch von Liebkosungen zu denken. Gleichwohl ist der Auftritt äußerst gewagt und die Worte des Chors, die ursprünglich für ein eigentliches Epithalamium berechnet waren (siehe oben), machen dies nur erst recht fühlbar. Aber die Scene wäre ohne die Rücksicht auf das Vorbild der Griechischen Bühnengesetze undenkbar.

Ebenso konsequent, wenn auch äußerlich weniger auffallend und sichtbar, macht sich die Nachahmung in der Zahl der Schauspieler geltend. Das Griechische Drama duldet bekanntlich nur höchstens 3 redende Personen zugleich auf der Bühne. Diesem Brauch schließt sich Goethe aufs genaueste an. Der erste Teil, einfach nach Äschyleischer Art in der Anlage, nimmt überhaupt nur 2 Schauspieler für die Rollen der Helena und Phorkyas in Anspruch. Bei dem Übergang der Handlung nach Fausts Burg verschwindet die Schaffnerin plötzlich. Motiviert ist ihre Entfernung stillschweigend mit der Absicht, die Ankunft der Königin im Innern des Schlosses zu melden. Thatsächlich aber muß sie sich zurückziehen, weil in der folgenden Scene mit ihr die Dreizahl der Schauspieler auf der Bühne überschritten wäre, da zunächst mit Helena zugleich Faust und Lynkeus auf dieser anwesend sein müssen. Also um für das Verschwinden der Phorkyas einen Anlaß zu schaffen, darum muß Lynkeus sein Türmeramt vergessen, und so haben wir einem rein äußerlichen Umstande das herrliche Lied „Laß mich knieen" zu verdanken. Mit dem Abgang des Lynkeus ist wieder Platz für Phorkyas geworden. Sie stürmt (V. 9419) herein, um das drohende Herannahen des Menelaus zu melden. Ihre Entfernung ist nicht besonders angezeigt, wir müssen also annehmen, daß sie bis zum Schluß des Auftritts (V. 9573) auf der Bühne bleibt. Nach dem Scenenwechsel zeigt sie sich zunächst wieder, um als ἐξάγγελος dem Chor die Geburt und das bevorstehende Erscheinen des Euphorion anzukündigen. Nach dieser Rede „zieht sie sich nach den Felsen zurück". Das heißt, sie entfernt sich aus dem Gesichtskreise, weil in der folgenden Scene neben dem Elternpaar und Euphorion für sie als 4. Person kein Raum ist. Sobald Sohn und Mutter verschwunden sind, tritt sie wieder auf, um Faust aufzufordern.

das Kleid der Helena zu ergreifen und auf ihm zu entschweben. Dann allein auf der Bühne zurückgelassen setzt sie sich endlich „an einer Säule im Proscenium“ nieder und verharrt dort schweigend bis zum Schluß.

Es berührt seltsam, den individuellsten aller Dichter sich fast sklavisch an ein starres, inhaltloses Gesetz binden und es fast mit Gewalt seinem Werke aufdrängen zu sehen. Erst von diesem Punkt aus vermögen wir den Abstand zwischen der Unbefangenheit und Ursprünglichkeit des Jugendentwurfes und der von höchster Kunst, aber auch unlebendiger Stilisierungssucht zeugenden Dichtung des Alters ganz zu ermessen. Diese ermattende Frische zeigt sich auch in der Neigung, die Realität des Dargestellten aufzuheben und dem Leser oder Hörer wie mit einem Seitenwink begreiflich zu machen, daß es sich bei allem Ernst der Handlung nur um eine bloße Scheinwelt handele. Schon früh hatte Goethes ästhetische Anschauung die Richtung genommen, den Begriff der Kunstwahrheit von der platten Naturnachahmung zu trennen. Es war nach dem jugendlich-genialen Überstürmen aller beengenden Schranken diese auf Maß und Schönheit gegründete Auffassung die unmittelbare Folge seiner Hinwendung zum Klassizismus gewesen. Daß nicht die äußere Wahrscheinlichkeit, sondern die innere, eigenen Gesetzen folgende künstlerische Wahrheit die Grundlage aller echten Dichtung sei, ist seitdem die Maxime, die er verficht und in der er trotz aller inneren Wandlungen nicht mehr wankend wird. Vor der Gefahr, durch solche Anschauung praktisch ernstlich auf Abwege geführt zu werden, bewahrte ihn die unerschöpfliche Frische seiner Dichtergabe. Aber je älter er wird und je mehr die Unmittelbarkeit des Schaffens schwindet, um so einseitiger erhebt er das idealistische Element, um so mehr verhärtet er sich in dem Gedanken, daß der Künstler über der Natur stehe und diese in kühner Kombination frei nach den Intentionen seiner Phantasie gebrauchen dürfe. Charakteristisch ist seine Äußerung über eine Landschaft von Rubens, in der er den Meister lobt, daß er, um eines höheren ästhetischen Endzwecks willen, mit genialem Geist die Gesetze der gemeinen Wahrscheinlichkeit ignoriert und so eine Wirkung erzielt habe, die die Natur nicht hervorzubringen im stande sei (Eckermanns Gespräche 18. April 1827). Durchaus in gleichem Sinn läßt er sich gelegentlich auch in Betreff unsers Stücks zu Eckermann vernehmen (5. Juli 1827), daß der Chor bei dem Trauergesang ganz aus der Rolle falle, indem er, der vorher durchgehends antik gehalten sei, hier mit einem Mal Dinge ausspreche, woran er nie gedacht habe und auch nie habe denken können. Er hätte vielleicht hinzufügen können, daß die ganze auf Euphorion bezügliche Partie mehr oder weniger dieser Art sei. Aber weder die

ergreifende Schönheit jenes Gesanges, noch Goethes zweifelnde Frage, ob „die deutschen Kritiker Freiheit und Kühnheit genug haben" würden, „darüber hinwegzukommen", kann uns darin irre machen, ein Verfahren wie das vorliegende als einen Verstoß gegen die elementaren Gesetze der dramatischen Dichtung zu betrachten. Ein anderer ist der Fall, wenn wir in dem ersten Teil wiederholt den Schleier von der magischen Traumwelt gelüftet sehen. Hier handelt es sich wirklich um ein leises Erinnern an das Spiel im Spiele, an den gespenstischen Charakter des Stückes. Wenn aber Phorkyas später sich direkt an das Parterre wendet (V. 9578 f.):

> Ihr Bärtigen[1]) auch, die ihr da drunten sitzend harrt

so hat man darin ebenso wie in der ursprünglich geplanten Zwischenrede Mephistos und seinen angesichts der Exuvien Euphorions gesprochenen Worten natürlich bestimmte Stileinflüsse zu erkennen. Man wird zunächst geneigt sein, an das Vorbild romanischer oder Shakespearescher Poesie zu denken, aber richtiger vielleicht wird es sein, diese Einwirkung der Alten Griechischen Komödie zuzuschreiben, zu deren Eigenart der ironisch-satirische Ton Mephistos einigermaßen stimmt und in der die Verletzung der Illusion und die Anrede des Publikums in der Parabase wie im Dialog eine der charakteristischen und typischen Erscheinungen ist. An Aristophanes erinnert wenigstens eine frühere Stelle im 2. Akt (Faust II, 6772 f.) aufs bestimmteste. Wie der *λόγος δίκαιος* in den „Wolken" (Dindorf, poëtae scaenici V. 1103 ff.) vor dem *λόγος ἄδικος*, so wie man wenigstens damals die Worte verstand, bei den Zuschauern Zuflucht sucht, so wünscht Mephisto, bedrängt von der Naseweisheit des Baccalaureus, „ein Unterkommen" beim Publikum. Sogar die Sprache in unserm Stück scheint an einer Stelle eine Aristophanische Reminiscenz einzumischen. Bei den Worten des Chors in V. 8892

> Wann? wie? wo nur bricht's hervor

muß man unwillkürlich an das *ποῦ; πῇ; πῶς φῄς;* der „Vögel"

---

[1]) Der Ausdruck, der den Auslegern Schwierigkeiten macht, ist ganz klar. Bei den lateinischen Satirikern, so bei Persius (4,1), den Goethe kannte, bezeichnet barbatus einen Philosophen und in ähnlicher Bedeutung kommen „die Bärtigen" vor Faust II, 6705. An unserer Stelle ist das gewichtigthuende, kritische Publikum gemeint, das „mit hohen Augenbrauen" dasitzend mit zweifelnder Spannung „der Wunder Lösung" erwartet. Im Gegensatz dazu wird V. 6815 das „jüngere Parterre" angeredet. An unserer Stelle ist mit dem „jungen Volk" natürlich nicht, wie die Erklärer früher wollten, der junge Teil des Publikums gemeint, sondern, wie auch das Paralipomenon zu der Stelle zeigt, der Chor der Mädchen. Die Weimarische Ausgabe deutet dies zweckmäßig durch eine stärkere Interpunktion an.

(V. 318) denken, so merkwürdig es auch erscheinen mag, daß sich der „Treufreund" hier gerade in hochtragischer Situation sollte geregt haben.

Es ist keine müssige philologische Spielerei, Schritt für Schritt dem Dichter bei der Umprägung und allmählichen Vollendung seines Werkes zu folgen. Fast keine Schöpfung Goethes gewährt so genaue Einblicke in den Prozeß ihres Entstehens, keine vermag so belehrenden Aufschluß über Art und Wandel seines poetischen Schaffens zu geben. Erkennt man die instinktiv wirkende Naturkraft des Genius in dem Urentwurf, so offenbart sich in unserm Zwischenspiel die vollendete Meisterschaft in dem antiken, ein leises Erlahmen der Kraft in dem romantischen Teil. Die Herrschaft über den klassischen Stil blieb auch dem Alternden treu; wo das Fragment zum Stillstand gekommen, da setzte 25 Jahr später der Greis mit ungeminderter Frische und Sicherheit wieder ein und Niemand, der den Sachverhalt nicht kennt, würde die Bruchstelle bezeichnen können. Aber nicht mit gleicher Willigkeit mehr fügte sich der Geist in die Behandlung des romantischen Elements. Ein Zurückdrängen des Dramatischen vor dem Bildlichen, ein Abschleifen des Charakteristischen, ein Fallenlassen oder Ineinanderfließen von Motiven kennzeichnet, inmitten unvergleichlicher Schönheiten, diesen Teil als das Werk einer noch sicheren, aber schon ermattenden Meisterhand. So findet man, was der Faust im Ganzen lehrt, scharf und typisch hier auf engerem Raum bestätigt.

Goethes „Helena" wurde bei ihrem Erscheinen mit Bewunderung von der kleinen Gemeinde der näher stehenden Freunde und einzelner begeisterter Klassizisten, mit einigem Befremden von der breiten Masse der Gebildeten aufgenommen. Für die Literatur blieb sie wirkungslos in einer Zeit, die mit Klassizismus und Romantik gleichzeitig aufzuräumen sich anschickte und eine neue Strömung hervorzutreiben begann. Gleichwohl ist auch dieses Werk nicht, ohne tiefere Spuren zu hinterlassen, vorübergegangen, es hat seinen Einfluß geübt noch vor der Zeit, bevor es an das Licht der Öffentlichkeit trat. Die Bestrebungen, das deutsche Drama durch Anlehnung an die antiken Muster zu erneuen und zu veredeln, gehen bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück. Pyra und Cronegk (Koberstein, Literaturgeschichte 5, 360) machten die ersten schüchternen Versuche mit der Einführung des Chors. Lessing förderte indirekt diese Bewegung durch seine an die griechische Tragödie anknüpfenden Erörterungen in der „Hamburgischen Dramaturgie". Doch der Sturm der literarischen Revolution brachte solche Bestrebungen fürs erste schnell wieder zum Schweigen. Aber mit der Rückkehr zu maßvollerer Kunstübung brachen sie alsbald von Neuem und wirksamer hervor. Das Interesse für die

Poesie, und besonders die dramatische Dichtung der Alten verbreitete sich, und ergriff Kreise, die im Allgemeinen von den tieferen Erregungen des literarischen Lebens unberührt bleiben. Neben Übersetzungen und Übersetzungsproben von antiken Bühnenwerken traten Versuche selbständiger freierer Nachbildung auf, wie in den Schauspielen mit Chören der Brüder Stolberg, und schon trug sich auch Schiller mit ähnlichen Plänen für seine „Maltheser“, die er „in einer griechischen Manier auszuarbeiten“ gedachte. Goethe stand mitten in dieser Bewegung und bestimmte sie. Nicht, wie seine Vorgänger, vermochte ihn eine halbe Übertragung der äußeren Kunstform zu befriedigen, das innerste Wesen, den Geist der alten Tragödie zu erneuen war das Ziel, das mit gewaltigem Zauber ihn lockte. Aber wie er mit seiner „Iphigenie“ einst das Herz des jugendlich aufstrebenden Schiller mächtig ergriffen und zu begeisterter Hingebung an die großen Schöpfungen der alten Meister hingerissen hatte (Brahm, Schiller, 2, 152), so wurde der Freund jetzt der Kanal, durch den die erregende Macht einer außer allem Vergleich stehenden dichterischen Leistung in die Literatur überfließen sollte. Goethe zieht unschlüssig oder unzufrieden die Hand von seinem Werk zurück, aber Schiller haben die weihevoll-erhabenen Töne des Prologs der „Helena“ nicht vergeblich geklungen und „ruhig-mächtig das Tiefste in ihm aufgeregt.“ Auf solchen Bahnen zu wandeln hält er sich nun nicht länger zurück und es entsteht, in selbständigem und doch das Goethische Vorbild deutlich verratendem Schaffen, „die Braut von Messina“, ein Werk, das trotz aller Anfechtungen unaufhaltsam seine Wogen weiterschlägt. Geister ersten und mittleren Ranges sehen sich von diesem Strom ergriffen. Heinrich von Kleist, in trotzigem Selbstvertrauen vergeblich mit seinem „Robert Guiskard“ über die älteren Heroen hinausstrebend, huldigt in seiner Weise diesem Geiste mit seiner „Penthesilea“. Andere Geringere suchen den höchsten Preis in dem möglichst engen Anschluß an die antike Tragödienform, und es fehlt nicht an solchen, die, was Goethe in der That später zu verwirklichen Miene macht, selbst die Wiedereinführung der Masken und des Kothurns für die scenische Darstellung verlangen (Koberstein, Literaturgeschichte 5, 420). Goethe selbst stellt sich, unverstanden, aber Alle weit überholend, mit einer neuen, in eigenem Licht erstrahlenden Leistung, der „Pandora“, in die Reihen der Wettkämpfer um den tragischen Siegespreis. Die Bewegung, weitere Kreise ziehend und endlich auch auf die Komödie übergreifend, verliert allmählich Nachhaltigkeit und Kraft und sie schlägt schon ihre letzten Pulse eben zu der Zeit, wo Goethe mit seiner „Helena“ hervortritt.

Schillers „Jungfrau von Orleans“.

Von Hermann Baumgart in Königsberg.

Trotz des realistischen Zuges unserer Zeit behauptet Schillers „romantische Tragödie“ ihren Platz auf unsern Bühnen und auch im Herzen unsers Volkes.

An der Schwelle unsers Jahrhunderts entstanden, mutet uns das Stück an wie die prophetische Verkündigung des Geistes, der in einer nahen Zukunft der Retter Preußens und Deutschlands werden sollte, des wunderwirkenden, gottbegeisterten Kampfmutes für die Befreiung des vom Fuße der Fremden entweihten Vaterlandes und für die Herstellung der geschändeten Kraft und Würde der Monarchie.

Die zündende Gewalt dieser Dichtung bewährt sich bei jeder neuen Aufführung und eine Menge geflügelter Worte daraus wohnen bei allen größesten Entscheidungen unsers historischen Lebens auf jeder Lippe: aber der hohe Standpunkt, von dem aus Schiller seinen Stoff ergriffen, die Weite des Blicks, mit der er ihn behandelt hat, sind trotzdem von der Kritik, der hier eine Menge schwieriger Probleme sich darbieten, nicht klar erkannt und nach Verdienst gewürdigt worden. Über die nationale und zeitliche Beschränktheit jener historischen Episode hinaus hat Schiller die Erscheinung des Mädchens von Orleans zu einem Symbol des höchsten idealen Aufschwunges geschaffen, dessen die Menschheit fähig ist, und im schönsten künstlerischen Gelingen seiner Tragödie jene Allgemeinheit verliehen, die sie zu einem immerwährenden Besitztum für alle Zeiten und Völker macht. Die volle Wahrheit ist es, was er im Liede ausruft:

> Dir reicht die Dichtkunst ihre Götterrechte,
> Schwingt sich mit Dir den ew'gen Sternen zu;
> Mit einer Glorie hat sie Dich umgeben;
> Dich schuf das Herz, Du wirst unsterblich leben.

Und hier gleich liegt die Hauptschwierigkeit, die sich dem vollen Verständnis des Stückes entgegenstellt. Erglühend von jener „Jugend,

die uns nie entfliegt, von jenem Mut, der früher oder später den Widerstand der stumpfen Welt besiegt“ hatte der Dichter den Spöttern und Verächtern das strafende Wort entgegengeschleudert:

Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.

Die Spötter sind wohl verstummt; aber die Kritik vermag nicht hinwegzukommen über den Stein des Anstoßes, der ihr in der rücksichtslosen Kühnheit liegt, mit der Schiller in seiner „romantischen Tragödie“ von der Macht des Glaubens, von dem Wunder Gebrauch macht für die Durchführung seiner poetischen Intention.

Es giebt aber für die viel umstrittene Frage über die Verwendung des Wunderbaren in der Poesie nur ein einziges Kriterium, das über die Hauptfrage und alle Nebenfragen entscheidet: ist die Darstellung ihrem Inhalt und Ergebnis nach wahr und daher notwendig oder willkürlich und daher unwahr? Oder anders ausgedrückt: ist das Wunder, die Durchbrechung der geltenden Naturgesetze, für sich selbst Inhalt und Ergebnis der Darstellung oder ist es nur ein Mittel, dessen der Künstler sich bedient um die Wahrheit und Notwendigkeit des Gesetzes der Natur auf dem kürzesten Wege uns nicht sowohl erkennbar als anschaulich und fühlbar zu machen? Im ersten Falle stellt sich die Kunst in den Dienst trüber Mystik und verwirrender Phantastik, im andern befindet sie sich auf dem Wege, auf dem sie von jeher und überall ihre höchsten Wirkungen erreicht hat. Es giebt unter den größten Dichter aller Zeiten keinen, der, wenn es galt das Beste, Erhabenste, was er in sich und um sich fand, darzustellen, auf den Gebrauch des Wunderbaren hätte verzichten wollen und können. Der gewaltigste Herzenskündiger, Shakespeare, vor dessen Blick die Seelen der Menschen in kristallheller Durchsichtigkeit ausgebreitet daliegen, giebt dafür das schlagendste Beispiel.

Es liegt aber bei der Untersuchung dieser Frage eine Einseitigkeit, eine Beschränktheit vor, die, soweit ich sehe, überall und immer wiederkehrt. Man will die Zulässigkeit des Wunderbaren lediglich aus der Subjektivität des Handelnden entscheiden. Der Erregtheit des Einzelnen will man es zugestehen, daß ihm pathologisch die Ansicht des Weltgebäudes sich verschiebt, daß das Unerhörte, das Unmögliche für ihn greifbare, wirkliche Gestalt annimmt. Nicht aber soll der Dichter dem Wunder objektive Geltung erteilen dürfen, er soll es nicht in den Rang der Thatsachen stellen, so daß es als Realität in weiten Kreisen auch der zunächst Unbeteiligten seine

Wirkung übt. Wenn der schuldbewußten Phantasie Macbeths an der unbesetzten Stelle seiner Festtafel der Geist seines eben unter den Streichen der ausgesandten Mörder verblutenden Kampfesgenossen erscheint, so ist das verständlich und in der Ordnung. Aber gegen jene Regel würde es schon verstoßen, wenn das Gespenst von Hamlets Vater zuerst den im Gemüt unbeteiligten Schildwachen und Offizieren sichtbar entgegentritt. Ungleich schwerer verletzt Schillers Drama dieses vermeintliche Gesetz, wenn gleich im Prolog und dann zu Chinon bei der ersten Zusammenkunft mit dem Könige die Jungfrau als Hellseherin eingeführt wird, wenn dem Gespenste des schwarzen Ritters ihr gegenüber eine von außen her wirksam eingreifende Rolle zugeteilt wird, wenn endlich am Schlusse sie mit übernatürlicher Kraft ihre dreifachen Fesseln zerreißt und dem englischen Gefängnis entstürmend dem wankenden französischen Heere den Sieg erringt.

Ich nenne es Einseitigkeit und Beschränktheit, wie bei solcher Beurteilungsweise die wahre Natur der künstlerischen Darstellungsmittel verkannt wird. Es ist der gröbste Irrtum, zu glauben, daß die Kunst gebunden sei, mit den Mitteln ihrer Darstellung in die gemeine Ordnung der Dinge, die man die „Natur" zu nennen liebt, sich einzuschließen. Alle große Kunst, Poesie wie Bildnerei, widerspricht dem auf Schritt und Tritt. Was macht den Künstler? Eine eigene, tiefe und kraftvolle, eine eben darum im höchsten Sinne menschlich richtige und gesunde Empfindungsweise und die Fähigkeit solche Empfindung Andern mitzuteilen, sie mit unwiderstehlicher Wirkung unmittelbar in andere überfließen zu lassen. Nun! wie bei den Menschen gewöhnlichen Schlages der gemeine Lauf, die alltägliche Ansicht der Dinge es eben nicht vermag, sie auf jene Höhen des Empfindens zu heben, so kann das auch die unmittelbare Abbildung davon, ihre naturalistische Wiedergabe nimmermehr leisten. Aber der Redner vermag es, wenn er seinen Gegenstand nicht nur geistig beherrscht, sondern wenn seine Seele erglüht und wenn er über die technischen Mittel gebietet, die dem Worte die gewaltige Macht verleihen können. Die Art des Propheten ist es, der die Seelen erweckt und die Herzen entzündet. Sie alle wie die echten Künstler üben ihre Zaubergewalt dadurch, daß sie mit dem, was in ihrer eigenen Seele lebt, die Herzen der andern ergreifen, indem sie dazu wohl der Mittel sich bedienen, die die Natur ihnen bietet, aber in der neugeschaffenen Ordnung und in der frei bestimmten Weise, die ihnen durch das Wesen der durch sie zu erregenden Wirkung geboten wird. Hier also, wo es sich um die ewig sich gleich bleibenden Gesetze handelt, nach denen in ihrem Grundempfinden die Seele sich bewegt, wird die helle, ungetrübte, ungeschmälerte Wahrheit verlangt, zu deren treuer Ver-

kündigung jedoch die Künstler über das ganze Reich der wirklichen und denkbaren Mittel frei und königlich zu schalten haben.

Diesen Mitteln aber gehört das Wunder in jenem subjektiven Sinne wie im objektiven nicht nur zu, sondern es steht unter ihnen obenan. Es ist eine kunstmörderische Verkennung, anzunehmen, daß die Verwendung des Wunders nur den Künstlern solcher Zeiten erlaubt sei, in denen es noch geglaubt wurde. Als ob die Dichtungen Homers, des Aeschylus, Sophokles, des deutschen Mittelalters oder Shakespeares uns durch rationalistische Bedenklichkeiten verkümmert werden könnten! — Doch nicht durch die Berufung auf das Gefühl, sondern durch den Nachweis von Gründen soll der aufgestellte Satz gestützt werden. —

In allem Wunderglauben ist eine Kraft der Phantasie thätig, welche die Lücken in dem Verständnis des Wahrgenommenen auf ihre eigene Weise selbstthätig ausfüllt. Aber die Fiktionen dieser allen Völkern und Zeiten eigenen Phantasiethätigkeit scheiden sich in zwei große Gruppen, je nachdem die Beobachtung selbst, die sie mit ihrem blühenden Geranke umwuchert, ihrem Grund und Wesen nach richtig ist, Wahrheit in sich birgt, oder auf Täuschung beruht oder gar dem Truge entsprossen ist. Mit diesem falschen Wunderglauben haben Kunst und Lehre nichts gemein, ja beide werden sich zum gemeinsamen Kampfe verbinden, um ihn zu zerstören; jenem andern entlehnen beide ihre besten, kostbarsten Waffen, denn er bietet ihnen die Wahrheit in dem der Volksseele entstammten, dem Volksgemüte leicht und unmittelbar faßlichen Gewande der Dichtung.

Jede größeste Erscheinung des Geistes ist geheimnisvoll, ja das Genie ist wie den andern so auch sich selbst ein Geheimnis. Hier ist die Lücke im Verständnis der Wirklichkeit für Alle vorhanden, für den einfachen Mann des Volkes wie für den Weisen. Der Historiker muß mit diesen imponderabeln und irrationalen Größen rechnen wie mit benannten Zahlen und er ist unfähig für seine Aufgabe, wenn er das nicht versteht. Lediglich aus der Erfahrung wird er es lernen, die möglichen Wirkungen solcher Größen zu schätzen. Seine Erfahrung aber schöpft er zu einem wesentlichen Teile aus den ihm zufließenden Berichten, die das Unbegreifliche nicht anders erfassen und darstellen können als in der Form der Wundererzählung von übermenschlichen Kräften und unerwartet eingreifenden, machtvollen göttlichen Entscheidungen.

Zeiten großer Not und Bedrängnis, schlimmer Irrungen, die sich schwer lastend über die Völker lagern, rufen, wie sie die Gemüter der Massen ängstigen und bedrücken, in Einzelnen scheinbar unvermittelt und plötzlich eine Klarheit und Helle, eine feurige Kraft hervor, die sie den durch ihre Lehre und ihr Beispiel Erleuchteten, den durch

sie auf die rechten Wege zur Rettung Geleiteten als göttliche Seher und Propheten erscheinen läßt. Es fehlt nicht an Afterbildern solcher als heilig verehrten Erscheinungen, die den Irrtum noch mehr verwirren und zum Verderben leiten, und die den schwer Enttäuschten dann als von unheilvollen Mächten bestimmt gelten, als Sendlinge der Hölle, als Diener des Teufels. Die Kunst des größten Historikers wird schwerlich jemals ausreichen, die mächtigsten Offenbarungen dieser geheimnisvollen, bei allen Wendepunkten der Geschichte am Werke befindlichen Kräfte psychologisch und pragmatisch zu analysieren, sie bis in ihre letzten Tiefen zu begreifen und begreiflich zu machen. Sie sind da und leben und wirken fort. Das ist es, was ich im Auge habe, wenn ich behaupte, daß es Wirklichkeiten giebt, für die ein andrer adäquater **und** allgemein faßlicher Ausdruck nicht denkbar ist als das objektive Wunder!

Das Walten der göttlichen Vorsehung in den menschlichen Dingen ist ein solches Unbegreifliches, das durch keine noch so scharfe historische Kritik nachgewiesen werden kann, so wenig als das Wunder der Seele durch das anatomische Messer und das Mikroskop. Aber wenn Aeschylus den Gott herabsteigen läßt um die Leiden des titanisch ringenden Menschengeistes zu verschärfen und dem Geprüften endlich die Lösung zu gewähren, so ist das nicht die armselige, triviale Inscenierung eines deus ex machina, sondern der tiefsinnige, symbolische Ausdruck aus der Fülle ahnender, intuitiver Erkenntnis geschöpfter Wahrheit.

Die Freiheit des menschlichen Handelns ist millionenfach durch die aus Vergangenheit und Gegenwart auf ihn eindringenden Umstände und Verhältnisse bedingt, und grade bei den bedeutendsten Naturen entsteht daraus ein Zusammenwirken, das, für das schärfste Auge undurchdringlich, sie so erscheinen läßt, als ob sie gleichsam von einer besondern Vorherbestimmung zur rechten Zeit für die rechte Aufgabe an die rechte Stelle gestellt seien und, wie durch einen übermächtigen, höheren Willen vorwärts getrieben, gleichsam unbewußt in ihrem Handeln seinem Befehle folgten; ja von dem sie ganz ausgefüllt in dem Grade beherrscht wurden, daß sie selbst den unzerstörbaren Glauben an ihre Sendung in sich hegten.

Wer, der die Geschichte kennt, erinnert sich nicht zahlreicher Beispiele solcher Vorgänge und solcher Menschen? Und sollte es der Kunst verwehrt sein, sie in ihren Bereich zu ziehen? Führen sie uns doch auf die erhabenen Gipfel der Menschheit! Wie aber sollte es der Kunst, die auf Sinne und Gefühl wirkt, beikommen, wenn sie solche Vorgänge und Menschen uns vorführt, sie dabei der glänzenden und überwältigenden, mit einem Worte, der wunderbaren Erscheinung

zu berauben, in der ihre Zeit sie erblickte! Hier grade liegt der Stoff, aus dem die gläubige Phantasie des klassischen Altertums ihre Halbgötter, ihre Titanen und Heroen, die heilige Geschichte ihre Propheten gebildet hat; und wo ist die entwickeltere Kunst, die aus diesen Schätzen nicht für ihre edelsten Leistungen geborgt hätte! Für jene eigentümliche, in zündender Wechselwirkung sich gegenseitig zu stärkerer Glut anfachende Verbindung zwischen den Thaten außerordentlicher Menschen und den Gesinnungen und Kräften der durch die Gewalt der Umstände ihnen gläubig und widerstandslos hingegebenen Massen giebt es kein andres poetisches Darstellungsmittel als das Wunderbare. Die rücksichtslose Kühnheit ist da die künstlerische Weisheit; freilich muß die Kraft der Durchführung der Kühnheit der Intention ebenbürtig sein!

Die geschichtliche Überlieferung bietet da dem Dichter wie dem Maler einen poetisch schon geformten, einen künstlerisch schon zubereiteten Stoff. Was er braucht, ist die sinnliche Erscheinung mächtiger Wirkungen im Gemüt, die ihrem innersten Wesen nach auf Wahrheit beruhen. Hier findet er sie vor. Daraus erklärt sich auch im letzten und eigentlichen Grunde die Unzerstörbarkeit, mit der die hellenische Mythologie in der modernen Kunst sich eingenistet hat; ebenso, wie um alle Skepsis und um allen Rationalismus der Zeiten unbekümmert die bildende Kunst fortfährt, aus den unversiegbaren Quellen der Evangeliengeschichten und der Legende ihre fruchtbarsten Motive zu schöpfen.

Schiller stand auf der Höhe seines Schaffens, als er es unternahm, den schwierigen Stoff der wunderbaren Erhebung Frankreichs durch das Mädchen von Orleans in die dramatische Form zu zwingen. Das schönste Gelingen hat sein Werk gekrönt. Indem er die romantisch wunderbare Natur seines historischen Stoffes zu ihrer vollen dramatischen Wirkung brachte, schuf er zugleich eine ergreifende Tragödie, und was das größeste ist, verstand er es, dieser einzigartigen Handlung zugleich eine allgemeine Bedeutung zu verleihen, durch die sie unmittelbar ein jedes Menschenherz angeht und bewegt.

„Der Stoff ist der reinen Tragödie würdig" schrieb Schiller im Juli 1800, als er an die Ausarbeitung ging, an seinen Freund Körner; und bald darauf: „Poetisch ist der Stoff in vorzüglichstem Grade, so nämlich, wie ich mir ihn ausgedacht habe, und in hohem Grade rührend." Die Rundung zur dramatischen Handlung gab Schiller dem Stoff dadurch, daß er, gegen die Geschichte, Johanna ihre Mission vollenden und das Gelingen durch den Tod auf dem Schlachtfelde besiegeln ließ. Die tragische Seele hauchte er der so gewendeten Handlung ein, indem er den Zweifel an ihrer Sendung

in ihr eigenes Herz Eingang finden ließ und aus diesem Schwanken und Irren ursächlich die Unvermeidlichkeit ihres Unterganges herleitete.

Und hier liegt das zweite Haupt-Problem des Stückes, aus dem ein neuer Chorus von Anklagen gegen den Dichter erwachsen ist. Johanna wird irre an sich und ihrer Sendung, weil mit blitzartiger Naturgewalt in ihrem Herzen die Liebe zu Lionel erwacht, eine unschuldige und schöne Regung, die sie uns menschlich um so näher rückt und um so lieber macht, und für die sie um so weniger verantwortlich gemacht werden kann, als sie ihr keinerlei Folge giebt, sondern mit Heldenkraft sie unterdrückt. Gleichwohl rechnet sie nicht nur selbst diese natürliche, menschliche Neigung, die wider ihren Willen für einen Augenblick in ihrem innersten Herzen sich ihr kund gab, sich als Verschuldung, ja als Abfall an, sondern die Ökonomie des Stückes verlegt in diese sogenannte „Schuld“ der Heldin die tragische Verwickelung und leitet ihren tragischen Untergang daraus ab. Das alles, weil der himmlische Auftrag, der „ohne ihre Wahl“ auf ihre „weiche Seele“ geladen wird, das strenge Gebot reiner Jungfräulichkeit damit verknüpft hat! Willkürlich und äußerlich hat man diese Motivierung gescholten, die gesamte Anlage deshalb undramatisch, die angewandten Mittel plump phantastisch, den Eindruck unkünstlerisch peinigend.

Es liegt auf der Hand, daß die Quelle dieser zweiten Reihe von Ausstellungen in jenem Hauptvorwurf zu suchen ist, der sich gegen den ganzen Aufbau des Stückes richtet, weil er sich auf das Wunder gründe und damit gegen unser modernes Freiheitsbewußtsein verstoße, das vor allem andern Klarheit der psychologischen Motivierung, freies verantwortliches Handeln verlange. Das Verfahren ist ja folgerichtig: sieht man in der göttlichen Sendung der Jungfrau nichts als eine äußerliche Veranstaltung, als eine bloße Theatermaschienerie, so müssen notwendig alle daran geknüpften Konsequenzen als willkürlich und phantastisch erscheinen, und die Tragödie, die Goethe für die künstlerisch vollendetste Dichtung seines großen Freundes erklärte, stellt sich als ein recht fehlerhaftes Opus dar.

Die intensiven Kräfte des griechischen Trauerspiels erkannte Schiller in seiner Idealität. Das Empfindungsvermögen des Zuschauers und Hörers müsse einmal ausgefüllt und in allen Punkten seiner Peripherie berührt werden. Beim Drama sei die Reform anzufangen, und durch Verdrängung der gemeinen Naturnachahmung müsse der Kunst Luft und Licht verschafft werden. Am besten könne dies durch Einführung symbolischer Behelfe geschehen, die in alledem, was nicht zu der wahren Kunstwelt des Poeten gehört, und also nicht dargestellt, sondern blos bedeutet werden soll, die Stelle des

Gegenstandes vertreten. Die natürliche Folge müßte sein, daß die Poesie sich reinigte, ihre Welt enger und bedeutungsvoller zusammenzöge und innerhalb derselben desto wirksamer würde.

In seiner Jungfrau von Orleans hat Schiller von diesen Grundsätzen den kühnsten Gebrauch gemacht. Der historische Vorgang, um den es sich hier handelt, ist für die Poesie undarstellbar. Ein einfaches Landmädchen erhöht in sich die Vorstellung, daß sie berufen sei die von Allen schon aufgegebene Sache ihres Vaterlandes gegen die unaufhaltsam vordringenden Heere des Feindes siegreich hinauszuführen zur Kraft unüberwindlichen Glaubens. Sie erringt sich Geltung im Rate der Fürsten und Feldherrn, Glauben beim Volk und Heer, hebt den gesunkenen Mut und gewinnt, ihn zu gewaltigen Anstrengungen fortreißend, unerhörte Erfolge. — Hier, wenn irgendwo, galt es, mit symbolischen Mitteln zu wirken, die das bedeuten, was, undarstellbar, doch in der Wirklichkeit seine unermeßlichen Kräfte erwiesen hat. Es galt das Wesen prophetischer Begeisterung mit symbolischer Bedeutsamkeit dem Auge und Sinn leibhaftig vorzuführen, den Glauben erweckenden und dadurch Wunder wirkenden Glauben des gotterfüllten Sehers an sich selbst!

Jedes große Genie ist uns unbegreiflich; als ein gottgesandtes Wunder tritt es in seine Zeit, den alltäglich gewordenen Gang der Dinge unterbrechend und der Entwickelung neue Bahnen eröffnend. Der große Verstand für sich allein wäre ja wohl noch meßbar; aber hier tritt er auf, ohne Lehre und Beispiel durch eigene Kraft selbstherrlich und unfehlbar das Rechte ergreifend. Denn dem Genie ist die Kraft der Intuition eigen, das unmittelbare Erschauen des Wahren, Guten, Schönen in seiner ewigen Urgestalt und die Fähigkeit die Reinheit der Idee überall erleuchtend in die verworrenen Weltgebilde hineinzutragen, sie mit ihrer läuternden Macht zu durchdringen und zu erneuen. Diese scientia intuitiva, dieses schauende Erkennen aber, das die Vorzeit Sehergabe nannte, hat seine geheimnisvolle Wurzel im Gemüt, in der Gesundheit, Richtigkeit, Tiefe und Kraft des einfachen Gemütes; es kann daher nicht überraschen sie aus der Gesundheit und Kraft einfachen Volkslebens so oft hervorgehen zu sehen. Am stärksten ist aus demselben Grunde das Wesen und Walten dieser Erscheinung auf dem Gebiete, das einzig die Kräfte des Gemütes in Anspruch nimmt, ja das es für sich allein ganz auszufüllen vermag, auf dem Gebiete der Religion! Wo sie da hervorbricht, erscheint und wirkt sie allemal als ein Wunder, ja sie muß sich selbst so erscheinen, ihr Wesen und Wirken ist unauflöslich daran gebunden. —

Ein Geschenk der Gottheit ist die seherische Gabe, aber ein Geschenk, das dem Empfänger schwere Verpflichtung auferlegt, das ihn

unwiderruflich in ihren heiligen Dienst zwingt, das er nicht abweisen oder abwerfen kann, ohne den Seelenfrieden für immer zu verlieren. Ja, noch mehr! es ist ein Geschenk, das ebenso unwiderruflich den Empfänger zu schwerem Leiden verurteilt, einem Leiden, das er schuldlos zu tragen haben wird, und das er doch nach dem Gang der menschlichen Dinge durch eigenes unvermeidliches Irren unentrinnbar auf sich herabziehen wird. Mit einem Wort es ist das tragische Geschick, das die Gottheit denen bestimmt, die sie mit ihrer Sendung betraut. Doch wird diese Tragik in ihrer vollen Schwere uns erst faßlich und fühlbar, wenn die Darstellung solch unschuldigen Leidens und Sterbens die ursächliche Begründung durch das der menschlichen Natur als ihr Erbteil eingepflanzte Irren klar zu Tage treten läßt. Schweres hat der Wissende, Sehende zu erdulden durch den Unglauben und den Hohn der blinden Menge, schwereres wenn Zweifel und Ermattung der Kraft ihm selbst den begeisterten Sinn verdüstern, das schwerste, wenn die Hoffnung ihm schwindet das in ihm flammende Licht auszubreiten und er es in sich selbst verschließen muß. Dieser Tragik hatte Schiller schon in seiner „Kassandra" ergreifenden Ausdruck geliehen:

Einsam in die Wüste tragen
Muß ich mein gequältes Herz,
Von den Glücklichen gemieden
Und den Fröhlichen ein Spott!
Schweres hast Du mir beschieden,
Pythischer, Du arger Gott.

Dein Orakel zu verkünden,
Warum warfest Du mich hin
In die Stadt der ewig Blinden
Mit dem aufgeschlossnen Sinn?

Und weiter bis zu jenem Worte der herbsten Resignation:

Nur der Irrtum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod!

und zu der trotzigen, verzweifelten Auflehnung gegen den Gott, der sie sich zur priesterlichen Verkünderin erwählte:

Meine Blindheit gieb mir wieder
Und den fröhlich dunkeln Sinn!
Nimmer sang ich freud'ge Lieder,
Seit ich Deine Stimme bin.

Zukunft hast Du mir gegeben;
Doch Du nahmst den Augenblick,
Nahmst der Stunde fröhlich Leben, —
Nimm Dein falsch Geschenk zurück!

Ähnlich, aber unendlich milder, läßt er nun seine Jungfrau klagen, da sie im reinen, großen Herzen die Anklage fühlt, der über die menschliche Kraft gehenden Höhe der Verpflichtung nicht genügen zu können:

Frommer Stab! O, hätt' ich nimmer
Mit dem Schwerte Dich vertauscht!
Hätt' es nie in Deinen Zweigen,
Heil'ge Eiche, mir gerauscht!
Wärst Du nimmer mir erschienen,
Hohe Himmelskönigin!
Nimm, ich kann sie nicht verdienen,
Deine Krone, nimm sie hin!

Ach, ich sah den Himmel offen
Und der Sel'gen Angesicht!
Doch auf Erden ist mein Hoffen,
Und im Himmel ist es nicht!
Mußtest Du ihn auf mich laden,
Diesen furchtbaren Beruf!
Konnt' ich dieses Herz verhärten,
Das der Himmel fühlend schuf!

Willst Du Deine Macht verkünden,
Wähle *sie*, die frei von Sünden
Stehn in Deinem ew'gen Haus;
Deine Geister sende aus,
Die Unsterblichen, die Reinen,
Die nicht fühlen, die nicht weinen!
Nicht die zarte Jungfrau wähle,
Nicht der Hirtin weiche Seele!

Kümmert mich das Loos der Schlachten,
Mich der Zwist der Könige?
Schuldlos trieb ich meine Lämmer
Auf des stillen Berges Höh'!
Doch Du rissest mich ins Leben,
In den stolzen Fürstensaal,
Mich der Schuld dahinzugeben,
Ach, es war nicht meine Wahl!

Aus der rührenden Klage dieses Monologs läßt sich rückwärts und vorwärts das ganze Stück übersehen und verstehen. Der begeisterte Glaube Johannas an ihre himmlischen Erscheinungen, der auf das unbefangen sich hingebende Gefühl nie seine Wirkung verfehlen wird, ihre heldenhafte Gewißheit unter dem unmittelbaren Befehl der überirdischen Gewalt zu stehen, ist die bedeutsame, symbolische Sprache der Poesie, in der sie Zeugnis giebt von dem weltüberwindenden Idealismus, der hier das lauterste Gefäß sich erwählt hat, die einfache, starke Seele einer reinen Jungfrau. Den jeden Widerstand der Welt bezwingenden Erfolg, wie er der vollen, ungeteilten Hingabe an solchen Idealismus niemals ausbleibt, und der von uns jedesmal wieder wie ein Wunder empfunden wird, verkörpert uns die symbolische Dichtung ebenso auf die einfachste und überzeugendste Weise durch das unmittelbare Hineinwirken des Überirdischen, das in der Seele der Jungfrau lebendig ist und ihr sichtbar beisteht. — Der Enthusiasmus ist nach Goethes Wort das Beste, was wir aus der Geschichte lernen können; und die Erhabenheit des edelsten, feurigsten Enthusiasmus ist der Äther, in den uns Schillers herrliche Dichtung hinaufhebt, und von dem jedes Wort darin durchtränkt ist. Durch diese himmlische Glut hat er alle Sprödigkeit des widerstrebenden Stoffes überwunden und aus seinem Schmelztiegel ein leicht geschaffenes, ebenmäßiges Gebilde hervorgehen lassen. Die Symbolik, deren er sich dazu bediente, ist ganz die Goethische, die dieser als das eigentliche Wesen der Dichtung längst erkannt und immer geübt hatte, und deren Geheimnis er so aussprach: „sie verwandelt die Erscheinung in Idee, die Idee in ein Bild, und so, daß die Idee im Bilde immer unendlich wirksam und unerreichbar bleibt und, selbst in allen Sprachen ausgesprochen, doch unaussprechlich bliebe."

Der ideelle Gehalt, den Schiller seinem Stoffe abgewann und den er in dem Bilde seiner Dichtung „unendlich wirksam" machte, ist, mit einem Worte bezeichnet: die Tragik des Idealismus, seine Vorherbestimmung zum Leiden und die Gefahr, die in ihm liegt, seinen Träger dem Untergange zu weihen. Dadurch erhielt zugleich seine Tragödie die allgemeine Bedeutung für jedes Zeitalter und für jeden Einzelnen.

Gleich die erste Wirkung der idealistischen Begeisterung ist es, daß, je höher geartet sie ist, um so mehr sie den, der vom Schicksal damit begnadet wurde, seiner Umgebung entfremdet und ihn vereinsamt, daß sie damit gar bald ihn verdächtigt und grade bei denen, die ihm zunächst stehen und nach ihrem eigenen niederen Standpunkt notwendig ihn beurteilen, ihn den schwersten Beschuldigungen preisgiebt. So wird uns Johannas Kindheit und Jugend in Dom Remy geschildert,

und so ist es zu verstehen, daß grade aus dem Munde ihres Vaters die furchtbare Anklage gegen sie erhoben wird, daß der Hochmut sie verführt habe und ihre Macht der Hölle entstamme. Denn auch dieser harte, unbeugsame Thibaut ist kein Landmann gewöhnlichen Schlages. Der Dichter hat Sorge getragen, es uns verständlicher zu machen, wie solch ein Glanz in seine Hütte kommen konnte, und die Kritik irrt abermals sehr, wenn sie den hohen Stil, in dem er zu seiner Tochter spricht, als eine Unachtsamkeit des Dichters tadelt, der damit aus der Tonart gefallen sei, die sich für die ländliche Scene schicke. Jedes Wort, das er spricht, zeigt uns die Absicht des Dichters an, den alten Thibaut als einen Mann zu schildern, der hoch über seine Umgebung hervorragt; besonnen, weitblickend, tiefnachdenklich, ist er in der ehernen Strenge seiner Gewissenhaftigkeit von wahrhaft antiker Größe. Freilich, wenn seine Gewissenhaftigkeit durch eine argwöhnisch grübelnde Religiosität bestimmt wird, so fehlt ihm ganz der freie, himmelanstrebende Aufschwung der Tochter, die, ein herrlich zum Lichte emporgewandter Zweig, diesem knorrigen Stamme entsprossen ist. Es ist höchst folgerichtig und fein gedacht, daß, als sie durch ihre Erfolge allen Widerspruch niedergeschlagen hat, grade er, der Vater, in seinem, vermeintlich besser unterrichteten, Unglauben verharrt.

Wie einsam aber steht Johanna auch im Zenithe ihres Glückes inmitten ihrer Umgebung! Die Menge, ihr blind zujauchzend und ebenso bald abgewandt, wie immer und von jeher es ihre Art war; der König mattherzig und wankelmütig, ohne die Spur eines Verständnisses für die Größe und Hoheit der Kraft, der er Land und Krone verdankt; Du Chatel, der Typus des kaltsinnig beobachtenden, ideenlosen Zweiflers; die kraftvollsten wie La-Hire und vor allen Dunois, der Bastard von Orleans, in ihr doch nur das Weib liebend, nicht ihre erhabene Sendung begreifend, verehrend. Unter allen Personen des Stücks ist nicht eine, die das Wesen der Jungfrau verstände, selbst ihre Schwestern nicht, die ihr in treuer Anhänglichkeit ergeben sind, oder Agnes Sorel, die sie freundlich und liebend umfaßt; der einzige, der eine, wenn auch unverstandene, so doch verehrungsvolle Ahnung ihrer höheren Natur in sich trägt, ist Raimond, ihr bäuerlicher Bewerber.

Es ist ein Triumph der Kunst unsers Dichters, daß er durch alle diese negativen Züge das Bild seiner Heldin nur schöner erglänzen macht, und daß er das hellste Licht auf den eigentlichen Kern und die wahre Bedeutung ihrer Sendung durch die Charakterisierung ihres erbittertsten Feindes fallen läßt, des englischen Oberfeldherrn, des unüberwindlichen Talbot. Es ist wie eine Weissagung der kommenden gewaltigen Weltereignisse, wenn der ruhmgekrönte Sieger, der kluge,

alles bezwingende Rechner nun an der Macht der Idee zerscheitert, die er als Aberwitz verachtet, und die im glorreichen Siege über arbeitsvoll bedachte Plane sich dennoch als die stärkere Gewalt erweist, die den vernichtet, der ihr Hohn spricht. Talbot ist kein Atheist, wie man, der mehr als zweifelhaften Angabe einer angeblichen Schillerschen Äußerung folgend, ihn aufgefaßt hat. Aber er verzweifelt an der vernünftigen Weltordnung, da „sein ernstes, arbeitsvolles Leben so grobem Gaukelspiel erliegt.“

Unsinn, Du siegst, und ich muß untergehn!
Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens.
Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes, weise Gründerin
Des Weltgebäudes, Führerin der Sterne,
Wer bist Du denn, wenn Du, dem tollen Rosse
Des Aberwitzes an den Schweif gebunden,
Ohnmächtig rufend, mit dem Trunkenen
Dich sehend in den Abgrund stürzen mußt!

Er hat den größesten Faktor aus seiner Rechnung gelassen, und so bleibt im Zusammensturze ihm nichts, worauf er hoffen könnte:

Bald ist's vorüber, und der Erde geb' ich,
Der ew'gen Sonne die Atome wieder,
Die sich zu Schmerz und Lust in mir gefügt —
— — — — — — — — — — So geht
Der Mensch zu Ende — und die einzige
Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens
Wegtragen, ist die Einsicht in das Nichts,
Und herzliche Verachtung alles Dessen,
Was uns erhaben schien und wünschenswerth. —

Es ist die Gestalt Talbots, in der die Erscheinung des schwarzen Ritters der Jungfrau entgegentritt, um auf der Höhe ihrer Siegeslaufbahn ihr Einhalt zu gebieten. Wie hat man die Bedeutsamkeit dieser Symbolik verkennen können, die auf den Wendepunkt der Tragödie, dieses wichtigste Problem des ganzen Stückes, helles Licht wirft! Der Gedanke ist einfach und klar und er stützt sich auf eine überall wiederkehrende historische Erfahrung.

Jene höchste Spannung des Idealismus, die durch den Glauben an sich selbst und durch den in den andern erweckten Glauben Wunder bewirkt, kann nicht dauern. Bis zum Durchbruch des Sieges über die gegenringenden Kräfte kann und muß sie dauern. Dann folgt bei dem verminderten Gegendruck die Notwendigkeit der Ein-

ordnung in den gewöhnlichen Lauf der Dinge, wobei jene höchste Anspannung weder bei den andern erhalten werden, noch die Erhöhung des Handelnden über sich selbst und über das Menschliche hinaus fortgesetzt gedacht werden kann. Hier ist jene Sendung des Überirdischen in das Menschliche mit keinem geringeren Opfer zufrieden als mit dem Tode ihres Trägers als mit dem Siegel der Wahrheit seiner Überzeugung. Sonst tritt unvermeidlich der Übergang in die absteigende Linie ein oder gar die schlimmere Umwandlung des Propheten in den Betrüger, der das wahrhaft begonnene Werk mit den Mitteln der Täuschung fortführt. Es wird gerade dem auf der Höhe einer großen Mission Angelangten nimmer an dem Anzeichen dieser von außen an ihn herantretenden Verneinung seines Werkes und Wesens fehlen. Schiller hat diese Stimmen in der Mahnung des schwarzen Ritters objektiviert, die sich feindselig erkältend und befremdend der Jungfrau entgegenstellt. Keine subjektive Vision Johannas ist der schwarze Ritter: er ist die symbolische Verkörperung einer nüchternen historischen Wahrheit, die der Dichter in der Gestalt des mitten im Siege gestürzten Talbot der Jungfrau in den Weg treten läßt, um ihr und uns die Ahnung des notwendig nahe bevorstehenden Endes zu erwecken.

Johanna d'Arc! Bis an die Thore Rheims
Bist Du gedrungen auf des Sieges Flügeln.
Dir gnüge der erworbne Ruhm. Entlasse
Das Glück, das Dir als Sklave hat gedient,
Eh' es sich zürnend selbst befreit; es haßt
Die Treu' und Keinem dient es bis ans Ende.

Johanna wäre nicht sie selbst, wenn sie dieser weltlich unbestreitbar klugen Mahnung zu folgen vermöchte. Noch ist der Gott in ihrem Busen mächtig. Und Schwereres erfolgt als der Verlust des Sieges und des Glücks. Sie stürmt fort auf ihrer Bahn, um schnell genug, als ob der sich ihr entgegenstellende Zweifel der Welt sie erschüttert hätte, zu erfahren, daß die menschliche Natur die Erhöhung über sich selbst als einen ihr gemäßen dauernden Zustand nicht erträgt, sondern daß sie ihre Rechte zurückfordert. Mit der erwachenden Liebe zu dem überwundenen Feinde kehrt sie in die Reihen der Menschen zurück, ohne Vorwurf sicherlich, aber der Glaube an ihre göttlich bevorzugte Stellung ist durch das entschiedene Bewußtsein dieser Wandlung in ihr vernichtet; den Anspruch ihrer Sendung einen Augenblick länger aufrecht zu erhalten würde ihr als die gröbste Täuschung erscheinen, ihr, der die bloße Regung weiblicher Liebessehnsucht als ein Bruch mit der Heiligkeit ihres bisherigen, ganz dem

Ideal geweihten Empfindens die Seele mit erdrückender Schwere belastet.

Es ist die Geschichte jeder dem höchsten Ideal zugewandten Seele, die hier erzählt wird. Kein Zweifel, sie wird sich wieder finden. So überwindet die Jungfrau nach schwerer Prüfung; sie gewinnt die alte Kraft zurück, und in erneuter, wunderbarer Entfaltung sprengt sie die unzerreißbaren Fesseln und führt im Tode das begonnene Werk zum endlichen Siege.

Auch dieses letzte Wunder, das die unverständige Kritik als grobe Phantastik beanstandet, ist vielmehr die treffende Symbolik, das heißt mit andern Worten die echt poetische Darstellung dafür, daß dem wahrhaft dem Ideal zugewandten Sinne durch Irrung und Prüfung die Kräfte wachsen und ihm, müßte er auch das letzte Opfer bringen, der Sieg gewiß ist.

Ein ungedruckter Beitrag Clemens Brentanos zu Arnims „Tröfteinsamkeit“.

Mitgeteilt von Reinhold Steig in Berlin.

Arnims Zeitung für Einsiedler erschien 1808 vom 1. April ab wöchentlich zweimal zu Heidelberg. Das Programm ist bekannt, alles Lustige alter und neuer Zeit war willkommen. Diese Bestimmung regte Clemens Brentano, der sich von Cassel aus beteiligte, zu einer lustigen Schnurre an, die er unter Beihilfe Jakob Grimms zu Stande brachte.

Am 8. April sandte Clemens sein Manuskript an Arnim nach Heidelberg:[1] „Auch erhälst Du meinen Brief einer Apfelhüterin, der eine hübsche Antwort im Blatt möglich macht, mit der Unterschrift Herzbruder, welches immer meine Unterschrift bei scherzhaften Aufsätzen sein soll“. Arnim antwortete am 20. April: „Die Äpfelhüterin wirst Du in einem sehr bunten Quodlibet über Poesie wiederfinden, das

[1]) Achim von Arnim und die ihm nahe standen (Stuttgart 1894) 1, 251. 253.

Dir, mein ich, gefallen soll". Arnim hatte also die Absicht, die „Äpfelhüterin" in sein „Scherzendes Gemisch von der Nachahmung des Heiligen" einzureihen, das auch Jacob Grimms Golem-Geschichte als Entstehung der Verlagspoesie enthielt. Die Zeitungs-Nummer vom 23. April brachte den Anfang des scherzenden Gemisches; aber erst in dem Schlußstück desselben, vom 30. August, machte Arnim die damals keinem Menschen außer ihm und Clemens verständliche Anspielung auf „das Gänsemädchen, das von den Versen eines jungen Dichters ganz toll geworden sei," während er nebenher versprach, an einem anderen Orte ihre Unterredung nachzuholen. Da die Zeitung mit dieser Nummer einging und nur noch die große Sonettenbeilage folgte, ist Brentanos Beitrag nicht zum Abdruck gekommen.

Ich habe das Manuskript wiedergefunden.[1]) Es ist von Arnims Feder durchgebessert und mit Anweisungen für den Setzer versehen. Eine alte und damals ganz neue Eingebung über das Wesen der Poesie, beide aus Leipzig, werden ergötzlich von Brentano neben einander gestellt; der Schelmuffski-Ton paßt ausgezeichnet. Das Stück lautet:

An die Herausgeber.[2])

Liebe Herrn!

Ich bin ein gar armes Mensch, sie sagen mir auf der Glashütte, ich sei toll und übergeschnappt, wenn ich mir die Schlacken auflese, in deren Glanz so wunderliche Farben sind, ach es ist doch alles des Meisters, der es gemacht, im Sommer hüte ich die Aepfel für einen Bierbrauer, da singe ich, so oft ein Apfel fällt, ein Lied, und vorgen Sommer hat mich ein Student besucht im Aepfelgarten, er gehört seinem Vater, der hat mir allerlei unterschiedliche Sachen gesagt von der Poesie, und da habe ich nichts von begriffen, er hat mir auch gesagt, ich sei ein schöner Gegenstand für den Roman, aber die Lyra hätte sich überschlagen in mir, darüber habe ich armes Mensch viel geheult, die Bäume wissens wohl und die Luft weiß es am allerbesten, denn ich athme sie ein. Er hat mir auch gesagt, ich sei eine Poetin, und bin ich doch eine Baumännin, und heiße Friedericke Baumännin, aber einmahl hat er mir Lieder vorgelesen, die waren so schön, da ward mein Herz wie ein Frucht mit Kernen. Den Tag drauf, als ich glaubte, er sollt wiederkommen, war ich nach dem Krämer gelaufen, und hatte ein rothseiden Band gekauft für all mein Geld, das spannt ich um vier Apfelbäume, ich dachte er sollte wiederkommen, ja, er ist

[1]) Ich wies schon „Goethe und die Brüder Grimm" S. 26. 249 darauf hin.

[2]) „An die Herausgeber" von Arnim gestrichen.

noch nicht da, er sollte mir[1]) unter den Bäumen, um die das Band gieng, vorlesen, ich habe viel Angst gehabt, und habe mir um viel Geld ein Buch von der Sache, von unserm Judenboth in der Stadt kaufen lassen, das Buch heist, Erdmann Uhsens wohlinformirter Poet worinnen die Poetischen Kunstgriffe, vom kleinsten biß zum grösten durch Frag und Antwort vorgestellt, Leipzig 1715. Das habe ich nun auswendig gelernt diesen Winter, und dachte, wenn den Sommer die Aepfelhüt wieder angeht, da kömmt der Student wieder, und der kann mich überhören, aber ich bin durch ihn in große Zweifel gekommen, als er kam sagte ich also aus dem Erdmann Uhsen

Waß ist die Poesie?

Die Poesie ist eine Geschicklichkeit, seine Gedanken über eine gewisse Sache zierlich, doch dabei klug und deutlich, in abgemeßenen Worten und Reimen vorzubringen.

Muß denn einer nothwendig Verse machen können?

Mancher kann diese Kunst ziemlich entbehren, der eben nicht grosse Ursache hat, sich durch ein Carmen bei andern beliebt zu machen, oder, so ihm ja eines sollte abgefordert werden, schon seinen Mann weiß, der an seiner Statt solche poetische Arbeit auf sich nimmt. Wer aber seine Rekomandation durch einen geschickten Vers erhalten soll, und keinen Substituten hat, der hierinnen seine Stelle verträte, der wird der Poesie gar schwehrlich entbehren können. Mancher muß andere in der Poesie unterweisen, und also nothwendig dieselbe wohl verstehen.

Waß nutzet aber eigentlich die Poesie?

Mehr als vielleicht mancher denken sollte: denn es bringet uns dieselbe auf allerlei artige Inventionen, manierliche Expressionen, verschafft uns ein gute copiam verborum, belustiget unser Gemüthe, und machet uns bei andern Leuten oftmals sehr beliebt.

Nun hatte ich das mit groser Mühe auswendig gelernt um es dem Studenten zu sagen, und ihn um die Explication davon zu bitten, worum ich stets in Aengsten bin, da hat er mir aber gesagt, daß dies Alles nicht wahr sei, die erste Frage könne er mir gleich anders beantworten, das lautete anders und hat er mir aufgeschrieben, wie da folgt:

Waß ist Poesie?

Poesie ist die Kunst, selige Inseln voll Schönheit, Harmonie und Zweckmäßigkeit, voll schöner großer und begeisternder Ideen und

[1]) „mir" von Arnim zugefügt.

zarter tiefer und heiliger Gefühle aus dem Ocean der Menschenbrust durch den Zauberstab des metrisch gebundenen und dennoch freyen Wortes mit Schöpferkraft aus Sonnenlicht emporzuheben und bei ihrem Anblick eine ganze Welt in süßes ungewohntes Staunen zu versetzen.

Recensent in der Leipz. Lit. Zeit. 1808. n. 36. col. 565.[1])

Ach Gott liebe Herrn, woran soll ich mich nun halten, haben Sie ein Erbarmen mit mir armen Mensche

ihre

Friedricke Baumännin

Apfelhüterin zu Merseburg

[im freyen Dichtergarten.][2])

Ich bitte Sie recht sehr, ihre Meinung bald bekannt zu machen, grüßen Sie mir doch den Sohn eines Holzhändlers, der sich bei Ihnen aufhält, der weiß gewiß drum, wer Recht hat, der Erdmann oder der Student? Er wird mir auch gern antworten, aber ja recht deutlich, ich habe einmahl das Vergnügen gehabt, auf einem Holländerfloß mit ihm zu fahren, grüßen Sie den lieben Herrn.[3]) — Und was willst Du antworten? fragte der Herzbruder. Ungeachtet wir Einsiedler nicht aus der Welt davongelaufen wären, wenn wir noch Lust hätten uns mit gemeinen Leuten abzugeben, so benutzen wir doch die Gelegenheit hier noch ein Gedicht an den Mann oder vielmehr an eine Frau zu bringen, das viel besser paßt als eine Faust aufs Auge.

Mit dem „Sohn eines Holzhändlers“ meinte Clemens natürlich Freund Görres. Auch er sollte also die Korrespondenz fortführen helfen, aber nicht so Görresisch dunkel, sondern „ja recht deutlich“. Arnim wollte auch Anfangs auf Clemens Spaß eingehen. Seine erste Absicht war wohl, in einem Gedichte die geheimnisvoll schaffende Kraft der Poesie gegenüber einem tödtenden Formel- und Regelkram zu preisen. Das wäre im Sinne der Heidelberger Einsiedler gewesen. Er unterließ es aber und strich die ganze Nachschrift von „Ich bitte Sie recht sehr“ bis zum Schlusse.

Die von der Apfelhüterin aufgeworfenen Fragen und die Antworten darauf sind in der That original. In der Leipziger Literatur-

[1]) „Poesie ist die Kunst — col. 565.“ auf einem angesiegelten Blättchen von der Hand Jacob Grimms.

[2]) „im freyen Dichtergarten“ ein wieder gestrichener Zusatz Arnim's.

[3]) So weit Brentano, das Folgende von Arnims Hand.

Zeitung, vom 23. März 1808, war es ein anonymer Recensent, der sich gegen die Mittelmäßigkeit in der Poesie aussprechen wollte und dabei jene Tirade leistete: „damit wir (wie er sagt) die Sache nicht bloß durch Erfahrung und fremde Urteile, sondern wo möglich durch die Urtheilskraft und Vernunft selbst abmachen". Von Erdmann Uhsens „Wohlinformirten Poeten" war mir auf der königlichen Bibliothek zu Berlin aus Meusebachs Sammlung eine frühere Ausgabe vom Jahre 1703 zur Verfügung. Brentano hat sich auch später den ihm willkommenen Stoff nicht entgehen lassen. Er hat ihn in dem „Philister vor, in und nach der Geschichte" verwertet, den er im Jahre 1811 zu Berlin verfaßte.[1])

Dem Philister nach der Geschichte, d. h. dem jetzigen Philister, der nur ein fader Nachgeschmack des alten, von der Geschichte längst verdauten Philisters sei, stellte Brentano Goethe entgegen als den Inbegriff des Gesunden, Natürlichen und Gebildeten: „Alle andern haben mehr oder weniger ein übertriebenes Einathmen und fatales Ausdünsten, dahin gehören alle Nachdichter, welchen ich hiermit ein, für allemal Erdmann Uhsens wohlinformirten Poeten, worinnen die poetischen Kunstgriffe vom Kleinsten bis zum Größten durch Frag' und Antwort vorgestellt, und alle Regeln mit angenehmen Exempeln erklärt werden, Leipzig 1715, als eine unentbehrliche Philister-Ästhetik, und zwar das Kapitel von der Imitation: ‚Wie kann ich einem Andern seine Invention nachmachen lernen,' empfehlen". Und weiter bei der Schilderung der Musterphilister: „Ihre Ästhetik ist Erdmann Uhsens Definition von der Poesie. ‚Was ist die deutsche Poesie?' Die deutsche Poesie ist eine Geschicklichkeit, seine Gedanken über eine gewisse Sache zierlich, doch dabei klug und deutlich in abgemessenen Worten und Reimen vorzubringen". So hat sich also in den „Philister vor, in und nach der Geschichte" der Kern des ehemals bei Seite gebliebenen Einsiedler-Aufsatzes gerettet.

[1]) Clemens Brentanos Gesammelte Schriften 5, 409. 417.

Eduard Mörike und die Politik.

Von Rudolf Krauß in Stuttgart.

Was haben Eduard Mörike und die Politik miteinander zu schaffen? Es ist doch sattsam bekannt, daß der große schwäbische Lyriker in einem Zeitalter, da sonst sich Sänger und Volksmann gern in einer Person vereinigten, sich von dem Markt und der Rednerbühne völlig ferngehalten hat, daß sein ganzes Wesen, seine körperliche wie geistige Veranlagung der Teilnahme an jedem öffentlichen Getriebe widerstrebt hat. Gewiß, Mörike ist niemals ein Mann der That gewesen, und niemand hat es besser gewußt, als er selbst, daß sein Organismus zu fein und zart, nicht kraftvoll, derb und widerstandsfähig genug sei, um in dem harten Ringen um politisches Ansehen und Einfluß obenauf zu kommen. Und da er ein selten richtiges und klares Erkennen über die Grenzen seiner Natur, seiner Begabung, seines Berufs gehabt hat, hat es ihm nicht einfallen können, das erzwingen zu wollen, wozu er sich nimmermehr tauglich fühlte. Wenn es also offenkundig ist, daß Mörikes äußere Beziehungen zur Politik durchaus negativer Natur waren, so muß man sich doch auf der andern Seite hüten, von seinem inneren Verhältnis zu den großen Zeitereignissen sich eine falsche Vorstellung zu machen. Ganz irrig wäre die Annahme, daß Mörike in Epochen, da die wilden Wogen der Volksbewegung an die Throne schlugen oder die deutschen Heere siegreich für Macht und Einheit des Vaterlands kämpften, gelassen und teilnamlos in seinen poesievollen Liebhabereien und Spielereien, durch die er sich das Werktagsleben zu verklären pflegte, weitergelebt habe. Nein, in solchen Zeiten entsagte auch er den gewohnten teuern Beschäftigungen, wandte auch er seine ganze Aufmerksamkeit den großen Tagesfragen zu. Mit fast leidenschaftlicher Spannung erwartete er täglich die neuen Nachrichten, las oder ließ sich Zeitungen vorlesen bis tief in die Nacht hinein, besprach die Aussichten, die Hoffnungen der Parteien, wandte eifrig seine Gunst dieser oder jener Seite zu. Dies alles freilich nur in seinen vier Wänden, im mündlichen oder schriftlichen Verkehr mit seinen nächsten Angehörigen, seinen vertrautesten Freunden. Es muß jedem Verehrer Mörikes ein eigentümliches Vergnügen gewähren, diese bis jetzt noch wenig berücksichtigte Seite seines Wesens schärfer in das Auge zu fassen. Als Dichter kann er dabei

freilich nicht gewinnen, wohl aber als gesamte Persönlichkeit. Denn es macht doch wohl in der Beurteilung eines Menschen einen Unterschied, ob er den welt- und völkerbewegenden Fragen gegenüber sich gleichgiltig verhält oder warm für die Sache der Freiheit, des Vaterlandes empfindet. Mörike hat auch in dieser Hinsicht das Herz auf dem rechten Fleck gehabt, ist ein warmblütiger Patriot gewesen, wenn auch nur, um dies nochmals zu betonen, auf die für ihn einzig mögliche Weise — im stillen. Davon legen namentlich die auf der Königlichen öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart befindlichen, fast noch völlig unverwerteten Briefe des Dichters an seinen vertrautesten Freund Wilhelm Hartlaub Zeugnis ab, worin er sich über diese Dinge, wie über alle andern, ganz offen und rückhaltlos ausspricht. Es sind freilich mehr gelegentliche Bemerkungen, als zusammenhängende Darstellungen seiner politischen Ansichten, und der im ganzen mit großer Regelmäßigkeit geführte Briefwechsel hat von Zeit zu Zeit durch äußere Hemmnisse, wie Krankheiten, oder durch gegenseitige Besuche, Unterbrechungen erlitten; so leider gerade in den Jahren 1866 und 1870/71. Indessen reicht das Vorhandene zu einem ungefähren Bild aus. Mörike zeigt sich als Politiker durchaus selbständig, frei von der Schablone, subjektiven Eingebungen folgend; er ist für die Sache maßvoller Volksfreiheit eingenommen, aber die Ausschreitungen des Demagogentums und der selbstbewußte Philisterhochmut der Bourgeoisie sind ihm zuwider, wie das bei einer so vornehm organisierten Natur gar nicht anders zu erwarten ist.

Die erste politische Anspielung in den erwähnten Briefen Mörikes an Hartlaub datiert vom 1. December 1847 und bezieht sich auf den Sonderbundskrieg. „Den Schweizer Feldzug", heißt es da, „haben wir (ich und Wilhelm) ganz unanimiter zusammen gemacht. Seit vielen Jahren habe ich die Zeitungen nicht mit solcher Begierde erwartet, als diese Wochen her. Gretchen[1]) las sie mir jeden Morgen über's Frühstück an meinem Bette vor, und an den freudigen Erschütterungen, die mir diese Berichte stoßweis gaben, merkte ich, daß mein Herz noch jung und gesund genug sei. Wie die Freiburger Füchse, Marder und Wiesel so geschwind aus ihren Nestern herausgetrommelt wurden, der Sieg bei der Gislikoner Brücke, das ganze Benehmen des Dufour ist herrlich".

Besonders lebhaft war der Gedankenaustausch der beiden Freunde in dem folgenden Revolutionsjahr. Am 7. März 1848 schreibt Mörike: „Die Nachrichten aus Frankreich verschlingen billig jedes andre Interesse und lassen einen selbst die Sorge um den eigenen

[1]) Mörikes nachmalige Gattin.

kranken Leib vergessen. Das geht doch Schlag auf Schlag, wie man noch nichts erlebte. Wie oft dachte ich in diesen Tagen, wenn ich so eine neue Extrabeilage in die Hand nahm, du solltest bei mir sitzen und mein Erstaunen teilen". Auch Mergentheim, Mörikes damaliger Wohnort, schien bedroht. Er schildert die dortige Lage in einem Brief vom 10. März: „Herzlichen Dank, beste Leute, für euren ausführlichen Bericht über den Vorfall in Stetten. Es ist «grotteschk». Aber auch über unsrer Stadt, wie ihr wohl schon gehört haben werdet, steht eine böse Wetterwolke. Seit Mittwoch Mittag hat die Nachricht, daß ein wilder Haufe von ungefähr 800 Köpfen aus dem Badischen, dem Odenwald, im Anzug auf Mergentheim begriffen sei, hier große Furcht verbreitet. Sie haben (das ist faktisch) die Kanzlei des Rentamts in Schupf überfallen, die Urkunden zerstört, die dortigen Juden beraubt und mißhandelt, einen fürstlichen Bauernhof, Pachthof Mariahöh, mit Schonung der Bewohner verbrannt, auch in Boxberg übel gehaust, die Fruchtspeicher geleert, wozu der Oberamtmann ihnen mit eigener Hand hat leuchten müssen. Hier heißt es bald, es gelte nur die Vernichtung der Dokumente des Spitalvermögens, dem sie zum Teil pflichtig seien, und der reichen Judenschaft, bald aber auch, sämtlichen Königlichen Beamten, Verbrennung des Archivs und aller Registraturen; es sei, so meinen einige, zu fürchten, daß die heimlich Unzufriedenen der benachbarten Dörfer, ja der hiesigen Bevölkerung selbst sich den auswärtigen Rotten anschließen möchten, sobald sie hoffen könnten, die kleine Macht der guten Bürger im Nachteil zu sehn, daß dann der Wut in Plünderung und Mißhandlung der sogenannten Vornehmen und der Begüterten kein Ziel sein würde. Diese Sorge scheint bis jetzt unter den höheren Ständen nicht herrschend zu sein, zum wenigsten wird sie nicht laut. Ein redlicher und gescheuter Mann, ein Handwerker, und gar kein Hasenfuß, mit dem ich gestern lang vertraulich sprach, gab mir indeß ganz unzweideutig zu verstehn, daß Stadt und Umgegend weit Schlimmeres verbergen, als die Herren sich einbilden könnten. Er führte viele Äußerungen an, die allerdings nicht tröstlich sind." Die Ereignisse rechtfertigten glücklicherweise Mörikes Befürchtungen nicht.

Am 24. März äußerte er sich Hartlaub gegenüber folgendermaßen: „ . . . Unter allen diesen Schrecken, Sorgen und Erwägungen bin ich doch durch den Sturm der Weltbegebenheiten mit jeder Zeitung wieder völlig hingerissen, über die Not des Augenblicks und das Ängstliche meines eigenen Daseins bis zu der freudigsten Resignation erhoben worden. Wie wär' es anders möglich! Wer hat sich in diesen paar Wochen nicht größer als sein ganzes Leben lang empfunden! Und doch überfällt mich zuweilen der Schmerz, daß ich krank sein

soll und bleiben werde, jetzt mit verdoppeltem Stachel. Bedenkt man das Benehmen der Fürsten bis auf die letzte Zeit (die ohnmächtige Wut des Sachsen mit seinem: Nein! Nein! Nein! bei jener Deputation, den . . . . . Hochmut des preußischen Königs, der ganz cavalièrement nur im Konversationston mit einer Abordnung sprechen zu können versicherte u. s. w.), so muß man sich freuen, daß ihnen nicht einmal der Schein einiger Sympathie für das siegreiche Volk und seinen Willen übrig blieb. Man könnte nun allenfalls sagen, es sei schade, daß ihnen eben dadurch auch der Übergang zur wahren Liebe für dasselbe abgeschnitten sei. Habeant sibi! Es kann doch nur gut hinauslaufen, und wer nicht lieben lernt, kann sich doch auch nimmermehr rächen. Aber das mit dem Blutbad bei den Berlinern ist leider wahr zum großen Teil."

In einem Schreiben vom 5. Mai ist zu lesen: „Wie vieler Stoff hat sich inzwischen überhaupt, seit wir uns nicht mehr sprachen, für uns angehäuft, Gutes und Böses (letzteres zumal von Seiten der Regierung Österreichs, welche verflucht saure Gesichter gegen den neuen deutschen Reichsapfel macht, den sie lieber nicht angebissen hätte). Bei der hiesigen Wahl hab' ich auch meinen Teil Ärger geschluckt, als ich den elenden Triumph des Philisteriums in den lachenden Mienen verschiedener kleiner Gruppen auf dem Markt wahrnahm, die Böller vor dem Thore knallten, das neu uniformierte Schützenkorps samt Landwehr mit Musik aufzog und, nachdem das Ergebnis vom Rathausaltan verlesen und gehörig bevivatet war, der Magistrat, die Herren . . . . Arm in Arm jener Mannschaft voran durch alle Straßen nach dem Takt marschierten."

Das bekannte, wenig heldenhafte Benehmen Georg Herweghs im Jahre 1848 forderte Mörikes Spott heraus, der in diesem Fall eine bei ihm ungewöhnliche Schärfe annahm: der schreiende Gegensatz zwischen Wort und That mußte eben seiner ganzen schlichten Sinnesart widerwärtig sein. „Monsieur Herwegh," sagt Mörike einmal, „scheint doch einen ganz erstaunlichen Wert auf das Prädikat «eines Lebendigen» zu legen. „Jetzt will ich Kugeln aus den Lettern gießen" — wenn wir dergleichen künftig von ihm lesen, so werden wir uns den Helden unwillkürlich immer unter dem Spritzleder denken." Und ein andermal: „Geht es den neuesten Pariser Wetterzeichen nach, so können wir in wenigen Wochen Franzosen im Land sehen. Auf alle Fälle habe ich mir zur Sicherung meiner Person ein Straßburger Spritzleder kommen lassen, aus denen man jetzt herrliche Tarnkappen macht. Um einen Freundespreis lass' ich Dir auch eine ab."

Auch folgende Äußerung vom 30. Mai 1848 möge hier eine

Stelle finden, da sie, so unbedeutend sie sonst ist, zum Beweis dient, wie völlig Mörike damals in der Politik aufging. „Indessen ist es gegenwärtig überhaupt so eine Sache mit aller schönen Leserei. Ich wenigstens kann neben den täglichen Zeitungen kaum mehr ein Buch in die Hand nehmen, das keine politische Verwandtschaft hat. Jetzt stecke ich im 5. Band von Leos Universalgeschichte (französische Revolution 1792 bis zur Rückkehr Napoleons vom russischen Feldzug), worüber mündlich mehreres."

Aus einem Brief an Hartlaub vom 14. Juni 1848: „Ich lese gegenwärtig Schweglers Geschichte der Philosophie (Stuttgart 1848), welches mir eine wahre Stärkung gibt. Man hat in diesen Zeiten fortgesetzter äußerlicher Spannung und Unentschiedenheit ein ganz natürliches Bedürfnis, in die Tiefe zu gehen und durch den Blick auf die doppelte Welt sich gleichsam selber zu ergänzen. Durch Bagnes[1]) hab' ich einen schönen Passus aus Schelling für Dich abschreiben lassen. Schicke mir ja wiederum Frankfurter Bilder! Am besten war bis jetzt der Robert Blum geschildert, was freilich von der höchst markierten Persönlichkeit kommt. Die neuesten sind jedenfalls weit schwächer. Sag aber! weißt Du derzeit einen Mann im öffentlichen deutschen Leben, der diesem Heinrich von Gagern in jeder Rücksicht gleichzuhalten wäre? Die stenographischen Berichte, die ich meist pflichtlich lese, geben erst seinen vollen Begriff."

Bemerkungen Mörikes über den Niedergang der nationalen Bewegung und das klägliche Ende des Frankfurter Parlaments fehlen leider. Die darauf folgenden trüben Zeiten erregten auch den Unwillen unsres Dichters, wie jedes Patrioten: In einem undatierten Schreiben, das dem Monat August des Jahres 1850 zuzuweisen ist, heißt es: „Du hast gewiß den starken Zorn- und Jammerschrei des alten Arndt (aus der deutschen Zeitung) auch gelesen. (Wer mag den Deutschen widerstehn, wenn sie wollen zusammengehn?) Er sagt nur, was ein jeder weiß und fühlt, und doch meint man, es müßte alle Welt aufrütteln und das ganze verruchte Schachbrett der Fürsten vom Tisch herabwerfen."

In einem ebenfalls undatierten Brief, der in den Dezember 1850 fallen muß, schreibt Mörike, der damals bei einem Bruder auf Pürkelgut bei Regensburg zu Besuch weilte: „Seit einer Woche habe ich die Stube nicht verlassen und meine besten Augenblicke sind jetzt die, die ich entweder mit den Kindern, mit Klärchen[2]) allein oder mit der Lektüre von Friederich des Großen Leben zubringe. Neulich des

[1]) Scherzname für Hartlaubs Töchterlein Agnes.

[2]) Mörikes Schwester.

Nachts im Bett warf ich die neueste Zeitung nach den ersten zwölf Zeilen über die Olmützer Friedenskonferenz hinweg und griff wieder zum Buche. Da stieß ich gleich auf einen Brief des Alten vom 14. Dezember 1776 aus Dresden, worin es heißt: »Die Frantzosen geben den Bayern und Wirtembergern Subsidien, das sie auch Troupen stellen sollen. Die leute Seindt Mir so böhse, sie mögten mihr zerreißen, allein ich glaube, wen erstlich die Östreicher tüchtig auf die Ohren weren gekriegt haben, so weren Sich die stoltze Wellen legen. adieu! Fr.« Nicht wahr? Das hat doch eine andre Schneid!"

Die nächsten Äußerungen Mörikes, die hier in Betracht kommen, stammen erst wieder aus den Zeiten, da die Frage der Einigung Deutschlands von neuem in Fluß zu kommen begann. „Was sagst Du zu Garibaldis Sprüngen?" bemerkt er am 9. Juni 1860. „Ich kann nicht leugnen, daß der Mann mich freut. Wie wird sich aber der Knäuel zuletzt noch entwickeln?" In einem Brief vom 27. Dezember 1863 heißt es: „.... Aber näher als Ägypten und seine Ibise liegt allerdings auch uns Schleswig-Holstein. Oft, wenn wir Abends bis spät in die Nacht noch die Zeitung vorlesen (gewöhnlich geschieht das durch Gretchen, die den eifrigsten Anteil dran nimmt), muß ich denken, wie dies und jenes Dir jetzt auf gleiche Weise das Blut bewegen werde. Was ist da aber viel zu prophezeien? Ob der preußische Rüssel und der lange Franz bei ihrer Spiegelfechterei, vielleicht durch den Ernst der allgemeinen Bewegung geschreckt, sich doch noch anders besinnen, und wie dann das Urteil in Frankfurt ausfällt, muß sich nächstens ausweisen."

Am 28. Mai 1866 schreibt Mörike an Hartlaub: „Du fragst, wie wir uns denn im Angesicht der Kriegsgefahr gefaßt halten? Bis vor etwa acht Tagen wollte ich immer noch nicht so recht an den wirklichen Ausbruch glauben, inzwischen war es doch auf's äußerste gekommen, und vom Pariser Kongreß, der einem schon an und für sich ein Greuel sein muß, kann ja kein vernünftiger Mensch etwas hoffen. Mittlerweile lebt ein jedes eben so vor sich hin und treibt seine Spule gewohntermaßen auf's ungewisse fort." Aus der Kriegszeit selbst sind, wie schon oben angedeutet, Briefe Mörikes an Hartlaub bedauerlicherweise nicht vorhanden.

Am 22. März 1867 läßt sich der Dichter also vernehmen: „Die Zeitungen werden stets sehr fleißig, oft bis um 11 Uhr Nachts von mir und Gretchen gelesen. Ich schrieb Dir bisher von Politicis kein »Sterbenswort«, teils weil da überhaupt kaum anzufangen ist, teils weil ich Dich nicht unzufrieden machen wollte, da wir, wie ich wohl sehe, beinahe konträrer Meinung sind. Nun aber soll Dir länger

nicht verhohlen sein, daß sich schon seit dem vorigen Herbst mein Fähnlein stark nach Preußingen zu gedreht hat, daß ich über Bismarck anders denken lernte und mich einstweilen freue, daß doch einmal ein Deutschland nolens volens zusammenkommen soll. Was weiter not thut, wissen wir. Dies aber muß und wird ja nach und nach auch werden. Hab' ich unrecht, so schadet es zum wenigsten der Sache nicht, da wir kein Haar dazu oder davon thun können. Inzwischen ist es jedenfalls ein Vergnügen zu sehen, was die Herren Thiers, Favre für Grimassen drüber schneiden. Der Kaiserling steht dabei so recht, wie das Kindlein beim Dreck. Das gefällt Dir doch auch?"

Aus einem Schreiben vom 30. April 1867: „Vor einigen Tagen verkündigte uns Marus [1]), ehe etwas Öffentliches von Telegrammen an uns kam, mit großer Zuversicht die neueste Friedenshoffnung wegen des Luxemburger Handels. Wer aber weiß! — Ein Artikel von Dollfuß im Temps, worin er den Franzosen den Unsinn vorstellt, wird euch unter andrem auch gefreut haben."

Aus der Epoche des letzten deutsch-französischen Kriegs kann nur eine einzige Stelle beigezogen werden, die aber deutlich genug zeigt, eine wie starke Wirkung die damaligen großen Ereignisse auf den stillen Dichter ausübten. Er schreibt von Nürtingen aus, wo er gerade wohnte, am 3. September 1870 an Hartlaub: „Ich lebte diese letzten Monate herein beinahe nur vom Krieg und hatte, um die Zeit von einer großen Post zur andern herumzubringen, den Kopf in lauter alten Kriegsgeschichten, las den Caesar de bello gallico und viel dergleichen durcheinander mit solcher Gier und Ungeduld, daß ich mir oft selbst lächerlich dabei vorkam. Ja, Du hast recht: wenn wir nur manchmal ein paar Stunden jetzt bei einander sein könnten, was gäb' es da nicht alles auszutauschen.

Nachschrift. Soeben, kurz vor Mittag, trifft hier die Nachricht von Mac-Mahons und Napoleons Gefangennehmung ein. Noch habe ich kaum das Herz, daran zu glauben. »O mein Bruder Frankreich, mein Bruder Frankreich!«

Weitere Nachschrift. Die bessern Häuser hier sind seit heute früh beflaggt und unsre Kinder, besonders die Marie, sehr beeifert, auch vor unsern Fenstern so eine lange schwarzweißrote Fahne wehen zu lassen."

Mörike hat seine Leier grundsätzlich niemals zum politischen Lied gestimmt, das ihm, wie jede Tendenzdichtung, in tiefster Seele zuwider war. Aber auch die glänzenden Siege der deutschen Heere haben ihm keinen einzigen Vers entlockt. Es giebt eben Dinge, denen

[1]) Professor Mährlen, einer der nächsten Freunde Mörikes.

gegenüber auch ein großer Dichter sich nicht groß genug vorkommt, um sie würdig zu besingen. Einer solchen Stimmung dürfte die bekannte, sehr bezeichnende Strophe aus dem Jahre 1870/71 ihre Entstehung verdankt haben:

Bei euren Thaten, euren Siegen
Wortlos, beschämt hat mein Gesang geschwiegen,
Und manche, die mich darum schalten,
Hätten auch besser den Mund gehalten.

Ein Brief Schillers.

Mitgetheilt von Ludwig Hirzel in Bern.

Der folgende ungedruckte Brief Schillers, gegenwärtig im Besitze des Herrn Dr. M. Eßlinger-Wegmann in Zürich, der mir die Veröffentlichung gütigst gestattet hat, ist auf ein einzelnes Quartblatt geschrieben und ohne Adresse. Nach einer dem Briefe beiliegenden Notiz, die von dem Vater des gegenwärtigen Besitzers, von dem 1855 gestorbenen Regierungsrath Melchior Eßlinger in Zürich herrührt, ist der Brief an Friedrich Haug, Schillers Jugendfreund, gerrichtet. Melchior Eßlinger hatte den Brief durch Vermittelung seines Schwiegervaters Professor Hölder erhalten, der Mitte der vierziger Jahre hochbetagt in Stuttgart starb. Die Aechtheit des Briefes, dessen Schriftzüge schon dem Kenner der Handschrift Schillers keinen Zweifel gestatten, ist demnach auch durch die Herkunft des Briefes sicher gestellt.

Herrn Dr. Eßlinger-Wegmann sei der Dank für die Erlaubniß zur Veröffentlichung auch an dieser Stelle ausgesprochen.

Der Brief, in deutschen Lettern geschrieben, und auf Haugs Mitarbeit am Musenalmanach für 1796 Bezug nehmend, auch Hölderlin und Neuffer hatten zu demselben Beiträge gegeben, lautet:

Jena 18 Jenn 96.

Endlich lieber Freund kann ich Ihnen einen Musen Almanach senden, auf den mein Verleger mich etwas lange warten ließ. Ich wähle ein unbeschnittenes Exemplar auf englischem Velin, welche gar nicht im Handel circulieren und das Ihnen also wahrscheinlich lieber seyn wird als die abgeschmackten Calender Formate mit goldnem Schnitt.

Für Ihre Beyträge, deren Fortsetzung ich mir auch für das nächste Jahr erbitte, meinen beßten Dank. Wollen Sie einliegende Stücke an die HH. Hölderlin und Neuffer besorgen?

Herzliche Grüße an die Freunde. Ihr Schiller.

Recensionen und Referate.

Kelle J., Geschichte der Deutschen Literatur von der ältesten Zeit bis zur Mitte des elften Jahrhunderts. Berlin. Hertz. 1892.

Noch immer grenzen wir die Hauptepochen der deutschen Literaturgeschichte nach den Hauptzügen der Sprachentwicklung ab — althochdeutsch, mittelhochdeutsch, neuhochdeutsch. Das führt, namentlich an der Grenze zwischen der zweiten und dritten Epoche mannigfache Schwierigkeiten mit sich und hat überhaupt, namentlich in der Vorstellung der nicht unmittelbar Sachvertrauten, die Erkenntnis der Kontinuität und des allmählichen Wechsels literarischer Strömungen verdunkelt. Besser paßt jene Scheidung auf den Übergang der Literatur des 11. in die des 12. Jahrhunderts; schon deswegen weil die althochdeutsche Zeit vom Standpunkte der deutschen Literaturgeschichte kaum anders denn als eine Einleitung, ein Präludium zu einer Epoche, in welcher die Nation auch literarisch zu poetischer Ausdrucksfähigkeit gelangt, aufgefaßt werden kann. Und die Mitte des 11. Jahrhunderts, wenn sie nicht starr an die Jahreszahl gebunden ist, bietet hier in der That eine zutreffende Grenze.

Das was vor ihr liegt in einheitlicher Weise zu charakterisieren, ist allerdings schwer, wenn nicht unmöglich. Es fehlen selbständige große literarische Strömungen; es sind vorwiegend Vorarbeiten zur Entstehung einer deutschen Literatur, und das, was hervorragend und mit literarischem Charakter auftritt, ist so sehr individueller Initiative entsprungen, so sehr — am Niveau des übrigen gemessen — hervorragender Gipfel, daß die allmählich absteigende Linie, die in die breite Ebene literarischen Schaffens führt, fehlt. Es ist daher kein Zufall, daß eine Darstellung, welche die althochdeutsche Literatur getrennt von der späteren und für sich selbst schildern will und dabei das Ziel verfolgt, nicht ein fachmäßiges Nachschlagebuch zu sein, sondern eine zugleich wissenschaftliche und schriftstellerische, für weitere Leserkreise bestimmte Leistung, bisher nicht vorlag: Kelles Versuch ist der erste.

Es ist interessant zu sehen, welche Gruppen er gebildet hat: vom 1. Kapitel, das die Vorzeit behandelt, abgesehen, tragen die übrigen Herrschernamen an der Spitze. Im zweiten „Von Chlodwig bis Karl" steht die

Thätigkeit Winfrieds im Mittelpunkte; Karls des Großen Name war seit den „Denkmälern“ für das dritte von selbst gebo'en. Ludwigs des Frommen Zeit (IV.) brachte den Heliand, unter Ludwig dem Deutschen (V.) entstand Otfrids Evangelienbuch. Die Zeit der letzten Karolinger (VI.) erzeugt nichts Hervorragendes (— wenn man nicht im Ludwigslied ihre Signatur sehen will). Hroswith, der Waltharius und Notker der Deutsche beherrschen das siebente: „Die sächsischen Kaiser“, der Ruodlieb das achte: „Konrad II.“ Den Aufschriften entsprechend nimmt jedes Kapitel auf die politischen Zustände Rücksicht und das was jeder der Zeiträume an Literaturwerken hervorbringt, erscheint als Reflex der durch jene bewirkten Verhältnisse des geistigen Lebens. Im Großen und Ganzen bewährt sich die Gruppierung: denn in der That drückt nicht die deutsche Literatur der Kultur der Zeit ihr eigenes Gepräge auf, sondern sie ist selbst in ihrer Hauptmasse ein Erzeugnis elementaren praktischen Bildungsbedürfnisses und steigt und sinkt in dem Maße als die Herrscher darauf Rücksicht nehmen. Man erhält den Eindruck, daß der Verfasser sogar die Werke individuellen Charakters zuweilen zu sehr in gleicher Weise den allgemeinen Verhältnissen der Zeit untergeordnet hat, wie die anderen rein praktischem Bedürfnis dienenden; ich habe ihn bei seiner Darstellung des Heliand, wie des Waltharius und des Ruodlieb. Otfried und Notker hingegen, besonders der letztere, sind reich und mit Vorliebe ausgearbeitet.

Aus den literarischen Werken der Zeit selbst geschöpfte Einteilungsgründe wären wohl nur zu gewinnen, wenn man die abendländische lateinische Literatur in vollem Umfang heranzöge. Kelle hat sie berührt, soweit sie in unmittelbaren Zusammenhang mit deutschen Produkten zu bringen war, und behält im übrigen sein engeres Thema fest im Auge. Das ist wohl begreiflich. Denn jeder Versuch, jene allgemeine Literatur entwickelung zum Hintergrunde zu machen führt alsbald aus der Literaturhistorie in die Kulturgeschichte. So hat es sich der Verfasser auch versagt bei Legendarischem, das mancher Strecke der althochdeutschen Zeit lebhaftere Färbung gibt, wie etwa bei den Geschichten über die Gründung St. Gallens oder Fuldas, zu verweilen, oder auf die genrehaften Züge einzugehen, die in den Casus Sancti Galli der Klostergeschichte verliehen werden. Er ist streng bei der Sache geblieben und hat seinen meist sehr spröden Stoff nur durch diejenigen historischen und kulturhistorischen Erscheinungen belebt, die seine unmittelbaren Voraussetzungen waren.

Seine Darstellung ist durchaus quellenmäßig. Er ist dabei konsequent gewesen und hat einen Schritt nicht vermieden, der in eigentlich darstellenden Schriften bisher ungewohnt war und in der That hier und dort Befremden hervorgerufen hat: er nennt im Texte selbst die Handschriften, in denen die einzelnen Denkmäler überliefert sind. Grundsätzlich stimme ich ihm darin vollkommen bei: die Literaturgeschichte hat den Leser bisher viel zu

sehr daran gewöhnt (in Anlehnung an unser heutiges Bücherwesen), das Schriftdenkmal ganz losgelöst von seinen äußeren Existenzbedingungen sich vorzustellen; daß die Schicksale der Handschrift in vielen Fällen auch die des Werkes waren, daß ihre Beschaffenheit oft eine wichtige Quelle literargeschichtlicher Erkenntnisse wird, daß die einfache Thatsache der schriftlichen Fixierung in frühen Literaturepochen ganz andere Bedeutung noch hat, als heute der Druck eines Buches, daß die Wiederholung einer Abschrift, der Ort wo sie geschah, die Art wie sie geschah, ebensoviele literargeschichtliche Thatsachen sind, alle diese Gesichtspunkte sind in die geläufigen Vorstellungen vieler Literaturfreunde noch nicht genügend eingedrungen. Daß sie durch Kelle, dessen Scharfsinn und Glück in der Verfolgung der Geschichte handschriftlicher Überlieferungen bereits oft sich bewährt hat, besonders förderliche Behandlung erhalten würden, war zu erwarten und hat sein Buch bestätigt.

Es ist hier nicht der Ort, auf die zahlreichen fachlichen Einzelergebnisse einzugehen, zu welchen die neuerliche Durchprüfung der historischen Voraussetzungen der althochdeutschen Denkmäler sowie ihrer Überlieferung den Verfasser geführt hat, wie sie teils im Text enthalten sind teils in den reichen Anmerkungen. Aber ein Verdienst des Buches sei besonders hervorgehoben, daß diese erste selbständige Gesamtdarstellung des ganzen althochdeutschen Schrifttums (bis 1050) durch die Gruppierung des Materials und die Einordnung der Denkmäler zum ersten Mal einen wohlgefügten Rahmen geschaffen hat, dessen besondere Art — durch strenge Aufrechterhaltung der Zeitfolge und Nüchternheit des wissenschaftlichen Urteils — den althochdeutschen Studien nicht Fesseln auferlegen sondern erwünschte Anhaltspunkte geben wird.

Innsbruck. Joseph Seemüller.

Goedeke K., Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen. Zweite ganz neu bearbeitete Auflage. Nach dem Tode des Verfassers in Verbindung mit D. Jacoby, K. Justi, Max Koch, K. Müller-Fraureuth, F. Muncker, Karl Chr. Redlich, Aug. Sauer, B. Suphan, K. Vorländer und Al. v. Weilen fortgeführt von Edmund Goetze. Fünfter Band. Vom siebenjährigen bis zum Weltkriege. Zweite Abteilung. Dresden. L. Ehlermann. 1893.

Der fünfte Band der neuen Auflage des Grundrisses entspricht dem zweiten Band der alten Auflage S. 909—1202; man sieht das ungeheure Anwachsen des Werkes in dem Steigen von 293 auf 565 Seiten größeren Formates. Goetzes weite Umsicht und riesige Arbeitskraft, seine unermüdliche Sorgfalt und bewundernswerte Genauigkeit ist dem Werke in allen Teilen zu Gute gekommen, auch in denen, die von anderen bearbeitet sind. Aber

gerade jene Paragraphen, deren Umarbeitung und Ausgestaltung andern Händen anvertraut war, besonders die beiden Paragraphen 259 und 279 weisen auf die Notwendigkeit einer noch viel weiter gehenden Spezialisierung hin. Für diese beiden Paragraphen darf man annehmen, daß die Bearbeiter alle oder wenigstens die meisten der von ihnen verzeichneten Bücher selbst in die Hand gehabt haben, was für die übrigen Paragraphen kaum zutreffen dürfte; aber nur in diesem Falle ist die Gewähr für die Zuverlässigkeit der bibliographischen Angaben gegeben: die erste und wichtigste Grundlage eines solchen Werkes. Einzelne Paragraphen lassen sich eben nur an einem bestimmten Ort, an einer bestimmten Bibliothek bearbeiten. Die Lücken und Fehler des alten Werkes werden erst dem vollständig deutlich, der sich eingehend mit dem betreffenden Abschnitt beschäftigt hat. Das war von Goedeke so wenig wie von seinem Fortsetzer für den ganzen Umkreis der deutschen Litteratur zu verlangen. Deswegen stehen aber auch die von Goetze selbst bearbeiteten Abschnitte hinter den von seinen Mitarbeitern herrührenden zurück.

Wünsche und Bedenken allgemeinerer Art will ich hier, auch als Mitarbeiter des Werkes, zunächst nicht vorbringen. Reichlichere Nachträge wird man von mir nicht erwarten, da das was ich gerade zur Hand hatte, für diejenigen Bogen, die mir in der Korrektur mitgeteilt wurden, dem Werke selbst einverleibt ist. Nur an dem Artikel Kosegarten, für den wie für den ebenso wenig genügenden Artikel Matthisson meine Berichtigungen nicht mehr benützt werden konnten und den Hermann Petrich nur sehr flüchtig durchgesehen haben kann, will ich unten beispielsweise zeigen, wie viel zur Besserung im Einzelnen noch übrig bleibt.

Über den Grad der anzustrebenden Ausführlichkeit und Vollständigkeit werden immer verschiedene Meinungen bestehen bleiben. Ich hätte es gerne gesehen, wenn auch andere Zeitschriften so behandelt worden wären wie die von Goethe und Schiller herausgegebenen, wenn wie von Schillers Allgemeiner Sammlung Historischer Memoires so auch von den merkwürdigen Rechtsfällen des Pitaval eine ausführliche Inhaltsangabe mitgeteilt worden wäre, wenn die österreichischen Dramensammlungen S. 301 ebenso spezifiziert worden wären wie die bayrische Sammlung S. 355. Ebenso vermisse ich die genaueren Inhaltsangaben bei Jean Pauls Kleineren Schriften, bei F. L. Hubers Sämtlichen Werken 1806—19 S. 482, das Verzeichnis der ersten Drucke von Hölderlins Gedichten und anderes mehr. Manchmal fehlt Selbstverständliches und Allgemeinbekanntes, das aber gerade deswegen in ein solches Sammelwerk gehört, z. B. bei Feßlers Geschichte der Ungern S. 495 die Anführung der verbreiteten zweiten Auflage, herausgegeben von E. Klein 1867—85 in 5 Bänden; ebenso die zweite Auflage von dessen Rückblicken 1851. Bei Tomascheks Buch Schiller in seinem Verhältnis zur Wissenschaft vermißt man ein Wort über

O. Lorenz' Anteil daran (S. 138), bei dem (auch in Buchform, Stuttgart 1888, erschienenen) Artikel Zum hundertjährigen Andenken an Joh. Fr. Freiherrn von Cotta, Münchner Allgemeine Zeitung 1887, Nr. 333—360, die Auflösung der Chiffre A. S. = Albert Schäffle (S. 106). Man erwartet bei der Aufzählung von Schellings Werken in einem Grundriß der deutschen Dichtung die Erwähnung seines Romans Nachtwachen von Bonaventura und wohl auch einen Hinweis auf seine Gedichte. Hauffens sehr hübsche, übersichtliche und überall aus den Quellen geschöpfte Auswahl „Das Drama der klassischen Periode" wird zwar bei den einzelnen darin vertretenen Dramatikern, aber gerade dort nicht erwähnt, wo sie unzweifelhaft hingehört, bei der allgemeinen Übersicht über das Drama dieser Epoche und bei der Einleitung zu den österreichischen Dramatikern, für die sie manches wertvolle bietet. Auch andere Verweisungen sucht man vergebens. So hätte Forsters Aufsatz über Schillers Götter Griechenlands, der implicite S. 107 Nr. 127 citiert ist, bei diesem Gedicht selbst S. 185 genauer angeführt werden müssen, wogegen vielleicht doch Grillparzers Gedicht „Die Ruinen des Campo Vaccino" an dieser Stelle nichts zu thun hat.

Was das Einzelne betrifft, so ist der § 247, der den Band eröffnet, von Karl Vorländer in Solingen bearbeitet, der Abschnitt über Schiller von Max Koch. Hier ist der Abstand der neuen Auflage von der alten vielleicht am größten; denn das Jahr 1859, mit dem Goedeke damals abschloß, ist so recht erst das Geburtsjahr der neuen Schillerliteratur geworden. Die Anordnung ist dieselbe wie im vierten Bande bei Goethe, leider auch für die Briefe: eine höchst verzwickte und wenig übersichtliche, welche ich trotz Goezes ausdrücklicher Verteidigung in der Vorrede nicht billigen kann. Die einfache alphabetische Anordnung hätte große Vorteile mit sich gebracht. Auf ihre Vollständigkeit kann ich diese Abschnitte nicht prüfen, weil mir keine eigenen Sammlungen zu Gebote stehen; auch scheint sie für unwichtigere Publikationen nicht angestrebt zu sein. Unter den Briefen fehlt einer von Herder an Schiller, Weimar 14. Mai 1795, und einer von Schiller an Sophie von La Roche, Jena 23. Januar 1797, beide enthalten in der „Auswahl von Briefen berühmter Personen. Aus der Sammlung von Autographen in hiesiger Stadtbibliothek, herausgegeben von Johann Hugo Wittenbach", Trier 1829, einem Schriftchen, das ich auch sonst im Grundriß nirgens citiert finde. Es enthält unter anderm einen Brief Luthers an die Erfurter Universitat aus dem Jahre 1515; ferner von Friedrich Leopold von Stolberg an Frau von La Roche, Bernstorff 24. Oktober 1780; von Knigge an dieselbe, Bremen am Abend vor Pfingsten 1792; von Wieland an Charlotte von Schiller, Weimar 17. Juni 1791 und von Chr. G. Heyne an den Trierer Professor J. J. Simon, Göttingen 20. Mai 1794.

In der zweiten Hälfte des Bandes, welche die Leistungen der Zeitgenossen Schillers und Goethes im Drama, in der Lyrik und im Romane behandelt, waren ungeheure Massen zu bewältigen. Alle Dichter dritten bis zwölften und noch tieferen Ranges. Winken Goedekes folgend, hat Goeze zahlreiche Schriftsteller und Schriftstellerinnen neu aufgenommen. Nicht alle Provinzen sind gleichmäßig bedacht, der Norden besser als der Süden, Bayern und Oesterreich besser als die Schweiz; einzelnen bändereichen Schriftstellern, wie Iffland und Kotzebue hätte der Herausgeber nur dann völlig gerecht werden können, wenn er sie monographisch hätte behandeln lassen. In musterhafter Weise haben die schon erwähnten Paragraphen 259 und 279 die Detail- und Lokalforschung für die allgemeinen litterarhistorischen Zwecke fruchtbar zu machen gesucht. In dem ersten behandelt A. von Weilen die österreichischen Bühnendichter dieses Zeitraums. Hier hatte die erste Auflage des Grundrisses alles zu wünschen übrig gelassen. Während Goedeke für die Geschichte des Wiener Dramas im 19. Jahrhunderte bahnbrechend gewirkt hat, klaffte für das 18. Jahrhundert eine breite Lücke. Weilen hat sie mit großem Fleiße und anerkennenswerter Sachkenntnis auszufüllen getrachtet. Er hat geleistet, was sich in kurzer Zeit auf einem so gut wie ganz unbebautem Gebiete leisten ließ. Gewiß ist auch seine Zusammenstellung von jeder Vollständigkeit noch weit entfernt, wie er selbst offen zugiebt; vieles von dieser reichen Bühnenproduktion, welche in ihrer Massenhaftigkeit an die reichsten Zeiten des spanischen und englischen Theaters erinnert, dürfte überhaupt gänzlich verloren sein. Aber man überblickt doch jetzt die Thätigkeit der wichtigeren dieser Dichter: Schikaneder, Perinet, Hensler,[1]) Weidmann u. s. w. Mit Recht hat Weilen auch zurückgegriffen auf frühere Paragraphen des Grundrisses, z. B. Ergänzungen für Kurz-Bernardon gegeben. Wir erhalten neben einem Verzeichnis seiner gedruckten Stücke auch eine sehr dankenswerte Inhaltsangabe der handschriftlichen „Teutschen Arien,“ welche übrigens meiner Meinung nach endlich einmal ganz oder auszugsweise gedruckt werden sollten. Ebenso reichhaltig und vielleicht von noch größerer Vollständigkeit, weil hier doch mehr vorgearbeitet war, ist der § 279, in welchem Karl Müller-Fraureuth die Ritter- und Räuberromane verzeichnet. Beide Paragraphen glauben wir als Vorarbeiten zu einer künftigen Geschichte dieser Dichtungsgruppen auffassen zu dürfen. Den Nr. 32 und 33 in § 270 Johann Jakob und Maria Mnioch hat D. Jakoby seine bekannte Sorgfalt angedeihen lassen.

Ich schließe mit den Berichtigungen zu Kosegarten § 274 Nr. 1 S. 445 f.:

4) Der Titel lautet genauer: Thränen und Wonnen. Vom Verfasser der Melancholieen. Stralsund 1778.

---

[1]) Ist die Form Taddirdl für Taddädl § 259, Nr. 99, 52 richtig?

5) Ist auf dem Titel „dem Verfasser des Julius von Tarent" zugeeignet.
8) Die angeführte Ausgabe von 1789 ist die zweite umgearbeitete Ausgabe; die erste ist erschienen Leipzig 1786.
10) Aus dem Englischen des Pratt übersetzt.
11) Nach dem Schriftenverzeichnis in der „Geschichte seines funfzigstens Lebensjahres" schon Berlin 1790 erschienen.
14) Genauer: Memnons Bildsäule in Briefen an Ida von Kosegarten Berlin 1799. XVIII, 1 Bl. Inhalt, 196 S. 8 (Widmung: Meinem geliebten Bruder Ludw. Theob. Kosegarten).
15) „Brittisches Odeon" steht nur auf dem Schmutztitel, wodurch sich Francks Zweifel Gotthard Ludwig Kosegarten Halle 1887 S. 414 Anmerkung 78 erledigen.
16) Es giebt auch eine Ausgabe Dresden o. J.; 16, 21 und 22 sind auch vereinigt als „Romantische Dichtungen" erschienen.
19) Ist ein Sonderdruck aus den „Rhapsodieen," 1. Auflage 1790, 3. Auflage 1808.
20) Neueste Auflage Berlin 1803. 8. Wol ein Nachdruck.
21) Schon 1801 erschienen.
22) „von" zu streichen.
23) Erste Ausgabe: Neustrelitz 1802; die angeführte: Leipzig 1806 ist ein Nachdruck; ein zweiter Nachdruck: Leipzig 1810.
25) Die erste Ausgabe der Inselfahrt 1804, die zweite 1812.
26) Der größte, aus der alten Auflage übernommene Irrtum ist die Angabe, daß die erste Ausgabe der Jucunde 1808 erschienen sei. Diese erschien vielmehr 1803 Berlin. Bei Johann Friedrich Unger. 4 Bl. Widmung (Ihrer Kaiserlichen Hoheit Frauen Helena Pavlowna gebornen Grosfürstin von Rußland vermählten Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin) 203 S. gr. 8. Die bei Goedeke angeführte ist offenbar die zweite, ohne die Widmung erschienene: Berlin. Bei Johann Friedrich Weiß 198 S. 8; 3. Auflage 1810; 4. Greifswald 1812; 5. Upsala 1814.
27) Erste Ausgabe: Greifswald 1809.
29) Von den „Vaterländischen Gesängen" erschienen 4 Ausgaben 1813 und 1814, Berlin und Greifswald.

Es hätten ferner angeführt werden müssen:

Der Einzeldruck: Die höchste Glückseligkeit, Stralsund 1779 (nicht in den Dichtungen).

Eusebia. Eine Jahresschrift zur Beförderung der Religiosität. Erstes Jahr Leipzig 1797; wegen der darin abgedruckten Gedichte.

Der Schattenkönig von Kosegarten. Vita fugit sub umbras. 1800 o. O. u. J. XIV und 58 S. 4 (Widmung: Meinem Ehrwürdigen Vater, dem Herrn Präpositus und ersten Prediger der Gemeine zu Grevesmühlen

zu Seiner Jubelfeier im Amte Gottes geweihet); fehlt bei Franck und in der Geschichte seines funfzigsten Lebensjahres.

Die Jungfrau von Nikomedia. Eine Sage der kirchlichen Vorwelt. Berlin 1808 (später in die Legenden aufgenommen).

Die drei selbständig erschienenen Dichtungen: An den Heerführer der Schweden, An Ingersleben, An Hardenberg, Franck S. 316, 418.

Von den Uebersetzungen hätte vielleicht die der Clarissa Leipzig 1790 ff. aufgeführt werden sollen. Zweifelhaft ist mir, ob unserm Kosegarten zugehört der Roman: Gräfin Julie von Steinau oder die Wege des Schicksals. Von Kosegarten. Zweite Auflage. Mainz und Hamburg 1803; zwei Bände.

Prag. August Sauer.

Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte unter ständiger Mitwirkung von J. Bolte, W. Creizenach, G. Ellinger, E. Elster, L. Geiger, W. Golther, O. Harnack, A. Heusler, G. Kawerau, K. Kehrbach, K. Kochendörffer, A. Köster, Rud. Lehmann, R. M. Meyer, V. Michels, F. Muncker, R. Muther, E. Naumann, O. Pniower, A. Reifferscheid, G. Roethe, A. Sauer, P. Schlenther, Erich Schmidt, G. Steinhausen, Ph. Strauch, V. Valentin, M. von Waldberg, O. F. Walzel, A. von Weilen, H. Welti, R. M. Werner, G. Witkowski, H. Wunderlich, herausgegeben von J. Elias, M. Herrmann, S. Szamatolski. Zweiter Band (Jahr 1891). Stuttgart. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1893. ℳ 12.60.

„Dank dem rüstigen Zusammenwirken des an unseren Jahresberichten vereinigten Gelehrtenkreises haben wir den Abgrund, der den ersten und zweiten Jahrgang solcher Werke zu trennen pflegt, glücklich und rechtzeitig überschreiten können. Freilich haben wir zu unserem eigenen Leidwesen die Enden der beiden Halbbände im letzten Augenblick der Not abhauen müssen. Um den ganzen Band vor Jahresschluß hinauszubringen, mußten wir die fertigen Kapitel „Humanismus" und „Grillparzer" im Redaktionspult zurückbehalten. Ebenfalls aus diesen äußeren Gründen ist der Schluß des allgemeinen Teiles des 18./19. Jahrhunderts ausgefallen, wie denn Professor Roethe andererseits wegen des ungeheueren Anwachsens dieses Abschnittes sein zweites Kapitel auf den nächsten Jahrgang zu verschieben genötigt war. Im gleichen Falle ist Professor Werner, der neben dem großen Kapitel „Poetik" den anderen umfänglichen Abschnitt „Lyrik" des 18./19. Jahrhunderts nicht mehr fertig stellen konnte". Diese Worte der Vorrede charakterisieren die in der That ungewöhnlichen Schwierigkeiten, mit denen dieses große Unternehmen zu kämpfen hat, auf das Eindringlichste und geben uns auch den Maßstab an die Hand, den eine gerechte Beurteilung an diesen Band anzulegen hat. Er ist trotz seiner riesigen Ausdehnung

ein Torso geblieben. Wichtige Kapitel fehlen. Für die Benützer der Jahresberichte ergibt sich daraus eine dauernde Unbequemlichkeit, die kaum durch ein späteres Gesamtregister zu beheben sein wird. Und ob der Verleger nicht doch besser gethan hätte, die Ausgabe des zweiten Halbbandes noch um 1—2 Monate zu verschieben und dann seinen Abonnenten ein abgeschlossenes Ganzes zu bieten, ist eine Erwägung, die der Laie nicht ganz unterdrücken kann. Um so rückhaltloser muß nun das Gebotene gelobt werden. Nach jeder Hinsicht weisen die einzelnen Abschnitte einen Fortschritt gegenüber dem ersten Band auf, in Bezug auf die Vollständigkeit wie auf die Gleichmäßigkeit. Man hat das Gefühl die Entwicklung eines kräftig aufstrebenden Gemeinwesens zu verfolgen. Mit starker Hand führen die Herausgeber die Zügel der Redaktion. Allerwärts sehen sie nach Bundesgenossen, nach Erweiterung des Zollgebietes aus. Es ist ein friedliches Eroberungswerk im großen Stil, das sie durchführen. Und Jeder, dem es Ernst ist um die Entwicklung unserer Wissenschaft, muß ihnen fördernd oder ratend zur Seite treten. An dem Gedeihen dieser Jahresberichte dürften wir einen Gradmesser für das Gedeihen der Forschung selbst haben.

Die Einrichtung und Einteilung ist dieselbe geblieben wie im Vorjahre. Neue Gruppen, wie solche wohl wünschenswert wären, wurden diesmal nicht gebildet. Man will zuerst das Unternehmen ganz erstarkt sein lassen, bevor man Änderungen daran vornimmt. Nur die Berichterstatter haben einzelne Gruppen gewechselt. Die Geschichte der deutschen Philologie ging von Schönbach auf Golther über, es fehlt die scharfe Charakterisierung die des ersteren Bericht auszeichnete; in dem Abschnitt Kulturgeschichte löste G. Steinhausen, einer der besten gegenwärtigen Kenner dieses vielumstrittenen Gebietes, R. M. Meyer ab, der seinerseits an Kühnemanns Stelle die Didaktik des 18. und 19. Jahrhunderts übernahm, beides zum großen Vorteil der Sache. Wunderlich (Geschichte der Schriftsprache), Heusler (Geschichte der Metrik), Valentin (Allgemeines über Goethe), Witkowski (Goethes Drama), Schlenther und Welti (Theatergeschichte) erscheinen zum ersten Mal auf dem Plan. Andere Verschiebungen kleinerer Natur verändern das Gesamtbild nicht.

Es kann nicht Aufgabe dieses Berichtes sein, jede einzelne Arbeit abzuwägen und zu beurteilen. Nur weniges sei hervorgehoben. Wer in erster Reihe Kürze, Knappheit, Gedrungenheit von diesen Referaten verlangt, schärfste Trennung des Wesentlichen von dem Unwesentlichen, Mitteilung des Thatsächlichen und Neuen unter Zurückdrängung subjektiver Meinungen und wer d e n Bericht am höchsten schätzt, durch welchen dem Benützer am meisten Arbeit erspart wird: der wird Erich Schmidts Bericht über Lessing allen andern vorziehen und es ihm danken, daß er uns sicheren Schrittes durch das Labyrinth des Albrechtschen Buches hindurchführt und jeden noch so dunklen Winkel mit seiner Fackel erhellt. Wer die Meinung

hegt, daß diese Berichte weit über das Interesse des Literarhistorikers hinaus, auch der Kirchen- und Sprachgeschichte zu dienen und in der Heranziehung auch des Kleinsten und Unbedeutendsten keine Grenze sich zu setzen haben, der wird in Kaweraus Abschnitt über Luther ein Juwel erblicken. Wer endlich die Geschichte der Literatur zu einer Geschichte der geistigen Strömungen überhaupt zu erweitern bestrebt ist und das Spiegelbild des Lebens in ihr erblickt, wer es wünscht, daß sich diese Berichte zu einer hohen Warte erheben, von der herab alle bedeutenden Männer der Zeit jeder Richtung und jeden Standes, auch die Fürsten, auch die Politiker zu überschauen sind, und so eine Walhalla und Bavaria zugleich werden sollen: der muß Roethes ausführlichem Einleitungskapitel zu der Epoche von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart den Preis zuerkennen. Mit einer glänzenden Gabe zu charakterisieren ausgestattet, aber ohne seine stark ausgeprägten Sympathien und Antipathien irgendwie zu verhehlen, überall scharf eindringend, aber mehr kritisierend als referierend, mehr der Gegenwart als der Zukunft dienend, hat Roethe ungeheure Massen von politischer und kulturhistorischer Literatur, Memoirenwerke, Tagebücher, Briefsammlungen u. s. w. bewältigt. Es ist dasjenige Kapitel, das sich am besten liest, das die Leser am meisten fesselt, das am weitesten ausgreift; was hier zur Charakteristik Friedrichs des Großen, Bismarcks, Moltkes und anderer beigebracht wird, dürfte weite Kreise interessieren. Vieles aber wie die Besprechung der Bildnisse Friedrich des Großen dürfte schwerlich Jemand hier suchen und darum dürfte auch derjenige, der ähnliches sucht, nicht leicht darauf stoßen. Die Leser der Jahresberichte aber sind Roethe zum größten Danke dafür verpflichtet, daß er seine Kraft, von der die Literaturgeschichte zweifellos noch Großes zu erwarten hat, so aufopferungsvoll in den Dienst dieses Unternehmens gestellt hat.

Nachträge zu diesem Jahrgange beizubringen, ist dem Referenten diesmal fast unmöglich gemacht, weil das Vermißte leicht den fehlenden Kapiteln vorbehalten sein kann. Ringseis' Erinnerungen, von denen der vierte Band erst 1891 erschienen ist, habe ich vergebens gesucht. Über das Buch von August Holder „J. R. Fischer. Letzte Weltsucht vom Jahre 1623", das ich nur dem Titel nach kenne, hätte ich gern Auskunft bekommen. Obsers Aufsatz Klopstocks Beziehungen zum Karlsruher Hof in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins ist übersehen. Unbekannt blieb den Herausgebern das in Regensburg erscheinende „Kirchenmusikalische Jahrbuch" von Fr. X. Haberl (die Fortsetzung des Cäcilienkalenders), worin 1891 „Beiträge zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes" von P. G. M. Dreves und Dr. Wilhelm Bäumker stehen und das von Freiherr von Helfert in Wien herausgegebene „Österreichische Jahrbuch" das im Jahrgang 1891, neben einem Nachruf an den steirischen Lyriker Victor V. Hubl (1865—1890) von E. D., den wichtigen Aufsatz des Herausgebers:

„Graf Leo Thun. Lehr- und Wanderjahre. Größtenteils nach Briefen und und handschriftlichen Aufzeichnungen" enthält. Am schlechtesten weggekommen ist der Abschnitt über die Geschichte der Oper, den der sonst kundige Welti offenbar nachlässig behandelt hat. Dort hätten die Lücken ausgefüllt werden müssen, welche der vorausgehende Abschnitt A. v. Weilens über das Drama in der Besprechung der Wagnerliteratur offen gelassen hat. Über diese schwächste Partie der Jahresberichte liegt mir eine Kritik von R. Batka in Prag vor, die ich hier anfüge:

„Vor allem fällt die Ignorierung des Bayreuther Taschenkalenders auf, der Jahr für Jahr die ganze in Büchern und Zeitschriften verstreute Literatur über Wagner verzeichnet, und außerdem wertvolle Aufsätze enthält: W. Golther gibt darin eine Stoffgeschichte der Tannhäusersage (S. 8—29); Fr. Dörnhöffer bespricht (S. 30—51) die Wagnersche Tannhäuserdichtung; Glasenapp liefert eine sorgfältige von einer Tabelle sämtlicher Aufführungen begleitete Geschichte des „Tannhäuser". Ebenso befremdlich erscheint die geringe Beachtung der Bayreuther Blätter, die mehrere literarhistorische Arbeiten brachten. K. Heckel untersucht, wie viel aus früheren dramatischen Entwürfen Wagners (Jesus, Buddha), in seinen späteren „Parsifal" übergegangen ist. R. Batka erörtert Beziehungen Wagners zur Romantik. — Neue Briefe Wagners veröffentlichte die Allgemeine Musikzeitung Nr. 8 (an Champfleury), Nr. 28 (an Eckert) und die Neue Zeitschrift für Musik Nr. 21 (an Kahnt). — Die Liste der selbständigen Schriften weist gleichfalls bedeutende Lücken auf. Es fehlt neben den auch die Musik berücksichtigenden Erläuterungen des Tannhäuser von E. Pfohl und Twelshausen Dery, das schöne Buch der Gräfin Schleinitz: Wagners Tannhäuser. Sage, Dichtung, Geschichte. Meran 1891. — Ferner das namentlich für die Quellenkunde wertvolle Buch des dänischen Dichters Gjellerup: Richard Wagner in seinem Hauptwerke „Der Ring des Nibelungen" (deutsch von Dr. Jiriczek. Leipzig). Über die Grundlagen sämtlicher Wagnerscher Dichtungen in Sage und Geschichte orientieren sehr gut die Commentare von H. P. (10 Hefte. Berlin, Trowitzsch und Sohn). — Auch sind die angeführten Schriften nicht immer richtig gewürdigt. Zwei Werke „Wagnerianerspiegel" und „Wagner-Encyclopädie" werden als „wüste Ausgeburten kritikloser Schwärmerei" gebrandmarkt und anderen „echt literarischen Studien" gegenübergestellt. Nun scheint der Referent diese Bücher gar nicht gelesen zu haben, sonst könnte er sie überhaupt nicht vom literarischen Standpunkt beurteilen. Der „Wagnerianerspiegel" gehört streng genommen gar nicht hieher: er ist eine Sammlung von Aphorismen mehrerer Schüler Wagners über allerhand Kulturfragen. Die „Encyclopädie" aber ist ein sehr verläßliches Sachregister zu Wagners Schriften und Briefen. Die vorzügliche Charakteristik der geistigen Entwicklung Wagners, die Glasenapp in der Vorrede gibt, hat der Referent vermutlich nicht bemerkt. — Das Lob endlich,

das der Munckerschen Wagnerbiographie gespendet wird, ist insoferne übertrieben, als Muncker nur sehr wenig Neues beigebracht, und bloß die Ergebnisse der Untersuchungen zahlreicher Vorarbeiter geschickt zusammengestellt hat. Was der Referent als „neue" Nachweise Munckers anführt, ist alles längst bekannt; dagegen sind die wirklich neuen Bemerkungen dieses Forschers nicht hervorgehoben".

Seit dem Abschluß dieses Bandes ist einer der Begründer der Jahresberichte Max Herrmann aus der Redaktion ausgeschieden und an dessen Stelle Erich Schmidt eingetreten. So dürfen wir den Bestand des Unternehmens trotz innerer Krisen für gesichert halten. A. S.

Zipper A. Literatura niemiecka w. XVI i XVII. Skreślił (Dziejie literatury powszechnéj z illustracyami. Tom. III. Dzieje Literatury nowożytnéj. Okres pierwszy: Czasy humanizmu i reformacyi. Warszawa. Własność, nakład i druk S. Lewentala. 1891. S. 196—236).

Zipper A. Die deutsche Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts. (Allgemeine Literaturgeschichte mit Illustrationen. 3. Teil. Neuere Literaturgeschichte. Erste Periode: Die Zeiten des Humanismus und der Reformation. Warschau. Eigentum, Verlag und Druck v. S. Lewental.)

Die Abgrenzung des Themas ist nicht glücklich, weil Verschiedenartiges zusammengefaßt und unter den ganz unpassenden Titel „Humanismus und Reformation" gepreßt wird. Dem Verfasser fehlt zudem vollständig die Gabe, den inneren Zusammenhang der Erscheinungen klarzulegen, ja auch nur die Einzelheiten geschickt anzuordnen. Die Charakteristik des deutschen Humanismus ist so nichtssagend als möglich, es werden nur die Namen Erasmus von Rotterdam und Reuchlin erwähnt; dann folgt Sebastian Brant, hierauf sogleich Thomas Murner und sein Eingreifen in die Reformationsbewegung; Gengenbach und Johann Pauli werden gestreift; es folgen die sogenannten Reuchlinschen Händel und die Epistulae obscurorum virorum, von deren Verfassern nur Ulrich von Hutten etwas näher gerückt wird. Hierauf bespricht Zipper Luthers Bedeutung als Schriftsteller und Dichter und wendet sich dann sogleich Hans Sachs zu, um den Abschnitt mit einer kurzen Skizze über das Volkslied und die Volksbücher zu schließen. Ebenso wenig geschickt ist die Behandlung des 17. Jahrhunderts. Zudem finden sich sehr viele falsche Angaben, ja der Verfasser einer deutschen Literaturgeschichte spricht im Jahre 1891 noch von dem „unbekannten" Autor des Schelmuffsky. Es fehlt ihm jedenfalls die genaue Vertrautheit mit dem Gegenstande seiner Darstellung, er schöpft seine Kenntnisse aus Literaturgeschichten, deren Wendungen er übertreibend und deshalb falsch in seine Arbeit herübernimmt. Auch mangelt ihm Verständnis für die Bedeutung der einzelnen Autoren, weshalb er nur von Abraham a Sancta Clara eine

Probe gibt, während er sich sonst auf Berichte beschränkt. Nicht durch ein Wort verrät der Herr Verfasser, daß er etwas zu sagen hat, und so kann man nur den — Mut bewundern, mit dem er an die Darstellung ging.

Wohldurchdacht und kenntnisreich ist dagegen in demselben Unternehmen die Behandlung der englischen Literatur durch Felix Jesiersky (S. 1—195). Sie beweist Verständnis für die neueren Strömungen innerhalb der Literaturgeschichte, geht darauf aus, die Erscheinungen in ihrem inneren Wesen zu erfassen, auf Schwierigkeiten, offene Fragen aufmerksam zu machen, durch Proben in Übersetzung, durch Literaturangaben zu weiterer Beschäftigung anzuregen. Das biographische Moment ist ganz in den Hintergrund gerückt, um für die Werke Platz zu gewinnen. Aus der Besprechung des Hamlet sei der Gedanke herausgegriffen, daß Hamlets Unentschlossenheit sich aus der Mahnung des Geistes erklären lasse, die Mutter zu schonen. Die Bacon-Shakespeare-Theorie nennt der Verfasser eine „wunderliche Hypothese". Man fühlt überall, daß er auf Grund von soliden Kenntnissen über die Sachen urteilt. Die Arbeiten von ten Brink sind ihm leider unbekannt geblieben.

Lemberg. R. M. Werner.

Burdach K., Vom Mittelalter zur Reformation. Forschungen zur Geschichte der deutschen Bildung. Erstes Heft. (Erweiterter Abdruck aus dem Zentralblatt für Bibliothekswesen, Jahrgang 1891.) Halle. Max Niemeyer. 1893.

Diese durch einige Nachträge und Berichtigungen und eine gedankenreiche Vorrede — dem Programm auch für die folgenden Hefte — erweiterte Sonderausgabe der im Jänner-, April-, Juli- und Augustheft 1891 des Zentralblatts für Bibliothekswesen zuerst veröffentlichten Aufsätze ist sehr willkommen und sichert ihnen die verdiente Verbreitung.

Von einer Anzeige des A. v. Kellerschen Handschriftenverzeichnisses aus, in der überzeugend betont wird, wie wichtig nach verschiedenen Seiten hin die Beobachtung der Verbreitung älterer literarischer Werke in jüngeren Zeiten werden könne, geht Burdach (nach überleitender Charakterisierung des zwischen der eigentlichen mittelhochdeutschen Literaturepoche und dem Reformationszeitalter eintretenden Kulturwandels) auf die Bilderhandschriften des Wälschen Gastes über, in deren Form und Verbreitung bereits Erscheinungen der Literatur und der bildenden Kunst sich parallelisieren lassen, von da zu dem Hauptkapitel „Böhmens Kanzlei unter den Luxemburgern und die deutsche Kultur". Eine — begeisterte — Schilderung der Bedeutung Karls IV., seiner universellen Bildung einerseits, seiner nüchternen Politik andererseits, eröffnet den Schauplatz, in dessen Mittelpunkt fortan das weit ausgreifende, vielfache Bildungsinteressen vereinigende Getriebe seiner Kanzlei steht, im Vordergrunde sein Kanzler Johann von Neumarkt: hier und durch

ihn wird der Einfluß und die Aufnahme des kanonischen und des römischen Rechts gesteigert, die Beziehungen zwischen Kanzlei und Universität werden ganz nahe, von der Kanzlei aus werden die Grundlagen einer weltlichen und Laien-Kultur gelegt, auch die Elemente, welche in gesteigerter individueller Religionsübung den kirchlichen Formen und Mächten entgegenwirken, wie die interessanten Gestalten des Matthäus von Krackau und Milic von Kremsier, dienen diesen Zwecken, in Karls Kanzlei werden lebhafte Beziehungen zum aufkommenden Humanismus gepflogen, Petrarcas Persönlichkeit einerseits, dann wieder Johann von Neumarkt treten hier besonders hervor. Das Eigentümliche dieser weitverzweigten und mit den bedeutendsten weltgeschichtlichen Strömungen sich befassenden Untersuchung liegt darin, daß bei aller Weitsichtigkeit der Ausblicke das materielle Substrat der Arbeit — die Erforschung des Ursprungs und der Verbreitung der Handschriften, die diesen geistigen Verkehr vermitteln — überall sichtbar bleibt. Bibliographische Forschung und Handschriftenkunde ist hier mit einer ganz neuen Energie in den unmittelbarsten Dienst literar- und kulturgeschichtlicher Forschung im weitesten Sinne gestellt. Der Literarhistoriker Burdach geht nicht bloß auf die ihm zunächst liegenden sachlichen Dinge ein, er zieht auch die Geschichte der Wissenschaften überhaupt, besonders Philosophie, Theologie und Rechtsgeschichte, und die Geschichte der Kunst heran. Nur in letzterer Beziehung scheint mir sein Quellenmaterial nicht ausreichend und die empirische Grundlage seiner Folgerungen dürftig.

Er liebt das Symbolische und rückt dadurch einzelne, allerdings bedeutende geschichtliche Thatsachen mit großem schriftstellerischen Geschick in grelle Beleuchtung: „Die Kanzlei wurde die Wiege des neuen Standes, der jetzt auftrat und in die deutsche Kultur umgestaltend eingriff: des modernen Beamtentums" (S. 47) ... „Es läßt sich der bedeutende Augenblick, welcher diese jahrhundertelange Entwicklung endgültig entschied, genau bestimmen" (S. 48) — als nämlich Karl IV. seine Kanzlei definitiv dem Einfluß der Erzkanzler entzog und unter die Leitung eines Kanzlers, eines Hofbeamten, stellte (doch vgl. dazu den Nachtrag S. 134). Diese allzustarke Färbung eines an sich richtigen Kernes verwischt die Bedeutung der Thatsache, daß Karls Kanzlei zum allergrößten Teil noch aus Geistlichen bestand und daß gerade ihr Haupt, Johann von Neumarkt, seiner kirchlichen Standesinteressen sehr wohl bewußt war. Die erste persönliche Begegnung Karls IV. und Petrarcas erscheint „wie ein erstes Morgenrot der modernen Zeit", in der Ruhe, mit der Karl später auch die heftigen Angriffe des mit seiner Politik unzufriedenen Italieners ertrug, „gewahrt man den Anbruch einer neuen Ära, wo die freie Kritik aus aufrichtiger Überzeugung auch von den irdischen Machthabern gehört wird" (S. 67. 68). Die Ankunft Colas di Rienzo in Prag „darf als der eigentliche Anfang der Renaissancebewegung in Deutschland gelten, und das Jahr 1350 bewährt wieder seinen Charakter: es macht

Epoche" (S. 88). Ich begreife und erkläre derartiges aus dem Bedürfnis nach Plastik der schriftstellerischen Komposition, die gerade bei der Fülle thatsächlicher Nachweisungen beherrschende Punkte braucht. Auch führe ich es an, nicht um die Forschung sondern um die Darstellung der Forschung zu charakterisieren. Burdach hebt daher auch einzelne im Gefüge einer Gesamtentwicklung mitwirkende Erscheinungen zuweilen stärker hervor als sie es verdienen, z. B. die Bedeutung der Augustiner-Eremiten (S. 93 ff.), oder generalisiert zu sehr, wenn er etwa sagt, daß „Abneigung gegen die Mönchsorden damals die gesamte Weltgeistlichkeit Böhmens erfüllte" (obwohl doch des Kanzlers Bruder ein Cistercienser ist, Johann selbst nahe Beziehungen zu Ossegg hat?). Man erkennt alsbald, daß ein Streben nach möglichster Bestimmtheit des Urteils in der Darstellung zu einer Bestimmtheit des Ausdrucks hinführte, die die einschränkenden Voraussetzungen verdeckt, unter denen das Urteil giltig ist, und den Anschein erweckt, als sei der Gegenstand allseitig beleuchtet, während doch nur von einer ganz bestimmten Seite das Licht auf ihn fällt. Ich habe dabei vornehmlich die Erörterungen des 3. Kapitels im Auge: sie erwecken den Eindruck als hingen alle wesentlichen Elemente der Bildung und des Fortschrittes an der Prager Kanzlei, während doch z. B. eine von ihr abseits stehende Persönlichkeit wie der Kanzelredner Konrad Waldhauser in hervorragender Weise volkstümliche, noch im Rahmen der Kirche bleibende Reformbestrebungen vertritt; sie untersuchen und nennen eingehend die von außen, von den Romanen her kommenden Keime des Humanismus und der Renaissance, ziehen aber den Gedanken nicht in Betracht, daß ebenso wichtig wäre zu untersuchen, in welcher Art sich das von außen Überkommene mit dem Einheimischen und Nationalen verband, in wie weit also jene Kultureinflüsse originell verarbeitet wurden (vgl. z. B. die Briefe 1 [?] und 2 die Böhmer in Haupts Zeitschrift 6, 28 ff. aus einer Wiener Handschrift der Summa cancellaria abdruckt). Bei so stark hervortretender Subjektivität wird man sich nicht wundern, daß der Verfasser zuweilen einen lehrhaften Ton anschlägt, insoferne er auf die Wege der Forschung Wegweiser mit ausführlicher Inschrift setzt und seiner Meinung, wie diese und jene Sache anzufassen sei, auch dann Ausdruck gibt, wenn er nicht selbst die Lösung unternimmt.

Das ist das Wesentliche, was ich gegen die schriftstellerische Eigenart des Verfassers einzuwenden habe, weil es mir mit einer Erhöhung des Lesereizes eine Verminderung der wissenschaftlichen Objektivität zu erzeugen scheint. Was ich vorbrachte, ist aber nicht sowohl eine Kritik als ein Versuch einer Beschreibung, und ich meine, daß eine so ausgeprägte Individualität wie die Burdachs dazu herausfordert. Es sind Eigentümlichkeiten, von denen eine jede den ihr entsprechenden Vorzug ebenso notwendig zur Seite hat wie der Schatten das Licht. —

Die ungemein vielseitige und wie bereits hervorgehoben von weiten

Gesichtspunkten aus unternommene Untersuchung birgt zahlreiche Einzelergebnisse über die Geschichte des geistigen Lebens im Zeitalter Karls IV., insbesondere über die Aufnahme der Keime des Humanismus und der Renaissance in seinen Hofkreisen; an den Gesichtspunkten, unter welche Burdach seine Kanzlei und die Persönlichkeit Johanns von Neumarkt stellt, wird weder die Literatur- noch die Kunstgeschichte, weder die Geschichte der Wissenschaften noch die des Rechts vorübergehen gehen können. Daneben eine Fülle von Anregungen, ich weise z. B. auf S. 29 Anmerkung, wo die einleuchtende (aber doch näher erst zu begründende) Beziehung von Johanns von Saaz Ackermann aus Böhmen zu Langlands Piers the Plowman ausgesprochen wird. Was Burdach über den Augustinismus sagt, legt den Gedanken nahe, daß der Nieder-Österreicher Heinrich der Teichner, der sonst von Humanismus und Renaissance noch sehr weit entfernt ist, doch bereits unter jenen Einwirkungen stand, wenn er in seinen Sprüchen so gerne auf Augustinus sich beruft: wie ich auch die übrigen geistlichen Kenntnisse des Teichners am liebsten in der Hauptsache auf die Predigt zurückführen möchte, so denke ich auch hierbei an gleiche Vermittlung und vermute sie in der niederösterreichischen Wirksamkeit Konrads von Waldhausen. Zu dem interessanten Sammelwerk, das Burdach in dem Lumen animae (aus der Zeit Johannes XXII.) recht eigentlich erst entdeckt hat, bemerke ich, daß die Innsbrucker Universitätsbibliothek nicht weniger als zwei Handschriften und drei von den vier Augsburger Drucken der Jahre 1477—82 besitzt. Die eine der Handschriften (teils Pergament, teils Papier, 22'2 × 15 cm, des 15. Jahrhunderts, 164 gezählte Blätter, zweispaltig beschrieben, die Spalte zu 16'5 × 5'5 cm) ist dadurch besonders interessant, daß sie die kürzere Fassung — eigentlich eine Umarbeitung — enthält und das Werk Lumen anime minus nennt; es reicht in der Handschrift bis Blatt 100^{b} (104^{b}?). Die andere Handschrift (Papier, 29'2 × 21'4 cm, 174 gezählte Blätter, zweispaltig, die Spalte zu 20 × 6'8 cm) ist im Jahre 1390 vollendet worden (Bl. 174^{a} Sp. b: Explicit Liber Bonus et Vtilis. Anno domini MCCCLXXX° in vigilia vndecim milium Virginum. Jam scripta cessa quia manus est tibi fessa etc. püntschüch. Qui me scribebat Ebhardus nomen habebat . . . .). Sie stammt aus dem Karthäuser Kloster Schnals in Tirol. Die Inkunabeln sind aus den Jahren 1477, 1479, 1482 und (in entsprechender Abfolge) gleich den Nummern 10330, 10331, 10333 in Hains Repertorium. Die zwei letztgenannten stammen aus dem Chorherrnstift Neustift in Tirol. Sie enthalten insgesamt im wesentlichen einen der Papierhandschrift verwandten Text, erweitern ihn aber alle dadurch, daß sie auf einen 1. Teil, der sich mit der Papierhandschrift deckt und dessen Inhalt in tituli geteilt ist, einen zweiten folgen lassen, der in capitula geteilt ist; ferner daß sie auf den Abschnitt Superbia, mit welchem (bei dem biblischen Citat Omnis qui se exultat . . . . exaltabitur) die Papierhandschrift schließt,

einen 75. Titulus De septem apparitoribus folgen lassen, der in ihnen den 1. Teil beendigt. Es bestätigt sich also auch durch die Innsbrucker Papierhandschrift, was Burdach S. 132 aus einer Vergleichung der Hallischen mit den Drucken schloß: daß die in Titel und die in Kapitel geordneten Teile von einander zu trennen sind. Das ‚Lumen anime minus' ist aber nicht jener erste Teil, wie Burdach (ebenda) vermutete, sondern eine Umarbeitung. Der Prolog des größeren Werkes ist im Lumen minus zwar gekürzt aber im wesentlichen herübergenommen, die lange Aufzählung der vom Verfasser benützten Werke ist in beiden identisch. Die Kürzungen verraten, daß das Lumen minus jünger ist. Aus ihm stammt Ulrich Putschens Werk. Jene Stelle, aus der Burdach auf einen Verfasser Remundus raten wollte, lautet in der Innsbrucker Pergamenthandschrift: Reuoluto duorum igitur temporum aut annorum curriculo Remundo ad me episcopo Lugunensi literis destinato ascitum me sic ad se accersiuit sue ut astarem presencie, in der Papierhandschrift: Reuoluto interea duorum temporum aut annorum circulo . . . . cepit (sc. pontifex) diligenter inquirere unde aut quo opifice seu auctore ortum prelibatus liber inicium habuisset. Compertum est autem multis multum sermonem coram eo voluentibus hinc et inde, qui causa predicti exstiterat et operis preclari; Remundo ad me episcopo Lugunensi literis destinato ascitum me u. s. w. Im Wesentlichen stimmen damit auch die Drucke, insbesondere der wie es scheint, durch guten Text sich auszeichnende von 1482 überein. Jener Raimund ist also nur der Vermittler des päpstlichen Befehles und ist gleichzeitig mit dem Verfasser zu denken. Mit der Ablehnung der gänzlich haltlosen Vermutung Keuffers, die den Namen des Verfassers betrifft, behält Burdach natürlich vollkommen recht.

Innsbruck. Joseph Seemüller.

Mayr M., Wolfgang Lazius als Geschichtschreiber Österreichs. Ein Beitrag zur Historiographie. Mit Nachträgen zur Biographie. Innsbruck. Wagnersche Universitäts-Buchhandlung. 1894.

Wolfgang Lazius wurde bisher, auch noch nach den Mitteilungen die im 3. Bande der Geschichte der Wiener Universität über ihn gemacht wurden, allgemein als Polyhistor im gewöhnlichen Sinne des Wortes betrachtet. Es ist das Verdienst dieser kleinen Schrift ein umfassendes Lebenswerk in den Mittelpunkt der vielgestaltigen Schriftstellerei des Wiener Humanisten gestellt zu haben: den Plan einer großen, nach den Quellen gearbeiteten Geschichte Österreichs von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart ihres Verfassers. Was ruheloses und auch ziemlich planloses Ausgreifen nach dieser und jener Seite hin schien, ordnet sich jetzt als Vor- und Nebenarbeit dem Hauptwerk unter: den „Dekaden" der österreichischen Geschichte. Mayr darf ihr Entdecker genannt werden, obwohl seit Jahren der sehr

umfängliche Nachlaß des Lazius in der Hofbibliothek bereit lag. Sein Weg war ein außerordentlich mühsamer: mühsam durch die Masse des Materials, mühsam durch seine teilweise schwierige Entzifferung, mühsam durch seine besondere Art — indem Lazius in dem Maße als seine Arbeit fortschritt, als er Stücke, Auszüge daraus im Druck vorwegnahm, immer wieder änderte, neu redigierte, so daß für ein und denselben Gegenstand mehrere Fassungen vorlagen, die zu identifizieren, zu ordnen, zu datieren waren. Der Verfasser sammelt und prüft zuerst alles, was in den gedruckten und ungedruckten Werken seines Autors auf die Dekaden hinweist. Dadurch, daß weder deren Plan noch deren Name von Anfang an feststand, sondern erst allmählich sich entwickelte, Verwandtes ja Gleichnamiges ihn mehrfach kreuzt, wird es dem Leser hier nicht leicht, der Darstellung Mayrs zu folgen, welche das für den Gang der Untersuchung Wesentliche nicht scharf genug vor dem Beiwerk hervorhebt. Der nächste Abschnitt bestimmt und sichtet das, was in Lazius' Nachlaß als Bestandteil der Dekaden anzusehen ist, und beschreibt das Werk. Hier ist mit bestem Erfolg viel kritische Arbeit aufgewendet, die sich hinter dem vorwiegend die Ergebnisse darstellenden Texte eher verbirgt als vordrängt. Das Kapitel „Zur Charakteristik der Arbeitsweise" ist nicht in literarisch-philologischem Sinne gemeint, sondern sammelt Beobachtungen, welche die äußere Beschaffenheit der handschriftlichen Aufzeichnungen an die Hand gibt, und wirft einen Blick auf das Quellenmaterial. Mayr versucht hier erst einen Anbruch des verzweigten Themas; systematische Vergleichung mit den Quellen über die Art, wie Lazius sie ausnützte, fehlt noch, aber ein großer Reichtum an Quellenmaterial wird ersichtlich und eine bis zu einem gewissen Grad vorhandene kritische Benützung desselben. Die „Nachträge zur Biographie" sind ein Mosaik aus Notizen über einzelne Persönlichkeiten, zu denen Lazius in Beziehungen stand: es geht daraus hervor, daß das Interesse, welches man den antiquarischen und historischen Forschungen Lazens entgegenbrachte — in Hof- und Beamtenkreisen, von den Fachleuten abgesehen — ein vielseitiges und lebhaftes war. Den Schluß bilden zwei Beilagen, die erste über einen von Lazius aufgefundenen Text des Itinerars König Richards von England, die zweite ein Brief Lazens an den Prager Erzbischof Anton v. Müglitz.

Den nächsten Nutzen von Mayrs Untersuchungen werden die Historiker haben, für sie hat auch der Verfasser seine Schrift wohl hauptsächlich geschrieben. Dadurch daß er selbst jene Teile des Lazischen Hauptwerks, in denen sein Verfasser als Augenzeuge oder Zeitgenosse spricht, herauszugeben gedenkt, kennzeichnet sich die vorliegende Darstellung als Vorarbeit: ihre Sorgfalt und der geschulte wissenschaftliche Blick, den sie bezeugt, erwecken das beste Vorurteil für das in Aussicht gestellte Buch. Aber der Historiker — und auch der Germanist — werden auch den übrigen Teilen der Dekaden nahe treten müssen: wir erfahren, daß die dritte zahlreiche Verse aus

Ottokars Reimchronik enthält, auch für Hagen wird sich ohne Zweifel ein Gewinn ergeben. Nebenbei sei bemerkt, daß Paul Pesel, dem einmal die Ottokar-Handschrift gehörte, sich im Kreise nicht bloß der Bekannten sondern auch der Mitarbeiter Lazens wiederfindet, S. 13 f., als Paul Pesold, so daß seine Lebensdauer tiefer ins 16. Jahrhundert hinauf zu rücken ist, als ich es Deutsche Chroniken V, 1, XVIII vermuten konnte, und ferner wahrscheinlich wird, daß Pesel die Handschrift von Lazius selbst zum Geschenk erhalten hat.

Innsbruck. Joseph Seemüller.

Lange K., und Fuhse F., Dürers schriftlicher Nachlaß auf Grund der Originalhandschriften und teilweise neu entdeckter alter Abschriften. Mit einer Lichtdrucktafel und 8 Text-Illustrationen. Halle a. S. Max Niemeyer. 1893. ℳ 10.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß man bis zum Erscheinen der vorliegenden Publikation von dem schriftstellerischen Nachlasse des berühmten deutschen Meisters Albrecht Dürer weder eine vollständige noch eine kritisch genaue Ausgabe besaß. Denn die 1872 in den Quellenschriften für Kunstgeschichte von Thausing besorgte Veröffentlichung der Briefe, Tagebücher und Reime Dürers erscheint durch die Nichtheranziehung der gedruckten Dürerwerke sowie der zu letzteren erhaltenen Entwürfe fragmentarisch und auch W. M. Conways mit großer Sachkenntnis geschriebenes Buch „Literary remains of Albrecht Dürer“ (Cambridge 1889) zieht Dürers schriftlichen Nachlaß nicht überall in einer vollständig erschöpfenden Behandlung heran. Darum begegnet eine neue Ausgabe des schriftlichen Dürernachlasses einem offenkundigen Bedürfnisse der Kunsthistoriker und der Germanisten, die im ganzen genommen dem Schriftsteller Dürer bisher noch nicht die ihm gebührende Beachtung und Würdigung geschenkt haben. Dies bleibt um so auffallender, als ja ziemlich umfangreiche Belege der dichterischen Versuche Dürers und seine theoretischen Druckwerke, in welchen die mannigfachsten, oft sehr schwierigen Kunstfragen in deutscher Sprache erörtert werden, für die Darstellung der Literaturgeschichte des 16. Jahrhunderts eine unbestreitbare Bedeutung haben. Man kann daher den Herausgebern nur aufrichtig Dank wissen, welche sich der keineswegs leichten Aufgabe unterzogen, den schriftlichen Dürernachlaß in einer handlichen Ausgabe nicht nur für Fachmänner, sondern für den großen Kreis der Allgemeingebildeten zusammenzustellen, insoweit letztere Dürer irgend ein Interesse entgegenbringen.

An Dürers Familienchronik und das Bruchstück seines Gedenkbuches sind nach der Aufzeichnung über ein Traumgesicht die Briefe an W. Pirkheimer, J. Amerbach, J. Heller, M. Behaim, Chr. Kreß, die Stadt Nürnberg, W. Stromer, G. Spalatin, den Kurfürsten Albrecht von Brandenburg u. a. sowie die Reime angeschlossen, woran sich das so interessante Tagebuch der

Reise in die Niederlande reiht. Zu den Auszügen aus den gedruckten theoretischen Dürerwerken bieten die mitgeteilten handschriftlichen Entwürfe aus den Nürnberger, Dresdener und Londoner Dürerhandschriften eine vortreffliche Ergänzung. Kleinere Aufzeichnungen, welche für die Lebensgeschichte, die religiösen Anschauungen und verschiedene allgemeine Interessen des Künstlers bedeutungsvoll sind, umfaßt die vierte Abteilung unter dem Titel „Verschiedenes“.

Familienchronik, Gedenkbuch und Briefe haben gleich dem Tagebuche über die niederländische Reise den größten Wert für die Klarlegung der Lebensverhältnisse Dürers. Sie zeigen ihn als treuen, pietätvollen Sohn, als fürsorglichen Bruder und Gatten, als entgegenkommenden Freund, als einen mannigfach mit dem Drucke beschränkter Verhältnisse ringenden Meister und gerade in der Fremde als einen Künstler, welcher bereits zu hohem Ansehen bei seinen Zeitgenossen emporgestiegen war. Warme Herzenstöne klingen aus der ergreifenden Schlichtheit, mit welcher Dürer sein Elternhaus und den eigenen Hausstand schildert; ein sonniger Hauch frohverklärter, mehr sorgenfreier Stimmung liegt über einzelnen Teilen seiner Venediger Briefe wie ein farbensatter Abglanz der Sonne des Südens, nach welcher er schon vor seiner Rückreise seufzte: „O, wie wird mich noch der Sunnen frieren, hie bin ich ein Herr, doheim ein Schmarotzer“.

Literarhistorisch interessant sind besonders die Reime; sie erscheinen, durch Vergleichung mit anderen gleichzeitigen Dichtungen an dem einzig zulässigen Maßstabe für die Feststellung ihres Wertes gemessen, wiederholt auf derselben Stufe wie manche andere Leistung, an welcher die Literaturgeschichte nicht achtlos vorübergeht. Redliches Wollen, gutgemeinte, auf Lebenserfahrung gegründete Belehrung, frommer Glaube ringen in anspruchsloser Weise nach poetischem Ausdrucke; mehrfach werden auch Beziehungen zu gewissen Zeitströmungen und einzelnen Richtungen des künstlerischen Schaffens Dürers berührt. Manche Derbheit und Härte der Rede bietet im Hinblicke auf die Zeit gar nichts auffallendes. Dürers Reime sind keine absoluten Kunstleistungen und überragen nicht zu oft die Durchschnitts-Dichtungen der ersten drei Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts; aber als dichterische Versuche des größten deutschen Künstlers jener Tage verdienen sie in jeder etwas ausführlicheren Darstellung deutscher Literatur mindestens eine Erwähnung.

Bedeutender als der Dichter ist der Prosaschriftsteller Dürer, welcher die mannigfachsten kunsttheoretischen Fragen in Erwägung zieht, sachgemäß erörtert und auch durch den Druck weiteren Kreisen die Ergebnisse dieser Studien zu vermitteln strebt. Mit dieser Thätigkeit steht er wiederholt auf demselben Boden wie die großen Meister der italienischen Renaissance, die auch ein Zug der Spekulation zur Beleuchtung der Kunsttheorie drängte; unter Deutschlands Malern erscheint er in dieser Hinsicht allein dastehend,

wie er selbst bemerkt (S. 288): „Item ich hor auch Nichts, das unser itzig Meister machen und beschreiben und aus lassen gahn. Kann nit gedenken, was der Mangel sei. Doch so will ich das Wenig, das ich gelernt hab, so viel ich mag, an Tag lassen kummen, auf [daß] ein Besserer dann ich bin sein erräth und mich um mein Irrthum mit seinem gegenwärtigen Werk beweislich strof." Diese Angabe ergänzt die Bemerkung (S. 298): „Item hör auch kein Neuen, der Etwas beschrieb und aus ließ gehn, den ich zu meiner Bessrung lesen möcht;" ja, er macht sogar Propaganda für diese Richtung mit der Aufforderung (S. 299): „Ich ermahn auch All die etwas künnen, daß sie Sölchs beschreiben." Dürers Erörterungen über Kunstfragen sind für seine Beurteilung als Schriftsteller wie als Künstler, der sich über das Wesen und die Ziele seiner Kunst vollständig klar ist, von außerordentlichem Werte. Wiederholt genügt ihm nicht eine Niederschrift, eine Fassung eines bestimmten Gedankens; er ringt, wo der erste Wurf nicht den Kern der Sache trifft, redlich nach einer besseren, dem Wesen genauer entsprechenden Darstellung. Und das kann gar nicht befremden, sondern erscheint im Charakter des Künstlers Dürer begründet, der auch für seine bildlichen Darstellungen die eingehendsten und gewissenhaftesten Studien macht und nur das Beste derselben für die Ausführung der Werke verwendet. Wenn aber Schriftsteller und Künstler dem gleichen Zuge folgen, so läßt derselbe in psychologisch feiner Art die große Gewissenhaftigkeit des Menschen erkennen, welche diesem wie jenem zur hohen Ehre gereicht. Sie klingt ja auch wieder in der Auffassung, die der Meister vom Wesen seiner Kunst hat, wenn er sagt: „Zu der Kunst, recht werklich, künstlich und schön lieblich zu molen, ist schwer zu kümmen, bedarf langer Zeit und ein fast freie geübte Hand. Dorum wer sich dorzu ungeschickt findt, der untersteh sich der nicht. Dann es will kummen van den obern Eingießungen." (S. 313.) Wie mancher moderne Maler könnte von dem großen Nürnberger lernen, was Grundlage und Zweck seiner Kunst sei; fordert dieser doch: „Darum ist eim jedlichen Künstner Not, daß er wol reißen lern. Dann es dient uber die Maß zu viel Künsten und leit viel daran" (S. 224) und stellt alle Arbeit auf den Grundsatz: „Dann wol gethane Arbeit ist Gott ehrlich, dem Menschen nutz, gut und lieblich. Aber verächtlich Arbeit zu thon in Künsten ist sträflich und schad und wirdet verhaßt in kleinen als in großen Werken. Und darum thut Not, daß ein Jedlicher Bescheidenheit in seinem Werk brauch, das an das Licht kummen soll. Daraus kummt, wer etwas Rechts will machen, daß er der Natur nichts abbrech und leg ihr nichts Unträglichs auf." (S. 217.) Der große ästhetische Excurs am Ende des dritten Buches enthält für die Behandlung kunsttheoretischer Fragen geradezu klassische Stellen nach Inhalt und Form, welche doppelt beachtenswert bleiben, da die Sprödigkeit des Stoffes ja der Wahl des zutreffenden Ausdruckes manchmal nicht wenig Schwierigkeiten bereiten mochte. Mit über-

zeugender Schlichtheit verweist der berühmte Künstler auf die Lehrmeisterin Natur (S. 226): „Das Leben in der Natur gibt zu erkennen die Wahrheit dieser Ding. Darum sich sie fleißig an, richt dich darnach und geh nit von der Natur in dein Gutgedunken, daß du wöllest meinen das Besser von dir selbs zu finden; dann du wirdest verführt. Dann wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur, wer sie heraus kann reißen, der hat sie. Uberkummst du sie, so wirdet sie dir viel Fehls nehmen in deinem Werk ... Je genäuer dein Werk dem Leben gemäß ist in seiner Gestalt, je besser dein Werk erscheint. Und dies ist wahr. Darum nimm dir nimmermehr für, daß du Etwas besser mügest oder wellest machen dann es Gott seiner erschaffnen Natur zu würken Kraft geben hat". Wieweit das Erreichte in der Darstellung des Schönen oft hinter der Wirklichkeit und dem Gewollten zurückbleibt, stellt wohl Dürers eigene Erfahrung offenherzig in den Worten sicher (S. 225): „Der Verstand der Menschen kann selten fassen das Schön in Creaturn recht abzumachen. Und obgleich wol wir nit sagen künnen von der größten Schonheit einer leiblichen Creatur, so find wir doch in den sichtigen Creaturen eine soliche übermäßige Schonheit unserm Verstand, also daß soliche unser Keiner kann vollkummen in sein Werk bringen." Er ist gegen Einseitigkeit der Ausbildung und Thätigkeit und verlangt (S. 228), „daß sich kein gewaltiger Künstner auf ein Art allein geben soll, sunder daß er in vielerlei Weg und zu allerlei Art geübt und darin verständig sei." Vorstehende Stichproben, welche nur einige der wichtigsten kunsttheoretischen Fragen berühren, beweisen aufs deutlichste, daß Dürer an die Erörterung derselben mit ebensoviel Sachkenntnis als Gewandtheit der Darstellung herantrat. Da diese Eigenschaften in gleicher Weise allen kunsttheoretischen Arbeiten Dürers eigen sind, darf wohl die Geschichte der deutschen Literatur auch an dem Kunstschriftsteller Dürer, welcher als einer der Ersten schwierige Fragen in umfangreichen Werken in deutscher Sprache behandelte, nicht achtlos vorübergehen; muß er doch für so manche Gesichtspunkte geradezu als Bahnbrecher und Pfadfinder neuer Anschauungen betrachtet werden.

Wenn man näher ins Auge faßt, was die neue Ausgabe des schriftlichen Dürernachlasses im Vergleiche zu früheren ähnlichen bietet, so wird man den Herausgebern warme Anerkennung und das Lob nicht versagen können, daß sie eifrigst bemüht waren, möglichst viel Neues zu bieten und auch für das bereits Bekannte kritisch zuverlässigere Grundlagen zu schaffen. Auch in dieser Hinsicht bezeichnet die Arbeit eine wesentliche, gewiß überall mit Freuden begrüßte Bereicherung der Dürerliteratur. Durch die Entdeckung einer neuen Abschrift konnte manche Einzelheit der Familienchronik berichtigt werden; der Vergleich mit alten Abschriften der Briefe an Jakob Heller ermöglichte eine genauere Feststellung des Textes derselben. Ein ebenso glücklicher als reicher Fund ergab sich aus einer bisher unbekannten alten Abschrift der Reime Dürers, nach welcher die bisher veröffentlichten

418 Reime um 225 vermehrt werden konnten. Nicht minder wichtig erscheint die neuentdeckte Abschrift des Tagebuches der Reise in die Niederlande, welche die Möglichkeit bot, verschiedene Stellen der von Leitschuh nach der Bamberger Handschrift besorgten Ausgabe zu verbessern. Auch die bisher in der Literatur nicht erwähnte, im germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg aufbewahrte Merkelsche Dürerhandschrift mit Entwürfen zur Proportionslehre rückt nun in den Gesichtskreis der Dürerforscher, welche die Mitteilung der verschiedenen handschriftlichen Entwürfe Dürers zu theoretischen Werken mit Freude aufnehmen werden. Daß nach den Nürnberger und Londoner Entwürfen eine klare Vorstellung der Entstehung des berühmten ästhetischen Excurses möglich wird und derselbe sich als Werk sorgfältigster Gedankenarbeit Dürers erweist, verdient besonders dankbare Anerkennung. Wird die Mitteilung verschiedener Fassungen derselben Gedanken für die Beurteilung der Geistesarbeit großer Dichter heute bereits als wichtig und zweckentsprechend anerkannt, so wird ihr wohl auch für den größten deutschen Künstler dasselbe Recht zugestanden werden müssen, soll die Größe des Menschengeistes hier wie dort richtig gewürdigt werden. Der Auswahl der aus den theoretischen Schriften Dürers abgedruckten Stellen und den dafür aufgestellten Gesichtspunkten kann man im allgemeinen zustimmen. Auch in der Art der Textmitteilung, welche die ursprünglichen Wortformen unter allen Umständen bewahrt, in allen Äußerlichkeiten die Orthographie jedoch modernisiert, erscheint angesichts der ganz verschiedenwertigen Überlieferung der abgedruckten Stücke ein befriedigender Mittelweg eingehalten, ohne daß „die Texte für germanistische Zwecke unbrauchbar“ werden. Daß mehrere namhafte Germanisten den Herausgebern bei Feststellung der Grundsätze des Textabdruckes ratend zur Seite standen, Professor Braune in Heidelberg die Korrekturen mitlas und Professor Heyne in Göttingen das Wörterverzeichnis revidierte und daß beide auch schätzbare Winke über Auffassung schwieriger Ausdrücke und Stellen gaben, wird dem Werke in germanistischen Kreisen gewiß zur Empfehlung dienen. Erklärende Anmerkungen, welche nicht nur die Dürerliteratur gewissenhaft verwerten, sondern auch manch neue schätzenswerte und scharfsinnige Deutung vermitteln, sind geschickt und mit feiner Abwägung des Bedürfnisses beigegeben und bleiben für Wort- und Sachverständnis wohl kaum etwas Nennenswertes schuldig. Die Erklärung älterer Wortformen des praktischen Wörterverzeichnisses wird namentlich ausländischen Benützern der neuen Ausgabe des schriftlichen Dürernachlasses willkommen sein und ihre Verwendbarkeit erhöhen. Die Lichtdrucktafel gibt verschiedene Schriftproben Dürers in ganz vortrefflicher und scharfer Reproduction und vermittelt eine zuverlässige Vorstellung der Handschrift des Meisters. Die typographische Ausstattung des sauber und nahezu fehlerfrei gedruckten Buches spricht außerordentlich an.

Prag. Joseph Neuwirth.

Gebhard J., Friedrich Spe von Langenfeld. Sein Leben und Wirken, insbesondere seine dichterische Thätigkeit. Separat-Abdruck aus dem Schulprogramm des Gymnasium Josephinum de 1892/93. Hildesheim. 1893. Druck der A. Laxschen Buchdruckerei.

Der Verfasser erzählt S. 3—15 das Leben Spe's, sehr panegyrisch, stark jesuitenfreundlich. Darum fällt auch bei der unnütz breiten Darstellung der Hexenprozesse, die bis auf die Etymologie des Wortes und die germanische Mythologie zurückreicht, ein scharfer Hieb auf den Dominikaner Sprenger. Daß sich Spe in der Cautio criminalis an den Arzt Dr. Johann Weyer anlehnt (vgl. Binz, Dr. J. Weyer Bonn 1885 und Grenzboten 1885 4, 664 f.), wird nicht gesagt. S. 16—24 wird der Inhalt der Trutz-Nachtigall umschrieben und oberflächlich beurteilt; viele eingelegte Proben kennzeichnen den Dichter besser als der Verfasser. Neues wird kaum jemand aus dem Programm lernen. Die Arbeiten von Balke, Anzeiger für deutsches Altertum 2, 262 ff. und Einleitung zu seiner Trutz-Nachtigall-Ausgabe, bleiben immer noch die zuverlässigsten Hilfsmittel. Gebhard verspricht eine Untersuchung über Spe's Stellung zur Dichtung seiner Zeit, sein Verhalten zum Accentgesetz und seinen Einfluß auf Dichter seiner Periode: das wäre willkommen; gründliche Kenntnis der Jesuitenliteratur wird dafür noch unentbehrlicher sein als die der deutschen geistlichen und weltlichen Dichtung.

J. L. B. S.

Böhm, G. Ludwig Wekhrlin (1739—1792). Ein Publizistenleben des achtzehnten Jahrhunderts. Mit zwei Porträts. München. C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1893. ℳ 5.

Die Erneuerung und die Fortsetzung von Prutz' Geschichte des Journalismus ist ein dringender Wunsch, dessen Erfüllung freilich kaum ein Einzelner gewähren kann. Schon im 18. Jahrhundert drückt ihn der anschwellende Umfang der journalistischen Literatur. Auch hat er mit der Schwierigkeit zu kämpfen, daß sich ihm noch viel öfter als in der Buchliteratur das Bedeutende und Einflußreiche entzieht, sei es, daß der Blick überhaupt nicht darauf gelenkt wird, was bei kurzlebigen Ephemeriden recht wohl möglich ist trotz ihres relativen und absoluten Wertes, sei es, daß sie sich auch dem Suchenden verbergen oder gar verloren sind. Hier hat die Einzelarbeit noch viel zu thun und hier müßten und könnten Lokalforscher mithelfen, sobald nur einmal ein Muster aufgestellt ist. Für die Leser des „Euphorion" wäre das allerwichtigste, daß einmal die Geschichten der schöngeistigen Zeitschriften geschrieben würden. Bisher hat man sie nur in Bezug auf den Herausgeber oder diesen und jenen Mitarbeiter betrachtet. Es kommt aber doch auch auf den Gesamtinhalt an. Wie dankbar benutzt man selbst das ungenügende Allgemeine Sachregister über die wichtigsten deutschen Zeit- und Wochenschriften, das Johann Heinrich Christian Beutler und

Johann Christian Friedrich Guts Muths Leipzig 1790 anonym (die Verfassernamen fehlen bei Goedeke 4, 3) herausgegeben haben. Wie viel ergiebiger wären Geschichten einzelner Zeitschriften! Für die Gottschedischen sind sie vor allem nötig; aber auch die Nicolais, Weiße-Dyks, Klotz', Wielands, Boies u. a. müßten auf Mitarbeiter, Inhalt, Richtung, Wechsel des Programms, Wirkung, kurz nach jeglicher Seite durchgegangen werden. Dann gewännen wir Vorarbeiten, die ein Fortsetzer von Prutz' Werk zusammenfassen könnte.

Von anderer Seite her kommt ihm Böhm zu Hilfe; er erforscht das Leben eines hervorragenden Journalisten. Wekhrlin gehört zu den Schwaben des vorigen Jahrhunderts, deren politische Befähigung heraussticht; er reiht sich zu den Abbt, Moser, Wieland, Schubart, die Schiller mit seinem sozialpolitischen Pathos übertönt hat. Norddeutschland stellt dagegen den einen Möser; denn die Schlözer und Dohm haben eine mehr gelehrt-staatsmännische Richtung. Wekhrlins Schicksale und die besonderen Bezüge seiner Schriftstellerei sind bisher nur sehr ungenau bekannt geworden. Man wird nicht leugnen können, daß seine Lebensführung und sein Charakter noch mehr, wenn auch zumeist in andere Richtung fallende Schatten zeigen, als die Schubart's. Er war zuweilen nur Pamphletist, er kannte nicht einmal den Takt der Dankbarkeit gegen Beschützer. Man ist manchmal versucht, auf ihn die Phrase „ein verkommenes Genie" anzuwenden. Er hat etwas Genialisches an sich. Sein Geist und sein Wissen leuchtet auf, erhellt blitzartig die Scene, und der Blitz schlägt ein. Er verschwendet genialisch seine Kraft in verbissenem Widerspruch zu einer Umgebung, die seine zweifellos nicht geringe Begabung und Geschicklichkeit nicht so lohnte, wie ers verlangte, freilich auch nicht immer so nützen konnte, wie er sie oft darbot. Mit des Lebens Not kämpfend, unstät aus eigenem Bedürfnis und durch äußeren Zwang übte er eine journalistische Thätigkeit zwischen Würtemberg und Wien aus, die für Süddeutschland, zumal für die Reichsstädte sehr bedeutend war. Er war Aufklärer, schroffer und fortgeschrittener in manchem als die Popularphilosophen, denn er war von der jüngsten französischen Literatur ganz erfüllt; aber auch praktischer, weniger in der Theorie befangen als sie. Seine Stelle in der gleichzeitigen Publicistik hat ihm meines Erachtens Woldemar Wenck in der Schrift „Deutschland vor 100 Jahren", Leipzig 1887, richtig eingeräumt und ihm keine geringe Rolle zugewiesen; auch die Hauptrichtung seiner politischen Ansichten ist gut gekennzeichnet, wenn Wenck ihn auch der Anlage seines Buches nach nicht in einem geschlossenen Bilde zeichnen konnte.

Ebelings bekannte Biographie entwarf das Bild zu allgemein; auch sind seine Quellen und die Kritik derselben mehrfach dürftig. So ist es sehr erfreulich, daß Böhm das Leben Wekhrlins neu darzustellen unternahm. Seinen eifrigen, von Mithelfern unterstützten Forschungen gelang

es, nicht nur äußerst seltene Drucke, die ganz verschollen zu sein schienen, Zeitungen und Schriften aufzufinden; er hat auch ergiebige Sammlungen in Archiven vorgenommen und an achtzig Briefe Wekhrlins zusammengetragen. So darf Böhm von seinem Buche sagen, daß es zum erstenmale eine aktenmäßige Darstellung des Lebens dieses Publicisten gibt. Nun erst sehen wir, wie häusliche Mißverhältnisse den äußeren Lebensgang von vorn herein hemmten, wohl den Beamten aus der Bahn warfen und ihn dauernd schädigten; wie eben diese Mißverhältnisse die Verbitterung seines Wesens veranlaßten und immer neu reizten. Nun erst können wir seinen im Zickzack und auf verschlungenen Pfaden hinspringenden Lebenslauf deutlicher überschauen, wenn auch einige Schritte noch immer verhüllt bleiben. Daß Wekhrlin in Paris war, wird zweifelhaft; jedenfalls war er nicht zu neunjähriger Bildung da, wie Ebeling annahm. Dafür weilte er länger in Wien, als bisher vermeint wurde; wohl 1766—76, und ging von da aus auch nach Italien. Doch, es kann die Aufgabe dieses Referates nicht sein, alle zahlreichen neuen Ergebnisse der Böhmischen Untersuchungen zu verzeichnen. Jeder, der sich mit Wekhrlin und mit der Publicistik des 18. Jahrhunderts befassen will, muß das Buch genau durchnehmen.

Daß er eine besondere Freude an der Lektüre empfinden werde, könnte ich ihm allerdings nicht verheißen. Böhms Buch ist nicht zum besten geschrieben und disponiert. Wenn man aber den Stoff betrachtet, den der Verfasser zu bewältigen hatte, so ist der Mangel sehr entschuldbar. Einmal mußte er sich mit einer ziemlichen Zahl von irrigen Angaben älterer Biographen kritisch abfinden; und da ihre Angaben ebenso oft nicht urkundlich belegt als nicht durch einwandfreie Urkunden widerlegbar sind, da ferner ihre Angaben nicht von vornherein als bewußte Fälschungen, sondern als ungenaue oder mißverstandene Nachrichten und Schlüsse aufzufassen sind, so muß die Möglichkeit ihrer Geltung gegenüber anderen Zeugnissen stets abgewogen werden. Dazu kommt, daß Wekhrlins eigene Äußerungen keineswegs alle für unbedingt verläßig gelten können: er hat vielleicht nicht nur in Druckschriften, auch in Briefen die Absicht des Verschleierns oder gar des Irreführens gehabt. Solche fortwährende Notwendigkeit kritischer Erwägungen stört selbstverständlich jede ruhige Darstellung. Ferner mußte ja Böhm seine Darlegung durch die Mitteilung seiner neu gefundenen Zeugnisse unterbrechen; und bei der Seltenheit fast aller Schriften Wekhrlins war es auch unvermeidlich, zahlreiche Auszüge daraus einzuflechten. Nur so wird der Leser in den Stand gesetzt, die heikle kritische Sichtung Böhms mitzumachen und zu überprüfen; ein Ausscheiden der Belege in einem Anhange würde das Verfolgen der Darlegungen erschwert haben.

So viel Neues für Wekhrlins Leben und Schriftstellern durch Böhm gewonnen ist, so bleibt doch noch zu thun übrig. Wenn wir auch jetzt den Menschen so ziemlich verstehen, so finde ich wenigstens die sozialpolitischen

Verhältnisse Süddeutschlands noch nicht genügend erörtert, um Wekhrlins Auftreten daraus verständlich zu machen. Das ist nicht Böhms Schuld. Die historische Forschung bietet dem Biographen nicht die Vorarbeiten, die gerade für Wekhrlins Wirken unentbehrliche Kenntnis der Zustände der kleineren und kleinsten Staatsverhältnisse liegt noch im argen.

Und noch ein Weiteres bleibt zu bearbeiten; der Literarhistoriker muß die schriftstellerischen Voraussetzungen, Verwandtschaften und Eigenheiten Wekhrlins erschließen. Böhm stellt eine Untersuchung von Hermann Keßler hierüber in Aussicht. Möge sie so gründlich sein wie Böhms biographische Arbeit! B—t.

Lauchert, F. G. Chr. Lichtenbergs schriftstellerische Thätigkeit in chronologischer Übersicht dargestellt. Mit Nachträgen zu Lichtenbergs „Vermischten Schriften" und textkritischen Berichtigungen. Göttingen. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. 1893. ℳ 3.60.

Wer sich mit Lichtenbergs Werken ernstlich beschäftigen will, wird in Zukunft dieses Büchlein Laucherts aufschlagen und fortwährend benützen müssen. Der Verfasser gibt eine vollständigere Bibliographie, als sie bisher irgendwo verzeichnet war, eine „chronologische Übersicht über die gesamte literarische Thätigkeit" Lichtenbergs. Er hat dabei eine größere Anzahl von Artikeln nachgewiesen, die in einer der beiden oder in beiden Sammlungen der „Vermischten Schriften" fehlt. Man wünschte, daß er den Text aller dieser Ergänzungen mitgeteilt hätte; so wäre sein Buch ein völliges Supplement zu den Werken geworden, während es in der vorliegenden Gestalt nur einen Teil nachträgt. Lauchert hat ferner die Textverschiedenheiten zwischen den Originaldrucken und den „Vermischten Schriften" verzeichnet und sie S. 163 ff. durch allgemeine orthographische und sprachliche Bemerkungen zum Text der Sammelausgaben geschickt ergänzt; so wird eine kritische Ausgabe gewissermaßen ersetzt, die von Lichtenbergs Werken zu veranstalten doch überflüssig wäre. Die neueren Herausgeber von Lichtenberg-Auslesen haben die ersten Drucke nicht eingesehen; da der Autor die Sammlung seiner Werke nicht selbst veranstaltete, hätte wenigstens von dem diese Arbeit gethan werden müssen, der den 141. Band der Kürschnerschen Nationalliteratur zusammengetragen hat; denn diese Ausgabe nennt sich historisch-kritisch, was sie allerdings nicht nur in diesem 141., sondern in den meisten Bänden nicht ist. Die Abweichungen der Lichtenbergschen Texte unter einander sind nicht gleichmäßig zu beurteilen; manche späteren Lesarten sind offenbare Fehler; andere aber können kaum Willkürlichkeiten der Herausgeber der „Vermischten Schriften" sein; es scheinen handschriftliche Änderungen des Verfassers für etliche Stücke vorgelegen zu haben. Wie

zuverlässig nun die Herausgeber dabei verfahren sind, ist schwer festzustellen. In die 2. Ausgabe geriet auch ein Aufsatz von Forster, wie Lauchert S. 192 nachweist.

Ich kann Lauchers Genauigkeit nicht prüfen, da mir hier die Literatur fehlt. Nur zu seiner Bibliographie möchte ich ein paar Hinweise fügen. S. 88 fehlt der Einzeldruck der „Simplen, jedoch authentischen Relation", den Maltzahn, Bücherschatz S. 430 Nr. 800, und Goedeke 4, 240 verzeichnen. S. 91 wäre doch statt der Bemerkung, das „Fragment von Schwänzen" sei öfter wieder gedruckt, mindestens der bei Maltzahn S. 513 Nr. 1975 und Goedeke 4, 240 erwähnte Einzeldruck zu nennen gewesen. Zu den poetischen Beiträgen zum Göttinger Musenalmanach S. 188 gehört ein Vermerk, daß nach Redlichs Versuch eines Chiffernlexikons 1785 Lichtenberg auch unter der Chiffer L.B.G. „wohl" Mitarbeiter dieses Almanachs gewesen ist. Außerdem war hier das Epigramm aufzunehmen, das Joerdens 3, 358 Anmerkung mitteilt, und endlich die Nachricht Joerdens 6, 503 (dieser Nachtragband ist auch bei Goedeke übersehen), daß elf Sinngedichte Lichtenbergs — „die meisten stehen im Göttinger Musenalmanach für 1784 und 1785" — in Haug und Weißers Epigrammatischer Anthologie 5, 125 ff. gesammelt sind.

Was aus dem handschriftlichen Nachlaß in die „Vermischten Schriften" aufgenommen wurde, hat Lauchert nicht angeführt, wohl weil er dies als nicht zum Druck Bestimmtes nicht an die von Lichtenberg selbst edierte Literatur anschließen mochte und es auch nicht chronologisch in sie einreihen konnte. Dagegen hat er die unausgeführten literarischen Pläne verzeichnet S. 161. Besonders verdienstlich ist, daß Lauchert Vorreden Lichtenbergs abdruckt und Briefe und Recensionen anzieht, die für die Geschichte des betreffenden Schriftchens oder sonst von Wert sind. Gelegentlich hat er auch noch etwas mehr Erläuterung über den äußeren Verlauf der in einer Schrift behandelten Angelegenheit gegeben. Ich halte das Princip, einer Bibliographie solche Entstehungsdaten beizufügen, für äußerst nützlich; es wird so völlig objektiv verbucht, was an authentischen Urkunden von den Schriften und über die Schriften vorhanden sind. Ich habe vor fünf Jahren nach ähnlichen Gesichtspunkten wie Lauchert eine historische Bibliographie Wielands angelegt (selbstverständlich ohne die Textveränderungen einzubeziehen) und dabei, was Vorreden und Briefe über Zeit und Absicht der Werke bekunden, angemerkt; ich bin bisher an dem Abschluß gehindert worden, Laucherts Arbeit aber bestärkt meine Ansicht, daß solche, natürlich weder kritiklos veranstalteten noch kritiklos zu benützenden, objektiven Grundrisse der Geschichte der Werke eines Autors außerordentlich aufschlußreich und überdies für den Forscher bequem sind. Diese Art von „Selbstschilderung" eines Autors ist neben den besten Biographien von bleibendem Wert. So sei Laucherts Vorbild allen empfohlen.

Nur für die Druckeinrichtung, die freilich schwierig ist, aber ihm nicht recht übersichtlich gelang, darf sein Buch nicht als Muster dienen. Und, was wesentlicher ist, auch darin nicht, daß Lauchert die Schriften nach Gattungen teilt: wissenschaftliche, populäre, Recensionen, Gedichte. Man begreift schwer, daß er sich von der Einrichtung der „Vermischten Schriften" hierin hat gängeln lassen, nachdem er doch selbst in seiner Einleitung den Wert der rein chronologischen Ordnung scharf bezeichnet hat; nur sie läßt übersehen, wie eng (oder wie lose) der Zusammenhang zwischen der fragmentarischen Schriftstellerei unter sich und mit der gesammelten Denkthätigkeit Lichtenbergs ist. Freilich wird ja manches nicht gerade dann erst gedacht und entworfen worden sein, als es für die Veröffentlichung ausgeführt oder in Druck gegeben ist; aber trotzdem ist die Chronologie der Drucklegung die sicherste Führerin für das, was Lichtenbergs Interesse zu einer bestimmten Zeit beherrschte. Seine wissenschaftliche Arbeit hängt sachlich enge mit der übrigen Schriftstellerei zusammen und der Epigrammatiker ist von dem Aphoristen so wenig zu trennen wie der Recensent von dem Parodisten. Lichtenberg nimmt ja nichts nur äußerlich; alles was er schreibt, ist in sein ganzes Wesen eingetaucht. Man sieht das aufs neue an den hübschen Beobachtungen, die Lauchert S. 169 ff. unter dem undeutlichen Titel „Zu den vermischten Bemerkungen" anstellt: in Sache oder Wortlaut gleiche und ähnliche Äußerungen des handschriftlichen Nachlasses (in den „Vermischten Schriften") und der gedruckten Schriften sind hier neben einander gehalten.

Der Literarhistoriker, habe er mehr philologische oder mehr biographische Neigungen, wird Laucherts Arbeit als eine vortreffliche Vorstudie mit großem Danke benützen. Übrigens bin ich persönlich der Ansicht, daß Lichtenbergs Name mehr in die Geschichte der Philosophie gehöre als in die der schönen Literatur, obwohl seine Urteile über die Göttinger Dichter einen guten Kern haben, obwohl seine Sprache und sein Stil auf Selbständigkeit und Abhängigkeit von ausländischen Vorbildern untersucht werden müssen. Aber er war kein Dichter, wohl jedoch ein Philosoph. Die Art festzustellen, wie er philosophisch beobachtet, ist vielleicht interessanter und noch ergiebiger, als nach einem System bei ihm zu suchen; er steht einzig da in dem vollen Bewußtsein der subjektiven Fehlerquellen, die bei jeder sogenannt objektiven Empirie mitfließen.

Graz. B. Seuffert.

Georg Christoph Lichtenbergs ausgewählte Schriften. Herausgegeben und eingeleitet von Adolf Wilbrandt. Stuttgart. 1893. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger. ℳ 5.

Es sind mehrere Versuche angestellt worden, Lichtenbergs Andenken wieder lebendig zu machen. Grisebach hat Gedanken und Maximen aus

seinen Schriften ausgelesen und in den Gesammelten Studien ihm einen längeren, durch Briefmitteilungen wertvollen Aufsatz gewidmet. R. M. Meyer hat ihn geschickt in seine Zeit gestellt und den Empiristen fein charakterisiert. In Kürschners Nationalliteratur wurde ihm ein Halbband von Bobertag gewidmet. Alle betonen, daß Lichtenbergs Schriften mit Unrecht nicht gelesen werden. A. Wilbrandt gesellt sich nun mit der gleichen Ansicht zu ihnen. Er sucht die Thatsache, daß die Freunde Lichtenbergs so selten seien, daraus zu erklären, daß in seinen Schriften das Veraltete mit dem Lebendigen, das für den Tag Geschriebene mit dem Unsterblichen, das Unbedeutende mit dem Außerordentlichen vermengt sei. Er trifft nun eine Auswahl unter Berücksichtigung der Fragen: was verdient zu leben? was lebt? Wilbrandt ist sich der Subjektivität, die bei der Beantwortung dieser Fragen nicht auszuschalten ist, völlig bewußt. Er wünscht das ausgewählt zu haben, was Lichtenberg heute selber ausgewählt hätte. Das Wort ist unglücklich. Lichtenberg selbst wäre zu Wilbrandts Arbeit nicht fähig gewesen. Er gehört zu den aphoristisch Denkenden, die, wie man allerwärts beobachten kann, das was ihnen persönlich wichtig und lieb ist nach ihrer augenblicklichen äußeren oder inneren Erfahrung, nicht weit genug von sich entfernen können, um zu beurteilen, ob es auch für andere Wert haben mag. Dem widerspricht die bekannte Thatsache nicht, daß er aus seinen „Sudelbüchern" verbessernd auswählte; vielmehr beweist gerade die Weitherzigkeit dieser Auswahl, daß er streng zu sichten nicht vermochte. Wilbrandt unternimmt es, die „allerlei Gedanken" „in einer gewissermaßen organischen Entwicklung" zu ordnen. Daß eine dichterische Natur wie die Wilbrandts dabei aus dem Wirklichen ein Wahres ausgestaltet, wird man erwarten. Er hat ausgelesen und aus dem Ausgelesenen Stücke weggelassen, um nur das „wahrhaft Eigene oder Bedeutende" zu bieten. Das ist für die Sache ein Gewinn: man staunt gelegentlich, wie viel moderner, wie viel wichtiger ein Satz lautet, wenn er aus Lichtenbergs Zusammenhang herausgerissen ist. Aber die Person Lichtenbergs, die Wilbrandt auch den Lesern vorstellen wollte — darum hat er ein großes Bündel Briefstücke beigeheftet —, wird so in eine unrichtige Beleuchtung gerückt. Lichtenbergs Denkweise war auf solche Gruppenbildung mit sachlicher Einheit nicht gerichtet, sie war nicht ordnend, sondern zerstreuend. Er war sich der unvereinbaren Widersprüche in seinem Wesen ja selbst bewußt, Empirie und Aberglaube wohnten darin dicht beisammen. Die Einheit in Lichtenbergs Schriften bildet nur seine Person mit ihrem offenen und tiefen Blick, aber — seien wir aufrichtig — doch mit einer gewissen Beschränktheit auf enge Erfahrungen und Interessen.

Mag das Buch als „Hausschatz" wirken und Lichtenberg volkstümlich machen, wie der Herausgeber wünscht. Referent wird sich freuen, wenn sein Unglaube widerlegt wird, daß ein so schwerer und doch im wesentlichen alt-

modischer Schriftsteller ein Liebling der Leser — der er niemals so recht war — werden könne. Für den Literarhistoriker ist das Buch nicht. Wilbrandt sagt selbst in der Einleitung, in der man ihn sehr gerne seinen Helden ausführlicher hätte charakterisieren hören: wer Lichtenberg ganz erkennen wolle, müsse immer die Vermischten Schriften durcharbeiten. Für den Literarhistoriker ist nur die Beobachtung interessant, wie sich Lichtenbergs Gedanken geordnet ausnehmen, und noch mehr das Problem, wie ein dichterischer Mensch eine solche Vorliebe für einen unkünstlerischen Mann bekommen kann.

Die Untersuchung, wie Lichtenberg zu seinen gelobten englischen und französischen Vorbildern steht, muß einmal angestellt werden. R. M. Meyer hat den Vergleich mit Swift nur angeschlagen. W. Heß und M. Koch haben in der Allgemeinen deutschen Biographie und in Ersch und Grubers Encyclopädie sich ihrer Aufgabe sehr oberflächlich entledigt. An letzterem Orte ist aber eine Biographie Lichtenbergs von Wackernell in Aussicht gestellt.

Wolff E., Blätter aus dem Werther-Kreis (Urkunden zur Geschichte der neueren deutschen Literatur II). Breslau. S. Schottlaender. 1894. *M.* 1.50.

Diese Blätter sind eine Nachlese zumeist aus den Papieren Kestners und gestalten thatsächlich „die Zeichnung der Personen des Wetzlarer Lebensdramas lückenloser". Vor allem erscheint J. Chr. Kestner nicht bloß nicht als der nüchterne Albert des „Werther", sondern er zeigt sogar eine gewisse Seelenverwandtschaft mit Goethe, da er in seiner Jugend nicht frei war von der Schwärmerei des Zeitalters und auch in seinen spätern Jahren den empfänglichen Sinn für die Natur und die schönen Wissenschaften bewahrte: er schrieb ein sehr gutes Deutsch und besang seine Lotte in Versen, die gar nicht so übel sind. Seit dem Frühling 1767 weilte er in Wetzlar und suchte das dortige Leben zu studieren und in briefartigen Aufzeichnungen zu schildern. Da sind zunächst seine Bemerkungen über die „Redouten" interessant, im besondern die Aufzeichnungen über einen Maskenball am 4. November 1767, den der damalige Reichskammerrichter Franz Graf Spaur (vergl. Prem, Goethe, S. 91) dem kaiserl. Prinzipalkommissarius Carl Egon Fürstenberg zu Ehren gab. Über den bloß kulturhistorischen Wert hinausgehend sind die Notizen über den berühmten Ball in Volpertshausen am 9. Juni 1772, an dem 25 Personen teilnahmen, darunter auch K. W. Jerusalem (S. 39). Dadurch, sowie aus den nachfolgenden Dokumenten wird A. Kestners Buch und Goethes Briefroman treffend ergänzt, namentlich Werthers Brief vom 16. Juni, wofür sich auch einzelnes aus dem lustigen Schreiben des Hans Buff an Lotte ergibt. Zur Gewinnung der Lokalfarbe im Sinne Viktor Hehns tragen ferner Kestners Wetterberichte

bei; das Ungewitter vom 31. August 1772 bildete vielleicht den Vorwurf für das im genannten Briefe Werthers geschilderte Phänomen. Auch auf die mehr abseits stehenden Personen des Kreises fällt etwas Licht, so auf die älteste Tochter Buffs, Caroline, spätere Frau Dietz, die durch den erwähnten Brief des Bruders und ein Gedicht Dreßlers S. 18 als herzensgut, aber wenig energisch dargestellt wird, so daß Lotte, die jüngere, nach dem Tode der Mutter die Wirtschaft führen mußte (Schultze, Der junge Goethe, 5. Heft, 2. Abteilung S. 37). Durch den Brief des jungen J. C. Buff vom 12. März 1773 werden endlich selbst die Ohrfeigen beglaubigt, die Lotte im „Werther" während des Gewitters austeilt, denen aber A. Kestner widersprochen hat. Nicht ohne Wert für das Modell des wertherischen Albert sind die förmlichen und umständlichen Briefe des „Bräutigams" Kestner an Lotte und deren Mutter; daß er auch eifersüchtig sein konnte, beweist deutlich sein Schreiben an Lotte bald nach dem verhängnisvollen Kusse am 13. August. Durch den vollständigen Abdruck des Briefes erscheint die Beziehung auf Goethe, die Düntzer bezweifelt hat, wohl erwiesen (S. 55), doch glaube ich die Stelle „Ich will aber keine Verachtung erwecken, dies würde wider meine itzige Überzeugung oder Vermutung sein" nicht mit Wolff auf eine frühere „Verachtung" Goethes durch Kestner beziehen zu müssen, sondern sie so erklären zu dürfen, daß itzige = bisherige sei. In seinen eigenen Erläuterungen ist Wolff überhaupt nicht sehr glücklich. Wenn er in dem Umstande, daß Kestner in seiner Jugend die Gedichte J. G. Jacobis liest, in „eigentümlicher Weise eine Hindeutung auf Goethes Lebenswege" findet — weil er 1774 selbst Jacobi kennen lernte —, so ist das zum mindesten nicht geschickt angebracht; wenn er dann vom Briefe Kestners an seine Eltern, worin Lottes stille Häuslichkeit gerühmt wird, nicht bloß auf das Gretchen im „Faust", sondern sogar auf „Wanderers Nachtlied" springt, das doch eine ganz andere Gemütslage voraussetzt, so schießt er damit doch wohl stark über das Ziel. Zum Glücke sprechen diese Dokumente für sich selbst am besten. Die Notiz über Jerusalems unglücklich geliebte Madame Hert (Herdt? S. 62), sowie einiges zur Nachgeschichte des „Werther", die französisch verfaßte Nachricht über eine Faustaufführung in Wetzlar im Jänner 1772 und die Urteile Kestners über „Hermann und Dorothea" und den „Wilhelm Meister" sind sehr erwünscht —, obwohl nur gelegentliche Berichte, bedeuten sie für eine so wichtige Zeit wie die des Werther keineswegs eine bloße „Andacht zum Unbedeutenden", sondern eine wirkliche Bereicherung unseres Wissens.

Bielitz in Österr.-Schlesien. S. M. Prem.

Dürckheim, Graf F. E. v., Lilli's Bild geschichtlich entworfen. Zweite vermehrte Auflage von Dr. Albert Bielschowsky. München. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1894. ℳ 3.

Das liebenswürdige Büchlein Dürckheims, das bald nach seinem ersten Erscheinen vergriffen und längst selbst im Antiquariatshandel schwer zu erreichen war, ist durch das Verdienst des Verlegers uns aufs neue in schöner Ausstattung geschenkt worden. Er hat den kundigsten Herausgeber für die neue Auflage in Bielschowsky gewonnen. Von dem bekannten Inhalt ist nichts weggenommen worden. Was der Gatte von Lili's Enkelin pietätvoll aus mündlichen und schriftlichen Überlieferungen zusammengestellt hatte, mußte unverändert bewahrt werden; eine strenger kritische und auch die literarische Wirkung Lili's auf Goethe einbeziehende Darstellung konnte mit jener mehr persönlichen und familiären nicht verquickt werden, ohne sie zu zerstören. So sind, auch nach dem Wunsche der Witwe des Verfassers, nur einige Versehen berichtigt, die Briefe so weit möglich im Wortlaut überprüft, ein zweiter, inzwischen bekannt gewordener Brief Goethes an Lili eingerückt worden. Einige Anmerkungen setzte Bielschowsky unter den Text, eine sehr wertvolle Reihe von Ergänzungen und Berichtigungen gab er als zweiten Anhang. Hier wird man auf alles geführt, was an urkundlicher Literatur zur Ergänzung des Buches dienen kann; besonders wichtig ist der 13. Band des Goethe-Jahrbuchs.[1])

Bielschowsky neigt bekanntlich der Dürckheimschen Auffassung Lili's zu. Wenn man auch, wie bei andern Frauenbildern in „Dichtung und Wahrheit", für Goethes Zeichnung Lili's die Absicht einer künstlerischen Ausrundung und Fortbildung nicht in Abrede stellen wird, so bleibt doch die Forderung bestehen, Goethes Auffassung ihres Wesens für eine wahre zu erachten; Entstellungsabsicht ist ausgeschlossen, die Wahrscheinlichkeit der Selbsttäuschung sehr gering; die Schemata sprechen sich noch deutlicher aus als die mildernde Ausführung; es müssen die Keime zu dem was Goethe ausbildete, vorhanden gewesen sein; das Unrecht kam in die Darstellung erst durch die Biographen, die aus Goethes Worten nur die belastenden

---

[1]) S. M. Prem in Bielitz macht noch auf folgendes aufmerksam: S. 54 hätte die Angabe über Wilhelm von Türckheim berichtigt werden sollen, der 1806 bestimmt nicht als Adjutant des Marschalls Augereau (dies war Lieutenant Noisin vom 10. franz. Husarenregiment) bei Goethe in Weimar war, aber von der Mutter 1807 angekündigt wurde. Anfangs der zwanziger Jahre verkehrte er im Salon der Frau v. Levetzow in Straßburg (L. Spach, Moderne Culturzustände in Elsaß, 2, 94 ff., Prem, Goethe, 366). Goethe weilte in der Revolutionszeit nicht bloß 1790, sondern auch vom 3. bis 11. August 1794 mit dem Herzog und Heinrich Meyer in Dresden (S. 160), der Vortrag des Freiherrn W. v. Biedermann „Goethe in Dresden" (Dresdner Geschichtsblätter 1892 Nr. 3) ist Bielschowsky entgangen. Das Prädicat der Grafen Degenfeld lautet eigentlich „Schonburg", nicht Schomberg.

aufgriffen und diese noch verstärkten. Bielschowsky hat sich taktvoll einer kritischen Abwägung bei diesem Anlaß entschlagen. Er hält sich an das rein Biographische, wie es sich für den Herausgeber des Dürckheimschen Schriftchens ziemte.

So vermeidet er auch, sogar im Anhang, literarhistorische Seitenblicke zu thun. Lili ist durch neue Forschungen, besonders auch durch Scherers Ausführungen im 4. und 5. Band des Goethe-Jahrbuches, so sehr in das Wesen Goethescher Dichtungen hineingerückt, daß, obgleich man außer in den an sie gerichteten Liedern nirgends ihr Bild isoliert, nirgends ihr Verhältnis zu Goethe unvermischt wahrnimmt, doch ihr Einfluß auf den Dichter, das Erwachen einer seelisch-sinnlichen, in sich reinen und zwischen beiden Liebenden zusammenstimmenden, leidenschaftlich verlangenden Liebe häufig durchscheint; nein, nicht durchscheint nur, vielmehr wie eine Flamme durchleuchtet und brennend-verbrennend lodert. Leichtere und losere Verhältnisse und andere, hoffnungs- oder absichtslose bekommen durch das überwältigende Empfinden für Lili einen ernsteren oder begehrlicheren Charakter. Wenn Frau von Türckheim an Iphigenie später erinnerte, so war ihr Wesen nachmals dazu entwickelt; in der Zeit der Goetheschen Brautschaft offenbarte es sich nicht so. Die obzwar jungfräuliche Iphigenie hat etwas Frauenhaftes, ihr fehlt das geheime Sehnen das Mädchens. Als Goethe mit Lili verlobt war, stand die Braut Klärchen und Gretchen näher als einer Iphigenie. Iphigenienartig konnte sie der Bäbe Schultheß und der Henriette von Egloffstein erscheinen, so konnte sie im Gedächtnis ihrer Kinder leben. Für Goethe war sie Klärchen und Gretchen ähnlicher, wenn auch gewiß nicht gleich. „Sie hatte etwas Kindartiges in ihrem Betragen"; „eine reine kindhafte Natur". Und wenn Goethes Verhältnis zu ihr auch früheren Verhältnissen glich, es „war noch höherer Art". Diese höhere Art der Leidenschaft zwischen zweien, die sich ihrer gesellschaftlichen Lage nach angehören konnten, bildet eine neue Bereicherung und Verstärkung der Goetheschen Liebeserfahrungen; und sie bestimmt den gesteigerten Ton der Lililieder, der Singspiele, sie gestaltet den liedmäßigen Charakter Goethescher Dichtung zum dramatisch-lyrischen um. Davon haben Klärchen und Gretchen gewonnen, wenn Goethe auch nur auf „Erwin und Elmire" und „Stella" weist. Egmont, im Mantel zu Klärchen kommend, mahnt flüchtig an Goethe, der nächtlich im Mantel vor Lili's Haus tritt. Auch Dürckheim denkt an Egmont S. 28. Und entgegen der Minorschen Auffassung Brackenburgs möchte ich daran erinnern, ob dieser bescheidene, hinter dem größeren Egmont zurücktretende Liebhaber nicht dem späteren Gemahl Lili's gleiche, der schon vor Goethes Eintritt ins Schönemannsche Haus die Tochter liebte; Friedrich von Türckheim hatte eine „zwar stille, aber um so tiefer wurzelnde Neigung für Lili mit zurück in die Heimat genommen. Alle Bewerbungen um sie waren ihm nicht unbekannt geblieben, und er wußte sie männlich zu ertragen,

da .... seine Stellung noch nicht der Art war, daß er als Mitbewerber hätte auftreten können" (S. 157). Freilich scheint dieser Deutung die — übrigens vielleicht doch nicht ganz sichere — Nachricht entgegenzustehen, daß Goethe und Dürckheim sich nie von Angesicht zu Angesicht kennen lernten (S. 42); aber selbst wenn Goethe ihn nie als zugereisten Besucher im Schönemannschen oder d'Orvilleschen Hause getroffen hat, soll er darum nicht von dem stummen, damals unerhörten Werben seines Nebenbuhlers vernommen haben? Das hätte für den Dichter des Brackenburg genügt.

Und ein anderes. Am 3. August 1775 schreibt Goethe: „Hier in dem Zimmer des Mädchens .... mit der Seele eines Engels, dessen Tage ich trübe, ich!" ... Darf man nicht daran denken, daß das einsame Weilen in Lili's Zimmer Goethe so ergriff, wie Faust der Eintritt in des „Engels" Gretchen Zimmer? darf man nicht an die Faustischen Worte denken: „Sie! Ihren Frieden mußt ich untergraben"? Und steht die rätselhafte Trennung Fausts von Gretchen in Beziehung zur Schweizer Reise, die eine Flucht vor Lili war? Die Verse: „Ha bin ich nicht der Flüchtling, Unbehauste, der Unmensch ohne Zweck und Ruh Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste" ... würden recht wohl dazu stimmen. Und selbst das Hüttchen, in dieser Alpenscenerie an sich passend, müßte für Lili's Behausung nichts Befremdliches haben, wenn man an die Novelle von Ferdinand und Ottilie denkt, die auch mit Goethe und Lili in Verbindung gesetzt wird. Mephistopheles' Worte und Fausts Gegenrede: „Sie meint, du seyst entfloh'n, Und halb und halb bist du es schon." „Ich bin ihr nah', und wär' ich noch so fern" passen auf diese Situation des Goethe-Lilischen Liebeslebens bis auf den letzten Buchstaben. Ja, die in die Chronologie und das Wesen des Verhältnisses zwischen Faust und Gretchen so schlecht sich einfügende Scene „Wald und Höhle", wird, wie mir vorkommt, nur durch diesen ihren Bezug auf die Schweizer Reise 1775 verständlich. Diese Flucht, die ein Abschied sein sollte und die Sehnsucht mehr weckte als die Liebe erstickte, war für Goethes Empfindungsleben so bedeutend, daß er sie dichterisch behandeln mußte; er war so davon erfüllt, daß es ihm nicht zum Bewußtsein kam, es sei das in der Wirklichkeit für ihn so wichtige Erlebnis poetisch eine Halbheit, eine Fortsetzung oder gar Wiederholung der gleichen Situation nach einem nur äußerlich, nicht innerlich erfolgten Abbruche. Zwischenträgereien, fremde Einflüsse erklären die Schweizer Reise; dies Intrigenmotiv war für die Fausttragödie unbefriedigend, so entfällt es und so erfolgt die Entfernung in die Bergeseinsamkeit hier ohne jede, doch nöthige Erklärung.

Es wäre eine lockende und lohnende Aufgabe, alle Abspiegelungen Lili's in Goethes Dichtungen von den Liedern an über den „Falken" und die Ferdinandnovelle hinaus zu verfolgen und zu einem literarhistorischen Bilde zu vereinigen, das dieses biographische Dürckheims vervollständigen könnte,

So wirklichkeitstreue Züge, wie von Lotte für „Werthers Leiden" geliehen wurden, dürften aber nicht gesucht werden; mehr noch der Inhalt des Verhältnisses als seine äußeren Formen sind maßgebend, so wie auch bei dem Wiederschein der Frau von Stein. Ob man dabei mit Bielschowsky — er wiederholt seine in den Preußischen Jahrbüchern zweimal ausgeführte Vermutung in diesem Büchlein nicht, weil er überhaupt das Literarhistorische beiseite ließ oder lassen mußte — bis auf „Hermann und Dorothea" hinausblicken will, muß neuer Betrachtung vorbehalten bleiben; mich dünkt, es kann die flüchtende tapfere Frau von Türckheim wohl vorgeschwebt und die Ausmalung mit Umrissen und Farben bereichert haben; aber die Anregung zu dem Gedichte gab ihr Schicksal kaum, die Grundlage, den Hauptinhalt jedenfalls nicht. St.

Stettenheim, L. Schillers Fragment „Die Polizey", mit Berücksichtigung anderer Entwürfe des Nachlasses. Berlin. F. Fontane & Co. 1893. ℳ 1.50.

Der Verfasser hat in dieser gründlichen, überall auf eine tüchtige Literaturkenntnis sich stützenden Erstlingsschrift die Entstehung des Schillerschen Entwurfs „Die Polizey" untersucht. Mit musterhafter Sorgfalt hat er die Benutzung von Merciers „Tableau de Paris", auf die zuerst R. Boxberger aufmerksam machte, bis ins Einzelne verfolgt und ebenso auch die Motive, die Pitavals Causes célèbres und Rétifs Nuits de Paris boten, nachgewiesen. Er hat ferner zum ersten Male den Zusammenhang dieses Entwurfs mit anderen dramatischen Plänen Schillers, besonders den „Kindern des Hauses" und der „Braut in Trauer" genauer festzustellen versucht. Freilich wird dabei der Einfluß des Pitaval stark überschätzt. Wie kann man nur im Ernste behaupten wollen, der „Warbeck" oder gar der „Demetrius" seien „veredelte Pitavalstoffe"? Dann ist der „Hamlet" unzweifelhaft auch einer! Der Verfasser übersieht ganz, daß die differentia specifica der Pitavalstoffe in der Beziehung auf das Criminalistische liegt, und daß die daraus erwachsende Tragik in der Sphäre der bürgerlichen Tragödie haften bleibt.

Erhebliche Bedenken erweckt die Entwicklung der verschiedenen Pläne zur „Polizey". Verfasser nimmt an, daß das Lustspiel (S. 21—26, 17—20) zuerst entworfen, die Idee zu dem Trauerspiele sogleich von dem Plan der „Kinder des Hauses" absorbiert, und endlich 1802 infolge der Bekanntschaft mit Merciers Tableau das Lustspiel zum Schauspiel erweitert (S. 1—16) sei. Aber Schillers Kenntnis dieser Quelle ist viel älter, sie verrät sich schon in dem Brief an Körner vom 19. Dezember 1787. Wenn es überhaupt nötig wäre bei einem damals so vielgelesenen und vielcitierten Buche nach einem äußeren Anlaß, der den Dichter zur Lektüre reizte, zu suchen, so könnte man an die lobende Besprechung erinnern, die Mercier gerade

damals im Journal de Paris den „Räubern" gewidmet hatte. Später mochte Schiller durch Humboldt, der bei seiner Reise nach Paris 1789 Merciers Führung genossen hatte, und durch Campes Beschreibung dieser Reise, die überall Mercier citiert, wieder auf ihn hingewiesen werden. — Vor allem aber verkennt Stettenheim bei seiner Anordnung der Fragmente ganz den Charakter des angeblichen Schauspiels: es beginnt mit einem noch ganz unsicheren Herumtasten am Stoff und schließt mit der klaren Conception einer großen modernen Tragödie. Das Lustspiel hat diesen Entwurf zur Voraussetzung, es entlehnt ihm einzelne Motive ohne Rücksicht auf den Zusammenhang, in dem sie ursprünglich gedacht waren. So nimmt es z. B. den Schluß herüber, die Auflösung der Verwicklung im Polizeibureau, läßt aber die korrespondierende Exposition an demselben Orte (aus der der Gedanke an jenen Schluß erst erwachsen war) fallen. So wiederholt es ferner in der Figur des Polizeikommissärs die Grundzüge von Argensons Charakter, aber in kleinerem Maßstabe und losgelöst von den historischen Beziehungen.

Falsch ist die Datierung des von Goedeke S. 596 mitgeteilten Dramenverzeichnisses. Es kann unmöglich dem Winter 1797—98 angehören, da es schon den „Warbeck" enthält, auf den Schiller erst im August 1799 bei der Quellenlektüre zur „Maria Stuart" stieß. Sehr bedenklich ist auch die Annahme, das bei Goedeke vorhergehende Verzeichnis von Titeln sei im Sommer 1795 entworfen, weil es die im August entstandenen Gedichte „Der Genius. Das Kind" nenne. Aber was soll der Hinweis auf diese Gedichte unter lauter Criminalstoffen? Und wird das erstere nicht in den Briefen an und von Humboldt, in denen es zuerst begegnet, ebenso wie bei seiner Veröffentlichung in den Horen „Natur und Schule" genannt, während den Titel „Der Genius" erst die Crusiussche Sammlung der Gedichte (1800) bringt?

Der Hauptmangel der Untersuchung aber scheint mir darin zu liegen, daß sie die Entstehung der Entwürfe im Wesentlichen nur aus äußeren Anregungen ableitet. Der Verfasser selbst hat sich nicht darüber geäußert, ob er damit die Aufgabe erschöpft zu haben glaubte oder diese Schranke seiner Arbeit zwar erkannte, sie aber nicht überschreiten wollte oder konnte. Man weiß deshalb nicht, ob man über diese Lücke seiner Untersuchung mit ihm rechten oder einfach die mit soviel Sorgfalt und Scharfsinn gegebenen Quellennachweise, in denen ein bleibendes Verdienst dieser Schrift liegt, dankbar anerkennen soll.

Schulpforta. Gustav Kettner.

Roquette O. Siebzig Jahre. Geschichte meines Lebens. Zwei Bände. Darmstadt, Bergstraeßer. 1894. ℳ 8.

Im zweiten Bande seiner „Erinnerungen", der 1891 erschien, berichtet

Felix Dahn von der geselligen Vereinigung des „Tunnel“, die in den vierziger und fünfziger Jahren in Berlin bestand, welche Theodor Fontane in seiner Biographie Scherenbergs ausführlich beschrieb und in die Dahn zur Zeit seines Berliner Universitätsstudiums 1852 eingeführt wurde. Mitglieder des „Tunnel“ waren Franz Kugler, Friedrich Eggers, Wilhelm Lübke, Paul Heyse, Theodor Fontane und außer anderen auch Otto Roquette. Dahn schildert nun in enthusiastischer Weise viele Mitglieder der Gesellschaft, bei der Zeichnung Roquette's weicht aber der Ton seiner Rede merklich ab, und es ist nicht ohne Interesse diese Charakteristik zu kennen. Sie lautet folgendermaßen:

„Dieser kleine schwarzhäutige, schwarzäugige, schwarzkrause Franzose aus Ostpreußen war das reine Quecksilber. Er stand auf der wohlverdienten Höhe des Ruhmes, die er auf einen Schlag mit seinem köstlichen Gedicht „Waldmeisters Brautfahrt“ gewonnen, und hielt sich nun in allerlei Arbeiten in Berlin auf. Die Liebenswürdigkeit und die Leichtbeweglichkeit selbst! Er sprühte in einem fort, ohne es zu wissen, sangbare Lyrik von sich aus, meist Vorzügliches, manchmal auch Schwächeres. Aber singen konnte man Alles, was er schrieb, vortrefflich singen, man mußte es gleichsam singen. Das war nun aber auch sein „Auf und Ab“, sagt man in München. Alles sollte sangbar sein, sonst war's ihm keine Poesie. Wir brachten ihm auf, er verwerfe die „Ilias“ und den „Faust“, weil man sie nicht ohne Weiteres singen kann. Er war bon garçon et bon camarade im besten Sinn des Wortes. Auch er verkehrte gar gütig mit mir „tumben“ Knaben [Dahn war um 10 Jahre jünger, als Roquette, also 18 Jahre alt]: nur konnte sein französisch-lyrisch waldmeisterisches Blut schlechthin die Pedanterie nicht begreifen, mit der ich ausnahmslos in jede Vorlesung ging, und überhaupt die festgestellte Arbeits- und Stundenordnung einhielt. Gar oft, wenn nach Mittag 3 Uhr die Sonne lockend zum Spaziergehen die „Linden lank“ und in den Tiergarten mahnte, kam er, mich abzuholen aus dem gräulichen Speisehaus in der Königsstraße oder von meiner „Bude“: und recht laut schalt er, entschuldigte ich mich immer wieder mit der Kollegpflicht. In meiner Bücherei steht noch ein ergetzliches Zeugnis seiner Wut über solche „Eselei.“ Er hatte mir mit gleicher Verführungsabsicht seinen eben, erschienenen „Tag von St. Jakob“ auf die „Bude“ gebracht: als ich, bei allem Dank für die Gabe, auf dem Besuch der Vorlesung beharrte, schrie er in seiner, von ewigem Singen arg heiseren Stimme ganz giftig: „Na, warte! Dann sollst du auch 'ne schöne Widmung in das Buch kriegen.“ Rief's und schrieb mir mit Bleistift auf das Vorblatt: „Otto Roquette seinem lieben Felix Dahn dem kleinen Esel.“ Dieses wahrheitgemäße Zeugnis bewahre ich nun seit neununddreißig Jahren. Der Erfolg hat es mehr als bestätigt. Denn ein nur kleiner Esel hätte die Leistungen von Thorheit, deren ich mich berühmen darf, nicht fertig gebracht.“

Dieses Porträtbildchen ist eines der muntersten in den „Erinnerungen" Dahns und durch die Bosheit, mit der es den vom ewigen Singen heiseren Sänger Roquette schildert, prägt es sich dem Gedächtnis jedes Lesers sofort ein. Der Grimm Dahn's erscheint umso stärker, wenn man aus dem übrigen Zusammenhang seiner „Erinnerungen" den Stolz kennt, mit dem er von seinem gewissenhaften Besuch der Vorlesungen berichtet, und von dem Nutzen, den ihm sein ungeheurer Fleiß brachte. Dahn legt auf den Wert guter Schulzeugnisse so großes Gewicht, daß es oft den Anschein hat, als wüßte er den Wert von Menschen überhaupt nur nach den Fortgangsnoten zu bemessen, die ihnen der Herr Lehrer erteilte. Er wird nicht müde, seine Schulzeugnisse vom Anfang bis zum Ende seiner Studienzeit mitzuteilen, und als die Schule aufhört, bringt er die Zeugnisse von Vorgesetzten, und als seine eigene Lehrzeit beginnt, citiert er die Zeugnisse der Quästur über die Anzahl seiner Hörer — kurz, man glaubt viel öfter einen Schulmonarchen, als einen Dichter in Dahns „Erinnerungen" reden zu hören. In diesem seinen Sinne kann er also Otto Roquette nichts giftigeres nachsagen, als indem er ihn als den bösen Verführer bezeichnet, der ihn so oft — aber freilich vergeblich! — zum „Schwänzen" der Vorlesungen verleiten wollte. In den Augen freilich aller, die keine Schulmeister sind, wird der Dichter des „Waldmeisters" durch Dahns furchtbare Enthüllung nicht sehr geschädigt erscheinen. Die selbstgefällige Schlußwendung endlich, mit der Dahn den harmlosen Scherz von vor vierzig und mehr Jahren für die Ewigkeit annagelt — Dahns Memoiren sind, nach seinen eigenen Äußerungen, für die Ewigkeit geschrieben — kann dem harmlosen Sänger auch nicht im geringsten an der Reputation schaden.

Als nun kürzlich Roquettes eigene Memoiren erschienen, da war es wohl natürlich, daß wir sie mit dem von Dahn entworfenen Bilde des Dichters verglichen. Es trägt ja, die Bosheit abgerechnet, den Schein der Ähnlichkeit an sich, und da in den Erinnerungen Wilhelm Lübkes und Ludwig Pietschs,[1]) die auch Mitglieder der „Ellora" waren, von Roquette nur flüchtig die Rede ist, Fontane auch nichts von ihm erzählt, so gewinnt Dahns Aufzeichnung sogar an einiger Wichtigkeit. Denn die Geschichte eines Dichters entsteht nicht bloß durch das, was er selbst von sich aussagt, sondern (vielleicht noch mehr) durch das, was andere von ihm berichten.

Vorerst freilich interessirte uns die Frage: wie stellt sich nun Roquette zu Dahn? Läßt er die ihm angethane Bosheit ungerächt? Schießt er nicht auch zurück? — Für uns leidet es keinen Zweifel, daß Roquette Dahns Erinnerungen wohl gelesen hat. Seine Antwort besteht aber im

[1]) Merkwürdiger Weise sagt Pietsch S. 150: „Der Wald von lockigen Haaren ließ seinen Kopf mit dem schnurrbärtigen Antlitz von etwas slavischem Typus auffällig groß für die kleine zierliche Gestalt erscheinen. A. Sauer.

Schweigen, oder auch man kann sie aus einer Stelle ohne Zwang herauslesen, und diese Stelle ist munter genug. Daß Roquette den Namen Dahns nicht ein einziges Mal erwähnt, obzwar er die Mitglieder des „Tunnel" nennt, kann gewiß nicht zufällig, aus Vergeßlichkeit geschehen sein. Eine andere Beobachtung kann dafür als Beweis dienen. Den Absatz über Ludwig Pietsch (2, 13) hat Roquette offenbar erst nach Erscheinen von dessen Buche „Wie ich Schriftsteller geworden bin" eingeschoben oder doch gewiß umgeschrieben; denn aus Roquettes eigenen Mitteilungen darf man schließen, daß dieser Teil seiner Erinnerungen lange vor dem 1893 erschienenen Buche Pietschs geschrieben ward; Roquette bemerkt nämlich einmal (2, 178), daß er den größeren Teil der „Siebzig Jahre" vor einer „Reihe von Jahren" geschrieben hätte, also wurde der Passus über Pietsch nachträglich eingeschoben. Die Artigkeit des Berliner Kunstschriftstellers veranlaßte ihn zu einer artigen Gegenantwort. Darum darf man annehmen, daß Roquette Dahns Buch auch las und ihn mit Absicht zu nennen vermied. Nur an einer Stelle muß man annehmen, daß er Dahn meinte, dort wo er von seinem ersten Besuch bei Frau Birch-Pfeiffer erzählt. Es war an einem Sonntag und sie lud den jungen Dichter auf der Stelle zum Mittagessen ein. Er sagte zu. „Sie klatschte in die Hände, versprach daß der Braten ausreichen werde, obgleich sie noch zwei „Münchener Buben" zu Mittag erwartet, die mit ihrer Tochter aus dem Museum zurück kehren müßten" (2, 17). Roquette schildert dann ausführlich den Mittagstisch in Gesellschaft der „Münchener Buben", und es ist kaum anzunehmen, daß er ihre Namen gänzlich vergessen hätte. Wenn man nun von Dahns Buch her weiß, wie intim er, der Münchener, damals im Hause der Birch-Pfeiffer verkehrte, so daß er sich mit der nicht viel jüngeren Tochter des Hauses, Wilhelmine, der späteren Dichterin von Hillern, verlobte, dann wird man nicht irre gehen, wenn man ihn als einen der Münchener Buben erkennt, mit denen Roquette 1852 den Schweinebraten bei der Birch-Pfeiffer aß. Roquette nennt ihn aber nicht, und Felix Dahn erscheint in seinen „Siebzig Jahren" nur anonym als Münchener Bub. Mit dieser gelinden Strafe begnügt sich Roquette, an der Bosheit seines alten Tunnel-Genossen sich zu rächen. Dies charakterisiert überhaupt den Geist seiner Selbstbiographie.

Wichtiger ist nun freilich, Dahns Bild mit dem Selbstporträt Roquettes zu vergleichen. Äußerlich stimmen die Bilder allerdings nicht überein. Gelegentlich erwähnt Roquette, daß er in seiner Jugend, nach der Aussage seiner Eltern, dem bekannten Sebstbildnisse von Raphael Mengs in der Dresdner Gallerie auffallend ähnlich gesehen hätte. Darnach darf man sich den jungen Roquette schöner als nach Dahns Beschreibung vorstellen, oder er muß sich später sehr geändert haben. Mehr Übereinstimmung läßt sich zwischen der Charakteristik Dahns und den Bekenntnissen Roquettes finden, die letzteren geben die Seele und Motive für die äußerlichen Umrisse

der ersteren. Daß Roquette liebenswürdig und beweglich war, sagt er zwar nicht unmittelbar selbst, wohl aber kann man's entnehmen aus seinen Mitteilungen über seinen an jedem neuen Wohnort reichlich gepflegten geselligen Verkehr und aus der Leichtigkeit seiner poetischen Produktion, mit der er bei jeder Gelegenheit einsprang. Nur freilich ist im Ton des greisen Selbstbiographen wenig mehr von seiner jugendlichen Beweglichkeit und seinem einstigen Sprühfeuer zu vermerken. Er sieht müde und resigniert auf ein Leben zurück, das ihm der Enttäuschungen mehr, als der Befriedigung gebracht. Die Welt kennt ihn nur als den Dichter des „Waldmeisters", und daß er sich Zeit seines Lebens um das Drama bemühte und manchen hübschen Erfolg auf der Bühne errang, das wissen die wenigsten. Auch mit seinen Erzählungen hat er nicht entfernt so viel Beifall und Ruhm geerntet, wie mit dem „Waldmeister", und fast zürnt er dem harmlosen Büchlein, daß es ihn nur so als leichtsinnigen Rhein und Weinsänger verewigte, indeß er doch viel höhere Ideale hatte. Darum klagt Roquette viel über Publikum und Kritik: ob mit Recht, wollen wir hier nicht entscheiden. Er ist geradezu der Antipode Felix Dahns, der sich eines steigenden Ruhms und Ansehens als Gelehrter und Dichter erfreute, sich über Kritik und Publikum sehr erhaben fühlt, thut was er will, sich um keine fremde Meinung scheert (scheinbar!) und aus seinem Selbstgefühl kein Hehl macht. Roquette erzählt, daß ihm der Mangel an rechtem Selbstgefühl schon in jungen Jahren schädlich und hinderlich war.

Gelegentlich der glänzenden Erscheinung des apollinisch schönen jungen Paul Heyse, mit dem er 1848 in Berlin viel verkehrte, kommt er zu folgendem bemerkenswerten Geständnis. Er spricht davon, daß der um sechs Jahre jüngere Heyse im Kuglerschen Hause bereits als junger Dichter anerkannt verkehren durfte, indeß er darüber wachen mußte, daß von seiner Poeterei nichts bekannt würde, um nicht Verstimmungen hervorzurufen. Und nun fährt er fort:

„Und ein gut Teil der Schuld trug ich jedenfalls selbst. Hätte ich mehr Selbstgefühl besessen, hätte ich die Schüchternheit überwunden, mich über meine poetischen Bestrebungen auszusprechen, vielleicht wäre es mir gelungen, wenn schon kein Vorurteil zu widerlegen, doch mich persönlich durchzusetzen. Aber das Gefühl eigener Persönlichkeit, welches sich bei vielen Jünglingen früh genug ausbildet, war bei mir vertreten durch ein entschiedenes Mißtrauen gegen meine Persönlichkeit. Bei früh gewonnenen gesellschaftlichen Formen, fehlte mir doch der Drang, darum oder aus einem anderen Grunde etwas zu gelten. Man imponierte mir durch eine Gewandtheit sehr leicht, und schreckte mich in das Gefühl meiner eignen Unreife zurück. Die Erkenntnis dieser Unzulänglichkeit beherrschte mich damals in Berlin in hohem Grade gegenüber so vielen jungen Männern, deren Individualität Zeit und Lebensumstände so rasch zur Geltung gebracht

hatten, oder die wenigstens den Schein einer bestimmten Form bereits darzustellen wußten." (1, 251).

Es verschlägt wenig, daß diese Zeichnung des inneren Wesens unsres Dichters seine Stimmung mehrere Jahre vor seinem Zusammentreffen mit Felix Dahn darstellen soll. Wenn man seine Erinnerungen ganz gelesen hat, dann findet man, daß der Mann dem Jüngling wesentlich gleich blieb, daß Roquette die passive Natur immer blieb, als welche er sich von Jugend auf fühlte. In Übereinstimmung damit steht beispielsweise eine andere Bemerkung des Dichters über sich selbst gelegentlich seines Besuches bei Julian Schmidt in Berlin, dem er ein dramatisches Erstlingswerk zur vertraulichen Beurteilung überreicht hatte:

„Selbstverständlich konnte er meine Arbeit als nichts anderes [denn als einen der gleichgiltigsten Gegenstände] betrachten, mir aber war nicht wohl zu Mute, als ich mit meinem Manuskript abzog. Daß er Recht hatte, mich auf die Unzulänglichkeit meines Versuchs hinzuweisen, stand bereits fest bei mir. In mir war aber um diese Zeit ein Zug bereits entwickelt, der mir im ferneren Verlauf eben so viel genützt, als mich beunruhigt hat. Jedes kritische Wort nämlich, das nur halbwegs an das Richtige streifte, gab mir sofort die Überzeugung meiner Mängel und bewog mich an eine Umgestaltung zu gehen oder nach einiger Überlegung das Geschaffene zu vernichten. Ich habe zahlreiche Manuskripte, kleine und große, in Flammen aufgehen lassen. Schlimmer war es, wenn Zweifel oder Überzeugung, daß das Ziel verfehlt sei, erst eintraten, wenn die Arbeit schon gedruckt vorlag. Dann hatte ich unglückliche Stunden, und das Werk, selbst wenn es anderen gefiel, wurde mir widerwärtig. Der Fall trat bei sehr vielen meiner Arbeiten ein" (1, 158—159).

Diese Bekenntnisse geben einen tiefen Einblick in die Natur Roquettes und vermögen sein Schicksal zu erklären. Sein Talent bewährte sich am besten, wenn es sich improvisatorisch bekunden konnte, dazu gelang der Wurf oder er gelang nicht; zu den lange brütenden Dichtern gehört Roquette nicht. Seinen Memoiren fehlt es auch so recht eigentlich an Persönlichkeit; sie sind scheinbar reich an Stoff und bieten doch, außer den wertvollen Bekenntnissen des Dichters über sich selbst und seine Bücher, wenig Neues, weil ihm die Gabe, Persönlichkeiten eigenartig zu zeichnen, nicht in besonderem Maße eigen ist. Den wertvollsten Teil von Erinnerungen enthält der erste Band, der Roquettes Jugend- und Universitätszeit in Bromberg, Frankfurt a. O., Heidelberg und Berlin enthält. Da treten einzelne Persönlichkeiten wie Bogumil Goltz, Friedrich Rötscher, dann Paul Heyse (als Jüngling) plastischer hervor; später begnügt sich Roquette mit allzu flüchtigen Skizzen.

Wien. Moritz Necker.

Bibliographie.[1]

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur Band 38 Heft 1.

Hildebrand, Zu Walther von der Vogelweide. 1. Der vaden 44, 9. Erklärt die sinnbildliche Verwendung des aus dem Kleide genommenen Fadens im Minneleben aus dem Rechtsleben und verfolgt die neue Wendung des Sinnes die der Faden dort erlangt bis in die Poesie des 18. Jahrhunderts. — 2. Ich bin niht niuwe 59, 17. Verfolgt den Gegensatz der Alten und der Neuen bis ins 16. und 17. Jahrhundert. — 3. Walther und die höfische Gesellschaft. — 4. Das bilde 67, 32.

Priebsch R. Segen aus Londoner Handschriften.

E. S. [Edward Schröder.] Lückenbüßer. 1. Aus der Nachgeschichte des Wigalois. Weist von dem Volksbuch in jüdisch-deutschen Reimen „Von König Artis Hof .... Und von dem berühmten Ritter Wieduwilt", das er dem Schreiber Josel Witzenhausen zuschreibt und noch ins 16. Jahrhundert verlegt, eine anonyme Prosabearbeitung Leipzig 1786 nach, „erzählt in dem .. ironisch naiven, mit gesuchten Anachronismen und satirischen Witzeleien gespickten Tone, mit dem die Aufklärungszeit die Welt des Rittertumes zu traktieren liebte." 2. Der alte Druck des Pfaffen Amis. Weist ihn durch Vergleich der Lettern dem Drucker Joh. Prüß d. ä. von Straßburg zu, der von 1480—1511 druckte und verlegt ihn in dieselbe Zeit wie dessen Druck der Melusine, der in das Jahr 1483 zu fallen scheint.

Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur XX, 1.

Tomanetz, Wunderlich Der deutsche Satzbau.

Hoenig B., Jellinek Die Sage von Hero und Leander, Nachträge meist aus fremden Literaturen. Der Held in Bürgers Lenardo und Blandine heißt zuerst Leander. — Epigramm von C. G. Lenz „Die Fackel der Hero" im Göttinger Musenalmanach 1790 Seite 194. — Höltys bisher ungedruckte Romanze „Schon ehmals sang der Leyermann" aus den Eutinerpapieren mitgeteilt.

Hermann M., Richter Erasmusstudien. Bringt zur Untersuchung über das Geburtsjahr des Erasmus neues Material bei.

---

1) Ein erster Versuch, die Leser dieser Zeitschrift über die für sie wertvollen und wichtigen neuen Erscheinungen rasch zu orientieren. Es ist daher jede Vollständigkeit ausgeschlossen, Unwesentliches von vornherein ausgeschieden, Recensionen nur dann aufgenommen, wenn sie die Sache entschieden fördern und neue Behauptungen auch beweisen. An abgelegenen Orten Gedrucktes ist ausführlicher widergegeben als das allgemein Zugängliche, urkundliche Mittheilungen sind sorgfältiger gebucht als darstellende Artikel. Einiges mußte für das nächste Heft zurückgestellt werden. Von einer Reihe der hier verzeichneten Bücher wird die ausführlichere Besprechung später nachgeliefert werden, ohne daß dieses jedesmal im Einzelnen erwähnt ist. Findet dieser Versuch Beifall, so ist eine weitere Ausgestaltung dieser Abtheilung geplant. Schon jetzt aber ersuche ich die Herren Autoren und Verleger um möglichst rasche Zusendung der einschlägigen Bücher, Dissertationen, Programme und Sonderabdrucke, weil nur in diesem Falle eine genügende Berichterstattung erfolgen kann. — Die Einrichtung dieser Bibliographie haben J. Kelle und in der unermüdlichsten Weise B. Seuffert bis ins Einzelne mit mir durchberaten. J. Bolte sah die nordischen und niederländischen Zeitschriften durch. R. Rosenbaum excerpierte das Basler Jahrbuch, das Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, das philosophische Jahrbuch der Görresgesellschaft und Sanders Zeitschrift für deutsche Sprache. Für alles Übrige bin ich allein verantwortlich. A. Sauer.

Szamatólski S., Werner Der Laufner Don Juan.

Seuffert B., Hirzel Geschichte der Gelehrtheit von Wieland. Die Literatur über Wielands pädagogische Thätigkeit. Skizze einer Untersuchung darüber. Weist die Quellen zu Wielands Vorträgen im Einzelnen genau nach und macht so Hirzels dankenswerte Publikation für den Literarhistoriker erst verwendbar. Seite 64 wird auf einen bisher vollständig unbeachteten Beitrag Wielands zu den Carlsruher „Nüzlichen Samlungen oder Abhandlungen aus allen Theilen der Wissenschaft“ Carlsruhe 1759 Band 1 Stück 31 f. Seite 252—256; Stück 33 f. Seite 257—262 mit dem Titel: „Versuch eines Beweises, daß die Glückseligkeit in der Tugend liege, und aus derselben, als ihre natürliche Folge entspringe“ hingewiesen.

Schüddekopf C., Berger Bürgers Gedichte. Weist zu der Bürgerischen Umarbeitung des Gedichtes von Döring „An einen Säugling“ im Göttinger Musenalmanach 1779, Seite 56 die ursprüngliche Fassung Dörings aus einem Einzeldrucke nach. Macht wahrscheinlich, daß ein mit J. A. Bürger unterzeichnetes in den „Göttingischen gelehrten Beyträgen“ 1768 erschienenes Gedicht „Lais und Demosthenes. Eine Erzehlung“, das er wieder abdruckt, trotz des falschen Vornamens ein Jugendgedicht G. A. Bürgers sei und somit dessen erstes gedrucktes Gedicht.

Walzel O., Harnack Die classische Aesthetik der Deutschen.

Redlich K. Chr., Embden Heinrich Heines Familienleben. Berichtigt zahlreiche Fehler und falsche Angaben des Herausgebers und trägt zu den von Hüffer in der Deutschen Rundschau 42, 426 ff. veröffentlichten Briefen Heines an Detmold nach, daß der 446 f. genannte Ernst der Geiger Heinrich Wilhelm Ernst sei.

Hirzel L., Zwei Briefe von Uhland. 1. Stuttgart 21. Oktober 1824 an die Aufsichtskommission der Berner Stadtbibliothek. 2. Von demselben Tage an den Professor Johann Rudolf Wyß in Bern, altfranzösische Handschriften betreffend.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur Band 18 Heft 3.

Meier J., Weitere Zeugnisse über Johann von Morsheim. Aus dem 3. Teil der Quellen zur Geschichte der Stadt Worms.

Meier J., Ein Lied von Sant Grobian. Vollständiger Abdruck und Würdigung des zuerst von Zarncke in seiner Ausgabe des Narrenschiffes Seite LXX bruchstückweise mitgeteilten aus dem Elsaß stammenden Reygenliedes von Sant Grobian aus der Mitte des 16. Jahrhunderts.

Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte. Neue Folge Band 7 Heft 1.

Borinski K., Die Hofdichtung des 17. Jahrhunderts. Abschnitt eines größeren Werkes über Baltasar Gracian und die Hofliteratur in Deutschland. 1. Der Hof- und politische Roman. 2. Die Poesie der Politiker.

Roetteken H., Kleists Penthesilea. Bekämpft Krafft-Ebings Behauptung (Psychopathia sexualis 8. Auflage Seite 89 Anmerkung): Kleist biete in der Penthesilea ein gräßliches Gemälde eines erdachten vollkommenen weiblichen Sadismus.

Jiriczek O. L., Der Vergessenheitstrank in der Nibelungensage.

Trautmann K., Englische Komödianten in Rothenburg ob der Tauber. In den Jahren um 1604 spielt zweimal Eichelins Truppe in Rothenburg; 1614 die Gesellschaft John Spencers, dessen Weib von Soldaten dort mishandelt wurde, 1654 die Truppe des Georgius Joliphus. Eingaben und Repertoireverzeichnisse liegen vor.

Bayer E., „Verse aus dem Gulistan“ übersetzt von Friedrich Rückert. Aus dem Nachlaß herausgegeben. Rückert übersetzte dem Anscheine nach in der zweiten Hälfte der Vierziger Jahre einen großen Teil der den einzelnen (prosaischen) Erzählungen von Sadis Gulistân eingefügten oder angehängten Verse, die den moralischen Kern der Anekdoten enthalten.

Biese A., Was ist Übersetzen? Anzeige von Wilamowitz „Euripides Hippolytos, griechisch und deutsch.“

Wislocki H. v., Marmontel in Ungarn.

Koch M., Besprechung von E. Dorers Nachgelassenen Schriften mit mannigfachen Ergänzungen zu den stoff- und sagengeschichtlichen Aufsätzen.

Kluge F., Zum Spies'schen Faustbuch. Das „Abenteuer mit den vollen Bauern“ (Seite 84 des Neudruckes) ist schon vor 1587 bezeugt bei Joh. Jac. Wecker 1582 De Secretis p. 43.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht 8. Jahrgang.

1. Heft. Hildebrand R., zum Daktylus, dem deutschen und lateinischen, auch vom Hexameter.

Glöde O., Die historische Entwickelung der deutschen Satzzeichen und Redestriche.

Heutschel E., Über Schulausgaben deutscher Klassiker.

Vogel O., Die wandelnde Glocke von Goethe. Ein Beitrag zur Erklärung. Protokolle über die weit aus einander gehenden Erklärungen einzelner Stellen durch 6 Seminaristen.

Klee G., „Zu R. Kades Besprechung meiner Tieck-Ausgabe“ mit Berichtigungen dieser Ausgabe.

Sprenger R., Zu Goethes Sterndreherlied (Epiphanias) 1781. Zieht als Parallele zum Anfangsvers Joh. Konr. Grübels Gedicht „Die in und um Nürnberg herumziehenden Sternsänger“ heran.

Sprenger R., Zu Goethes Musen und Grazien in der Mark. Faßt die Worte „Gestern abend war doch Vetter Michel da“ als Anspielung auf den Anfang eines älteren Liedes auf.

Glöde O., Ein Jugendgespiele Fritz Reuters. Glasermeister Kitte Risch 18. Januar 1893 in Kladrum bei Crivitz gestorben. Glöde verspricht die Veröffentlichung dessen was er von den zahlreichen Wismarschen Freunden an Erzählungen über Fritz Reuter gesammelt hat. — Gustav Raatz will seine in Zeitschriften zerstreute Aufsätze „Dichtung und Wahrheit in Fritz Reuters Gestalten“ gesammelt herausgeben.

2. Heft. Hildebrand R., Zum Hexameter. Weist nach, daß der Fuß vor dem vorletzten Fuße, also dem letzten Daktylus im lateinischen und im deutschen Hexameter gerne als Spondäus auftritt.

Semler Chr., Die Schwänke des Hans Sachs und das Komische. Bespricht nach einer Einleitung über das Komische die Schwänke in mehreren Gruppen: 1. Der Tölpel gegenüber den Dingen; 2. Der Tölpel gegenüber dem Schelm; 3. Der Schelm gegenüber dem Schelm; 4. Tölpelei und Schelmerei gegenüber geistig-sittlicher Überlegenheit und dem Humor.

Sprenger R., Zu Schillers Glocke. Das Motto stammt aus Lichtenbergs Aufsatz „Glockentaufe“, Vermischte Schriften 1867, 6, 298.

Zeitschrift für deutsche Sprache Jahrgang 7.

10. Heft. Schrader H., Ein Schlüssel zum zweiten Teil des goetheschen Faust.

11./12. Heft. Schrader H., Das Ohr in sprachlichen Bildern und Gleichnissen.

Düsel F., Die Kerkerscene in Goethes Faust.

Alemannia XXI, 3.

Mayer H., Die Universität zu Freiburg i. B. in den Jahren 1818—1852. Zweiter Hauptteil. Die Regierung des Großherzogs Leopold 1830—1852. I. Auswärtige Einkünfte und Finanzen im allgemeinen. II. Zeitweilige Schließung und Reorganisation der Universität. III. Weitere Veränderungen in der inneren Einrichtung. IV. Lehrangelegenheiten. V. Abermalige Gefährdung des Bestandes der Universität.

Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 18. Jahrgang.

Koppmann K., Karl Ernst Hermann Krause. Biographische Skizze.

Bolte J., Niederdeutsche und niederländische Volksweisen 1—4.

Euling K., Der Kaland des Pfaffen Konemann.

Walther C., Schatrowe im Sachsenspiegel, Lehnrecht 4, 1.

Walther C., Löven „sich belauben."

Jellinghaus H., Die Rechtsaufzeichnungen in niederdeutscher Sprache.

Iken J. Fr., Ein bremisches Pasquill aus dem Jahre 1696.

Bernhardt J., Lautstand der Glückstädter Mundart.

Priebsch R., Marienklage. Ein neugefundener Text der bei Schade, Geistliche Gedichte des 14. und 15. Jahrhunderts vom Niederrhein, Seite 214—221 abgedruckten Marienklage.

Priebsch R., Ein viertes Blatt aus dem niedersächsischen Pfarrherrn von Kalenberg.

Bolte J., Zum Crane Bertholds von Holle. Gibt eine Probe der Prosabearbeitung des Epos „Crane" von Berthold von Holle.

Seelmann W., Rollenhagen über mundartliche Aussprache.

Seelmann W., Niederdeutsche Fibeln des 15. und 16. Jahrhunderts.

Chronik des Wiener Goethe-Vereins 9. Jahrgang.

Nr. 1. Rollett H., Ein ungedruckter Brief Goethes an Batsch. Weimar 1. März 1794. Unbedeutend.

Nr. 2. Egger von Möllwald, Wie das erste Goethe-Denkmal in Deutschland zu Stande kam. Aus dem Vortrage in der Jahresversammlung des Wiener Goethe-Vereines am 19. Januar 1894. Die Geschichte des Frankfurter Goethe-Denkmals.

Ulrike von Levetzov. Abdruck eines wenig besagenden Briefes von Ulrike an den Grafen Leopold Lazansky, Schloß Trziblitz 5. Dezember 1889 aus dem Wiener Fremdenblatt vom 15. Februar 1894; ebendaselbst ein weiterer Aufsatz in der Nummer 53 vom 24. Februar.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 4. Jahrgang.

Volkelt J., Grillparzer als Dichter des Zwiespaltes zwischen Gemüt und Leben. Volkelt nimmt das Thema seines Buches wieder auf und führt es mit Benützung des seither bekannt gewordenen reichen Materiales nach mehreren wesentlichen Seiten näher durch. Er reiht die Blanka von Kastilien und die dramatischen Fragmente in die von ihm gebildeten Gruppen ein, umschreibt einen neuen Typus, den des stillen Sinnes (Scherer!) und schließt mit einer zusammenfassenden Analyse der Persönlichkeit des Dichters. Voll der tiefsten und feinsten Bemerkungen und Beobachtungen fördert Volkelt wie durch sein Buch so auch durch diesen Aufsatz unsere Erkenntnis des Dichters um ein Bedeutendes.

Lorm H., Grillparzers „Der arme Spielmann". Versucht aus der Betrachtung und Analyse dieses Werkes den Menschen Grillparzer zu konstruieren; brauchbar wegen mitgeteilter Anekdoten und anderer Bemerkungen eines Zeitgenossen Grillparzers.

Sauer A., Briefe von Katharina Fröhlich an ihre Schwestern. Kathi begleitete ihre Schwester Josefine auf zwei ihrer Kunstreisen, nach Prag (1826) und nach Mailand (1830). Ihre zahlreichen Briefe in die Heimat gewähren uns tiefen Einblick in ihr Inneres und sind auch voll neuer Aufschlüsse über ihre Beziehungen zu Grillparzer.

Batka R., Grillparzer und der Kampf gegen die deutsche Oper in Wien. Stellt Grillparzers musikalische Sympathien und Antipathien mitten hinein in das Getriebe der allgemeinen Meinung jener Zeit, charakterisiert die führenden Persönlichkeiten der musikalischen Kreise Wiens und gewinnt wertvolle Aufschlüsse für die Chronologie und für das Verständnis von Grillparzers Aufsätzen über Musik.

Glossy K., Briefe von Ferdinand Raimund an Toni Wagner. Die Einleitung enthält die erste authentische Darstellung von Toni's Lebensschicksalen und von ihren Beziehungen zu Raimund. Die Briefe — 120 an der Zahl — sind in zwei Gruppen, datierbare und undatierbare, eingeteilt und ergänzen die im 3. Bande der Werke mitgeteilten. Wunderbar schöne, tiefe, edle Ergüsse seines Herzens, in dichterischer Sprache voll prächtiger Bilder. Sie zeigen das wechselvolle Auf- und Abwogen seiner Leidenschaft und sind die wichtigsten Dokumente für Raimunds Biographie. Ich hebe nur weniges hervor. In Nr. 1 Anklang an den Hamlet. — Nr. 14, 75, 105 ist M. wohl in Meko aufzulösen, vergl. Nr. 15, 25. — Nach der Anmerkung zu Nr. 24 ist das den Werken beigegebene Bild von Christoph Frank, nicht von Lampi. — Nr. 25 Beilage: eine versificierte Ankündigung der Einnahme des Komponisten Volkert. — In der Anmerkung zu Nr. 27 ein höchst merkwürdiger Brief seiner geschiedenen Gattin an ihn, 20. Februar 1831, für ihn sehr ehrenvoll. — Nr. 30 und 31 stammen wie Nr. 29 aus dem Juli 1823. — Nr. 34 über die Arbeit am „Barometermacher" und den ersten Akt des Stückes von Meisl. — Nr. 38 ist wohl am 29. Dezember 1823 geschrieben. — In der Anmerkung zu Nr. 43 ein Brief des Freiherrn von Dankelmann an Raimund Nürnberg 7. März 1831. — Mit Nr. 51 übersendet er Schulzes bezauberte Rose. — Nr. 64 Arbeit am „Mädchen aus der Feenwelt." — Nr. 71 Arbeit an der „Gefesselten Phantasie." — In der Anmerkung zu Nr. 83 wird ein Brief aus Graz vom 8. Juli 1824 erwähnt, worin Raimund über Anschütz berichtet, der damals als Don Juan in Mozarts Oper auftrat, abgedruckt in Nr. 9 der Deutschen Wochenschrift vom 2. März 1844 (1884?). — Nr. 120 Schöne Worte über sein Verhältnis zur Kunst.

Necker M., Franz Nissel. Auf Grund seines Nachlasses und seiner Lebenserinnerungen. Biographie und feinsinnige Würdigung des Dichters. Nissel (gestorben 20. Juli 1893) hatte im Jahre 1881 angefangen Memoiren zu schreiben; seine Lebensgeschichte hat er im Zusammenhang bis 1848 erzählt. Sein Vater Josef Nissel war unter dem Namen Korner Mitglied des Burgtheaters 1845—1866, und auch die Mutter war zur Zeit von Nissels Geburt (14. März 1831) noch Schauspielerin. Seite 330 ein Brief Laubes an Nissel über den Perseus. Auch die ungedruckten Stücke werden besprochen. Den Stoff des Königsrichters (Pempflinger) hat auch Keim behandelt. Anhang Seite 334 ein Brief Laubes an Nissel und Schlesinger über den Narcissus und einer Tabelle seiner vollendeten Stücke.

Ilwof F., Ein Brief Grillparzers an Karl Gottfried von Leitner. Wien 21. März 1832. Bruchstückweise bereits veröffentlicht von Goldscheider „Karl Gottfried Ritter von Leitner" Graz 1880, Seite 128 f. Beantwortet die Anfrage über die Aufführung von Leitners Tragödie „König Tordo"; ein

scharfes Urteil über die damalige Leitung des Theaters an der Wien. In der Anmerkung ein mündlicher Ausspruch Grillparzers über dasselbe Stück.

Frankl L. A., Franz Grillparzer an Anastasius Grün. Wien 29. November 1864. Auerspergs ungedruckter Brief, Graz 28. November 1864, auf den jener die Antwort ist, sei hier mit Bewilligung des gegenwärtigen Besitzers A. von Weilen zum besseren Verständnisse mitgeteilt: „Erlauben Sie, Hochverehrter, daß ich zur richtigen Lösung eines mir aufgestiegenen Skrupels mir Ihren freundlichen Rath erbitte. Ich habe bei Empfangnahme des Ehrenbürger-Diploms, womit der Gemeinderath Wiens mich vor Kurzem ausgezeichnet hat, vollkommen korrekt zu handeln geglaubt, indem ich, weil dasselbe mir mit einer mündlichen Ansprache übergeben wurde, den Ausdruck meiner Dankgefühle auf eine mündliche Danksagung beschränkte, welcher ich jedoch die Bitte an die Herren der Deputation beifügte, die gütigen Vermittler dieses meines Dankes dem Gemeinderathe gegenüber sein zu wollen. Hinterher stieg mir nun der Zweifel auf, ob nicht etwa nebst der mündlichen auch noch eine schriftliche Dankesabstattung erforderlich sei? Da ich aber gerade bei einer so unverdienten Auszeichnung am allerwenigsten gegen die Gebote des Anstandes und allenfalls üblichen Formen verstoßen, und auch in diesem Falle von Ihrem — sonst so unerreichbarem — Vorbilde mich leiten lassen möchte, so erlaube ich mir die Frage, ob Sie im vorigen Jahre bei ähnlicher Gelegenheit nebst der mündlichen Danksagung auch noch eine schriftliche und an wen stylisirt und beiläufig in welchen Formen abgestattet haben? Sie würden mich ungemein verbinden, wenn Sie diese Frage bald, wenn auch nur mit zwei Zeilen, zu beantworten die Güte hätten, auf daß ich — wenn ich wider Vermuten eines kleinen Versäumnisses in jener Beziehung schuldig wäre — dieses hoffentlich noch zu rechter Zeit gutzumachen vermöge. Mit der Bitte um freundliche Nachsicht für gegenwärtige Belästigung und mit unwandelbarer Verehrung und Anhänglichkeit Ihr aufrichtigst und herzlichst ergebener A. Auersperg."

Zimmermann R., Aus Gesprächen mit Grillparzer. Aufzeichnungen, die sich durch genaue Wiedergabe von Grillparzers Ausdrucksweise auszeichnen. 6. Januar 1866. Lobt Zimmermanns Aufsätze „Von Ayrenhoff bis Grillparzer" in der österreichischen Revue 1864—65. Über die Literarhistoriker. über die Esther (schon benützt von L. A. Frankl in seiner Broschüre über Grillparzer.) „Zuletzt sollte sich alles ganz gut lösen, mehr wie im Schauspiel. Niemand sollte umkommen, außer dem Haman". Über die Ahnfrau und die Schicksalsidee. Über Bankbanus. Über Kaiser Franz: „Den Kaiser Franz, den haben Sie zu gut gemacht! Das ist das Einzige, was ich an Ihren Aufsätzen auszusetzen habe. Alles, was Sie von dem Zusammenhang der Entwicklung des Dramas in Österreich mit der österreichischen Staatsidee sagen, das ist mir ganz recht und vom Kaiser Josef ist's auch wahr. Aber der Kaiser Franz, der hat nie eine solche großartige Idee gehabt, und der Kaiser Ferdinand auch nicht. Hätte er sie gehabt, wir ständen nicht da, wo wir jetzt stehn." Die bekannte Geschichte von der Freigebung des „Ottokar" durch den Kaiser. — Über die „Sappho" und deren Darstellung durch die Schröder und die Rettich. Über den Besuch bei Goethe. . . . „Der Ottokar das war ein österreichisches Stück. Ich hätte wohl noch sechs solcher geschrieben, wenn man mir Lust gemacht hätte! Das hätte gewirkt in Böhmen und Ungarn!" — 15. Februar 1869: gegen die Aufführung der Scene „Hannibal und Scipio" und über deren Entstehung.

Frankl L. A., Prolog zu Grillparzers Ahnfrau. Zur 50jährigen Feier der ersten Aufführung der Ahnfrau im Theater an der Wien; schon früher im Einzeldruck erschienen.

Reich E., Bericht über die vierte Jahresversammlung der Grillparzer-Gesellschaft (1. Februar 1893).

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie 15. Jahrgang.

Nr. 1. Köster A., Olbrich Goethes Sprache und die Antike mit wichtigen methodischen Bemerkungen.

Nr. 3. Wolff E., Reicke Zu Gottscheds Lehrjahren mit bemerkenswerten Nachträgen.

Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Literaturen 92. Band 1. Heft.

Haase G., Die Briefe der Herzogin Luise Dorothee von Sachsen-Gotha an Voltaire. Fortsetzung Nr. 16 (1754) — Nr. 54 (1758).

Mahrenholtz R., Zur Kritik der Victor Hugo-Legende.

Bolte J., Zu den von Christoph von Schallenberg übersetzten italienischen Liedern. Mit Hilfe des Buches von Emil Vogel „Bibliothek der gedruckten weltlichen Vokalmusik Italiens aus den Jahren 1500—1700" (2 Bände Berlin 1892) weist Bolte zu 7 von den im Archiv 87, 446 durch J. Hurch aus dem Liederbuch Christoph von Schallenbergs mitgeteilten deutschen Liedchen die Originale aus den Sammlungen von Orazio Vecchi, Giovanni di Macque und Ippolito Baccusi nach.

Tijdschrift voor nederl. taal- en letterkunde XIII 1.

Bolte J., Beiträge zur Geschichte der erzählenden Literatur des 16. Jahrhunderts. (Vergl. Tijdschrift 12, 309—319). III. Coornherts Übersetzung des Decameron. IV. Franz Loodmans' Novellensammlung von 1589.

Studies and Notes in Philology and Literature. Harvard University Volume II.

Francke K., Did the Hipnertomachia Poliphili influence the second part of Faust? (With an illustration).

Winkler M., Goethe and Lenz.

Englische Studien 19. Band 1. Heft.

Hippe M., Eine vor-defoe'sche Englische Robinsonade. The Isle of Pines London 1668 von Henry Cornelius van Sloetten (d. i. Henry Nevil) kam über Holland nach Deutschland. Die verschiedenen Übersetzungen und Bearbeitungen bibliographisch genau zusammengestellt, darunter auch neun deutsche. Weist auf einen sehr wenig bekannten, aber sehr lesenswerten Vortrag „Über einige vor-defoe'sche Robinsonaden" in den Abhandlungen und Vorträgen zur Geschichte der Erdkunde, von Sophus Ruge Dresden 1888 Seite 71 hin.

Ellinger J., Über das Verhältnis von Lamb's Tales from Shakspere zu den Shakespeareschen Stücken.

Koch M., Recension von Loening, die Hamlet-Tragödie Shakespeares. Ergänzt die von Loening citierte Literatur und berührt auch die deutschen Übersetzungen.

Kölbing E., Ada Byron.

Varnhagen H., Zur Vorgeschichte der Fabel von Shakespeare's Titus Andronicus. Ergänzung zu Koeppels Aufsatz in derselben Zeitschrift 16, 366. Teilt eine ältere Version der Novelle Bandellos aus einer Erlanger Handschrift mit.

Im Verein für das Studium der neueren Sprachen in Hamburg-Altona im Wintersemester 1892/3. Vortrag von Kohn: Schiller vor 100 Jahren in Frankreich.

Anglia. Zeitschrift für Englische Philologie Band 7. Neue Folge Band 4.

2. Heft. Fränkel L., Eine lateinische Parallele zu Chaucers „Milleres tale". Abdruck der Fabula de sacerdote et simplici rustico aus den 1581 erschienenen Poemata des Cropacius. Vergl. jetzt Boltes Ausgabe von Valentin Schumanns Nachtbüchlein, Anhang III.

3. Heft. Goldbau A., Über die Einwirkung des Goethischen Werthers und Wilhelm Meisters auf die Entwickelung Edward Bulwers. Zusammenfassung bisher vereinzelter Beobachtungen. Bulwers Entwicklung periodenweise untersucht, der ungeheuere Einfluß Goethes im allgemeinen und einzelnen schlagend nachgewiesen. Resultat: Bulwer habe gleich anderen seiner Landsleute, in Goethe, so wie er ihn sah und soweit er ihn erkannte, den überlegenen Geist gefunden, dem er sich völlig unterordnete und dessen Führung er sich zum großen Vorteil für seine Bildung als Schriftsteller und Mensch anvertraute.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur Band 16 Heft 1 und 3.

Andreae A., Nachträge zu der Abhandlung des Verfassers in Supplement 6 derselben Zeitschrift 1891. Keine neuen deutschen Bearbeitungen.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 45. Jahrgang.

1. Heft. Tomanetz K., Druck- und Schreibversehen in der Grillparzer-Ausgabe. Nach einer beigefügten Anmerkung Sauers ist XIV [4] 88 beabsichtigte Bosheit Grillparzers; XII [4] 60 in der 5. Auflage XIV [5] 107 bereits gebessert; die anderen Lesarten XIV [4] 113, XIV [4] 69, XII [4] 255, XIV [4] 142 kehren in der 5. Auflage wieder XVIII [5] 44, XVII [5] 141, XVI [5] 34, XVIII [5] 90.

2. Heft. Burghauser G., Zu Goethes „Egmont". Rechtfertigt eine Stelle des Textes in seiner Schulausgabe des Egmont. 4. Akt: „auch den Sinn, auszudenken, zu befehlen, auszuführen, wünscht' ich in Dir fortzupflanzen."

Weilen A. v., Recension der „Studien zur Literaturgeschichte Michael Bernays gewidmet." Ein Brief von P. A. Wolff an Schreyvogel Berlin 8. März 1817 über den ersten ungemein günstigen Eindruck, den die Donna Diana beim Lesen auf ihn gemacht.

3. Heft. Schneider G., Eine Parallele zu dem sokratischen Daimonion bei Goethe. Tasso III, 2 Vers 1670–1681 „Ach, daß wir doch dem reinen stillen Wink" 2c.

Schmidt J., Das Pronomen der Bequemlichkeit. „Derselbe."

Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik.

148. Band 12. Heft, Franke O., Aus dem Nachlasse des Dessauer Philanthropins. Eine Auswahl von Briefen (Schluß). — 53. Mieg an Campe, Heidelberg 17. Juni 1777. Bedauert daß er für Campes philanthropinische Monatsschrift nicht mehr als 3 Abonnenten aufgetrieben hat, beklagt den Zustand der deutschen und lateinischen Schulen in Deutschland. — 54. Ferdinand Herzog zu Braunschweig an Campe, Braunschweig 11. Juli 1777 verspricht den „Entwurf die künftige Unterstützung des Philanthropischen Instituts zu Dessau betreffend" den Logen vorzulegen. — 55. Bödecker an Campe, Wien 17. Juli 1777. Projekte. — 56. Bode an Campe, Vorstel 18. August 1777. Über den Tod seiner Frau. Über den Plan aus dem Philantropin ein Ordensinstitut zu machen. — 57. Kant an Campe, Königsberg 26. August 1777. Über den Gesundheitszustand von H. Regge in Dessau. Pränumerationssachen. Über Königsberger Familien, deren Söhne im Philanthropin erzogen wurden. Über eine Arbeit „die ich nicht aussetzen kann und welche alle meine Gedanken in Nebenstunden beschäftigt." — 58. Ch. v. d. Recke an Wolke. Mitau 27. August

1778. Übersendet die zugesagten 5 Dukaten. Über den Tod ihres Bruders. — 59. Forster an Wolke. Cassel 6. April 1779. Übersendet einen versprochenen ganz kurzen Aufsatz über seine Reise: „Er ist auch so ausgefallen, daß ich mit dem Ton, dem Styl, dem Innhalt, und mit einem Worte, mit dem Ganzen gar unzufrieden bin. Ich schicke es aber doch, damit Sie nicht von mir denken sollen, ich vergölte Liebe und Freundschaft mit Undankbarkeit und Vergessenheit. — Sie schmelzens um, kochens oder bratens wie Sie für gut achten, wenn nur etwas daraus werden kann, für Ihren Endzweck." Über Dohms Heirat und religiöse Gesinnung. „Aber Dohm ist kein Christ. — Er ist, das bedauerswürdige Geschöpf, einer der neueren Philosophen, die nichts glauben." Begeisterte dankbare Worte über den Fürsten. — 60. Rochow an Wolke, Reckan 1. September 1779, schenkt die ganze Edition des Buches vom National-Charakter durch Volksschulen 1779 dem Philanthropin. — 61. Benzler an Wolke, vor Hamburg 20. Februar 1781. Gesellschaftliches. Über Basedow. „Sein Gesangbuch will er das Amerikanische nennen; arbeitet fleißig daran, und soll Klopstocks Feder gebrauchen." — 62. Klage des Schreiblehrers Huot in einem Briefe an Schilder, Riga 5. Juni 1781. — 63. Neuendorf an das Philanthropin, Barnims-Cunow 16/17. Dezember 1781. — 64. Frau von Blumenthal an Professor Fritze in Berlin, 1. Februar 1782. — 65. Weisenstein an Wolke, Burg, bei Heilbronn, am 6. des Ostermonds 1782. — 66. Joh. Karl Wezel an Wolke, Leipzig 4. Januar 1783 sucht nach Dessau zu kommen. Klagen über die Leipziger Censur und die Chikanierung durch die Universität. — 67. Wolke an das Erziehungsinstitut, Riga 28. August 1784. Über seine Reisen.

149. und 150. Band 1. Heft. Froehde O., Literatur-, Kunst- und Sprachwissenschaft. Fortsetzung und Ergänzung eines Aufsatzes desselben Autors im letzten Band dieser Zeitschrift Seite 433 ff.

Weiß H., Blume und Blüte. Eine sprachliche Frage aus dem Gebiet der theoretischen Botanik.

Riese A., Ein Aufblühen der Philosophie. Über Eucken und Paulsen.

Mitteilungen der Comenius-Gesellschaft 2. Jahrgang Nr. 2 und 3.
Hodermann R., Thomasius und die deutsche Sprache.

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft 3. Band.

Heft 1. Keller L., Wege und Ziele. Rückschau und Umschau am Beginn des neuen Gesellschaftsjahres. Hier u. a. die Mitteilung, daß die Gesellschaft die Absicht habe vom kommenden Jahre ab ihre Kräfte für eine neue große Aufgabe zu sammeln: Für die Herstellung einer Gesamt-Ausgabe der Werke des Comenius.

Reinhardt K., Die Schulordnung in Comenius' Unterrichtslehre und die Frankfurter Lehrpläne.

Heft 2 und 3. Becker B., Schleiermacher und die Brüdergemeine.

Nebe A. Comenius' Studienzeit in Herborn. Neue Beiträge zur Geschichte seiner Geistesentwicklung. Eine Schilderung der Herborner Schulverhältnisse, der Lehrer und Kameraden des Comenius auf Grund zweier in Wiesbaden aufgefundenen Disputationen des Comenius aus den Jahren 1612 und 1613, von denen die erstere die älteste bekannte Schrift des Comenius ist.

Die Mädchenschule 7. Jahrgang 3. Heft.
Wasserzieher E., Eine Schulstube zu Anfang des vorigen Jahrhunderts.

Süddeutsche Blätter für höhere Unterrichtsanstalten 2. Jahrgang Nr. 5.
Golther W., Wiederbelebung altgermanischer Sage.

Monatsschrift für das Turnwesen 13. Jahrgang 2. Heft.
Waßmannsdorf K., Zwei Briefe E. M. Arndt's aus den Jahren 1842—1860.

Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik 1. Jahrgang 1. Heft.
Kehrbach K., Das pädagogische Seminar J. F. Herbarts in Königsberg.
Rausch A., Zu Lessings Laokoon.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik 103. Band 2. Heft.
Kohfeldt G., Zur Aesthetik der Metapher.
Grüneisen E., Zur Erinnerung an Hermann Ulrici.

Zeitschrift für exakte Philosophie Band 20 Heft 3.
Schwarze A., Am Ausgang des 19. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Zeitphilosophie.
Preis L., Analyse der Begehrungen und deren Begriffsbestimmung mit kritischer Rücksicht auf die Ansichten der Herbartschen Schule.
Simon Th., Widersprüche und Schwankungen in Lotzes Lehre von den Dingen.

Philosophische Studien Band 9. Heft. 4.
Radulescu-Motru C., Zur Entwickelung von Kants Theorie der Naturkausalität. (Schluß).

Philosophische Monatshefte Band 29 Heft 9 und 10.
Groos K., Aesthetisch und schön.

Philosophisches Jahrbuch. Auf Veranlassung und mit Unterstützung der Görresgesellschaft Band 7 Heft 1.
Nostitz-Rieneck, R. v. S. J., Leibniz und die Scholastik.
Adlhoch B., Herder und die Geschichtsphilosophie. (Schluß).

Archiv für Geschichte der Philosophie Band 7 Heft 2.
Höffding H., Die Kontinuität im philosophischen Entwicklungsgange Kants. Einleitung. I. Der Kausalbegriff. Will einige Hauptpunkte im philosophischen Entwicklungsgange Kants zu erhellen suchen, so zwar, daß er namentlich dessen Kontinuität und die dauernde Bedeutung ansehnlicher Teile der früheren Schriften vor den Erscheinen der „Kritik der reinen Vernunft“ darlegt.
Löwenheim, Der Einfluß Demokrits auf Galilei.
Dilthey W. Giordano Bruno und Spinoza. Erster Artikel. Schildert Bruno als den Philosophen der italienischen Renaissance, als den ersten philosophischen Künstler der modernen Welt, entwirft in großen Zügen ein Lebensbild Brunos bis zum Ende seines Aufenthalts in England. Für uns haben besonderen Wert die wenigen Sätze, in denen Dilthey Brunos Beziehungen zu Sidney schildert und von seinen Sonetten redet. „Überhaupt bildet die Verwandtschaft des Sonettenkranzes von Bruno, des andern von Sidney und des dritten von Shakespeare, welche an demselben Hof und in derselben Epoche nacheinander entstanden sind, eines der fesselndsten Probleme der Literaturgeschichte.“ Der Einfluß Englands und „der großen Umgebung“ auf Bruno wird vorzüglich dargelegt.

Theologische Studien und Kritiken 1894.
Burkhardt, Luther's Wormser Rede in Spalatins Übertragung (bisher nur unvollständig bekannt).
Kolde, Zur Geschichte der Schmalkaldischen Artikel.

Zeitschrift für Kirchengeschichte 14. Band 4. Heft.
Nobbe H., Das Superintendenamt, seine Stellung und Aufgabe nach den evangelischen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts (2. Teil).
Buchwald, Lutherfunde in der Jenaer Universitätsbibliothek. Die

Rörersche Sammlung handschriftlicher Lutherana, von der die Poachsche Sammlung Lutherscher Predigten (Zwickauer Realschulbibliothek) lediglich eine Abschrift (mehrerer Bände) ist, die bei der Wittenberger und Jenaer Lutherausgabe, wenn auch nur wenig, verwertet, dann auf kurze Zeit in Altenburg war, um der Altenburger Lutherausgabe zu dienen, seitdem so gut wie verschollen war. Eine Reihe von Originalhandschriften Luthers; Nachschrift Lutherscher Vorlesungen; Predigten, Kopien Lutherscher Briefe, Tischreden ꝛc. Ein ungemein wichtiger Fund, der der neuen kritischen Ausgabe zu Gute kommt.

Kolde Th., Zwei Luther-Briefe. 1. Luther an den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen 5. Juni 1534. Fürbitte für die um ihres Glaubens willen vertriebenen Hallenser. 2. Luther an den Kanzler Brück, 12. September 1535. Empfiehlt den englischen Botschafter Antonius Barnes für eine Audienz beim Kurfürsten und tritt warm dafür ein, daß dem Melanchthon die beabsichtigte Reise nach England gestattet werde.

Zeitschrift für den evangelischen Religionsunterricht 5. Jahrgang 2. Heft.

Sprenger, zu Luthers Weihnachtsliede „Vom Himmel hoch."

Kirchenmusikalisches Jahrbuch für das Jahr 1894. (Neunzehnter Jahrgang des Cäcilienkalenders).

Walter, Kirchenmusikalische Jahreschronik (vom Juli 1892 — Juli 1893).

Haberl Fr. X., Zum hundertsten Geburtstage von Dr. Karl Proske (1794 — 1861). Vollständige Veröffentlichung der bisher nur ungenau und bruchstückweise bekannten Tagebücher des um die Besserung kirchenmusikalischer Zustände in und außerhalb Deutschlands hochverdienten Dr. Proske von seiner ersten italienischen Reise 1834.

Walter K., Archivalische Excerpte über die herzogliche Hof-Kapelle in München. Aus dem schriftlichen Nachlasse des † königlichen Custos Jul. Jos. Maier zusammengestellt. 16. und 17. Jahrhundert.

Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft 10. Jahrgang 1. Vierteljahr.

Seyfert P., Das musikalisch-volksthümliche Lied von 1770 — 1800. Grundlegende Abhandlung mit zahlreichen Proben.

Monatshefte für Musik-Geschichte herausgegeben von der Gesellschaft für Musik-Forschung 26. Jahrgang Nr. 1. 2.

Das alte deutsche mehrstimmige Lied und seine Meister (Fortsetzung). Die Johann Schechinger zugeschriebenen Lieder; Sebastian Virdung, Martin Wolff.

Beilage: Zwickauer Musik-Katolog, liturgische und hymnologische Werke 104—147 (1552—1620) mit Ergänzungen zu Wackernagel.

Bayreuther Blätter 17. Jahrgang 1.—3. Stück.

H. S. Chamberlain, Richard Wagners Briefe an Ferdinand Praeger. 21 Briefe. 1855—1876. Diese echten Briefe Praegers beweisen, daß Praeger die von ihm in seinem Buche „Wagner wie ich ihn kannte" abgedruckten Briefe, interpoliert, zu seinen Gunsten abgeändert, verballhornt, die übrigen 14 aber, zu denen die Originale bis jetzt nicht aufgefunden wurden, wahrscheinlich ganz gefälscht hat. Verurteilung Praegers.

Chamberlain H. S., Die Bedeutung des Todes bei Wagner. Eine Gedächtnisrede gehalten am 13. Februar 1893 im Neuen Wagnerverein zu Wien.

Stein H. v., Ein König. Dichtung. Aus dessen Scenen der Revolutionszeit, deren Abdruck mit „Marats Tod" in den Bayreuther Blättern 1893 Stück 10 begonnen wurde.

Wolzogen H. v., E. Th. A. Hoffmann. Der deutsche Geisterseher. Zweiter Teil. Der Romantiker, fünftes Kapitel: Wir blicken ihm in's Auge. (Ein Beitrag zur Spektralanalyse des Genie's.)

Centralblatt für Bibliothekswesen 11. Jahrgang 3. Heft.

Kopp A., Ein unbekanntes Gedicht Logaus. Epicedion. Auf den Tod der Frau Anna Helena Niemitz, geborne Freiin von Bebran (Bibrau) am 13. Juli 1642. Aus der zweiten Strophe geht die bisher unbekannte Thatsache hervor, daß auch Logau's erste Frau in diesem Jahre starb. „Kan ich doch auch nichts alß klagen Der ich eben diß ertragen, Dein vnd meines Hertzen starck Hat nunmehr ein kalter Sarck, O den Tod! der vns so viel Inner eines Jahres Ziel, Und an eben einem Orte Zückte durch die enge Pforte!"

Roth F. W. E., Briefe des Henricus de Hassia. Aus einem Octavband der Pfarrbibliothek zu Bingen wurde eine Pergamenthandschrift abgelöst, welche zwei Briefe in der Schrift des 14. Jahrhunderts enthält. Der Herausgeber schreibt sie dem Henricus Hembuche dictus de Langenstein zu und vermutet, daß sie einem Briefsteller angehören.

Roth F. W. E., Ein Brief des Stanislaus Hosius Bischoff von Warschau 1558. An einen Wormser Geistlichen.

Göttingische gelehrte Anzeigen 1894.

1. Heft. Minor J., Recension von Rabany Kotzebue, Sa vie et son temps, ses œuvres dramatiques Paris und Nancy 1893. Bei der Benützung des Buches unentbehrliche Ergänzung; nach biographischer und literaturhistorischer Seite sammelnd und neuschöpferisch.

2. Heft. Kawerau G., Recension von Osborn Teufelliteratur mit mannigfachen wichtigen Nachträgen. Erklärt den Ausdruck „der mittertägliche teufel" Osborn Seite 23.

Sitzungsberichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1894. 7.

Tobler A., Briefwechsel zwischen Moritz Haupt und Friedrich Diez aus Anlaß der hundertsten Wiederkehr von Diez' Geburtstage (15. März). 13 Briefe von 1840—1872 vorwiegend altfranzösisches betreffend. Diez, Bonn 29. Februar 1840: „Überdies erinnere ich mich einmal in einer zu Gotha erschienenen französischen Zeitschrift (ich glaube Bibliotèque française) das Original eines der Goethischen Lieder von der Müllerin, anfangend En manteau, manteau sans chemise gelesen zu haben, welches Goethe selbst als Volkslied bezeichnet hat." Tobler: „Bezüglich einer in Gotha erschienenen Bibliotèque française, die das En manteau ebenfalls enthalten hätte, muß Diez sich getäuscht haben; wenigstens haben mir befreundete Kenner vergebens danach geforscht.

Anzeiger der Akademie der Wissenschaften in Krakau 1893 Dezember.

Wislocki L., Contributions à l'histoire de l'Université de Cracovie, au sujet de quelques publications récentes.

Anzeiger des germanischen Nationalmuseums 1894 Nr. 1.

Kamann J., Aus dem Briefwechsel eines jungen Nürnberger Kaufmanns im 16. Jahrhundert. 12 Briefe, welche Familienangehörige namentlich jugendliche Geschwister an den 1540—1543 vom Elternhause entfernten Paulus Behaim (1519—1568) nach Antwerpen richteten.

Bösch H., Zum Verkehrsleben im 15. Jahrhundert. Holzschnitt aus Rimicius vita Esopi fabulatoris clarissimi e greco latino facto aus

den ersten siebziger Jahren des 15. Jahrhunderts, welche Scenen aus dem Leben auf der Landstraße darstellen.

Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt am Main. Neue Folge. 10. Band, 1. Heft.

Steiner R., Goethes Naturanschauung gemäß den neuesten Veröffentlichungen des Goethe-Archivs. Vortrag zur Feier von Goethes Geburtstag, gehalten am 27. August 1893.

Mentzel E., Friedrich und Christine Hebbel. Mit besonderer Berücksichtigung der Briefe des Dichters an seine Gattin.

Dietz A., Gelegenheitsgedichte aus dem Goethe-Textorischen Familienkreise. 34 Gelegenheitsgedichte von 1691—1773. Schließt ab mit Corneliens Vermählung. Nichts von Goethe selbst.

Heuer O., Zur Bibliographie des Spies'schen Faustbuches. Beschreibt das Exemplar der Breslauer Universitätsbibliothek o. O. u. J., welches sich als ein Abdruck der Berliner Ausgabe von 1590 (Zarncke D) erweist und in die Zarncke'sche Gruppierung als d² einzureihen sein dürfte.

Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 25. Jahrgang Nr. 2.

Hartmann A., Metzgersprung und Gildentaufe. Aus der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1893 Nr. 44.

Auszug aus einem Vortrage von Professor Dr. Günther über Anthropologischen Unterricht in alter Zeit.

Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale 20. Band. 1. Heft.

Waldstein E. C. Graf, Nachlese aus Runkelstein. Mit 5 Tafeln, 2 Textfiguren und 2 Grundrissen der Burg.

Jahrbuch der Leo-Gesellschaft 1893.

Wackernell J. E., Ueber die altdeutschen Passionsspiele in Tirol. Vortrag.

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 4. Jahrgang, Heft 1.

Hauffen A., Das deutsche Volkslied in Oesterreich-Ungarn. Vortrag gehalten bei der Wiener Philologenversammlung, jetzt mit Anmerkungen und bibliographischen Nachweisen versehen.

Bolte J., Das Märchen vom Gevatter Tod. Ergänzungen zu Gustav Meyers Essays 1885 S. 242 ff. Vervollständigte Aufzählung aller bisher bekannten Fassungen des Märchens. Abdruck eines Meisterliedes von Hans Sachs, 20. oder 21. Dezember 1547, eines Meisterliedes des Nürnberger Meistersängers Heinrich Wolff, 18. Februar 1644 und einer Stelle aus Joh. Praetorius Der abenteuerliche Glückes-Topf 1669.

Sartori P., Der Schuh im Volksglauben.

Englert A., Wiegenlieder aus dem Spessart.

Haase K. E., Bastlösereime (vgl. Grimm, Mythologie 1² 1190 f.).

Hell Th., Auf einem Bauernhofe im Gsießthal in Tirol.

Baumgart A., Verschiedenes vom Aberglauben, von Sitten und Gebräuchen in Mittelschlesien.

Rademacher C., Das Spengeltuch. Ein Totenbrauch aus der Eifel. Nach mündlichen Mitteilungen aus Heisdorf, Bleialf, Bleckhausen und Ringhuscheid.

Frischauf E., Schwerttanz und Wettlauf (Bemerkung in dem Pfarrgedenkbuche von Leesdorf bei Baden in Nieder-Oesterreich zum Jahr 1694).

Englert A., Zu Zeitschrift 4, 54 ff. „Wiegenlieder aus dem Spessart".
Englert A., Zu dem Liede „Die Sonne steht am Himmel" (Zeitschrift 3, 183 und 338). Zwei neue Fassungen.
Weinhold K., Aus Bekehrungsgeschichten der Jesuiten (Aberglauben).
Dirksen C., Ostfriesische Lautspiele und Sprechübungen.
M. v. W., Grabschinschrift auf dem Freithof von Gossensaß. 1849.

Zeitschrift für Kulturgeschichte. Neue (4.) Folge der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte.

1. Heft. Lamprecht K., Deutsches Geistesleben im späteren Mittelalter.
Gothein E., Thomas Campanella. Ein Dichterphilosoph der italienischen Renaissance.

Steinhausen G., Sechzehn deutsche Frauenbriefe aus dem endenden Mittelalter. Die Briefe stammen aus der Behaimischen Briefsammlung des germanischen Nationalmuseums in Nürnberg. 8 Briefe geistlicher Frauen, Nr. 4 und 5 waren in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg Heft 2 schon gedruckt; 8 Briefe weltlicher Frauen.

2. und 3. Heft. Bezold F. v., Ueber die Anfänge der Selbstbiographie und ihre Entwickelung im Mittelalter.

Winter G., Die Begründung einer socialistischen Methode in der deutschen Geschichtsschreibung durch Karl Lamprecht.

Bahlmann P., Münsterische Fastnachts-Belustigungen.

Historisches Jahrbuch. Im Auftrage der Görres-Gesellschaft. Band 15 Heft 1.

Schmitz H. J., Groß-Siegelbewohner Professor Dr. J. G. Kauffmans und die Universität Köln während ihrer letzten fünfzig Jahre. Mit Benützung des literarischen Nachlasses Kauffmans', der handschriftlichen Annalen der Kölner Universität von P. Nik. Brewer und des Liber Matriculae der Universität.

Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft Band 10 Heft 2.

Stern A., Eine Denkschrift von Friedrich von Gentz über die erste Baierische Ständeversammlung. „Bemerkungen über die ersten Vorgänge in der Baierischen Ständeversammlung. Geschrieben am 20. Februar 1819." Im Auftrage Metternichs vom 20.—24. Februar ausgearbeitet. Bisher ungedruckt und nur in einer flüchtigen Copie bekannt.

Neues Archiv der Geschichte für ältere deutsche Geschichtskunde Band 19. Heft 2.

Dümmler E., Waitz und Pertz. Briefe. Ranke an Pertz 9. August 1836 Empfehlungsschreiben für Waitz. Pertz an Waitz 22. August 1836 acceptiert ihn, Waitz an Pertz 28. August 1836. — Auszug aus Waitz' Tagebuch, Berlin 30. August 1836: Abreise von Berlin; Hannover 4. September 1836, Charakteristik von Pertz und seinem Hause nach dem ersten Besuch: „Pertz ist ein Mann einfach, gerade, ohne viel Umschweife und Komplimente, mit ganz blondem Haar, vollem Gesicht, freier Stirn und blauen Augen, nicht sehr lebhaft, aber zu Zeiten doch sehr belebt und beredt. Er ist groß, mittelstark, in seinem Anzug, wie es scheint, häuslich einfach .... Ihn fand ich anfangs etwas zurückhaltend, doch bald vertraut und auf Verhältnisse eingehend .... Der Eindruck ist nicht ein so glänzend bestechender wie von Lappenberg, dessen Persönlichkeit beim ersten Beginn etwas höchst bestechendes und liebenswürdiges hat; Pertz ist kälter und gemessener, allein ebendeshalb vielleicht seine Freundschaft, sein Wesen nachhaltiger und inhaltsreicher, bedeutender." — 22. September. „Er gefiel mir im Ganzen sehr; er ist ruhig, besonnen, nicht übertrieben höflich, sondern zutraulich freundlich und dabei ernst, wie es für ein langes Verhältnis des Mitarbeiters sehr angenehm und erwünscht sein muß, nicht verschlossen gegen

Rat und andere Meinung, wenn auch allerdings selbstständig und bewußt in seinem Willen und Thun."

Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums. Neue Folge. 2. Jahrgang 6. Heft.

Peritz M., ein Brief Elijah Levitas an Sebastian Münster.

Revue Historique. 45. Band. 1. Heft.

Lanson G., L'institution chrétienne de Calvin. Examen de l'authenticité de la traduction française.

Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins Band 15.

Pauls E., Beiträge zur Geschichte der Buchdruckereien, des Buchhandels, der Censur und der Zeitungspresse in Aachen bis zum Jahre 1816. Wichtig für die Geschichte des Journalismus. 1. Buchdruckereien. 2. Buchhandel. 3. Censur. 4. Anzeigewesen und Kalender. 5. Tageszeitungen und Zeitschriften. Geschichte aller Aachener Zeitungen und ihrer Redakteure. Die „Aachener Zeitung" seit 1729. — Die Postamtszeitung beginnt Neujahr 1772 begründet von Postmeister Eugen von Heinsberg. An ihrer Redaktion nimmt Trenck hervorragenden Anteil, der zugleich die Wochenschrift „Der Menschenfreund" herausgibt. Trencks Streit mit Tewis. — Politischer Merkur seit 1. April 1790 herausgegeben von Franz Dautzenberg unter oft wechselndem Titel und wechselnder Redaktion (J. Offermanns, Thomas Blier) sowie mit mehrfachen Unterbrechungen bis 1827. — Franz Theodor Mathias Biergans giebt in Köln 1795 die Zehntageschrift „Brutus der Tyrannenfeind" heraus, von welcher unter dem Titel „Brutus der Freie" einige wenige Hefte seit 1. Januar 1796 in Aachen erscheinen. Verzeichnis der Gegenschriften gegen Biergans. 1815 gab er in Aachen nochmals eine Zeitschrift Aurora heraus. — Jos. Offermanns gab 1797 ein Blatt „Zeitgeschichte" heraus, das wahrscheinlich einging als er den „Zuschauer" (Merkur) übernahm. — Unter der Redaktion und im Verlag von Joh. Aug. Dreyße, später von Simon Kühnen erscheint von Mai 1798—1799 der „Anzeiger des Ruhrdepartements." — 1800 gibt Leisten eine Zeitschrift „Aachener Staats-, Kriegs- und gelehrte Nachrichten heraus. — Präfekt Al. Mechin begann Herbst 1802 mit der Herausgabe eines von seinen Nachfolgern fortgesetzten Verwaltungsblattes für das Roerdepartement — 1813 („Präfekturakten"). — Franz Gall und J. J. Tryst geben 1. März 1808 — 29. Dezember 1810 ein Blatt „Allgemeine Zeitung für Politik, Handel, Literatur" heraus. — Anhang I. Zeitungs- und Kalendertitel. Relationen aus der Zeit von 1584—1615. Relationen und seltene Drucke aus der Zeit von 1616—1729. — Kalender und Heiligtumsfahrtbüchlein, Zeitungen und Zeitschriften. — Anhang II. Bibliographische Notizen aus ältern Aachener Zeitungen und Zeitschriften. Darunter auch einzelne Titel von Dichtungen. Der Verfasser des in Aachen 1793 aufgeführten und gedruckten großen Original-Trauerspiels „Maria Antoinette von Oesterreich, Königin von Frankreich" ist wohl derselbe (Goedeke 5, 390 erwähnte) Schauspieler Friedrich Hochkirch, der in demselben Jahr auch ein Stück „Capet oder der Tod Ludwig XIV., König von Frankreich" geschrieben hat. — Anhang III. Verhandlungen zwischen dem Kurfürsten von der Pfalz als Herzog von Jülich und der Stadt Aachen betreffend die Anfertigung von Drucksachen für den Kurfürstlichen Vogtmeier, die Zensur der in Aachen erscheinenden Schriften und die Bestrafung der Urheber und Verbreiter von Schmähschriften. Abdruck der Verhandlungsprotokolle 1772. — Anhang IV. Aktenstücke zur Geschichte der Zensur in Aachen während der Fremdherrschaft.

Loersch, Die in Basel von 1462—1491 studierenden Aachener.

Altpreußische Monatsschrift 30. Band. 7. und 8. Heft.

Arnold E., „Zur Beurteilung von Kants Kritik der reinen Vernunft und Kants Prolegomena. Anhang zu der Abhandlung: Die äußere Entstehung und die Abfassungszeit der Kritik der reinen Vernunft. Nr. 4 und Nr. 5. II. Abtheilung. Möglichst vollständiges Verzeichnis aller von Kant gehaltenen oder auch nur angekündigten Vorlesungen nebst darauf bezüglichen Notizen und Bemerkungen."

Basler Jahrbuch 1894.

Thommen R., Ein bayerischer Mönch in Basel. Joh. Konrad Tachler aus dem Kloster Raitenhaslach.

Salis A. v., Jung Stilling in Basel verboten. Seine Theorie der Geisterkunde.

Geßler A., Peter Ochs als Dramatiker. Ochs, Ratsschreiber in Basel, bekannt als Historiograph Basels, schrieb französische Dramen.

Bernoulli J., Die Kirchengemeinden Basels vor der Reformation.

Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins 29. Band.

Redlich O. R., Das Düsseldorfer Religionsgespräch vom Jahre 1527. Abdruck der Schrift von Friedrich Myconius über den Verlauf der Disputation aus demselben Jahre. Korbachs Gegenschrift: „Broder Johan Hallers von Corbach obseruant uff eyn unwarhafftich smeychbuechlen, das yn der letsten Francfurder messe wydder en ys ußgaugen" Cöln 1527 ist verschollen.

Jacobs E., Johann Meinerzhagen und das Interim. Aus der Stolbergischen Briefsammlung. Ergänzung zu den bisherigen Darstellungen.

Sitzungs-Berichte der historischen Gesellschaft zu Berlin 1893.

Nr. 4. Sitzung vom 3. Juli 1893. Foß, Vortrag über „Geizkofler, ein Lebensbild aus der Zeit der Reformation".

Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 32. Jahrgang.

Nr. 2 und 3. Klimesch J. M., Geschichtschreiber des ehemaligen Cistercienserstiftes Goldenkron.

Lambel H., Die Aufführungen des Höritzer Passionsspieles.

Nr. 3. Wolkan R., Die Anfänge der Reformation in Joachimsthal. Handelt über Johann Sylvius Egranus und Andreas Bodenstein von Karlstadt.

Rebhann A., Elisabeth Johanna Weston. Eine vergessene Dichterin des 16. Jahrhunderts. Geboren 2. November 1582 in London, seit früher Jugend in Brüx, 1603 vermählt mit Johann Leon, gestorben 23. November 1612. Berichtigte Biographie. Eine eingehendere Würdigung ihrer Gedichte vermißt man.

Mitteilungen des Geschichts- und Altertumsforschenden Vereins zu Eisenberg im Herzogtum Sachsen-Altenburg 9. Heft

Weise O., Sprachliches. 1. Volksetymologie. 2. Ausgestorbene Wörter. 3. Ergänzungen zum Wörterbuch der Altenburger Mundart (Heft 4 S. 54 ff.). 4. Eisenberger Familiennamen aus dem 12. bis 18. Jahrhundert.

Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte 6. Band. 2. Hälfte.

Brode R., Max Dunckers Anteil an der deutschen Geschichtschreibung. (Recension von Hayms Buch.)

Bolte J. theilte in der Sitzung des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg (11. Januar 1893) aus einer, auf der königlichen Bibliothek befindlichen handschriftlichen Anekdotensammlung, die der Dichter L. Tieck gegen Ende

des vorigen Jahrhunderts angelegt hatte, mehrere Geschichten über Friedrich den Großen und einzelne seiner Offiziere mit.

Berner machte ebenda (10. Mai 1893) Mitteilungen aus einem bisher unbekannten, aus Frankfurt a. M. vom 19. März 1819 datierten Brief Wilhelm von Humboldts an den damaligen Chefpräsidenten der Regierung in Erfurt von Motz, der durch Denkschriften von Motz veranlaßt und für die Zeitgeschichte von besonderer Bedeutung ist.

Krauske sprach ebenda (10. Mai 1893) über die Stellung Friedrich Wilhelms I. zu Kunst und Wissenschaft.

Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Litteratur Elsaß-Lothringens 9. Jahrgang.

Faber K. W., Sagen und Volksgebräuche aus dem Sund-Gau (Ober-Elsaß) gesammelt und wiedererzählt.

Streinz F., Zur Geschichte des Meistergesangs in Straßburg. Berichtet über Gedichte von Straßburger Meistersingern in Wolf Bauttners Liederhandschrift (Breslauer Universitätsbibliothek), über die er eine umfänglichere Arbeit vorbereitet und giebt einige Proben daraus.

Spieser J., Münsterthäler Anekdoten. Nach der Mühlbacher Mundart lauttren geschrieben.

Spieser J., Sprichwörter in Waldhambacher Mundart. In lauttreuer Schreibung mitgeteilt.

Rathgeber J., Elsässische Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten.

Martin E., Handzeichnungen von Thomas Murner zu seiner Übersetzung der Weltgeschichte des Sabellicus. Th. Murner hat die Zeichnung zu seiner handschriftlich erhaltenen Übersetzung der Enneaden des Sabellicus höchst wahrscheinlich selbst entworfen und ausgeführt. Acht Bilder der Karlsruher Handschrift hat Martin im Jahre 1892 vervielfältigen lassen. Hier ist eine neunte reproduziert und ein Verzeichnis aller Illustrationen gegeben. Er vergleicht sie mit den Illustrationen zu Murners anderen Werken, welche wie die zur Badenfahrt und zur Mühle von Schwindelsheim gleichfalls von Murner selbst herrühren können und wirft die Frage nach deren Vorlagen auf. Für die Untersuchung eröffnet sich hier ein weites Feld der Thätigkeit.

Menges H., Rufacher Ausdrücke für die Begriffe: trinken, betrunken sein, Gewohnheitstrinker.

Martin E., Adolf Stöber. Leben und Schriften. Mit einem Verzeichnis der Schriften und Dichtungen Stöbers. (Auch im Hebelkalender für 1894 bespricht Martin Adolf Stöber und Daniel Hirtz).

Martin E. und Lienhart H., Zum Wörterbuch der elsässischen Mundarten. Mitteilungen für die Mitarbeiter des Wörterbuchs.

Bresch F., Die Münsterthaler Ortsnamen. (Fortsetzung.) N—Y.

Erzgebirgs-Zeitung 15. Jahrgang.

Nr. 2/3. Urban M., Der Planer Chronist Schmidt. Der im Jahre 1752 verstorbene Planer Dechant Andreas Jakob Schmidt hinterließ unter anderen zahlreichen Quellenwerken für die Geschichte der Stadt Plan auch eine Selbstbiographie aus dem Jahre 1734, von welcher der zweite Band fehlt. Geboren 24. Juli 1678 als Sohn eines Planer Tuchscherers. Schule in Plan. Als Page mit einem jungen Grafen Czernin auf der Schule in Klattau, in den Ferien auf dem Schlosse zu Schwihau. Aberglauben. Auch die weiße Frau erscheint dort. Später bei den Jesuiten zu Brzeznitz (Pfestitz). „Der Professor P. Rinner brachte 1696 zwei schöne Comödien zur Aufführung und zwar die erste vor der Fastnacht, die andere aber im Sommer, wozu ich das Theater neu malen mußt." „In der letzten Comödie, die von dem heiligen Hermengildo,

königlichen Prinzen von Spanien handelte, agierte ich den Boten." — 1698: „In diesem Jahre mußten wir Comödien componieren; der Professor gab hiezu ein Argument, und darnach mußte jeder die ihm zugewiesene Partie schreiben. Auch mußten wir uns im Deklamieren üben." In Prag auf der Universität. Muß als Priester oft seinen Aufenthaltsort wechseln, bis er in seiner Vaterstadt Ruhe findet. — Verzeichnis seiner handschriftlich hinterlassenen Werke. Darunter eines, von dem der zweite Band fehlt: „Der Curiose, Künstliche und Lustige Zeit-Vertreiber 1733", spaßige Gedichte und Lieder, Rätsel, lateinische Epigramme, auch satirische Dichtungen enthaltend.

Nr. 4. Urban M., Ein Beitrag zur Mythe im Erzgebirge. Auszüge aus Lehmanns „Historischer Schauplatz".

Nowak W., Zur Geschichte und Sage der königlichen Stadt Kaaden.

Neue Heidelberger Jahrbücher 4. Jahrgang. 1. Heft.

Wunderlich H., zur Sprache des neuesten deutschen Schauspiels II.

Neue Beiträge zur Geschichte des deutschen Alterthums. Herausgegeben von dem hennebergischen altertumsforschenden Verein in Meiningen 12.

Germann W., Dr. Johann Forster, der hennebergische Reformator, ein Mitarbeiter und Mitstreiter Dr. Martin Luthers. In urkundlichen Nachrichten, nebst Urkunden zur hennebergischen Kirchengeschichte. Mit Forsters Bild, Handschrift und Siegel. Festschrift zum 350jährigen hennebergischen Reformationsjubiläum.

Hessenland 1894 **Nr. 1.**

Roeschen A., Zur Erklärung des Volksliedes: Drei Lilien, drei Lilien.

Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde. Neue Folge. 1. Band.

Heidenheimer H., Die Verlobung und Vermählung der Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt mit dem Herzoge Karl August von Sachsen-Weimar. Sorgfältige Darstellung mit Berücksichtigung aller Quellen.

Mitteilungen des Vereins für Geschichts- und Altertumskunde zu Kahla und Roda 4. Band 4. Heft.

Tümpel W., Zur Geschichte der Altenburgischen Gesangbücher. 1. Das Geistliche neuvermehrte Altenburgische Gesangbuch. Die erste Auflage des Gesangbuchs von Wolfgang Friedrich von Roda aus dem Jahre 1710 ist verschollen. Die 2. Auflage 1714 ist mit einer Vorrede des Generalsuperintendenten Carl Andreas Redel versehen. — 2. Das Eisenbergische Gesangbuch. Von Friedrich Gotthelf Gotter 1734. — 3. Das Altenburgische Gesangbuch von 1807 von Löber begonnen, von Demme vollendet. Genaue Beschreibung aller Ausgaben.

Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln 23. Heft.

Hansen J., Zur ältesten Geschichte des Jesuitenordens in Deutschland. Übersicht über die im Archiv des Kölner Jesuitenkollegs erhaltenen römischen Berichte deutscher und niederländischer Kollegien, bezw. Provinzen bis zum Jahre 1782.

Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg 28. Jahrgang. 2. Heft.

Kawerau W., Zur Geschichte der deutschen Tierdichtung. Über Johann Sommers Lobrede auf die Martinsgans. Magdeburg 1609.

Hertel G., Die „Historia" des Möllenvogtes Sebastian Langhans betreffend die Einführung der Reformation in Magdeburg (1524). Der erste Teil bereits in dem Programm des Pädagogiums zum Kloster U. L. Fr. in Magdeburg 1881 erschienen, hier mit einigen Änderungen und Verbesserungen noch einmal abgedruckt.

Hertel G., Zur Geschichte des Klosters Berge. Handschriftliche Verzeichnisse der Lehrer und Schüler, für die Gelehrten- und Schulgeschichte des 18. Jahrhunderts nicht ohne Wert.

Zeitschrift des historischen Vereins für den Regierungsbezirk Marienwerder 31. Heft.

Treichel A., Steinsagen. Nachträge zu früheren Mitteilungen.

Treichel A., Sagen. Nachträge zu früheren Mitteilungen.

Schriften des Vereins für Meiningische Geschichte und Landeskunde 16. Heft.

Schmidt F., Johann Gerhardt in Heldburg.

Der Niederösterreichische Landesfreund III. 1.

Weihnachtsgebräuche im Waldviertel.

Calliano, Niederösterreichische Volkssagen.

Blätter des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich XVI. 110.

Höfer Fr., Die Volksnamen der Tiere in Niederösterreich.

Müller M., Gansrabe.

Niederlausitzer Mitteilungen 3. Band. 4. Heft.

Schlobach O., Eindrücke von dem Leben in Sorau zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

Beiträge zur Geschichte des Niederrheins. Jahrbuch des Düsseldorfer Geschichtsvereins. 7. Band.

Wachter, Briefe Friedrich Heinrich Jacobis über den Tod seiner Frau 1784. (Bereits veröffentlich in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1892). An J. A. v. Clermont zum Vaels, Düsseldorf 13. Februar 1784, an dessen Schwiegertochter und ältere Tochter, an Johanna Schlosser, geb. Fahlmer, Düsseldorf 25. Februar 1784.

H., Ein Neujahrsbrief von 1611. Ernst Markgraf zu Brandenburg (1583—1613) an Magdalena Sibilla (1587—1659), Gemahlin des Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen, Düsseldorf 4. Januar 1611.

Bloos, Soldatenlied von 1758. Bezieht sich auf ein kleines Gefecht zwischen Truppen der Observationsarmee in Westfalen und Franzosen, unterzeichnet Johann Christoph Rohr.

Fbr., Alte Sprichwörter.

Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen Jahrgang 1893.

Knoke K., Geschichte der Freitische an der Georg-Augusts-Universität zu Göttingen. Seite 40. Eine Eingabe der 2. und 3. Kurie der Osnabrückischen Stände, deren Inhalt und Form unschwer Justus Möser als Verfasser erkennen lasse. — Seite 135. Klagen der Studenten über die Freitische, und Beschwerden der Wirte über die Studenten.

Mitteilungen des Nordböhmischen Excursions-Clubs 16. Jahrgang. 4. Heft.

Nordböhmische Lokal-Sagen. XVI.

Neder E., Sagen und Gelöbnistage.

Richter E., Sagen aus Hortau und Umgebung.

Wiechowsky A., Sagen aus der Umgegend von Luh.

Blumentritt F., Natur und Sage.

Literarisches Jahrbuch. Central-Organ für die wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Interessen Nordwest-Böhmens und der deutschen Grenzlande Band 4.

Pudor H., Volksthümliche Kunst.

John A., Das Egerland und seine Dialectdichtung.

John A., Graf Clemens Zedwitz-Liebenstein. (Mit Abbildung.) Enthält einen kurzen autobiographischen Brief des Grafen vom 21. Juni 1893.

Peter J., Im Oberammergau des Böhmerwaldes. Schilderung des Höritzer Passionsspiels.

J—n [John], Vergessene Egerländer Schriftsteller (zur Erinnerung an Georg Helm und Braun v. Braunthal).

Biedermann Frhr. v., Brief Goethe's an Bergmeister Lößl. Entwurf eines Briefes: Weimar den 7. November 1822. Übersendet Mineralien. ! Frage um den guten Firnstein.

Goetheliteratur. (Mit Bezug auf Böhmen.)

Monatsschrift des Historischen Vereins von Oberbayern 3. Jahrgang Nr. 3.

Hartmann A., Aus Altmünchen. Ein Marienlied aus der Handschrift der Münchner Staatsbibliothek Cod. germ. 1001, wahrscheinlich im Jahre 1616 oder zwischen 1616 und 1620 entstanden.

Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz Heft 3.

Gander C., Frühlingsgebräuche in der Lausitz.

Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Neue Folge. Band 8 Heft 4.

Hartfelder K., Otto Brunfels als Verteidiger Huttens. Entstehung, Analyse, Charakteristik, Nachwirkung der Responsio pro Ulricho Hutteno defuncto ad Erasmi Roterodami Spongiam (Hutteni opera 2, 325—351) von dem Mainzer-Karthäuser Mönch Otto Brunfels. Hartfelder sprach die Hoffnung aus, demnächst das Leben Brunfels' an einem andern Orte ausführlich behandeln zu können.

Mitteilungen des K. K. Österreichischen Museums für Kunst und Industrie. Neue Folge 9. Jahrgang Nr. 97 (340).

Ilg A., Nachrichten über das Kunstleben am Wiener Hofe im 17. und 18. Jahrhundert. Auszüge aus den Personalakten des Obersthofmeisteramtes über Künstler und Kunsthandwerker jener Zeit. Berührt auch Arbeiten fürs Theater.

Reutlinger Geschichtsblätter. Mitteilungsblatt des Sülchgauer Altertumsvereins 5. Jahrgang Nr. 1.

Maier, Zur Geschichte der Lateinschule in Pfullingen (Schluß).

Archiv für Landes- und Volkskunde der Provinz Sachsen nebst angrenzenden Landesteilen III.

Größler H., Kiffhäuser und Wodansberg.

Straßburger E., Volkstümliche Bräuche und Aberglauben in Aschersleben.

Neujahrsblätter. Herausgegeben von der historischen Kommission der Provinz Sachsen 18.

Kawerau W., Eberhard Weidensee und die Reformation in Magdeburg.

Neues Archiv für die sächsische Geschichte Band 14.

Müller G., Zur Geschichte der Jesuitenkomödie.

Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte Band 23.

Wolff A., Bruder Lütke, ein vormaliger Bettelmönch, mit Proben seiner Poesien. Berichtigte Biographie des Stifters der Flensburger Gelehrtenschule Lütke Namensen (Ludolf Naaman) 1498—1575.

Mitteilungen des Historischen Vereins für Steiermark Heft 41.

Ilwof, Briefe Erzherzog Johanns an Karl Schmutz. Zwei Serien von 1820—1827 und von 1841—1859. Nicht blos für das wirtschaftliche, sondern auch für das geistige Leben Österreichs, besonders Oberösterreichs und Steiermarks sehr interessant. Schöne Zeugnisse für des Erzherzogs menschliche Teilnahme, wichtig für seine Biographie. Nr. 8. 15. Mai 1842 ist von einem Trauerspiel Sophonisbe die Rede, von unbekanntem Verfasser, das mit einer Widmung an den Erzherzog versehen zu Gunsten des abgebrannten Steyerdorf hätte gedruckt werden sollen: „Sophonisbe liest kein Mensch und die Widmung an mich wird, da das lesende Publikum von Trauerspielen klein ist, nicht viele bewegen, es zu kaufen." — Nr. 33. Wien 27. März 1848 politisch höchst wertvoller Brief, Mahnung zur Ruhe und Mäßigung . . . „Die Presse belehre, rathe, einfach, klar, wahr, verwirre nicht durch Doctrinen, rege nicht auf. Über das Vergangene Vergessenheit — der Geschichte es überlassend, wie und warum es so gekommen, darzustellen. Blicke man auf Gegenwart und Zukunft . . . . . die obscuren Werkzeuge, wie ein Pilat ꝛc. müssen außer Wirksamkeit von ihm [Ficquelmont] gesetzet werden; freysinnige an ihre Stelle . . . ." — Nr. 39. 4. Jänner 1854. Über seine Memoiren. „Da ich kein Geschäft habe, so habe ich mir eines gemacht, nemlich alle meine Papiere von meiner Geburt bis auf den heutigen Tag zu ordnen und sie als Beilagen einer Erzählung dessen, was ich erlebt, zu gebrauchen, so lebe ich in der Vergangenheit und verfolge die Spur, wie es zur Gegenwart gekommen ist, längst vergessene Dinge werden wieder lebendig und ich bekomme Gelegenheit, manch verdientem Manne, dessen Name kaum mehr bekannt ist, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Hätte ich so eine Fähigkeit im Schreiben wie unser ausgezeichneter FZM. von Schönhals, so könnte das ganze höchst interessant werden, so aber wird es nur mit meinen Ansichten begleitetes geordnetes Material, aus welchem einst etwas werden kann."

Ostermayer A., Beiträge zur Geschichte der Volksschule in der Nordoststeiermark.

Lang F., Ein Grazer Kalender für das Jahr 1594 in der Vaticanischen Bibliothek in Rom. Nach der Vermutung des Herausgebers von J. Kepler für den erzherzoglichen Hof in Graz angefertigt.

Gedenkbuch des Historischen Vereines für Steiermark.

Ilwof F., Karl Gottfried Ritter von Leitner. Eine sehr reichhaltige Biographie mit Benutzung von Familienpapieren und Briefen. Seite 195 wird ein Operntext „Leonore" erwähnt, den er nach Bürgers Ballade verfaßte, wozu Hüttenbrenner die Musik schrieb, 22. April 1835 zum ersten Mal in Graz aufgeführt. Seite 217 ein Brief Gustav Schwabs an Anastasius Grün über Leitners Gedichte und ein anderer von demselben an Leitner 18. November 1835. — Theodor Storm an Leitner 25. April 1881. — Seite 219. Wichtige Beiträge zur Geschichte der vormärzlichen Zensur. — Seite 222. „Sehr ansehnlich ist Leitners literarischer Nachlaß: ein Band „Jugendpoesien aus den Jahren 1816 und 1817", zahlreiche Novellen, ein Band „Zeitgedichte und Nachklänge", das Trauerspiel „König Tordo" von dem 1833 ein „Abriß" in Druck erschien; das Trauerspiel „Der Richter von Galway"; Entwürfe, Scenarien, und ausgearbeitete Scenen dramatischer Werke: „Medea's Heimkehr", „Friedrich der Streitbare", „König Birger", „Johann Huß", „Achmed" (Operntext), „Damian Juda, der Rektor von Ragusa" u. A.; sodann druckfertig zusammengestellt Johann Georg Fellingers Gedichte (2. Ausgabe) und Karl Schröckingers Dichtungen; endlich umfangreiche Vorarbeiten zu einem steiermärkischen Schriftsteller-Lexikon." — Seite 223. „Verzeichnis von Leitners

im Druck erschienenen Dichtungen und wissenschaftlichen Publikationen." — Seite 227. „Musikalische Kompositionen zu Leitners Gedichten."

Neue Mitteilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen. Im Namen des Thüringisch-Sächsischen Vereins Band 18. Der zweiten Hälfte 1. Heft.

Thonemann K., Mitteilungen über Arnold Mengering's Bußpredigten 1641—42. Mengering, geb. zu Halle 1596, wirkte von 1640 bis zu seinem Tode 1647 in seiner Vaterstadt und hielt bei der ersten Visitation des Kirchen-, Schul-, Hospital- und Armenwesens in Halle und im Saalkreise 1641—42 fünf aufsehenerregende Predigten, die er durch eine ältere sechste aus dem Jahre 1626 vermehrt, drucken ließ.

Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn Band 3 Heft 3/4.

Versényi G., Deutsche Kinderreime aus der Gegend von Körmöczbánya (=Kremnitz).

Herrmann A., Aus dem Dobsinaer Volksglauben. (Dobsina = Dobschau).

Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde. Herausgegeben von dem Verein für Geschichte und Altertumskunde Westphalens Band 51.

Darpe F., Die Anfänge der Reformation und der Streit über das Kirchenvermögen in den Gemeinden der Grafschaft Mark. Amtliche Berichte des 17. Jahrhunderts (Schluß). 8. Blankenstein und Hattingen. 9. Amt Wetter. 10. Schwerte. 11. Neuenrade. 12. Plattenberg. 13. Bochum.

Detmer H., Ungedruckte Quellen zur Geschichte der Wiedertäufer in Münster I. Akten und Notizen aus dem königlichen Staatsarchiv zu Münster.

Bahlmann P., Die Wiedertäufer zu Münster. Eine bibliographische Zusammenstellung. 1. Literaturverzeichnisse. 2. Urkundensammlungen. 3. Abhandlungen, Urkunden etc. 4. Dichterische Bearbeitungen.

Schwieters J., Auszug aus einer Rechnung der Stadt Ahlen vom Jahre 1527/28. Darin auch Ausgaben für die Schule, Ausgaben an wandernde Musikanten.

Richter W., Die „vom Teufel Besessenen" im Paderborner Lande unter der Regierung des Fürstbischofs Theodor Adolf von der Reck und der Exorcist P. Bernhard Löper S. J. Wichtigste Quelle: ein handschriftliches Werk der Theodorianischen Bibliothek „Fragen über die Besessenen", in dem Löper gegen seinen Widersacher verteidigt wird und das Richter diesem selbst zuschreibt.

Sauerland H. V., Drei das erste Auftreten des Protestantismus in der Stadt Paderborn betreffende Urkunden.

Wiener Almanach. Jahrbuch für Literatur, Kunst und öffentliches Leben 1894.

Bauernfeld E. v., (Aus dessen Nachlaß). Tagebuch-Gedanken. Aphorismen. Darunter: „Von den Klassikern kann man sagen: Gott war in ihnen; von den Romantikern: Sie sind in Gott."

Alt-Wien. Monatsschrift für Wiener Art und Sprache.

2. Heft. Aus Hochw. Prof. Maretas „Proben eines Wörterbuches der österreichischen Volkssprache".

2./3. Heft. Prisching R., Über Quellen zu Raimunds Zauberspielen.

Wiener Kommunal-Kalender und Städtisches Jahrbuch 32. Jahrgang.

Glossy K., Aus Karoline Pichler's Nachlaß. Briefe an Karl Streckfuß (1806—1828). „Von ihrer umfassenden Korrespondenz mit Zeitgenossen ist nur mehr ein geringer Teil vorhanden, darunter Briefe von Grillparzer, Hormayr, Ladislaus Pirker und Karl Streckfuß." Die

Briefe enthalten vieles für Karolines Leben und Dichten, aber auch allgemeineres. I. 21. April 1806. — II. 16. Mai 1806. — III. 20. und 21. August 1806, Arbeit am Agathokles; damalige Stimmung in Wien. — IV. 31. Jänner 1807, Urteile über Dichtungen von Gries, Stephan Schütze, Louise Brachmann; „Sehr schön ist . . . das posthume Werk Hubers . . . das Lustspiel der natürliche Sohn und wie viel natürlicher als Göthens natürliche Tochter. — V. 19. März 1807. — VI. 9. Junius 1807. Über Collin, Hormayr, Werner; „Ist es wahr, daß Göthe nach Wien kommen wird." — VII. 8. März 1808. Agathokles. Ausführliches Urtheil über Frau von Staël und A. W. Schlegel. „Die Frauen — fühlen ein zärtliches Mitleid mit dem interessanten Unglücklichen . . . . . . und bedauern ihn wie einen verzauberten Prinzen, den eine böse Fee mit sich gefangen herumführt. Sie finden ihn melancholisch — gebeugt durch seine abhängige Situation. — Ich finde das Alles nicht, und wenn man ihn so gegen mich beklagt, sagte ich immer, es käme nur auf ihn [an] diese goldne Sklaverey mit einer beschränkten, aber freyen Existenz zu vertauschen, die einem Manne wie Schlegel nirgends in Deutschland entgehen könnte, und so kann ich ihn unmöglich bedauern. Ich finde keine Spur von Anomalie in seinem Wesen, wohl aber etwas Ungleiches — launenartiges in seinem Betragen, das ich nicht besser als mit dem französischem Worte journalier zu bezeichnen wüßte. Er ist ein artiger Mann, der mehr Ton hat, als die Professoren und Gelehrten gewöhnlich zu haben pflegen — ich achte seine Talente ungemein hoch, aber ich fühle mich durch sein Betragen — obgleich ich über keinen Mangel von Achtung gegen mich klagen kann — eher abgestoßen, als angezogen, sowie durch das seiner Freundinn vielmehr angezogen und recht herzlich gegen sie geneigt." Collins Mäon. — VIII. 22. Mai 1808. Charakterisiert die Vorlesungen A. W. Schlegels. Friedrich Schlegel wird erwartet. „Auch Böttiger soll nach Wien kommen und sogar Göthe. So fangen denn die Norddeutschen an zu glauben, daß wir in unserm Süden doch nicht ganz und gar Hottentotten sind, und etwas Besseres zu würdigen und zu thun verstehen als Schiller meint, wenn er sagt: Immer ist Sonntag und stets dreht sich der Braten am Spieß." Über Collins Anschluß an Schlegel und die Romantiker. — IX. 10. September 1811. Collins Tod. Die Besuche Böttigers und Lafontaines. — X. 6. November 1815. Klagen über die Theuerung in Wien. — XI. 26. Jänner 1828. Dante. Manzoni. Bronikowski. Hypolit Boratinsky. „Schweden in Prag." „Wiedereroberung Ofens im Jahre 1686." Wichtige Schilderung der sozialen Verhältnisse Wiens. „Um mich herum wird es aber viel stiller als es einst war, das ist zum Theil Folge unserer Bequemlichkeit . . . zum Theil Folge der allgemein fühlbaren Abnahme an Sinn für gesellige Freuden und freundschaftliche Mittheilung, wovon wieder der zunehmende Luxus, und die durch Polizeyanstalten verbreitete Ängstlichkeit Ursache ist. Das Gespräch wird hiedurch genirt, man unterdrückt seine Gedanken, weil man nicht weiß, wer da vielleicht aufhorcht und berichtet, und viele Menschen, besonders Männer, meiden deßwegen die gemischten Gesellschaften, bleiben zu Hause, gehn ins Theater oder spielen Karten."

Zürcher Taschenbuch. Neue Folge Band 17.

Baechtold J., Briefe von Joh. Georg Schultheß an Bodmer. 9 Briefe, mit Ausnahme des letzten von seiner deutschen Reise 1749 und 1750. Wichtig für die Wechselwirkung zwischen Deutschland und der Schweiz. 1. Berlin 27. September 1749. L. F. A. Dilthey in Nürnberg. Rost und Liscov in Dresden verfehlt. Le Maitre, Roßmann, Huth in Erlangen. Boller in Bayreuth. Leipzig: Gellert „dieser Mann von sanftem und angenehmem Wesen,

Wie ein Bach der sittsam fortwallet, und nur an einigen Stellen kleine, lieblich murmelnde Wellen wirft, so ist Gellerts stiller Umgang mit Scherz und Satire haushälterisch untermischt. Über Schlegels Tod. Über Gottlieb Fuchs. Rabener. Gellert und Rabener über Klopstock. Kästner. Ernesti. Christ. Kästner über Gottscheds altdeutsche Studien. Rothe. Konrad Arnold Schmied, über dessen Gesänge vom Weltgericht. — 2. Berlin 10. Oktober 1749. Bei Maier in Halle, bei Lange in Laublingen, ausführlich über dessen Horazübersetzung, über Langes eigene Dichtungen, Streitigkeiten und schriftstellerische Pläne. Über Sulzers Damon. — 3. Berlin 29. Oktober 1749. Lange. Bodmers Noah und Pygmalion. Besuch bei Cramer in Cröllwitz, wo auch Johann Adolf Schlegel, von dem eine überschwänglich preisende Charakteristik gegeben wird. Über den „Schutzgeist" und die schweizerische Kritik darüber. — 4. Über den Druck des Noah. Urteile darüber. Kleist. „Sein Frühling ist in Ramlers Händen, er putzt und vermehrt schon lang daran und macht noch keine Hofnung, daß er ihn vor einem Jahr herausgeben wolle. Die Verse können ihm kaum musicalisch und symphonisch genug seyn. Er ist Kleists und Gleims bevollmächtigter Criticus. Die 2. Edition von Gleims Liedern ist auch ihm übergeben. Er hat den ersten Theil durchgesehen, einige Stücke weggeschmissen und in den übrigen sehr vieles zu ändern gefunden, daß sie fein, fließend und sittsam genug herauskommen." Anekdoten über Gottsched. — 5. Berlin 7. Februar 1750. Berliner Urteile über den Noah. Über die erste Auflage des Frühlings. Über Ramlers Ode auf einen Granatapfel. — 6. Berlin 10. März 1750. Noah. Ramlers und Mylius' Kritiken darüber. „Mit dem Musäus bin ich fertig bis aus Poliren." — 7. Berlin 1. Mai 1750. „Ich wünschte, daß mir die Müh an Musäus eine Zubereitung wäre, den Homer zu übersetzen." Sack über Noah. — 8. Nördlingen 18. Juli 1750. Auf der Rückreise mit Klopstock. Nachschrift von diesem selbst. — 9. Stetford 9. April 1752. Schildert seinen neuen Aufenthaltsort.

Neujahrsblatt, herausgegeben von der Stadtbibliothek in Zürich auf das Jahr 1894.

Brun K., Gottfried Keller als Maler.

Deutsche Rundschau 1894.

Januar bis März. Hanslick E., Aus meinem Leben. R. Wagner. Laube. Brahms. Seite 69 Bauernfeld über die Aufführung eines seiner späteren Stücke. Seite 264. Anekdote über Rossinis Verhältnis zu Wagner. Seite 273. Ein Ausspruch August Försters als Direktor des Leipziger Theaters: er könne es nicht wagen dem sittenstrengen Leipziger Publikum eine so anstößige Person wie Carmen vorzuführen.

Januar. Ein Amerikaner über Herman Grimm (The Real and Ideal in Literature. By Frank Preston Stearns. Boston).

Februar bis März. Baechtold J., Gottfried Keller in Heidelberg und Berlin. Nach den Briefen: II Berlin 1850—1855. Aus dem zweiten Band der Biographie.

März. Grimm H., Erinnerungen und Ausblicke. Vorwort zur fünften Auflage der Vorlesungen über Goethe.

Nord und Süd 68. Band Heft 202. Januar 1894.

Bormann W., Wilhelm Hertz. Eine Überschau seines Lebens und Dichtens (mit einem Porträt in Radirung).

Duboc J. Justus Möser, † 8. Januar 1794. Ein Erinnerungsblatt.

Schulz E. Cagliostro und Konsorten. Skizze.

Berger A. E., Volksdichtung und Kunstdichtung.

Deutsche Revue über das gesamte nationale Leben der Gegenwart Jahrgang 19. 1894.

Januar bis März. *Poschinger H. v., Lothar Bucher. VI. Im Ruhestande in Berlin 15. Mai 1886 — Frühjahr 1890. VII. Von Friedrichruh bis Glion Mai 1890 — Oktober 1892. Mit zahlreichen Briefen Buchers an Poschinger, Übersetzung eines Briefes von Mazzini an Bucher. Viele Mittheilungen über Bismarck, Aussprüche von diesem über Bucher. Verzeichnis von Buchers späteren Aufsätzen. Seite 73 f. Gespräch über Lasalle. Verhandlungen über eine Gesamtausgabe von Lasalles Werken. Poschinger bekennt sich als Verfasser des Buches Lasalles Leiden, das in 4 Auflagen vorliegt. Im Briefe vom 16. Juni 1889 eine Charakteristik des damaligen Eigentümers der Nationalzeitung Dr. B. Wolff.

Januar. Binswanger R., Karl Stauffer-Bern, eine psychiatrische Studie. Gegen Otto Brahm.

Februar. Ungedrucktes aus dem Nachlasse von David Friedrich Strauß. I. Zu Goethes „Elegie" (von Marienbad) 20. und 21. Januar 1867. Liebevolle Analyse des Gedichts, in welchem er aber das Zittern der Greisenhand bereits erkennt in dem Sprunghaften und Gebrochenen des Verlaufs, in der geistig-sittlichen Fassung der Liebesempfindung, in einigen Härten, Geschrobenheiten und prosaischen Ausdrücken und im Versmaße, das er als eine Stanze auffaßt, die gleichsam um ein Stockwerk zu niedrig ist.

Preußische Jahrbücher Band 75.

Heft 1. Dilthey W., Die Glaubenslehre der Reformatoren, aufgefaßt in ihrem entwickelungsgeschichtlichen Zusammenhang. Der Aufsatz ist aus einer Reihe von Abhandlungen über das natürliche System der Geisteswissenschaften im Archiv der Geschichte der Philosophie Band 6 Heft 3 und 4 entnommen und erscheint hier mit einigen erläuternden Zusätzen.

Harnack O., Eine neue Faust-Erklärung. Besprechung Baumgarts. Zieht zur Beurteilung des Erdgeistes Graffunders Aufsatz im 68. Band der Preußischen Jahrbücher und Umfrieds Buch heran. Das Schema der Weimarischen Ausgabe 14, 287 setzt Harnack nach wie vor ins Jahr 1788 und verteidigt diese Ansicht gegen Pniower und Baumgart.

Heft 2. Lorentz P., Lebensweisheit im zweiten Teil des Goetheschen Faust. Gibt eine übersichtlich geordnete Darstellung und Würdigung der zahlreichen in sententiöser Form ausgesprochenen Gedanken nach folgenden Gesichtspunkten: I. Staat und Regierung. II. Alte und neue Generation, vorzüglich in der Wissenschaft. III. Frauen-Schönheit. Liebe. IV. Allgemein Menschliches: 1) Menschen-Wohl und -Wehe. 2) Menschliches Streben und Ringen (faustisches). Der Verfasser sieht diese Aussprüche als etwas für alle Zeiten Bleibendes an. Die Paralipomena sind verwertet. Parallelstellen aus den Sprüchen in Prosa und aus andern Werken. Zu den Versen des pater seraphicus Kollosser 3, 14; zu V. 11424—31 Horaz Carmina II 16, 21—24 und III 1, 36—40; zu 6272—74 Plato Theatet 115d, zu 11936 f. Jakob. 1, 25.

Nitzsch F., Die romantische Schule und ihre Einwirkung auf die Wissenschaften, namentlich die Theologie.

Heft 3. Rößler C., Kuno Fischers Geschichte der neueren Philosophie.

Lenz M., Luthers Lehre von der Obrigkeit.

Kuhlenbeck L., Luigi Tansillo und Giordano Bruno.

S., Karl Freiherr von Fircks, Ein deutscher Dichter. Proben von den Gedichten dieses baltischen Dichters 1828—1871 aus Anlaß des Baltischen Dichterbuches.

Westermanns Monatshefte Jahrgang 38. März 1894.

La Mara, Zur Erinnerung an Robert Franz. Briefliches und Mündliches von ihm. Berührt uns hier wegen mehrerer Aussprüche von Franz über das Wesen der Lyrik und der Kunst überhaupt, besonders in dem wichtigen Brief vom 8. Februar 1872, der bisher nur in starker Verkürzung bekannt war.

Freie Bühne Neue deutsche Rundschau Jahrgang 5. Heft 1.

Panizza O. Die Haberfeldtreiben im bayrischen Gebirge; Seite 51 f. Haberertexte.

Vom Fels zum Meer 1893/94. Heft 7.

Stern A., Peter Cornelius, der Dichter-Componist. Ein Lebensbild.

Heimgarten 18. Jahrgang 1894.

Jänner. Grasberger H., Neues Leben, neue Literatur und Kunst. Vortrag.

Reiterer K., Volksaberglaube. Aus den Donnersbacher Bergen.

März. Ein Liebesbrief Gottfried Kellers. Abdruck aus Baechtold, Kellers Leben 1, 273 ohne Quellenangabe.

Österreich.-Ungarische Revue Jahrgang 8. Band 15. Heft 3.

Reissenberger K., Ein siebenbürgisch-sächsischer Dichter. Michael Albert geboren 21. Oktober 1836 zu Tappold, † 21. April 1893 zu Schäßburg. Nekrolog.

Ungarische Revue 1894. Heft 1—2.

Bauch G., Valentin Eck und Georg Werner. Zwei Lebensbilder aus der Zeit der Besitzergreifung Ungarns durch die Habsburger. Valentin Eck, geboren um das Jahr 1494 in Lindau, 1508 in Leipzig, in Krakau setzt er die Studien fort. Sommer 1513 Baccalaureus der Philosophie, Humanist, mit Rudolf Agricola jun. befreundet, dessen Schüler, vertritt dessen Stelle 1514—15; hat spätestens 1516 Krackau verlassen, 1517 nach Bártfa (Bartfeld in Ungarn) Vorgänger Stöckels. 1521 in Ofen, 1522 wieder in Bártfa als Stadtschreiber; zuletzt 1544 nachzuweisen. Humanistischer Dichter.

Deutsch G., Die Einführung und Pflege des staatswissenschaftlichen Studiums an den österreichischen Universitäten. Nach den Quellen dargestellt.

Schweizerische Rundschau Jahrgang 4.

Nr. 1/2. Stammler J., Johann Georg Müller, Architekt und Dichter (1822—1849).

Waldmann F., Karamsin in Bern 1789. Nach den „Briefen eines russischen Reisenden."

Nr. 2. Herzog J. A., Die Frage der Katharsis in der Poesie und der bildenden Kunst.

Nr. 3. Vetter F., das schweizerische Haus im Reformationszeitalter. Vortrag.

Westöstliche Rundschau.

Nr. 1. Eschstruth N. v., Der Seeadler. Eine heitere Erinnerung an Josef Viktor von Scheffel.

Peschel E., Handschriftliches aus dem Körner-Museum zu Dresden. Übersicht über das Archiv. Briefe und Gedichte von Theodors Vater. Proben von Theodors deutschen und französischen Jugendgedichten. Verzeichnis seiner ungedrukten Dramen und Opern.

Nr. 2. Gottschall R., Schiller und die neuere Dichtung.

Nr. 4. Düntzer H., Goethes Vater.

Deutsche Worte 15. Jahrgang. 1. Heft.

Schwann M., Leopold Jacoby.

Stimmen aus Maria-Laach Jahrgang 46. Heft 3.

Baumgartner A., Deutsche Bildung und Wissenschaft im 16. Jahrhundert.

Der Kyffhäuser Jahrgang 8. Märzheft.

Der Beunsnarr in der deutschen Satire des 16. Jahrhunderts.

Der Katholik 3. Folge. Band 9.

Januar. Paulus N., Johann Winzler, ein Franciscaner des 16. Jahrhunderts.

Februar. Paulus N., Conrad Kling, ein Erfurter Domprediger des 16. Jahrhunderts.

März. Die Drangsale norddeutscher Frauenklösterr in der Reformation.

Revue des Deux Mondes Februar 1894.

1. Michelet J. En Allemagne. 1842. Sehr interessante Tagebuchaufzeichnungen. Stuttgart: les portraits de Schelling et d'Hegel dont les deux têtes apparaissent comme affirmation et distinction; affirmation forte, vivante, léonine, distinction haute et pleine d'un génie superbe et subtil qui ne serait sympathique qu'aux idées. La tête de Schelling conviendrait à toute grande force, celle d'Hegel ne convient qu'au grand penseur. . . . . A neuf heures, je vais voir une autre grande force de l'Allemagne Uhland, le Minnesinger souabe. Il m'apparaît comme le vieux Goerres, un Allemand primitif: cheveux et barbe incultes et rudes comme les *rohe Alpen* du Schwartz-Wald, narines pleines d'aspiration, soufflantes comme seraient celles du vieux Danube; épais sourcils blonds, les yeux d'un bleu gris, fort sauvages; tête en avant, avec un mouvement de sanglier, la face rouge et sanguine, l'élan colérique du lyrisme. Peu familiarisé avec notre langue, Mme. Uhland, qui a été belle et reste gracieuse, nous sert souvent d'interprète. Le français est ici langue de femme, j'en ai déjà fait plusieurs fois l'expérience. Je m'adresse pour tant à mon sanglier pour savoir ce qu'il pense de la France: „Avez vous vu Paris? — Du temps de Napoléon.“ Rien de plus. Ce laconisme contient un monde .... Les paysans, me dit M. Schwab, poète agréable et facile en même temps que prédicateur, lisent Strauss; les hégéliens terroristes veulent signer leur abjuration de toute religion. Il est très effrayé de ce mouvement .... La guerre est ici, celle des idées, allumée entre les partisans de Kant et ceux de Leibniz; de Goethe et de Schiller. Le père de M. Schwab, qui a cinquante ans de plus que son fils, lui a fait jurer haine éternelle à Kant sur un volume de la *Raison pure*. Le terrible critique de Goethe, l'historien de la littérature allemande, Wolfgang Menzel, que je vais voir, homme fin, spirituel, réservé, — peu ami de la France, — essaie de la caractériser par des formules tranchantes: „Germanique jusqu'à Louis XIV, romaine depuis.“ Sans autre réponse qu'un demi — sourire, je le ramène à ses travaux. .... Pour me reposer de mes courses, je lis Uhland. Ma première impression ne m'a pas trompé, c'est bien le véritable minnesinger. Rien de moins, rien de plus. Il appartient au moyen âge dont il n'a ni le mysticisme, ni l'esprit symbolique. Je vibre tout autrement avec Rückert. Ceci est si allemand, que ce n'est plus allemand; c'est par-dessus l'Allemagne, dans la région élevée où elle se lie à l'Orient. Philosophie, poésie, érudition orientale, toutes les harmonies mêlées dans une mélodie puissante: concentration du monde même . . . . München: Hélas! qu'est devenu le beau Goerres, *a guisa de leone quando si posa?* Je le retrouve maigri,

veilli, mystique au delà du possible. Nous n'avons plus guère de langue commune. Je m'entends mieux avec un grand beau prêtre qui se dit son disciple. Intelligent et doux, si fin qu'il n'a plus l'air d'être fin, il suit le mouvement, le progrès, lit tout et témoigne un véritable bonheur de pouvoir causer avec moi des *Templiers* dont il s'occupe aussi.

Böhmens deutsche Poesie und Kunst 4. Jahrgang.

2./3. Heft. Maschek F., Mitteilungen aus meinem Leben.

Richter F., Mein Lebensgang.

4./5. Heft. Taubmann J. A. (Alfred von Schützenau). Aus meinem Leben.

Deutsche Dichtung Band 15.

8. Heft. Bayer J., Die deutsche Dichtung und das deutsche Haus.

9./10. Heft. Franzos K. E., Gutzkows „Therese". Mit ungedruckten Briefen der Therese von Bacheracht. Eine authentische Darstellung des leidenschaftlichen Verhältnisses Gutzkows zu Therese von Bacheracht auf Grund von Briefen Thereseus an eine Freundin Thekla Weber in Bonn. Wichtiger Beitrag zu Gutzkows Lebensgeschichte. Die Wirklichkeit steht zu Gutzkows Darstellung in den Rückblicken im schroffsten Gegensatz.

12. Heft. Fulda L., Mein Erstlingswerk?

[Franzos K. E.] Bunte Reihe. Ungedruckte Briefe von J. Chr. Fr. Haug, Josef Freiherrn von Hormayr, Helmina von Chézy, Eduard Devrient, Georg Herwegh und Karl Beck. Ein gereimter Scherzbrief von Haug an seinen Schwager, Stuttgart 11. Januar 1786. — Hormayr an Deinhardstein, Brünn 16. Dezember 1816. Dank für übersandte Dichtungen. Die Freundschaft mit dem berüchtigten Censor „meinem lieben Rupprecht" erwähnt. Betonung seiner streng nationalen Richtung in Geschichte, Kunst und Wissenschaft. Empfiehlt als poetischen Stoff: Salm und Rogendorf; vor allem aber „jenen langwierigen Gegenstand seiner Forschungen — aller Fürstinen Unglückseligste — Margarethe, Ottokars Gemahlin, verlassen und verstoßen um der reussischen Kunigunde, um jener Lady willen, die diesen Macbeth zur That des Verderbens wider Rudolf von Habsburg aufstachelte". Der Herausgeber hat die Wichtigkeit dieses Briefes nicht erkannt. Da Deinhardstein damals mit Grillparzer nahe befreundet war, so ist eine unmittelbare Wirkung auf diesen anzunehmen, obgleich Hormayr allerdings ähnliches auch in gedruckten Aufsätzen ausgesprochen hat. Gegen Schluß des Briefes ist „Dank" statt Druck zu lesen. — Helmina v. Chézy an Deinhardstein, Possenhofen bei Starnberg 2. Junius 1832 empfiehlt ihm ein Drama „Otto" ihres Sohnes Wilhelm zur Aufführung . . . Sie sind ja ein wahrer Dichter . . . Goethe und Sie gehören zu den wenigen, für welche Geschick und Glück nicht blind gewesen, und in des Verklärten Seele war Sonne und Heimath für Kunstblühen des Genius. Von derselben an denselben Genf 18. Februar 1853. Ein traurig resignirter Brief der Erblindeten und Vereinsamten, die sich selbst schon eine Sterbende nennt, mit wehmütigem Rückblick auf ihre Wiener Zeit. „Ich habe sehr Unrecht gethan, mich von Wien weglocken zu lassen. — Eduard Devrient an Bauernfeld, Karlsruhe 21. September 1867. Über die Aufführung des Stückes „Aus der Gesellschaft." — Georg Herwegh an Karl Beck, Zürich 3. Januar 1866, unbedeutend. — Zwei Briefe von Karl Beck an eine befreundete Wiener Familie, Wien 17. September 1857 und der zweite bald darauf, wie der vorige Beweise seiner armseligen Lage.

Blätter für literarische Unterhaltung 1894.

Nr. 10. Krauß R., Zum Briefwechsel zwischen Schwind und Mörike. Einer der bei Baechtold fehlenden Briefe Mörikes an Schwind hat sich dadurch

erhalten, daß Mörike eine Abschrift davon an Hartlaub sandte, Lorch 18. Juli 1868; hauptsächlich über die Zeichnungen zur schönen Lau. Schildert die Entstehung der Ballade „Schön Rothtraut", welche einer plötzlichen Eingebung zu verdanken sei. „Ich stieß einmal — es war in Cleversulzbach — zufällig in einem Fremdwörterbuch auf den mir bis dahin ganz unbekannten altdeutschen Frauennamen. Er leuchtete mich an als wie in einer Rosenglut, und schon war auch die Königstochter da. Von dieser Vorstellung erwärmt, trat ich aus dem Zimmer zu ebener Erde in den Garten hinaus, ging einmal den breiten Weg bis zur hintersten Laube hinunter und hatte das Gedicht erfunden, fast gleichzeitig damit das Versmaß und die ersten Zeilen, worauf die Ausführung auch wie von selbst erfolgte." Dann einzelne Auszüge aus den Briefen an Hartlaub über die Korrespondenz mit Schwind und über Schwinds Besuche. Ein Besuch Ende März 1867. Verse als Aufschrift auf eine Blumenvase für Schwinds zweite Tochter Maria 1867 „Wie mag ich armer Topf aus Erden ꝛc." Einen zweiten Besuch schildert der Brief an Hartlaub vom 30. November 1868. Darin mehreres höchst Charakteristische. „Er ist allerdings ein unruhiger Gast, der einen auch ziemlich in Atem erhält. In seinem Wesen liegt eine gewisse Gewaltthätigkeit, von welcher die Meisten wohl scheu zurückweichen. Das Genialische an einem Menschen aber hab' ich nicht so leicht wie bei ihm empfunden." Eine lustige Anekdote, wie dem Schlafenden der Kater auf den Bauch sprang. „Er ist seit einem Jahr noch um drei Fingerbreit dicker geworden. Ich mußte heimlich lachen, als er so gleichgültig hin sagte: „Man hat mir auch die Bantingskur geraten, wegen mein bissl Bauch, ich hab' aber 'dacht: es thut sich schon noch."

Die Grenzboten 1894.

Nr. 3./5. Collin J., Die Weltanschauung der Romantik und Friedrich Hebbel.

Nr. 5. E. G. [Eugen Guglia]. Zur Charakteristik Goethes als Politiker; zieht in Anknüpfung an Lorenz die Briefe Goethes vom 26. Juli 1782 an Joh. v. Müller mit seinem Urteil über Kaiser Josef und den Nutzen der Geschichte fürs Leben und den Brief vom 9. August 1782 an Lavater über die Wertschätzung und die Notwendigkeit der Aristokratie heran.

Nr. 7. Georg Forster.

Das Magazin für Litteratur 63. Jahrgang.

Nr. 1—9. Nietzsche F., Über die Zukunft unserer Bildungs-Anstalten. Sechs, im Auftrag der „Akademischen Gesellschaft" in Basel gehaltene öffentliche Reden.

Nr. 2. Schmidt E., Justins Kerner. Besprechung des Buches von Theobald Kerner.

Nr. 3./5. Lemmermayer F., Friedrich Hebbel und die Familie Rousseau. (Ungedruckte Briefe). — VIII. An Mademoiselle Ch. de Rousseau. Paris den 17. August 1844. Geldgeschäfte, Dedication der Maria Magdalena an den König von Dänemark. Über die Bemühungen, in Erlangen zum Doktor der Philosophie ernannt zu werden. Will am 1. September von Paris fort nach Rom. Über das Gedicht „Thorwaldsen". — IX. An dieselbe, undatirt. Aus Wien nach seiner Verlobung. Kurzes „Inhalts-Verzeichnis" der letzten anderthalb Jahre. Italienische Gedichte. Wiener Anfänge. Enthusiastische Charakteristik Christinens. Über Maria, Magdalena, Julia, Diamant. — X. An Regierungsrath Dr. v. Rousseau Wien 6. Juny 1846. Vermählungsanzeige. Dank für die Vermittlung des Doktordiploms und des Darlehens. Erinnerung an den Sohn. Bekenntnis seines Glückes. „Und gewiß bin ich jetzt so glücklich geworden, als ich seyn kann. — XI. 6. Juni 1876 [1846]. Nachricht von der Verheiratung. Über Maria Magdalena. Über die Hindernisse die

den Aufführungen seiner Dramen im Burgtheater im Wege stehen. — XII. 26. November 1849. Über Herodes. Rubin. Die Redaktion des Feuilletons der Reichszeitung. „Freilich stört mich das im Hervorbringen und wenn man, wie ich, noch Dutzende von großen Dramen im Kopfe hat, sollte man die Zeit für den höchsten Schatz halten."

Nr. 5. M. R. [Max Rubensohn?] Einhering liebt eine Auster. Verfolgt sehr hübsch an Scheffel anknüpfend ein Epigramm des Antiphilos aus Byzanz, das Alciato in seinen Emblemata 1534 aufnahm, durch die beiden Übersetzungen des Wolfgang Hunger 1539 und Jer. Held. 1566.

Die Zukunft Band 6. Nr. 26.

Nietsche F., Gedichte und Epigramme.

Historisch-politische Blätter Band 63.

Heft 2. Fack F., Die Bürgermeister G. Agricola und J. Haß. Der erste war Mineraloge, der andere Oberstadtschreiber im Sächsischen.

Heft 3. Paulus N., W. Seidl. Ein bayerischer Gelehrter des 16. Jahrhunderts.

Der größte schweizerische Philanthrop. Der Kapuziner P. Theodosius.

Heft 3/5. Die Kelchbewegung in Bayern unter Herzog Albrecht V.

Heft 4. Neue Aufgabe zur Luther-Forschung. Polemik gegen Koldes Biographie.

Heft 7. Der Franziskaner Stephan Fridolin. Ein Nürnberger Prediger des ausgehenden Mittelalters.

Halte was du hast. Zeitschrift für Pastoraltheologie XVII, 5.

Riggenbach B., Eine bisher unbekannte Kirchenordnung aus dem 16. Jahrhundert.

Protestantische Kirchenzeitung für das evangelische Deutschland 1894.

Nr. 3. Dorneth J. v., die Jesuiten und die Gegenreformation.

Nr. 10, 11, 12. Fritsche M., Schopenhauer und die pessimistischen Züge im Alten Testament.

Globus LXVI Nr. 1. 2.

Schultheiß Fr. G., Das Geographische in Hartmann Schedels Liber chronicarum 1493.

Der Kunstwart Jahrgang 7.

7. Heft. Tempo und Energie des dichterischen Schaffens.

11. Heft. Eine große lyrische Form?

Wochenberichte für Kunst, Kunsthandel und Kunstgewerbe 1894.

Hildebrandt P., Die Kunst, das Stiefkind der Gesellschaft.

Literarische Rundschau für das katholische Deutschland 20. Jahrgang. Nr. 1.

Jostes, Recensionen der Xenien. Die literarische Ekliptik (Nr. 95 ff.) habe ihren äußeren Anstoß vielleicht erhalten durch ein damals gelesenes Buch. „Der politische Tierkreis oder die Zeichen der Zeit." — Nr. 286. erinnere stark an Lichtenbergs Ausspruch: Er wunderte sich, daß den Katzen gerade an der Stelle zwei Löcher in den Pelz geschnitten wären, wo sie die Augen hätten.

Burschenschaftliche Blätter Wintersemester 1893/94. Nr. 11.

Kopp A., Etwas über das Lied „O du lieber Augustin." Bekämpft Beermanns und Trippenbachs Behauptungen über den Ursprung dieses Liedes und giebt einen Text des Augustinliedes und ein Gegenstück dazu aus volksmäßigen Liederdrucken von der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts.

Beilage zur Bohemia 1894.

Nr. 45/61. Spielhagen F., Erinnerungen aus meinem Leben. Die Zeit der „Problematischen Naturen." Der Ritt über den Bodensee.

Nr. 61. Erinnungen an Nicolaus Lenau. Aus den Erinnerungen einer Stuttgarterin im Stuttgarter Neuen Tagblatt.

Nr. 79. A. K. [Alfred Klaar] Ludwig August Frankl. Ein Gedenkblatt.

Allgemeiner Anzeiger für Stadt und Kreis Erfurt 1893, 14. und 17. November. Beilage.

Pick A., Nachlese zu Goethes Briefen an Ramann.

Wissenschaftliche Beilage zur Leipziger Zeitung 1894.

Nr. 1. Zur Würdigung der Gebrüder Grimm.

Nr. 4. Westenberger G., Georg Forster. Ein Gedenkblatt zu seinem 100. Geburtstage.

Nr. 17, 25, 32. Haarhaus J. R., Auf Goethes Spuren im Süden. Reiseskizzen 1. Von Innsbruck bis zum Gardasee; 2. Der Gardasee; 3. Verona.

Nr. 20. Wolfgang Ratichius.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1894.

Nr. 17/14. — γ λ — Armbruster und die Wiener Goethe-Ausgabe. „Dieser schon im September geschriebene Aufsatz dürfte gerade jetzt da auf die Wichtigkeit der Wiener Ausgabe von anderer Seite [Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 6, 627] hingewiesen wird, willkommen sein." Auf Grund der Briefe des jüngeren Armbruster an die Firma Cotta. Der ältere Armbruster hatte die Verbindung mit Cotta vermittelt. Armbruster war die Seele des Geschäftes „Chr. Kaulfuß und C. Armbruster." Der Plan der Goetheausgabe taucht zuerst 1810 auf, dann wieder 1815. Über den philologischen Wert der Wiener Ausgabe enthalten die Briefe nichts. So viel geht aus ihnen hervor, daß nach der Forderung der Censur die Handschriften in Wien vorgelegt werden mußten (Goethesche Originalhandschriften oder Abschriften); gedruckt aber wurde wie es scheint nicht nach den vorgelegten Handschriften, sondern nach den älteren Drucken. Für die Geschichte der Wiener Censur- und Preß-Verhältnisse hat der Aufsatz hohen Wert.

Nr. 18/15, 19/16. Gnad E., Robert Hamerling als Dramatiker.

Nr. 30/25, 31/26, 32/27 Thaler K. v., Briefe von Oskar v. Redwitz. An Thaler gerichtet. 28. November 1868 mit dem Roman „Hermann Stark", an dem er fast fünf volle Jahre gearbeitet habe. 26. August 1878 Ankündigung des „Odilo": „ein poetisches Selbstbekenntnis in objektiv epischer Form", „mit seinem Herzblut geschrieben"; $2^1/_2$ Jahre daran gearbeitet. — 8. Oktober 1878 mit dem „Odilo"; Betonung seiner „jetzigen Welt- und Gottesanschauung." — 2. Dezember 1878 Dankbrief für Thalers Recension des „Odilo". — 29. März 1879 über einen poetischen Toast von Redwitz, über einen Ausfall gegen ihn in einem Feuilleton des alten Bauernfeld. — 4. Mai 1879 Warme Beileidsbezeugung nach dem Tod Etiennes. — 2. Januar 1880. — Anfang November 1882 mit dem „deutschen Hausbuch". — 2. März 1883 über die Entstehung des Hausbuches; Ansatz zu einem Selbstporträt. — 14. Oktober 1884 mit dem Roman „Haus Wartenberg". — 6. November 1887 über den Roman „Hymen". — 22. Dezember 1887 über Thalers Kritik dieses Buches.

Nr. 37/31, 38/32. Thürlings A., Reformation und kirchliche Tonkunst.

Nr. 37/31. W. W., L. Löwenberg. (Nachruf). Für uns von Bedeutung als letzter Sekretär und Biograph A. von Humboldts.

Nr. 53/45. Skizze eines Vortrags von R. Weltrich über F. Th. Vischer. Er verwendete Briefe Vischers und berichtete über den Plan Robert Vischers,

seines Vaters Kollegienhefte über Aesthetik und Literaturgeschichte zu ordnen und zu veröffentlichen.

Nr. 73/62. Förster W., Friedrich Diez. Festrede zur Feier des hundertsten Geburtstages Friedrich Diez', am 3. März 1894 in der großen Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn.

Nr. 75/64, 77/65, 79/67. Zwiedineck-Südenhorst H. v., Cagliostro in Straßburg (1780—1783). Vier Briefe des Grafen Leopold Raimund von Lamberg, der für sich und seine Schwester Eleonore, eine Kölner Stiftsdame, im Jahre 1783 Heilung bei Cagliostro in Straßburg suchte. Genauere Fixirung von dessen Aufenthalt in Straßburg.

Nr. 86/72. Thaler K. v., Ludwig August Frankl (Nachruf).

Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung 1894 Nr. 9/10.

Schwartz P., Geographie nach Noten. Auszüge aus Joh. Christ. Lose, „Singende Geographie", Hildesheim 1708, Memorialverse, wie sie noch Goethe lernen mußte.

Tägliche Rundschau Februar 1894. Unterhaltungsbeilagen Nr. 28, 29, 30, 33, 34.

Matthias Th., Johann Gottfried Herder. Ein Beitrag zu seiner Würdigung im Lichte neuer Deutschbewegung.

Hannöverscher Kurier 2. Februar 1894.

Auszug aus einem Vortrag von Direktor Schuchardt in Hannover, mit Benützung ungedruckten Materiales.

Düna-Zeitung 3 (15). Februar 1894.

Falck P., Wer kennt den Dichter Albert v. Schlippenbach? In älteren Commersbüchern ist das Lied „In der Ferne": „Nun leb' wohl, du kleine Gasse" einem Albert Graf Schlippenbach zugeschrieben; ein zweites „Ein Hauptkerl": „Ein Heller und ein Batzen" einem Albert v. Schlippenbach. Albert Graf Schlippenbach ist ferner der Verfasser des von Mendelssohn komponierten: „Die Sterne schau'n in stiller Nacht." Falck wirft die Frage auf, ob alle drei Gedichte demselben Verfasser angehören und ob dieser ein Kurländer oder ein Preuße sei.

Münchener Neueste Nachrichten 1894. Nr. 33.

Deye M., Die Sprache in Richard Wagners Musikdrama der Ring des Nibelungen.

Südösterreichische Post Nr. 7. 28. Jänner 1894. Feuilleton.

A. H. [Adolf Hauffen] Goethe und die Slovenen. Weist nach, daß Goethes Einfluß, dessen Werke erst nach der Mitte dieses Jahrhunderts bei den Slovenen Geltung erlangten, in deren Literatur gering ist. Übersetzt ist wenig. Beurteilt eingehend die schlechte Übersetzung des Erlkönigs durch Kosesti, die bessere Übersetzung der „Wandelnden Glocke", der „Metamarphose der Pflanzen" 1855 und die treffliche der Iphigenie 1856 durch Valjavec, erwähnt die noch ungedruckte Übersetzung des ersten Teiles Faust durch Val. Mandelc († 1872), charakterisiert Stritars (Boris Miráns) Roman Zorin (1870) als Nachahmung des „Werther" und weist die sonstigen Einflüsse Goethes in Stritars Gedichten, bei S. Jenko, F. Levstik, Krek und Preširen nach.

Neue freie Presse 1894.

20. Januar. Necker M., Georg Brandes („Menschen und Werke").

1. Februar. Necker M., Selbstbiographien. (Georg Ebers. — Theodor Fontane).

23. Februar. Ebner-Eschenbach M. v., Louise von François. Charakteristik auf persönlichem Verkehr, Briefen und Tagebüchern beruhend.

27. Februar. Necker M., Selbstbiographien. (Felix Dahn).
25. März. L. Sp. [Ludwig Speidel]. Ein Denkmal für Heinrich Heine.

National-Zeitung 28. März 1894.
Grimm H., Versittlichung der deutschen Literatur. Gegen Gizickis Auswahl aus den Grimmschen Märchen.

Hart J., Geschichte der Weltliteratur (Hausschatz des Wissens Heft 74, 76, 78, 80, 82, 84). Berlin, Pauli. à 30 ₰.

Lemmermayer F., kurzes Repetitorium der deutschen Literaturgeschichte. 1. Theil. Von der Vorzeit bis zum Ausgang des 13. Jahrhunderts. Wien, Breitenstein. 1 M.

Leixner O. v., Geschichte der deutschen Literatur. 3. Auflage. Mit 411 Text-Abbildungen und 50 teilweise mehrfarbigen Tafeln. Leipzig, Spamer. 14 M.

Koch M., Geschichte der deutschen Literatur. (Sammlung Göschen). Stuttgart, Göschen. 80 ₰.

Wackernagel W., Geschichte der deutschen Literatur. Ein Handbuch. 2. Auflage. Neu bearbeitet und zu Ende geführt von E. Martin, 2. Band. 4. (Schluß-)Lieferung. 19. Jahrhundert. Basel, Schwabe. 3.20 M.

Hüppe B., Geschichte der deutschen National-Literatur. Zum Gebrauche an Gymnasien und anderen höheren Lehranstalten, sowie zum Privat-Unterricht bearbeitet. 4. Auflage von A. Franzem. Paderborn, F. Schöningh. 2 M.

Wychgram J., Hilfsbuch für den Unterricht in der deutschen Literaturgeschichte. Zweite Auflage. (Velhagen und Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben. Lieferung 56). Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. 1.25 M.

Hettner H., Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. In 3 Teilen. Dritter Teil. Die deutsche Literatur im achtzehnten Jahrhundert. Vierte verbesserte Auflage. Braunschweig, Vieweg.
1. Buch. Vom westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen. 1648—1740. 7 M.
2. Buch. Das Zeitalter Friedrichs des Großen. 10 M.

Kirchner F., Die deutsche Nationalliteratur des Neunzehnten Jahrhunderts. Heidelberg, Weiß. 7.50 M.

Leimbach K. L., Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. 5. Band. Leipzig, Kesselring.

Schlossar A., Hundert Jahre deutscher Dichtung in Steiermark 1785 bis 1885. Mit 10 Abbildungen. (Österreichische Bibliothek. Herausgeber: A. Ilg). Wien, Graeser. 1 fl.

Zimmermann G. A., Deutsch in Amerika. Beiträge zur Geschichte der deutsch-amerikanischen Literatur. Biographien der deutsch-amerikanischen Dichter, nebst Auswahl ihrer Dichtungen. I. Episch-lyrische Poesie. Herausgegeben vom „Germania-Männchor“ in Chicago. 2. Auflage. (Mit 10 Bildnissen). Chicago, Eyller u. Co. 12 M.
Nach der Vorrede hat der „Germania-Männerchor“ in Chicago das von Dr. Zimmermann gesammelte Material zu einer Geschichte der deutsch-amerikanischen Literatur erworben und dessen Herausgabe im Jahre 1892 unternommen. Die 2. Auflage ist verbessert und namentlich vermehrt worden. Das Werk enthält eine „Übersicht der deutsch-amerikanischen Literatur“. (Der Begriff „deutsch-amerikanisch“ ist „auf den ganzen Erdteil Amerikas ausgedehnt“.) Dann folgen drei Abschnitte: Die deutsch-amerikanische Literatur während I. der Zeit der religiösen Einwanderung (1675—1825), II. der politischen

Einwanderung (1825—1850) und III. in den letzten 40 Jahren oder die Gegenwart (1850—1894). In einem Anhang wird die „Dialektdichtung" berücksichtigt. Die Auswahl der Proben läßt vieles zu wünschen übrig.

Umlauft F., Das Buch der Parodien und Travestien aus alter und neuer Zeit. Mit einem literarhistorischen Anhang. Wien, C. Daberkow. 2 M.

Schrattenthal K., Die deutsche Frauenlyrik unserer Tage. Mitgabe für Frauen und Töchter gebildeter Stände. Mit sechs Portraits in Lichtdruck. Leipzig, Naumburg.

Allgemeine Deutsche Biographie 179. und 180. Lieferung (Band 36, Lieferung 4 und 5) Strack—Stürenburg.

Schluß dieses Bandes. Für uns kommen vorzugsweise die folgenden Artikel in Betracht: Strachwitz (L. Fränkel). — Strack, geistlicher Liederdichter des 19. Jahrhunderts (l. u.). — Strackerjan, der Herausgeber von Halems Selbstbiographie, und seine Söhne (Mutzenbecher). — Strampfer, der Wiener Theaterdirektor (A. v. Weilen). — Straß (Otto von Deppen), der eigentliche Dichter des Schleswigholsteinliedes; mit Benützung einer autobiographischen Aufzeichnung (H. Pröhle). — Straßmann, Das Schauspielerehepaar (H. A. Lier). — David Friedrich Strauß, mit Benützung persönlicher Erinnerungen und zahlreicher Briefe (E. Zeller). — Streckfuß (L. Fränkel). — Streit, schlesischer Schriftsteller (Grünhagen). — Streiter (= Berengarius Ivo) tirolischer Dichter; ungenügend, nicht einmal Steubs Sängerkrieg unter den Quellen genannt (A. S.). — Stresow, geistlicher Liederdichter des 18. Jahrhunderts (Carstens). — Stricerius (Stricker), niederdeutscher Dramatiker des 16. Jahrhunderts (J. Bolte). — Stricker, Frankfurter Bibliothekar und Lokalforscher, Herausgeber der durch die Frankfurter Germanistenversammlung angeregten Zeitschrift „Germania" (R. Jung). — Strieder, der Verfasser der hessischen Gelehrtengeschichte (Kretzschmar). — Strigel, evangelischer Theologe des 16. Jahrhunderts (P. Tschackert). — Strimesius, reformierter Theologe des 17. Jahrhunderts (P. Tschackert). — Strobel, der Nürnberger Melanchthonforscher und Kirchenhistoriker des 18. Jahrhunderts (Mummenhoff). — Strobel, geistlicher Liederdichter des 17. Jahrhunderts. (l. u.) — Adolf Strodtmann, der Biograph Heines; sorgfältig aber stark überschätzend; ohne Vorläufer (L. Fränkel). — Strodtmann, der Verfasser des Idioticon Osnabrugense (Edward Schröder). — Johann Sigismund Strodtmann, Adolfs Vater, schleswigischer Philolog und Theolog, Dichter und Horazübersetzer (Carstens). — Friedrich Karl von Strombeck 1771—1848; auf Grund von Archivalien (P. Zimmermann). — Der Nürnbergische Chronist Ulman Stromer 1329—1407 (Mummenhoff). — F. A. Stroth, Schulmann der Aufklärungszeit (F. Koldewey). — F. A. Strubberg (= Armand) Abenteurer und Romanschriftsteller; zu breit (L. Fränkel). — D. G. Strube, Jurist und Publizist des 18. Jahrhunderts (F. Frensdorff). — H. J. Struck, Buchdrucker des 18. Jahrhunderts (Pyl). — Adam Struensee, Theologe 1708—1791 (Carstens). — Christian Gottfried Struensee, Schulmann 1717—1782 (A. Richter). — Gustav Karl Otto von Struensee (= Gustav vom See) 1803—1875 Romanschriftsteller; mit Benützung von Mitteilungen der Familie (Jeep). — Friedrich Strunz, Professor der Poesie in Wittenberg 1680—1725; aktenmäßig (F. Koldewey). — J. Strupp, Polyhistor 1530—1606 (Kretzschmar). — B. G. Struve, Polyhistor, bes. Historiker 1671—1738 (Mitzsche). — Gustav v. Struve, Publizist und politischer Agitator 1805—1870 (Wippermann). — Karl Ludwig Struve, Philolog und Dichter 1785—1838 (L. Strieda). — J. W. Herr von Stubenberg 1619—1663 (oder 1688) Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, Über-

setzer (Krones). — Peter Stubenfol, Verfasser eines Liedes über die Schlacht bei Pavia 24. April 1525 (Roethe). — Amalie Stubenrauch 1805—1876 Schauspielerin (Th. Schön). — J. G. Stuber, der Vorgänger Oberlins im Steinthal 1722—1797 (Wiegand). — Georg Albrecht Stübner 1680—1723 und Konrad Gebhardt (oder Gotthardt) Stübner, zwei geistliche Liederdichter des 18. Jahrhunderts (l. u.) — Marcus Stübner, protestantischer Schwarmgeist um 1521 (P. Tschackert). — Martin Stubritz, Jurist und gekrönter Dichter 1625—1684 (F. Schnorr v. Carolsfeld). — Stüchs, Druckergeschlecht aus den letzten Jahrzenten des 15. und den ersten des 16. Jahrhunderts (K. Steiff). — J. W. Stucki 1521—1607 Theologe (F. Koldewey). — J. L. Studach 1796—1873 Übersetzer aus dem Schwedischen (Reusch). — G. L. Studer, schweizerischer Theologe und Historiker 1801—1889 (Blösch). — K. W. W. H. Scipio v. Studnitz, Soldat und Dichter 1789—1840 (F. Brandes). — M. H. Stuhlmann, lutherischer Prediger 1774—1822 (P. Tschackert). — Peter Feddersen Stuhr, Geschichtsforscher, auch Dichter 1787—1851; aus dem persönlichen Verkehr geschildert, ein annähernd vollständiges Verzeichnis seiner Werke (F. Meyer von Waldeck). — Jodocus Stülz, österreichischer Historiker 1799—1872 (Krones). — Andreas Sebastian Stumpf, Archivar und Geschichtschreiber 1772—1820 (Wegele). — Johannes Stumpf, schweizerischer Historiker 1500—1576 (G. v. Wyß). — Pleikard Joseph Stumpf, bayerischer Historiker und Biograph 1807—1877 (H. Holland). — Theodor Stumpf, katholischer Publizist 1831—1873 (Reusch). — K. F. Stumpf-Brentano, Historiker 1829—1882 (Wattenbach). — R. D. Stürenburg, Philolog und Schulmann 1811—1856 (H. Klenz). — Sebastian Sailer (= Johann Valentini), schwäbischer Dialektdichter (P. Beck). — Jakob Friedrich Schmidt, Dichter, der Herausgeber der Zeitschrift „Der Hypochondrist"; mit Revision der Quellen (A. Schumann). — Daniel Spitzer, der Feuilletonist der Neuen freien Presse (L. Fränkel); L. F. Stolle (eigentlich Anders), Belletrist 1806—1872 (L. Fränkel). — Außerdem Ergänzungen zu den Artikeln Karl Follen VII, 149 (C. W. Ernst), Giseke IX, 192, Schnabel XXXII, 76 (Erich Schmidt), Stahr XXXV, 404 (L. Fränkel).

Scherer W., Kleine Schriften. Herausgegeben von Konrad Burdach und Erich Schmidt. Berlin, Weidmann.

1. Band. Kleine Schriften zur altdeutschen Philologie. Herausgegeben von K. Burdach. 15 ℳ.

2. Band. Kleine Schriften zur neueren Literatur, Kunst und Zeitgeschichte. Herausgegeben von Erich Schmidt. 8 ℳ.

Studien zur Literaturgeschichte Michael Bernays gewidmet von Schülern und Freunden. Hamburg, Voß. 8 ℳ.

Inhalt: H. W. Singer, Einige englische Urteile über die Dramen deutscher Klassiker. — M. Koch, Ein Brief Goethes nebst Auszügen aus Briefen P. A. Wolffs. — K. Borinski, Die Überführung des Sinnes über den Versschluß und ihr Verbot in der neueren Zeit. — H. Wölfflin, Die Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders. — G. Witkowski, Goethe und Falconet. — H. Simonsfeld, Zur Geschichte der Casandra Fedele. — W. Bormann, Über Schillers Künstler. — E. Kühnemann, Herders letzter Kampf gegen Kant. — H. Schnorr v. Carolsfeld, Briefe Georg Rodolf Weckherlins. — W. Golther, Die Jungfrau mit den goldenen Haaren. — H. Bodmer, Die Anfänge des zürcherischen Milton. — H. Wunderlich, Der erste deutsche Terenz (Hans Neidhart). — W. Söderhjelm, Über zwei Guillaume Coquillart zugeschriebene Monologe. — K. Vollmöller, Eine

unbekannte altspanische Übersetzung der Ilias. — J. Elias, Fragmente einer Shakspeare-Übersetzung (von Johann Gottlob Regis).

Brandes G., Menschen und Werke. Essays. Mit einem Gruppenbild in Lichtdruck. Frankfurt a/M., Rütten und Loening. 10.50 ℳ.

Inhalt: 1. Goethe und Dänemark. — 2. Ludwig Holberg. — 3. Adam Oehlenschläger: Aladin. — 4. Friedrich Nietzsche. — 5. Emil Zola. — 6. Guy de Maupassant. — 7. Puschkin und Lermontow. — 8. Fjodor Dostojewski. — 9. Leo Tolstoi. — 10. Das Tier im Menschen. — 11. Kristian Elster. — 12. Alexander L. Kielland. — 13. J. P. Jacobsen. — 14. August Strindberg. — 15. Hermann Sudermann. — 16. Gerhart Hauptmann.

Le Fevre-Deumier M. J., Celébrités allemandes. Essais bibliographiques et litéraires Paris, Firmin-Didot. 5 Fr.

Inhalt: Oehlenschläger, le poète national du Danemark. — Henri de Kleist. — Müllner. — Ernst Schulze. — Paracelse.

Foerster W., Freundesbriefe von Friedrich Diez. Zur Feier des 100 jährigen Geburtstages des Begründers der romanischen Philologie Friedrich Diez herausgegeben. Bonn, Cohen. 2 ℳ.

Binz J. Deutsche Kulturbilder aus sieben Jahrhunderten. 2 Bde. Hamburg, Meißner. 5 ℳ.

Blanckmeister P. F., Aus dem kirchlichen Leben des Sachsenlandes. Kulturbilder aus 4 Jahrhunderten. 11. und 12. (Schluß-)Heft. Leipzig, Fr. Richter. à 30 ₰

Der Pfarrer v. Lockwitz. Christian Gerber. Erbauungsschriftsteller und Liederdichter. Lebensbild eines Landpfarrers aus Speners Schule.

Janssen J., Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. 7. Band. Kulturzustände des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des 30 jährigen Krieges. 3. Buch. Schulen und Universitäten. Wissenschaft und Bildung bis zum Beginn des 30 jährigen Krieges. Ergänzt und herausgegeben v. Ludw. Pastor. 1—12. Auflage. Freiburg i/B., Herder. 6 ℳ.

Erdmannsdörffer B., Deutsche Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen. 1648—1740. Mit Porträts, Illustrationen und Karten. 2. Band. (Allgemeine Geschichte in Einzel-Darstellungen herausgegeben von Wilhelm Oncken III. 7.) Berlin, Grote. 15 ℳ.

Müller Curt, Hexenaberglaube und Hexenprozesse in Deutschland. (Universal-Bibliothek 3166, 3167). Leipzig, Reclam. 40 ₰.

Waldner E., Allerlei aus dem alten Colmar. Colmar, Jung u. Co. 1.60 ℳ.

Salomon L., Deutschlands Leben und Streben im neunzehnten Jahrhundert. Stuttgart, Levy u. Müller o. J.

Flathe Th., Deutsche Reden, Denkmäler zur Vaterländischen Geschichte des 19. Jahrhunderts. 2. Halbband von 1847—1865. Leipzig, Biedermann.

Meyer E., Maria, Landgräfin von Hessen, geborene Prinzessin von England. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Gotha, Perthes.

Osten J. von der, Luise Dorothee Herzogin von Sachsen-Gotha 1732—1767. Mit Benutzung archivalischen Materials. (Mit sechs Bildnissen). Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 7.50 ℳ.

Pick A., Professor Jakob Dominikus, der Freund des Koadjutors von Dalberg. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach Heft 189). Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1 ℳ.

Bülow Gabriele v., Tochter Wilhelm v. Humboldts. Ein Lebensbild. Aus den Familienpapieren Wilhelm v. Humboldts und seiner Kinder. 1791—1887. 2. Auflage. Mit 3 (Lichtdruck-)Bildnissen. Berlin, Mittler u. Sohn. 10 ℳ.

Kobell L. v., Unter den vier ersten Königen Bayerns. Nach Briefen und eigenen Erinnerungen. 2 Bände. München, Beck. 10 ℳ.

Gervinus G. G., Leben. Von ihm selbst, 1860. Mit 4 Bildnissen in Stahlstichen. Leipzig, W. Engelmann. 9 ℳ.

Büchner C., Meine Begegnung mit Ferdinand Lassalle. Ein Beitrag zur Geschichte der sozialdemokratischen Bewegung in Deutschland. Nebst 5 Briefen Lasalles. Berlin, Hertz u. Süßenguth.

Meyer v. Waldeck Fr., Unter dem russischen Scepter. Aus den Erinnerungen eines deutschen Publicisten. Heidelberg, Winter. 6 ℳ.

Dreißig Jahre aus dem Leben eines Journalisten. Erinnerungen und Aufzeichnungen von * * *. 1. Band. Wien, Hölder.

Schmidt Ch., répertoire bibliographique Strasbourgeois jusque vers 1530. V. VI. Straßburg, Heitz.

V. Matthias Hupfuff 1492—1520. (Mit 2 Tafeln). — VI. M. Flach, père 1477—1500. M. Flach, fils 1501—1525. (Mit 4 Tafeln). 15 ℳ.

Heitz P., Der Initialschmuck in den elsässischen Drucken des 15. und 16. Jahrhunderts. 1. Reihe. Die Zierinitialen in den Drucken des Thomas Anshelm (Hagenau 1516—1523). Ein Beitrag zur Geschichte des Holzschnitts mit 105 Abbildungen. (Mit 20 Tafeln). Straßburg, Heitz. 6 ℳ.

Heitz P., Original-Abdruck von Formschneider-Arbeiten des 16. und 17. Jahrhunderts meist aus verschollenen Volksbüchern aus den Straßburger Druckereien der Jak. Cammerlander, Augustin Fries, Johs. Knoblouch d. J., Crato Mylius, Thiebold Berger, Wendelin Rihel, Chrn. Müller, Joh. Pastorius Neue Folge. Tafel LXXXIV—CXXIX. Mit erläutertem Text herausgegeben. Straßburg, Heitz. 6 ℳ.

Zwiedineck-Südenhorst H. v., Die steiermärkische Landes-Bibliothek am Joanneum in Graz. In ihrer geschichtlichen Entwicklung und neuen Einrichtung aus Anlaß der Eröffnung des Bibliotheksgebäudes am 26. November 1893 geschildert. Graz, Selbstverlag der Landes-Bibliothek.

Grisebach E., Katalog der Bücher eines deutschen Bibliophilen mit literarischen und bibliographischen Anmerkungen. Nebst einem Porträt nach dem Pastellgemälde von Max Liebermann, radirt von Alb. Krüger, Leipzig, W. Drugulin. 6 ℳ.

Dem Beispiele ausländischer Bibliophilen folgend hat Grisebach, bei dem zu seinem eigenen Vergnügen und Nutzen veranstalteten Druck des Verzeichnisses seiner Bibliothek, eine Anzahl von prächtig ausgestatteten Exemplaren in den Buchhandel gegeben, wofür ihm alle Literaturfreunde dankbar sein müssen. Nicht nur überblickt man hier eine auserlesene Bücher-Sammlung, die insbesondere reich an orientalischer Literatur ist und viele Werke enthält, die aus Schopenhauers Bibliothek stammen, nicht nur sieht man die eigenen Schriften des Verfassers und die seines Vaters in vollzähliger Reihe verzeichnet; sondern Grisebach hat diesen Katalog durch eingestreute literarische Anmerkungen, die er als eine Ergänzung seiner früheren literarischen Arbeiten betrachtet und wovon die wichtigsten den „Vater des modernen französischen Romans und der Novelle Anthoine de la Sale" betreffen, doppelt wertvoll gemacht. Von deutschen Schriftstellern sind insbesondere Scheffner, Heinse, Bürger, Lichtenberg, Waiblinger, Grabbe glänzend vertreten.

Theatergeschichtliche Forschungen, herausgegeben von Berthold Litzmann. Hamburg, Voß.

I. Burkhardt C. A. H., Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung 1791—1817.

II. Winter F. und Kilian E., Zur Bühnengeschichte des „Götz von Berlichingen." 2.40 ℳ.

III. Werner R. M., Der Laufner Don Juan. Ein Beitrag zur Geschichte des Volksschauspiels.

IV. Zeidler J., Studien und Beiträge zur Geschichte der Jesuiten-Komödie und des Klosterdramas. 2.80 ℳ.

V. Harms P., Die deutschen Fortunatus-Dramen und ein Kasseler Dichter des 17. Jahrhunderts. 2.40 ℳ.

VI. Vincke G. Fr. v., Gesammelte Aufsätze zur Bühnengeschichte. 5 ℳ. Meist aus dem Shakespeare-Jahrbuch.

VII. Bolte J., Die Singspiele der englischen Komödianten und ihrer Nachfolger in Deutschland, Holland und Skandinavien. 5 ℳ.

Inhalt: I. Entstehung und Charakter der Singspiele. II. Verzeichnis der erhaltenen Singspiele 1—32. III. Ausgewählte Texte: 1. Singing Simpkin. Vor 1620. 2. Pickelhering in der Kiste. 1620. 3. Isaak Vos, Pekelharing in de Kist. 1648. 4. Der Courtisan in der Kiste. Schwedisch. Vor 1691. 5. The Black Man. Vor 1633. 6. B. Fonteyn, Sullemanns Sote Vryagi. 1633. 7. J. van Arp, Droncke Goosen. 1639. 8. Die Müllerin und ihre drei Liebhaber. Vor 1658. 9. Domine Johannes. 1658. 10. Die doppelt betrogene Eyfersucht. 1672. 11. Pendzdrumels Frau und ihre drei Liebhaber. Schwedisch. 1691. 12. Harlequins Hochzeit. 1693. IV. Die erhaltenen Melodien.

VIII. Heitmüller F., I. Adam Gottfried Uhlich. II. Holländische Komödianten in Hamburg (1740 und 1741). 2.80 ℳ.

Creizenach W., Geschichte des Neueren Dramas. Erster Band. Mittelalter und Frührenaissance. Halle a. S., Niemeyer. 14 ℳ.

Inhalt: 1. Buch. Das Fortleben des antiken Dramas im Mittelalters. — 2. Buch. Die Anfänge des geistlichen Dramas in lateinischer Sprache. — 3. Buch. Die Anfänge des geistlichen Dramas in den Volkssprachen. — 4. Buch. Die geistlichen Spiele des ausgehenden Mittelalters. — 5. Buch. Ansätze zu einem ernsten weltlichen Drama. — 6. Buch. Das komische Drama des Mittelalters. — 7. Buch. Die Moralitäten. — 8. Buch. Die ersten dramatischen Versuche der Humanisten. — Der zweite Band wird den weiteren Verlauf der Renaissancebewegung schildern, sowie die Entstehung der neuen Formen, die aus der Verbindung und aus dem feindlichen Zusammenstoß des Alten und Neuen hervorgingen, wird die Bedeutung des mittelalterlichen Dramas für die weitere Kunstentwicklung im Zusammenhange würdigen und wird eine chronologische Tabelle und einen ausführlichen Index über beide Bände enthalten.

Heine C., Das Theater in Deutschland. Seine geschichtliche Entwicklung und kulturelle Bedeutung bis zur Gegenwart. (Lessers Handbibliothek für Zeitungsleser). Einbeck, Lesser.

Bahlmann P., Über das lateinische Drama von 1480—1550. Münster, Aschendorff.

Aub, Die dramatische Kunst in Danzig von 1615—1893. Danzig, Bertling.

Radler Fr. v., Der Wienerische Hanswurst. 7 Hanswurst-Komödien (aufgeführt in der internationalen Ausstellung für Musik und Theaterwesen in Wien 1892). Wien, C. Daberkow.

Perfall Karl v., Ein Beitrag zur Geschichte der königlichen Theater in München. 25. November 1867 bis 25. November 1892. München, Piloty und Löhle. 5 M.

[Bettelheim A.] Ludwig Gabillon im Burgtheater 1855 bis 1893. Verzeichnis der Rollen, die Ludwig Gabillon als Mitglied des k. k. Hofburgtheaters in den Jahren 1853—1893 gespielt hat. Manuskript als Festgabe für Freunde gedruckt.

Litzmann B., Das deutsche Drama in den literarischen Bewegungen der Gegenwart. Vorlesungen, gehalten an der Universität Bonn. Hamburg, Voß. 4 M.

Haberl F. X., Giovanni Pierluigi da Palestrina und das Graduale Romanum der editio Medicaea von 1614. Ein Beitrag zur Geschichte der Liturgie nach dem Trienter Concil. Regensburg, New-York und Cincinnati, Pustet 50 Pf.

Erichson A., die Calvinische und die Altstraßburgische Gottesdienstordnung. Ein Beitrag zur Geschichte der Liturgie in der evangelischen Kirche. Straßburg, Heitz 80 Pf.

Liliencron R., Freiherr von, Liturgisch-musikalische Geschichte der evangelischen Gottesdienste von 1523 bis 1700. Schleswig, Bergas. 3 M.

Franz Liszts Briefe. Gesammelt und herausgegeben von La Mara. 3. Band. Briefe an eine Freundin. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 4 M.

Ramann L., Franz Liszt. Als Künstler und Mensch. 2. Bd. II. Abtheilung. Sammlung und Arbeit. — Weimar und Rom. Die Jahre 1848—1886. Mit 2 Bildnissen. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Gade, Niels W., Aufzeichnungen und Briefe herausgegeben von Dagmar Gade. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen. Basel, Geering. 4 M.

Enthält auch Briefe Mendelssohns und behandelt den Leipziger Aufenthalt Gades, seine Freundschaft mit Schumann.

Teuber O., Fünfzig Jahr in Lied und That! Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestandes des Wiener Männergesangvereines. Wien. Verlag des Wiener Männergesangvereines.

Nicht unwichtig für das geistige Leben Österreichs überhaupt. Beziehungen des Vereins zu den deutschen Dichtern Seite 75 f. Schiller, Goethe, Grillparzer, der Ehrenmitglied des Vereins war, und dessen Verse „Dem Volk der Eichen“ (eine andere Fassung der Verse Werke 3, 69) der Verein in der Handschrift bewahrt, Raimund.

Vogler C. H., Alexander Trippel. Neujahrsblatt des Schaffhausener Kunstvereins. Schaffhausen, Schoch.

Wörmann K. Was uns die Kunstgeschichte lehrt. Dresden. Ehlermann. 3 M.

Biese A. Die Philosophie des Metaphorischen. In Grundlinien dargestellt. Hamburg, Voß. 5 M.

Alt Th. Vom charakteristisch Schönen. Ein Beitrag zur Lösung der Frage des künstlerischen Individualismus. Mannheim, J. Bensheimer.

Sharp F. Ch., The aesthetic element in morality and its place in a utilitarian theory of morals. Berlin, Mayer und Müller.

Kralik R., Weltsweisheit. Versuch eines Systems der Philosophie in 3 Büchern. III. Weltschönheit. Versuch einer allgemeinen Ästhetik. Wien, Konegen 2.40 fl.

Lotze H., Geschichte der deutschen Philosophie seit Kant. Diktate aus den Vorlesungen. 2. Auflage. Leipzig, S. Hirzel. 1.80 M.

Dessoir M., Geschichte der neueren deutschen Psychologie. 1. Band. Von Leibniz bis Kant. Berlin, Duncker. 13.50 M.

Luthard E., Geschichte der christlichen Ethik seit der Reformation. (Geschichte der christlichen Ethik. 2. Hälfte.) Leipzig, Dörffling u. Francke. 16 M.

Pfleiderer, Geschichte der Religionsphilosophie von Spinoza bis auf die Gegenwart. 3. umgearbeitete Auflage. Berlin, Reimer. 10.50 M.

Schornstein M., Eduard Dillmanns „Neue Darstellung der Leibnizischen Monadenlehre“, kritisch beleuchtet. Dissertation. Erlangen.

Niethack A., Leibniz' Lehre von der menschlichen Wahlfreiheit. Dissertation. Halle.

Carls W., Andreas Rüdigers Moralphilosophie I. Dissertation. Halle.

Wohlgemuth F., Henry Homes Ästhetik. Dissertation. Rostock.

Neumann W., Die Bedeutung Homes für die Ästhetik und sein Einfluß auf die deutschen Ästhetiker. Dissertation. Halle.

Meyer Eugen, Der Philosoph Franz Hemsterhuis. Dissertation. Breslau, Schottländer.

Hartmann E. v., Kants Erkenntnistheorie und Metaphysik in den 4 Perioden ihrer Entwicklung. Leipzig, Friedrich. 4 M.

Foerster F. W., Der Entwicklungsgang der Kantischen Ethik bis zur Kritik der reinen Vernunft. Freiburger Dissertation. Berlin, Mayer u. Müller. 2 M.

Flothow C. v., Aus Kants kritischen Religionslehren. Dissertation. Königsberg, Koch. 1.20 M.

Vorländer K., Der Formalismus der Kantischen Ethik in seiner Notwendigkeit und Fruchtbarkeit. Dissertation. Marburg.

Arnoldt E., kritische Exkurse im Gebiete der Kant-Forschung. (Aus der Altpreußischen Monatsschrift). Königsberg, F. Beyer. 12 M.

Radulescu-Motru C., Zur Entwickelung von Kants Theorie der Naturcausalität. Dissertation. Leipzig.

Fromm E., Imanuel Kant und die preußische Censur, nebst kleineren Beiträgen zur Lebensgeschichte Kants. Hamburg, Voß. 2 M.

Rosenthal L., Salomon Maimons Versuch über die Transcendentalphilosophie in seinem Verhältnis zu Kants transcendentaler Ästhetik und Analytik. Dissertation. Halle.

Sodeur G., Vergleichende Untersuchung der Staatsidee Kants und Hegels. Dissertation. Erlangen.

Hegel G. W. F., Kritik der Verfassung Deutschlands. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von G. Mollat. Nebst einer Beilage. Kassel, Fisher und Co. 4 M.

Richter R., Schopenhauers Verhältnis zu Kant I. Dissertation. Leipzig.

Herrig H., Gesammelte Aufsätze über Schopenhauer. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von E. Grisebach. (Universalbibliothek 3187). Leipzig, Reclam 20 Pf.

Theilweise verbesserter Abdruck von vier in Zeitschriften erschienenen Aufsätzen: Wagner und Schopenhauer (1871); Schopenhauer und Darwin (1872); Zwei Schüler Schopenhauers (d. i. Eduard v. Hartmann und Julius Bahnsen 1872); Schopenhauer und das Christentum (1888).

Wirth Ch., Die Ansicht des modernen Pessimismus über den Ursprung der Übel dieser Welt. Programm. Bayreuth.

Ziegler Th., Friedrich Theodor Vischer. Vortrag gehalten im Verein für Kunst und Wissenschaft zu Hamburg. Stuttgart, Göschen.

Stein L., Friedrich Nietzsches Weltanschauung und ihre Gefahren. Ein kritischer Essay. Berlin, Georg Reimer. 1.80 M.

Andreas-Salomé L., Friedrich Nietzsche in seinen Werken. Mit 2 Bildern und 3 facimilierten Briefen Nietzsches. Wien, C. Konegen. 6 M.

Schönbach A. E., Über Lesen und Bildung. Umschau und Ratschläge. Vierte, stark erweiterte Auflage. (Fünftes und sechstes Tausend). Graz, Leuschner und Lubensky.

Aufsatz 4 „Die neue deutsche Dichtung" und 5 „Der Realismus" sind bedeutend erweitert und ein sechster Essay: „Ueber Henrik Ibsen" ist neugeschrieben worden.

Israel A., Zerstreute Blätter, für seine Schüler gesammelt. Zur Feier des 9. April 1894 und zu Gunsten der Israel-Stiftung. Zschopau, Gensel. 4 ℳ.

Kerrlich P., Das Dogma vom klassischen Altertum in seiner geschichtlichen Entwicklung. Leipzig, C. L. Hirschfeld 7.50 ℳ.

Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften aus alter und neuer Zeit. Mit Biographieen, Erläuterungen und erklärenden Anmerkungen herausgegeben von J. Gansen, A. Keller und B. Schulz. Paderborn, F. Schöningh à 24 ₰.

89—91. Des Johannes Murmellius pädagogische Schriften. Herausgegeben von J. Freundgen.

Sammlung selten gewordener pädagogischer Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts, herausgegeben von A. Israel. 1. Heft. Zschopau, F. A. Raschke. 1 ℳ.

1. Martin Luther. I. An die Radherren aller stedte deutsches lands; das sie Christliche schulen aufrichten und halten sollen. Nach der 1. Ausgabe gedruckt zu Wittenberg 1524. II. Von Schulen. Letzter Abschnitt aus dem Unterrichte der Visitatoren ꝛc. Nach der 1. Ausgabe, gedruckt zu Wittenberg 1528. 2. mit einer Einleitung und sprachlichen Erläuterungen vermehrte Ausgabe. 1 ℳ.

Neudrucke pädagogischer Schriften. Herausgegeben v. Alb. Richter. Leipzig, L. R. Richter.

XII. Ratichianische Schriften II. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von P. Stötzner. 1.20 ℳ.

XIII. Bernard Overberg, Von der Schulzucht. Mit einer Einleitung herausgegeben von A. Richter. 80 ₰.

XIV. J. B. Basedow, Vorstellung an Menschenfreunde. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von H. Lorenz. 80 ₰.

Diese geschickt redigirte und hübsch gedruckte Sammlung scheint in den Kreisen der Literarhistoriker, denen sie gute Dienste leisten kann, wenig bekannt zu sein. Die früheren Bändchen enthalten: 1. F. E. v. Rochow, Geschichte meiner Schulen 1795. — 2. J. F. Schlez, Gregorius Schlaghart oder die Dorfschule zu Langenhausen, 1795. — 3. J. B. Schupp, Der deutsche Lehrmeister herausgegeben von P. Stötzner. — 4. Kursächsische Volksschulordnungen (1580—1773). Mit einer Einleitung von A. Richter. — 5. Martin Hayneccius, Almansor, der Kinder Schulspiegel, herausgegeben von O. Haupt. — 6. J. G. Schummel, Fritzens Reise nach Dessau und F. E. v. Rochow, Authentische Nachricht von der zu Dessau auf dem Philanthropin den 13.—15. Mai 1776 angestellten öffentlichen Prüfung, herausgegeben von A. Richter. — 7. J. B. Schupp, Vom Schulwesen, herausgegeben von P. Stötzner. — 8. J. A. Comenius Mutterschule, herausgegeben von A. Richter. — 9. Ratichianische Schriften I. herausgegeben von P. Stötzner. — 10. A. H. Francke, Kurzer und einfältiger Unterricht, herausgegeben von A. Pichler. — XI. J. G. Zeidler, Sieben böse Geister, welche heutiges Tages guten Theils die Küster oder sogenannte Dorf-Schulmeister regiren, herausgegeben von A. Richter.

Kopp K. A., Pietro Paolo Vergerio, der erste humanistische Pädagoge. Programm, Luzern.

Roth F., Weibliche Erziehung und weiblicher Unterricht im Zeitalter der Reformation. Dissertation. Leipzig.
Reber J., Des J. A. Comenius Sittenvorschriften für die Schule zu Saros-Patak. Programm. Aschaffenburg.
Lehmann O., Die deutschen moralischen Wochenschriften des 18. Jahrhunderts als pädagogische Reformschriften. Leipzig, R. Richter. 1.35 ℳ.
Israel A., Versuch einer Zusammenstellung der Schriften von und über Pestalozzi. Zschopau, Gensel. 3 ℳ.
Herbart J. Fr., sämtliche Werke. In chronologischer Reihenfolge herausgegeben von K. Kehrbach. 8. Band. Langensalza, Beyer u. Söhne. 5 ℳ.
Diebow P., Die Pädagogik Schleiermachers im Lichte seiner und unserer Zeit. Halle, Niemeyer. 4 ℳ.
Stechele U., Großherzogliches Realgymnasium zu Eisenach. Kleine Beiträge zur Geschichte der Schule. Programm. Eisenach.
Windhaus G., Geschichte der Lateinschule zu Friedberg. Friedberg in Hessen, Bindernagel. 2.50 ℳ.
Bucher F., Zur Geschichte des höheren Schulwesens im Canton Luzern. Programm. Luzern.
Pförtner-Stammbuch. 1543—1893. Berlin, Weidmann.
Buchwald G., Zur Wittenberger Stadt- und Gelehrtengeschichte. Leipzig, Wigand.
Toepke, Die Matrikel der Universität Heidelberg von 1386—1662. 3. Teil, Register 2. Hälfte. Heidelberg, Winter. 12 ℳ.
Hofmeister A., Die Matrikel der Universität Rostock III. 1. Ostern 1611 bis Michaelis 1651. Rostock, Stiller.
Schrader W., Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle. 2 Bände. Berlin, Dümmler.
Sehling E., Daniel von Superville. Das Kanzleramt an der Universität Erlangen. Ein Beitrag zur Universitätsgeschichte. Erlangen.
Zschokke, Die theologischen Studien und Anstalten der katholischen Kirche in Österreich. Aus Archivalien. Wien, Braumüller. 30 ℳ.

Sammlung deutscher Dichtungen und Prosawerke, für den Schulgebrauch herausgegeben von A. Brunner. Bamberg, C. C. Buchner Verlag.

I. Ausgewählte Abhandlungen und Reden erklärt von A. Baldi. 60 ₰.

II. Goethes Hermann und Dorothea erklärt von J. B. Krallinger 50 ₰.

In hübscher geschmackvoller Ausstattung, in praktischem Einband und zu dem billigsten Preise wird von dem Verleger dieser Zeitschrift mit diesen beiden Bändchen eine Sammlung von Schülerausgaben deutscher Dichtungen und Prosawerke vorgelegt, welche den Schüler durch knappe Einleitungen und Anmerkungen in den Stand setzen sollen, sich so vorzubereiten, daß der Unterricht von der Erklärung der Einzelheiten entlastet werde und ausschließlich den Gedankenzusammenhang, die ästhetische Würdigung u. a. ins Auge zu fassen habe und worin mehr, als dies bisher in ähnlichen Sammlungen geschah, die für die Schüler höherer Lehranstalten geeignete Prosa berücksichtigt und namentlich auch passende Reden dem Unterricht zugänglich gemacht werden sollen. Hier geht das erste Heft mit einem vorzüglichen Beispiel voran. In wohlüberdachter Auswahl legt Baldi neben den Schillerischen Musterstücken: „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet“ und „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ vier weniger bekannte Reden vor, die es wohl verdienen der Jugend in die Hand gegeben zu werden: Friedrich Jacobs, die Bildung der Jugend zur Humanität, Eduard v. Schenk,

Festrede bei der feierlichen Grundsteinlegung der Walhalla, Ludwig Döderlein, Festrede an Schillers hundertjährigem Geburtstage und Ernst Curtius, Gedächtnisrede auf Kaiser Wilhelm I. Der Herausgeber verspricht uns, bald ein zweites Bändchen folgen zu lassen, das auch andere Gattungen der Reden umfassen und berechtigten Wünschen Genüge thun solle. Krallingers Anmerkungen zu Goethes Hermann und Dorothea zeichnen sich außer durch treffende Kürze und Klarheit auch durch knappe kulturhistorische Hinweise aus. Die Sammlung, für welche sich eine größere Anzahl von Werken Goethes, Schillers, Lessings, Shakespeares u. s. w. in Vorbereitung befinden, darf den beteiligten Kreisen aufs Wärmste empfohlen werden.

Freytags Schulausgaben klassischer Werke für den deutschen Unterricht. Wien und Prag, F. Tempsky.

Lessing G. E., Laokoon, herausgegeben von M. Manlik. 60 Heller. — Schiller F. v., Die Braut von Messina, herausgegeben von Tumlirz. 80 Heller.

Schöningh's Ausgaben deutscher Klassiker mit ausführlichen Erläuterungen. Paderborn, F. Schöningh.

2. Goethe's Hermann und Dorothea. Mit ausführlichen Erläuterungen für den Schulgebrauch und das Privatstudium von A. Funke. 7. Auflage. M. 1.— 3. Goethe's Iphigenie auf Tauris. Ein Schauspiel. Für die Zwecke der Schule erläutert und methodisch bearbeitet von H. Bockeradt. 4. Auflage. M. 1.35. — 14. Goethe's Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel. Mit ausführlichen Erläuterungen für den Schulgebrauch und das Privatstudium von J. Heuwes. 2. Auflage. (Mit einer farbigen Tafel). M. 1.35.

Velhagen u. Klasing's Sammlung deutscher Schulausgaben. Bielefeld, Velhagen u. Klasing.

64. Ernst Herzog von Schwaben. Ein Trauerspiel von Ludw. Uhland. Herausgegeben von K. Richter. 50 ₰. — 67. Italienische Reise von Goethe. (Auszug). Herausgegeben von W. Nöldeke. 60 ₰.

Krumbach C., Geschichte und Kritik der deutschen Schullesebücher. II. Leipzig, Teubner.

Kiesewetter K., Faust in der Geschichte und Tradition. Leipzig, Spohr. 10 M.

Hanebuth K., Die hauptsächlichsten Jeanne d'Arc-Dichtungen des 15., 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts. Dissertation. Marburg.

Ewert M., Über die Fabel „Der Rabe und der Fuchs“. Berlin, Vogt. 2 M.

Köhler R., Aufsätze über Märchen und Volkslieder. Aus seinem handschriftlichen Nachlaß herausgegeben von Johannes Bolte und Erich Schmidt. Berlin, Weidmann. 3 M.

Inhalt: Nachruf von Erich Schmidt. 1. Über die europäischen Volksmärchen. — 2. Eingemauerte Menschen. — 3. Sankt Petrus, der Himmelspförtner. — 4. Die Ballade von der sprechenden Harfe. — 5. Von Glück und Unglück. — 6. Das Hemd des Glücklichen. — Schriftenverzeichnis.

Tille A., Die Geschichte der deutschen Weihnacht. Leipzig, Keil.

Straumer F., Die Brautsuppe in Chemnitz. Ein Beitrag zur Geschichte des Adjuvantengesangs in Sachsen. Chemnitz, Troitzsch. 1.80 M.

Hauser Chr., Sagen aus dem Paznaun und dessen Nachbarschaft. Innsbruck, Wagner. 1.20 M.

Knoop O., Sagen und Erzählungen aus der Provinz Posen. (Sonder-Veröffentlichungen der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen II.) Posen, Jolowicz.

A. R., (Baronin A. von Reichlin-Meldegg.) Regensburger Volkssagen für Jung und Alt. Regensburg, Wunderling.

Eynatten Carola Freiin v, Deutsche Sagen und Geschichten. 2. (Titel-)Auflage. 8°. Bonn, Hanstein. 1.80 ℳ.

Deutscher Liederhort. Auswahl der vorzüglicheren Deutschen Volkslieder, nach Wort und Weise aus der Vorzeit und Gegenwart gesammelt und erläutert von Ludwig Erk. Im Auftrage und mit Unterstützung der Königlich Preußischen Regierung nach Erks handschriftlichem Nachlasse und auf Grund eigener Sammlung neubearbeitet und fortgesetzt von Franz M. Böhme. 1. Band. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 12 ℳ.

Inhalt: Vorwort. Quellen-Verzeichnis. I. Buch der Lieder. Erzählende Volkslieder aus dem Gebiete der Sage und Dichtung. (Mären oder Balladen). 1. Nachklänge der Göttersage, (Zaubermären). Nr. 1—20. — 2. Heldensage. Nr. 21—32. — 3. Ritter- und Räubersagen. Nr. 33—44. — 4. Sagen von Mordthaten, unschuldig Gefangenen und Hinrichtungen. Nr. 45—66. — 5. Liebesgeschichten mit glücklichem Ausgange. Nr. 67—82. — 6. Liebesgeschichten mit tragischem Schluß. Nr. 82—112. — 7. Schalks- und Schelmenlieder (Liebesabenteuer und betrogene Liebe). Nr. 113—137. — 8. Schwänke in Liedform (scherzhafte Erzählungen, mitunter satirisch). Nr. 138—159. — 9. Tiersage und Pflanzenmärchen. Nr. 160—177. — 10. Denkwürdige Familiengeschichten. Nr. 178—195. — 11. Todtensagen (Todesahnung, Geisterliebe, Grabesstimmen). Nr. 196—208. — 12. Gottesgerichte und Höllenstrafen (Mahnlieder). Nr. 209—220.

Dunger H., Kinderlieder und Kinderspiele aus dem Vogtlande. Ein Vortrag über das Wesen der volkstümlichen Kinderlieder. Zweite vermehrte Auflage. Plauen, Neupert.

Johann Lewalter. Deutsche Volkslieder in Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt, mit einfacher Klavierbegleitung, geschichtlichen und vergleichenden Anmerkungen herausgegeben. 4. Heft. Hamburg, Fritsche.

Wolfram E. H., Nassauische Volkslieder. Nach Wort und Weise aus dem Munde des Volks gesammelt mit literarhistorischen Anmerkungen versehen und auf Veranlassung des Bezirksverbandes des Regierungsbezirks Wiesbaden herausgegeben. Berlin, Sigismund. 4 ℳ.

Schmitz, Die Mischmundart in den Kreisen Geldern (südlicher Teil), Kempen, Erkelenz u. s. w., sowie noch mancherlei Volkstümliches aus der Gegend. Dülken, Kugelmeier. 1.20 ℳ.

Borchardt W., Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde nach Sinn und Ursprung erläutert. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage herausgegeben von Gustav Wustmann. Leipzig, Brockhaus 7 ℳ.

Eckart R., Niederdeutsche Sprichwörter und volkstümliche Redensarten. Braunschweig, Appelhans und Pfenningsdorff. 8 ℳ.

Richter A., Deutsche Redensarten. Sprachlich und kulturgeschichtlich erläutert. 2. Auflage. Leipzig, Richter. 3 ℳ.

Grimm J. u. W., Deutsches Wörterbuch. Vierten Bandes erste Abteilung II. Hälfte, zehnte Lieferung. Geschichts—Gesetz. Bearbeitet von R. Hildebrand und K. Kant.

Achten Bandes dreizehnte und vierzehnte Lieferung. Schaudergrauen—Schiefe. Bearbeitet unter Leitung von M. Heyne. (Schluß des VIII. Bandes. Titel. Vorwort.

Im Druck befinden sich des IX. Bandes 1. Lieferung (S.). — Des XII. Bandes 6. Lieferung (V.).

Kluge F., Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Fünfte verbesserte Auflage. Straßburg, Trübner. 10 M.

Das unvergleichliche Werk ist in der gegenwärtigen Auflage für den Literarhistoriker dadurch in seinem Wert noch bedeutend erhöht worden, daß vielfach chronologische Datierungen der einzelnen Wörter aufgenommen sind. Seite XXV f. Verzeichnis der zu Altersbestimmungen zugezogenen deutschen Wörterbücher: A. Allgemeine Wörterbücher. B. Fremdwörterbücher. — Seite 427—443. Chronologische Darstellung des neuhochdeutschen Wortschatzes.

Tetzner F., Deutsches Wörterbuch. Universalbibliothek Nr. 3168—3170. Leipzig, Reclam. 60 ₰.

Vilmar und Pfister, Idiotikon von Hessen. Zweites Ergänzungs-Heft durch H. von Pfister. Marburg, Elwert. 1.20 M.

Flohr O., Geschichte des Knittelverses vom 17. Jahrhundert bis zur Jugend Goethes (Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie veröffentlicht von E. Ebering. Germanische Abteilung No. 1). Berlin, Vogt. 2.40 M.

Herrmann Schedels Briefwechsel (1452—1478), herausgegeben von Joachimsohn (196ste Publikation des literarischen Vereins in Stuttgart). Tübingen.

Hermann Schedel ist der Oheim des bekannten Hartmann Schedel. Gehört zu den frühesten Zeugnissen humanistischer Briefstellerei in Deutschland.

Die historien von dem ritter Beringer Straßburg 1495 (Seltene Drucke in Nachbildungen. Mit einleitendem Text von Karl Schorbach I.). Leipzig, M. Spirgatis.

Luthers Werke. Kritische Gesammtausgabe. 9. Band mit Nachbildungen von 27 Holzschnitten und 7 Handschriften-Facsimile. Weimar, Böhlau. 23 M.

Nachträge, Ergänzungen und Berichtigungen zu Band 1—6 und 8 von mehreren Herausgebern. Zum Teil Stücke die erst nach Veröffentlichung der früheren Bände aufgefunden worden sind und meist hier zum ersten Male gedruckt erscheinen, zum kleineren Teile solche, deren Aufnahme in die Ausgabe seiner Zeit unterlassen, sich hinterher als wünschenswert oder notwendig herausgestellt hat. Band 7 kann für 1894 nicht bestimmt in Aussicht gestellt werden; dagegen soll der Druck des 11. Bandes in diesem Jahr erfolgen und der Druck eines der späteren Bände in Angriff genommen werden.

Enders L., Aus dem Kampf der Schwärmer gegen Luther. Drei Flugschriften (1524, 1525). Halle a. S. Niemeyer (Flugschriften aus der Reformationszeit X. Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts Nr. 118.) 60 ₰.

Inhalt: I. Luther, Eyn brieff an die Fürsten zu Sachsen von dem auffrurischen geyst, Wittenberg 1524 (gegen eine Predigt Thomas Münzers in den letzten Tage des Juli 1524 geschrieben). II. Thomas Münzers Gegenschrift: Hoch verursachte Schutzrede aus dem September desselben Jahres. III. Valentins Ickelsamers „Clag etlicher brüder“: eine Streitschrift gegen Luther zu Gunsten Karlstadts aus der Zeit von dessen heimlichen Aufenthalt in Rothenburg an der Tauber, erste Hälfte März 1525.

Hausrath A., Martin Luthers Romfahrt. Nach einem gleichzeitigen Pilgerbuche erläutert. Berlin, Grote. 2 M.

Lemnius S., les noces de Luther, ou la monachopor nomachie, de Simon Lemnius (XVI. siècle) traduit du latin, pour la première fois, avec le texte en regard. Paris, Liseux. 25 fr.

Schaefer R., Ph. Melanchthons Leben, aus den Quellen dargestellt Gütersloh, Bertelsmann.

Corpus Reformatorum. Vol. 77. Braunschweig, Schwetschke 12 ℳ.

Ioa. Calvini opera quae supersunt omnia. Edd. Guil. Baum, Ed. Gunitz, Ed. Reuß. Vol. 50.

Nicoladoni A., Johannes Bünderlin von Linz und die oberösterreichischen Täufergemeinden in den Jahren 1525—1531. Berlin, Gärtner.

Loserth J., Dr. Balthasar Hubmaier und die Anfänge der Wiedertaufe in Mähren. Brünn, Verlag der historisch-statistischen Sektion 2 ℳ.

Paulus N., Johann Wild. Ein Mainzer Domprediger des 16. Jahrhunderts. Köln, Bachem. Vereinsgabe der Görresgesellschaft. 1.50 ℳ.

Dürer Albr., die geheime Offenbarung Johannis. 15 Vollbilder nach den Handzeichnungen A. Dürers und gleichzeitigem Text nach der Straßburger Ausgabe von Mart. Graeff 1502. Mit einem Vorwort und begleitenden Auslegungen von J. N. Sepp. München, J. Hamböck. 8 ℳ.

Murmellius Johannes, Eligiarum moralium libri quattuor in einem Neudruck herausgegeben von Dr. A. Bömer (Murmellius ausgewählte Werke Heft 3.) Münster, Regensburg. 3 ℳ.

Xystus Betulius, Susanna. Herausgegeben von J. Bolte (Lateinische Literaturdenkmäler des XV. und XVI. Jahrhunderts. Herausgegeben von Max Herrmann und Siegfried Szamatolski Nr. 8. Berlin, Speyer u. Peters. ℳ 2.20

Thomas Murners Narrenbeschwörung. (Text und Bilder der ersten Ausgabe). Mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar von M. Spanier. Halle a. S., Niemeyer. (Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts Nr. 119—124). 3.60 ℳ.

Genée R., Hans Sachs und seine Zeit. Ein Lebens- und Kulturbild aus der Zeit der Reformation. Mit 166 in den Text gedruckten Abbildungen, vielen Facsimiles nach den Handschriften und Notenbeilagen von Meisterliedern. Leipzig, Weber.

Schumann G., Hans Sachs. Nach seinem Leben und nach seinen Dichtungen für das deutsche Volk dargestellt. Billige Jubiläums-Ausgabe. Neuwied und Leipzig, Heuser. 1.50 ℳ.

Valentin Schumanns Nachtbüchlein (1559) herausgegeben von J. Bolte (197. Publikation des literarischen Vereins in Stuttgart). Tübingen.

Inhalt: Einleitung. I. Die Ausgaben des Nachtbüchlein. II. Schumanns Leben. III. Schumann als Schriftsteller. — Text. — Anhang verwandter Fassungen I—XIV. Anmerkungen. Register. — Seite VII in einer Anmerkung Ergänzungen zur Biographie Michael Lindeners aus den Acta rectorum universitatis Lipsiensis. Dort verspricht Bolte auch nächstens über den Boissenorden ausführlicher zu handeln.

Wagner J. Freiherr v., (Joh. Renatus). Johann von Schwarzenberg. Ein Lebens- und Geschichtsbild aus dem 15. und 16. Jahrhundert. 11—15. Tausend. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde. 4 ℳ.

Schnorr von Carolsfeld F., Erasmus Alberus. Ein biographischer Beitrag zur Geschichte der Reformationszeit. Dresden, Ehlermann. 6 ℳ.

Johann Fischarts Werke. Dritter Teil. Das Podagrammisch Trostbüchlin. Das Philosophisch Ehzuchtbüchlin, herausgegeben von A. Hauffen. (Kürschners Deutsche National-Literatur 18. Band, 3. Abteilung). Stuttgart, Union. 2.50 ℳ.

Osborn M., Die Teufelliteratur des 16. Jahrhunderts. (Sonderabdruck aus Acta Germanica III, 3.) Berlin, Mayer u. Müller. 7 ℳ.

Georg Rudolf Weckherlins Gedichte, herausgegeben von H. Fischer. Erster Band. (199. Publikation des literarischen Vereins in Stuttgart.) Tübingen.

Reproduzirt die einzelnen Drucke der Weckherlinschen Gedichte in chronologischer Folge, derart, daß jedem Gedichte gleich die Varianten im Text der späteren Ausgaben beigegeben werden. Der Text solcher Gedichte kehrt dann in den Abdrücken der späteren Publikationen nicht wieder; wohl aber ist auf die Stelle zurückverwiesen, wo er zu finden ist; auch sind die Titel der Gedichte im Zusammenhang jeder einzelnen Ausgabe vollständig abgedruckt. So bekommt der Benutzer ein Bild von dem Bestand jedes Drucks und findet doch bei jedem einzelnen Gedicht dessen verschiedene Redaktionen beisammen. Alle Gedichte sind aufgenommen, auch die fremdsprachlichen, die englischen Bearbeitungen der deutschen Gedichte; auch die einzelnen von ihm übersetzten Mottos, ferner die Vorreden ꝛc. Der erste Band reicht bis zu den Geistlichen und weltlichen Gedichten 1641 inclusive; der zweite Band wird die Ausgabe letzter Hand von 1648 nebst Anmerkungen ꝛc. enthalten und übers Jahr erscheinen.

Wisocki G., Andreas Gryphius et la tragédie allemande au XVIIe siècle. Paris, Bouillon.

Gerhard F., De Memels Lustige Gesellschaft, nebst einer Übersicht über die Schwank-Literatur des XVII. Jahrhunderts. Halle a. S., Niemeyer. 2.80 ℳ.

Robertson J. G., Zur Kritik Jak. Ayrers. Dissertation. Leipzig.

Eloesser A., Die älteste deutsche Übersetzung Molièrescher Lustspiele (Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie veröffentlicht von E. Ebering. Germanische Abteilung Nr. 3). Berlin, Vogt. 1.80 ℳ.

Amersbach K., Aberglaube, Sage und Märchen bei Grimmelshausen II. Programm. Baden-Baden.

Stilgebauer E., Grimmelshausens Dietwald und Amelinde. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 17. Jahrhunderts. Gera, Leutzsch.

Krause G., Gottsched und Flottwell, die Begründer der deutschen Gesellschaft in Königsberg. Festschrift zur Erinnerung an das 150jährige Bestehen der Königlichen deutschen Gesellschaft zu Königsberg in Preußen. Leipzig, Duncker u. Humblot. 6 ℳ.

Schullerus H., Gellerts Leben und Werke, Meyers Volksbücher 1020.

Widmann M., Albrecht von Hallers Staatsromane und Hallers Bedeutung als politischer Schriftsteller. Eine literargeschichtliche Studie. Biel, Kuhn. ℳ 2.40

Koch G., Gleims scherzhafte Lieder und die sogenannten Anakreonteen. Ein Beitrag zu ihrer Charakteristik. Jahresbericht der Pfeiffer'schen Lehr- und Erziehungs-Anstalt zu Jena.

Eine schöne und ergebnisreiche Untersuchung, welche zu einer genaueren Würdigung dieser Gedichte hauptsächlich nach einer Seite hin beitragen will, „nach derjenigen jedoch, auf die es bei der Beurteilung dieser mehr durch Witz und klügelnden Verstand, als durch Gefühl und Phantasie zustande gekommenen Produkte naturgemäß vor allem ankommt, nach ihrem formalen Charakter als Kunstganze, ihrer Komposition."

Muncker F., Friedrich Gottlieb Klopstock. Geschichte seines Lebens und seiner

Schriften. Mit dem Bildnis Klopstocks in Lichtdruck. Ausgabe in einem Bande. Stuttgart, Göschen. 12 M.
Neue, unveränderte (Titel-) Ausgabe.

Friedrich Nicolais Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland (1755). Herausgegeben von G. Ellinger (Berliner Neudrucke. Dritte Serie, zweiter Band). Berlin, Paetel. 5 M.

G. E. Lessings sämtliche Schriften. Herausgegeben von Karl Lachmann. Dritte, auf's neue durchgesehene und vermehrte Auflage besorgt durch F. Muncker. Neunter Band. Stuttgart, Göschen. 4 M.
Inhalt: Laokoon. Hamburgische Dramaturgie, erster Band.

Lessing's Werke, gesammelt in 6 Bänden. Neu durchgesehen von F. Muncker. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. Kabinett-Ausgabe mit Bildnis. Stuttgart, Göschen. 6 M.

Dominicus J., Lessings Stellung zum Judentum. Dresden, Druckerei Glöß. 1 M.

Tyrol Fr., Lessings Sprachliche Revision seiner Jugenddramen. Berlin, Vogt. 1.80 M.
Vergleicht die Sprache der Lessingischen Jugenddramen in der Ausgabe der Schriften vom Jahre 1754/55 mit der zweiten Ausgabe in den Lustspielen 1767 um zu sehen, ob und wie weit sie in der zwischen beiden Drucken gelegenen Zeit an Reinheit, Reichtum und Eigenart zugenommen hat. Untersucht die Flexion, den Wortschatz, die Wortfügung, stellt stilistische Beobachtungen zusammen und gelangt zu dem Ergebnis: „Das Prinzip, nach dem die Revision der Jugenddramen vor sich ging, nicht streng und sklavisch befolgt, aber dennoch unstreitbar leitend, war: mit möglichst eleganter Form, aber unter Wahrung des ganzen Sprachreichtums eine möglichst große Knappheit und Prägnanz des Ausdruckes zu verbinden.

Goezes Streitschriften gegen Lessing herausgegeben von Erich Schmidt. (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts begründet von B. Seuffert, fortgeführt von A. Sauer). Stuttgart, Göschen. 3.30 M.

Arnsperger W., Lessings Seelenwanderungsgedanke kritisch beleuchtet. Dissertation. Heidelberg.

Hassenkamp R., Neue Briefe Chr. Mart. Wielands vornehmlich an Sophie von La Roche. Stuttgart, Cotta. 6 M.

Thümmel M. A. v., Wilhelmine. Abdruck der ersten Ausgabe 1764. (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts begründet von B. Seuffert, fortgeführt von A. Sauer 48). Stuttgart, Göschen. 1.20 M.
Mit den Varianten der späteren Ausgaben. Besorgt von R. Rosenbaum in Berlin.

Fürst R., August Gottlieb Meißner. Eine Darstellung seines Lebens und seiner Schriften mit Quellenuntersuchungen. Stuttgart, Göschen. 6 M.

Ischer R., J. G. Zimmermanns Leben und Werke. Bern, Wyß. 5 M.

Leitzmann A., Briefe und Tagebücher Georg Forsters von seiner Reise am Niederrhein, in England und Frankreich im Frühjahr 1790. Halle a. S., Niemeyer.

Forster Georg, Ausgewählte kleine Schriften, herausgegeben von A. Leitzmann. (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, begründet von B. Seuffert, fortgeführt von A. Sauer 46/47). Stuttgart, Göschen. 3 M.
Inhalt: 1. Ein Blick in das Ganze der Natur (1781). — 2. Noch etwas über die Menschenrassen (1786). — 3. Über Leckereien (1788). — 4. Fragment eines Briefes an einen deutschen Schriftsteller über Schillers Götter Griechenlands (1788). — 5. Leitfaden zu einer künftigen Geschichte

der Menschheit (1789). — 6. Über Proselytenmacherei (1789). — 7. Die Kunst und das Zeitalter (1789). — 8. Über lokale und allgemeine Bildung (1791).

Litzmann B., Friedrich Ludwig Schröder. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Theatergeschichte. Hamburg, Voß. 1. und 2. Teil 16 ℳ

Kotzebue, La Petite Ville allemande, et extraits de „Misanthropie et Repentir" et de „l'Epigramme." Texte allemand, publié avec une notice, un argument analytique et des notes par M. Bailly. Paris, Hachette 1.50 Fr

Sauer A., Der Göttinger Dichterbund. Zweiter Teil. L. H. Chr. Hölty und J. M. Miller. (Deutsche National-Literatur herausgegeben von Joseph Kürschner. 50. Band. Erste Abteilung). Stuttgart, Union. 2.50 ℳ

Die erste Hälfte des Bandes ist schon seit mehreren Jahren gedruckt und in Lieferungen ausgegeben. Während für Hölty Halms Text beibehalten wurde, ist bei Miller überall auf die ersten Drucke, stellenweise auch auf die Handschriften zurückgegangen und sind die späteren Änderungen Millers in den Anmerkungen verzeichnet. Rhoades' Dissertation über Hölty konnte nicht mehr, von Krägers Buch nur der erste (als Dissertation veröffentlichte) Teil benützt werden. Der dritte Band, Stolberg und Claudius, befindet sich im Druck.

Kraeger H., Johann Martin Miller. Ein Beitrag zur Geschichte der Empfindsamkeit. Bremen, Heinsius. 2.80 ℳ

Keiper W., Friedrich Leopolds Stolbergs Jugendpoesie. Berlin, Mayer und Müller.

Herders Werke. Erster Teil, zweite Abteilung. Stimme der Völker. Volkslieder. Nebst untermischten andern Stücken, herausgegeben von Dr. Heinrich Meyer. (Kürschners deutsche National-Literatur Bandausgabe 205). Stuttgart, Union deutsche Verlagsgesellschaft. 2.50 ℳ

Franke, Herder und das Weimarsche Gymnasium. Hamburg, Verlagsanstalt A.-G.

Waldmann F. Lenz in Briefen. Zürich Verlag von „Sterns literarischem Bulletin der Schweiz". 7 ℳ

Prem S. M., Goethe. 2. Auflage mit 54 Abbildungen. Leipzig, Fock. 5 ℳ

Filtsch E., Goethes religiöse Entwickelung. Ein Beitrag zu seiner inneren Lebensgeschichte. Gotha, Perthes. 5 ℳ

Schultze S., der junge Goethe. Ein Bild seiner inneren Entwicklung (1749—1775), Heft 5. Frankfurt-Wetzlar. Zweite Abteilung: Goethe in Wetzlar (1772) Halle a. S., Kämmerer.

Müller G. A., Sesenheim, wie es ist und der Streit über Friederike Brion Goethes Jugendlieb. Ein Beitrag zu friedlicher Einigung. Mit mehreren Abbildungen in Lichtdruck nach Skizzen von M. Feurer in Straßburg i. E. Bühl (Baden). Aktiengesellschaft Concordia. 6 ℳ

Metz A., Nochmals die „Geschichte in Sessenheim." Programm der Gelehrtenschule des Johanneums. Hamburg.

Eine sorgfältige und besonnene Untersuchung über die der Darstellung in Dichtung und Wahrheit zu Grunde liegenden thatsächlichen Verhältnisse und die Art und Weise von deren Umgestaltung. Recht glücklich werden bei der Datierung von Gedichten und Briefen die feineren Übergänge der Jahreszeiten und des Wetters benutzt. Den Seite 22 versprochenen Beweis, wie Goethes Briefe an Salzmann in Wirklichkeit zu ordnen sind, wird Metz in dieser Zeitschrift nächstens führen.

Lorenz O., Goethes Politische Lehrjahre. Berlin, Hertz. 3 ℳ

Riese J., Goethes Italienische Reise. Programm. Rudolstadt.

Farinelli A., Goethe e il Lago Maggiore. Bellinzona, Colombi (Estratto dal „Bollettino Storico della Svizzera Italiana XV).

Knauth P., Goethes Sprache und Stil im Alter. Leipzig, Fock.
Kronfeld M., Bei Mutter Grün. Wien, Merlin (darin „Goethe als Botaniker").
Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Weimar, Böhlau.

1. Abteilung. 5. Band. Erste Abteilung: Gedichte Fünfter Teil, Erste Abteilung. Aus dem Nachlaß. (Vermischte Gedichte. An Personen. Zahme Xenien. Invektiven). Xenien. 2.50 M.

2. Abteilung. Naturwissenschaftliche Schriften 11. Band: Zur Naturwissenschaft. Allgemeine Naturlehre. 1. Teil. 4 M.

3. Abteilung. Tagebücher. 5. Band 1813—1816. 4 M.

4. Abteilung. Briefe. 3. Band 1798. 4.50 M. 4. Band 1799. 3 M.

Strack A., Goethes Leipziger Liederbuch. Gießen. Ricker. 3.60 M.
Schmidt G., Clavigo. Eine Studie zur Sprache des jungen Goethe. Gotha, Perthes.

Düntzer H., Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. 14. Bändchen. Goethes Iphigenie auf Tauris. 6. Auflage. Leipzig, E. Wartig. 1 M.
Hehn V., Über Goethes Hermann und Dorothea. Aus dessen Nachlaß herausgegeben v. A. Leitzmann und Th. Schiemann. Stuttgart, Cotta. 3 M.
Biedermann W. Freiherr v., Erläuterungen zu den Tag- und Jahresheften von Goethe. Leipzig, Biedermann. 5 M.

Goethe's Faust, in ursprünglicher Gestalt nach der Göchhausenschen Abschrift herausgegeben von Erich Schmidt. 3. Abdruck mit sehr erweiterter Einleitung. Weimar, Böhlau. 2 M.

Collin J., Untersuchungen über Goethes Faust in seiner ältesten Gestalt. II. Die satirischen Scenen. (1. Die Wagnerscene. — 2. Die Schülerscene. — 3. Die Scene in Auerbachs Keller.) Habilitationsschrift. Gießen (Leipzig, Gustav Fock). 1.50 M.

Küchler K., Die Faustsage und der Goethe'sche Faust. Leipzig, Fock.
Fischer K., Goethes Faust. Dritte durchgesehene und vermehrte Auflage. 2 Bände. Stuttgart, Cotta. 8 M.

1. Band: Die Faustdichtung vor Goethe. 2. Band: Entstehung, Idee und Komposition des Goetheschen Faust.

Baumgart H., Goethes Faust als einheitliche Dichtung erläutert. Erster Band Königsberg, Koch. 4 M.
Valentin V., Goethes Faustdichtung in ihrer künstlerischen Einheit dargestellt. (Ästhetische Schriften. Zweiter Band). Berlin, Felber. 5.40 M.
Umfrid O. L., Goethe der deutsche Prophet in der Faust- und Meisterdichtung mit einem Anhang der benützten, teilweise erst neu aufgefundenen Quellen in Goethes Werken, Korrespondenzen ꝛc. Stuttgart, Bonz.
O. v. Sch. Das Erotische im zweiten Teile des Goethe'schen Faust (II. Akt 1—3). Ein Beitrag zu des Dichters Denkweise, gleichzeitig als Versuch, die ganze Dichtung in verständigen Zusammenhang zu bringen. Hagen i. W., Risel u. Co. 75 ₰.

Seeley J. R., Goethe. Reviewed after sixty years. (Collection of British authors. Vol. 2964). Leipzig, Tauchnitz. 1.60 M.
Bende N. E., Goethe mint nevelö. Programm. Budapest.
Schillers Briefe. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Kritische Gesamtausgabe. Dritter Band. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 3 M.

Brief 477—734 von 1790 bis 1794.

Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt in den Jahren 1792 bis 1805. Mit Einleitung von F. Muncker. Stuttgart, Cotta. 1 M.
Portig G., Schiller in seinem Verhältnis zur Freundschaft und Liebe sowie in seinem inneren Verhältnis zu Goethe. Hamburg. Voß. 16 M.
Berger K., Die Entwicklung von Schillers Ästhetik. Gekrönte Preisschrift. Weimar, Böhlau. 4 M.
Neuhöffer R., Schiller als Übersetzer Virgils. Programm des Gymnasiums Warendorf.
Quiquerez J., Quellenstudien zu Schillers Jungfrau von Orleans. Dissertation. Leipzig.
Schmidt K., Schillers Sohn Ernst. Eine Briefsammlung mit Einleitung. Mit Bildnissen und zwei Handschriften, von Schiller und Goethe. Paderborn, Schöningh.

Müller-Rastatt C., Friederich Hölderlin. Sein Leben und sein Dichten. Bremen, Hampe. 3 M.
Hohenfeld H., Körner's Ideale. Deutsche Frauengestalten aus des Dichters Leben und Liedern. Mit 6 Illustrationen und einem Begleitwort von Hermann Lingg. München, Verlag der „Allgemeinen Kunst-Chronik". 1.25 M.
Thiele Rud., Ernst Moritz Arndt. Sein Leben und Arbeiten für Deutschlands Freiheit, Ehre, Einheit und Größe. Gütersloh, Bertelsmann. 2.40 M.
Donner, Der Einfluß Wilhelm Meisters auf den Roman der Romantiker. Berlin, Heinrich. 4 M.
Müller J., Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart. München, Lüneburg. 9 M.

Inhalt: Jean Paul als Mensch; Der Optimismus Jean Paul's; Jean Paul als Philosoph; Jean Paul als Moralphilosoph; Die Religion Jean Pauls; Jean Paul als Pädagog; Jean Paul als Kunstphilosoph; Jean Paul als Dichter; Jean Paul als Sprachschöpfer und Grammatiker; Jean Paul als Politiker.

Müller J., Die Seelenlehre Jean Pauls. München, Lüneburg. 1 M.
Steiner B., Ludwig Tieck und die Volksbücher. Ein Beitrag zur Geschichte der älteren romantischen Schule. Berlin, Vogt. 1.60 M.
Mucedorus ein englisches Drama aus Shaksperes Zeit übersetzt von Ludwig Tieck. Herausgegeben von J. Bolte. Berlin, Gronau. 1 M.

Einleitung: 1. der englische Mucedorus. — 2. Tiecks Übersetzung. Seite XXI Übersicht über Tiecks sonstigen Nachlaß. — 3. Die seit 1700 erschienenen Verdeutschungen älterer englischer Dramen. Bibliographische Übersicht. (Bei Nr. 103 Venice Preserved; or, a Plot Discovered. Tragödie von Th. Otway 1682 ist folgendes hinzuzufügen: Das befreite Venedig, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. Nach Othwai, la Place und der deutschen Übersetzung vom Jahre 1764. Wien 1775. — Joh. Friedrich Kepner, das befreite Venedig. Aus dem Französischen. Goedeke 5, 317, Nr. 43. — Magister Lauson bearbeitete es unter dem Titel T. Gasforio in Königsberg, Litzmann Schröder 1, 65. — Karl Gottfried Miersch, Jaffieri und Blanca oder die Verschwörung wider Venedig, Schauspiel in 5 Aufzügen. Berlin 1793. — Die Verschwörung gegen Venedig. Bremen 1794. — Guido Jaffieri der Retter Venedigs. Trauerspiel in fünf Akten. Nach Thomas Otways Venice preserv'd or a Plot discover'd frey bearbeitet. Grätz 1797. — Schreyvogel plante eine Bearbeitung nach seinem Tagebuche 10. März 1814. — Grillparzer begann eine metrische Übersetzung 1819, Sämtliche Werke 13⁵, 42 ff.). — Text. Anmerkungen.

Bing J., Novalis. (Friederich von Hardenberg). Eine biographische Charakteristik. Hamburg. Voß. 4 ℳ

Poppenberg F., Zacharias Werner. Mystik und Romantik in den „Söhnen des Thals.“ (Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie veröffentlicht von E. Ebering. Germanische Abteilung Nr. 2). Berlin Vogt 1.80 ℳ

Kempner B., Clemens Brentanos Jugenddichtungen. Abschnitt 1: Der Ideengehalt des Godwi. Berliner Dissertation.

Die ganze Arbeit erscheint im Mai in Stuttgart bei Cotta.

Grimm J. und W., Kinder- und Hausmärchen. Vollständige Ausgabe. Bibliothek der Gesamtliteratur Nr. 740—745. Halle a. d. S. Otto Hendel. 1.50 ℳ Auswahl Ebenda Nr. 738, 739. 50 ₰.

Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen. Meyers Volksbücher 1009—1011.

Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm. Nach etischen Gesichtspunkten ausgewählt und bearbeitet von Georg und Lily von Gizycki. Berlin, Dümmler. Volksausgabe 1 ℳ Feine Ausgabe 2 ℳ

Nägele E., Beiträge zu Uhland (Jugend-Dichtung). Programm. Tübingen Fues. 2 ℳ

Theobald Kerner. Das Kernerhaus und seine Gäste. Mit dem Bildnis und Facsimile Justinus Kerner's nebst anderen Porträts und Illustrationen. Stuttgart Deutsche Verlagsanstalt.

Saadis Politische Gedichte übersetzt von Friedrich Rückert. Auf Grund des Nachlasses herausgegeben und mit ausführlicher Einleitung über Saadis Leben und Werke versehen von E. A. Bayer. Berlin, Mayer und Müller. 3.60 ℳ

Eine Fortsetzung der ebenso mühevollen wie dankenswerten Veröffentlichungen aus Rückerts schier unerschöpflichen Nachlaß. Von Saadis Politischen Gedichten erscheint hier: 1. Das Sahibbuch. 2. Der Anhang zum Sahibbuch. 3. Das Buch der Lobgedichte auf die Fürsten. 4. Das Buch der Politischen Trauergedichte in Rückert metrischen Übersetzungen aus den Vierziger Jahren. Fragmente von anderen Übersetzungen wurden einstweilen zurückgelegt. Rückerts Ansätze zu einem Kommentar sind in Bayers Anmerkungen verwebt, der auch ein Erklärendes Namenverzeichnis und eine uns hier fernerliegende Einleitung beigegeben hat. Seite 177 Berichtigungen zu der Ausgabe von Rückerts Firdosi.

Giehne F., Studien über Joh. Peter Hebel (rheinländischer Hausfreund) Unveränderter Abdruck aus des Herrn Verfassers „Skizzen und Studien.“ Würzburg, Stuber. 1 ℳ

Blätter aus dem Stammbuche Jens Baggesens 1787—97. Marburg, Ehrhardt.

Risberg B., Tyska Förebilder till dikter af Atterbom. Literaturhistorikstudie. Upsala, Edv. Berling. (Dissertation).

E. Th. A. Hoffmann's ausgewählte Werke in 4 Bänden. Mit Einleitung von Josef Lautenbacher. 1. Band. Stuttgart, Cotta. 1 ℳ

Grillparzers sämtliche Werke. Fünfte Ausgabe in zwanzig Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von August Sauer. Stuttgart, Cotta. 20 ℳ

Raimund F., Die gefesselte Phantasie. Original-Zauberspiel in zwei Aufzügen (Einrichtung des Raimund-Theaters in Wien). Universal-Bibliothek Nr. 3136. Leipzig, Philipp Reclam jun. 20 ₰.

Müller-Guttenbrunn A., Die gefesselte Phantasie. Gelegenheitsschrift zur Eröffnung des Raimund-Theaters. Mit einem Anhange: „Zur Geschichte der gefesselten Phantasie.“ Wien, Konegen.

Eine Würdigung des Stückes und eine Rechtfertigung der von Müller-Guttenbrunn für das Raimund-Theater vorgenommenen Bearbeitung. Ohne diese den praktischen Zwecken der lebendigen Bühne dienende Vermischung der verschiedenen Texte hier kritisieren zu wollen, möchte ich nur entschieden betonen, daß es unserer Gesamtausgabe der Werke Raimunds fern lag, einen autoritativen Text herzustellen, sondern daß darin bei der Unzugänglichkeit der von Vogl bei seiner Ausgabe verwendeten Manuskripte der kritisch einzig richtige Weg eingeschlagen wurde, Raimunds eigenhändige Niederschriften, welche allerdings oft nur erste Entwürfe sind, wiederzugeben und die Varianten jener Theatermanuskripte beizufügen, welche nachweisbar unter Raimunds Augen hergestellt worden sind und vielfach Eintragungen von seiner Hand enthalten. — Der Anhang von K. Glossy entwirft auf Grundlage umfassender Sammlungen die Bühnengeschichte des Stückes und verzeichnet die wichtigsten Kritiken.

Eduard von Bauernfelds Dramatischer Nachlaß. Herausgegeben von Ferdinand von Saar. Stuttgart, Cotta. 5 M.

Inhalt: Im Alter (1853). — Der Alte vom Berge (1873). — Die Verlassenen (1877). — Mädchenrache (1882). — Die Hitzköpfe (1890). — Le Paradis. Französische Bearbeitung einer Festkomödie in drei Akten (?).

Wörndle, H. v., Lucas Ritter von Führichs Ausgewählte Schriften. Stuttgart, Roth. 2 M.

Mendheim M., Hauffs Leben und Werke, Meyers Volksbücher 1019.

Heinrich Heines Gesammelte Werke. Herausgegeben von Gustav Karpeles. Kritische Gesamtausgabe. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, Grote. 1. 8. 9. à Band 2.50 M.

Greinz R. H., Heinrich Heine und das deutsche Volkslied. (Kultur und Literaturbilder Heft 2). Neuwied, Schupp.

Zillgenz G., Rheinische Eigentümlichkeiten in Heines Schriften. Programm Waren.

Schücking Th., Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking. Leipzig, Grunow. 4 M.

Hoffmann's v. Fallersleben gesammelte Werke. Herausgegeben von H. Gerstenberg. 8. (Schluß-) Band. Berlin, Fontane. 3.50 M.

Hoffmann v. Fallersleben, Mein Leben. In verkürzter Form herausgegeben und bis zu des Dichters Tode fortgeführt von H. Gerstenberg. 2 Teile. Berlin, Fontane. 7 M.

Spitta K. J. Ph., Psalter und Harfe, Meyers Volksbücher 1017—1018.

Spitta K. J. Ph., Psalter und Harfe. Sammlung christlicher Lieder zur häuslichen Erbauung. Beide Sammlungen in 1 Band vereinigt, sachlich geordnet und mit Angabe der Melodien versehen. 2. Auflage. Herborn, Buchhandlung des Nassauischen Colportagevereins. 25 Pf.

Friedrich von Bodenstedt. Ein Dichterleben in seinen Briefen 1850—1892. Herausgegeben von G. Schenck. Berlin. R. v. Decker's Verlag G. Schenck.

Der Titel dieses Buches ist irreführend. Es sind die Geschäftsbriefe Bodenstedts an den Verleger seiner Hauptwerke. Das unerquickliche Bild, das uns hier von Bodenstedts finanziellen Angelegenheiten dargeboten wird, hätte aber nicht jetzt, nicht so verstümmelt, und nicht ohne die wesentlichen Korrekturen, die sich aus den Antworten der Firma zweifellos ergeben müssen, zur Schau gestellt werden dürfen. Hoffentlich wird uns Bodenstedts Leben noch von anderer Seite und in anderem Lichte dargestellt. Für die äußere Geschichte seiner Werke ergiebt sich im Einzelnen manches Brauchbare. Sehr einsichtig ist der Rat den er seinem Verleger im Jahre 1864 anläßlich einer von diesem projektierten Klassikerausgabe giebt: „Es müssen, wenn Sie mit

Cotta würdig konkurriren wollen, bei einer neuen Ausgabe von Schiller, Goethe *c. die ursprünglichen Manuskripte genau konsultirt werden, um dadurch die vielen, in den Cotta'schen Ausgaben stehen gebliebenen Fehler zu berichtigen. Vieles befindet sich in Weimar, Andres wie z. B. das Dalberg dedicirte Manuskript von „Wilhelm Tell", auf der Bibliothek zu Aschaffenburg u. s. f. Nichts davon darf umgangen werden, wenn das neue Unternehmen gerechtfertigt erscheinen soll." — „Die Wiedergabe der Briefe ist sehr schlenderisch Seite 91 lies „excerpiren" statt „exerziren"; Seite 95 f. fehlen zwei oder mehrere Worte; Seite 120 Zeile 6 (v. u.) lies „da" statt „das"; Seite 133 Zeile 9 (v. u.) lies „Uebersendung" statt „Uebersetzung" u. s. w.

Mosen Julius, Erinnerungen. Fortgeführt, erläutert und herausgegeben von Dr. Max Zschommler. Nebst einem Vorwort von Dr. Reinhard Mosen. Plauen i. V., Neupert. 1.80 ℳ.

E. G. Marie Nathusius, Ein Lebensbild in neuer Darstellung. Gotha, Perthes. 4 ℳ.

Hebbel's F., Werke. Neu durchgesehene Ausgabe, 8 Teile in 2 Bänden. Berlin, Warschauer. 4.50 ℳ.

Hebbel's F., Werke. Auswahl in 1 Band. Berlin, Warschauer. 2.50 ℳ.

Hebbel's F., Werke. Auswahl in 1 Bande. Mit einem Vorwort von Linke. Halle, O. Hendel. 2.50 ℳ.

Bibliothek der Gesamtliteratur. Halle, Hendel. à 25 ₰

Nr. 727—729 Hebbel F., Gedichte. Auswahl. — Nr. 730—732. Die Nibelungen. — Nr. 733. Maria Magdalena. — Nr. 734. Judith. — Nr. 735. Gyges und sein Ring. — Nr. 736—737. Erzählungen. Auswahl.

Universalbibliothek. Leipzig, Reclam à 20 ₰

Nr. 3161. Judith. — Nr. 3171 und 3172. Die Nibelungen. — Nr. 3173. Maria Magdalena. — Nr. 3188. Herodes und Marianne. — Nr. 3199. Gyges und sein Ring.

Hebbel F., Die Nibelungen. Meyers Volksbücher 1012—1014.

Wagner Rich., Die Meistersinger von Nürnberg. Facsimile-Ausgabe des Textes. Mainz, Schott's Söhne. 12.50 ℳ.

Dulk A., Sämtliche Dramen. Erste Gesamt-Ausgabe. Herausgegeben von Ernst Ziel. 2 Bände. Stuttgart, Dietz.

Niebergall Ernst Elias, Dramatische Werke. Herausgegeben von Georg Fuchs. Darmstadt, Bergsträsser.

Neumann F., Adalbert Stifter. Beitrag zu seiner Biographie. Programm. Pilsen.

Allram J., Aus der Heimat Hamerlings. Den Manen des Dichters gewidmete Bilder aus dem Waldviertel. Mit fünf Abbildungen und einem Facsimile. Herausgegeben zu Gunsten des Fonds zur Errichtung des Hamerling-Denkmals im Waldviertel. 2. Auflage. Wien, Hartleben.

Das Anzengruber-Denkmal auf dem Wiener Central-Friedhofe. Rechenschafts-Bericht, herausgegeben im Auftrage des Anzengruber-Curatoriums. (Mit einer Heliogravure von Scherpes preisgekröntem Anzengruber-Monument. Wien, Verlag des Curatoriums.

Baechtold J., Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Erster Band, 1819—1850. Berlin, Hertz. 6 ℳ.

Nachrichten.

Das Curatorium der Bauernfeld-Stiftung in Wien bestehend aus Hofrat v. Hartel, Professor J. Minor, Professor Alfr. Freiherr v. Berger, Jos. Lewinsky und Dr. Edm. Weissel, hat 2 Preise ausgeschrieben: 2000 fl. für das beste Drama in deutscher Sprache, das in der Zeit vom 13. Januar dieses Jahres bis 9. August 1895 auf der deutschen Bühne erscheint und literarischen Wert besitzt (wobei ein Lustspiel vor einem Trauerspiel bei sonst gleichem Wert den Vorzug hat), und 1000 fl. auf die beste literarhistorische Arbeit, welche die Bedeutung Bauernfelds für die Entwicklung der deutschen Lustspiel-Dichtung und speziell für die Repertoire des Hofburgtheaters behandelt. (Termin 9. August 1895).

Der Ausschuß der Niederösterreichischen Advokatenkammer als Curatorium der Dr. Leopold Anton und Marie Dierl'schen Preisaufgabenstiftung setzt einen Preis von 50 k. k. Dukaten auf die beste Lösung der von Seite des Professoren-Kollegiums der philosophischen Fakultät an der k. k. Universität in Wien gestellten Preisaufgabe: „Stofflexikon der deutschen Dichtung. Es sind die an bestimmte historische oder sagenhafte Namen geknüpften deutschen Dichtungen in Form eines Lexikons zu verzeichnen und es soll dabei auch auf die Dichtungsgattung und die Entstehungszeit Rücksicht genommen werden." Zur Bewerbung werden nach dem Stiftsbriefe nur Personen zugelassen, welche das Staatsbürgerrecht in den im österreichischen Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern besitzen. Termin 31. Oktober 1895.

Die Literaturarchiv-Gesellschaft in Berlin verzeichnet im vergangenen Jahre einen Zugang von 4679 Nummern, so daß der ganze Bestand jetzt etwa 6037 umfaßt. Unter den Eingängen sind besonders erwähnenswert: Briefe und Manuscripte von Willibald Alexis, Annette v. Droste, Giesebrecht, Waitz, ferner Handschriften aus den Nachlässen von Maßmann und Nitzsch, endlich die gesamten Nachlässe des Historikers Niebuhr und des Naturforschers und Afrikareisenden Ehrenberg. Letztere beide Erwerbungen werden wichtige Fundgruben für wissenschaftliche Arbeiten bilden, indem sie Briefe von über fünfhundert verschiedenen Gelehrten, Dichtern und Staatsmännern enthalten u. a. von Achim von Arnim, Blücher, Bunsen, Chamisso, Peter Cornelius, Darwin, Eichhorn, Gneisenau, A. v. Humboldt, Iffland, Lachmann, Nordenskiöld, Ranke, Ritter, Schelling, Schleiermacher, Tieck.

Die neue Gesellschaft zur Herausgabe von Denkmälern der Tonkunst in Österreich veröffentlicht als erste Jahrespublikation für 1894: Messen von J. J. Fux († 1741) herausgegeben von J. E. Habert und G. A. Glossner und Florilegium Primum von Georg Muffat († 1704) herausgegeben von H. Rietsch.

Die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien bereitet ein großes sechsbändiges Illustrations-Werk über die Wiener Theater vor mit Text von Teuber, Bayer und Glossy.

Der Stuttgarter Literarische Verein kündigt als nächste Publikationen an: Die Schriften Olivers von Paderborn; Altfranzösische Predigten des hl. Bernhard; Steinhöwels Boccaccio de claris mulieribus.

Wie aus dem „Rechenschaftsbericht, erstattet vom Vorstande der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen in der Vollversammlung am 11. Dezember 1893" (Prag, Selbstverlag) Seite 15 hervorgeht, hat diese Gesellschaft Herrn A. Benedict in Prag mit der genaueren Untersuchung der Wenzelsbibel zum Zwecke einer eventuellen Publikation dieser Handschrift betraut. Diese Gesellschaft hat ferner nach derselben Quelle Seite 20 eine „Bibliothek Deutscher Schriftsteller aus Böhmen" begründet, welche in zwei

Serien, die ältere die Zeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, die neuere das 19. Jahrhundert umfassend, erscheinen wird. Im Drucke befinden sich der 1. Band der älteren Serie: die Sonntagsevangelien des Nikolaus Herrman (1561) herausgegeben von R. Wolkan und der 1. Band der neueren Serie: Ausgewählte Werke von Moritz Reich, herausgegeben von R. Fürst. Dieselbe Gesellschaft bereitet endlich wie für das Jahr 1891 so auch für das Jahr 1892 eine „Übersicht über die Leistungen der Deutschen Böhmens auf dem Gebiete der Wissenschaft, Kunst und Literatur" vor, aus welcher die Abschnitte über die schöne Literatur und über Literaturgeschichte für die Leser dieser Zeitschrift Interesse haben.

Von R. Wolkans Buch „Böhmens Anteil an der deutschen Literatur des 16. Jahrhunderts" ist der dritte und letzte Teil, die Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen im Drucke fast vollendet.

In Vorbereitung befinden sich folgende Arbeiten: von V. Michels in Göttingen über Brentanos Romanzen vom Rosenkranz, von Erich Schmidt in Berlin über Jörg Wickram, von Freiherrn von Waldberg in Heidelberg über den deutschen Roman des 18. Jahrhunderts; Berliner Dissertationen über Theobald Höck, über Herders Übersetzungen aus dem Englischen, über Goethes Trimeter, über Brentanos Lyrik.

A. Leitzmann in Jena gibt heraus: „Quellenschriften zur neueren deutschen Literatur- und Geistesgeschichte". Band 1 Briefe Wilhelm von Humboldts an Georg Heinrich Ludwig Nicolovius, herausgegeben von Rudolf Haym (im Anhang 7 Jugendbriefe Humboldts über philosophische Studien an stud. Beer, 8 Briefe Humboldts von 1809/10 die Berliner Universität betreffend) ist im Druck. Band 2 Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse herausgegeben von Karl Schüddekopf und Band 3 Tagebuch Wilhelms von Humboldt von seiner Reise nach Norddeutschland im Jahre 1796 herausgegeben von A. Leitzmann sind in Vorbereitung

Karl Schüddekopf in Roßla a. H. bereitet eine Ausgabe der Werke (mit Ausschluß der Übersetzungen aus Petron, Ariost und Tasso) und Briefe von Heinse vor und ersucht um Nachweis handschriftlichen Materials, welches bei Goedeke ² 4, 341 fehlt.

Gotthold Klee in Bautzen, bereitet eine Samlung Tieckscher Briefe vor.

K. Glossy in Wien bereitet eine Ausgabe der Tagebücher Josef Schreyvogels vor.

Von Adolf Hauffen befindet sich unter der Presse „Die deutsche Sprachinsel Gottschee und ihre Volkslieder" worin an ungedrucktem Material 40 Märchen und Volkssagen, 150 Lieder und 80 Melodien mitgeteilt werden. Die Schrift erscheint als Band 3 der von Hirn und Wackernell herausgegebenen „Quellen und Forschungen zur österreichischen Geschichte und Literatur".

Für die deutschen Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts befinden sich in Vorbereitung: Der Göttinger Musenalmanach für das Jahr 1770 herausgegeben von Karl Christian Redlich; Borckensteins „Bookesbeutel" (1742) herausgegeben von Ferdinand Heitmüller; Chr. Wernickes sämtliche poetische Werke nach der Ausgabe von 1704 kritisch herausgegeben von Julius Elias; ferner sechs ungedruckte Aufsätze Wilhelm von Humboldts herausgegeben von Albert Leitzmann, und zwar: 1. Über das das Studium des Altertums und des griechischen insbesondere, der lang vermißte, in den Briefen an F. A. Wolf (Humboldt, Gesammelte Werke 5, 37) erwähnte Aufsatz mit Randglossen von Schiller und Dalberg. 2. Pindar. 3. Das antike Theater in Sagunt. 4. Latium und Hellas oder Betrachtungen über das klassische Altertum. 5. Geschichte des Verfalls und Unterganges der griechischen Freistaaten (Einleitung). 6. Betrachtungen über die Weltgeschichte.

Demnächst erscheint „Grillparzer und Lope de Vega" eine literarhistorische Untersuchung von Artur Farinelli.

Im Erscheinen begriffen ist eine Bibliothek älterer deutscher Übersetzungen. Herausgegeben von August Sauer. Band 1 Die schöne Magelone aus dem französischen übersetzt von Veit Warbeck 1527. Nach der Originalhandschrift herausgegeben von Johannes Bolte befindet sich im Druck. Band 2 Griechische Epigramme und andere kleinere Dichtungen in deutschen Übersetzungen des 16. und 17. Jahrhunderts, herausgegeben von Dr. Max Rubensohn und Band 3 Hans Neidharts Übersetzung des Terenzischen Eunuchus (Ulm 1486) herausgegeben von Hermann Wunderlich befinden sich in Vorbereitung.

Die Lateinischen Literaturdenkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts werden künftig von Dr. Max Herrmann allein herausgegeben.

Die Redaktion der von K. Weinhold begründeten „Germanistischen Abhandlungen" hat F. Vogt in Breslau übernommen. Als Heft 9 ist erschienen: Daniel von dem Blühenden Tal ein Artusroman von dem Stricker herausgegeben von G. Rosenhagen.

Der Stadtrat zu Hainichen beabsichtigt, alle Andenken an Gellert, der im dortigen Pfarrhause geboren ist, zu sammeln, und richtet daher an alle diejenigen, die im Besitze von Gegenständen sind, die auf den Dichter Bezug haben oder von ihm herrühren, die Bitte, dieselben zur Einverleibung in die anzulegende Sammlung nach Hainichen zu senden. Erwünscht sind insbesondere Ausgaben der Gellert'schen Werke und Schriften über Gellert, sowie Bilder und Autographen desselben. Es steht völlig frei, das Eigentumsrecht an den Gegenständen vorzubehalten.

Anfrage. In einem volksthümlichen (leider durch viele Druckfehler entstellten) Aufsatze „Über Quellen zu Raimunds Zauberspielen" (Alt-Wien. Jahrgang 1894. Heft 2 und 3) den ich nur als Vorstudie zu einer größeren Arbeit über „das Wiener Zauberspiel" veröffentlichte, habe ich die Einsiedel'sche Erzählung „Die Prinzessin mit der langen Nase" aus Wielands „Dschinnistan" (Band 3) als Quelle des „Barometermachers auf der Zauberinsel" nachgewiesen. Da die Wiener Bibliotheken von den französischen Märchensammlungen so viel wie nichts besitzen, so wäre ich für jeden Hinweis auf Einsiedels Vorlage sehr dankbar.

Rudolf Brisching
Wien XIV./1. Neubergenstrasse 24.

Aufruf.

Am 8. Juni 1894 werden es 100 Jahre, seit **Gottfried August Bürger** die Augen schloß. Die zerstörende Macht der Zeit, die mit unerbittlicher Gerechtigkeit das Echte und Dauernde sondert von dem Vergänglichen, sie hat den Dichter der Lenore nur leise berührt. Noch heute bewegt der Meister der volkstümlichen deutschen Ballade in ursprünglicher Kraft die Herzen seines Volkes bis in die breitesten Schichten hinein, mit heiligem Schauer sie füllend und mit heiterm Behagen. Noch heute packt uns die ungestüme künstlerische Wahrhaftigkeit, mit der in Bürgers Lyrik ein leidenschaftlich glühendes Herz seine innersten Tiefen bloß legt, mit der erregenden Frische des ersten Augenblicks.

Ein würdiges Denkmal ist dem Dichter nicht einmal in Göttingen errichtet worden, der Stadt, die Zeuge war, wie der jugendliche Adler des Hains die Flügel zu mächtigem Aufschwunge hob, der Stadt, die den in Sturm und Drang Erschöpften ringen und sterben sah. Wir hoffen, daß der nahende Gedenktag Gelegenheit giebt, eine alte Schuld abzutragen. Aber wir denken nicht an ein anspruchsvolles Standbild. Nur die verwitternde Denksäule, die heute Bürgers versteckte Ruhestätte kennzeichnet, möchten wir ersetzen durch einen stattlichen Grabstein, den Künstlerhand mit der Büste oder dem Reliefbilde des teuren Sängers schmücken soll, und wir bitten alle Freunde des Dichters, unsern Plan zu unterstützen. Geldbeiträge wird die Dieterich'sche Buchhandlung in Göttingen, dieselbe, die einst Bürgers Gedichte verlegt hat, gern entgegen nehmen.

Dr **H. Althof**, Professor am Realgymnasium, Weimar. Dr. **Jak. Bächtold**, Professor an der Universität, Zürich. Dr. **R. v. Bennigsen**, Oberpräsident der Provinz Hannover, Exc. Dr. **E. Buchholz**, Direktor des Progymnasiums, Hann. Münden. **G. Calsow**, Bürgermeister, Göttingen. Dr. **Herm. Fischer**, Professor an der Universität, Tübingen. **Joh. Geo. Fischer**, Stuttgart. Dr. **Kuno Fischer**, Wirklicher Geheimer Rat, Exc., Professor an der Universität, Heidelberg. **Theodor Fontane**, Berlin. Dr **Karl Frenzel**, Berlin. **Klaus Groth**, Kiel. Dr. **O. Hellinghaus**, Oberlehrer am Realgymnasium, Münster. Dr. **Mor. Heyne**, Professor an der Universität, Göttingen. Dr. **Berth. Hönig**, Wien. **Lüder Horstmann**, Besitzer der Dieterich'schen Buchhandlung, Göttingen. **W. Kawerau**, Redakteur der „Magdeburger Zeitung", Magdeburg. Dr. **O. Lücke**, Oberlehrer am Gymnasium, Norden. Dr. **E. v. Meier**, Geh. Oberregierungsrat, Curator der Universität, Göttingen. Dr. **V. Michels**, Privatdocent an der Universität, Göttingen. Dr. **Jak. Minor**, Professor an der Universität, Wien. Dr. **F. Muncker**, Professor an der Universität, München. Dr. **Heinr. Pröhle**, Professor und Oberlehrer a. D., Steglitz. Dr. **Karl Christ. Redlich**, Professor und Schuldirektor, Hamburg. Dr. **Gust. Roethe**, Professor an der Universität, Göttingen. Dr. **Aug. Sauer**, Professor an der Universität, Prag. Dr. **Paul Schlenther**, Redakteur der „Vossischen Zeitung", Berlin. Dr. **Erich Schmidt**, Professor an der Universität, Berlin. Dr. **Franz Schnorr von Carolsfeld**, Professor und Oberbibliothekar der Königl. Bibliothek, Dresden. Dr. **K. Schüddekopf**, Fürstl. Stolbergischer Bibliothekar, Roßla. Dr. **A. Viertel**, Direktor des Gymnasiums, Göttingen. Dr. **Wold. Voigt**, z. Z. Prorektor der Universität Göttingen. Dr. **K. Weinhold**, Geh. Regierungsrat, z. Z. Rektor der Universität Berlin.

Druck von Lorenz Ellwanger, vorm. Th. Burger, Bayreuth.

Die Hamlet-Frage
mit besonderer Beziehung auf
Richard Loening: „Die Hamlet-Tragödie Shakespeares".

Von Carl Hebler in Bern.

Daß die Streitigkeiten über die Hamlet-Frage so bald aufhören werden, läßt sich nicht erwarten, und sie dürfen es auch nicht, ehe sie geschlichtet sind; aber es steht zu hoffen, daß sie mehr und mehr zwischen verständigen Grenzen verlaufen. Hiezu beizutragen, ist das Werk Loenings schon dadurch vorzüglich geeignet, daß es mit besonderer Entschiedenheit „das Problem nicht als ein schöngeistiges, sondern als ein wissenschaftliches, nach streng wissenschaftlicher Methode behandelt". Gewiß zwar hat sich das wissenschaftliche Ergebnis auch der nachschaffenden Phantasie des richtigen Lesers zu bewähren. Wenn man aber einmal zu einem Buche über unsere Tragödie greift, so wird man durch regelrechten Nachweis im Ganzen und Einzelnen des Textes überzeugt werden wollen, daß der Verfasser den Dichter verstanden habe, und sich bedanken, wenn der Mann über das Phantasiewerk bloß nach eigenem Belieben weiterphantasiert hat. Auch darum wird man sich nicht bekümmern, wie Jemand es fertig gebracht hat, das poetische Quellwasser auf die eigene prosaische Mühle zu leiten. Je höher ich gegenüber solchen Abirrungen die Leistung Loenings schätze, desto mehr liegt mir daran, den Kennern und vor allen andern ihm selbst die Gründe zur Prüfung vorzulegen, aus denen

ich von ihm in wesentlichen Punkten abweiche. Dabei scheue ich nach Loenings gutem Vorbild auch die viele Nichtleser so abschreckende Ausführlichkeit nicht, die zur Abkürzung eines solchen Streites dient.

Die Hamlet-Frage betrifft hauptsächlich das Verhalten des Helden gegenüber seiner Aufgabe. Auch hier soll sie nur in diesem Sinne erörtert werden. Aber auch einiges darauf bezügliche Wichtige, worüber viel gestritten worden ist oder noch gestritten wird, darf ich hier wohl als endlich erledigt behandeln, namentlich Solches, worin ich mit Loening übereinstimme. Es gelten mir besonders drei Sätze für völlig erwiesen, gemäß den zwei einfachen Auslegungsregeln, die ich ihnen vorausschicke, und nach denen zu verfahren sich offenbar auch Loening hat angelegen sein lassen.

1. Eine wirkliche oder ersonnene Begebenheit mag aus sehr verschiedenen Gesichtspunkten zu dramatischer Gestaltung einladen; hat sie aber eine solche gefunden, so kommt sie hier nur von derjenigen Seite in Betracht, von der sie der Dichter dargestellt hat.
2. Da wir über die Meinungen, Beweggründe, überhaupt das Innere einer dramatischen Person nur durch das Drama selbst unterrichtet werden, so ist es ungereimt, darüber Anderes wissen zu wollen, als uns davon durch ihre Reden und ihr Verhalten kund zu thun dem Dichter beliebt hat.
3. Nach den Voraussetzungen unserer Tragödie ist Hamlet unbedingt zur Blutrache an dem Mörder seines Vaters verpflichtet, und auch ihn selbst plagen keinerlei grundsätzliche Bedenken dagegen.
4. Die That bedarf zu ihrer guten Ausführung gehöriger Vorbereitung; aber eine textwidrige und dem Dichter die wunderlichste Ansicht von tragischer Wirkung zutrauende Einlegung ist es, daß dem Prinzen etwas, nach seiner Meinung oder dem Sinne der Dichtung, an sich Unmögliches aufgeladen sei.

5. Daß er es zur Erfüllung seiner Aufgabe erst nach verderblichem Zaudern, nicht ohne die Anstiftung neuen Unheils und den Verlust seines Lebensglücks und Lebens bringt, thut unserer Anerkennung seiner großen und guten Eigenschaften keinen Eintrag, läßt sich aber nicht, wie mehrfach versucht worden ist, aus ihnen selbst, sondern nur aus einer ihn hemmenden Eigenheit seines Naturells erklären.

Worin besteht diese Eigenheit? Warum ist, wie sich Goethe ausdrückt, Hamlets Seele der auf sie gelegten That nicht gewachsen, oder, da er sie endlich doch vollzieht, nicht besser gewachsen?

Diese Frage ist aber schon nicht mehr nach Loenings Sinn: er meint, der Prinz wolle die That ernstlich gar nicht vollziehen, und nicht zu schwer, nur zu beschwerlich sei sie ihm (S. 22. 247). Mit Recht finde Goethe den Grund von dessen Verhalten in einem bleibenden angeborenen Zuge seines Charakters, in seiner Naturanlage, aber mit Unrecht in zu weicher Gemütsart und dem Mangel an sinnlicher Stärke. Sein sonstiges Verhalten zeige keinen dieser Fehler; und es bleibe unerklärt, daß er nicht aus Pflichtgefühl das Hindernis seines Naturells zu überwinden sich abmühe, nicht wenigstens einmal zu einem ernst gemeinten Entschlusse gelange, die Ausführung der That an die Hand zu nehmen — „er müßte im Allgemeinen Willen und Neigung haben, seine Aufgabe zu erfüllen; er müßte dies, wenn auch ohne festen Plan, doch als Ziel ins Auge fassen“. Nun pflege man ja eine Reihe von Äußerungen und Handlungen für solche Anläufe und Versuche anzusehen: die Annahme der Wahnsinnsrolle, die Aufführung des Schauspiels vor dem König, den Anlauf zur Tödtung des Betenden, die Tödtung des Polonius, mehrere Äußerungen in den Monologen. Aber diese allgemeine Auffassung sei unrichtig: „In Wahrheit ist Hamlet während des ganzen Verlaufs der dramatischen Handlung bis unmittelbar vor dem Schlusse auch nicht einen Augenblick ernsthaft gewillt, den Vollzug der Rache auf sich zu nehmen“ (S. 19 ff.). Es fehle ihm eben einerseits „trotz seiner sittlichen Empörung über das Verbrechen, trotz seines Hasses gegen den

Verbrecher, trotz seines zur Rache mahnenden Pflichtgefühls, doch an dem unmittelbar aus dem Blute aufsteigenden Triebe zur thätlichen Reaktion"; die „Racheleidenschaft", die „Natur", wovon der Geist spreche, habe er nicht; andererseits widerstrebe sein Naturell innerlichst den durch die Aufgabe an ihn gestellten Anforderungen... „die Scheu nicht vor der Rachethat an sich, sondern vor dem, was damit zusammenhängt, und zwar nicht sowohl vor den damit verbundenen Gefahren, als vor der damit verbundenen Mühe und Anstrengung, ist bei ihm, wie wir ihn kennen, so stark, daß der durch das Pflichtgefühl angespornte moralische Wille darüber nicht Herr werden kann" (S. 224 f.). Loening unternimmt es, seine Auffassung an jenen sämtlichen vermeinten Anläufen und Versuchen zu erweisen, und es verlohnt sich, ihm in das Einzelne seiner gründlichen Ausführung zu folgen.

Der Entschluß Hamlets, sich zu verstellen, wird von Loening so erklärt. Alsbald nach dem Verschwinden des Geistes und der Ankunft der Freunde lege sich die Vorstellung der ihm gebotenen Rache wie ein schwerer Druck auf seine Seele, und empfinde er eine instinktive Abneigung gegen die ihm bewußte und von ihm anerkannte Pflicht. So ergreife er den Ausweg, die Entschließung über die Vollführung der Rache einstweilen aufzuschieben, sie einer spätern Überlegung vorzubehalten. Daher lasse er auch die Freunde noch Nichts von der Enthüllung des Geistes erfahren, und nehme er, um sich nicht zu verraten, ihnen gegenüber eine übertriebene Heiterkeit an, ohne doch seine Grundstimmung verbergen zu können. Ferner dürfe von der Erscheinung selbst Niemand weiter Etwas vernehmen. Er beschließe dann, das wunderliche Wesen, das ihn unabsichtlich in den Verdacht einer Geistesverwirrung gebracht, absichtlich zum Behuf gleichen Eindruckes fortzusetzen, um sich frei gehen lassen und in versteckten Anspielungen auch dem König gegenüber seinem Innern Luft machen zu können, ohne für ernst genommen zu werden — ein modus vivendi für die Zwischenzeit bis zur Vollziehung der Rache selbst (S. 227 ff.).

Die schnell vorübergehende Verstellung Hamlets gegenüber den Freunden läßt, wie mir scheint, noch nicht auf einen überflüssigen Aufschub und eine Abneigung gegen die Pflicht schließen; auch dies nicht, daß er sein Geheimnis einstweilen für sich behalten will. Er wird aber eine natürliche Scheu davor tragen, Andere merken zu lassen, was er selbst noch kaum zu fassen vermag, vielmehr vor Allem sich selbst zu sammeln suchen, bevor er auch nur die Freunde ins Vertrauen zu ziehen wagt; und um sich nicht in der Aufregung, worin sie ihn überraschen, zu verraten, verstellt er sich. Da er es ferner zu diesem Behuf bereits über sich vermag, eine so wunderliche Ausgelassenheit zu zeigen, daß ihn die Freunde für verwirrt halten müssen, so mag auch dies, so lange er sich überhaupt gegen sie verstellt, beabsichtigt sein.

Schon bevor er selber den Geist gesehen, hat er auf die Kunde von dessen Erscheinung den Freunden anbefohlen, reinen Mund zu halten, und nachher, nicht so schnell die Geheimhaltung wie die Verstellung gegen sie aufgebend, läßt er sie feierlichst ihr Stillschweigen auch schon über das von ihnen selbst Wahrgenommene beschwören. Da der Geist dieses Verlangen durch wiederholten Zuruf unterstützt, wird auch er bis jetzt mit dem Prinzen zufrieden sein. Weiter kündigt dieser den Freunden dann noch an, er werde ein wunderliches Benehmen künftighin vielleicht gegen andere Leute dienlich finden. Er würde sich gegen sie freilich besser durch anscheinende Unbefangenheit decken; die ist ihm jedoch bei der großen mit ihm vorgegangenen Wandlung unmöglich. Es sei ihm indessen, meint Loening, „weniger um eine Verstellung, als um eine künstliche Steigerung und Übertreibung seines wahren, natürlichen Wesens“ zu thun. Dies stimmt nicht gut zu dem Ausdruck Hamlets selbst: „Anlegung eines wunderlichen Wesens“, das nach dieser Deutung nicht ganz ein erst anzulegendes wäre. Auch wird, wer einmal sein natürliches Wesen verstecken will, sich eher und zweckdienlicher zu einem Gebahren, das Nichts mit diesem gemein hat, als zu dessen Steigerung, entschließen. Schon die Freunde hat Hamlet nicht durch Steigerung seines wahren Zustandes, wie sich dieser in dem vorhergegangenen Monolog gezeigt

hat, sondern durch ein erkünsteltes ganz anderes Wesen zu täuschen gesucht, und Loening selbst will die nachmalige Wunderlichkeit nur als Fortsetzung dieser ersten betrachtet wissen. Übrigens gebe ich ihm natürlich zu, daß der Prinz nicht eigentlichen, im Sinne des Irrenarztes genommen, Wahnsinn simulieren will; er legt kein wunderlicheres Wesen an, als ihm in der jeweiligen Lage der Mühe wert dünkt.

Vor Allem ist es nun das Königspaar, gegen das er sich verstellen muß, wozu er dann folgerichtig auch sonst am Hof genötigt ist. Er thut es aber gegenüber jenem gewiß nicht bloß aus Klugheit, sondern seinem Charakter gemäß zugleich aus einem moralischen Motiv: es würde ihm als verächtliche Heuchelei vorkommen, ja ganz unmöglich sein, länger einem solchen Oheim die gewohnte Höflichkeit, einer solchen Mutter die alte Anhänglichkeit zu bezeigen. Da er sich ihnen gegenüber nicht auf diese ihm widerwärtigste Art verstellen kann, muß er's auf andere, so lange er ihnen nicht sein wahres Gesicht zeigen darf. Er wird sich davon auch eine positive Genugthuung, so zu sagen eine Vorrache, versprechen. Schwerlich hingegen ist er von vornherein auf versteckte Anspielungen bedacht und wählt er die Maske, um sich in dieser Hinsicht frei gehen lassen zu können. Mit dieser Freiheit ist es überhaupt nicht viel, wenn die Maske ihm guten Dienst thun soll. Erst nachträglich wird er das Bedürfnis eines Ersatzes für sein Zaudern, wie es der erwähnte ist, empfinden. Aber eigentlich ist ihm doch den König vielmehr zu erstechen, als auf ihn zu sticheln, aufgetragen. Er darf die einmal nötig gefundene, auch ohne solche Lockerung verdächtige Maske nicht eher und nicht stärker lüften, als es ohne Gefahr für seinen Hauptzweck angeht. Der König merkt zu früh, daß das wunderliche Wesen nur ein angelegtes ist, und gebraucht hiefür (III, 1 Anfang) diesen von dem Prinzen selbst, bei der Ankündigung der Verstellung, gewählten Ausdruck.

Seinen wahren Zustand beim Antritt seines Rächerberufs könnte Hamlet nicht treffender und bündiger enthüllen, als mit den

in wirksamem Kontrast gerade auf die Ankündigung der Verstellung folgenden Schlußworten des ersten Akts. Sie lauten bei Schlegel so:

Die Zeit ist aus den Fugen: Schmach und Gram,
Daß ich zur Welt, sie einzurichten kam!

Hier findet Loening mit Recht cursed spite durch Schmach und Gram ungenügend wiedergegeben. Er setzt dafür: verwünschter Ärger, verfluchte Widerwärtigkeit, Fluch und Verdruß; die Sache sei Hamlet einfach unangenehm, weil er die Mühe und Anstregung scheue (S. 19 f. 232 ff.).

Gewiß ist ihm der Auftrag, die ausgerenkte Zeit wiedereinzurichten, unangenehm; ob aber nur dies und aus dem angegebenen Grunde? Das Wort spite ist überall am Platz, wo Einem Etwas zum Trotz geschieht, von unbedeutendem Tort an bis zu schwerem Schicksalsschlag. Northumberland in Heinrich IV., 2. Teil, I, 1 ruft aus: „Nun nahe die rauhste Stund', die Zeit und Trotz (spite) kann bringen“; der König in Heinrich VI., 3. Teil, IV, 6 will die Krone niederlegen, „um Fortunens Groll (spite) zu überwinden“; Paris in Romeo und Julie IV, 5 klagt bei der Scheintodten: „schwer gekränkt, erschlagen!“ (genauer: wronged, spited, slain). Der Wortlaut also wenigstens nötigt auch in unserer Stelle nicht, an etwas bloß Ärgerliches, Unangenehmes zu denken. Und unmöglich kann der Prinz, mit all den großen Eigenschaften, die ihm auch Loening zugesteht, ausgestattet, nach dem Eindruck, den die Geistererscheinung auf ihn gemacht hat, ihren Schauplatz mit dem Ausruf verlassen: was das mich für verwünschte Mühe und Anstrengung kosten wird! Aber ein verwünschter Streich, ihm von einem widrigen Geschick schon durch die Geburt und Blutsverwandtschaft gespielt, ist es, wenn ihm eine große, jedoch durchaus nicht unlösbare, Aufgabe gestellt ist, der er trotz aller Mühe und Anstrengung nicht gewachsen zu sein fürchtet. Wenn sein Mißgeschick auf einer Eigenheit seines Naturells beruht, so wird es an Gelegenheiten, sie zu erkennen, wiewohl viel belangloseren als die vorliegende, dem Dreißigjährigen schon in seiner bisherigen Lebenserfahrung nicht gefehlt haben.

Über die Anordnung des Schauspiels hat Loening folgende Ansicht. Daß sich Hamlet überhaupt mit den Schauspielern einlasse, geschehe eben so, wie er sich auch sonst lieber mit Dingen, die ihn von seiner ärgerlichen Sache abzogen, in seinen Gedanken beschäftigt habe, obwohl er keineswegs durch die Zurückdrängung des Gedankens an seine Pflicht sein Pflichtgefühl habe ertödten können. Aber die Anordnung des Schauspiels habe mit der Rache keinen Zusammenhang, wie der nachfolgende Monolog, namentlich der Ausruf: „Frisch ans Werk, mein Kopf!" beweise. „So könnte er nicht sprechen, wenn er überhaupt schon einmal ernstlich an diese Ausführung gedacht hätte." Der Zweck jener Anordnung sei eben nur, „dem König die Wahrheit zu sagen, ihn innerlich zu treffen und zu zwingen, aus seiner Verstellung herauszutreten." Nach der heftigsten Selbstbeschimpfung wegen seiner Lässigkeit und, woran er freilich selbst nicht glaube, Feigheit werde auch der in dem erwähnten Ausruf kundgegebene Entschluß alsbald wieder bei Seite geschoben; das der That abgeneigte Naturell lasse ihn instinktiv nach Gründen und Vorwänden hiefür suchen; er lege dem Schauspiel Zwecke unter, an die er bei dessen Anordnung nicht gedacht habe, nämlich den König durch die Bühnenwirkung zu einer öffentlichen Selbstanklage zu bringen, worauf sich alles Übrige von selbst machen werde, und ferner sich von der bis jetzt nie bezweifelten Thatsache des Mordes zu überzeugen (S. 117 ff. 236 ff. 353 ff.).

Gewiß macht sich Hamlet gelegentlich „lieber" mit Anderm, als mit dem für ihn Wichtigsten, zu thun — die Schauspieler sind übrigens nicht von ihm, sondern von den zwei Höflingen bestellt — doch läßt er sich niemals durch Solches von seiner Sache abziehen. Er ist bei ihr, auch wo er nicht bei ihr zu sein scheint; und gerade im vorliegenden Falle ist es bezeichnend für ihn, wie bald er sogar dem ihn so lieben Theaterspiel die Seite absieht, von der er es für jene verwenden kann. Es kommt hier freilich Alles auf die Deutung des Monologs an.

Voll Scham darüber, daß ein Schauspieler sich bei einer bloßen Dichtung, einem Traum der Leidenschaft stärker erhitzen

kann, als er bei seinem ganz andern Stichwort, weiß sich Hamlet seine Säumnis nur aus schmählicher Feigheit zu erklären. Das heißt aber bei einem solchen Charakter ohne Weiteres soviel wie sich zugleich zu der versäumten That anspornen. Loening behauptet jedoch, der Prinz denke in unserm Monolog ernstlich gar nicht, sich für feige zu halten (S. 29. 155). Gewiß ist er es nicht, aber er hält sich dafür dermalen, sonst würde er es wohl auch nicht sagen. Allerdings wirft er zunächst nur die Frage auf, ob er denn feige sei und sich wirklich auch persönlich das Gröbste in Worten und Thätlichkeiten bieten ließe. Aber die Antwort, die er sich darauf giebt, lautet entschieden bejahend: „Bei Gott, ich nähme es hin, denn es kann nicht anders sein, als daß ich eine Taubenleber habe, und es mir an Galle fehlt, die den Druck bitter macht, sonst hätte ich längst die Geier des Himmels mit dem Aas des Schufts gemästet." Dies wird von Loening so umschrieben: „Bei Gott, ich müßte es hinnehmen, müßte es mir gefallen lassen, der Schein ist gegen mich, mein Verhalten sieht so aus, als ob es auf Feigheit beruhte, obgleich es in Wahrheit nicht der Fall ist; denn es kann gar nicht anders sein (for it cannot be but), als daß ich — was eben nach außen den Anschein der Feigheit erregt — zu sanftmütig bin, daß ich eine Taubenleber und zu wenig Galle habe" 2c. Aber Hamlet sagt nicht, er müßte sich den bloßen Anschein der Feigheit, sondern er würde sich die Beschimpfungen, deren Hinnahme er als Beispiele äußerster Feigheit angeführt hat, gefallen lassen; und das einfache „Ich nähme es hin, denn" 2c. heißt doch nicht: Ich nähme es allerdings hin, aber gleichwohl bin ich nicht feige, denn" 2c. Mit Recht zwar will Loening das von Schlegel dem Vers zulieb weggelassene „denn" nicht missen; aber dieses „denn" spricht gegen ihn selbst. Der so beginnende Satz stellt sich ja hiemit schon im Voraus als eine Begründung der vorhergegangenen auf Feigheit lautenden Aussage hin und ist also sicher nicht eine Zurücknahme derselben, so zu sagen eine Abbitte des Prinzen vor sich selbst: nein, nein, ich bin nicht feig, sondern nur sanftmütig! Daß die Taube nicht feig genannt zu werden pflegt, kann hier nicht in Betracht kommen;

es mutet ihr eben Niemand Tapferkeit zu, und was bei ihr Sanftmut heißen mag, kann bei einem Manne Feigheit sein — auch z. B. die Königin in Heinrich VI., 2. Teil, III, 2 schilt den Herzog von Suffolk in Einem Zuge feig (coward) und sanftmütig (softhearted). Eben so wenig will es heißen, daß nach einer von Loening angeführten scherzhaften Äußerung in Troilus und Cressida III, 1, wer Nichts als Taubenfleisch ißt, heißes Blut bekommt und hiedurch, was in dem Citat übersehen ist, verliebt, also der Taubengöttin dienstbar wird. Kurz, eine Sanftmut, die einen Mann unmännlich macht, ihn von der Abwehr oder Vergeltung größten Unrechts abhält, wird in unserer Stelle nicht der Feigheit entgegengesetzt. Ja, wir lesen hier überhaupt Nichts von Sanftmut, sondern neben der Feigheit nur — und zwar gleichfalls nicht im Gegensatz zu ihr, sondern vielmehr zu deren Erklärung — von einem Mangel an bitterm Gefühl bei Unterdrückung, welcher Ausdruck zugleich besser als Sanftmut dem Schein vorbeugt, als wolle sich Hamlet seinen Fehler als eine liebenswürdige Tugend einreden. Denselben Fehler bezeichnet er physiologisch als Mangel an Galle und, in diesem Zusammenhange gewiß nur wegen der sprichwörtlichen Gallenlosigkeit der Taube, als Besitz einer Taubenleber. Übrigens soll der Prinz nach der Meinung Loenings selbst so wenig an seine Sanftmut wie an seine Feigheit glauben — da hat er also erst recht keinen Grund, sich jene im Gegensatz zu dieser zuzuschreiben. „Er widerlegt denn auch", fährt der Ausleger fort, „den angeblichen Mangel an Galle alsbald dadurch, daß er fast im selben Athem die stärksten galligsten Ausdrücke gegen den König wie gegen sich selbst schleudert." Aber zugleich beweist dies, daß er sich ganz ernstlich vorwirft, sich bisher nicht gallig genug bezeigt zu haben, sonst würde er es nicht mit solchem Eifer jetzt besser machen. Schon das spricht für die Ernstlichkeit auch des Vorwurfs der Feigheit, daß dieser sonst zu bloßer Beschönigung diente, als wenn Hamlet etwas nach seinem Urteil noch Schmählicheres als Feigheit vor sich zu verhüllen hätte. Loening glaubt allerdings ein Solches zu kennen: „den wahren Grund, der ihn einfach als pflichtvergessen zeigen würde, kann und mag er

sich nicht eingestehen" (S. 237). Dies müßte er aber doch, insoweit er das Bedürfnis der Beschönigung hätte. In Wahrheit liegt hier nichts Anderes vor, als leidenschaftlich übertriebene Selbstbeschimpfung wegen seiner bisherigen Unbeholfenheit und eben so leidenschaftliches Sichanschicken, das Versäumte nachzuholen.

Die Anordnung des Schauspiels kann schon ursprünglich nur auf dieses Ziel gerichtet sein. Loening findet in dem „Frisch ans Werk, mein Kopf!" den Entschluß, jetzt „überhaupt erst daran zu denken, einen Plan dafür (für seine Sache) auszudenken", und dieser Entschluß werde alsbald wieder bei Seite geschoben. Aber an einen gehörigen, das Ganze seiner Aufgabe umfassenden Plan denkt Hamlet selbst jetzt nicht; denjenigen Plan hingegen, wovon hier einzig die Rede ist, den auf den Selbstverrat des Königs gerichteten, hat er bereits entworfen und hält er fest. Das einfache „Dran, mein Hirn!" ist bloße Zurücklenkung der Gedanken auf diesen Plan nach der vorausgegangenen Selbstanspornung. Es ist nämlich unwahrscheinlich, daß sich der Prinz jenes Treffen und Hervorlocken des Königs, worauf er es nach Loening ursprünglich allein abgesehen haben soll, vor so vielen und gewichtigen Zeugen nicht von vornherein zugleich als Herbeiführung einer öffentlichen, oder doch so gut wie öffentlichen, Selbstanklage des Verbrechers gedacht habe, wenigstens durch sprechende Geberden, und ein Bekenntnis mit der Zunge erwartet er auch nachher nicht. Gerade beim ersten Gedanken an den fraglichen Plan wird seinem Blicke Beides in Eines zusammengeflossen sein. Wir müssen uns an die so rasch nachfolgende ausführliche Rechenschaft, die er sich am Schlusse des Monologs über sein Vorhaben gibt, und zu der es in der Gesellschaft der Schauspieler und Hofleute nicht hat kommen können, schon darum halten, weil er in der frühern Stelle noch überhaupt Nichts von seiner Absicht mit dem Schauspiel sagt. Gesetzt auch, daß er sich erst jetzt eine Selbstanklage des Königs verspreche, so würde uns das nur eben berechtigen, diesen Zweck für einen nachträglichen, nicht aber ihn für einen nur vorgeblichen, zum Behuf neuen Aufschubs, anzusehen.

Auch das soll ein bloßer Vorwand sein, daß der Selbstverrat

des Königs zugleich ein zwingender Beweis für die Wahrhaftigkeit des Geistes wäre. Allerdings ist der Zweifel Hamlets an dieser „bloß durch eine momentane Situation eingegeben", aus ihr ist er aber auch erklärlich, da nach Loenings treffender Bemerkung die Erwartung, daß der König wenigstens stutzen werde, auch an die Möglichkeit des Nichtstutzens denken läßt. Hamlet gestattet jedoch dieser bloßen Möglichkeit keinen Einfluß auf sein Verhalten: das Schauspiel bleibt auf den nächsten Tag anberaumt, und wenn es die erwartete Wirkung auf den König thut, wird mit dem Zweifel selbst zugleich dessen Brauchbarkeit zum Vorwand für weiteres Zögern beseitigt. Es ist endlich doch immer noch, auch für das praktische Verhalten, etwas Verschiedenes, nur zu glauben und auch zu sehen, von bereits Geschehenem wenigstens ein möglichst sicheres Zeichen dessen, was man glaubt, zu sehen. Loening sagt nicht ganz richtig: „Eine Mausfalle stellt man nicht auf, um zu sehen, ob eine Maus vorhanden ist, sondern um eine vorhandene Maus zu fangen"; die Falle ist auch zum erstern Zwecke dienlich. Der Jubel des Prinzen, als er den König gesehen, das heißt hier: entlarvt, hat, er wolle jetzt auf das Wort des Geistes tausend Pfund wetten, ist der Freude eines Jägers vergleichbar, der ein schädliches Wild, dem er längst auf der Spur zu sein überzeugt ist, endlich auch die Schnauze hervorstrecken sieht. Der Jäger freilich wird es wo möglich auch sogleich fangen oder tödten, wogegen Hamlet das seinige laufen läßt.

Es wäre Alles in der Ordnung, wenn er nur bereit wäre, den Schauspielerfolg auch auszunützen. Hieran allein, an der vollen Bereitschaft, fehlt es. Er hat sich arg getäuscht, als er sagte, „er wisse seinen Weg". Er hat wirklich gemeint, nach der Entlarvung werde sich das Weitere von selbst machen, als wenn nicht er selber es erst zu machen hätte, es auch mit Hilfe seiner Freunde hätten vorbereiten sollen; noch in den letzten Tagen hätte er dies thun können, die Vorstellung ließ sich „wegen eingetretener Hindernisse" ein wenig hinausschieben. Sogar noch später hätte er mit jener Hilfe und bei seiner vom König so gefürchteten allgemeinen Beliebtheit das Ergebnis verwerten können, besonders zusammen

mit dem Uriasbrief nach der Rückkehr von der Seereise. Das grundlose Gerede von Unlösbarkeit der Racheaufgabe, völlig unvereinbar mit dem, was wir im Stücke sehen und hören, und zumeist auf Verwechslung zwischen Rache und gerichtlicher Strafe beruhend, wird ja durch Loening endlich zum Schweigen gebracht sein. So hat Hamlet also freilich die beste Gelegenheit verpaßt (vgl. Loening S. 112), aber nicht aus Scheu vor Mühe und Anstrengung, sondern weil er die Sache mit einer Leidenschaft betrieb, welche die zur Erreichung des Endziels nötige Besonnenheit ausschloß.

Auf den Monolog Sein oder Nichtsein einzutreten, könnte man hier unnötig finden, da er auf den ersten Blick Nichts mit Hamlets Aufgabe zu schaffen hat, vielmehr ein merkwürdiges Vergessen derselben zu bezeugen scheint. Dies wäre jedoch für das Verhalten des Helden zu seiner Aufgabe ebenfalls bezeichnend, und wird so auch von Loening angesehen. Hamlet stelle hier Betrachtungen ganz allgemeiner, theoretischer Natur in Bezug auf uns alle und die Leiden der Menschheit überhaupt an; der Monolog sei lediglich ein Ausdruck seiner gedrückten, weltschmerzlichen Stimmung, und stehe mit seinen Erlebnissen und seiner Aufgabe nur insofern im Zusammenhang, als eben diese jene Stimmung hervorgerufen haben. Aus diesem Charakter des Monologs erkläre sich auch der Widerspruch zwischen den Worten von „dem unentdeckten Land, von deß Bezirk kein Wandrer wiederkehrt," und der von dem Prinzen selbst erlebten Geistererscheinung. Wenn er ferner urteile, das uns vom Sebstmord Abhaltende sei bloße Feigheit, Furcht vor den unbekannten Übeln des Jenseits, die uns unser Gewissen erwarten lasse, so verstehe er unter diesem nicht „ethische Gewissensbedenken gegen eine erst vorzunehmende Handlung," sondern vielmehr „die auf dem Bewußtsein bereits begangener Sünden beruhende Gewissensfurcht vor dem Schicksal nach dem Tode." Das sei aber ein bloßer Scheingrund, aus einem zufällig gebrauchten Worte (Schlaf — „Sterben — schlafen — vielleicht auch träumen" u. s. w.) zur Verhüllung des wahren Grundes instinktiv aufgegriffen; dieser sei bei ihm selbst wie bei andern

Leuten „der Schauer vor dem Nichtsein, die Lust am Leben,“ und ihn könne er sich nicht eingestehen, da er sonst seine Todessehnsucht in Abrede stellen müßte (S. 76 ff. 164 ff.).

Hamlet will wirklich die aufgeworfene Frage als eine „uns alle“ angehende behandeln, sowohl was die zum Selbstmord anreizenden als was die davon abhaltenden Gründe betrifft, und auch darin stimme ich bei, daß er die Andern nach sich selbst beurteile. Vermutlich hat Loening auch dawider Nichts einzuwenden, daß ich für die eigentliche, den Prinzen selbst bewegende, Frage nicht einfach die in der ersten Zeile enthaltene: Sein oder Nichtsein? die sich jeder zum Selbstmord Geneigte stellt, ansehe; auch nicht die nächstfolgende, die man sich, meint Hamlet, stellen sollte, nämlich was edler sei, die That zu wagen oder sich davor zu scheuen; nur das findet er rätselhaft, daß die Menschen durchgängig das ihm unedler Erscheinende vorziehen.

Wie sich Loening aus der Allgemeinheit der Betrachtung die Stelle von dem unentdeckten Land zurechtlegt, so habe auch ich einmal gesagt, es sei um die Erklärung eines allgemein menschlichen Verhaltens zu thun, wobei also die persönliche Erfahrung Hamlets mit dem Geiste nicht ins Gewicht fallen könne. Läßt man es ihm doch auch hingehen, daß er redet, als ob alle Menschen ohne Ausnahme vor dem Selbstmord zurückschreckten. Loening findet jedoch hier einen wirklichen, nur daraus erklärbaren Widerspruch, daß der Prinz, „völlig eingesponnen in die theoretischen Betrachtungen des Monologs, an seine wirklichen Erlebnisse und an die Erscheinung des Geistes in diesem Augenblicke gar nicht denke.“ Dies ist um so weniger glaublich, wenn er jetzt ohnehin an Geistererscheinungen denkt. Das thut er aber nach Loening; er soll meinen: was uns drüben bevorsteht, ist uns unbekannt, da uns noch kein Gespenst darüber belehrt hat. Eine Belehrung jedoch, wie er ihrer zum Selbstmord bedürfte, ist ihm auch durch das Gespenst des Vaters nicht geworden. Es ist hier eben nicht mit etwelcher Nachricht über das Schicksal eines Verstorbenen oder auch vieler gethan, sondern die Frage ist, was jeweilen der einzelne zum Selbstmord Geneigte drüben zu gewärtigen habe. Möchte

gleich Einer auf Grund solcher Nachrichten auch für sich persönlich fürchten, so wüßte er doch nicht, worauf Alles ankäme, seinen jetzigen Zustand und seinen jenseitigen gegen einander abzuschätzen. Trotzdem würden Viele, die den Selbstmord unterlassen, ihn wagen, wenn sie auf den Fall, daß es ihnen drüben noch schlechter als diesseits ginge, den Schritt rückgängig machen zu können hofften. Diese Unwiderruflichkeit des einmal Geschehenen, neben der Unwissenheit über das von dem Einzelnen persönlich zu Erwartende, hält gewiß entschiedener von dem Wagnis ab, als der Mangel an Geistermitteilungen, der ihm eher günstig ist, da die seltenen, an die geglaubt wird, wenig zu dem Wechsel einladen. Unwiderruflich aber ist der Schritt insofern, als kein einmal in das unbekannte Land Ausgewanderter wieder ein lebendiger auf Erden weilender Mensch wird. Vermöge dieses (schon in meinem ersten Aufsatz über Hamlet 1865 geltend gemachten) Unterschieds zwischen gespenstischer und leibhafter, wie zugleich zwischen nur vorübergehender und dauernder, Wiederkehr bleibt auch nicht ein Schein des fraglichen Widerspruchs übrig. Da auch sonst kein Wort des Monologs auf Gespenster hinweist, so ist schon aus diesem Grunde unter dem Wanderer eher der, von dem ausdrücklich die Rede ist, der Selbstmörder, zu verstehen. Es mag ja sein, worauf sich Loening nebenbei beruft, daß man, wenn von der Rückkehr aus dem Lande des Todes die Rede ist, meist an Gespenster (revenants) denkt; aber Hamlet hält offenbar eine solche Rückkehr für keine, die hier in Betracht käme — am begreiflichsten dann, wenn er troß seiner Todessehnsucht solche Lust am Leben hat, wie sie ihm Loening zuschreibt.

Von größerer Bedeutung für das Verständnis unseres Monologs als die Gespensterfrage ist es, daß die Scheu vor Selbstmord von feiger Furcht hergeleitet wird. Loening will, was Hamlet persönlich betrifft, die Feigheit auch hier, wie im nächstvorangegangenen Monolog, für einen bloßen Scheingrund angesehen wissen: der ihm das Leben verleidende Seelenschmerz sei doch durch die ethischen Mängel der Welt, ihre Disharmonie und Ungerechtigkeit verursacht, und die Übel des Jenseits seien nach seiner religiösen Weltanschauung nur Ausgleichungen jener Mängel, Akte der ewigen

Gerechtigkeit, Strafen für die Sünden des Diesseits — „wie sollte er diese Ausgleichung der Ungerechtigkeit fürchten und um deswillen unter der Ungerechtigkeit selbst weiter leiden wollen?“ Aber mit der Ausgleichung der von ihm erlittenen Ungerechtigkeit im Jenseits wäre seine Rechnung nicht abgeschlossen; er würde ja dort eben so gut die weniger tröstliche Ausgleichung seiner eigenen Mängel und Sünden erwarten. Ich verstehe zudem nicht, wie Loening, da er hier das Gewissen als Gewissensfurcht vor den Sündenstrafen faßt, nur an die bereits begangenen Sünden und nicht auch an die erst vorzunehmende Handlung gedacht wissen will, obgleich sich Hamlet selber, in seinem ersten Monolog (I, 2), auf das göttliche Verbot des Selbstmords berufen hat. Die jetzige Betrachtung läßt jedoch überhaupt nicht an Furcht vor Sündenstrafen, sondern bloß an Furcht vor Übeln schlechtweg, oder vor jenen nur sofern sie Übel sind, denken. Also auch nicht mit einigen Auslegern an eine uns abgesehen vom Jenseits im Leben festhaltende höhere Furcht oder Rücksicht; dies schon darum nicht, weil Hamlet aus einer solchen gewiß nicht bei „uns allen“ die Unterlassung einer von ihm noch beim Abschluß seiner Betrachtung gepriesenen That zu erklären geneigt ist. Ferner meint Loening, „es lasse sich in Wirklichkeit kein Mensch durch die Furcht vor den möglichen Folgen des Todes vom Selbstmord zurückhalten, denn das völlig Unbekannte, wofür jede Erfahrung fehlt, vermöge überhaupt keine abschreckende Wirkung auszuüben.“ Aber wir stehen ganz gewöhnlich von einem Vorhaben ab, wenn wir schlechterdings keinen Grund kennen, der mehr dafür als dawider spräche. Ich kann in Hamlets Worten auch keine „sophistische Verwechslung bekannter, aber noch ungewisser Übel mit solchen, von denen wir gar Nichts wissen“, sehen; er meint doch einfach, man fürchte aus dem Regen in die Traufe zu kommen, und finde es daher klüger, sich des Schrittes zu enthalten. Daß er dies freilich noch ausdrücklicher für feig als für klug erklärt, ist gleichfalls in der Ordnung: ähnlich sagt er später überhaupt von einem den Ausgang einer That zu genau erwägenden Denken, daß es neben einem Viertel Weisheit drei Viertel Feigheit enthalte. Er hat sich auch gleich anfangs nicht gefragt, was

klüger, sondern was edler sei, ein elendes Leben zu ertragen, oder es durch eine kräftige That zu enden, welche Frage fast schon durch diese Fassung, ganz unzweideutig aber durch die Zurückführung des erstern Verhaltens auf bloße Klugheitsrücksicht zu Gunsten des letztern entschieden wird. Die von diesem abhaltende Feigheit kann hier also auch nicht etwa die Bedeutung haben wie im Munde der Imogen im Cymbeline III, 4: „Gegen Selbstmord giebt es ein so göttliches Verbot, das meine schwache Hand feige macht (cravens)". Und wenn in dem Satze: „So macht Gewissen (oder nach der ersten Quarto: Dieses Gewissen macht) Feige aus uns allen" nicht geradezu Bedenklichkeit für Gewissen zu setzen ist, so kann die Meinung nur diese sein: „So, das heißt, indem wir das Wort als Vorwand unserer Bedenklichkeit mißbrauchen" ꝛc.

Nun entsteht aber die Frage, wie Hamlet hier dazu komme, bei sich selbst und allen Andern die Unterlassung des Selbstmords aus einem so niedrigen Motiv zu erklären, obgleich er sich ihn in der erwähnten frühern Stelle eben so wie Imogen aus Gehorsam gegen das göttliche Gebot untersagt hat. Dieses braucht jedoch darum nicht alles Ansehen bei ihm verloren zu haben; nur über unser Verhalten urteilt er geringschätzig, da er findet, es sei nicht etwa, wie wir vorgäben oder uns einbildeten, Folgsamkeit gegen das Verbot, sondern bloße feige Furcht, was uns vom Selbstmord abhalte. Loening glaubt, der wahre Grund, auch bei Hamlet selbst, sei vielmehr die Liebe zum Leben, die er sich aber wegen seiner Todessehnsucht nicht eingestehen könne. Hier ist also doch am meisten Gewicht auf die letztere gelegt, und das Rätsel ist dann, daß die Entscheidung gleichwohl zu Gunsten der Lebenslust ausfällt. Mir scheint diese hier nahe bei ihrem Nullpunkt angelangt zu sein. Nicht etwa, daß er jetzt persönlich auf Selbstmord sänne; es beschäftigt ihn vielmehr die Frage, warum wir alle ihn zu unterlassen pflegen, und da gebe ich natürlich zu, daß er es sich bei sich selbst nur mit größtem Unrecht aus Feigheit erklären kann. Aber er begeht dieses Unrecht wirklich, da wiederum, wie in dem Monolog am Schlusse des zweiten Akts, Nichts dafür spricht, daß er sich den Vorwurf zur Beschönigung eines noch ärgern Fehlers, wofür ihm

hier die Lebensliebe gelten würde, mache. Warum sollte es ihm schwerer fallen, sich diese zu gestehen, als daß er vor dem Tod aus Feigheit zurückschrecke? Seine immerhin gegen früher (Monolog I, 2) sehr veränderte Stellung zu der Selbstmordfrage ist aus der jetzigen Lage und Stimmung erklärlich. Damals war ihm die Racheaufgabe noch nicht geworden; nur erst die widrige zweite Heirat der Mutter verbitterte ihm das Leben. Wenn aber jetzt, nachdem er eben erst wegen der Säumnis in Betreff der Aufgabe sich die stärksten Vorwürfe gemacht und sich der Feigheit beschuldigt hat, sein Nachdenken irgend wodurch wieder auf den Selbstmord gelenkt worden ist, und zwar auf die Frage, warum die Menschen überhaupt durchgehends vor dem so nahe liegenden Mittel gegen alle Erdennot zurückschrecken, so läßt sich leicht begreifen, daß er auf die Antwort verfällt: darum, weil wir alle in diesem Punkt eben so feige sind, wie ich mich bis jetzt in Betreff meiner Rachepflicht erwiesen habe! Ähnlich wie ihm der Fall des Laertes als ein Gegenstück des seinigen erscheint, sieht er im Selbstmord ein Analogon der ihm obliegenden That. Es stimmt gut hinzu, daß er ihn gleichfalls für ein „Sichwaffnen" und einen „Widerstand" erklärt, dessen man sich nur aus Feigheit enthalten könne, und ihn zu den „Unternehmungen voll Mark und Nachdruck" (oder nach Loening: „Wert und Größe") zählt. Unser Ausleger meint, Hamlet könne hier von Widerstand nur reden, weil er, unendlich bezeichnend für seine jeder Anstrengung abholde Natur, an ein Drittes zwischen Dulden und Selbstmord, nämlich aktive Gegenwehr, nicht denke, und so den Selbstmord, der doch eine Flucht vor der Unbill, anstatt sie zu bekämpfen, sei, mit einem Schein von Stärke umgebe. Die That wäre aber nach Hamlets Urteil wenigstens eine Flucht zu mutmaßlichen andern, leicht noch größern Übeln; und wo sie aus bloßer Angst vor solchen unterbleibt, hat gewiß auch dem Dichter die Unterlassung nicht für edler als die Begehung gegolten. Ferner scheint Loening zu übersehen, daß Hamlet als Beispiele von Übeln, die den Selbstmord rechtfertigen sollen, solche Leiden anführt, wo eigentliche Gegenwehr nicht möglich zu sein pflegt, und doch zugleich ausschließlich solche, die

uns von Mitmenschen zugefügt werden, also nicht nur „allgemeine Kategorieen von Übeln, die mit seiner persönlichen Lage Nichts zu thun haben". Ja, eines der Übel ist geradezu sein eigenes: „des Unterdrückers Unrecht (the oppressors wrong, in der ersten Quarto a tirants reigne) — kurz vorher hat er in Bezug auf die Racheangelegenheit seinen Mangel an Galle beklagt, die den Druck bitter mache (to make oppression bitter). Nur wird er diesmal nach Analogie der übrigen Beispiele an die Fälle denken, wo es für den Bedrückten keine andere Rettung als durch Selbstmord gibt, wogegen er seinerseits sich vorher zu der ihm keineswegs unmöglich erscheinenden Rachethat aufstachelte.

So verstanden, ist unser Monolog nicht nur dramatisch wirksamer als nach der gewöhnlichen, ihn aus seinem Zusammenhange lösenden, Auffassung, sondern auch die Antwort, die sich Hamlet auf seine Frage gibt, ist erklärt. Aber schon daß er sich diese jetzt auch nur aufgeworfen hat, bedarf der Erklärung. Unzeitiges Abschweifen seiner Gedanken von dem Ziel läßt sich ihm freilich zuweilen nachsagen; aber so ganz querfeldein, wie es hier bei rein theoretischer Grübelei der Fall wäre, läßt er sie sonst nie laufen. Er kann nicht zu einer so ausgesucht unpassenden Zeit, ein paar Stunden vor der Aufführung des ihm so angelegenen Schauspiels, aus reiner Forscherlust eine Betrachtung über den Selbstmord anstellen. Auch noch Loening scheint mir diese nicht persönlich genug motiviert zu fassen, wenn er zwar nicht alle Beziehung auf die Erlebnisse und die Aufgabe des Prinzen abweist, aber doch nur an die dadurch hervorgerufene gedrückte, weltschmerzliche Stimmung überhaupt gedacht wissen will. Man wird nicht umhin können, einen in dessen gegenwärtiger absonderlichen Stellung zu seiner Aufgabe begründeten Anteil an der Frage, unbeschadet ihrer allgemeinen Fassung, anzunehmen. Nicht nur hat nach allem seit jenem ersten Monolog Erlebten, besonders auch durch die Unzufriedenheit mit sich selbst, der er eben erst einen so starken Ausdruck gegeben, die Todessehnsucht eher zu- als abnehmen müssen: es wäre auch nicht zum Verwundern, wenn es ihm gerade jetzt wieder eine tröstliche Aussicht wäre, diese Sehnsucht nötigenfalls durch eigene Hand

befriedigen zu können. Die Selbstbeschuldigung wegen Feigheit kann ihn zwar jetzt begreiflich nicht eben so unmittelbar, wie kurz vorher zur Veranstaltung des Schauspiels, zum Selbstmord antreiben, d. h. zu der neuen Feigheit, seiner Aufgabe, dem ihn aufs Dringendste ans Leben Fesselnden, davonzulaufen — wie aber, wenn er sich etwa überzeugte, sie so wenig jemals lösen als abschütteln zu können? In solcher Besorgnis sagt er auch in dem Monolog IV, 4, „er wisse nicht, warum er noch lebe, um zu sagen: dies muß geschehen". Zwar hofft er jetzt, daß das Schauspiel den Verbrecher zum Selbstverrat bringen werde; aber wenn nun doch Nichts daraus wird, an welche Möglichkeit er ohnehin gedacht hat, so ist er übler daran als zuvor. Dann hat ja sein bis jetzt so schwacher Zweifel an der Wahrhaftigkeit des Geistes eine unerwartete Bestätigung erfahren, und doch wird es ihm nicht schwerer sein, an eine ausbündige Heuchelkunst des Königs zu glauben, als sich den in jener Geisternacht empfangenen Eindruck auszureden. Daß ihm, dem an so Vieles Denkenden, Derartiges vorschwebe, läßt sich ihm zutrauen. Jedenfalls muß ihm gerade jetzt sehr viel zu zuversichtlichem Glauben an ein nahes Ende seiner Qual fehlen, um sich so angelegentlich mit der Frage vom Selbstmord abgeben zu können. Wird er denn, selbst wenn es ihm mit der Rachethat gelingt, jemals wieder seines Lebens froh werden? Und wie muß es in seinem Innern aussehen, damit sein Verhalten gegenüber Ophelien in dem nachfolgenden Gespräch verständlich sei?

Doch der Versuch, das Wiederauftreten der Frage und vor Allem ihre jetzige Behandlung aus der gegenwärtigen Stellung Hamlets zu seiner Aufgabe zu erklären, wird dem Einwurf ausgesetzt sein, daß der Monolog in der ersten Quarto, und also wohl ursprünglich, an einem Orte stehe, wo noch nicht so schwere Selbstanklage auf dem Prinzen laste, nämlich schon vor dem ersten Gespräch zwischen ihm und Polonius (II, 2). Es wird allerdings nicht angehen, eine so auffallende Verschiedenheit wie diese örtliche auf die Rechnung des nachlässigen ersten Herausgebers zu setzen. Wir haben aber zugleich den inhaltlichen Unterschied zwischen beiden Fassungen zu beachten. In der frühern ist, wie im Monolog

I, 2 in dessen späterer Gestalt, der Gedanke an den ewigen Richter das vom Selbstmord Zurückhaltende. An diesen Orten kommen also die jenseitigen Übel wesentlich als Sündenstrafen, vermutlich mit Einschluß der Strafe für Selbstmord, in Betracht, und demgemäß werden hier die Ausdrücke Feigheit und Gewissen eben so wie der erste im Munde der Imogen und der zweite im ethischen Sprachgebrauche zu nehmen sein; der Selbstmord wird hier auch nicht für edler als seine Unterlassung erklärt. Hier veranlaßt auch noch Nichts, eine Beziehung auf die Säumnis in Betreff der Rachepflicht anzunehmen. Gerade wegen dieser Inhaltsverschiedenheit nun paßt der Monolog in der frühern Gestalt so gut zu seinem Platz wie in der spätern zu seinem andern. Wenn ich in Betreff unseres Monologs die wesentliche Zuverlässigkeit auch des ältern Textes voraussetze, wogegen Loening gleichfalls Nichts einwendet (S. 270), so wird sie hinwieder auch durch die so eben erwähnte Zusammenpassung bestätigt. Die Betrachtung über den Selbstmord wird zwar bereits an jenem Ort an die schon früher geäußerte Todessehnsucht erinnern und mit dieser zusammenhängen, ist aber noch contemplativ genug gehalten, um sich zunächst aus der daselbst unmittelbar vorhergegangenen Vertiefung in ein offenbar von derselben Frage handelndes Buch (poring uppon a booke) zu erklären. Nachderhand jedoch wird es dem Dichter ratsam geschienen haben, der Betrachtung eine dramatischere Haltung durch engern Anschluß an eine, besonders durch den Stand der Racheangelegenheit bestimmte, äußere und innere Lage zu geben. Er verlegte zu diesem Behuf den ersten Gedanken an Selbstmord in den vor die Geistesenthüllung fallenden Monolog I, 2 zurück, wo schon in der ersten Quarto starke Todessehnsucht ausgedrückt und motiviert ist; und eben so gut läßt sich, wie wir gesehen haben, das Zurückkommen auf die Frage an der spätern Stelle mit dem neuen Ergebnis begreifen.

Da mit dem Monolog auch die sich ihm anschließende vom König belauschte Unterredung zwischen Hamlet und Ophelien verlegt worden ist, so läßt sich noch fragen, ob der nächste Grund der ganzen Verlegung nicht in dem zweiten Vorgang zu suchen sei.

Mir scheint hier besonders die Unvermeidlichkeit einer sofortigen kräftigen Gegenwirkung des königlichen Lauschers ins Gewicht zu fallen. Das Gespräch ist offenbar von dem Dichter schon in dem ältern Text mit darauf berechnet, daß auch der König sein Teil abbekomme, wie es durch die sich bereits hier findenden für den Fortgang der Haupthandlung so wichtigen Worte geschieht: „Alle, die schon verheiratet sind, außer Einem, mögen am Leben bleiben". Hierauf kann der Bedrohte nicht mehr so lange mit entschiedener Gegenwehr zögern oder der Zuschauer darüber so lang im Ungewissen gelassen werden, wie es daselbst der Fall ist und ohne die Verlegung noch mehr in dem zwischenhinein stark erweiterten spätern Texte stattfände. Jetzt folgt auch sogleich auf die Belauschung der Beschluß der Sendung nach England, wovon in der frühern Ausgabe erst nach der Tödtung des Polonius die Rede ist. Es ist also möglich, daß der Dichter vor Allem dem zuletzt bemerkten Übelstand abhelfen wollte, dies aber ihm zugleich den ersten Anstoß zur Verlegung des Monologs gab. Die letztere mußte dann freilich noch aus den andern von mir bezeichneten Gesichtspunkten erwogen werden, die schon für sich allein dazu bestimmen konnten und zugleich zu besserer Erklärung des Verhaltens gegen Ophelien dienten.

Nach Loenings Urteil faßt Hamlet zum ersten und einzigen Male den Entschluß, die Rache zu vollziehen, bei dem Anblick des knieenden Königs. Aber dieser Entschluß sei ein erzwungener, durch die unerwartete günstige Gelegenheit dem widerstrebenden Naturell abgerungen, und so setze sich denn dieses auch hier alsbald zur Wehre. Der Prinz spiegle sich Gründe vor, die, wie im Monolog II,2 ein Abstehen von dem Nachdenken über die That, so hier von der fast schon begonnenen Ausführung rechtfertigen. „So günstig der Moment für die unmittelbare Vollziehung der That ist, so schwere Mühsale könnte die rasche Tödtung des Königs im Gefolge haben" 2c. (S. 240 ff.).

Freilich dürfte Hamlet die That auch jetzt noch wagen; sie auch öffentlich zu rechtfertigen würde ihm bei seiner Beliebtheit und unter Berufung auf das Ergebnis des Schauspiels nicht schwer

fallen. Er darf nicht mehr wählerisch im Bezug auf die Gelegenheit sein, da er nach seiner entschiedenen Herausforderung des Gegners keinen Augenblick mehr vor einem Gewaltstreich sicher ist. Scheint ihm die Situation nicht ganz die rechte, so müßte er sich doch sagen: Lieber jetzt als leicht gar nicht mehr! Jetzt gilt es nur noch, wer von uns Beiden dem Andern zuvorkommt! Es ist aber begreiflich, daß er nach seiner Versäumung des besten Moments den gegenwärtigen zu benützen auch nicht bereit ist. Es scheinen ihn eben weder Gelegenheit noch Stimmung, weder Zeit noch Leidenschaft ans Ziel zu führen (vgl. das laps'd in time and passion III,3). Sehr bald nach der Entlarvung wäre er wohl in in der nötigen Stimmung gewesen (III,2, Schluß), aber der König war nicht mehr zur Stelle. Jetzt ist dieser es wieder und sieht mit seiner Armensündergeberde aus, als böte er selbst sich zu dem Todesstreiche dar. Hamlet ruft aus: „Jetzt könnt' ich's thun . . . und jetzt will ich's thun!" Aber gesagt, nicht gethan; die Stimmung ist schon wieder vorbei, die Racheleidenschaft hat sich in der Bemühung um den Schauspielerfolg und zuletzt rein innerlich vertobt, anstatt sich in die Organe des Handelns zu ergießen. So reicht der müßige Einfall, der Verbrecher könnte durch die Tödtung in den Himmel befördert werden, hin, die schwache Willensregung zu unterdrücken. Daß er hiezu hinreicht, bedarf freilich selbst wieder eines Grundes, und dieser liegt zunächst in der angedeuteten, auf eine Eigenheit des Naturells hinweisenden Mangelhaftigkeit, die zu einem so untriftigen Bedenken Raum läßt und zugleich dadurch verdeckt wird. Man hat zwar auch gesagt, er stoße sich an der Heimlichkeit der That. Gesetzt, es sei so, wiewohl ihm kurz vorher eben so wenig der Vorzug der entgegengesetzten Situation eingeleuchtet hat — wie kann ihn dann der Grund verborgen sein oder er sich für ein so ehrenwertes Motiv ein anderes andichten? Auch auf eine Scheu vor Mühe und Anstrengung deutet hier Nichts hin; die That, und zwar als eine für die Blutrache an sich genügende (vgl. Loening S. 241), wäre ja auch in keinem Augenblicke leichter; Loening selbst denkt nur an solche Mühsale, welche die Tödtung des Königs „im Gefolge"

haben könnte, Hamlet aber nur an die Folgen für den zu Tödtenden.

Bald hernach wird wirklich von dem Prinzen gehandelt; aber die Gelegenheit ist eine nur vermeintlich günstige — es erfolgt die auf einem error in persona beruhende Tödtung des Polonius. Die des Königs sei, behauptet Loening, von Hamlet nicht einmal beabsichtigt, die That stehe zu der Rache in keiner Beziehung, nur gegen den unbekannten, unberufenen, verdächtigen Eindringling sei sein Zorn entflammt. Es sei eines der Hauptmißverständnisse des Stückes, daß Hamlet den König für den Lauscher gehalten und an ihm die Rache zu vollziehen beabsichtigt habe. Erst hinterher, bei dem Weheruf der Königin, sei ihm der Gedanke gekommen, daß es der König sein könne. Selbst die Worte: „Ich nahm dich für 'nen Höhern“ seien nicht für die hergebrachte Meinung beweisend, da ja der Prinz auf die Klage der Königin: „Weh mir! was thatest du?“ erwiedere: „Ich weiß es nicht“, und frage: „Ist es der König?“, woran er also erst jetzt denke. Die Enttäuschung und das Bedauern über einen fehlgeschlagenen Racheversuch würde sich, meint Loening, wohl auch in etwas anderer und nachdrücklicherer Weise bei ihm geltend gemacht haben (S. 242 ff. 362 f.).

Das Letzte kann kaum Etwas zur Entscheidung zwischen beiden Deutungen beitragen: ein stärkerer Ausdruck der Enttäuschung und des Bedauerns ließe sich so gut für das ohne Racheabsicht Geschehene wie für das trotz ihr Nichtgeschehene begreifen. Obgleich ferner Hamlet nicht mit voller Sicherheit weiß, wer hinter der Tapete steckt, hat ihm doch schon bei dem Hilferuf des Lauschers einleuchten müssen, daß es nur entweder der König selbst oder ein ihm willfähriger Diener sein könne, und Ort und Zeit sprachen mehr für das Erstere. Daß er „gar nicht gedacht habe, wer der Lauscher sein könne“, ist sehr unwahrscheinlich. Loening findet zwar eine Schwierigkeit auch darin, daß der Prinz noch eben erst den König auf den Knieen liegend gesehen und sich von da direkt zur Mutter begeben habe, ihn also nicht schon jetzt hinter der

Tapete habe vermuten können. Aber wenn man hier dem Dichter so genau auf die Finger sehen will — er brauchte ja nur eine gewisse Zeit zwischen beiden Auftritten zu lassen. Fiele jener Umstand ins Gewicht, so könnte der Prinz auch noch die paar Augenblicke nachher nicht an den König denken. „Die Bestürzung über die That selbst und der klägliche Ruf der Königin", meint Loening, lassen ihm den Gedanken durch den Kopf schießen. Dies ließe sich jedoch höchstens dem Klageruf zuschreiben, der dann seinerseits eher einen andern Affekt als Bestürzung hervorriefe. Und der Prinz hat völlig eben so gut schon bei dem Hilferuf des ja an der Stimme nicht Erkannten an den König denken können; der bloße Klageruf wäre ihm eben so, wie er es dem Zuschauer ist, erklärlich genug, wenn die Königin einen treuen Diener in dem Versteck weiß. Wenn gleich Hamlet dann findet, der Arme habe sich durch seine Übergeschäftigkeit sein Schicksal selbst zugezogen, so bedauert er ihn doch zugleich, wie ihm auch die Königin nachher (IV, 1) bezeugt, daß er seine That beweine; auch aus diesem Grund ist es weniger wahrscheinlich, daß er mit den Worten: „Ich nahm dich für 'nen Höhern" bloß ein flüchtiges und folgenloses Mißverständnis des Weherufs bekenne, als daß er seinen thätlichen Mißgriff und die Verfehlung seiner Absicht beklage. Auch die erste Quarto, auf die sich Loening beruft, ist seiner Deutung gar nicht günstig, da hier Hamlet unmittelbar nach dem Stoße, bevor die Mutter ein Wort gesagt hat, den Getroffenen hervorzieht und erkennt und insbesondere die Äußerung: „Ich nahm dich für 'nen Höhern" schon vor dem Weheruf thut. Der König selbst bezweifelt gar nicht, daß Hamlet ihm nach dem Leben gestellt hat (IV, 7) — wie könnte er es nach jener Drohung (oben S. 258) und dem Schauspiel? Allerdings fragt der Prinz den wiedererscheinenden Geist, ob er ihn wegen seiner Saumseligkeit zu schelten komme, was Loening undenkbar findet, wenn eben erst ein ernstlicher Versuch zur Erfüllung der Rachepflicht stattgefunden hätte. Aber die Erfüllung steht noch immer aus, und bessere Gelegenheiten als die letzte sind unbenutzt geblieben. Der Geist wird auch sehr wohl wissen, daß nach solchem Fehlstoß der Vorsatz erst recht

abgestumpft ist, und es ist beachtenswert, daß er gerade in dem Augenblick erscheint, wo Hamlet sich mit gehäuften Scheltworten auf den König schadlos hält, wie er selber sich solche in einem frühern Falle (II, 2 Schluß) verwiesen hat. Aus den angebrachten Gründen kann ich die That Hamlets nur für einen eben so kräftigen wie zugleich verhängnisvollen Ausbruch seiner Racheleidenschaft gegen den König, nicht für die Folge einer Zornesaufwallung gegen einen ungekannten Dritten ansehen — verhängnisvoll doch nicht bloß für den Prinzen, sondern auch für den König, der ihm, nun zum Äußersten schreitend, eben hiedurch die pflichtmäßige That abdringt.

Auch jene Mahnung des Geistes, fährt Loening fort, bleibe ohne Erfolg, und eben so wenig bringe den Prinzen die so gefährliche Tödtung des Polonius zu einem Entschlusse; dann lasse er sich auf die gleichfalls gefährliche Reise nach England senden, ohne an seine Pflicht zu denken, vielleicht auch um ihr zu entgehen. Überhaupt sei jetzt sicher, daß er von sich aus niemals dazu kommen werde, die in seinem Naturell begründete Hemmung, die innere Abneigung gegen die That zu überwinden. Das Aufschieben biete ihm keinerlei Schwierigkeiten mehr, und das Pflichtgefühl sei abgeschwächt, es reagiere gegen die bisherige Saumseligkeit in dem Monolog IV, 2 lange nicht mehr so heftig und leidenschaftlich wie in dem frühern am Schlusse von II, 2. Hamlets Vorwürfe gegen sich zeigten auch hier, daß er sich innerlich mit seiner Aufgabe noch gar nicht beschäftigt habe, und die Gründe seines Verhaltens seien abermals nicht die von ihm angegebenen, noch dazu einander entgegengesetzten, tierisches Vergessen und zu genaues Bedenken des Ausganges. Um über den wahren Grund des Konflikts ins Klare zu kommen, müßte er sein persönliches Behagen seiner Pflicht aufopfern und seine Pflichtverletzung bekennen (S. 38 f. 244 ff.).

Daß er nach seinem letzten Mißgeschick nicht sogleich zu neuem Angriff bereit ist, sich vielmehr vom König über See verladen läßt, erklärt sich gerechter und einfacher, als aus Pflichtvergessenheit, aus einstweiliger Hoffnungslosigkeit; er wird durch

eine kurze Abwesenheit aus seinem „Gefängnis" (II,2) Nichts zu versäumen glauben. Wer ihn der Pflichtvergessenheit zeiht, muß ihm mindestens zugestehen, daß er eben so unbekümmert um sein persönliches Wohl sei, so nahe auch die Befürchtung läge, daß der König sich ihn durch die Reise vom Halse schaffen wolle. Ganz ohne Verdacht, und gewiß so sehr für seine Sache wie für seine Person, ist er doch nicht; aber er meint etwanigen Minen und Listen der Begleiter gewachsen zu sein (auch dann wahrscheinlich, wenn die betreffende Stelle, III,4 Schluß, nach der Folioausgabe gestrichen wird).

Für die Richtigkeit jener vom Prinzen angegebenen Gründe seines Zauderns beruft sich Loening auf Worte, womit er selbst bekenne, daß er den Grund nicht wisse: „Ich weiß nicht, weswegen ich noch lebe, um zu sagen: dies muß geschehen." Das ist ja aber nicht ein Nichtwissen des ihn vom Handeln abhaltenden Grundes, sondern vielmehr ein Nichtwissen oder Nichtswissenwollen von dem Grunde, der ihn sein ihm wegen der Unthätigkeit unnütz erscheinendes Leben fortsetzen lasse. „Von einem zu genauen Bedenken müßte er", meint Loening, „ein bestimmtes Bewußtsein haben, und könnte nicht daneben von der Möglichkeit des Vergessens reden." Wenn aber gegen das Erstere geltend gemacht wird, daß er nur von „irgend einem Zweifel" rede, so erklärt sich dies daraus, daß es ihm hier gleichgültig ist, welche Zweifel es sein mögen, die ihn und Andere lähmen. Und wenn das Vergessen nicht „neben" dem zu genauen Bedenken bestehen kann, so kann es doch damit abwechseln. Die zwei augenscheinlichsten Fälle des Zauderns, nach dem Schauspiel und bei dem knieenden König, sind doch wie gemacht zur Erläuterung beider Fehler. Vor Allem das Bedenken wird von Loening bestritten. Aber ein solches liegt doch sicherlich im zweiten jener Fälle vor, zwar nicht eines das auf Feigheit hinausliefe, die sich Hamlet auch hier wie früher nur in übertriebener Selbstanklage vorwerfen kann, aber ein genaueres Denken und Überdenken, als für seine Sache nötig und zuträglich ist. Selbst in unserm Monolog soll er nach Loening weiterhin „einzig und allein auf den andern Grund, das Nichtbedenken der

That, das Vergessen, Bezug nehmen": die Fähigkeit und göttliche Vernunft ist uns nicht gegeben, um ungebraucht in uns zu schimmeln — aber sie schimmelt auch dann, wenn sie sich in zu genaues Bedenken verliert. Eben so wenig schilt sich der Prinz wegen bloßen Vergessens da, wo er sagt, daß er trotz der seine Vernunft und sein Blut aufreizenden Gräuel Alles schlafen lasse, d. h. doch wieder nur: die gebotene That nicht vollbringe, gleichviel ob er seine Vernunft gar nicht oder übel anwende. Loening will jedoch auch von keinem wirklichen Vergessen bei dem Prinzen wissen, ähnlich wie er in dem Monolog II, 2 Nichts von Feigheit, sondern nur von Sanftmut, aber letztlich auch von der Nichts wissen will. „Vergessen hatte er seine Aufgabe nicht, nur nicht daran und darüber gedacht." Das wird doch z. B. bei der Entlarvung des Königs auf Dasselbe hinauskommen. Bei dem langen Zaudern sieht es zeitweise sogar aus, wie wenn die Aufgabe nur noch als bloße unwirksame Notiz in seinem Kopf oder gar nur seinem Notizenbuch (I, 4) existierte. Der Geist selber, bei seiner letzten Erscheinung, ruft ihm: „Vergiß nicht!" zu.

Mag aber Hamlet auch noch so sehr säumen, so kann ihm dies doch auch gerade nach unserm Monolog nicht so ausgelegt werden, daß er „bis unmittelbar vor dem Schlusse auch nicht einen Augenblick ernsthaft gewillt sei, den Vollzug der Rache auf sich zu nehmen." Wir haben ihm aufs Wort zu glauben, daß er nicht bloß „Grund" und „Kraft" und „Mittel", sondern auch den „Willen" habe, es zu thun. Sein Unglück ist nur, daß er den ernstlichen Willen nicht gehörig ins Werk zu setzen weiß. Loening wendet ein, Hamlet verstehe unter dem „Willen" bloß seinen durch das Pflichtgefühl bestimmten „Wunsch", daß er es thun möchte; da aber dieser bei ihm nicht durchdringe, so sei es eben kein aktueller, kein wirkender Wille, kein Entschluß (S. 246). Es wird sich doch schwerlich bei unserm Dichter eine Stelle nachweisen lassen, wo er „Wille" für „Wunsch" gesetzt hätte, wenn es ihm gerade auf den Gegensatz zwischen beiden ankam. Man frage sich selbst, wie es sich ausnähme, wenn Hamlet es als etwas Unerhörtes hinstellte, daß er es nicht zur That bringe, obgleich er zwar nicht

den Willen, aber doch den Wunsch habe, sie zu vollziehen. Natürlich wird Nichts daraus, wenn du nicht willst, wird man sagen. So wenig es ein Wollen gibt, das nicht auch ein Durchdringenwollen wäre, ist das Nichtdurchdringen ein Beweis, daß nicht gewollt werde. Daß Hamlet erst jetzt an die Vollziehung „zu denken beginnen wolle," wird von Loening mit Unrecht in den Schlußworten des Monologs gefunden: „O, von Stund' an trachtet nach Blut, Gedanken, oder seid verachtet!" So kann er auch ausrufen, wenn er nur meint, sein Denken habe ihm bisher Nichts geholfen. Es ist auch sehr die Frage, ob hier be bloody richtig mit „trachtet nach Blut" wiedergegeben ist. Ich lese wörtlich: „seid blutig", und denke dabei in erster Linie nicht an das zu vergießende Blut des Mörders, sondern an das Blut, das für den gemordeten Blutsverwandten aufwallt, und dessen gesunde Farbe auch die Gedanken des berufenen Rächers tragen sollten. In dieser Bedeutung ist das Wort auch in dem vorhergegangenen Ausdruck: „Antriebe meiner Vernunft und meines Bluts" genommen.

Die erste That nach diesem Monolog, von der wir hören, ist die Hinopferung von Rosenkrantz und Güldenstern — nach Loenings Urteil ein sittlich ungerechtfertigter leidenschaftlicher Ausbruch gegen Unschuldige zur Wahrung der eigenen Selbstherrlichkeit, wobei insbesondere von berechtigter oder auch nur vermeintlicher Notwehr keine Rede sein könne (S. 208 ff. 326 ff.).

Wie überall, wo ich eine von mir oder Andern vertretene Deutung gegen Loening festhalte, erkenne ich auch hier an, daß er aufs Dankenswerteste wenigstens zu ihrer genauern Bestimmung und Begründung anregt. Daß die beiden Höflinge den blutigen Inhalt des von ihnen zu überbringenden Briefs nicht kennen, nimmt er wohl mit Recht an, da der König Bedenken getragen haben wird, ihnen im Voraus mehr als nötig von seiner Absicht zu verraten. Daß sie, als der Prinz das Schiff verlassen hat, die Reise nach England fortsetzen, erklärt sich daraus, daß sie nicht bloß jenen zu geleiten, sondern auch an einen rückständigen Tribut zu mahnen haben (III, 1), dessen nächste Bedeutung übrigens wohl

ist, die für den englischen König wenig ehrenvolle Zumutung aus dessen Abhängigkeit zu erklären; auch kann der Auftrag nach verschiedenen Seiten als Deckung für den Hauptzweck der Reise dienen. Jedenfalls aber wissen die zwei Gesandten, daß der Prinz sie nicht, wie offiziell ausgegeben wird, um seiner Gesundheit willen, sondern zur Heilung des Königs selbst, nämlich von der Todesangst, zu begleiten hat. Unter dieser Heilung können sie sich kaum etwas Anderes vorstellen, als irgendwelche Vergewaltigung des Prinzen; und schon daß sie sich um deren besondere Art nicht kümmern, ist eine seltsame Unschuld. Er könnte auch nicht ohne große Thorheit etwa den Versuch wagen, sie unter Vorhaltung des Briefs auf seine Seite zu ziehen. Eben so wenig kann er sich (vgl. auch J. Kohler, Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz) mit bloßer Beseitigung des Briefs oder dessen Ersetzung durch einen gleichgültigen begnügen, also mit den Burschen weiterreisen, um in London unter ihrer fürsorglichen Aufsicht bis zum Eintreffen neuer Weisung zu bleiben. Es läßt sich auch nicht sagen, daß es sich hier um eine bloß vorbereitete That handle. Dies ist nur eben so richtig, wie daß, wer zum Schaffot geführt wird, nicht schon unterwegs hingerichtet wird, oder wie auch Hamlets Gegenmine nicht sogleich nach ihrer Legung wirkt, was ihm von Loening gleichfalls nicht zu Gute geschrieben wird. Kurz, daß er seine Gefährten preisgiebt, heißt einfach: er schlägt dem König die bereits gezückte Waffe aus der Hand. Hiebei kann es gar nicht darauf ankommen, ob sie blinde oder sehende Werkzeuge sind. Ganz blind übrigens, namentlich auch für den eigenen Vorteil, sind sie nicht. Loening betont zwar, daß der Prinz selber bei der Rechtfertigung seines Verfahrens gegen sie (V, 2) „gar nicht auf ihre Mitschuld, sondern lediglich auf ihre thatsächliche Einmischung Bezug nehme." Aber eben in dieser Einmischung, genauer: Einschmeichlung, Liebedienerei (insinuation), dem „Buhlen um ihr Geschäft" findet er ihre Schuld. Diese Auskunft auf die Bemerkung Horatios: „so gehn sie drauf" scheint auch dem Freunde zu genügen, da er bloß erwiedert: „Was ist das für ein König!" und nur um den Prinzen selbst, wegen der Folgen der That, bekümmert ist. Das dankverdienerische

Bemühen der Edeln geht auch weit über das Maß einer verständlichen Sorge um das, wie sie ja glauben, ungerecht gefährdete Leben des Königs hinaus; man höre nur ihre Reden bei der Übernahme des Auftrags (III, 3) die nach Loening „den Stempel der aufrichtigsten Überzeugung tragen;" schon der widerwärtige Wortschwall spricht gegen diese Deutung. Die That des Prinzen ist zwar unstreitig eine in Leidenschaft und ohne Überlegung begangene; das ist aber durch die höchst aufregende und zu rascheſtem Entschlusse nötigende Lage entschuldigt, und schließt nicht aus, daß sie eine sachlich wohlbegründete Abwehr größten Unrechts sei — wenn auch nicht nach diesem oder jenem positiven Recht, doch nach dem für uns hier allein geltenden, dem Shakespeareschen Recht und besonders Dichterrecht, d. h. nach der Art, wie der sehr eigentümliche Fall im Drama beleuchtet ist. Durch keine Verteidigungsrhetorik freilich darf man sich verleiten lassen, den Prinzen von jedem Fehler in Bezug auf den Hergang freizusprechen: es ist ja klar, daß er, wenn er von vorn herein seine Sache besser angegriffen hätte, gar nicht in die Lage gekommen wäre, entweder sich selbst oder seine Gefährten hinopfern zu müssen. Aber einmal in diese Lage geraten, darf nicht nur sondern muß er sich für das Zweite entscheiden. Es handelt sich hier für ihn nicht bloß um Notwehr oder Wahrung seiner Selbstherrlichkeit: von einer andern Not ist er aufs Äußerste bedrängt, für seinen Vater setzt er sich zur Wehr, er will und darf sich nicht vor der Erfüllung seines Rachegelübdes aus dem Leben drängen lassen, am allerwenigsten durch den Verbrecher selbst oder dessen Gesellen. Daß er weniger an sich als an seine Aufgabe denkt, beweist er auch dadurch, daß er, unbekümmert um die nun bald aus England zu erwartende Nachricht, sich alsbald von dem Piraten nach Dänemark zurückbringen läßt, was Loening freilich aus der Sehnsucht nach den „bequemen gewohnten Verhältnissen" (?) erklärt (S. 372). „Verdammt" sein will er, wenn er jetzt den Krebsschaden seines Hauses noch weiter um sich fressen läßt.

(Schluß folgt).

Hebbel und Thorwaldsen.

Von Karl Werner in Salzburg.

Am 20. Oktober 1842 war Thorwaldsen von Rom nach Kopenhagen zurückgekehrt. Er hatte diese letzte Reise nur unternommen, um die ewige Stadt wieder zu sehen, in welcher er mehr als 40 Jahre seines Lebens zugebracht, in der sich ihm der Genius der Kunst zuerst erschlossen und die in seiner Seele jene Zweifel an seiner Begabung erweckt hatte, die keinem echten Künstler erspart bleiben, wenn er die Werke großer Meister mit seinen eigenen Schöpfungen vergleicht. In Rom war es, wo er zuerst die Schönheit der Antike kennen lernte, wo ihm, wie er selbst sagte, „der Schnee von den Augen fiel" und dann war die Begeisterung über ihn gekommen und es entstanden jene unsterblichen Werke, die seinen Ruhm bald durch die ganze Welt trugen und die für immerwährende Zeiten die Bewunderung der Beschauer erregen werden. Vielleicht hätte er Rom niemals verlassen, wenn nicht die politischen Verhältnisse, die nach der Pariser Julirevolution im Kirchenstaate unleidlich wurden und ein Diebstahl, der an seiner Münzensammlung begangen ward, ihm ein Mißtrauen und eine Verbitterung gegen die Bevölkerung eingeflößt hätten, die ihn bestimmten, den Abend seines Lebens in der Heimat zuzubringen. Und der Enthusiasmus, mit dem er in seiner Vaterstadt empfangen wurde, als er 1838 zum bleibenden Aufenthalte in Dänemark erschien, konnte ihn entschädigen für manche schöne und weihevolle Stunde, die er in Rom verlebt hatte.

Schloß auch der gesellschaftliche Kreis, in dem sich der Künstler bewegte, nicht so viele Berühmtheiten in sich, wie jener zu Rom, so sammelten sich doch die erlauchtesten Geister der Nation,

wie Öhlenschläger, Andersen, Oerstedt u. s. f. um den Meister, der sich in Charlottenburg häuslich eingerichtet hatte und in dem Hause des Baron Stampe jenes angenehme Familienleben kennen lernte, das ihm durch die Ungunst der Verhältnisse nie zu teil geworden war. In Charlottenburg waren auch all die Meisterwerke der Skulptur aufgestellt, die Thorwaldsen aus Rom mitgebracht hatte, so daß er mitten unter diesen Erinnerungen lebte und mit unermüdetem Geiste und wunderbarer Rüstigkeit noch im hohen Alter Neues schuf, bis ihm der Tod den Meißel aus der Hand nahm. Heute sind alle diese Schätze, die der Künstler testamentarisch seiner Vaterstadt zum Geschenke machte, im Thorwaldsen-Museum vereint, jenem schönen, würdigen Bau, der auch die sterbliche Hülle des Künstlers umschließt und einen Beweis liefert, wie Dänemark seine großen Männer zu ehren weiß.

Dieses nach den Plänen des Architekten Bindesböll aufgeführte Gebäude war erst kurze Zeit vor der Rückkehr des greisen Meisters von seiner letzten Romreise fertig geworden und als dieser es nunmehr besichtigte, mochte er denn doch daran gemahnt werden, daß dieses Haus bestimmt sei, seine Ruhmeshalle, aber auch zugleich sein Mausoleum zu werden: da er damals bereits im 72. Lebensjahre stand, so war nach menschlichem Ermessen die Parze schon bereit, den Faden durchzuschneiden. Doch wenn ihn dieser trübe Gedanke auch im ersten Augenblicke ernst stimmte, so war sein Geist noch stark genug, sentimentale Anschauungen — denen er niemals gehuldigt hatte — von sich abzuschütteln und noch frisch und froh in die Zukunft zu blicken, in der er noch manches Werk zu schaffen gedachte.

Wenige Wochen nach Thorwaldsens Rückkunft von Rom langte in Kopenhagen ein junger holsteinischer Dichter an, der sich allerdings in Deutschland bereits durch zwei Dramen „Judith" und „Genoveva" sowie durch Gedichte einen Namen erworben hatte, in Dänemark aber noch ziemlich unbekannt war. Der junge Hebbel aus Wesselburen hatte eine harte und bittere Jugend hinter sich. Das Kind armer Maurerleute kämpfte er sich mit Not und Mühe durchs Leben und bekleidete Jahre lang die Stelle eines Kirch-

spielschreibers, unablässig bemüht, durch eigene Kraft und Anstrengung aus den engen Verhältnissen heraus zu kommen und die argen Lücken seines Wissens auszufüllen. Erst im Alter von 22 Jahren gelang es ihm nach Hamburg zu gelangen und dann an den Hochschulen zu Heidelberg und München Studien zu machen. Von dem Ertrage seiner Feder konnte er jedoch nicht leben, besonders, da es seiner innersten Natur widerstrebte, sich dem Journalismus in die Arme zu werfen. Ihm schwebten eben die höchsten Ziele der Dichtkunst vor und Alles Andre war ihm Ballast, der seinen Flug hinderte. Freilich hemmte ihn auch die Not und die Sorge um das tägliche Brot und er suchte sich zu überwinden um wie Gutzkow, Wienbarg, Janinski und andere Bekannte für die Tagespresse thätig zu sein, um nur leben zu können — allein er fühlte, bei diesem Geschäfte zu Grunde gehen zu müssen und weder sich noch Andre durch solche Taglöhnerarbeiten befriedigen zu können. Und da schien es ihm wie ein Wink des Himmels, daß gerade damals die Lehrkanzel der Ästhetik und Literatur an der Universität zu Kiel erledigt war. Dieser Stelle glaubte er gewachsen zu sein und setzte nun alle Hebel in Bewegung, um dieses Ziel, das ihn vor aller materieller Not sicherstellte, zu erreichen. Das war der Zweck seiner Reise nach Kopenhagen. Denn damals war Schleswig-Holstein noch in Personalunion mit Dänemark verbunden und das dänische Ministerium hatte den Besetzungsvorschlag zu machen und dem Könige zur Genehmigung zu unterbreiten.

In Kopenhagen angekommen, erkannte er bald, daß man gar nicht die Absicht habe, den Posten zu besetzen; auch begann er in seine Befähigung Zweifel zu setzen, da er bei seinem mangelhaften Jugendunterrichte manche Seite der Entwicklung ganz vernachlässigt hatte. Er sah ein, daß nur angestrengtes Studium und eine auf eigner Anschauung basierte Erfahrung ihm dazu helfen könne, sich jene vollkommene Bildung zu erwerben, die für ihn als Künstler nötig sei. Zu Ersterem gehörte eine sorgenfreie Zeit, zu Letzterem ein Auffassen des Vorhandenen, wie man es nur auf Reisen zu erwerben im Stande ist. Er ergreift deshalb mit Begierde den Rat seines Gönners Öhlenschläger, um ein Reisestipendium einzu-

schreiten, zu dessen Erlangung auch die meiste Aussicht vorhanden war. — Bei Öhlenschläger war es auch, wo er zuerst Thorwaldsen kennen lernte.

Bisher war Hebbels Verhältnis zu den bildenden Künsten ein ziemlich indifferentes. Schon Goethe sagt: „Von allem Literarischen, ja selbst von dem Höchsten, was sich mit Wort und Sprache beschäftigt, von Poesie und Rhetorik zu den bildenden Künsten überzugehen ist schwer, ja fast unmöglich: denn es liegt eine ungeheuere Kluft dazwischen, über welche uns nur ein besonders geeignetes Naturell hinüber hebt." Solch ein Naturell besaß nun Hebbel nicht. Freilich fand er in der Heimat niemals Gelegenheit, mit Werken der bildenden Künste bekannt zu werden und erst in München wäre ihm die Möglichkeit hiezu geboten worden. Allein ihm fehlte die Anleitung zum Erschließen des eigentlichen Verständnisses. Es ist charakteristisch, was er am 5. September 1836 in sein Tagebuch schreibt: „Bei dem Eintritte in die Glyptothek hatte ich das Gefühl, was ein Schnitter hat, wenn er das Ährenfeld betritt. Jede Bildsäule ein verschlossenes eigentümliches Leben, das sich mir entsiegeln soll: Aufgabe ohne Grenzen." Und er schildert diese Empfindung noch ausführlicher in einem Briefe an seinen Freund Gravenhorst vom 24. August 1837: „Bildende Kunst und ihre Werke! Weit kommt man freilich nicht, wenn man aufrichtig sein und nicht in eigner erlauchter Person den Prometheus, der die Statuen belebt, machen will; das ist sehr leicht, aber ihnen ihr Innerstes und Eigentümlichstes abzugewinnen, habe ich erstaunlich schwer (ich könnte sagen: unmöglich) gefunden. Es sind so ungeheuere Probleme, wie schweigende Menschen oder schlummernde Götter; mich ergreift immer, wenn ich solch ein in stolzer, geheimnisvoller Ruhe auf mich herab schauendes Steinbild betrachte, ein vernichtendes, mich völlig zersetzendes Gefühl eigner Ohnmacht und der Unermeßlichkeit und *Unverständlichkeit* der Natur, es peinigt mich die *Apotheose* des Steins und während ich mich so mit dem Allgemeinsten abplage, erfaß ich vom Einzelnen nicht das kleinste Haar, woran es sich festhalten ließe." Und doch meint er an einer Stelle des Tagbuchs: „Bei Betrachtung bedeutender

Kunstwerke am Einzelnen haften zu können, ist Zeichen eines mittelmäßigen Kopfes. Dagegen ist es aber ebenfalls Zeichen der Mittelmäßigkeit eines Kunstwerks (dichterischen oder plastischen) wenn man über das Einzelne nicht hinaus kann, wenn es sich dem Ganzen gewissermaßen in den Weg stellt." Er sucht sich die Vorgänge bei der Schöpfung plastischer Werke deutlich zu machen, wie eine Aufzeichnung in seinem Tagebuche zeigt: „Dichtende und bildende Kunst treffen darin zusammen, daß Beide gestalten d. h. eine abgegrenzte Masse der Grundmalerei in bestimmten Verhältnissen, die durch die Natur gegeben sind, zur Anschauung bringen sollen und wenn der Dichter eine Idee darstellt, so ist es ganz dieselbe Verfahrungsweise, als ob der Maler oder Bildhauer die edlen oder schönen Umrisse eines Körpers gibt."

Man sieht aus diesen Äußerungen, daß der Münchener Aufenthalt den Sinn für die bildende Kunst bei Hebbel wohl geweckt hatte, daß aber die Gedanken noch unklar waren; er ist mindestens bemüht, sich hie und da mit den Werken der Malerei und Skulptur zu befassen und sich zu einem richtigen Verständnisse allmählich durchzuringen. So suchte er schon in der ersten Woche seiner Ankunft in Kopenhagen die Frauenkirche auf, in der sich die herrlichen religiösen Werke Thorwaldsens befinden: der berühmte Christus mit den zwölf Aposteln, die Wanderung Jesu nach Golgatha, Christi Taufe, die Einsetzung des Abendmals u. s. f. Obgleich er weder in den Tagebüchern, noch in den Briefen an Elise Lensing irgend etwas von dem Eindrucke schreibt, den diese Kunstwerke auf ihn ausübten, so scheint derselbe doch mächtig genug gewesen zu sein, in ihm die Lust zu erwecken, einen Artikel über Thorwaldsen für das Stuttgarter Morgenblatt zu schreiben: freilich nur „um die Reisekosten herein zu bringen" wie er gegen Elisen bemerkt — doch mußte es immerhin schon ein Ding von Bedeutung sein, wenn es ihn reizen konnte, seine Schreibunlust und seinen Ekel vor dem journalistischen Frohndienst zu überwinden. Es kam allerdings nicht dazu, vielleicht, weil ihn die persönliche Bekanntschaft mit dem Künstler und der Besuch in seinem Atelier zu höherem Schwunge als zu einem Artikel begeisterte.

Am 16. Januar 1843 schreibt er in sein Tagebuch: „Heute morgen besuchte ich Öhlenschläger und traf Thorwaldsen bei ihm. Eine imponierende Gestalt, edle, gebietende Züge, im Gespräch einfach, aber markig. Freundlichst lud er mich ein, ihn in seinem Atelier zu besuchen und wiederholte die Einladung, als er ging. Ich werde natürlich von dieser Erlaubnis Gebrauch machen. Er hat ein Gesicht, dem gegenüber Niemand Komplimente drechseln wird. Ich bin einem großen Manne immer dankbar dafür, wenn er nicht aussieht, als ob ihn ein Töpfer aus Lehm gebacken hätte". Schon vier Tage nach dieser ersten Begegnung verfügte er sich zu dem greisen Meister. „Heute morgen" sagt die Aufzeichnung „war ich mit Öhlenschläger bei Thorwaldsen. Er wohnt sehr schön in dem Schloß Charlottenburg, wo sich die Zeichenschule befindet, in der er selbst als kleiner Knabe das Zeichnen erlernt hat. Aus seinem Wohnzimmer führte eine kleine Treppe ins Atelier. Da sah ich denn so viel, daß ich eigentlich Nichts gesehen habe. Bewunderungswürdig Ganymed und der Adler, dem er zu trinken gibt. Der Vogel blickt gravitätisch, wie ein Großvater, der sich vom Enkel bedienen läßt, der Knabe ist von himmlischer Schönheit. Herrliche Basreliefs. Die drei Grazien. Ein wunderbar lebendiger Löwe. Seine Venus. Ein Hirtenknabe mit einem Schäferhund. Zu viel! zu viel! Der Alte war heute wie ein patriarchalischer Erzvater, er trug große wollene Strümpfe und eine Art Pudelmütze, die er abnahm und durchaus erst dann wieder aufsetzen wollte, wenn auch wir unsere Hüte aufsetzten. Ich werde, da er mich einlud, mir die Freiheit nehmen, öfter zu kommen."

Schon aus diesen wenigen Worten entnimmt man, welch tiefen Eindruck die Kunstwerke auf Hebbel ausübten und als der beste Beweis hiefür dient das prachtvolle Gedicht vom 31. Januar 1843, welches „Thorwaldsens Ganymed und der Adler" überschrieben ist und beginnt:

Knabe, süßer, wunderbarer,
Unterm Kuß des Zeus gereift,
Blüte, die in leuchtend klarer
Schönheit nie der Wind gestreift.

Auch schildert er in einem Briefe an Elise Lensing die Gefühle, die ihm jedesmal ergreifen, sobald er — was nun öfter geschah — das Atelier des Künstlers besucht. „Thorwaldsen" — so schreibt er — „habe ein Gesicht und eine Gestalt wie ein Jupiter; wie ein Göttervater wandelt er mit seinen langen Locken unter all den Götterbildern einher. Das tiefste Bedürfnis meiner Natur ist, zu verehren und zu bewundern; die Stunden, die ich bei dem herrlichen Alten zubringe, sind voll andächtiger Wollust, man genießt und wird zugleich aufgelöst, aber nur, um was Besseres zu werden. Denn der letzte Eindruck der Kunst ist immer ein tief sittlicher, ein Maßgebietender und klärender, nur dann ist er es nicht, wenn sie es darauf anlegt, denn dann (ich meine, wenn sie die Elemente nicht in ihrer Gährung hinzustellen wagt und nur statt der tobenden See, die sie mit ihren Öl besänftigen soll, nur prahlerisch ihr Öl selbst vorzeigt) erstickt sie das Leben im Keim und verfährt, wie etwa eine unkluge Polizei verfahren würde die die Embryonen würgte, um den Räubern und Mördern, die darunter sein könnten, den Eingang in die bürgerliche Gesellschaft zu verschließen oder noch besser, wie ein feiger Duellant, der dem Gegner vor Beginn des Kampfes ein Opiat beibringt und ihm nun im schlaftrunkenen, ohnmächtigen Zustand auf dem Leib rückt. Genug davon! Das ist mein Unglück, daß ich von keinen Gegenstand reden kann, ohne mich in ein Gewirr von Gedanken und Bildern zu verlieren .... Könnte ich Dir statt dessen die Venus oder die Grazien vor die Augen stellen! Doch das ist unmöglich, höchstens lassen sich solche Werke poetisch reproduzieren und ich will gar nicht verschwören, daß mein Gedicht Ganymed nicht noch einen Bruder erhält.

Das geschah nun leider allerdings nicht, aber die wiederholten Besuche Hebbels im Atelier hatten nicht bloß ein intimeres Verhältnis zwischen den beiden Künstlern, sondern auch ein tieferes Eindringen in die Wesen der beiden Künste selbst zur Folge. Eines Tages traf der Dichter den Bildhauer gerade beim Modellieren „in der Unterhose und bis über's Knie hinaufgezogenen wollenen Strümpfen, auf dem Kopfe eine dicke Pudelmütze. In diesem

Negligé empfängt er jeden Besuch, ob Damen oder Herrn, Vornehm oder gering, es ist ihm gleich." Er sah ihm mit Vergnügen zu, wie die Finger den weichen Thon kneteten. „Ich fragte ihn" schreibt er an Elisen — „ob er jedes Bild klar vor seiner Seele stehen habe, wenn er zur Ausführung schreite; er erwiederte: ja, und ich hüte mich sehr, anzufangen, ehe dieß der Fall ist; Nebenzüge treten im Verlauf der Arbeit wohl mehr hervor oder auch mehr zurück, aber die Hauptsachen müssen gleich beim Anfang da sein. Ich hörte dieß gern, denn mir geht es in meiner Kunst eben so: ich kann mir von einem andern Verfahren gar keine Vorstellung machen."

Dann führte ihn Thorwaldsen in die Säle, die seine eigentlichsten Kunstschätze enthielten, seine Venus, die Grazien, Ganymed u. s. f. und diese entringen ihm den Ausruf: „Doch wer könnte von solchen Werken würdig sprechen!" „So viel" — fährt er fort — „ist gewiß, daß derjenige, der nicht die Meisterwerke der bildenden Kunst mit Augen gesehen hat, Nichts von der Schönheit weiß oder doch nur soviel, als etwa von dem Zauber der Sprache, wenn er sie nur auf der Straße, an der Börse oder im Salon vernahm, aber nicht von den begeisterten Lippen des Dichters. Der Unterschied ist gleich groß. Thorwaldsen sprach sogar gegen mich seine Überzeugung dahin aus, daß Gipsabgüsse wenig oder nichts fruchteten, der Gips ist tot — sagte er — man sieht Bilder-Leichen, aber keine Bilder. Ich hatte es nie gefunden, aber mir wurde die Wahrheit seines Ausspruchs schnell einleuchtend, als er mich vor seine Venus hinführte und sie mich erst in Marmor, dann in Gips betrachten ließ."

In das Technische und Mechanische der Skulptur wurde Hebbel durch einen Schüler Thorwaldsens eingeweiht, den er beim Kopieren einer Figur traf und der ihm anschaulich machte, wie die Falten und dergleichen gebohrt würden, so daß dem Dichter darüber, wie er sich ausdrückte, „ein Licht aufging". Als dann Thorwaldsen erschien und vor des Schülers Arbeit stand, sagte er kein Wort, schüttelte er nicht einmal mit dem Kopf, obgleich ihm nicht Alles gefallen mochte, sondern legte selbst Hand an's Werk. „Wenn

doch die Kritik immer so ausgeübt würde!" meint Hebbel, der selbst unter Rezensionen von Leuten, die nichts verstanden, genug gelitten hatte!

Fanden die beiden Künstler in Bezug auf ihr Produzieren ein gegenseitiges Übereinstimmen, so waren auch die äußeren Umstände und Lebensverhältnisse nicht ohne eine gewisse Ähnlichkeit. Beide hatten sich von den ärmlichsten Lagen hinaufgearbeitet zu Auszeichnung, Ruhm und Ansehen. Während sie in ihrer Jugend manchen Demütigungen und Verbitterungen ausgesetzt waren, rechneten es sich später gekrönte Häupter und die Edelsten der Nationen zur Ehre an, mit ihnen verkehren zu können; Beide waren durch ein dänisches Reisestipendium in Stand gesetzt worden, ihren Genius zur Entfaltung zu bringen; Hebbel hatte in Paris und Italien den vollen Puls des Lebens gefühlt, eine neue, ungekannte und ungeahnte Welt war vor seinen inneren Blicken aufgetaucht und eine reiche Fülle von Ideen und Eindrücken war seiner Phantasie zugeführt worden: Thorwaldsen hatte in Rom die Antike kennen gelernt und sein Geist hatte sich vertieft in die Schönheit und Herrlichkeit der griechischen Zeit, die durch ihn wieder auflebte; Beide wandelten, unbeirrt durch die Forderungen des Tages und unbeeinflußt von der Kritik ihre künstlerischen Wege. An universeller Bildung aber war der Dichter dem Bildhauer weit überlegen. Da er in der Poesie den „Spiegel des Jahrhunderts und der Bewegung der Menschheit im allgemeinen" erblickte, mußte er seine Kenntnisse nach allen Seiten hin auszubreiten suchen und es durfte ihm Nichts fremd bleiben von dem, was die Welt in ihrer Entwicklung und die menschliche Gesellschaft in ihrer Existenz förderte — während sich der Bildhauer nur auf das Schöne und die Darstellung desselben im Steine zu konzentrieren bemühte und von den trübenden und drängenden Ideen seiner Zeit unberührt blieb.

Schon von Jugend auf hatte sich demnach Hebbel mit Heißhunger auf Alles gestürzt, was seinen geistigen Gesichtskreis erweitern konnte, indes Thorwaldsen selbst in der Schule in all jenen Gegenständen zurück blieb, die nicht unmittelbar seine Kunst betrafen.

Der berühmte Archäologe Zoëga nennt den damals 27 jährigen Dänen, als er ihn in Rom kennen lernte, „einen vortrefflichen Künstler von vielem Geschmack und. Gefühl, aber unwissend in Allem, was außer dem Bereich seiner Kunst liegt.“ Es mochte denn auch Öhlenschläger Recht haben, wenn er gegen Hebbel behauptete, daß Thorwaldsen kaum lesen könne. „Ich verstand dies“ schreibt Hebbel an seine Freundin, „erst so, daß es ihm schwer falle, seinen Geist auf ein Buch zu konzentrieren, was ich mir bei einem großen Künstler, der die krausen, willkürlichen Zeichen der Schriftsprache schon deshalb hassen muß, weil er immer starre reine Formen vor sich sieht, wohl gut denken kann — aber so war es nicht gemeint; die Buchstaben machen ihm Schwierigkeiten.“ — Dasselbe war der Fall beim Schreiben. „Die peinlichste Arbeit“ erzählt sein Biograph Plon „für den Künstler war ihm sein Briefwechsel: es kostete ihm Überwindung, sich zum Schreiben zu entschließen, zuletzt nahm er in dieser Hinsicht eine sehr phlegmatische Gewohnheit an, von der er nicht mehr abging. Wenn er voraussetzte, daß ein Brief irgend eine unliebsame Reklamation enthielt, so hütete er sich, ihn zu öffnen und ließ seine Correspondenz einige Monate lang sich häufen, bis endlich ein Freund sich darüber machte, die Briefe in Ordnung zu bringen und zu beantworten.“ Meist beschränkte sich der Meister darauf, die Briefe bloß zu unterzeichnen.

Daß diese Unlust zu lesen und zu schreiben auch in der Kunst sich gerächt hätte, ist nicht wahrzunehmen, aber auch hier bedurfte er fremder Hilfe. Die Idee, z. B. in einer Reihe von Compositionen die Geschichte Amors dazustellen, setzte eine Kenntnis der griechischen Anthologie voraus und diese letztere wurde ihm durch seinen Freund, den gelehrten Dichter Riéci vermittelt. Auch sonst mochte ihm der Stoff für seine Schöpfungen, so weit er sich auf Belesenheit stützte, mehr durch Erzählungen und Mitteilungen, als durch unmittelbare Forschung zugekommen sein — doch daran lag in der That sehr wenig und wer heute die Skulpturen des Meisters betrachtet, wird sich wenig um die Entstehungsgeschichte derselben kümmern.

Bei Öhlenschläger, wohin Hebbel während seines Kopenhagener Aufenthaltes häufig kam und bei dem er speiste, wurde vielfach von Thorwaldsen gesprochen und auch manches erzählt, was dem jungen holsteinschen Dichter ein Urteil über den Menschen Thorwaldsen gestattete, nachdem seine Bewunderung für den Künstler bereits feststand. Charakteristisch in dieser Hinsicht für beide Teile ist eine Stelle aus einem Briefe an Elise, in welchem es heißt:

„Einmal in seiner Jugend soll er (Thorwaldsen) auf einem von seinen Mit-Akademikern eingerichteten Liebhabertheater auftreten; unsägliche Mühe hat es gekostet, ihn zur Übernahme der kleinen Rolle zu bewegen; endlich hat er ja gesagt. Nun ist es so weit, er soll hervor, vier Worte nur hat er zu sprechen, aber die Courage verläßt ihn, man souffliert ihm von allen Seiten, man sucht ihn mit Gewalt auf die Bühne zu stoßen — es hilft nichts; er klammert sich an die Coulissen und wenn man nicht das ganze Theater niederreißen soll, so muß man mitten im Stück den Vorhang herunter lassen. Ein andermal, als er schon auf der Höhe seines Ruhms steht, macht er mit Öhlenschläger zusammen von Kopenhagen aus eine Wasserfahrt nach der Insel Moen. Wie wir ankommen, erzählte mir Öhlenschläger, werden wir von einer Deputation mit Musik empfangen, ein Lied voll von Lobsprüchen auf mich, wie auf ihn wird abgesungen und uns beiden ein Exemplar überreicht; Thorwaldsen schaut mit tiefem Ernst, so lange das Singen dauert, in das Gedicht und scheint es gründlich durchzustudieren, als die Leute endlich fertig sind, fragt er mich heimlich: 'Hast Du das Lied gemacht?' Sind das nicht prächtige Züge? Ganz den Genius bezeichnend, der Berge versetzen, aber keine Cravatte umbinden kann."

Daß neben solch harmlosen Zügen auch von anderen Charaktereigenschaften die Rede war, ist begreiflich und Öhlenschläger bezeichnet ihn als geizig. Man führe zwar, meint er, dagegen an, daß er seinem Museum 30000 Reichsthaler vermachte — allein das habe er sich doch eigentlich selbst vermacht. Dieser Geiz wurde unserem Dichter auch von einer anderen Seite, nämlich von einem

Schüler Thorwaldsens bestätigt. Dieser wußte genau die Preise anzugeben, die der Künstler für seine Arbeiten bekam. „Denken Sie sich" — sagte er — „was der Kerl zusammengescharrt haben muß; seit vierzig Jahren hat er sein europäisches Renommé, ist es nicht eine Schande, daß er für zwei Schillinge zu Mittag ißt und nur deshalb in Gesellschaften geht, um auch diese zu sparen?"

Diese Äußerung war nun freilich nicht ganz richtig, und Eugen Plon, der trotz aller Pietät für Thorwaldsen doch dessen Knauserei im Alter zum großen Theile zugestehen muß, giebt hierüber einen ganz anderen Aufschluß. Als Thorwaldsen zum dauernden Aufenthalt in Kopenhagen angelangt war, erhielt er so viele Einladungen zum Mittagsessen und für Abendgesellschaften, daß sein treuer Diener Wilckens ein eigenes Journal deshalb anlegen mußte. Dies wurde dem alten Herrn für die Dauer zu bunt, er sehnte sich nach einem einfachen behaglichen, wenngleich bedeutend weniger luxuriösem Tische und nach einer gewissen Häuslichkeit, die er stets hatte entbehren müssen. Er kam deshalb mit Wilckens überein, daß dessen Frau, die sehr gut zu kochen verstand, sein Diner besorge und um nicht allein speisen zu müssen, setzte er sich, wenn er keine Gäste hatte, mit seinem Diener und dessen Frau zu Tische und wies dessen Bedenken, was die Welt hiezu sagen würde, mit den Worten zurück: „Die Welt! die Welt! Habe ich Euch nicht schon tausendmal gesagt, daß ich mich gar nicht darum bekümmere, wie sie über all diese Dinge denken mag? — Bin ich nicht frei, zu leben, wie es mir gefällt? Und dann Wilckens, meine ich, daß Ihr in Eurem Stande eben so viel geltet, als ich in dem Meinigen."

Fällt also auch die Beschuldigung des obenerwähnten Kunstjüngers in Nichts zusammen, so läßt sich doch ein gewisser Geiz nicht von der Person des gefeierten Meisters trennen und Hebbel entschuldigte diese Eigenschaft des verehrten Greises mit den Worten: „Ich sehe nichts darin, als den Fluch seiner Jugendarmut, die ihm nicht einmal erlaubt hat, Hemden zu tragen, oder sich einen Kamm (er hat sich immer nur der fünf Finger bedient) anzuschaffen. Wer Knecht des Geldes gewesen ist, wird selten Herr

desselben; er betrachtet es, wenn er es am Ende auch erobert, nicht als einen Sklaven, den er nutzen, sondern als einen gefangenen König, den er respektieren soll. Natürlich ist nur von großen Geistern und Gemütern die Rede." Auch Plon meint: „Thorwaldsen hatte jene übertriebene Sparsamkeit, welche man so häufig bei alten Leuten findet, die in ihrer Jugend die Armut gekannt und bei deren arbeitsvollem Leben die Bedürfnisse nicht mit dem Reichtum gewachsen sind." Übrigens that er viel Gutes und spendete manche Wohlthat, die vielleicht ein weniger knauseriger Mann nicht erzeigt hätte.

Welchen Eindruck Hebbel auf Thorwaldsen machte, ist allerdings nicht festzustellen, doch scheint er ihm schon deshalb gewogen gewesen zu sein, weil Jener ein Freund Öhlenschlägers war, mit welch Letzterem er in dem vertrautesten Verhältnisse stand, doch scheint sich ihre Annäherung seinerseits bloß auf ein allgemeines Wohlwollen beschränkt zu haben. Anders aber war der Einfluß, den das ganze Wesen des Meisters auf den jungen Poeten hervorgebracht hatte. Es war ein tiefer und mächtiger, so daß selbst in den Fieberträumen die Gestalten Thorwaldsens eine Rolle spielten. „Ich war in einem Garten" schreibt er am 8. März 1843 „und sah dort Viele von Thorwaldsens Bildsäulen; aber sie standen nicht auf ihren Postamenten, sondern sie wandelten umher und waren beschäftigt, wie Arbeitsleute. Christus schleppte Sand, einer der Apostel grub, Venus begoß Leinenzeug auf der Bleiche, die Grazien pflückten Erbsen u. s. w. Das Verrückteste war, daß ich mich durchaus nicht darüber wunderte, sondern alles in der Ordnung fand." Ein Freundschaftsverhältnis wie zwischen Thorwaldsen und Öhlenschläger war hier unmöglich, dazu war der Unterschied des Alters und auch der Nationalität zu groß, ebensowenig ein Verhältnis wie es später Hebbel zu seinen jüngeren Freunden in Wien, zu Kuh insbesondere hatte, da die Kunstkreise, in denen die beiden Meister wirkten, sich nicht deckten — es war eben nur das Verhältnis zwischen zwei großen Geistern, die sich gegenseitig achten und hochschätzen, denkbar, bei dem aber Thorwaldsen mehr der gebende und Hebbel der empfangende Teil war. Der

Bildhauer hatte dem Dichter erst die Augen geöffnet über das Wesen seiner Kunst und wir gewahren den Unterschied zwischen Einst und Jetzt bei dem Letztern erst, wenn wir die Äußerungen vergleichen, welche Hebbel in München vor der Bekanntschaft mit Thorwaldsen machte, und diejenigen, die er später in Rom niederschrieb.

Wenn es im Tagebuch vom 6. März 1839 von der Glyptothek heißt: „Welch ein Genuß, in diesen prachtvollen Sälen umher zu wandeln und sich in den Geist der fernen Zeiten und Schulen mit dem vollen Gefühl der frischen anders gestalteten Gegenwart zu versenken" so ist das eine ganz allgemeine Bemerkung, die von einer Wertschätzung der einzelnen Kunstobjekte und einem Eingehen auf dieselben ganz absieht. Anders ist die Wirkung der Plastik auf Hebbel, als er 1844 in Rom weilt. „Der Vatikan" schreibt er am 14. Oktober an Elisen „enthält des Bedeutenden so viel, daß man keine Rettung weiß, als sich an das Allerbedeutendste zu halten und das sind der Apoll vom Belvedere und Laokoon. Respekt! Ich habe sie jetzt auch gesehen und — befühlt! So kindisch das Letztere ist, ich habe es zum Zeichen der geistigen Besitzergreifung gethan und zur Strafe will ich es beichten. Der stammt aus einer Welt, wo selbst die Michel Angelo und Thorwaldsen herausgewiesen würden. Und frisch, wie heute gemacht!" Und als er später die Juno in der Villa Ludovisi sieht, meint er, das gehe über alles, was man sehen könne, selbst in Rom, hinaus. „Wie neben dem Apoll ein Werk von Thorwaldsen oder Canova zu nichts verschwindet, so würde der Apoll neben der Juno wenigstens zu Etwas herabgesetzt werden d. h. er würde aufhören ein alle Elemente umfassendes Wunder der Darstellung zu sein, für das ich ihn anfangs hielt . . . . Beschreibungen helfen zu nichts, sie mögen von Winckelmann oder von mir herrühren und Gipsabgüsse helfen nicht viel mehr: der Hauch des Lebens verfliegt."

Daß diese Anschauungsweise nur die Frucht des Kopenhagener Aufenthalts und des Verkehrs mit dem großen dänischen Meister war, kann nicht geleugnet werden und Hebbel bewahrte demselben stets ein treues und dankbares Andenken. Am 27. April 1843 reiste er mit dem Dampfschiffe ab. „Die Sonne vergoldete die

Stadt, die mir ewig teuer sein wird" schreibt er in sein Tagebuch. Er sah sie nicht wieder und ebenso wenig Thorwaldsen, der ein Jahr darauf starb. Hebbel war damals in Paris; er erhielt die Nachricht am 2. April 1844. „Er kam eben von einem Spaziergang nach Paris zurück, trat in ein gewöhnliches Café, ergriff die erste beste französische Zeitung, sah Thorwaldsens Namen und las seinen Tod. So sterben die Götter, so starb Goethe, Shakespeare, Lessing, so würden wir Alle sterben, wenn das Leben sich naturgemäß entwickelte. Geht ins Theater, setzt sich nieder, lebt, — ist todt. Gleich in meinen ersten Schauer mischte sich der Neid!"

Die Zeitung hatte Recht gehabt. Es war am 24. März, als Thorwaldsen vom Mittagessen bei Baron Stampe kam, um sich ins Theater zu begeben. Er begegnete Andersen und wollte ihn bewegen mit zu kommen, allein dieser lehnte ab. „Er ging demnach allein ins Theater, wo Griseldis gegeben wurde, man spielte die Ouverture, er nahm seinen gewöhnlichen Sitz im Parterre ein, neben Öhlenschläger. Eine Dame, welche nach ihm gekommen war, mußte an ihm vorübergehen, er erhob sich, um ihr Platz zu machen und als die Dame sich umdrehte, um ihm zu danken, sah sie ihn sich niederbeugen. „Haben Sie etwas verloren?" fragte sie ihn — er antwortete nicht. „Thorwaldsen ist ohnmächtig geworden!" rief Öhlenschläger, worauf die ihm zunächst befindlichen Personen dem Greise zu Hilfe eilten, man brachte ihn in aller Eile ins Schloß Charlottenburg, das in der Nähe des Theaters liegt. Der Arzt öffnete sofort eine Ader — doch umsonst, der große Künstler hatte zu leben aufgehört." So beschreibt Plon das Ende Thorwaldsens, der sich einen solchen Tod gewünscht hatte.

Hebbel war durch Thorwaldsens Hinscheiden recht traurig gestimmt worden. Die Gestalt des greisen Künstlers aber verklärte sich ihm poetisch und regte ihn zu einem Gedichte an, indem er an Elisen schreibt: „Es geht aber nicht aus der Melodie von „weint ihr Musen, seufz' Apollo", sondern ich habe das Ereignis, wie ich es erlebte, den Spaziergang in den Champs Elyssées u. s. w. und das Lesen der Nachricht in der Zeitung mit allen seinen bunten

Farben hingestellt." Es war die schönste Todtenfeier, die er dem dahingegangenen Meister veranstalten konnte. Er schließt mit den schönen Worten:

„Du riefst mir freundlich ein Willkommen zu,
Ich rufe jetzt in Deine ew'ge Ruh
Aus tiefster Brust ein Fahrewohl Dir nach,
Und diesen Kranz, bunt, wie ihn mir der Tag
Aus wilden Blumen mit und ohne Duft
Geflochten, lege ich auf Deine Gruft."

Honorificabilitudinitatibus.

Von Max Herrmann in Berlin.

In wunderlichen Ausdrücken voll lauten Spottes und heimlichen Entzückens gibt sich in Shaksperes ‚Love's Labour's Lost' das Gefühl der Bewunderung kund, das der riesige Bauer Costard für den winzigen Witzbold Moth, ‚that handful of wit', ‚the most pathetical nit', empfindet; der wunderlichste aber steht in der ersten Scene des fünften Aktes: J marvel thy master hath not eaten thee for a word; for thou art not so long by the head as honorificabilitudinitatibus'.

Daß dieses dreizehnsilbige Unwort hier nicht mit Rücksicht auf seine Bedeutung, sondern nur seines äußeren Umfangs wegen zum Vergleich herangezogen wird, ergibt schon der Sinn des Satzes ohne weiteres; daß es nicht erst Shakspere'scher Prägung, sondern damals gebräuchliche Münze ist, läßt sich zunächst aus der englischen Literatur jener Zeit nachweisen. Am deutlichsten ist eine Stelle aus John Marstons ‚Dutch Courtezan' vom Jahre 1605 (Works ed A. H. Bullen, 1887, 2, 92): als in der zweiten Scene des fünften Aktes Master Caqueteur, ‚a prattling gull', gemeldet wird, ruft Fräulein Crispinella entsetzt: ‚For grief's sake keep him out; his discourse is like the long word Honorificabilitudinitatibus, a great deal of sound and no sense . . .' Ein Jahr nur jünger als Shaksperes Komödie (1598) ist Thomas Nashs schnurrige Satire auf die Heringsstadt

Yarmouth, ‚Lenten Stuff‘: hier wird der Triumphzug des red-herring gezeichnet, und bei der Schilderung des Gefolges heißt es (The old book collector's Miscellany, 1871, S. 37): ‚Physicians deafen our ears with the honorificabilitudinitatibus of their heavenly panacaea, their sovereign guaiacum ...‘ Ist hier also unser Wort etwa durch „endloses Rauderwälsch“ wiederzugeben, so gebraucht es im siebzehnten Jahrhundert John Taylor, ‚the water poet‘, gar im Stile eines schwülstigen Schulpedanten als eine groteske Anrede, die unser „Hochwohledelgeboren“ ganz erheblich übertrumpft: er leitet eine Widmung an ‚Mr. Trim Tram Senceles of Goteham‘ mit den Worten ein (Publications of the Spenser Society, 3, S. I): ‚Most Honorificicabilitudinitatibus [!], J hauing studied the seuen Lub berly Sciences ... out of which J gathered three coniunctions foure mile Asse-vnder, which with much labour, and great ease, to little or no purpose, J haue noddicated to your gray, graue and grauelled Prateection‘.

Auf Grund solcher Parallelstellen, die sich nach den mir von Professor Julius Zupitza freundlichst nachgewiesenen Andeutungen von Steevens und Knight ermitteln ließen, hat Delius zur Erläuterung jener Shaksperestelle nur den Satz geliefert: „Dieses lateinische Wort wird auch bei Shakspere's Zeitgenossen als das längste scherzhaft erwähnt“. Indessen scheint mir damit zu einem wirklichen Verständnis der Worte Costards noch nicht viel gewonnen. Zwar ist die gesuchte Art des Witzes in einem Stücke, in dem es sich um die Verspottung jeder schulmeisterlichen Pedanterei handelt, an sich durchaus begreiflich, die Verwendung eines karikierten Fremdwortes in einer Scene, wo Pfarrer und Schulmeister sich mit gelehrten Brocken bewerfen, vollständig am Platze. Aber obwohl es sich um ein Jugendwerk des Dichters handelt und sogar um eine Arbeit, die sichtlich und absichtlich nirgends in die Tiefe geht, sollte doch niemand dem Dichter zutrauen, daß er, der jeden Charakter von innen heraus gestaltet, gelegentlich auch die alleräußerlichste Klebearbeit nicht verschmäht habe. Und von einer solchen müßte hier die Rede sein, wenn man einfach annähme, daß der Bauer Costard eine gelehrte Anspielung zum besten gäbe. Denn Costard heißt nicht mit Unrecht ‚that unletter'd small-knowing soul‘: er nennt Pompeius ‚Pompion‘, er hält ‚enigma‘ und ‚l'envoy‘ für quacksalberische Tränklein, er versucht freilich einmal eine lateinische Wendung, glitscht aber jämmerlich aus, indem er ‚ad unguem‘ zu ‚ad dunghill‘ verballhornt. Wie kommt dieser homo illitteratus, der höchstens einmal vor langer Zeit durch die unterste Klasse der Schule gegangen ist, zu dem Studierstubenwitz ‚honorificabilitudinitatibus‘?

Auf die richtige Lösung dieser Frage werden wir, so scheint es mir, durch zwei deutsche Komödien geführt, die allerdings im Grunde nur einen einzigen Typus vertreten: durch Valentin Apelles' „Narren Schul zur Fastnacht" (Frankfurt a. O. 1580, Berlin Kgl. Bibl. Yq 691; Gottscheds 'Nötiger Vorrat' 2, 232 will eine Ausgabe von 1578 kennen) und Johannes Herphords „Eine schöne newe vnd kurtzweilige Comedia, genandt die Narren Schule" (ohne Ort und Jahr, Berlin Yq 476), die dem Äußeren des Druckes nach ebenfalls in die letzten Jahrzehnte des sechzehnten Jahrhunderts gehört. Über den Autor des zweiten Stückes weiß ich nichts mitzuteilen als Goedekes ohne weiteren Hinweis gegebene Erklärung und Ergänzung der Angabe des Titelblattes: Joh. Herphord (Erfordianus) von Fr(ondorf); der Verfasser des erstgenannten Spiels ist Valentin Apel aus Guben, der von 1545—1581 zu Freiberg Schulmeister war. Unter seinen lateinischen und deutschen Versen sind besonders handschriftlich erhaltene deutsche Einführungen in des Terenz „Eunuchus" und „Heautontimorumenos" interessant, die Straumer in einem Freiberger Programm vom Jahre 1868 und einem Chemnitzer vom Jahre 1888 auszugsweise veröffentlicht hat; ich habe sie leider für meine Studie „Terenz in Deutschland bis zum Ausgange des 16. Jahrhunderts" (Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte 3, 1—29) unberücksichtigt gelassen. Es sind sehr redselige, im derben Volkston gehaltene und moralistisch aufgeputzte Charakteristiken der terenzischen Hauptpersonen. Über das Verhältnis, in dem beide „Narrenschulen" zu einander stehen, fehlt eine abschließende Untersuchung. Zarncke hat (Narrenschiff p. CXXVIII) wohl nur nach einem Blick auf den Umfang der beiden Drucke die Priorität des Apelles angenommen und in Herphords Stück einen kürzenden Auszug vermutet; Straumer hat (Chemnitzer Programm S. 28) den Wortlaut verglichen, mit richtigem Stilgefühl in Apelles' Spiel eine Überarbeitung erkannt und Herphord für den eigentlichen Autor erklärt; auch das aber scheint mir nicht haltbar, und der Forscher, der künftig der Frage näher tritt, dürfte vielleicht am besten nach einer verlorenen gemeinsamen Quelle beider Spiele sich umthun. Jedenfalls haben sie die Ähnlichkeit von Zwillingsbrüdern: im ganzen Bau und in einzelnen Zügen. Sie stehen beide den zahlreichen Stücken aus dem Schulleben, die das melanchthonische Jahrhundert hinterlassen hat, recht fern: gehören die meisten anderen Nummern in näherer oder fernerer Verwandtschaft der Prodigusgruppe an und benutzen die Schilderung des Schulmeisterlooses nur zur Herstellung eines lebhafteren Kolorits, ohne den Unterricht selbst vorzuführen, so ist dessen Darstellung in den beiden „Narrenschulen" der eigentliche Zweck; ein Anklang findet sich höchstens an Hayneccius' „Almansor"

(1578, 1582), insofern auch hier siebzig Jahre vor Harsdörfer von dem Trichter die Rede ist, mit dem man die Künste eingießen kann. Sonst aber handelt es sich im Gegensatz zu dem bemitleidenswerten Schulmeister, dem man dramatische Martyrologien widmet, um den pädagogischen Charlatan und die Verspottung seiner Unterrichtsweise. Das Stück, sofern man von einem solchen reden will, spielt in der Schulstube, behandelt im ersten „Akt" die Aufnahme der Schüler bis zu des Lehrers erster Buchstabieranweisung, im zweiten die Buchstabierübungen, im dritten den Lateinunterricht und schließt im vierten mit Schülerverschwörung und Verjagung des Paedagogus; das Spiel des Apelles schiebt noch einen unmäßig langen Akt ein, in dem Cato lateinisch und deutsch traktiert wird. Für uns handelt es sich nur um jene Schlußpointe des ersten Aktes; ich gebe sie hier nach der Fassung des Apelles wieder, da die noch mehr karikierte Ausgestaltung Herphords (inhonorificabilitudinationibuscunque) zu viel Raum in Anspruch nehmen würde:

[fol. A 5 b] Nun setzt euch nider vnd lernet woll,
Wie man recht buchstabiren soll.
Inhonorificabilitudinationitatibus.

[fol. A 6 a] I. n. in, h. o. ho, inho, n. o. no, hono, inhono, r. i. ri, nori, honori, inhonori, f. i. fi, rifi, norifi, honorifi, inhonorifi, c. a. ca, fica, rifica, norifica, honorifica, Inhonorifica.

Ich mus ein wenigk hie zu rücken,
Es wil sich sonst zu lang erstrecken.

b. i. bi, l. i. li, bili, ficabili, norificabili, Inhonorificabili.

t. u. tu, d. i. di, tudi, bilitudi, ficabilitudi, norificabilitudi, Inhonorificabilitudi.

n. a. na, t. i. ti, nati, o. natio, bilitudinatio, norificabilitudinatio, Inhonorificabilitudinatio, n. i. ni, t. a. ta, nationita, bilitudinationita, norificabilitudinationita, Inhonorificabilitudinationita, t. i. ti, b. u. s. bus, tatibus, nationitatibus, bilitudinationitatibus, norificabilitudinationitatibus, Inhonorificabilitudinationitatibus.

Sölch buchstaben ist das best.
Ist vormals nie im brauch gewest.
Auff diese weiss kan man in summa
Zu dieser schul zun künsten kommen.

Die Bedeutung dieser Demonstration kann aus den in Betracht kommenden schulgeschichtlichen Fachschriften, aus Heinrich Fechners trefflichen Arbeiten (Der erste Leseunterricht, 1878; Die Methoden des ersten Leseunterrichts, 1882; Grundriß der Geschichte der wichtigsten Lesearten, 1884; siehe auch Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte 1, 92 ff.) und aus Johannes Müllers

wahrhaft unerschöpflichem Werke Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichts (Gotha 1882) zwar nicht aktenmäßig erklärt, aber doch mit ziemlicher Sicherheit erschlossen werden. Es handelt sich zunächst keineswegs um speziell lateinischen Unterricht, sondern um die Buchstabierkunst im allgemeinen, die auch für deutsche Lesestudien fruchtbar sein sollte: die Buchstabiermethode, welche die zweite Stufe im Leseunterricht nach der mechanischen Einprägung des ABC darstellte und erst im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts durch Heinrich Stephani von der noch heute üblichen Lautiermethode verdrängt wurde; die Vorläufer dieser Vervollkommnung, an der Spitze Valentin Ickelsamer, stehen doch zumal im sechzehnten Jahrhundert noch recht vereinzelt da. Nebenbei bemerkt: man sollte für die Studien zur Geschichte der deutschen Schriftsprache doch endlich einmal die wichtigen Gesichtspunkte zur Geltung kommen lassen, die sich aus der Alleinherrschaft der Buchstabiermethode in den Schulen ergeben: einerseits mußte sie fördernd wirken, die Trennung nämlich von gesprochenem Dialekt und geschriebenem Wortbild ermöglichen, weil man nicht wie heute durch die Aneinanderkettung der Laute das gesprochene Wort hervorzubringen suchte (b' r' u' s' t' = brust), sondern die Buchstabennamen aufreihte, die bei noch so schnellem Sprechen doch stets etwas ganz anderes als das gesprochene Wort ergeben (be er u es te); andrerseits mußte sie durch den völligen Verzicht auf Anpassung an die Aussprache all die buntscheckigen Schreibarten und Schreibunarten konservieren, die der völligen Einigung in den Weg traten; endlich ist es wohl einleuchtend, daß von einer gesprochenen Gemeinsprache vor allem deswegen erst so viel später als von der geschriebenen Einheitssprache die Rede sein konnte, weil erst die Lautiermethode ihre Möglichkeit, ja ihre Notwendigkeit erkennen ließ. Immerhin aber sind gewiß gerade die Schulmeister auf die Uneinheitlichkeit der deutschen Sprache und Schrift aufmerksam geworden: Beobachtungen über den Zwiespalt zwischen Dialekt- und Schriftsprache sind uns ja gerade aus Schulmeisterkreisen des sechzehnten Jahrhunderts erhalten (vgl. auch unten S. 288 f., Anmerkung). So war man sicherlich auf vielen Seiten der Ansicht, daß für die Anfänge des Buchstabierens deutsche Worte mit ihrer uneinheitlichen Orthographie nicht am Platze wären, und griff zu fremdsprachlichen: biblischen, geschichtlichen, geographischen Namen; es kam dazu eine Erwägung über die mit dem Buchstabieren verbundene, gar nicht leichte Kunst, „die Buchstaben der wörter recht in jre silben abzusetzen"; von ihr sagt z. B. Valentin Ickelsamer („Teütsche Grammatica", 1534?, fol. C 3^b—4^a): „Es kan niemants dise kunst, dann dem die lateinische vnd Ghriechische sprach etwas bekannt." Thatsächlich beginnt er dann auch, obwohl er schließlich auch deutsche

Worte heranzieht, mit Aruspex, Abstenius, Baptista u. s. w., Beispiele aus Fibeln der folgenden Jahrhunderte bietet Fechner, Methoden des ersten Leseunterrichts S. 30/1. Es war ja auch nichts Unerhörtes, die ABC-Schützen mit ihnen völlig unverständlichen lateinischen Worten zu belästigen: dazu bot vor allem der Religionsunterricht schon auf der untersten Stufe unmittelbare Veranlassung. Wenn Ickelsamer ferner ausdrücklich hervorhebt (fol. C 1[a]), es sei „fast nütz, das man im anfang des lesens hab feine, leichte, kurtze wörter“, so mag man daraus wohl schließen, daß die unglaublichen Schulmeisterschrullen, die später die armen Kinder zum Buchstabieren von „Perrückenmacherzunftgebräuche“ und „Viceoberappellationsgerichtspräsident“ zwangen, auch schon in früheren Jahrhunderten sich breit machten und die Anfänger mit Übungsworten von der Art unseres ‚honorificabilitudinitatibus‘ zu peinigen pflegten.

Ob nun auch thatsächlich in manchen Schulen in der oben nach Valentin Apel zitierten Art buchstabiert wurde oder ob hier nur die langen Silbenreihen (Ho lo, ho mo, ho no, ho so, und so fort ins Endlose) karikiert werden sollen, wie sie manche Fibeln der Zeit, z. B. das den emsigen Rollenhagenforschern anscheinend bisher entgangene ‚A Be Ce-darium Magdeburgense‘ Georg Rollenhagens vom Jahre 1603 [1]) enthalten, weiß ich nicht zu entscheiden. Ob aber

---

[1]) Ich benutze diese Gelegenheit um aus diesem Abecedarium Rollenhagens eine bisher wohl nicht bekannte Erörterung über deutsche Dialekte zum Abdruck zu bringen, die durchaus einen Platz neben den bisher hervorgezogenen, zuletzt von Socin (Schriftsprache und Dialekte, 1888, S. 251—300) zusammengetragenen Zeugnissen des 16. Jahrhunderts verdient und an einer Stelle sehr belustigend an einen bekannten modernen Berolinismus anklingt. Als Epilog des ABC-Buchs dient eine kurze Abhandlung „An die Teutsche Kinder Leermeister bericht“, und hier heißt es: (fol. E 4[b]) „Die Sylben aber, Wort vnd Nahmen, sind nicht allein auff das lesen, sondern auff den rechten vnterscheid vnnd laut der Buchstaben gemeinet, der bey etlichen Sachsen leicht, aber bey andern Vöckern in etlichen Buchstaben sehr schwer, oder auch wol vnmüglich ist.

Denn wenn die Francken sollen ein G für dem R im Latein außreden, so [fol. E 5[a]] sprechen sie ein K, alß Kratia, Kramatica, Kræce. Im Teutschen verkehren sie das K in ein G, also, das sie für Klocken, Klucke, Kutscher, Körtlingk, Kuckuck, sagen Glock, Glucke, Gutscher, Görtling, Guckuck. Sie ziehen auch alzeit den folgenden consonantem zum vorgehenden vocale. Vnd machen damit offt einen eintzeln buchstab duppelt. Als Philossophus, Grammattica, Echcho, S. Petter, Patter Noster.

Die Meischner aber haben in jhrer Sprach gantz vnd gar kein G, sondern wo sie es geschrieben finden, lesen sie dafür ein J. Für Gott giebt gute gaben, lesen sie, Jott Jiebbet Jute Jaben. Für sagen, tragen, hagen, klagen, Magt, sprechen sie, Saien, Traien, Hain, Klain, Maid. Im Latein halten sie bißweilen das wiederspiel, setzen für ein J das G. Vt Deus est Gustus. Apud illum [fol. E 5[b]] Gudicem nulla est Gusticia. Et contra: lingua iustat omnia. Für dreyen Garen war Gunker Gokim noch ein gunger Gunker. Darnach halten

Ernst oder Spott, keineswegs kann die ganze Manier erst eine Erfindung des Dichters der „Narrenschule" gewesen sein, denn schwerlich geht auf diese ein mir freilich nur aus mündlicher Überlieferung bekannter moderner Kinderspaß, ein Ausläufer jener alten Buchstaben- und Silbenketten zurück, der mit dem Worte „Kapuziner" folgendermaßen spielt: „K. a. ka, p. u. pu, apu, kapu, z. i. zi, uzi, puzi, apuzi, kapuzi, n. e. r. ner, iner, ziner, uziner, puziner, apuziner, Kapuziner." Ebensowenig aber wird es sich entscheiden lassen, ob das Wort ‚honorificabilitudinitatibus' thatsächlich der Schulpraxis entnommen ist oder ob es einen beliebten Witz darstellt, mit dem man jene Schulmeisterschrullen zu verspotten pflegte.

Immerhin aber ist uns nun die Verwendung des Wortes ‚honorificabilitudinitatibus' bei Shakspere klar: bei einem Paedagogen, wie er Apels Dorftölpel Heintz Hase, Cuntz Immerlach und Henckel

---

sie einen geringen oder keynen vnterscheid vnter b, p, w. Item d vnnd t, sagen, das eine sey ein hart, das ander ein weich p oder t. Darumb schreiben sie Bader für Pater, Pawer für Bawr, Bolle für Wolle. Und beten: Ne nos intucas in dendatzionem. Item: Dua est Bodentzia.

Die Sachsen nennen auch das W vnrecht, uku, oder duppelt V. Man sol es für einen Consonantem lesen, vnd We nennen.

Die Westfalen reden c vnd z vnd tz für ein S. Vnd sagen für wie sitstu also, wie sißtu: es gilt ein gantz, also, es gilt ein gauß: Sch können sie gar nicht außsprechen, gleich wie die Ephraimiter nicht konten Schiboleth sagen, sondern [fol. E 7 a] sprachen Siboleth. Also lesen die Galli: Regina, Recina, Rezina, alß wir lesen Resina.

Etliche Sachsen lesen für das S ein Z, als Zimen, Zalme, Zamwel, Zoffe, für Simon, Salome, Samuel, Sophia.

Quidam Brunsuicensis et Hildesiensis ditionis, omnes vocales transformant in diphthongos et rustice pronunciant. Aie, beye, ceie, deie, eie, etc. Paateer noosteer, qui ees in seelis, Reex, Voox, amaamus, Teerra, eerde, peerde, sweerde. Item: Damenas vabescam. Aramas. Et qui hoc repræhendit, plane blasphæmus scurra esse putatur.

Quod suum cuique pulchrum est.

Quidam ita studiose abstinent, ne C abs T diuellant, vt Italorum more pronuncient Santus cuntator.

Solche angeborne Idiomata vnd ei- [fol. E 7 b] gene sonderliche arth der Nationen vnd leider muß der Leermeister sein vnd bleiben lassen, wie er sie findet. Vnd wie man sagt, mit den Wolffen heulen, vnd nur so gut er kan, vnd so gut es des landes sprach gibt, den lieben Kindern die Buchstaben einbilden, vnd die Sylben nach den Vocalibus vnd Consonantibus lesen leren. Also werden sie endlich die beygesatzte namen auch ohne buchstabieren erraten, vnd die Declinationes ohne anstoß lesen."

In demselben Jahre 1603 gab Rollenhagen seine Bearbeitung des Ziglerschen „Abraham" heraus und schrieb in die Vorrede: „Dieweil aber die (alte Komödie) . . . . . . in vns ungebreuchlicher sprach aus dem Latein transferirt war . . . . , mußte ich . . . dieselb mit enderung der . . . . sprachen zu vnser Schulen vnnd spectatore gelegenheit accomodiren."

Beyer unterrichtet, hatte auch der Bauer Costard buchstabieren gelernt, und so kann er das Wort ‚honorificabilitudinitatibus‘, ohne es zu verballhornen, anführen, sei es daß er wirklich daran die ersten Studien gemacht, sei es daß er damit auf einen bekannten Scherz anspielte, der ihm und jedem Hörer geläufig war.

Indessen scheint die Vorgeschichte des Wortes schließlich darauf zu führen, daß es thatsächlich im grammatischen Unterricht eine Rolle gespielt hat. Wir bleiben zunächst in England, indem wir, einem Hinweise Hunters (New Illustrations of Shakespeare 1, 264) folgend, eine Handschrift des British Museum, Harley 6113, aufschlagen. Dort finden wir aber nicht, wie Hunter angiebt, ein Zeugnis für das Vorkommen des Wortes im fünfzehnten Jahrhundert, in der Zeit König Heinrichs VI., es handelt sich vielmehr, wie mir Herr J. A. Herbert aus London freundlichst mitteilt, um eine heraldische Handschrift wohl aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts: hier ist das vierte Blatt mit unzusammenhängenden Schreibübungen angefüllt, und darunter steht auch unser Wort, allerdings in der seltsamen Entstellung ‚Honorificabilimagdituditatibusque‘. Reichlich aber steht das Material auch aus dem fünfzehnten Jahrhundert zur Verfügung, sobald wir die Beschränkung auf England aufgeben; es wird von den spätmittelalterlichen Wörterbüchern geliefert. Das jüngste, das unser Scherzwort enthält, ist, soviel ich sehe, der bekannte, von etwa 1475 bis 1504 einige zwanzig Male aufgelegte ‚Vocabularius breviloquus‘, allgemein als ein bedeutsames Werk Reuchlins genannt, in Wahrheit aber, wie im Gegensatz zu unsern Haupt- und Handbüchern L. Hamann leider an sehr verstecktem Orte (Mitteilungen aus dem Breviloquus Benthemianus, Programm des Hamburger Johanneums, 1880, S. III f.) bemerkt hat, nur eine ganz unselbständige Kompilation. Da ist sub voce ‚honorifico‘ verzeichnet: ‚Inde honorificabilitudinitas et est longissima dictio, ut patet hoc versu: Fulget honorificabilitudinitatibus iste‘. Reuchlins Hauptquelle, der angeblich von Guarino verfaßte ‚Vocabularius‘ enthält diese Notiz nicht; daß aber auch hier kein selbständiger Reuchlinscher Zusatz vorliegt, sondern daß der Sammler nur aus anderen Quellen geschöpft hat, ergiebt sich daraus, daß jener Satz beinahe wörtlich schon in älteren handschriftlichen Vokabularien vorkommt, wenn auch keineswegs in allen: so z. B. in dem aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammenden Ms. lat. Berol. 4° 146 (Fol. 116 [a]) und in dem nach Westfalen gehörigen ‚Breviloquus Benthemianus‘, aus dem Hamann a. o. a. O. als Probe gerade den Buchstaben H und dabei (S. 16) auch die Angaben über ‚honorificabilitudinitas‘ mitgeteilt hat. Für die Quelle Reuchlins und der meisten dieser Glossare halte ich eine der

wichtigsten mittelalterlichen Encyclopädien, eine große Kompilation, die in ihrer Gesamtheit entschieden als ein Schulbuch bezeichnet werden darf: das ‚Catholicon‘ des Johannes de Janua, das im Jahre 1286 entstanden ist, seine lange Lebenskraft aber schon darin kundthat, daß es als eines der ersten Werke der Ehre des Druckes teilhaft wurde, im Jahre 1460 als Gutenbergs dritte große Arbeit erschien. Hier werden die Ableitungen von ‚honorifico‘ ausführlich mitgeteilt: ‚Unde honorificabiliter . . . et hec honorificabilitas . . . et hec honorificabilitudo. Unde hec honorificabilitudinitas et hec est longissima dictio . .‘ u. s. w. wie bei Reuchlin. Auch Johannes de Janua aber hat einen Vorgänger, der ihm wie wohl auch noch späteren Lexikographen, z. B. dem Verfasser jenes Bentheimer Glossars, als Quelle gedient hat: das ist der ‚Liber derivationum‘ des Huguccio von Pisa, der im zwölften Jahrhundert zu Bologna Jurisprudenz lehrte, unter andern Innocenz III. zu seinen Schülern zählte und 1210 als Bischof von Ferrara gestorben ist. Neben seiner wichtigen juristischen Schriftstellerei tritt sein etymologisches Wörterbuch sehr zurück (vgl. aber Sarti, De claris Archigymnasii Bononiensis Professoribus, 1772, S. 301): es ist offenbar nie gedruckt und von mir in dem Berliner Ms. lat. Fol. 511 benutzt worden. Hier finden wir thatsächlich schon die Ableitung unseres Wortes von ‚honorifico‘, unter Fortlassung der Zwischenstufe honorificabilitudo, aber sonst ganz ähnlich und ebenfalls unter Mitteilung des Belegverses dargelegt. Dieser Vers nun ist auch außerhalb der Wörterbücher und mit einem ähnlichen Ungeheuer gepaart nachzuweisen: H. Hagen hat (Anecdota Helvetica, Leipzig 1870, S. 164) aus einem Berner Codex des dreizehnten Jahrhunderts die beiden folgenden Hexameter veröffentlicht:

‚Dignus honorificabilitudinitatibus esto
Manducauerunt Constantinopolitani‘.

Die Varianten Dignus statt Fulget u. s. w. sind natürlich ohne viel Belang, zumal auch in einem der oben angeführten Vokabularien Fulget durch ein anderes Wort, durch Plenus ersetzt ist. Fraglich ist nur, ob hier wieder lediglich in der Anführung der Formen der Witz liegt oder ob die Verse auch ihrer Bedeutung nach einen Sinn ergeben sollen. Ein so hervorragender Kenner byzantinischer Kultur wie Professor Krumbacher weiß mir nichts zu einer inneren Erklärung anzugeben, wenn man nicht etwa eine bloße Vermutung wagen und an eine Verspottung des stark entwickelten byzantinischen Titelwesens denken wolle, und so wird wohl auch das Wort ‚Constantinopolitani‘ gerade so gut nur seiner Länge wegen herangezogen sein wie das zugehörige Adjektiv in unserm deutschen Hexameter: „Konstantinopolitanischer Dudelsackspfeifergeselle“.

Thatsächlich aber ist nun ‚honorificabilitudinitas' doch auch seiner Bedeutung nach von mittelalterlichen Lateinern verwendet worden; dafür läßt sich wenigstens eine Belegstelle anführen, die einzige übrigens, mit der das Wort in Ducanges ‚Glossarium mediae et infimae latinitatis' vertreten ist: sonst weiß er nur das kürzere ‚honorificabilitudo' in einer Urkunde des elften Jahrhunderts nachzuweisen. In Albertino Mussatos ‚Historia Augusta', deren Abfassung wohl ins Jahr 1312 fällt, ist im achten Kapitel des dritten Buches (Muratori, Scriptores Rerum Italicarum 10, 376) von einer venetianischen Gesandtschaft die Rede, und da heißt es: ‚Nam et maturius, cum Rex prima Italiae ostia contigisset, Legatos illo Dux direxerat cum regalibus exeniis honorificabilitudinitatis . . .' Ob damit wirklich, wie seit dem alten Mussatoerklärer Pignorius alle Kommentoren behaupten, die steife Grandezza des venetianischen Ceremoniells karikiert werden soll, wird sich schwer entscheiden lassen.

Auch mit unsern beiden letzten Nachweisen bleiben wir nun in Italien. Der erste führt uns zu Mussatos großem Zeitgenossen, zu Dante in eigener Person. In seiner bald nach 1300 geschriebenen Abhandlung ‚De vulgari eloquentia', die im ersten Buch die Dialekte der romanischen Sprachen, im zweiten die Verwendung der italischen Gemeinsprache für die Poesie bespricht, handelt er auch (Buch II, Kapitel 7: Opere latine ed Giuliani 1, 64 ff.) von dem Wortschatz, in den der Dichter greifen soll, und schließt dabei auch Polysyllaba nicht aus, wenn sie in richtiger Mischung mit kürzeren Wörtern auftreten: er nennt ‚. . . benavventuratissimo, avventuratissimamente, disavventuratissimamente, sovramagnificentissimamente, quod endecasyllabum est' und fährt dann fort: ‚Posset adhuc inveniri plurium syllabarum vocabulum sive verbum, sed quia capacitatem nostrorum omnium carminum superexcedit, rationi praesenti non videtur obnoxium, sicut et illud Onorificabilitudinitate, quod duodena perficitur syllaba in Vulgari, et in Grammatica tredena perficitur in duobus obliquis'. Darf man vielleicht in solcher Herübernahme des Wortes in die Vulgärsprache ein Symptom dafür erblicken, daß es schon um das Jahr 1300 in den Schulen zu Buchstabierzwecken auch denjenigen Kindern dargeboten wurde, die keineswegs für die Gelehrsamkeit bestimmt waren?

Zweifellos in die Schule aber leitet uns die letzte Stelle, an der wir das Wort nachzuweisen vermögen, und zugleich vom zwölften Jahrhundert, bis zu dem wir bisher mit Huguccio von Pisa vorgedrungen waren, bis ins achte Jahrhundert zurück, vorausgesetzt, daß man den Petrus Grammatikus, dessen Excerpte H. Hagen a. a. O. nach einer Handschrift des zehnten Jahrhunderts herausgegeben hat,

zu Recht mit Karls des Großen Lehrer Petrus von Pisa identifiziert. Zu kühn wäre es wohl übrigens, aus dem doppelten Auftreten der Stadt Pisa einen Schluß auf den lokalen Ursprung des Wortes zu ziehen. In des Petrus Excerpten nun wird (S. 164) als Paradigma der Feminina auf as, atis angeführt: ‚Honorificabilitudinitas nomen est appellatiuae qualitatis generis feminini etc. quod declinabitur sic etc.... ab his honorificabilitudinitatibus. Sic declinantur almitas, beatitas, ciuitas, magnanimitas, claritas, obscuritas et reliqua'. Keineswegs ist Petrus von Pisa der Erfinder des Wortes: einmal sind es eben „Excerpte", was er liefert, keine Originalarbeiten; andrerseits läßt sich die Verwendung eines so abnormen Wortes als Paradigma doch nur daraus erklären, daß der Grammatiker es bei allen Schülern als von früher her, vielleicht also aus dem Buchstabierunterricht, geläufig voraussetzen konnte.

Weiter als bis zu Petrus von Pisa vermag ich nicht zu gelangen; die offizielle lateinische Wortforschung hat sich bisher damit begnügt, in der Rubrik ‚Addenda lexicis latinis' des „Archivs für lateinische Lexikographie" (3, 250) die beiden Stellen aus Ducange und Hagen zusammenzustellen. An einen antiken Ursprung des Wortes, der es den von Horaz verspotteten ‚sesquipedalia verba' einreihen würde, vermag ich nicht zu glauben. Möge man sich diesen ganzen etwas wunderlichen Schnörkel, obwohl ihm das Ende oder der Anfang fehlt, gefallen lassen, weil er auch die Namen Dante und Shakspere umschlingt und weil er zeigt, wie sich, meiner Ansicht nach durch die Schule, ein Wort literarisch neun Jahrhunderte lang erhalten konnte, das weder seiner Herkunft noch seiner Form nach auf lange Lebensdauer ein Anrecht hatte.

Gedichte von Christoph Köler.

Mitgeteilt von Max Rubensohn in Berlin.

Christoph Köler, der Verfasser der Biographie seines Landsmannes Martin Opitz, der Lehrer Hofmannswaldaus, war einer der begabtesten Dichter des schlesischen Kreises; aber trotz des energischen Hinweises auf sein großes Talent im Weimarischen Jahrbuch 4, 150 gehört er zu den am wenigsten nach Verdienst gewürdigten Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts. Vor allem war aus der Zeit, in die seine fruchtbarste poetische Thätigkeit fällt, aus seinen Straßburger

Studienjahren, bisher fast nichts bekannt. Es sollen darum hier einige seiner wohllautenden, formvollendeten Gedichte eben aus jener Periode — die auf der Königlichen Bibliothek in Berlin von mir entdeckt worden sind — als Vorschmack weiterer Darbietungen mitgeteilt werden. Ein Jammer, wie der Ärmste, aus dem heiteren Süden zurückgekehrt, sich quälen, wie er die Prosa des Lebens kennen lernen mußte; ein Jammer, wie seine schöne poetische Gabe dann in Schlesien an dem Elend des Alexandriners zu Grunde ging.[1])

1. Lust-lied.[2])

Nach dem Griechischen Anacreons.

1. Weil da leidet Durst der Erden
Tieff-verborgne schwangre Schoß,
Noch kan eher werden loß,
Muß sie vor berauschet werden:
So ihr freunde mir nicht wehrt
Einen trunck den ich begehrt.

2. Von der Erde haben kräfften
Alle Bäum in Wald vnd Feld,
Da sich Laub vnd Frücht erhelt,
Wenn sie von ihr sich besäfften:
So ihr freunde 2c.

3. Das gesaltzne Meer auch säuffet
Auß der Lufft den grossen trunck,
Vnd hat eher nicht genung,
Biß es alles gantz ertäuffet:
So ihr freunde 2c.

---

[1]) Über das Thatsächliche aus jenen Straßburger Jahren ist bereits oben S. 60 berichtet.

[2]) In dem oben S. 58 beschriebenen Miscellanband der Königlichen Bibliothek in Berlin. Annex 3: In / Onomasteria / et / Genialia / Dn. Johannis / Kieferi / Medici Ce / leberrimi. / VIII. Cal. Jul. Anni / CIↃ IↃ.CXXVII. / Argentorati / Typis Johannis Reppii. Das voraufgehende Gedicht „An Herren Helvicum Dieterich . . .“ trägt die Überschrift „Lust-lied“ und die Unterschrift „Christophorus Colerus“. Hierauf wird bei dem Anakreonteon mit „Ein anders“ und „Idem“ verwiesen. Dasselbe Gedicht hat Opitz (Poeterey, 7. Capitel, 1624) in 4 Alexandrinern ziemlich sinngetreu übersetzt, später auch Weckherlin. — Die deutsche Namensform „Christoph Köler“ findet sich übrigens nur in dem zweiten Annex (Hochzeitslied für Theophilus Sutor, Straßburg, 1628).

4. Auch die weisse Nachtlucerne
Trincket auß der Sonnen Liecht;
Die da sonsten schiene nicht,
Weder sie, noch jhre Sterne:
So jhr freunde ꝛc.

5. Erde, Bäume, Meer, Mond, Sonne,
Eins das ander trincken darff:
Warumb ist man mir so scharpff,
Wenn ich habe frewd' vnd wonne:
Drumb jhr freunde mir gewehrt
Einen trunck den ich begehrt.[1])

2. Kurtzweilig Gespräch der verwäiseten Jungfrawen, vnd scheidenden Jungfrawschafft,

nach anleytung der Griechischen Poetin Sappho.[2])

Jungfraw.

JVngfrawschafft, ô Jungfrawschafft,
Ey wo wilt du von mir hin?
Bleib, ô bleib mein Safft vnd Krafft,
Anders ich wie Todt schon bin.

Jungfrawschafft.

Mägdlein, liebes Mägdelein,
Ich bin fort schon, ich bin fort:
So versieh du dich nicht mein,
Wann ich dort bin, wann ich dort.

---

[1]) Vergl Nr. 21:

Ἡ γῆ μέλαινα πίνει,
πίνει δὲ δένδρε' αὖ γῆν.
πίνει θάλασσ' ἀναύρους,
ὁ δ' ἥλιος θάλασσαν,
τὸν δ' ἥλιον σελήνη.
τί μοι μάχεσθ', ἑταῖροι,
καὐτῷ θέλοντι πίνειν;

2 *αὐτήν*, 3 *θάλασσα δ' αὔρας* las Köler in seiner Ausgabe (Stephanus 1554 p. 17?).

[2]) Annex 4: Hochzeitgesänge, / Deß Ehrenvesten vnd Fürgeachten/ Herren / Johann Friderich / Kastens / Vnd / Der Viel-Ehren-Tugend-reichen/ Jungfrawen / Catharina Stedelin. / Gestellt durch / Christophorum Colerum. / *Strassburg*, / Getruckt im Jahr 1627.

Jungfraw.

Gar zu früh, zu früh, ô Blum,
Weht dich Venus weg von mir;
Da du jetzt erst deinen ruhm
Soltest stattlich thun herfür.

Jungfrawschafft.

Rosen, weil sie voller frewdt,
Man im letzten Mayen bricht;
Wann gantz außgemacht ihr Kleydt,
Achtet ihr die Jungfraw nicht.

Jungfraw.

Rosen läßt ein Mägdlein stehn,
Biß sie haben vollen schein;
Jungfrawschafft auch vns laß gehn,
Biß wir reiffer worden sein.

Jungfrawschafft.

Gute Nacht, ich muß davon,
Besser ists, ich bin von dir,
Ehe du mir gibst alten lohn,
Vnd auffkündest dein losier. [1])

3. Catulli Vivamus mea Lesbia atque amemus verteutscht. [2])

1.

WOl ihr Menscher vnd ihr Knaben,
Laßt vns pflegen vnser zeit,

---

[1]) Bergk Nr. 109:

A. *Παρθενία, παρθενία, ποῖ με λίποισ' ἀποίχη;*
B. *Οὐκέτι ἥξω πρὸς σέ, οὐκέτι ἥξω,*

Köler las in seiner Ausgabe (Ex bibliotheca Fulvii Ursini. Antv. 1568) p. 12 *λιποῖσα οἴχη* und fand keine Dialogangabe. Dafür belehrte ihn über den Sinn des Fragments die Adnotatio p. 228: Leguntur haec apud Demetrium (de Eloc. c. 140). *Αἱ δὲ*, inquit, *ἀπὸ τῶν σχημάτων χάριτες δῆλαι εἰσι καὶ πλεῖσται παρὰ Σαπφοῖ· οἷον ἐκ τῆς ἀναδιπλώσεως, ὅπου νύμφη πρὸς τὴν παρθενίαν φησὶ ...., ἡ δὲ ἀποκρίνεται πρὸς αὐτὴν τῷ αὐτῷ σχήματι .....* Die Anadiplosis hat denn auch Köler sorgfältig und mit großem Geschick nachgebildet (ebenso im Hymenaeus des Catull).

[2]) Dies und die zwei folgenden im ersten Anner: Epithalamia / **Davidis** / **Hoeschell,** / **Dav. Fil.** / Et / **Hesteriae** / **Grauchiae.** / Anno

Vnd ein Himmelleben haben,
Voller Wonne, Lust vnd Frewd.
Dann man soll das süße lieben
Keinen augenblick verschieben.

2.

Laßt die alten sawren Greißen,
Denen alles nicht gefält;
Laßt sie alles vbel heissen,
Was da pflegt die junge Welt.
Dann man soll ꝛc.

3.

Täglich geht die Sonne nider,
Steht doch morgends wider auff,[1]
Vnsre jugendt kömpt nicht wider,
Wann sie schleußet jhren lauff.
Dann man soll ꝛc.

4.

Stette Nacht man muß verschließen,
Schlaffen auß in einem Bett':
Ey so werffet vmb mit küßen,
Hundert-tausendt auff die Wett.
Dann man soll ꝛc.

M.DC.XXVII. Der Vater ein nicht unbekannter Augsburger Philologe. Im ganzen enthält dies Büchelchen fünf Hochzeitsgedichte und anhangsweise die Übertragung von Catullus c. V., zu 1 steht: Christophorus Colerus.

Catullus c. V.:

Vivamus, mea Lesbia, atque amemus
rumoresque senum severiorum
omnes unius aestimemus assis.
soles occidere et redire possunt:
nobis, cum semel occidit brevis lux,
nox est perpetua una dormienda,
da mi basia mille, deinde centum,
dein mille altera, dein secunda centum,
deinde usque altera mille, deinde centum.
dein, cum milia multa fecerimus,
conturbabimus illa, ne sciamus,
aut nequis malus invidere possit,
cum tantum sciat esse basiorum.

Z. 8 las Köler in der Ausgabe des „Heidelberger Kreises" von Janus Gebhardus: „da secunda centum".

[1]) Opitz, Heinsii Lobgesang Bacchi (1622) Z. 215: Die güldne Sonne steht / So offtmals wider auff, als sie zu Bette geht.

5.

Gebt den Schwestern lieben Brüder
  Tausendt vnd auch hundert küß;
Gebt jhr Schwestern jhnen wider,
  Tausendt-hundert vberdiß.
Dann man soll etc.

6.

Weiter noch mit tausendt küßen,
  Vnd mit hundert auch darzu,
Sollen wir das mütlein büßen,
  Vnd vns letzen mit der ruh.
Dann man soll etc.

7.

Wanns dann ist herumb gegangen
  Tausendt vnd viel hundert mahl,
Wollen wir das ding verfangen,
  Daß wir wissen keine zahl.
Dann man soll etc.

8.

Daß die alten, so mißgönnen
  Vnsrer grünen jugendt diß,
Nimmermehr erfahren können,
  Wie viel waren vnsrer küß'.[1])
So soll man etc.

4. HYMENAEUS CATULLI vbersetzt.[2])

CATVLLVS.

STeht auff jhr Knaben, steht, die Nacht ist für der Thür.
Der Hesperus läßt sehn einmahl nun seine Zier.

---

[1]) In dem ersten der Hochzeitgesänge für J. Fr. Kasten (siehe oben Nr. 2) spricht „der Köler" von dem, was er in „der newen Poesie" geleistet:
  Wie manchem lieben Paar, hab ich zu Bett gesungen,
  Vnd Hymen, Hymen komm mit Amorspurscht erklungen:
  Ich habe vorgezehlt die Küße, Küße, Küß',
  Vnd was zu folgen pflegt, diß diß, vnd aber diß.
Hiermit nimmt Köler auf die beiden Übersetzungen aus Catull Bezug. — Z. 12 f. des Originals ist die Pointe (vielleicht weil wir diese Vorstellung nicht haben) umgeformt worden.

[2]) Catullus c. 62.

Zu Grunde gelegt ist die Haupt-Vahlensche Ausgabe (1885). Wie Prof. Vahlen mir mitteilte, ist Kölers Verteilung der Strophen eine durchaus selb-

Es ist die hohe zeit, auff, auff vom Herrentisch'?
Jtzt kömpt die Jungfraw schon, dem Hymen singt man frisch,
Kom Hymen, Hymen kom herbey,[1]
Vnd führ ins Bette diese zwey.
Ihr Mägdlein, seht ihr das? bleibt auch bey Tische nicht,
Weil nun der Abendstern weißt in der Lufft sein Liecht!
So warlich. Sieh doch wie sie brechen auff geschwindt?
Ohn vrsach nicht, waß sie, schawt jegliche, gewinnt.
Kom Hymen, Hymen ꝛc.

Knaben.

Ihr Pursch, wir werden nicht behalten wol den preiß;
Seht jede sich darauff fein zubedäncken weiß.
Sie sinnen billich nach, es ist was Ehre trägt:
Vnd ist kein wunder auch, weil man drauff gantz sich legt.
Wir haben anderwerts den Sinn vnd Ohrn gekehrt:
Darumb verlieren wir. Die sorge sieg gewehrt.
Wolan so lasset ihr sehn ewer Hertze wol,
Jtzt fangen sie nun an, den man antworten sol.
Kom Hymen, Hymen ꝛc.

ständige zu nennen: er fand bei Gebhardus keinerlei Überschriften. Die Varianten beziehen sich auf des letzteren zweite Edition (1621).

IUVENES.

Vesper adest: iuvenes, consurgite: Vesper Olympo
Expectata diu vix tandem lumina tollit.
Surgere iam tempus, iam pinguis linquere mensas:
Iam veniet virgo, iam dicetur hymenaeus.
Hymen o Hymenaee, Hymen ades o Hymenaee!

VIRGINES.

Cernitis, innuptae, iuvenes? consurgite contra;
Nimirum Oetaeos ostendit Noctifer ignes,
Sic certest: viden ut perniciter exiluere?
Non temere exiluere: canent quod vincere par est.
Hymen o Hymenaee, Hymen ades o Hymenaee!

7 aethereos 8 certe 9 quos

IUVENES.

Non facilis nobis, aequales, palma parata est,
Adspicite, innuptae secum ut meditata requirunt.

[1]) „Komm Hymen, Hymen komm" singt Caspar Kirchner bereits 1618 in einem Brautgedichte (Zinkgref, S. 188). Köler hat den Kehrreim bald ganz, bald mit den ersten Worten wiederholt. Sonst habe ich mich (fast immer auch in der Interpunktion) genau an die Vorlage angeschlossen. — Z. 9 ein kühnes Hyperbaton, kühn ist auch die Konstruktion in Z. 67 f., wo „die" relativisch auf „sich" zu beziehen.

Mägdlein.

O Abendstern, solch Liecht hat nicht deß Himmels Hauß?
Der du der Mutter Schoß die Tochter reissest auß.
Die Tochter so da fest an Mutter-Schoß sich henckt;
Das keusche Mägdlein wird dem Knaben heim geschenckt?
Was thun die Feinde doch wol vor Tyrannen-that,
Wann sie mit Kriegsgewalt gewonnen eine Statt?
Kom Hymen, Hymen ꝛc.

Knaben.

Ist auch, O Abendstern, eyn lieber Stern als du?
Der du ein liebes paar gebräuchlich führest zu,
Vnd fest den Heyratsbund durch deinen schein beschleust,
Was vor an Eltern war, die Männer jetzt verdreust;
Sie werden nicht getrewt, biß das sich findt dein schein.
Mag auch von oben ab ein beßre stunde sein?
Kom Hymen, Hymen ꝛc.

Mägdlein.

Seht jhr Gespielin' jhr, wie schon der Abendstern,
Vns eine hat entführt. * * * *
* * * * * O liebes Abendliecht,

Non frustra meditantur: habent memorabile quod sit.
Nec mirum, penitus quae tota mente laborant.
Nos alio mentes, alio divisimus aures:
Iure igitur vincemur: amat victoria curam.
Quare nunc animos saltem convertite vestros:
Dicere iam incipient, iam respondere decebit.
Hymen o Hymenaee, Hymen ades o Hymenaee.

17 committite

VIRGINES.

Hespere, qui caelo fertur crudelior ignis?
Qui natam possis complexu avellere matris,
Complexu matris retinentem avellere natam
Et iuveni ardenti castam donare puellam.
Quid faciunt hostes capta crudelius urbe?
Hymen o Hymenaee, Hymen ades o Hymenaee!

IUVENES.

Hespere, qui caelo lucet iucundior ignis?
Qui desponsa tua firmes conubia flamma,
Quae pepigere viri, pepigerunt ante parentes
Nec iunxere prius quam se tuus extulit ardor.
Quid datur a divis felici optatius hora?
Hymen o Hymenaee, Hymen ades o Hymenaee!

28 Quod

Wann du bist kommen an, so wachet alle Wacht.
Ja alle Diebe sind verborgen in der Nacht,
Die du so offtermals, wann du dann wider kömpst,
Vnd anderst wirst genent, dann allesampt hinnimpst.

Knaben.

Kein Abendliecht: das Volck sich ernstlich nicht beschwert,
Vnd solt es tadeln das, so es geheim begehrt?
Kom Hymen, Hymen &c.

Mägdlein.

Wie heimlich eine Blum' in Gärten sich gebiert,
Davon das Vieh nicht weiß, kein Pflug sie auch berührt;
Ein Lüfftlein sie besäfft, der Regen sie ernehrt,
Die Sonne stärcket sie; alsdann sie groß begehrt,
Manch Knab' vnd Mägdelein: So aber sie ist hin,
Kein Knab' vnd Mägdelein zu jhr trägt weiter sinn.
So ist den seinen lieb ein Mägdlein vnberührt,
Alsbald jhm aber ist der keuschheit Blum' entführt,
Vnd jhr Jungfräwlich Leib nicht ferner blieben rein,
Sie weder Knaben lieb noch auch den Mägdelein.
Kom Hymen, Hymen &c.

VIRGINES.

Hesperus e nobis, aequales, abstulit unam.
* * *
* * *
Namque tuo adventu vigilat custodia semper.
Nocte latent fures, quos idem saepe revertens,
Hespere, mutato comprendis nomine eosdem.
At libet innuptis ficto te carpere questu.
Quid tum, si carpunt, tacita quem mente requirunt?
Hymen o Hymenaee, Hymen ades o Hymenaee!

32 keine Lücke 37 quod

VIRGINES.

Ut flos in saeptis secretus nascitur hortis
Ignotus pecori, nullo convolsus aratro,
. . . .
Quem mulcent aurae, firmat sol, educat imber,
Multi illum pueri, multae optavere puellae;
Idem cum tenui carptus defloruit ungui,
Nulli illum pueri, nullae optavere puellae:
Sic virgo, dum intacta manet, dum cara suis est;
Cum castum amisit polluto corpore florem,
Nec pueris iucunda manet nec cara puellis.
Hymen o Hymenaeè, Hymen ades o Hymenaee!

40 contusus keine Lücke

Knaben.

Gleich wie ein Weinstock nicht, der steht in freyem Feld',
Je in die Lufft sich hebt, noch reiffe Trauben hält,
Der sich vor grossem Last so gantz hernider beugt,
Vnd seine Gipffel ab biß zu der Wurtzel neigt;
Bey disem wohnet dann kein Bawersman, kein Joch:
Wann aber er als Weib an ülmen wächset hoch,
Da wohnt bey jhm manch joch, vnd mancher Ackersman.
So gehts dem Mägdlein auch, das nicht gerühret an,
Vnd ledig ist veralt; wenß aber reif verfreit,
Ist es dem Manne lieb, vnd Vatter nicht verneidt.
Kom Hymen, Hymen ꝛc.

Knaben vnd Mägdlein zugleich.

Du aber Mägdlein du, O wehre ja nicht dich
Hier gegen diesem Mann'; es ist vnbillich sich
So wehren gegen dem, die Vatter-Mutter hat
Selbselst gegeben jhm; nun folge deren rath.
Dann deine Jungfrawschafft zum theil der Eltern ist,
Der Vatter jhm ein theil, die Mutter eins erliest.

IUVENES.

Ut vidua in nudo vitis quae nascitur arvo,
Nunquam se extollit, nunquam mitem educat uvam,
Sed tenerum prono deflectens pondere corpus
Iam iam contingit summum radice flagellum,
Hanc nulli agricolae, nulli coluere iuvenci;
At si forte eadem est ulmo coniuncta marito,
Multi illam agricolae, multi coluere iuvenci:
Sic virgo, dum intacta manet, dum inculta senescit;
Cum par conubium maturo tempore adepta est,
Cara viro magis et minus est invisa parenti.
Hymen o Hymenaee, Hymen ades o Hymenaee!

53 und 55 accoluere 56 dum inculta senescit nicht wiedergegeben 59 fehlt

At tu ne pugna cum tali coniuge, virgo.
Non aequum est pugnare, pater cui tradidit ipse,
Ipse pater cum matre, quibus parere necessest.
Virginitas non tota tua est, ex parte parentumst:
Tertia pars patrist, pars est data tertia matri,
Tertia sola tua est: noli pugnare duobus,
Qui genero sua iura simul cum dote dederunt.
. . . .
Hymen o Hymenaee, Hymen ades o Hymenaee!

64 matri data, pars data tertia patri 66 keine Lücke

Das letzte das ist dein. Nicht wider beide fecht,
Dem eydam geben sie die morgengab' vnd recht.
  Drumb Hymen, Hymen kom herbey,
  Vnd führ ins Bette diese zwey.

5. Rondeau.[1])

Ihr liebes paar, ihr werdet jetzundt wissen,
Nach Venus flamm', vnd vielen Amors küssen,
Weil in das Meer die müde Sonne sinckt,
Vnd sich der Mond mit Sonnen-liechte schminckt,
Der liebe ruh vnd Früchte zugenießen.

Schickt euch darzu ins Armen-band zu schliessen,
Vnd wechseln vmb mit hundert-tausend küssen;
Die fackel zündt, der alte Hymen winckt,
                                        Ihr liebes paar.
Nun lasset nicht die Mitternacht verfliessen,
Eh' als ist ab die Jungfrawschafft gerissen,
Die süsse Lieb in sattem gnügen trinckt,
Biß Morgenroht auff hohen Bergen blinckt;
Dann wirdt die Sonn' euch Vatter-Mutter grüssen,
                                        Ihr liebes paar.

Die würdigende Charakteristik Kölers habe ich der Mitteilung weiterer Proben vorbehalten. Statt ihrer möge hier das bisher nicht

---

[1]) Wohl der erste Versuch der neuen Schule in dieser romanischen Form: und wundervoll ist er geglückt! So lebendige Anschauung in der Sprache, die in Z. 3 f. und Z. 13 geradezu malerische Wirkung übt, während sie in Z. 8 fast dramatisch sich anhört, solche Herrschaft über das Versmaß, so geschickte Benutzung der Allitteration (Z. 3 und 12 f.) ist wohl kaum bei einem andern Dichter der Zeit anzutreffen. Auch in dem vorhergehenden Gedichte sind die Glanzpartien der Vorlage (v. 39 ss. und 49 ss.) auch dem Nachdichter prächtig gelungen: Z. 43 ff. und Z. 54 ff. Hier kommt zu jenen Vorzügen noch ein außerordentliches Geschick, fremde Gedanken ganz deutsch und doch ganz genau nachzubilden.

Eine Bemerkung, die vielleicht unnötig erscheint, finde wenigstens hier eine Stelle: sie bezieht sich auf die in den Hochzeitsgedichten vorkommenden recht deutlichen Anzüglichkeiten. Sie waren in damaliger Zeit nicht nur erlaubt, sondern geradezu gefordert. So werden wir es verzeihlich und erklärlich nennen müssen, daß selbst ein so poetisch empfindender Mann wie Köler diesem Brauche sich nicht entziehen konnte. Wie herrlich weit haben wir es dafür in der Dezenz gebracht! Man höre nur die feinsinnige Übertragung des ersten Verses der Sappho von J. H. Merivale (1833):

„Sweet Rose of May! sweet Rose of May!
Whither, ah whither fled away?“

beachtete Urteil eines Mannes abgedruckt werden, den Opitz und die ganze junge Schule geradezu schwärmerisch verehrte, des Heidelberger Professors Janus Gruter, der nicht nur ein hervorragender Altertumsforscher, sondern auch ein hochverdienter Herausgeber neulateinischer Dichtungen war (der sogenannten Deliciae), der endlich auch die neue deutsche Poesie, obwohl er selbst kein Deutscher war,[1]) mit lebendiger Teilnahme begrüßte.[2]) Kurz vor seinem Tode (20. September 1627) muß er nun das Gedicht an Köler gesendet haben, von dem wir die Hauptstellen mitteilen wollen. Opitz nahm es in die zweite (von ihm besorgte) Auflage seiner „Deutschen Poematum“ (Breßlaw, 1629) auf, in der dritten, endgiltigen ließ er es bezeichnender Weise weg.

JANI GRUTERI
AD CHRISTOPH. COLERUM SILES.
TROCHAICI.

„Der Seelen Probierstein ist der Krieg: die niedrigen jammern und winseln,

6 Mens sed alto nata coelo maxime tunc erigit
Se solo und zeigt nun erst ihre himmliche Kraft.

9 Talis est profecto noster ille Opitius suo
Cum Colero. Jeder verachtet jetzt in Deutschland die edlen Künste oder ergeht sich in leeren Klagen.

14 Par Silesiorum id acre non modo artes pristinas
Pristino colunt honore pristinisque plausibus:
Sed novis novem Camoenas, sed novis tres Gratias
Usque quaque demereri moliuntur ausibus,
Verba dum Romana, verba dum Pelasga vocibus
Rheno et Odera stupente commodant Germanicis

---

[1]) Er war 1560 zu Antwerpen geboren, seine Mutter war eine Engländerin.

[2]) Er kannte den deutschen Volkscharakter, hörte doch bei ihm der beste Teil der deutschen Jugend:
„Indole est Germania ingens nec minor solertia.
Nil tamen festinat unquam.
So wird auch die nationale Dichtung hier am spätesten ausgebildet. Aber schon zeigen sich verheißungsvolle Keime. Wohl ist der Flug der neuen Poesie noch niedrig, sie gleicht der Biene noch, die am Wege Honig sammelt: aber, wenn erst die formalen Schwierigkeiten überwunden, dann wird sie himmelan steigen,
27 Constet ut cunctis, priores esse posse vel pares
Nomine, aetas atque tempus fecerat quos ultimos.“
So klingt prophetisch der Trochaeus aus, den Gruter zu der Zinkgrefischen Opitz-Ausgabe beigesteuert.

Transferuntque fontem Equinum transferuntque cornua
Bina Parnassi ad rigentes nationes frigore.

Macte par Silesiorum! Die ihr in selbstlosem Streben, unter den schwersten Entbehrungen, der Dichtkunst obliegt, durch eure litterarischen Thaten der Könige und Städte Neid erregt und den Musen und Gratien in Deutschland bisher ungewohnte Tempel errichtet,

in quae nil queant
Livor, unda, flamma, ferrum, temporum voracitas."

Diese letztere Prophezeiung hat sich nicht erfüllt. Der uns aus den Straßburger Jahren erhaltene Nachlaß Kölers ist in Vergleich zu dem, was der junge Schlesier in jener Zeit wirklich geschaffen hat, gar gering. Aber ein glücklicher Zufall hat es gefügt, daß gerade jene Übersetzungen nicht verloren gingen, die der greise Gelehrte gewiß besonders schätzte und auf die er denn wohl auch in seinen Versen anspielt.

Ein Brief Lessings an Heyne.

Mitgeteilt von Victor Michels in Göttingen.

Wolfenbüttel, den 23 Oct. 78.

Ich bin erst vor einigen Tagen aus Hamburg zurückgekommen, wo ich über fünf Wochen auf die unangenehmste Weise aufgehalten worden. Von Goezen nun zwar nicht: sondern meine Stieftochter, welche ich mitgenommen hatte, ward krank. Unter den indeß eingelauffenen Briefen finde ich zwey von Ihnen, voll der zuvorkommendsten Freundschaft, für die ich nicht genug danken kann. — Ich war Ihnen bereits meinen Dank für die Antiquarischen Aufsätze schuldig. — Wie wohl hat es sich gefügt, daß ich bey Zeiten ein Feld zu räumen veranlaßt worden, in welchem ich die wahren Arbeiter nur gehindert hätte. Wenn ich ihnen nicht gar der unnöthigen Arbeit noch mehr gemacht hätte! — Ich beschwöre Sie, Ihre Sammlung ja recht bald fortzusetzen; und in der Wahl Ihrer Aufsätze lieber nicht allzu eckel zu seyn, lieber nicht alles high-finish'd haben zu wollen. —

Und nun verbinde ich meinen Dank für die Antiquarischen Aufsätze, mit dem für die gütige Übermachung des Whistonschen Primitive Christianity, womit Sie mich so ausnehmend überrascht haben. Eigentlich suche ich von Whiston die Rule of Faith, die er auf einem grossen Folioblatte in Kupfer stechen lassen. Ich glaubte,

sie sey hernach auch dem Primit. Christ. einverleibt worden: aber ich sehe nun, daß ich mich geirret habe. — Wenn also jener in Kupfer gestochene Bogen etwa auch in der Bibliothek wäre: so möchte ich mir ihn wohl bey baldiger Zurücksendung des Pr. Christ. erbitten.

Bis dahin mag es denn auch mit der so verbindlich angebotenen Mittheilung des Wicklefschen Neuen Testaments, verschoben seyn, die ich blos brauchen wollte, um eine geschriebene Englische Bibel in unsrer Bibliothek darnach zu untersuchen, die ich fast für älter als Wickleff's Übersetzung halten sollte. —

Empfangen Sie nochmals meinen Dank für so viele Gefälligkeiten, die ich wenigstens gehörig zu schätzen, Bibliothekars genug bin.

Lessing.

Wolfb. den 1ten Oct. 78.

Whiston's Primitive Christianity Vol. I—V.

Und eben desselben

Three Essays „ „

habe aus der Göttingschen UniversitätsBibliothek von dem Hn. Hofrath Heyne auf kurze Zeit zum Gebrauche erhalten,

Gotthold Ephraim Lessing.

Der vorstehende Brief Lessings, ein Doppelblatt in Quartformat, wurde bei der Neuordnung des Archivs unserer Bibliothek von Herrn Dr. Schwenke, jetzt Bibliotheksdirektor in Königsberg aufgefunden und von Herrn Bibliotheksdirektor Prof. Dr. Dziatzko mir zur Publikation gütigst überlassen. Die beiden Briefe Heynes, auf die er antwortet, scheinen verloren zu sein. Seine „Sammlung antiquarischer Aufsätze. Erstes Stück. (Leipzig 1778)“ hatte Heyne durch einen jungen Norweger Groß mit einem Empfehlungsbrief vom 18. Juli 1778 überschickt (bei Hempel 20 II, Nr. 513). Man wird mit Interesse Lessings überbescheidene Anerkennung von Heynes Arbeiten auch hier wieder lesen. Seine Bemerkung erwidert die Artigkeit, mit der Heyne sie übersandt hatte. Übrigens streift bekanntlich erst das zweite Stück dieser antiquarischen Aufsätze Lessingsche Themata mit der „Prüfung einiger Nachrichten und Behandlungen vom Laokoon im Belvedere“ (S. 1) und den Bemerkungen über den borghesischen Fechter im Aufsatz „Irrtümer in Erklärung alter Kunstwerke in einer fehlerhaften Ergänzung“ (vgl. S. 229).

Vermutlich war Groß der Übermittler gesprächsweise geäußerter Lessingscher Wünsche gewesen, die Heyne alsbald erfüllte. Inzwischen war Lessing vom 12. September bis Mitte Oktober in Hamburg

gewesen; daß Malchens Krankheit die Heimreise verzögerte, schreibt er auch an Karl Gotthelf am 18. Oktober (vgl. Hempel 20 I, Nr. 478 und Nr. 480).

Die Notiz über Wiclif, die sich in Lessings Nachlaß fand (Leben 2, 259 f., Hempel 17, 101), wird, wie sich nun aus unserm Brief folgern läßt, im Sommer 1778 niedergeschrieben sein.

Die Arbeiten des gelehrten und begeisterten Kämpfers für ein erneutes arianisches Christentum, des begabten aber kritiklosen ehemaligen Lucasian Professor of Mathematic in Cambridge, William Whiston (1667—1752) liegen ein wenig auf der Linie von Lessings theologischen Studien der letzten, Wolfenbüttler Zeit. Daß die Regula fidei älter sei als die Evangelien und die Apostelgeschichte betont z. B. auch Whiston, freilich aus andern Gründen und mit ganz andern Absichten als Lessing. Er stellt etwa (was uns an den Ausgangspunkt von Reimarus' Untersuchungen erinnern mag) die aprioristische Forderung eines urchristlichen Glaubens- oder Moralsystems, das uns das Neue Testament nicht liefert. ‚If it be said, that the known Books of the New Testament, are such a Body of Christian Laws as we here speak of, that they are the sacred Rule of Faith and Practice for the Church, I must reply that this is utterly false in Fact; that these Books are never by any of the Fathers Stil'd so, that they do not contain any such intire System as we now enquire for; and that their occasions and contents and designs, are very different from that which every such Body of Laws ought to contain; and which the Body of the Jewish Laws do contain accordingly'. (Primitive Christianity 3, 161). Er seinerseits sieht die Glaubens- und Sittenregeln der urchristlichen Gemeinden niedergelegt in den sogenannten Apostolischen Konstitutionen, die mit ihren starken Überarbeitungen die Kritik neuerdings vielfach beschäftigt haben und von der neuen Forschung als Ganzes ins 5. Jahrhundert gesetzt, in ihren Bestandteilen oder Vorlagen meines Wissens nicht über das 3. Jahrhundert hinaufgerückt werden. (Eine Übersicht über die Literatur gibt Funck, Die apostolischen Konstitutionen, Rottenburg am Neckar 1891, Einleitung). Der Name des englischen Gelehrten, der wegen seiner ketzerischen Ansichten 1710 seine Professur verlor, wurde eine Zeitlang in Deutschland viel genannt; in den zwanziger und selbst noch dreißiger Jahren ist das ‚Whistonus refutatus' im ‚Index rerum notabiliorum' der Acta Eruditorum beinahe eine stehende Rubrik. Deshalb bemerkt Lessing in seiner „Nöthigen Antwort", Mißverständnissen vorbeugend, weislich, er wolle das Symbolum Apostolicum und Symbolum Athanasii miteinbegreifen unter den Symbolen der vier ersten christ-

lichen Jahrhunderte, „damit sich der Herr Hauptpastor auch keine Whiston'schen Fälle träumen lasse".

Daß Whistons Arbeiten Lessing früh interessierten, zeigt die Rezension einer Übersetzung von Whistons Erstlingsschrift ‚A New Theory of the Earth' (1696) in der Vossischen Zeitung vom 30. Okt. 1753 (Lachmann-Muncker 5, 207 f.), in welcher die Verbindung der Newtonischen Physik mit christlicher Apologetik als die Entdeckung eines neuen Wegs erwähnt wird, „den Spöttereyen der Ungläubigen über einige wichtige Punkte der Schrift, über die Schöpfung, über die Sündfluth und über den Untergang der Welt, mit ungewohnten Waffen entgegen zu gehn". Freilich erhält das diesem „Monument der menschlichen Scharfsinnigkeit" scheinbar so freigebig gespendete Lob einen bedenklichen Nachsatz, der zeigt, daß Lessing den frommen Schüler Newtons bereits überschaute: „Denn eben sowohl, heißt es, als wir noch jetzt dem Witze einiger neuen Peripatetiker und Cartesianer, welche durch glückliche Drehungen die Mosaische Schöpfung zu der ihrigen einzigen wahren machen konnten, Recht widerfahren lassen, eben sowohl wird man einem Whiston nach Jahrhunderten, wenn Newton selbst das sein wird, was jetzt Aristoteles ist, Recht widerfahren zu lassen, die belohnende Billigkeit haben".[1])

Whistons Primitive Christianity Reviv'd (London 1711. Vol. I—V) konnte ihm trotz der aufgewandten Gelehrsamkeit wenig bieten. Möglich, daß er die bequeme Ausgabe der Constitutiones Apostolorum im dritten Bande nutzte, als er in Breslau den Aufsatz „Von der Art und Weise der Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion" entwarf (Hempel 14, 221 ff.). Nach der Übersendung durch Heyne mag er den vierten Band mit seiner sehr einseitig gehaltenen Übersicht über die Anschauungen der Christen in den vier ersten Jahrhunderten wieder durchblättert haben, auch wohl Whistons Vorrede über seinen Handel mit der Orthodoxie nachgelesen haben. Direkte Spuren irgend eines Einflusses vermag ich nicht zu erkennen; auch nicht seitens der Three Essays (London 1713: 1) The Council of Nice vindicated from the Athanasian Heresy: 2) A Collection of Ancient Monuments relating to the Trinity and Incarnation and to the History of the Fourth Century of the Church; 3) The Liturgy of the Church of England reduc'd near to the Primitive Standard).

‚The Christians Rule of Faith on a Table of the most ancient Creeds: engraved in Copper by Mr. Senex' heißt das

---

[1]) Der junge Wieland machte sich „Whistons Lehr'" zu Nutze bei Schilderung der Sündflut in seinem Lehrgedicht „Die Natur der Dinge" 5, 459 ff. (Gruber 1, 158).

von Lessing aus Göttingen gewünschte, hier nicht vorhandene, Buch im Verzeichnis Whistonscher Schriften, das den ‚Historical Memoirs of the Life of Dr. S. Clarke' (London 1730) angehängt ist. Mir war es nicht zugänglich. —

Die liebenswürdige Pikanterie am Schluß des Briefes, eingegeben durch Goezes Bemerkungen über Lessings bibliothekarische Ungefälligkeit, wird man nicht übersehen. Übrigens hebt Lessing auch sonst dem Göttinger Kollegen gegenüber hervor, daß er sich als Bibliothekar fühlt: ‚Der bin ich nun einmal und möchte es nicht bloß dem Namen nach sein' (13. Januar 1773, Hempel 20 I, Nr. 300).

Ungedruckte Briefe von Gottfried August Bürger.

Zu der 100. Wiederkehr seines Todestages.

1. Ein Brief Bürgers an Rothmann.

Mitgeteilt von Berthold Hoenig in Wien.

Wohlgebohrner Herr
hochzuehrender Herr Lieutenant

Unser gemeinschaftlicher Freund Sprickmann in Münster, der Sie in seinem letzten Briefe an mich einen wackeren Mann nennt, ist Schuld, daß ich so treuherzig und geradezu es wage, den Überbringer dieses Ihrer Gewogenheit zu empfehlen. Es ist der junge Leonhart, mein Schwager, welcher in hochfürstl. Münsterschen Militärdiensten sein Glück zu machen wünschet. Der Herr Graf von Schaumburg-Lippe haben in einem sehr gnädigen Schreiben vom 21[ten] dieses mir befohlen, den jungen Menschen, nach Bückeburg zu senden. Da ich ihn nun, wegen meiner Geschäfte, nicht selbst dort hinführen kann, und der Knabe, aus Blödigkeit, um seinen ersten Eintritt verlegen seyn möchte, so ersuche ich Sie gehorsamst, dem Herren Grafen ihn darzustellen, und sein bestes für ihn gütigst zu reden. Es fehlt ihm nicht an guten natürlichen Geistes- und Herzensfähigkeiten; nur ist er leider! in Erziehung und Unterricht bisher vernachläßigt, weil sein seel. Vater, der bey einer kleinen Amtspachtung und zahlreichen Familie, sein Vermögen zusetzen müssen, nicht viel an ihn wenden konnte. Jedoch beruhiget mich das nicht wenig, daſs er neben der Anlage auch den Trieb hat, ein braver und brauchbarer Mann zu werden.

Sprickmann, welcher sonst bey meines Schwagers Ankunft in Münster gewiss seiner sich annehmen würde, schreibt mir, daß er alle Tage auf dem Sprunge stehe, nach Wezlar zu gehen. Ich muß also noch die Bitte hinzufügen, dem Knaben zu einer guten und sparsamen Einrichtung dort einstweilen gütigst behülflich zu seyn.

Kennen wir uns gleich von Angesicht zu Angesicht noch nicht, so verbeut mir doch schon mein Herz, bey einem braven Manne, wegen dieser Zuthulichkeit Entschuldigungen zu machen. Kann ich je in meinem Leben Ihnen wieder angenehme Dienste erweisen, so fodern Sie nur getrost von mir. Mit herzlichem Vergnügen werde ich leisten, was ich vermag.

Der ich mit vollkommenster Hochachtung die Ehre habe zu seyn

Euer Wohlgebohren

Wöllmershausen den 31. Octobr. 1777.

gehorsamer Diener
G. A. Bürger.

Von der freundlichen Erlaubnis des Besitzers, des Herrn Georg Hirzel in Leipzig, Gebrauch machend, können wir einen Brief Bürgers veröffentlichen, der zwar kein Beitrag zur Geschichte seiner Dichtungen ist, auch nichts zur Lebensgeschichte vorbringt, was nicht schon bekannt wäre; der aber von den Freunden des Dichters wird gerne gelesen werden, da Bürger sich in den Bemühungen um das Wohl der Leonhartischen Familie, in die er ja so viel Unglück gebracht hatte, von seiner liebenswürdigsten Seite zeigt, und da er im Stil selbst dieses formellen Empfehlungsbriefes die Treuherzigkeit und Gradheit seines Wesens nicht vermissen läßt.

Johan Carl Leonhart, kgl. hannoverscher Amtmann und Pächter auf der Niedeck, in dessen Hände Bürger den Diensteid als freih. v. Uslarscher Gerichtshalter abgelegt hatte, in dessen Hause er als gern gesehener Gast oft verkehrte und schließlich als Gatte der zweitältesten Tochter, Dorette, dauernden Aufenthalt nahm, hinterließ bei seinem am 25. April 1777 plötzlich erfolgten Tode eine zahlreiche und unversorgte Familie. Bürger selbst berichtet von ihm (Strodtmann, Briefe von und an Bürger 2, 177): „(er) war ein herzensguter und braver Mann, ehrlich, gutherzig, freigebig und gastfrei bis zur Verschwendung; aber für seine Kinder, deren Erziehung, deren künftiges Fortkommen u. s. w. sorgte er — schlechterdings gar nicht!!!" Diese ganze Sorge fiel Bürger zu. Er hatte sich schon bei seiner Verlobung mit Dorette der Familie herzlich attachirt und schon damals eine Stelle, die Gleims Fürsorge für ihn ermittelt hat, seinem „Bruder" wie er sagt, dem ältesten der sechs Kinder aus erster Ehe, Carl Leonhart, zuzuwenden gesucht. Später, aber noch zu Leb-

zeiten des Amtmanns, bringt er den zweiten Sohn, Ludwig, mit Hilfe Boies als Kadet in hannöverschen Diensten unter. Nun, da die trostlose Familie, zu der außerdem zwei Kinder gehörten, die die zweite Frau mit in die Ehe gebracht hatte, völlig auf ihn angewiesen ist, will er mit Freuden und nach Kräften seine Pflicht erfüllen. Zunächst beschäftigen ihn die sehr verwickelten Geldangelegenheiten des Nachlasses, die er zum größtmöglichen Vorteil der Familie ordnen möchte. Zu diesem Zwecke und um dies allmählig bewerkstelligen zu können, sucht er um das Amt Niedeck an. Aber selbst auf diesen armseligen Posten laufen die Petenten in Hannover Sturm; dort ist überdies Bürger wegen seiner Rückstände und der Beschwerden, die gegen ihn unablässig erhoben wurden, schlecht angeschrieben. Seine Einrückung in königliche Dienste stößt also auf Schwierigkeiten; aber die Pacht erhält er doch auf ein Jahr und damit ist viel gewonnen. Er wird nebst seinem ältesten Schwager Carl zum Kurator bestellt. Für die Kaution leistet der Kammerrat v. Hardenberg (der spätere preußische Staatskanzler und Fürst) Bürgschaft. Der provisorische Verwalter des Amtes auf der Niedeck J. J. H. Elderhorst heiratet die älteste Tochter Anna. Nach Ablauf der Pacht zieht die Witwe des Amtmanns nach Bösinghausen.

Die Ordnung des Nachlasses macht Bürger unendliche Mühe und Plage. Freilich nimmt seine Arbeitsschen mit der Zeit so sehr überhand, daß er als Kurator abgesetzt wird, und schließlich bei Androhung des Personalarrestes zur Rechnungslegung verhalten werden muß. Dabei hat er sich nicht die geringste Unredlichkeit vorzuwerfen, im Gegenteil, er bezahlt oft aus eigener Tasche. Endlich gerät er in Prozesse um das Erbteil seiner Frau. Trotzdem rühmt er sich seinem Schwager Ludwig gegenüber (Strodtmann 2, 162), den Erbschaftsprozeß ganz allein gewonnen und überhaupt, ohne einen Lohn zu empfangen, Ordnung gemacht zu haben. Ja, seine „Deduction in der Leonhartischen Sache“ wird vom hannöverschen Stabssekretär J. P. Velthusen als ein Meisterstück gerühmt und möchte von ihm einer Sammlung von Rechtsfällen einverleibt werden.

Bürgers ältester Schwager Carl war absolvierter Jurist, und als Sekretär in Wrisbergholzen angestellt. Von dort holte ihn, der an der Auszehrung krankte, Bürger in Gemeinschaft mit Auguste (Molly) und Ludwig Leonhart ab, um ihn zu sich nach Appenrode zu bringen. Hier starb er im September 1781. Weihnachten 1780 war auch Ludwig zu Besuch in Appenrode, doch war er nicht erbaut von dem was er sah. Er scheint seinen Besuch abgekürzt zu haben, ja in offener Feindschaft davongegangen zu sein. Denn dies läßt der Brief schließen, den Bürger fünf Jahre später, schon aus Göttingen und

mit Molly vermählt, dem in Indien als Offizier weilenden Schwager schrieb (3, 158 ff.) Daraus ist ersichtlich, daß Ludwig Leonhart nicht versöhnt war. Wir wissen nicht, ob er es je geworden. Anders war das Verhältnis Bürgers zu Georg Leonhart, seinem jüngsten Schwager, das von vormundschaftlicher Fürsorge zu herzlicher Freundschaft führte.

Georg war 17 Jahre alt, als sein Vater starb. „Er ist ein grundherzensguter ehrlicher Junge, schreibt Bürger von ihm, aber wild und roh aufgewachsen. Daher kann er auch weiter nichts, als für drei Pfennige Christentum und für einen Heller Schreiben.“ Alle hatten ihn lieb. Verwöhnt und verzogen, nur seinen Neigungen folgend, hing er doch sehr an den Geschwistern. Er war das Nesthäckchen auf der Niedeck; Bürger fürchtet, daß er sich in ein geordnetes strenges Leben nicht werde schicken können. Doch sollte er Soldat werden, wie sein älterer Bruder; zu einem anderen Berufe wars wohl zu spät. Da die Avancementverhältnisse in Hannover nicht günstig waren, wendet sich Bürger an Freund Sprickmann, der ihm seit dem Sommer 1776, wo die Nähe ihrer Wohnorte sie zusammengeführt hatte, ein lieber Genosse seiner Leiden und Träume blieb, um über die Aussichten in Münster, wo jener als Rat in sehr angesehener Stellung lebte, Näheres zu erfahren. Sprickmann gibt bereitwillig Auskunft, besorgt das Gesuch um Aufnahme ins Regiment und unterstützt es beim Chef, dem Grafen von der Lippe und bei dem Minister v. Fürstenberg; er erbietet sich, den jungen Leonhart in sein Haus aufzunehmen, und ihm an die Hand zu gehen. Da er aber auf dem Sprunge steht, nach Wetzlar abzureisen, empfiehlt er dem Freunde den Lieutenant Rothmann, „einen guten Jungen, der auch ein bischen vom Metier ist“. Als Georg nach Bückeburg, wo sich der Graf eben aufhielt, abreisen sollte, erhielt er nun von Bürger das Begleitschreiben, das ihm über den ersten Empfang hinwegzuhelfen bestimmt war. Dreimal an einem Tage, am Tage der Abreise Georgs, ergreift Bürger die Feder, um bei Sprickmann sein Bestes für Georg zu sprechen.

Noch einmal wendet sich Bürger in derselben Angelegenheit an Rothmann am 17. Dezember 1777 (vgl. Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt am Main. Neue Folge 5, 262), bespricht die ökonomischen Verhältnisse seines Schwagers mit ihm, bittet ihn diesem „von unnöthigen Ausgaben und sonderlich einer oft übel verstandenen und falsch angewendeten Generosität, zu der er viel Hang hat,“ abzuraten und ihn vor dem Spiele, zu dem er Neigung habe, ja recht oft zu warnen. „Sein sonst gutes und folgsames Herz, da

er Sie überdies mit viel Enthusiasmus hochschätzt, wird diese Warnungen nicht vergeblich seyn lassen."

Seine Sorge um ihn wird später nicht geringer, bis sie sich in Freundschaft wandelt. Er spricht dem vom Heimweh geplagten und in den neuen Verhältnissen oft verzagenden Jungen Trost und Mut zu. An guten Lehren fehlt es niemals, wie er ihm ja bei seinem Abschied ein güldenes Büchlein von 10 Geboten gewidmet hatte; aber auch mit einigen Louisd'or hilft er gern. „Ich bin dir immer gut gewesen, schreibt er ihm einmal, und zehntausend Thaler sollten mir nicht so lieb sein, als die Freude, daß was tüchtiges aus dir würde." Auch Dora sucht den Bruder liebenswürdig scherzend aufzumuntern und gibt ihm stillschweigend selbst das edelste Beispiel von Resignation. Bald aber beginnt Bürger in seinen Briefen an Georg zu klagen und es fehlte nicht viel, daß Georg ihn tröste. Auch mit seinen „Entwürfen zu künftiger Ruhe und Glückseligkeit" vertraut sich Bürger, wie früher seinen Herzensfreunden, dem Schwager an. „Betrachte mich nur beständig als den ersten und besten deiner Freunde. Du bist mir eben der unter den Meinigen. Vertraue mir Alles, ich wills dir auch thun." Doch verschweigt er ihm den wahren Anlaß zur Reise nach Langendorf, wo Molly eines Knaben genas. Als sich Bürger dann mit ihr verbunden hatte, weilte Georg bei ihnen in Göttingen, wo er Zeuge des Todes seiner Schwester wird. Diese Stunde hat die Freundschaft fester und fürs ganze Leben geknüpft. Die Erzählung Bürgers von seiner dritten Ehe hat ihn schaudern und weinen gemacht; er bittet den Freund, sich zu trösten und seinen Freunden zu erhalten. Georg machte den Feldzug an der Maas mit 1790—92, von dem er Bürger, der für politische Dinge, gleich seinem Freunde Goeckingk, steigendes Interesse gewann, treulich berichtet, und starb als Platzcommandant zu Münster im Jahre 1822.

Von Rothmann, dem Adressaten des vorliegenden Briefes, sagt Boie wohl mit Recht, daß er ein wackerer Mann sei, dessen schwächste Seite die poetische ist. Er nahm sich des jungen Leonhart freundlichst an, unterrichtete ihn und brachte ihn in gute Gesellschaft. Der Brief „von dem weltberühmten Bürger" that also gute Wirkung (Strodtmann, 2, 179), da ja Rothmann mit vom Handwerk war. Er hatte schon in früheren Jahren an Dieterich, den Verleger des Musen-Almanachs, eine Sammlung seiner lyrischen Muse übersendet, woraus aber nichts zur Verwendung kam. Jetzt da Bürger die Redaktion des Almanachs übernommen hatte, suchte Rothmann die neue Bekanntschaft zu nützen; in der That erschienen 1779 zwei Gedichte von ihm, S. 38 „Warnung" und S. 145 „Blödigkeit". Am 29. Oktober 1779 kam es zu persönlicher Begegnung zwischen beiden, indem der vorbei-

reisende Rothmann in Wölmershausen vorsprach. Er blieb bis zum folgenden Tage bei Bürger. — J. Rothmann lebte von 1752 bis zum 6. Juni 1811.

2. Auszüge aus Bürgers Briefen an Dieterich.
Mitgeteilt von August Sauer.

Aus Bürgers Briefwechsel mit seinem Verleger und Freunde Dieterich teilte zuerst Hoffmann von Fallersleben im ersten Bande der „Findlinge“ 1860 S. 277—288 drei vollständige Briefe und Auszüge aus 19 anderen Briefen mit, welche Strodtmann in seine Ausgabe aufnahm, wobei er nur den Irrtum beging, die aus undatierten Briefen mitgeteilten Bruchstücke an die unmittelbar vorausgehenden datierten ohne Trennungsstrich anzurücken. Strodtmann konnte außer 2 anderen in Zeitschriften publizierten Briefen noch eine große Anzahl anderer aus den Handschriften hinzufügen, womit dieser Briefwechsel aber keineswegs erschöpft ist. Was ich hier Dank dem liebenswürdigen Entgegenkommen der Herren Wilhelm Künzel und Otto August Schulz in Leipzig daraus mitteilen kann, ist auch nur der Rest einer größeren jetzt zersplitterten Sammlung. Und nicht alles, was Bürger in höchster Vertraulichkeit seinem nächsten Freunde und nur diesem zu schreiben wagte, verträgt das Licht der Öffentlichkeit. Nirgends ließ sich Bürger so ganz gehen wie in den Zuschriften an Dieterich, nirgend ließ er seiner Vorliebe für grobianisches Wesen so freien Lauf als in diesen hingewühlten Blättern, die er selbst vor den nächsten Freunden Dieterichs, wie vor Lichtenberg, verborgen wissen wollte. Aber eben deswegen, weil Bürger hier ganz ungezwungen und ungeschminkt alles heraussagt, geben diese Briefe ein höchst anschauliches Bild von seinem Leben und Treiben. Auch sonst sind die vorliegenden Auszüge nicht ohne Wert für uns. Sie ergänzen die unschätzbare Strodtmannische Sammlung in vielen Einzelheiten und füllen manche Lücken unseres Wissens in willkommener Weise aus. Durch einen umfangreichen Kommentar will ich die anspruchslosen Blätter nicht erdrücken. Zum leichteren Verständnisse sei nur bemerkt, daß die Nummern 1—5 auf die Sammlung der Bürgerischen Gedichte vom Jahre 1778, die er mit so vieler Liebe und Sorgfalt vorbereitete, sich beziehen, die Nummern 6, 7, 8 aber auf den Musenalmanach für das Jahr 1779. Die Sorge für den Almanach bildet auch in den späteren Jahren den Hauptinhalt der Briefe. Der undatierte Brief Nr. 11 gehört sicher in das Jahr 1781, auf das die Beschäftigung mit der Übersetzung von „Tausend und eine Nacht“ und mit der Bearbeitung von Rollenhagens „Froschmäuseler“ deutlich weist, wahrscheinlich in den Juni.

Nr. 17 bezieht sich auf die hexametrische Ilias-Übersetzung, welche Bürger in Goeckingks „Journal von und für Deutschland“ 1784 erscheinen ließ und welche Dieterich für das von Lichtenberg herausgegebene Göttingische Magazin in Anspruch nahm. Der letzte Brief Nr. 19 durfte deswegen nicht fehlen, weil er das einzige schriftliche Zeugnis des Verkehrs beider Männer aus den Jahren 1785—1790 ist und weil überhaupt nur 2 spätere Briefe Bürgers an Dieterich bis jetzt bekannt sind.

1.

W[öllmershausen], den 24ten März 1778.

Ich mus wohl heute meinen Brief schon schreiben, damit der Bote Morgen früh genug abtrollen kann. Hier ist der Bogen wieder! Ich laße mich gern von der Edeln Buchdruckerkunst, die du alter . . . . so sehr aus dem Grunde verstehst, belehren. Wie ich merke, will der Herr Sezer die Knittel über den Seiten nicht gern weglaßen. Meinethalben denn mögen sie stehn bleiben. Übrigens ist reine Simplicität die Generalregel und wenn die immer beobachtet wird, so treffen wir gut zusammen.

Wist Ihr denn wohl, wieviel Subscr. wir haben? — Wenn es wahr ist, daß Ihr an 350 und Behm 120 hat, so sind wir bald im 18ten Hundert. Ich muß nothwendig noch einige Hundert erwarten; weil ich von beträchtlichen Orten, wo ich gewis welche bekomme, noch nichts habe. Nun, du Tausendsasa! räsonire mir nichts mehr von den Autoren, oder der T . . soll dir in die Perükke fahren. Auf den Freitag, G. G. komme ich in eigner hoher Person und zanse dich. Denkt an, von dem drolligen Wundt in Heidelberg habe ich auch 23 Stück erhalten. Wenn nur kein Nachdruck in der Welt wäre, so wolten wir bald in Kutschen fahren, so aber wirds doch wohl beym Reiten auf dreibeinigen Philister-Pferden bleiben. — Die Cholik will ich bis nach der leipz. Messe aussezen. Sieh! Pursch, nun kan ich dich zwiebeln wie ich will. Wilst du nicht, was ich haben will, Pumps! so drohe ich, daß ich mich aufhängen wil. Dann wirst du . . . . Eh du das zugiebst, daß ich mich aufhänge, eher — thust du mir s. v. sonst was; und wenn du mich nicht 20 Louisd'ors in l'hombre gewinnen läßest, so hänge ich mich gleich auf. Schaffe EidexenPasteten, oder ich hänge mich auf! Auf den Freitag aber werde ich wohl nichts davon essen können. Indessen will ich dich den Sonnabend beschmarozen. Adies!

A. B.[1])

[1]) Die Unterschrift undeutlich.

Das müst Ihr keinem Schriftsteller und am wenigsten einem Dichter übel nehmen, wenn er bis auf den lezten Augenblick und unter der Presse sogar, noch an seinen Werken feilt. Es macht freilich dem Sezer ein bischen Scheererei, aber dem Herrn Verleger thuts Vortheil, wenn er die möglichste Volkommenheit zu Markte bringt. Indeßen wil ich soviel als möglich, das Mspt rein schicken.[1]) Unser Büchlein soll aber auch Otto heißen; und sich an Händen und Füßen gewaschen haben.

Apropos! Besorgt doch das Brieflein an Monsieur Himburg. Ich hab es offen gelassen, daß Ihrs lesen solt. Der meint .... solte Butter werden. Prosit die Malzeit! Ja wenn wir weiter keine Subscr. hätten als Monsieur Himburg. Verstecke dich Himburglein! Du bist nur ein kleines kleines Christlichtgen.

2.

W[öllmershausen], den 4. Apr. 1778.

Wart, du Tausend sa sa! — Hätt' ich dich, o wie wolt' ich dich! Was? Mir die Schuld in die Schuhe zu schütten, daß ich nun getrilt werde? Wie schön, daß ich des alten .... Briefe noch habe! Wie schön, daß ich den Lieut. Behm zum Zeugen habe, daß er selbst bekennen muste, als ich ihm den ersten Bogen Mspt gab: das Papier werde nun erst ankommen. Wie lange vorher war ich schon zum Anfange bereit! Steck nur deine Nase in die ...... Briefe, du Tausendsasa! Da wirst du alles finden, du Tropeter ......! Was gehts dich an, wenn ich noch eins und das andere am Mspt in Ordnung zu bringen habe? Genug, wenn es nur immer promt vor den Sezer könt, wie es verlangt wird. Ach! hätt' ich nur weiter keine Schererei, als die Autorschaft, so wolten wir in 14 Tagen mit noch einem Bande zu Markte ziehen. Aber eine Nacht bei diesem, die andere Nacht bei jenem Kranken wachen, mit Doctoren conferiren, dabei Amts- und Familien Schmierereien, das einem die Fäuste lahm werden möchten, das trilt Einen, wie einen Kreisel herum. Und dennoch plaudere ich mit dir so viel unnüzes Zeug, du alter ....? Das macht aber nichts anders, als weil ich dich seit der letzten L'hombrestripserei so sehr in Affection genommen habe. Ah! du bist ein scharmanter Verleger. Sieh, nun wil ich mich auch noch nicht aufhängen. Bei den jetzigen schönen Sommertagen könte sich der Herr wol auf einen Klepper schwingen und anderweite 3 Louisdore heraus bringen. Denn ich möchte mir gern zu dem Sattel eine Waldrappe kaufen.

---

[1]) Bis hieher ist die Nachschrift gedruckt in den Findlingen 1, 283 und bei Strodtmann 2, 259.

Meine Frau, um von der doch auch was zu erwähnen, läst schöne grüßen, und Ihr soltet doch ein bischen aussaugen helfen. Um Flott zum Caffé brauch' ich jetzt Gottlob! nicht verlegen zu seyn. — Die Christel könt Ihr meiner Zärtlichkeit versichern, gleicher gestalt auch die Louise und die Friederike und alle Eure Gebornen und Ungebornen; denn ich glaube, Ihr fangt nächstens noch einmal wieder Unfug in der Haushaltung an. Adies!

Verbleibe Euer gnädiger, wohlaffectionirter Autor

GAB.

Wist Ihr nichts von Mathiens Auction?

N.S. Die Bogen sehen, trotzdem, was sie bei dem zu frühen Pressen gelitten haben, dennoch lieblich aus. Aber, liebster Dietrich, bald werde ich mit Euch auch um die Kupfer anfangen zu heulen und zu wehklagen. Vor ein Paar Tagen erhalte ich einen Brief von meinem Freunde, dem D. Biester, der Sekretär beim Minister von Zedliz ist, aus Berlin vom 6ten v. M. datirt, worin er mir die tröstliche Nachricht giebt, daß Herr Chodowiecky, damals noch nicht einmal angefangen gehabt, an unsern Kupfern zu arbeiten; und mir daher untern Fus giebt, ihn zu bombardiren, was das Zeug halten wolte. Ich hätte Euch das durch einen Expressen wissen lassen, wenn Ihr mir nicht seitdem gesagt hättet, daß wieder eine Bombe abgefertigt wäre. Werden wir nicht mit der Messe fertig, so besalvaveniar ich mich von unten bis oben. Wir armen Teufel! Was wollen wir dann anfangen? Mit der Post die Exemplare zu verschicken ist eine verfluchte Sache; und bis zur Michaelismesse zu warten, ist eben so verflucht. Da möchte das Publikum mistrauisch werden. Dann ist guter Rath theuer.

O weh uns armen Korydonen!

Beikommenden Brief bitte zu besorgen.

Apropos! Wenn uns ja HE. Chodowiecky den tröstlichen Streich spielte, ginge es dann nicht an, die Exemplare durch Mesgelegenheit zu verschicken und jedem ein gedrucktes Avertissement bei zufügen, daß die Kupfer durch die Post nach folgen sollen? Das machte zwar die nehmliche Schererei, aber doch nicht so viel Porto, als wenn man die Exemplare auch durch die Post verschicken soll.

In der Angst meines Herzens, hab' ich noch einmal an Chodowiecky geschrieben. Ihr könt 's nun halten wie Ihr wolt. Das Brieflein entweder abschicken, oder . . . . Hier ist es!

4.

W[öllmershausen], den 6. Apr. 1778.

Da, Bursche, ist neues Mspt. Du wilst mich aber nur kuranzen. Denn das neuliche ist gewis noch nicht alle. Wenneher mus wieder frisches da seyn? Bald werd' ich den lezten ganzen Bettel schicken. Ich werde ohnehin nicht viel mehr als 20 Bogen Gedichte nehmen können. Vorrede, Verzeichnis und Subscribentenspectakel nimt gewis an die 3 bis 6 Bogen ein. Was übrig bleibt wird deinem .... Almanach gut thun. Hänge dich nur immer auf, Trompeter! Dann geh' ich zu einem andern Verleger. Wenn ich mich aber aufhänge, so freß' ich erst die andere Halbscheid vom Mspt auf. Wer ...... den andern mit dem aufhängen am ärgsten? Ich sag's noch einmal schickt mir die Subscr. bald, denn es ist hohe Zeit das Verzeichnis, wozu gewis 14 Tage erfordert werden, in Ordnung zu bringen. Es sind bei mir seit einigen Tagen wieder nahe an 100 eingelaufen.

Die Frau Gevatterin und Pathe grüßt, küst u. s. w.

Adies GAB.

5.

W[öllmershausen], den 28. April 1778.

[1]) Ich habe die Kupfer bezeichnet. Das eine, welches unbezeichnet geblieben ist, gehöret vor den Bruder Graurock und die Pilgerin, welche schon drinnen[2]), aber noch nicht abgedruckt ist. HE. Stöcker wird schon wißen zu welcher Seite es kommen wird. Denn Er kan das besser überschlagen als ich.

Das Mspt soll mit Sonnabend vollends bey Ihnen seyn. Aber Freund! Freund! warum schreiben Sie so engen Platz vor? Zwey Bogen Gedichte müssen es außer dem, was schon drin ist, schlechterdings noch werden. Die Vorrede kan nicht weniger als 1 Bogen einnehmen. Nur das Subscrib. Verzeichniß nahe an 2000!!!! Denkt Ihr das auf 3 Bogen zu bringen? Schlechterdings ohnmöglich! Hättet Ihr mir den Papier-Flaus nur eher entdeckt, so hätte ich mich anders eingerichtet, und ein oder andres minder beträchtliches Gedicht weggelaßen, nun aber muß ich wahrhaftig einige meiner stattlichsten zu Hause laßen Oh! Oh! Oh! Morgen ein mehreres! Ich wünschte gern HE. Lichtenbergs ausführlichere Meinung über die Kupfer zu hören. Adio! GAB.

[1]) Der vorausgehende Absatz ist Findlinge 1, 283 und Strodtmann 2, 277 ungenau abgedruckt Z. 1 lies: Eil 3 wollen 5 AllongenPerüque 10 mancher vielleicht nunmehro.

[2]) d. h. in Göttingen.

6.

W[öllmershausen], den 17. August 1778.

Da ist wieder ein Tröpfchen Mspt. Nun habe ich die Ehre und das Vergnügen, zu berichten, daß ich am Ende und der Verzweifelung nahe bin. Ihr könt annehmen, daß ich die meisten der bis hieher abgedruckten Stücke, so gut als selbst gemacht habe. Aber aus dem übrigen allerweltsteufelszeuge läst sich nicht einmal was machen. Indessen wil ich sehen, daß ich diese Woche noch einen oder 2 Bogen zusammen stoppele. Daran mögt ihr bis zu meiner Wiederkunft von Hannover[1], die auf den 29ten dieses fallen wird, kauen. Ich bin jetzt so allenthalben geschoren, daß ich selbst wenig oder nichts zu Markte bringen kan. Wenn der Alm. nicht das scandalenseste Ding von der Welt werden soll; so zweifele ich beinahe, daß er zur Messe fertig werden kan. Über 10 Bogen ist ohnehin auf keinen Fall Rechnung zu machen.

Aber — nach und nach hätte ich schier Lust im Ernste böse zu werden. Nicht einmal meine Schwester die Amtsprocuratorin Müllner in Langendorf bei Weissenfels hat ihre Exemplare bekommen. Sie schreibt mir einen sehr empfindlichen Brief: daß ihre Subscribenten Ursache haben zu glauben, wie entweder sie, oder ich ihr verehrter Herr Bruder das schon praenumerirte Geld untergeschlagen hätten. Was soll man endlich dazu sagen? In allen Buchläden sind Exemplare zu haben. Nur die Subscribenten, die armen Subscribenten! die guten Tröpfe, denen wir das Beste zu danken haben, die zuerst befriedigt hätten werden sollen, müssen noch darnach seufzen. Ein andermal werden sie uns was . . . . ., und ich muß mich schämen, nur jemals auf Subscription wieder was anzukündigen. Mit jedem Posttage fürchte ich mich vor Unlust.

Künftigen Sonnabend oder Sontag denke ich bei Ihnen abzutreten, wenn Sie mich bis zum Montage, da ich mit der Post nach Hannover abzugehen gedenke, beherbergen können und wollen. Bis dahin verspare ich den zweiten Theil meines Textes; und beharre in meinem Grimme. GAB.

Ich höre und sehe ja noch keinen Beitrag von Kästner. Sprecht ihn doch fein demüthig darum an. Last ja immer so weitläufig, wie möglich, drucken.

[1]) Aus der geplanten Reise nach Hannover wurde nichts, vgl. Strodtmann 2, 296.

7.

W[öllmershausen], den 15. Septbr 1778.

Mein lieber Dietrich!

Mit Kummer und Noth mus ich mitten unter tausenderlei Spectakel beikommenden Transport von Mspt zusammen packen. Das sol mir mal ein Andrer nach thun! Vom Protokol zu Versen! Von Versen zum Protokol! Wenn kein Mensch . . . und Friedrich zusammen reimen kan; so kan ichs; weil ich nur leider! mus. Last sogleich das Mspt. überschlagen, wie viel es aus macht; damit ich vollends binnen hier und Donnerstag den Rest zusammen mache. Denn es kommen noch einige Stückleins von meiner Wenigkeit. Ihr werft mir vor, daß so wenig von mir komme? Als wenn unter Jedem Stück von mir mein Name stehen müste! Als wenn ich nicht drei Viertheile des Almanachs so gut, als selbst gemacht hätte! Was thut der Namen, wenn nur die Sachen gut sind? Adio.

In höchster Eile! GAB.

Das Almanächle sol, denke ich, doch so klaatrig nicht ausfallen, als ich Anfangs fürchtete. Die beigehenden Melodieen last von D. Weiß prüfen: Ob sie des Aufnehmens wehrt sind. Ich bitte mir fordersamst alle Aushängebogen von Anfang aus, damit ich den Index der Druckfehler machen könne.

8.

W[öllmershausen], den 19. Septbr. 1778.

Da, Monsieur Verleger, hat Er den letzten Transport von Gedichten, samt der Vorrede! Und nun lass' Er mich ungeschoren und . . . . Ich hab' Ihm noch zu guter lezt ein Stücklein[1]) gemacht, das sich gewaschen hat, und alle Versäumnis wiedereinbringt. Er mag sich hie und da darin spiegeln und in Acht nehmen, daß es Ihm Madam Fortuna nicht eben so mache, als in der Strofe, die sich anfängt: Fuselbrenner etc.[2]) gelehrt wird; eben so, als wir uns in Acht nehmen, daß auf uns nicht zutreffen die Worte: Viel Poeten aber sind ihre Affen etc. L'hombre aber spiele ich nun mein Tage nichte wieder. Denn nachdem ich Fortunen so ausgehunzt habe, möcht es mir nächst dem Sattel, den Flox selbst kosten. Das Register kan der Herr drinnen durch Jemand verfertigen lassen! Ein Verzeichnis der Drukfeler, so weit ich die Bogen habe,

[1]) Fortunens Pranger.

[2]) Zuerst: Brandweinsbrenner etc.

erfolgt hierneben. Dieses ist hinten anzuhängen und, weil doch keine Zeit seyn wird, mir die übrigen Bogen erst herauszuschicken, so mag der Herr Korrector das Verzeichnis weiter fort führen. Aber hübsch accurat! Fürs erste hätten wir nun ja weiter nichts zu erinnern. Künftigen Mittewochen komme ich nach Göttingen und esse vielleicht Mittags[1]) bei Euch. Aber ohne alle Komplimonien und Cörimente!

Adies! GAB.

Wo in mein Gedicht und meine Vorrede Drukfehler kommen, so sol euch der T— — holen.

Weil so eben heut den 18ten unvermutet Gelegenheit nach der Stadt geht, kan ich das DruckfelerVerzeichnis nicht schicken; aber Morgen!

9.

W[öllmershausen] den 1. Novbr. 1779.

Monsieur Dietrich

Wenn mich noch ein Mensch manchmal von Herzen zu lachen macht, so ist Ers; sonderlich wenn Er Seine Calenderklage anstimt. Ich mögte wol wissen, was mein letzter Brief für Merkwürdigkeiten enthalten hätte, daß Er ihn aufheben, und mich zu seiner Zeit damit aufs Maul schlagen wil. O du alberner Hans Peter! Wart, ich wil dir schon Ordre zum Aufheben schreiben. Verstehst du mich, lockerer Zeisig? —

Um indessen dem alten Bär allen Anlas zum Brummen zu benehmen, so sey Ihm hiermit kund und zu wissen, daß der M. A. auf 1781, bis Ostern 1780 fertig seyn sol. Gleich in continenti kan mit dem Druk angefangen werden. Und wenn Ers verlangt, Monsieur, so sol alle Monat einer fertig seyn, so daß Er auf 12 Jahre versorgt ist. Dann wird Er ja doch einmal zufrieden seyn. HE. P. Lichtenberg wil ich bitten, daß er's eben so macht, damit das alte Kind aufhören mus, zu nökern.

Vorige Woche besuchte mich ein Lieut. Rothman aus Münster, der sagte: daß Herr Dietrich sich in Münster wenigstens um 150 Exemplare dadurch Schaden thäte, daß seine Calender schon so früh und nicht erst am Schlus des Jahres erschienen. Er erklärte mir das Ding auch ganz natürlich.

Durch eben diesen Rothman hat mir Pfeffel einige recht aller-

[1]) „Mittags" nachträglich am Rande eingefügt.

liebste Beiträge zum künftigen Alm. zustellen und sich bestens entschuldigen lassen, daß er sich zum diesjährigen verspätet habe.[1])

Diejenigen die wirklich dies Jahr Beiträge im Alm. haben und ihre Namen genannt, müssen wol billig ein Exemplar sowol von dem MusenAlm. als dem TaschenCalender und zwar gebunden, weil sie ja doch sonst kein Honorar bekommen, haben. Bei den Übrigen die ich aufs künftige begrüßen wil, ist ein ungebundener M.A. hinlänglich. Ich wil euch nächstens eine Partie Briefe zusenden, die Ihr dann weiter besorgen möget.

Den dicken Amtman Schensler zur Wittmarshof und meine Wenigkeit solt Ihr als Subscr. auf das Lichtenbergsche Journal mit anzeichnen.

Wenn das 4te Heft der physiognomischen Reisen vorhanden ist, so schickt mirs auf meine Rechnung. Sind die neuen Meßwaaren schon da?

Lebwol alter Brumbär und[2])

10.

A[ppenrode] den 10ten Aug. 1780.

Ach! wie wird der alte Sadrach, Königl. und Churf. Universitäts Buchhändler und Buchdrucker in Göttingen fluchen und sacramentiren, daß heute das Mspt. noch nicht komt, das schon am Dienstage kommen solte! Gut, daß ich in meinem Appenrödischen Schlupfwinkel nichts davon höre. Und wenn Er mir seine Flüche etwa schreiben will, so kan er sie nur mit roter Tinte schreiben, daß ich sie ungelesen lasse. Verfahre nur gnädig und barmherzig mit mir, liebes altes Männchen! Sonst wärme ich auch die bewuste Ananas wieder auf, die neulich so herlich schmeckte. Aber im Ernst, diese Woche ist der Teufel ganz wieder losgewesen. Ich habe noch etwas unter meinem berühmten Namen in der Mache, das ich gern hinaus haben wolte.[3]) Und — außer diesem sinds ja noch **Sieben** volle Wochen bis zur Messe. Also halt's Maul, Brumbär!

Gottlob! daß nur L[ichtenbergs] Buch wieder ze Ganze [?] ist! Ich solte wol an ihn schreiben und mich entschuldigen; aber

---

[1]) Der Musenalmanach auf 1780 enthält von Pfeffel nur ein Gedicht: „Epistel an Phöbe“ S. 2, das also damals schon längst abgedruckt gewesen sein muß; der Musenalmanach auf 1781 enthält 6 Gedichte von ihm.

[2]) Obscöne Zeichnung mit der Umschrift: Sapere aude.

[3]) Der Musenalmanach auf 1780 enthält kein größeres Gedicht von Bürger.

so sehr ich mich auch krümme und winde, so wil mir doch nichts gescheidtes abgehn. Also legt das Büchlein nur in aller Stille unter L[ichtenbergs] andre Bücher. Wir wollen ihm nachher weiß machen, er hätte es schon vor einem halben Jahre wieder bekommen.

Die Assignation und Brief an R. erfolgt angeschlossen. Schreibt doch bald einen andern Brief und gebt ihn directe an R. auf die Post; die assignation aber versteht sich an mich. Machts aber recht dringend, und sagt, ich fräße Euch die Ohren bald vom Kopfe. Sobald ich nun weiß, daß der tröstliche Vorläufer bei R. eingegangen ist, will ich denn mit dem Nachläufer mich auch bei ihm einstellen.

Es ist vor nicht gar langer Zeit ein Buch. Von den Krankheiten der Haut herausgekommen. Des Verfassers Namen ist mir entfallen. Habt Ihrs, so schickt mirs doch mit heraus . . . . .

Adio! GAB.

Ist der Weygandische Alm. der deutschen Musen 1780. nicht da?

11.

[Undatiert. Mit Bleistift geschrieben].

Moßje Dietrich

Schönen großen Dank für das rauchende, riechende, bleierne und ziemlich stumpfschneidende Meßpräsent. Wofern er mir aber nicht fordersamst mit ein Tausend Stück der allerbesten Hamburger Schreibfedern und einigen Ballen des lieblichsten Schreibpapiers gehorsamst aufwartet, so werde ich Tausend und eine Nacht mit der Bleifeder auf Hobelspänen geschrieben liefern. Da auch das schöne wolriechende Siegellack zu Ende geht, so wird man sich genötigt sehen die nächst künftigen Briefe an Euer Excellenz in der Geheimen Cammer Canzlei wohin die Thür linker Hand im Winkel führet versiegeln zu lassen, wofern Derselbe nicht gleichergestalt mit einigen Centnern Siegellacks . . . . . gehorsamst wieder aufwartet.

Uebrigens kömt sichs ja das Gott erbarme! nach Göttingen, wenn man nicht so viel Geld hat, um nur das Trinkgeld zu bezahlen, geschweige denn in die Comödie zu gehn, oder einen Block l'hombre zu spielen. Wie bei so einer dürren saft- und kraftlosen Zeit Tausend und eine Nacht gedeihen werde, das mag der Himmel wissen. Der Froschmäuseler erfordert nun vollends, wie ein guter Theil seiner Helden, viel Feuchtigkeit, also hat Mosje Dietrich nicht zu besorgen, daß der ihm vorgezogen werde.

Einliegender Brief an Fr. Prof. Baldinger![1])

Adio! Unsere allerseitigen Grüße sowol an die dortigen Hausgenossen als Gäste!

Das Sächsische Mädel nicht zu vergessen!

GAB.

12.

A[ppenrode] d. 14. Junii 1782 spät Abends nach meiner Zuhausekunft von einem Spaziergange um die Welt.

Wenn ich wüste, Signor, daß Er mir 100 Louisd'or einzuhändigen hätte, so wolte ich Seinen Befehl wol heut Abend noch respectiren. Aber dergleichen ist es nicht, sonst wär' ich ja wol schon gestern citiret worden. Gestern scheint also das notwendige, was Er mit mir zu sprechen haben will, noch nicht geboren gewesen zu seyn. Mithin muß mein Schnupfen entweder außerordentlich stark seyn, oder ich rieche, troz der geheimnisreichen Miene des Briefes, dennoch den ganzen Braten. Zuverläßig ist irgend ein wandernder Handwerks-Geselle eingetroffen, mit welchem ich mich beriechen soll. Weil Er nun weiß, daß in dergleichen Begebenheiten eben keine besonders scharfen Stacheln, mich aus meinem Neste aufzupurren, zu liegen pflegen, so will Er mich nur mit der geheimnisvollen Miene locken. Sey Ihm aber der Himmel gnädig, wenns nicht der Mühe wehrt ist, was Er mir zu sagen, oder zu zeigen hat! Denn so sehr mich auch verlanget, Sein Antliz einmal wieder zu sehen und alle Seine Abentheuer, die Er seit Jubilate bestanden hat, zu vernehmen, so incommodirt mich dennoch das Kommen morgen und übermorgen nicht wenig. Weil ich indessen seit einigen Tagen alle Morgen um 4 Uhr auszugehen und mich in der Garte ohnweit Diemarden zu baden pflege, mithin beinahe die Hälfte Weges nach Göttingen ohnehin mache, so dürfte mirs wohl gelüsten, Morgen oder Uebermorgen vollends bis nach Göttingen hinein zu schleichen. Er kann sich also nur hübsch auf grüne Erbsen, Spargel, junge Wurzeln u. d. gl. schicken, damit wenn etwa meine Neugierde nicht befriedigt werden solte, doch mein Magen nicht drunter leiden möge.

Wornach man sich zu achten und uns mit dem Hut unterm Arm auf der Haustreppe gebührend zu erwarten und zu empfangen hat!

GAB.

---

[1]) An Frau Professor Baldinger ist bis jetzt nur ein Brief Bürgers, vom 16. Juni 1781, bekannt, W. G. Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf das Jahr 1825, Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 1, 261 f.

Zum Theil entschließe ich mich um deßwillen zukommen, damit Er mir nicht wieder vorwirft, daß er Sein Botenlohn umsonst ausgegeben hat.

13.

A[ppenrode] d. 17. Apr. 1783.

Männchen, so einen rauhen bestialischen Wind, als gestern und noch diesen Vormittag herrschte, kann meine Schwachheit nicht ertragen. Sollte sich die Unfreundlichkeit der Witterung diesen Nachmittag oder Morgen Vormittag noch legen, so komme ich, um dich dagegen auf das Fest mithieher zu nehmen. Doch du mußt auf alle Fälle die Wallfarth auf die Gleichen am 1ten Ostertage mit unternehmen, wie du es ja auch schon versprochen hast.

Übrigens bist du wohl nicht klug, wenn du glaubst, daß mir M. Pr. 300 rh. schickt. Hast dich verkuckt, mein Herzchen. Denn es ist eben das Geld von Willhelmi in Hannover, worauf mir Msr. Baaer Assignation gegeben. Hast Hann für Hamburg gehalten. Wollte nur es wäre wahr. Meine Liebesmeriten wären noch wohl 300 rh. wehrt.

Meine Frau und Leute schwören Stein und Bein, daß du nicht nur immer alle alte Bouteillen wiederbekommen hast, sondern auch die letzten male von hier aus immer Bouteillen zu Wein hineingeschickt worden wären. Also lärme und handthiere nur nicht weiter. Oder vielmehr Lyra Köler lärme und handthiere nicht weiter. Wie viel fehlen Bouteillen, die du nicht wiedergekriegt haben willst? Sag her! Ich will sie stracks baar bezahlen. Denn ich habe 300 rh. in der Tasche und bin also, so lange als es währt, impertinent. Mit einem Menschen, der 300 rh. im Sacke hat, muß man säuberlich und höflich umgehn. Versteht Er das, Monsieur? Nur nicht viel Flausen gemacht, oder Er kriegt den Geldbeutel an den Kopf.

Adelungs Magazin behalte ich. Denn ich habe das erste Stück ja auch schon. Auch ferner will ichs halten. Denn der Adelung ist wahrlich keine Katze. Dennoch eben will ich auch gegen ihn zu Felde. Da will ich mich aber besser rüsten, als seine bisherigen Gegner, die in ihren kurzen Nachtjäckchen gegen den geharnischten Mann aufgetreten sind.[1])

Adio! Komme ich nicht hinein so antworte ich Lichtenberg künftigen Sonnabend. GAB.

---

[1]) Dieser Absatz ist ungenau abgedruckt Findlinge 1, 287, Strodtmann 3, 112.

14.

A[ppenrode] d. 12. Mai 83.

Männchen, warum schreibst du denn so pazzig? Kann ich denn etwas für . . . ., mit welchem sich weder Cabeljau noch Hummer angeln lassen? Gieb dich indessen nur zu frieden! So lange durch deines getreuen Bruders schönen Angelbißen noch etwas zu erobern steht, so lange sollst du dein Portiönchen davon haben. Es erfolgt also dabei ein Hummer, welchen Du Dir wohl schmecken laßen mögest, ehe er verdirbt. Hättest getrost schon gestern die Kiste aufmachen und nach Belieben herausnehmen mögen. Kannst es auch künftig thun. Meinst du denn, daß ich dir es nicht eben so gern als mir selbst gönne? Meinst du nicht, daß ich mich auch zu sacrifiziren im Stande bin? Mußt auch übrigens nicht denken, daß ich ein Lumpenhund bin, der sich aus einem Botenlohn was macht. Gestern war ich nicht zuhause und konnte also meine Schuldigkeit nicht beobachten. Hier aber ist ein halber rh. für den gestrigen Boten.

Wenn du übrigens bald Mspt zum M. A. haben willst, so müßten die Beiträge erst dicker, als bisher einlaufen. Alle unsere Matadors sind noch zurück.

Sobald ich kann, besuche ich dich. Du hast aber auch eben so nahe zu mir, als ich zu dir.

Mit der elenden Paaerschen Assignation von 250 rh. hab ich Ärger genug erlebt. Wenn mir der liebe Gott nicht ohne das beistünde, so wäre ich auf gutem Wege, zum Hundsvott zu werden.

Adio, liebes Männchen! GAB.

15.

A[ppenrode] d. 13. Septbr. 1783.

Liebes Männchen

Zuvörderst danke ich dir für das wohlverdiente Lob in puncto des Worthaltens, das du mir gestern in so zärtlichen Ausdrücken beigelegt hast. Hiernächst bitte ich dich, liebes Goldmännchen, du wollest mir beikommende Geburtstags Reimerey auf einen hübschen Band con gusto abdrucken laßen, und zwar so daß man ihn unten und oben beschleifft, wie ein Ordensband vor einen bretternen Busen heften könne. Aber, liebes süßes Männchen, Morgen Vormittag muß ich die Herrlichkeit entweder hier haben, oder sie muß gar nachbleiben.

Denn Mittag muß ich ihn mit nach Sennickerode[1]) nehmen, wo eine große Geburtstags Gala seyn wird. Auf Papier mußt du mir denn wohl auch für die hochansehnlichen Gäste ein 50 bis 60 Stück abdrucken laßen. Mein Bote soll zu diesem Behuf über Nacht in Göttingen bleiben. Hörst Du, Morgen Vormittag, oder gar nicht! Ich sollte aber denken, der Quark wäre in ein Paar Stunden fertig.

Für den leeren Raum des lezten Almanachbogens erfolgen hier noch ein Paar Gedichte. Sie können entweder beide genommen werden, wenn der Platz hinreicht, oder auch nur eins, mit Epigrammen beschwänzt, deren vielleicht noch Vorrath da ist. Die Calender Cantate aber muß auf alle Fälle das letzte Stück bleiben.[2]) Halt es nun mit dem leeren Raum, wie du willst. Daß mir keine Druckfehler passieren, wenn ich die Revision nicht bekomme, auch auf dem Bande nicht. Ich habe daher so deutlich wie im Kupfer gestochen geschrieben.

Noch eins! Mir deucht Sgr. Münter ließ sich neulich verlauten, mich heut oder morgen besuchen zu wollen. Gieb ihm doch zu verstehen, daß ers bleiben läßt, weil ich nicht zu Hause bin. Wenn er übrigens einen andern Tag kömmt, so muß er nur auf kein Nachtquartier rechnen, denn ich habe das ganze Haus voll.

Schönen Dank auch für die Weintrauben in der neuen Schachtel, womit du mein Worthalten so zärtlich belohnest. Adio, Goldkäferchen!

GAB.

16.

A[ppenrode], den 6. Novbr. 83.

Liebes Männchen!

Weil ehegestern früh noch alles bei Euch im tiefen Schlafe lag, als ich von dannen marschirte, so muß ich meinen herzlichen Dank für gütige Bewirthung hiermit schrifftlich abstatten. Ob ich gleich nichts

---

[1]) In Sennickerode lebte als Licent-Commissar der Hauptmann a. D. Th. L. A. H. v. Uslar; für dessen Gattin war das Gedicht offenbar bestimmt. Es wurde auch gedruckt (denn Bürger bedankt sich am 17. September bei Dieterich „für die schöne Besorgung der Geburtstagsgeschichte“ Strodtmann 3, 121), ist aber nicht bekannt geworden. Das Jahr vorher hatte er aus gleichem Anlaß die „Abfertigung an meine Frau, welche an dem höchsterfreulichen Geburtsfeste der gnädigen Frau Luise Wilhelmine v. Uslar geborne v. Westerhagen ein Gedicht verlangte von meiner Wenigkeit“ (Gedichte, herausgegeben von Sauer Nr. 159) gedichtet.

[2]) Die „Tusch-Cantate“, welche bald Bürger selbst, bald Lichtenberg zugeschrieben wird, bildet den Schluß des Musenalmanachs auf 1784 S. 209. Voran gehen auf Bogen N S. 203 „Reiselied eines Frohen. Parodie eines Gassenliedes“, unterzeichnet D. Schm., S. 206 ein längeres Lied „An die Mädchen 1783“, unterzeichnet P**, beide von unbekanntem Verfasser und drei Epigramme (von v. Einem, Kloentrup und L. E. v. Schenk).

erst gefrühstückt hatte, so ging der Marsch doch durch die kalte Nebelluft gut von Statten. Zur Vorsorge hatte ich indeßen die noch übrigen Borstorfer Äpfel zu mir gesteckt und als neben der Sonne gerade der Becker seine warmen Semmeln auslegte, so kauffte ich mir deren für 4 ₰ mit welcher Verproviantirung ich denn in Zeit von 1½ Stunden glücklich nach Appenrode gelangte, und meine Frau noch beim Caffée und Frühstück antraf. So werde ichs künftig immer machen, wenn ich besorge, daß ich mich von den Annehmlichkeiten deines Hauses über die Zeit aufhalten laßen mögte. Ohne Abschied fort, wie die Katze vom Taubenschlage! Dafür will ich aber auch von nun an desto öfter kommen. . . . . Adio! Behalt mich lieb meinen Gruß den deinigen GAB.

17.

A[ppenrode], d. 2ten Jan. 1784.

Erstlich prosit das Neue Jahr! Hiernächst kund und zu wißen, daß mich deine Bämmeley beinahe im Ernste verdrießen muß. Ich leugne gar nicht, daß das Goeckingk gethane Versprechen in der Übereilung geschehen ist, daß michs nachher gereuet hat, und daß ich selbst wünschte, davon loßkommen zu können. Aber daß du mir nun, da ich mich durch Zurückziehung meines Worts nicht prostituiren laßen, mir keine übele Nachrede zuziehen will, in einem so tragischen Ton Vorwürfe machst, das ist doch gar vor Gott und der Welt nicht zu verantworten. Meinst du denn, Goeckingk sey so ein Kloß, daß er nicht offenbar merken sollte, wenn ich leere Ausflüchte machte, mich von ihm loswickelte und nachher fein herrlich in dem Magazin mit meiner Arbeit aufträte? Sage mir doch um Gotteswillen eine vernünftige stichhaltende Ausflucht! Ich soll nun sagen: Ich hätte Dir ein für alle mal, alles was ich nur irgend ausheckte, für das Magazin versprochen? Und gleichwohl wäre mir das gar nicht eingefallen, als ich mich von ihm übertöpeln ließ? Wie kannst du denken, daß sich nur ein halbvernünftiger Mensch mit solch einer Ausflucht begnügen werde? Die ganze Sünde, die ich an dir begangen zu haben zugebe, ist die, daß ich mich in der Übereilung zu diesem Versprechen hinreißen laßen. Hast du aber dergleichen Böcke in deinem ganzen Leben noch gar nicht geschlachtet? Oder ist es ein Bubenstück, worüber ein billiger Mensch Ach und Weh ausrufen mag? Ich dächte doch, dir könnte ich wohl von Gott und Rechtswegen soviel Kenntniß meines Herzens zutrauen, um mich von vorsätzlicher Hintansetzung deiner Freundschaft freizusprechen. Daß ich aber nunmehr die Übereilung eines ehrlichen Kerls durch vorsätzliche Fickfackerey eines — wieder

gut machen soll, ist doch wahrhaftig ein unbilliges unüberlegtes Verlangen, oder mein ganzer Verstand, mein ganzes Herz müßten mich betriegen. — Überdem entgeht dir im Grunde nichts damit, daß ich dort die Proben eines Werks aushänge, das ich hernach in der besondern vollendeten Gestalt nie einem andern, als dir, zu geben willens gewesen bin. In der That hatte ich niemals die geringste Ahndung davon, daß es Lichtenberg als etwas für das Magazin ansehen würde. Überdem da das Magazin so langsam herauskommt, so wären wenigstens 6 bis 8 Jahre hingegangen, ehe ich mit meiner Aushängerey fertig geworden und endlich zu der eigenen Ausgabe gelangt wäre. Das knanserude Publikum beschwehrt sich ja immer so mächtig über die vermehrten und verbesserten Auflagen; gleichwohl findet auch der Beste beständig an sich zu bauen und zu bessern. Wie soll mans denn allso machen? Die erste Ausgabe in einem Journal macht dem Publikum keine besondern Kosten. Ein Nachdruck ist nicht zu befürchten, weil man weiß, daß sogleich eine eigene verbesserte Auflage nachfolgen wird. Ich hoffe du wirst dieser gegründeten Vorstellung in deinem verkehrten Sinne Eingang gestatten und in deinem tragischen Tone nicht weiter gegen mich fort declamiren.

[Hier folgt mit neuem Absatz die bei Strodtmann 3, 122 abgedruckte Stelle; dann fährt der Brief fort:]

Was ich dir aber bisher auf Rechnung noch schuldig bleibe, das mußt du einstweilen noch creditiren, bis ich dies auf andere Weise abverdient habe, welches mit Gottes Hülfe nicht lange anstehen soll. Denn meinem Herzen wird nun wohl und leicht und ich fühle, daß ich schon seit 2 Tagen ein ganz anderer Mensch geworden bin.

Überleg alles wohl und laß uns bei unserer nächsten Zusammenkunft eine gewisse zuverläßige Verabredung nehmen. Ich will vorläufig auch einmal an Heynen schreiben und mich ihm empfelen. Denn mein unveränderlicher Plan ist nun mich nie um ein Civilamt wieder zu bewerben, sondern mich ganz dem akademischen Leben zu widmen.

Laß mir doch meine Rechnung bei Gelegenheit abschließen, daß ich weiß, wieviel ich dir schuldig bin.

Ich höre L. will auch einen Luftball öffentlich steigen laßen. Wann wird das geschehen?

Leb wohl, ewig der Deinige GAB.

N.S. Dem Extractum Protocolli, worin meine Erklärung enthalten ist, und das Commißionsdecret darauf muß ich heute wiederhaben, weil ich es künftigen Montag nach Bißendorf schicken will. Übrigens kannst du auch Lichtenberg den Plunder lesen laßen. Adio.

18.

G[elliehausen] d. 3. Mai 1784.

Der Teufel ist gestern mit allen Solennitäten bei mir ausgetrieben. — Ich dachte, du hättest meine Pferde gar behalten wollen, weil sie so spät wieder kamen. Deine armen Junggesellen mögen die Tour ziemlich empfunden haben. Meine mannbaren Jungfern konntens eher aushalten, wiewohl sie doch auch mächtig müde sind.

Sag Lichtenberg, es hätte sich mir eine Gelegenheit zu Unterbringung seines Mädchens angeboten, die nicht übel zu seyn scheine. Es ist in Bremke in einem hessischen Hause, welches unter Amtmann Scheuflers Jurisdiction steht. Die Besitzerin ist blos eine bejahrte aber noch rüstige Wittwe, welche durch nichts behindert wird, sich gänzlich der Wartung des Mädchens zu widmen. Sie soll in ihrem Hause eine ganz hübsche Stube und auch ordentliche reine Betten haben. Die Kosten dürften hier auch ganz leidlich seyn. Vorläufig aber muß ich sagen, daß hier — wie indessen auch überall — die gehörigen Brüche für die poetische Freiheit an die Obrigkeit erlegt werden müssen, die an und für sich, excl. der Amtssporteln, im Hessischen soviel ich weiß 10 Cammer Gulden, der Cammer fl. zu 21 gr., betragen. Sollte sich nun keine andere und bessere Gelegenheit hervorthun, so erbitte ich mir Nachricht, ob ich, und wie ich das weitere besorgen soll.

[Darauf folgt der bei Strodtmann 3, 139 gedruckte Absatz. Z. 2 lies „wollest“].

Bitte dir doch bei Lichtenb. für mich das lateinische Schulmeister Buch von Scheller aus. Ich bin zwar ein übler Bücherabborger, weil ich sie solange behalte, indessen ist dieses auch ein Buch, wo es ihm nicht darauf ankommt, es lange zu entbehren. Wenn wir erst zusammen in einem Hause wohnen, so soll borgen und widergeben geschwinder von Statten gehen. Adio!

Dein getreuer

GABürger.

19.

A[ppenrode] d. 14. Apr. 1787.

Zu den Pferden hätte ich allerdings wohl Lust, wenn ich nur dagegen auch schon zwei von den Meinigen loswäre. Ich füttere ohnehin schon jezt 2 Reitpferde und 2 Fohlen überhin. Zwei übrige Ackerpferde auch noch zu füttern dürfte der Haushalt nicht abwerfen. Es sind vor einigen Wochen Pferdemärkte in Duderstadt und Heiligenstadt gewesen, wo ich einen Versuch gemacht haben würde ein Paar

looszuwerden, wenn ich dagegen die Ihrigen sogleich wieder in die Stelle gehabt hätte. Denn zu jeziger Zeit kann ich zwei Pferde keinen halben Tag entbehren. Gleichwol verstand ich neulich von Euch, daß Ihr Eure Pferde vor Ostern nicht abgeben könntet. Noch ein Bedenken habe ich, so gut und tüchtig auch Eure Pferde seyn mögen. Meine Pferde sind nun insgesamt der sauern Appenröder Arbeit gewohnt. Dagegen müsten es Jene nun erst gewohnt werden an den hiesigen Bergen herumzuklettern und das schwehre Kleyland umzureißen. Doch — wir sprechen auf den 2ten Festtag uns hierüber noch weiter.

Wenn Er doch nur bisweilen nicht so steif und feierlich schriebe, Sr. Wolgeboren dienstwilliger Herr Diener! Wozu nüzt wohl aller der Unrath? Im Herzen betrachtet Er mich ja doch als Seinen unterthänigen Vasallen. Nun ists zwar freilich wahr, daß unsereiner dem Herrn Principal zu zeiten ein bischen auf der Nase spielt, indessen muß man dagegen doch genug wieder zu Creuz kriechen. Also und demnach, ohne alles „wollen Sie uns erlauben", ohne alle „Verbittung der Incommodität", und s. w. wird der Herr Principal mit Seinem ganzen Gefolge, den Hamelsbraten nicht ausgeschlossen, uns herzlich willkommen seyn. Noch erfreulicher würde es uns seyn, wenn Dero verwöhnte Glieder auf wenigstens 8 Tage mit einer nächtlichen Streu vorlieb nehmen wollten, indem die Besezung meines Hauses eine andre Art von Nachtlager verbittet. Wofern sich aber die hohen Herrschafften nicht halten lassen wollen, so reißt . . . . . nur fein früh aus den göttingischen Federn, damit Ihr hübsch früh hier seyd und man was von Eurem Besuche hat. Ihr müßt wenigstens um 5 Uhr früh schon ausfahren, so seyd Ihr um 8 Uhr hier und dann läßt sich bis Nachmittag um 5 Uhr noch viel närrisches Zeug treiben.

Um der famösen Altengleichen willen, die nach alter Sitte und Gewohnheit von vielen Menschen am ersten Ostertage für nichts und wider nichts besucht zu werden pflegen, werde ich Morgen das Haus ziemlich voll kriegen . . . . .

Adio! Der Himmel erhalte uns das gute Wetter! Wir grüßen Euch alle herzlich. Bitte übrigens zu glauben daß beständig seyn werde.

Euer Wolgeboren
Dero
Dienstwilliger
J. C. Dieterich[1]) wolte
schreiben G. A. Bürger.

---

[1]) gestrichen.

3. Zwei Briefe von Bürger.

Mitgeteilt von Alexander von Weilen in Wien.

Die folgenden 2 Briefe Bürgers stammen aus der Autographensammlung der k. k. Hofbibliothek. An Dieterich schrieb Bürger, wenn anders die Daten richtig sind, am selben Tage nochmals (Strodtmann 666); vgl. 667 vom 17. September 1783: „Für die Weintrauben nochmals meinen schönsten Dank! Du glaubst nicht wie sehr Du mich damit labst. Ich könnte mich, glaube ich, todt darinn essen. Was todt! es ist die beste Medicin und mehr wehrt für mich, als die ganze Raths- und Universitäts-Apotheke" und den oben S. 326 mitgeteilten Brief vom 13. September 1783.

Der zweite Brief zeigt, daß Briefe Ratschkys verloren gegangen sein müssen, denn in Strodtmanns Sammlung findet sich keiner. Die erwähnte „Vorrede" erhielt thatsächlich den von Bürger ihr zugewiesenen Platz vor Ratschkys Gedichten, Wien 1785.

1.

An Dieterich.

A[ppenrode] den 8. Sept. 83.

Ich verwunderte mich, als mir Dein Factor sagte, daß das erste Mspt. schon an die 12 halbe Bogen betragen würde: Nun aber sehe ich, daß die numerirten schon mit dem 9ten fast ausgehen, denn auf so viel Epigrammenzeug hatte ich nicht gerechnet. Es wird dessen beinahe zu viel. Deine heut nachgesandten numerirten werden also noch vollkommen hinreichenden Platz erhalten können. Sollte dies wider Verhoffen nicht seyn, so laß von den Epiprammenzeug, insoferne ich es nemlich nicht besonders notabenirt habe (als welche beibehalten werden müssen) so viel wie möglich wieder wegnehmen und mit den größern numerirten Stücken fortfahren.

Für die unerwarteten Weintrauben danke ich schönstes. Ich hatte es heut schon in der Feder, wieder um welche zu prachern. Ich dachte aber: Es ist wohl zu unverschämt! Aber siehe! Du bist doch noch ein Mann nach meinem Herzen, der Du auch ungebeten meinen Wünschen zuvorkommst. Kannst mir nun nur immer drauf losschicken, so oft Dirs einfällt. Denn sie bekommen mir so vortrefflich, als in meinem Leben noch keine Medicin. Und theuer sind sie ja nicht. Ich will sie Dir nach vollbrachter Cur durch schönen Singsang wieder einzubringen suchen. Aber daran glaubst Du wohl nicht!

Adio! GAB.

2. An Ratschky.

Appenrode den 24. 9br. 1781.

Ihr Brief mein wehrtester Ratschky, samt Ihrem Wienerschen Musen Alm. hat mir große Freude gemacht, Sie sollen mir aber künftig nicht mehr so schmeicheln.

Nebst meinem herzlichsten Danke für Ihre gütigen Beiträge empfangen Sie meinen nächstjährigen Musen Alm. Ihre Vorrede finden Sie um deswillen nicht drinn, weil ein solches Stück, meines Bedünkens, nirgends anders stehen darf, als wo alle Vorreden stehen — vor dem Buche selbst.

Auf allzuviel Freigebigkeit darf ich wohl künftig bey Ihnen nicht rechnen, da Sie selbst einen M. A. herausgeben? Indessen ein Schärflein muß ich mir wenigstens zum Zeichen Ihres Wohlwollens ausbedingen. Wie wäre es, wenn wir tauschten?

Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb!

G. A. Bürger.

4. Ein Brief Bürgers an Wieland.

Mitgeteilt von Bernhard Seuffert in Graz.

Außer den in Strodtmanns Sammlung enthaltenen Briefen kenne ich aus dem Briefwechsel zwischen Bürger und Wieland nur zwei Stücke. Das eine, ein Fragment, ist gedruckt in Wielands Leben von Gruber 1828 4, 194 f.; Wieland knüpft in diesem, vielleicht offenen, Briefe an Bürgers Nothgedrungene Nachrede über den „Schofel" an, die (nach Strodtmann 3, 235) den Almanach für 1782 schließt; er schlägt vor, den Schofel, der bei Bürger und ihm einlaufe, zusammenzuwerfen und als „Kapuziner-Suppe zum Besten der Armen" monatlich zu drucken. — Das andere Stück ist handschriftlich im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg aus Böttigers Nachlaß erhalten und lautet:

An Herrn Hofrath Wieland.

Göttingen, 20. April 1789.

Nehmen Sie, theuerster verehrungswürdigster Mann, das beygehende Buch gütigst als ein geringes Dankopfer für so manchen und manchen Ton an, den Sie auch mir in Ohr und Seele gesungen haben. Möchte ich Ihnen nur so viel behagliche Minuten zu verschaffen im Stande seyn, als Sie mir schon frohe Stunden und Tage gemacht haben.

Wenn es irgend mit Ihrer critischen Gerechtigkeit bestehen könnte und Sie einmahl bey recht gütiger freygebiger Laune wären, so wollte ich mir wohl ein Löffelchen voll solchen Honigseims ausbitten, als Sie dem Verfasser des Elysiums neulich gereicht haben. Wahrlich, wahrlich,

ich sage Ihnen, wenn ich irgend ein dulce et decorum in der deutschen Gelehrten Republik kenne, so ist es das Glück von Wieland con amore gelobt zu werden. Lieber, lieber, lieber Wieland, ich kann mir nicht helfen; ich muß mich schmeichelnd an Ihren Hals hängen. O lassen Sie sich doch, wenn auch sonst nichts, wenigstens mein Lieblingskind gefallen! Sie werden wohl selbst finden, welches ich meine.

Ein Lob von Ihnen ist noch das Einzige weswegen es der Mühe werth ist, ein deutscher Dichter zu seyn. —

Vielleicht sehe ich Sie bald persönlich. Seyn Sie indessen, wie immer, meiner wärmsten Hochachtung und Liebe versichert.

G. A. Bürger.

Am gleichen 20. April hat Bürger auch an Gleim und Elise von der Recke dasselbe Buch, die neue Sammlung seiner Gedichte geschickt. Daß er eine Recension darüber von Wieland wünsche, wie dieser sie Matthisons „Elysium" im Teutschen Merkur (1789 1, 97 ff.) hatte zu teil werden lassen, schrieb er auch an F. L. W. Meyer (Strodtmann 3, 215); er hoffte um so sicherer auf Lob, als nach seiner Meinung „das Elysium gegen das hohe Lied doch nur ein Myrthenbäumchen neben der Ceder Gottes sei." Damit ist zugleich das „Lieblingskind" bezeichnet, das Wieland herausfinden sollte, nemlich das in dieser Ausgabe zuerst veröffentlichte „hohe Lied von der Einzigen." Auf dies Geschenk, nicht auf einen Band des Bürgerschen Musenalmanachs, wie irrig gesprochen oder geschrieben wurde, bezieht sich was Böttiger in seinen Papieren aufgezeichnet hat (Literarische Zustände und Zeitgenossen 1, 222 f.): Bürger sei bald darnach nach Weimar gekommen (vgl. Goethes Briefe Nr. 2760), Wieland habe die Gedichte noch nicht gelesen gehabt, Bürger habe auch mündlich das hohe Lied besonders herausgehoben. Weder der Brief noch der Besuch bestimmten Wieland zu der erbetenen Anzeige; er schrieb damals überhaupt selten Kritiken. So, wie er Bürger einst in seinem Merkur zutreffend gelobt hatte, konnte ers nicht mehr thun, sein Geschmack war darüber hinausgewachsen; und gar das so stark empfohlene hohe Lied machte ihm des Stoffes wegen „die widrigste Empfindung" (Böttiger a. a. O.). Als Schiller sein strenges Gericht gehalten, stellte er sich auf dessen Seite und sprach brieflich über Bürgers Antikritik sehr bitter (Keil, Wieland und Reinhold S. 130).

5. Zwei Briefe Bürgers aus dem Jahre 1792.
Mitgeteilt von August Sauer.

Den Schluß mögen zwei Briefe aus Bürgers Spätzeit bilden. Äußerlich und innerlich contrastieren sie mit den früheren. Sind die

Briefe an Dietrich mit großen Buchstaben eilig auf Foliobogen hingeworfen, so sind diese beiden Schreiben mit kleiner Schrift auf kleinem Briefpapier zierlich und sorgfältig geschrieben. Bürger ist zahm und höfisch geworden. Der erste Brief, der den im Briefwechsel mehrmals erwähnten Sohn seiner Schwester Friederike aus erster Ehe Carl Müller, einen rechten Thunichtgut, betrifft, scheint gleich dem zweiten an Heyne gerichtet zu sein. Dieser zweite ist ein trauriges Zeugnis für Bürgers klägliche Lage in Göttingen. Das Epigramm sowie die Erklärungen Kästners, Bürgers und Reinhards darüber habe ich nicht aufgefunden.

1.

Euer Wohlgeboren

wollen mir gütigst erlauben, daß ich Sie mit einer Anfrage beläſtige. Es ist mir darum zu thun, einer äußerst braven Mutter die Ränke eines unwürdigen Sohnes aufzudecken, indem mütterlicher Aberglaube das sonst gewiß nicht kurzsichtige Auge ihres Geistes umnebelt. Die Mutter ist meine leibliche Schwester, und der Sohn ein junger Mensch, Nahmens Müller, der seit drey Jahren zwar hier Theologie studieren sollen, aber troz allen vernünftigen Vorstelungen und Ermahnungen zu einem vernünftigen Studienplan, nur allerley Allotria, für ihn größtentheils ohne Werth, getrieben hat.

Nachdem seine Mutter ihn auf meinen Anrath längst von hier wegnehmen und in ihre Nachbarschaft nach Leipzig schicken wollen, um desto eher in Sachsen sein Theologisches Fortkommen zu finden, hat er sich auf allerley Kniffe und Pfiffe gelegt, um die Mutter zur Verlängerung seines hiesigen Aufenthaltes zu bewegen. Er hat nehmlich vorgegeben, wie er hier so viel Gelegenheit zu Privatunterricht in ältern und neuern Sprachen (in deren mehrern er etwas stümpert) habe, daß er fürs erste nur noch eines geringen und in kurzem gar keines Zuschusses mehr von ihr bedürfe. Da in dessen dieser Kniff, seiner Bedürfnisse wegen, nicht weit reichen konnte, und auch der dümmste Fuchs mehr als ein Loch hat, so spiegelte er im letzten Winter seiner Mutter die Vocation zu einer höchst einträglichen Hofmeisterstelle, Gott weiß in welchem Utopien! vor, um dadurch einen neuen Wechsel, zu seiner bessern Vorbereitung zu diesem Posten, herauszulocken, welches ihm auch in der That gelungen ist. Diese Stelle ist ihm vorgeblich von einem gewissen Dies, der sich vor einem oder zwey Jahren in höchst armseligen Umständen hier aufgehalten, abgetreten, nachdem zuerst Euer Wohlgeboren diesen Dies dazu befördert gehabt hätten. Euer Wohlgeboren — doch ich lege Ihnen lieber

gleich das ganze Kunstgewebe in dem Fragment eines eigenhändigen Briefes des Windbeutels an seine Mutter vor.

Ob ich gleich für meine Person schon beym ersten Anblick beinahe überzeugt bin, daß das alles eitel Lug und Trug ist, so möchte ich doch auch gern meine Schwester durch etwas schriftliches davon überführen. Zu dem Ende erbitte ich mir von Euer Wohlgeboren gehorsamst nur eine kurze Antwort auf folgende Fragen:

1. Kennen Euer Wohlgeboren diesen Dies, der angeblich in der ganzen Welt herum geschwärmt ist, in Neapel eine Hand durch die Banditen verloren hat, und in der Schweiz, obschon unschuldig, in Gefahr gewesen ist, aufgehenkt zu werden?

2. Ist dieser Mensch (vermutlich ein poëtischer Abkömling des weil. hochberühmten Magister Pangloß im Candide) wegen seiner großen Talente unter andern auch von Euer Wohlgeboren so sehr geschätzt worden?

3. Haben Euer Wohlgeboren demselben zu einer Hofmeisterstelle bey dem Baron von Rose in — **Kirivari** — bey — ich kann nicht anders lesen, als — Reval, verholfen, und hat der Panglośide Ihnen versprechen müßen, nie einem Menschen von der durch Sie erhaltenen Condition etwas zu entdecken?

4. Hat sich mein Neveu Müller, wohnhaft bey Madame Oesterley auf der Geismarstraße, wohl jemals Euer Wohlgebor. präsentirt? Denn er hat sich wohl sonst gegen seine Mutter das Ansehn gegeben, als ob er Euer Wohlgeb. gar nicht unbekannt sey, und auf Sie ebenfals nicht wenig zu rechnen habe.

Euer Wohlgeboren werden mich mit einiger Auskunft hierüber ungemein verbinden. Die Beylage erbitte ich mir zurück und beharre mit wahrer Verehrung

Euer Wohlgeboren
gehorsamster Diener
Bürger.

Sonnabends, d. 21. Apr.
1792

2. An Heyne.

Herr D. Reichard hat mir gestern eine Botschaft von Ew. Wohlgeboren überbracht, die zwar wohl der Hauptsache nach richtig, aber doch vielleicht in manchen Nebenumständen von Ihrer eigentlichen Meinung abweichend seyn könnte. Ich nehme mir daher die Freiheit gehorsamst anzufragen: Ob Eure Wohlgeboren es denn wirklich für so unumgänglich nothwendig erachten, daß ich, und zwar gerade mit Herrn R. gemeinschaftlich, die Verfasserschaft von dem famosen Epigramm Attila der Zweite, so umständlich in oder neben den hiesigen gel. Anzeigen gedruckt ableugne? — Meines Wissens hat mich bisher noch Niemand für den Verfasser desselben

gehalten, und mir däucht Keiner, der sich nur irgend auf poetische Physiognomien versteht, wird mich auch dafür halten. Wozu also eine Entschuldigung noch vor irgend einer Anklage? Zwar will Herr R., der mir das Ding zuerst abschriftlich mitgetheilt hat, mich bereden, er habe mich allerdings schon für den Verfasser ausgeben gehört, und es sey wahrscheinlich, daß man nach der öffentlichen Erklärung des H. P. Kästner seinen Verdacht vollends auf mich, oder auf **Ihn**, lenken werde, wesfals denn die gemeinschaftliche Gegenanzeige um so dringender sey. Allein es kommt mir vor, als ob es HE. R. nur aus einer ihm leicht abzumerkenden jugendlichen Schwachheit darum zu thun sey, sich mit an meinen Rockschooß zu hängen; und mir fällt Ms poma dabei ein. — Wenn indessen ja geschwommen werden muß, so will ich mich zwar keinesweges davon auslegen; allein ich möchte doch lieber allein schwimmen. Euer Wohlgeb. gebe ich in diesem Falle zu beurtheilen anheim, ob der beigehende Aufsatz der Sache genug zu thun im Stande sey, und beharre Verehrungsvoll

Euer Wohlgeboren
gehorsamster Diener
Bürger.

d. 11. Nobr. 92.

An
d. HErrn Hofrath Heyne
Wohlgebr.

Das Äußere von Goethes „Faust, Erster Teil“.

Von Woldemar Freiherrn von Biedermann in Dresden.

Über „Faust“ anders, als über Einzelheiten daraus zu schreiben, kann die Scheu abhalten, etwas ausgehen zu lassen, was keine Grundlage zum Weiterbau zu werden Aussicht hat. Die Schriften zur Erklärung der Dichtung werden meist in Bausch und Bogen gelesen. Die einen erlangen mit Rücksicht auf den Ruf der Verfasser kanonische Geltung, die andern werden vergessen, ohne daß der eine wie der andere Erfolg immer gerechtfertigt ist. Indessen, da es unmöglich ist, gewissen Verirrungen der Erklärung, die sich lange fortgepflanzt haben, beizukommen, ohne auf das Allgemeine der Dichtung einzugehen, so bleibt nichts übrig, als dazu sich zu entschließen, um das Gewollte — Beseitigung von Irrtümern — zu erreichen.

Von den Erklärungsarten einer Dichtung ist an erster Stelle nur Eine berechtigt: ihr Verständnis aus ihr selbst und aus der Person des Dichters zu schöpfen. Nur soweit die Dichtung auf eine außerhalb ihrer Grenzen liegende Welt hinausweist, haben andere Deutungsweisen Platz zu greifen.

Die Erklärung des „Faust“ in der Dichtung selbst und in dem Dichter zu finden erschwert allerdings der Umstand, daß Goethe in den verschiedenen Zeiten, in denen er an „Faust“ gedichtet hat, nicht durchgängig an denselben Gesichtspunkten festgehalten, auch währenddem in sich selbst Wandlungen erfahren hat, die sich in der Dichtung wiederspiegeln. Diese Sachlage hat Leuten, die über „Faust“ zu schreiben sich berufen fühlten, Anlaß geboten, in wüste Träumereien über die verschiedenen Pläne, die Goethe verfolgt, und von denen er Spuren im abgeschlossenen „Faust“ belassen habe, sich zu ergehen. Früher hatte das Conjecturiren ins Blaue hinein einige Berechtigung, sofern über die nicht zu verkennenden Ungleichheiten im Plane nur von 1790 ab Gewisses vorlag, sodaß die Lücken der Dichtungsgeschichte mit den bekannten Schlafrockfetzen ausgestopft werden konnten, aber wenn die tolle Wirtschaft nach Bekanntwerden der Göchhausenschen Faustabschrift noch aufrecht erhalten wird, so ist das Anachronismus.

Insoweit Vermutungsaufstellungen über anscheinend nicht mehr vorhandene Faustpläne auf die Person des Dichters gegründet werden sollen, muß als feste Unterlage zunächst von dem ausgegangen werden, was über Goethes Arbeitsweise überhaupt bekannt ist. Wir wissen, daß er in jener Zeit, als die ersten Stücke des „Faust“ entstanden, seine dramatischen Dichtungen entweder auf Einen Sitz fertig niederschrieb, — wie, außer den kleineren Stücken, die „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen“, „Götz von Berlichingen“, „Clavigo“, „Erwin und Elmire“, „Claudine von Villabella“, „Stella“ und noch „Iphigenie“ — oder aber die Entwürfe, nachdem er mehr oder weniger davon aufgezeichnet hatte, ganz fallen ließ, — so „Cäsar“, „Prometheus“, „Mahomed“ und noch „Elpenor“. Dagegen findet sich für die ältere Zeit keine Spur, daß er den Plan eines Stückes durch Skizzierung des Verlaufs sich klar zu machen versucht habe, wie es später seit dem Aufenthalt in Italien geschah. Daher wäre es reine Willkühr, wenn man annehmen wollte, daß außer der, durch die Abschrift der Louise von Göchhausen erhaltenen Fassung noch andere geschriebene Pläne bestanden hätten, bevor durch das Fragment von 1790 vorläufig etwas in die Öffentlichkeit gelangte. So lange Faust in Goethe lebendig war, warf er die Dichtung frisch aufs Papier; nachdem diese ins Stocken geraten war, bedurfte es so mächtiger Anregung, wie später von Schiller ausging, um Goethe zur Wiederaufnahme zu vermögen.

Gewiß ist, daß zwischen dem Urfaust und dem Faustfragment eine Planänderung eingetreten ist, über deren Grund man sich Rechenschaft geben muß und nur geben kann, indem man auf die Idee der Faustdichtung zurückgeht. Der junge Goethe hat seit Straßburg wiederholt Anlauf genommen, den Titanismus — das Hinausstürmen des Einzelwesens über die ihm gezogene Machtgrenze — im Verzweiflungskampfe mit höheren Gewalten oder mit dem Widerstand der wuchtigen Masse zu verherrlichen, vielleicht schon in „Cäsar“, sicher in „Prometheus“, in „Mohamed“ und in „Faust“. Hier war es der Drang, die dem menschlichen Erkennen und Wissen gezogene Schranke zu durchbrechen, was den Stürmer trieb. In dem Zeitalter, das die Faustsage gebar, auf die sich dann auch die Puppenspiele gründeten, galt das kirchlich bestätigte Wissen als allein von Gott zugelassen und daher das Streben nach einem darüber hinausgehendem Ziele für sündhaft, nur durch Beihülfe des Teufels erreichbar. Der wurde beschworen; um den Preis der Seele, sobald sie den Leib verlassen, gewährte er übermenschliche Zaubermacht.

Von Anfang an war es für Goethe unmöglich, Streben nach erweiterter Erkenntnis als Sünde darzustellen; es lag ihm daher die Aufgabe vor, die Faustfabel, wenn er sie einmal zur Grundlage seiner Dichtung nahm, seiner Anschauung anzupassen. Dennoch ist — gleichwie Schiller gegen Goethe im Brief vom 22. Januar 1802 äußerte, daß ohne Furien kein Orest sei — eine Beschwörung und die Mitwirkung des Satans notwendiges Zubehör Fausts. Mit der Beschwörung hatte Goethe sich schon im Urfaust insofern abgefunden, als er den Erdgeist von Faust herbeirufen ließ, die Frage, wie Mephistopheles zu Faust komme, blieb aber da noch offen. Später auch hat ihn Faust nicht als Mephistopheles und nicht freiwillig beschworen; Faust beschwört vielmehr den im Pudel sich störend bemerkbaren unbekannten Geist und unerwartet tritt als dieser Mephistopheles hervor. Goethe dachte sich aber anfangs unter diesem unverkennbar noch den christlichen Teufel, den von Gott in die Hölle verbannten bösen Feind, der solchen, die sich ihm zueigen geben, von seinen Machtbefugnissen einige mitteilt, obschon sie nach göttlichen Gesetzen Menschen versagt sein sollen. Das geht namentlich aus zwei Scenen hervor: aus der in Auerbachs Keller, wo im „Faust“ der ältesten Fassung Faust den Zauberspuk zuwege bringt, sowie aus der kurzen Scene, in der Mephisto sich vor dem Zeichen des Kreuzes scheut, was nur auf den, mit dem Erlöser des Menschengeschlechts in Gegnerschaft befindlichen Teufel sich beziehen konnte. Schon im Fragment von 1790 wird bekanntlich die Zauberei im Keller von Mephistopheles selbst ausgeübt, die andere Scene aber ganz ausgeschieden.

Ist aber im Urfaust bereits Mephistopheles nicht der richtige christliche Teufel, da er den Namen Gottes öfters unbedenklich im Munde führt, so ist er doch wiederum noch im abgeschlossenen „Faust“ nicht allein der alttestamentliche Versucher, sondern ab und zu der Höllenfürst. Gelegentliche Anspielungen auf den „Höllenluchs“ (V. 1262) und dergleichen, sowie die Wortspielposse „Ich möcht' mich gleich dem Teufel übergeben &c.“ (2809 f.), die ja nur scherzhaft gemeint sind, werden nicht unbedingt als Beweise der Höllenangehörigkeit Mephistos zu gelten haben, wohl aber seine Äußerung (1783)

Uns hat er in die Finsternis gebracht —

oder (2181)

Den Teufel spürt das Völkchen nie — —

oder (2321)

merkt euch, wie der Teufel spaße —

und andre Stellen. Goethe hat es nicht lassen können, wenn in der Rede ein auf den Christenteufel bezügliches Wort treffend sich fügte, dies anzubringen; es war ihm die dadurch erreichte Wirkung wertvoller, als strenge Wahrung der Einheit des Ganzen. (Vergl. Goethes Gespräche 6, 108—113.)

Solche als Widersprüche anzusehende Stellen blieben aber nicht nur aus älteren Fassungen stehen, nachdem Goethe im „Prolog im Himmel“ des „Faust“ von 1808 bestimmt ausgesprochen hatte, wen er unter Mephistophiles verstanden wissen wollte, sondern es ist auch kaum zu bestreiten, daß die Beschwörung, die dessen erstem Auftreten in der letzten Fassung des „Faust“ vorangeht, nur durch die, auf den „Flüchtling der Hölle“ wirkende Kraft des Kreuzeszeichens vollzogen wird (1296—1309), wenn auch nicht klar ausgesprochen ist, daß Mephisto dieser Beschwörung wegen und nicht etwa bloß deshalb in deren Folge sichtbar wird, weil ihm gerade die gelegene Zeit zu seinem Hervortreten gekommen scheint. Dieser Zweifel wäre nicht einmal statthaft, wenn nicht eben auch im abgeschlossenen „Faust“ der „Prolog im Himmel“ voranginge, worin das für das Drama maßgebende Wesen Mephistos mit unverwischbarer Deutlichkeit gekennzeichnet ist. Seine verschiedenartige Gestaltung im ferneren Verlauf führt daher zu der Überzeugung, daß Goethe sich die freie Bewegung durch streng dogmatische Unterscheidung der Arten des Satans nicht hat verkümmern lassen wollen; in dieser Lässigkeit durfte er sich mit der allgemein geläufigen Auffassung einig fühlen. Ihm kam es nur darauf an, Mephistopheles nicht geradezu als Gott feindselig angesehen zu wissen; denn einen Faust auch nur im Bunde mit dem Feinde Gottes konnte er nicht brauchen. Jener Zweck wurde aber durch den einleitenden Prolog erreicht.

In diesem Prolog ist Mephistopheles nicht der von Gottes Angesicht verstoßene Höllenbewohner, sondern tritt mit den himmlischen Heerschaaren vor Gott wie Satan unter den Kindern Gottes nach dem Buch Hiob (1 6 und 2 1); wie ebenda Gott Satan fragt: „Hast du acht gehabt auf meinen Knecht Hiob?“ (1 8 und 2 3), so bei Goethe „Kennst du den Faust . . . meinen Knecht?“ (299); und wie dort Satan meint, wenn Gott Hiob nicht mehr begünstige, werde dieser ihm ins Angesicht segnen, d. h. sich von ihm trennen (1 6 und 2 5), so vermißt sich Mephistopheles, Gott werde Faust verlieren, wenn ihm dessen Führung überlassen bleibe (312 ff.). Mephistopheles ist hiernach gleich dem alttestamentlichen Satan kein Gott feindseliges Wesen, sondern derjenige seiner Diener, der die Menschen auf ihre Festigkeit im Guten prüft: der Versucher. Diese Stellung des Mephistopheles ist im abgeschlossnen „Faust“ von vornherein so unbedingt festgestellt, daß von einer grundsätzlich abweichenden bei Auslegung des abgeschlossenen „Faust“ nicht mehr die Rede sein kann, man sich vielmehr mit damit nicht in Einklang stehenden einzelnen Stellen abfinden muß. Es ist daher wunderliche Faselei, wenn — und zwar lediglich infolge argen Mißverstehens einer Stelle — Mephistopheles nach einem älteren Plane Goethes ein Sendling des Erdgeistes gewesen und dies noch in einer, diesem Plane zugehörigen Sinne des abgeschlossenen „Faust“ zu finden sein soll.

Schon im Urfaust ist ersichtlich, daß das Verhältnis zwischen Goethes Faust und Mephistopheles nicht das zwischen dem Faust und dem Teufel der Sage sein konnte. Während dieser Faust darauf ausgehen läßt, durch die Gabe der Zauberei übermenschliche Macht mit Hilfe des Teufels zu erlangen, so ist es dem Faust Goethes nur um Erweiterung seines Wissens von dem in der Welt Wahrnehmbaren zu thun, daß er

erkenne was die Welt
Im Innersten zusammenhält.

Das ist ein Wunsch, dessen Erfüllung er vom Erdgeist hofft. Als aber dieser ihn mit dem Ausspruch über die Unerreichbarkeit seines Wunsches niedergeschmettert hat, ist auch der Erdgeist vollständig abgethan für Faust, und es besteht keine Spur von Verbindungsgliedern, durch die jener noch mit dem wißbegierigen Erdensohne zusammenhinge. Auch der gedemütigte Faust bescheidet sich bei der Aussicht auf Verharren im allgemeinen Menschenloos und empfindet kein Verlangen, den unwirschen Geist nochmals herbeizurufen.

Im Urfaust finden wir Mephistopheles neben Faust, ohne zu erfahren, was beide zusammengeführt hat; Goethe hatte sich eben noch

nicht entschieden, wie das zu Stande zu bringen sei. Aber auch da schon war der jetzt von Erklärern des „Faust“ gefabelte Zusammenhang zwischen Mephisto und dem Erdgeist ausgeschlossen, sofern nicht nur keine Andeutungen darüber gegeben werden, sondern auch Mephistos Wesen schon da in geradem Gegensatz zu dem des Erdgeistes steht; denn während dieser „in Lebensfluten, im Thatensturm“ auf- und abwallt, ein „glühend Leben“ ist, und „wirkt der Gottheit lebendiges Kleid“, so wirft Faust in der Prosascene des Urfaust dem Mephistopheles vor, daß er „sich am Schaden weidet und am Verderben sich letzt“. Später, im Fragment, bekennt Mephistopheles selbst, daß gleichbedeutend sei: „sich dem Teufel übergeben“ und „zu Grunde gehn“. Im abgeschlossenen „Faust“ nennt sich Mephistopheles geradezu den stets verneinenden Geist und Zerstörung sein eigentliches Element. Neben einem solchen Geiste, in Beziehung zu ihm, hat der Lebens- und Thatengeist auch nicht im Spiele der Gedanken und nimmermehr als Überbleibsel eines verworfenen Planes Platz. Die unbegreifliche Zusammenstellung der beiden Geister hat Professor Weiße (Kritik und Erläuterung des Goetheschen Faust, 1837, S. 86) verschuldet, der nicht einsah, wen Faust in dem Monolog der Scene „Wald und Höhle“ mit „Erhabener Geist“ anredete, und den unglücklichen Einfall hatte, er könne sich nur an den Erdgeist wenden, wohl nur, weil Faust von dem angeredeten Geist sagt, daß er ihm sein Angesicht im Feuer zugewendet habe, und Weiße sich erinnerte, daß der Erdgeist Fausten in einer Flamme erschienen sei. Das Licht dieser Erdgeistflamme blendete auch eine ganze Reihe von Fausterklärern, so daß sie Weißen pietätsvoll weiter beitraten, wenn er dem nach seiner ersten Erscheinung ganz beziehungslos gewordenen Erdgeist dennoch eine Rolle in einem angeblich unausgeführten Faustplane Goethes zuteilte. Die Geschichte der Entstehung des „Faust“ wurde namentlich von Weißes Nachfolgern ganz in den Wind geschlagen; denn gesetzt auch, es wäre zulässig anzunehmen, daß nach dem Urfaust beabsichtigt gewesen sei, den Erdgeist noch weiter in die Handlung eingreifen zu lassen, so ist doch das Fragment von 1790 schon soweit ausgebildet, daß für den Erdgeist kein Raum mehr übrig ist. Der Monolog ist aber unbestritten viel später, als der Urfaust und schon im Hinblick auf die endgiltige Gestaltung der Tragödie gedichtet, und es hätte keinen Sinn gehabt mit Beziehung auf verworfene Pläne ihn ins Fragment einzurücken; wäre er auch früher und nicht erst, wie wahrscheinlich, für das Fragment gedichtet, so würde Goethe den nicht mehr in den neuen Plan sich einfügenden zweifellos als Paralipomenon, gleich andern Stücken, zurückgelegt haben.

Der Monolog ist aber nicht nur deshalb unmöglich eine Anrede

an den Erdgeist, weil im Drama fehlt, was zu seiner Begründung notwendig hätte vorausgehen müssen, sondern auch wegen dessen, was darin ausdrücklich vom Erdgeist ausgesagt wird und nicht auf diesen paßt.

Schon „Erhabener Geist“ ziemt sich nicht für den Geist, dem Faust bei seinem Erscheinen „Schreckliches Gesicht!“ (482) zuruft — ganz abgesehen von der „widerlichen Gestalt“, die der Urfaust ihm beilegt. Sodann bezeichnet Faust nicht umsonst in seinem ersten Monolog die Zeichen des — nicht im Sinne der Kabbalisten aufgefaßten — Makrokosmus als von Gott geschrieben, (434, 441) die Kräfte der Natur enthüllend (438), die Quellen alles Lebens bildlich darstellend (454 ff.); er dünkt sich ein Gott im bloßen Anschauen (439). Im Gegensatz hierzu fühlt dem Erdgeist er sich näher (461), und wenn er auch dessen Bedeutung unterschätzt und von ihm niedergedonnert dies bekennen muß, so spricht er doch gleichzeitig aus, daß er als Ebenbild der Gottheit nach Höherem gestrebt hat, als nach dem, was der Erdgeist ihm gewähren könnte, vermaß sich vielmehr mit der Kraft eines Cherub durch die Adern der Natur zu fließen und Götterleben zu genießen (514 ff., 614—622). Der Erdgeist, obschon riesengroß gegen den Menschenzwerg, konnte hingegen nichts thun, als Faust nach seiner Überhebung ins Menschenloos zurückzustoßen, und dieser verzichtet darnach ohne Vorbehalt darauf, ferner etwas vom Erdgeist zu erbitten, fragt vielmehr ratlos: „Wer lehret mich?“ ꝛc. (628 ff.) Ein solcher Geist konnte von Faust ein Erhabener nicht genannt werden. Dieser schlägt jetzt auch ganz andre Wege ein; er erklärt sich bereit, auf neuer Bahn, d. h. nachdem er gewaltsam sein irdisches Leben gekürzt, den Äther zu durchdringen zu neuen Sphären reiner Thätigkeit (703 ff.). Davon halten ihn nur die Himmelstöne der Osterfeier, die Erinnerung an den frommen Glauben seiner Jugend zurück (762—784); später spricht er noch aus, daß er sich wieder nach der Offenbarung der Bibel sehne (1217 ff.). Der Erdgeist wird dabei nicht mehr erwähnt; er ist ein- für allemal abgethan.

Der Deutung des Monologs „Erhab'ner Geist, ꝛc.“ (3217—3250) auf eine Anrede an den Erdgeist steht aber ferner entgegen, daß schlechterdings nichts, was Faust vom Erhabenen Geist aussagt, auf den Erdgeist bezogen werden kann. Faust hat diesem nicht um vieles gebeten (3217 f.), sondern lediglich um sein Erscheinen, und daher kann es auch nicht zutreffen, daß der Erdgeist ihm alles — d. h. mehrerlei Erbetene gegeben habe (3217); insbesondre hat er Fausten nicht die Natur zum Königreich gegeben (3220 f.), was er überhaupt gar nicht vermochte, weil die gesamte Natur, die Welt, dem unter-

geordneten Erdgeist nicht untersteht; ferner hat dieser nicht die Reihe der Lebendigen Fausten vorübergeführt (3226 f.), noch ihm seine Brüder in Wald, Luft und Wasser kennen gelehrt (3226 ff.); endlich hat der Erdgeist nimmermehr Fausten Mephistopheles — mit dem er, wie gesagt, nirgendwas gemein und zu schaffen hatte — als Gefährten zugesellt (3241 ff.). Überdies würde Faust, wenn er hätte sagen wollen, daß der Erdgeist ihm zur Selbsterkenntnis verholfen habe (3232 f.), sich nur auf dessen Zuruf

Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
Nicht mir! (512 f.)

beziehen können, was denn doch auf Komik hinausliefe.

Die Einsicht kam vereinzelt zum Durchbruch, daß dasjenige, was im geschriebenen „Faust" Goethes nicht steht und daher dem erträumten Faust der Epigonen zugeschanzt werden mußte, in der That zu viel sei, aber weit entfernt, deshalb folgerichtig den Wahn, daß der Erdgeist eins mit dem Erhabenen Geist sei, aufzugeben, ist die nicht minder wunderliche Behauptung zutage getreten, daß jener im Monolog als Stellvertreter Gottes angesprochen werde. Mangels stichhaltiger Beweise für diesen Einfall kann man ihn ohne weiteres auf sich beruhen lassen; doch kann ich den Hinweis nicht unterdrücken, wie etiquettenwidrig es ist, zu unterstellen, daß Gott einen tiefstehenden Geist, wie den Mikrokosmus, mit seiner Vertretung beauftragt habe; mindestens würde er sich des Makrokosmus dazu bedient haben.

Bei diesem Sachstand kann man sich der Mühe nicht überheben, die Lösung des Knotens anzustreben, den andre Erklärer bequemlich durchhauen wollen. Das zu widerlegen, was zu letzterem Zwecke vorgebracht worden ist — namentlich ausführlich von Graffunder im Novemberheft 1891 der „Preußischen Jahrbücher" — ist nicht nötig; es genügt der einfache Widerspruch, weil alles nur aus, mitunter scharfsinnigen, Darlegungen besteht, wie das an sich Unglaubhafte — daß mit dem Erhabenen Geist der Erdgeist gemeint sei — doch möglich sein könne. Daß letzterer darunter verstanden werden m u ß t e, hat niemand zu erweisen versucht, und so liegt ein Gegenbeweis mittelbar in der Begründung des richtigen Verständnisses.

Der dramatische Gang im „Faust" ist folgender: Schon im ersten Monolog (391 ff.) und später beim Spaziergang mit Wagner (1068—1099) hat Faust seine Sehnsucht nach einem Leben in der Natur ausgesprochen. In der ersten Zeit seines Liebesglücks ist diese Sehnsucht in den Hintergrund getreten, die Scene „Wald und Höhle" zeigt ihn aber, wie er sich in die Einsamkeit zurückgezogen und seinem tiefempfundnen Drange, sich mit der Natur innig vertraut zu machen, nachgegeben hat. Auf diese Sachlage weist die Bezeichnung des

Schauplatzes deutlich hin; die Höhle deutet sogar auf den Zustand eines Höhlenbewohners zurück. Und im Monolog erzählt uns Faust von seinem Fühlen, Schauen und Genießen der Natur. Inhaltlich knüpft aber der Monolog an den Prolog im Himmel an; mit Rücksicht auf die Zeitfolge der Entstehung müßte man sagen: der Prolog knüpft an den Monolog an, und jener ist nur gedichtet, um das richtige Verständnis des letzteren außer Zweifel zu stellen. Die Beziehungen zwischen Prolog und Monolog sind in diesem wie mit Absicht unverkennbar bemerkbar gemacht. Dort erklärt der Herr:

Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen —

und daß dies geschehen, erkennt im Monolog Faust mit den Worten an:

Dann führst Du mich zur sichern Höhle, zeigst
Mich dann mir selbst.

Im Prolog rügt Gott beim Menschen:

Er liebt sich bald die unbedingte Ruh,
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu —

was Faust fast wörtlich bestätigt:

Du gabst zu jener Wonne . . .
Mir den Gefährten.

Der Herr fährt fort, indem er von jenem Gesellen sagt:

Der reizt und wirkt —

was Faust genauer bezeichnet:

Er facht in meiner Brust ein wildes Feuer
Nach jenem schönen Bild geschäftig an.

Schließt der Herr

— und muß als Teufel schaffen,

so schildert Faust dieses teuflische Schaffen des Gefährten, daß er

zu nichts
Mit einem Worthauch deine Gaben wandelt.

Prolog und Monolog sind also ihrem Ziele nach von demselben Gedanken eingegeben und letzterer kann daher nur in einem Sinne gedeutet werden, der seiner Abhängigkeit vom Prologe Rechnung trägt. Nicht genug: beide Stücke sind auch auf eine gemeinschaftliche Quelle zurückzuführen, eine Quelle, die zudem alle Ungewißheit über die Auslegung des Monologs, wenn diese noch zweifelhaft sein könnte, vollends zunichte machen müßte.

Gehen wir den Monolog im Einzelnen durch, und betrachten den Anfang ohne Voreingenommenheit, nur im Geiste der Dichtung, so können wir gar nicht anders, als den angeredeten Erhabenen Geist in Gott finden. Diese höchst würdige Bezeichnung wird in der Faustdichtung auch sonst nur der Gottheit beigelegt; so heißt Christus im

Osterlied (787) und dadurch ist der Sprachgebrauch für die Tragödie festgestellt. Wenn sich hiernächst Faust an den Erhabenen Geist mit den Worten wendet:

du gabst mir, gabst mir alles
Worum ich bat —

so haben wir uns zu erinnern, daß er uns in den weihevollen Augenblicken, da sein Herz vom Ostergesang tief getroffen war, verrät, was in glücklicherer Zeit sein Anliegen an Gott war:

Sonst stürzte sich der Himmelsliebe Kuß
Auf mich herab in ernster Sabbathstille;
Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünstiger Genuß;
Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich durch Wald und Wiesen hinzugehn,
Und unter tausend heißen Thränen
Fühlt' ich mir eine Welt entstehn.
Dieß Lied verkündete der Jugend muntre Spiele,
Der Frühlingsfeier freies Glück.

Überhaupt galt auch Fausten Gott als Geber alles erwünschten Guten; deshalb mahnt er (1009 f.):

Vor jenem droben steht gebückt,
Der helfen lehrt und Hilfe schickt.

Er quälte sich darum zu Zeiten verwüstender Seuchen (1028 f.)

Das Ende jener Pest
Vom Herrn des Himmels zu erzwingen.

Zwar genügte das gläubige Gottvertrauen, das träumerische Hingeben an Naturgenuß dem nach Klarheit Strebenden nicht; es drängte ihn sich Erkenntnis des Urgrundes aller Dinge zu erringen, und in Verfolgung seines dunkeln Wissensdranges schlug er vom Ziele ableitende Wege ein. Er hat sich jedoch in der Einsamkeit des Waldes wiedergefunden und nunmehr gab ihm Gott das Erbetene, indem er ihm Kraft verlieh, die Natur zu fühlen und zu genießen (3221). Daß Faust dies wirklich göttlichem Einfluß zuschrieb, ist mit einer Sicherheit, die nichts zu wünschen übrig läßt, daraus ersichtlich, daß Faust mit seiner folgenden Schilderung des Naturlebens an das gottgeweihte Buch und zwar gerade an diejenige Schrift der Bibel sich anschließt, die am eindringlichsten Verehrung Gottes lehrt: wieder ans Buch Hiob, wie der Prolog. Und er, der Fausten sein Angesicht im Feuer zugewendet hat, kann auch nur Gott sein. Die Vorstellung, daß Gott

in Feuer erscheint, gründet sich auf 1. Moses 15_{17} ff., 2. Moses 3_{2-8}, 14_{17}, Apostelgeschichte 7_{3}; auch Hiob, 29_{3} und 1. Samuel 28_{6} weisen auf Lichterscheinungen Gottes hin. (Goethe gebraucht das gleiche Bild der feurigen Gotteserscheinung in ernster Stunde gegen Ende des Gesanges „Polyhymnia“ in „Hermann und Dorothea“). Zum Überfluß kann noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß der Ausdruck „Busch“ durch seine Wiederholung nachdrücklich ins Gedächtnis ruft, daß Gott sich Mosen im feurigen Busche zeigte.

Wenn Faust nachher Gott preist, daß er ihm die Natur zum Königreiche und Kraft gegeben habe, sie zu fühlen und zu genießen, so ist das ins Enge gezogener Eindruck von der großartigen Schilderung, die Hiobs Freund Elihu von der in der gesamten Schöpfung sich kundgebenden Allmacht Gottes entwirft (36_{26}—37_{24}), und die darauf Gott selbst in gleichem Sinne fortsetzt (38—41). Noch näher schließt Faust an das Buch Hiob, wenn er sagt: der Erhabene Geist habe die Reihe der Lebendigen ihm vorübergeführt und ihm seine Brüder in Wald, Luft und Wasser kennen gelehrt. Es ist das geradezu nur die Zusammenfassung des letzten Teils der Schilderung, in der Gott zu Bekräftigung seiner allumfassenden Macht und Gewalt Geschöpfe allerhand Art nach ihren Eigenschaften dem Hiob vorzählt (38_{39}—41_{52}). Was allen Zweifel an dieser Quelle ausschließt, ist, daß in gleicher Reihenfolge, wie im Monolog, Gott zuerst ein Tier des Waldes und zuletzt ein im Wasser lebendes, dazwischen aber Gevögel nennt; es sind dieß: Löwe, Rabe, Gemse, Hirsch, Einhorn, Pfau, Storch, Roß, Habicht, Adler, Behemoth und Leviathan. — Wenn Faust sodann des Sturmes gedenkt, der im Walde braust und wüstet, so weist er zurück auf die Wetter, in denen Gott sich Hiob ankündigt (36_{30}—37_{6}, sowie 38_{1} und 40_{1}). Auch die Höhle beim Wetter fehlt dort nicht (37_{8}), nur daß sie an dieser Stelle als Zuflucht wilden Tieren dient, nicht einem auf sich selbst sich zurückziehenden Menschen, wie Faust. Dagegen entspricht dessen Höhleneinkehr einem andern im alten Testament erzählten Vorgang, wo das Wort des Herrn zum Propheten Elia in eine Höhle des Berges Horeb kam (1. Könige 19_{9}); dabei gibt es gleichfalls einen Sturm, der die Berge zerriß und die Felsen zerbrach. Überhaupt mahnt die von Goethe beim Schauplatz vorgeschriebene Höhle an biblische Örtlichkeiten, die mit Gotteserscheinungen in Verbindung stehen; so noch an den Hain Mamre, in dem Gott vor Moses trat und wo sich ebenfalls Höhlen fanden (1. Moses 18_{1} und 23_{7}). — Nicht zu verschweigen ist indessen, daß der Schluß von Fausts

Dann führst Du mich zur sichern Höhle, zeigst
Mich mir selbst

wörtlich in der Imitatio Christi — die Goethe laut einer Anführung

daraus in seinen „Ephemerides" von 1770 kannte — vorkommt. Daselbst ergeht sich Thomas a Kempis im 8. Kapitel des 3. Buches in einer Ansprache an Gott und sagt darin ähnlich wie Hiob (29_{3}): erit . . . vicina . . . lux tua, und weiterhin genau wie Faust: Ibi ostendis me mihi.

Nach alledem muß man die Überzeugung festhalten, daß die Welt, in der Faust sich bei der Anrede an den Erhabenen Geist bewegt, von dem Kreise des Erdgeistes himmelweit getrennt ist.

Mit den hinsichtlich des Monologs in der Scene „Wald und Höhle" angeführten Stellen sind noch nicht alle im „Faust I" enthaltenen, bei denen das Buch Hiob vorgeschwebt hat, erschöpft. Von Deyks ist auf die Gesänge der Erzengel Raphael und Gabriel hingewiesen worden, worin sich inhaltlich die Verse 38_{7} und $_{30}$ wiederholen. Fausts Verfluchung aller Reize des Lebens (1597—1606) ist ein Gegenstück zu Hiobs ähnlicher Verwünschung (3_{3} ff.), und wenn jener schließt:

Und Fluch vor allem der Geduld!

so ist das geradezu auf Hiob gemünzt, dessen Geduld sprichwörtlich ward. (Epistel Jakobi 5_{4}. — Im Personenverzeichnis von Hans Sachsens Komödie ist aufgeführt: „Hiob der geduldig.")

Aber auch Anklänge an andere Schriften des alten Testaments haben in der ersten Faustdichtung Platz gefunden. Pniower (Goethe-Jahrbuch 13, 180—188) verfolgte Übereinstimmung einiger auf Fausts Verhältnis zu Gretchen bezüglicher Verse und Ausdrücke im hohen Liede. Den Bösen Geist im Dom bei den Exequien von Gretchens Mutter und Bruder habe ich als Nachbildung des bösen Geistes, der als Stimme des Gewissens sich beim König Saul einfindet (1. Samuel $16_{14, 15, 23}$) ermittelt (Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1893, Nr. 33, S. 130 f.). — Bei der Hexenküche kann man allenfalls an die, gemeinlich Hexe von Endor genannte Zauberin denken, die dem König Saul Erscheinungen vorzauberte.

Noch einmal komme ich zurück auf die nicht wegzuleugnende Thatsache, daß Mephistopheles bald als alttestamentlicher Versucher, bald als christlicher Höllengeist sich gebahrt, um hervorzuheben, daß nicht geänderte dramatische Pläne aus verschiedenen Zeiten diese Vermischung verursacht haben können, da sie bisweilen in einer und derselben Scene vorkommt, daß vielmehr sie aus einer gewissen Lässigkeit Goethes zu erklären ist, wonach er es verschmähte, sich peinlich auf eine dieser Vorstellungsweisen zu versteifen, da ihm bald die eine, bald der andere wirksamer erschien. Er spielte in übermütiger Laune mit den verschiedenen mythologischen Auffassungen, weil es ihm nur darum

zu thun war, Mephistopheles jedesmal so vorzuführen, wie er ihn gerade neben Faust brauchte. Mephisto ist nicht sowohl ein bestimmter Charakter wie sonst dramatische Personen, als vielmehr ein Schalk, der im Drama nur die Aufgabe hat, Faust vom Wege des Guten abzulenken. Er ist vor allem der Versucher, der in jedem einzelnen Falle so spricht und handelt, wie es nach den jeweiligen Umständen für die Erfüllung seiner Aufgabe förderlich erscheint. Als Geist, der stets verneint, setzt er sich in Widerspruch mit allem, was geschieht und kann folgerecht bei der Mannigfaltigkeit der Geschehnisse gar nicht immer derselbe sein. Und wie Mephisto selbst bald mit der einen, bald mit einer ganz andern Wesenheit sich zeigt, so sind auch die verschiedenen Wesen, die mit ihm in Beziehung stehen, mannigfaltig geartet. Die Geister, die bei der ersten Zusammenkunft zwischen Mephisto und Faust ersterem sich gefällig erweisen (1259—1270), sind keinesfalls Ausgeburten der Hölle, während die Hexe in der Hexenküche allerdings nach gemeiner Vorstellung Zubehör der Teufelswelt ist. Diese Scene hat Goethe erst in Italien hineingedichtet, weil er Fausts Verhältnis zu Gretchen als vom Satan eingeleitet darzustellen hatte; als ein zufällig entstandenes sollte es nicht angesehen werden, sondern als erste Thätigkeit Mephistos zu Fausts Versuchung, mit der er am Ende des ersten Teils der Tragödie obzusiegen scheint, denn wenn der Theaterdirektor des Vorspiels seine Vorschriften mit den Worten endet:

Vom Himmel durch die Welt zur Hölle —

so entsprechen dem die letzten Worte Mephistos an Faust:

Her zu mir!

Zu leugnen getraue ich mir nicht, daß der Mephistopheles des Vorspiels das Gegenteil vom Mephistopheles des Schlusses von „Faust II.“ ist. Der Kampf um Fausts Seele ist kaum etwas andres, als ein Gaukelspiel, um Mephisto noch als den volkstümlichen betrogenen dummen Teufel vorzuführen. Er mußte von Rechtswegen wissen, daß er keinen Gewinn davon haben könne, da Gott ihm über Faust nur so lange er lebe Gewalt gegeben hatte (315). Gott hatte den Menschen, der strebt, als den, der die menschliche Bestimmung erfüllt, als jeder Sünde gegen Gott unzugänglich erklärt. Mephistos Vertrag mit Faust konnte hierin nichts ändern; denn nemo contra deum, nisi deus ipse. Indessen mußte die durch den Vertragsschluß geschaffene Verwicklung dramatisch gelöst werden, was endlich wenigstens äußerlich geschah. Der Widerspruch, der von vornherein im Vertrage lag, gestattete keinen innerlichen Abschluß mehr. Als Goethe „Faust“ begann, wollte er eine Bühnendichtung schaffen; als er das Werk nach

geraumer Unterbrechung wieder aufnahm, war ihm über den Gehalt die Form gleichgiltiger geworden, so daß er sich überhaupt nur so gut es eben ging mit ihr abfand. Die Schöpfung ward, nach seinem eignen Ausdruck, incommensurabel. Damit sind alle Maßstäbe, mit denen gewöhnlich Dichtwerke gemessen werden, für „Faust" abgewiesen: er hat sein eignes Maß, das in ihm selbst aufgesucht werden muß.

Berliner Analekten.

Von Ludwig Geiger in Berlin.

1. Böttigers Berufung nach Berlin.

Daß Karl August Böttiger, der bekannte Pädagoge, Kunstschriftsteller und Publicist im Jahre 1803 einen ehrenvollen Ruf nach Berlin erhielt, war aus des Sohnes K. W. Böttiger Biographie bekannt. Ich hatte in den Blättern für literarische Unterhaltung 1893 S. 493 ff. aus den Materialien des Berliner Geheimen Staatsarchivs eine Darstellung gegeben, die bei der einseitigen Art der benutzten Quelle einseitig bleiben mußte und falsche Folgerungen veranlaßte. Daher komme ich nochmals auf die Angelegenheit zurück. Denn sie ist keineswegs bloß eine Privatsache, oder ein geringer Beitrag zur Biographie eines einzelnen Mannes, sondern wichtig wegen der Persönlichkeit, die hauptsächlich in Frage kommt, und wegen aller der Männer, die ihre Hand dabei im Spiele hatten. Die Materialien, die ich benutze, sind hauptsächlich handschriftliche Briefe der großen Böttigerschen Sammlung in der Königl. öffentlichen Bibliothek in Dresden. Sie befinden sich teils in den Briefbänden von Kotzebue, Merkel, Sander, F. A. Wolf, teils in einem besonderen Fascikel, das außer vielen Briefen Einzelner auch die Koncepte der Schreiben Böttigers an seine Freunde und die Minister enthält. Daneben sind Akten des Geheimen Staats-Archivs sowohl solche, die sich auf das Gymnasium zum Grauen Kloster beziehen, als Kabinets-Akten (Rep. 89, 30A), endlich auch Weimarer Archivalien benutzt.

Friedrich Gedike, eines der Häupter der Berliner Aufklärung, vereinigte in Berlin zwei Ämter, das Direktorat des Grauen Klosters und das Amt eines Oberkonsistorialrats und (leitenden) Mitglieds des Oberschulkollegiums. Kaum 50 Jahre alt (er war 1754 geboren) wurde er 1802 von einem schweren Leiden heimgesucht, von dem er sich nicht wieder erholte. In dieser Zeit seiner schweren Krankheit

dachte man in Berlin, wenigstens in den Böttiger befreundeten Kreisen bereits an einen Nachfolger. Schon am 15. Januar 1803 (Gedike starb erst am 2. Mai) schrieb Kotzebue an Böttiger: „Es freut mich sehr, daß lange vorher, ehe ich Ihren letzten Brief erhielt, ich schon mich überall in Bewegung gesetzt hatte, um Ihnen Gedikes Posten zu verschaffen. Zu solchen Dingen bedarf ich keiner Erinnerung. Aber fast hätte ich gesagt, leider ist Gedike besser geworden, so gefährlich es auch mit ihm aussieht.“ Die wichtigste Persönlichkeit, mit der man es zu thun hatte, und auf die Kotzebue durch persönliche Beziehungen in der That großen Einfluß hatte, war der Geheime Kabinetsrat Beyme. Mit diesem stand auch Böttiger in Verbindung. Er hatte, wie es scheint, im Jahre 1802 mit ihm persönlich in Weimar konferiert und hatte infolge dieser Konferenz ihm ein längeres Memoire zugeschickt, in dem er seine Ansicht über die Gedikesche Stelle und seine Forderungen für den Fall der Annahme näher auseinandersetzte. Unmittelbar nach Gedikes Tod wurden die Verhandlungen nun ernstlich aufgenommen. Am 22. Mai 1803 meldete Kotzebue, daß Beyme den Gehalt für die Stelle Gedikes auf 15—1600 Thaler zu bringen, einen Platz in der Akademie hinzuzufügen gedenke und Böttiger gern die Erlaubnis geben würde, einträgliche Kollegien zu lesen. Auswärtige Freunde wie Döring in Gotha rieten entschieden zu der Annahme eines Berliner Postens, Berliner Freunde wie Sander suchten insbesondere Böttigers Bedenken über die zu Berlin herrschende Teuerung zu entkräften. Aus dem Berichte des Letztgenannten sind einzelne ökonomische Mitteilungen für das damalige Berlin höchst interessant. Nach seiner und seiner Frau Mitteilung kostete das Rindfleisch pro Pfund 3 Groschen, der Scheffel Roggen 2 Thaler 8—15 Groschen, trinkbarer französischer Rotwein, Berliner Maß, 10 Groschen, die Champagnerflasche also 7 Groschen 6 Pfennig, Zucker pro Pfund 12 Groschen (infolge des Krieges), vor ein paar Wochen habe es noch 9 Groschen 6 Pfennig gekostet. Das Quart Milch kostete 1 Groschen 6 Pfennig, das Mandel Eier 5 Groschen, würde aber billiger werden, sobald die Getreidepreise fielen, Kochbutter 6—7, Tischbutter 8—10 Groschen, zum letzteren Preise sei sie aber „so vorzüglich, daß selbst meine Frau sie lobt, ob sie gleich in Pyrmont erzogen ist, wo die Kühe auf den üppigsten Wiesen grasen“. In Bezug auf Wohnungspreise meldete Sander, daß in seinem Hause (Kurstrasse 51) 6 Stuben im 2. Stock (darunter ein kleines und ein Dienerzimmer), nebst je eine Stube und Kammer im 3. Stocke, außerdem Küche, Boden, Keller für 200 Thaler vermietet seien. „Wer kein Haus machen wolle, könnte“, so meint Sander, „mit Familie und Domestiken mit 2000 Thaler leben. An einer reinlichen table d'hôte würde Suppe mit Fleisch, Gemüse mit

Carbonnade, Braten mit Salat für 8 Groschen verabreicht. In einem feineren Wirtshause kostet das Mittagessen 12 Groschen, dafür gäbe es 5, 6 Gerichte und Kuchen."

Der getreue Kotzebue, der diese Sandersche Mitteilung unterstützte, schrieb am 7. Juni: „Rosenstiel kenne ich sehr gut. Er hat Einfluß aber wohl schwerlich in diesem Falle. Ich meine überhaupt, wir bedürfen hier weiter keines Einflusses, denn ich halte die Sache für gemacht. Pension giebt Ihnen der König vielleicht nicht, aber er kauft Sie in die Wittwen-Kasse, und das ist wohl noch besser, nämlich 100 Friedrichsdors." Am 18. Juni bat er Böttiger dringend nach Berlin zu kommen, und bei ihm zu wohnen, bestätigte dabei Sanders Bericht, daß die Teuerung in Berlin nicht so groß sei und meinte: „Ich bin überzeugt, daß Ihre persönliche Gegenwart Alles völlig ausgleichen wird." Um ihn anzulocken, bot er ihm eine jährliche Einnahme von 500 Thalern für seine Beiträge am „Freimütigen". Am 5. Juli meldete Kotzebue, daß Beyme wieder sehr günstig für Böttiger gestimmt sei. (Bertuch hatte eine kleine Störung des Verhältnisses bewirkt.) „Er werde Alles thun, was in seinen Kräften stehe, um Sie herbeizuziehen." Am 22. Juli schrieb er: „Sander sagte mir, daß auch der Magistrat Sie zu beiden Stellen wählen wolle. Desto besser, so haben Sie die Wahl." . . . . . „Von hiesigen Feinden, Nicolai u. s. w., fürchten Sie gar nichts, ich bin sicher, daß Beyme mit Niemand von der Sache spricht als mit mir, und alle jene Menschen kommen ihm gar nicht zu nahe." In einem Punkte war Kotzebue jedenfalls sehr schlecht unterrichtet. Nicolai war nicht nur kein Feind Böttigers, sondern ziemlich eng mit ihm verbunden und hatte gleich anderen bisher genannten Berlinern großes Interesse daran, Böttiger nach Berlin zu ziehen. Während die Freunde mehr deklamierten als arbeiteten, war von offizieller Seite Manches geschehen. Schon am 10. Mai, also wenige Tage nach Gedikes Tode schlug der Staatsminister von Massow, der zugleich Chef des Schul-Departements war, den bisherigen Lehrer vom Grauen Kloster Professor Spalding als Nachfolger Gedikes in beiden Stellen, sowohl als Rektor wie als Ober-Konsistorialrat vor, sprach mit warmen Worten sein Lob aus und erklärte seine hervorragende Bedeutung, insbesondere zu dem Schulamte. Gegen diesen Vorschlag wandte sich Hecker, Mitglied des Konsistoriums, Prediger, besonders bekannt durch die von ihm begründete und geleitete Realschule, in einer längeren Eingabe, 14. Mai mit dem Hinweise darauf, daß die Ephoren des Gymnasiums Spalding nicht wünschten, „weil man ihm die zu diesem Posten erforderliche Geschäftsklugheit nicht zutraute, und weil man außerdem „fürchtete, daß seine bekannte Bequemlichkeitsliebe einen nachteiligen Einfluß auf die Verwaltung des

Gymnasiums ausüben würde." Auch sonst beschränkte er in jeder Weise das von Massow gefällte günstige Urteil über Spalding und wies auf den bekannten Hamburger Direktor Gurlitt. Johann Gottfried Gurlitt (1754—1827) war erst vor Kurzem (1802) von Kloster Bergen, wo er Jahrzehnte lang eine segensreiche Wirkung geübt, nach Hamburg als Direktor des Johanneums berufen worden. Er lehnte jedoch die ihm angebotene Stelle, wie wir hören werden, in ziemlich schroffer Weise ab.

Von dieser Ablehnung Gurlitts meldete Sander an Böttiger am 22. Juli 1803 und sandte folgenden Bericht, der hier ganz mitgeteilt werden soll. Sander schreibt: „Noch ehe das geschehen war, hatten sich ein gewisser Koch, Rector oder Director in Stettin und Fischer, Professor der Mathematik an dem Gymnasium quest. gemeldet. Auf den Ersten hat man garnicht reflectirt. Dem Andern hätten einige Stimmen von Mitgliedern des Magistrats zufallen können, wenn nicht einer meiner Freunde es eben in der zur Wahl veranstalteten Zusammenkunft gestern am Donnerstage dahin gebracht hätte, daß man die Wahl noch aufgeschoben hat. Von den Stimmenden haben zwei Drittel eingesehen, daß Fischer ein bloßer Mathematiker mit einem herzlich schlechten Vortrage nicht zum Director einer bedeutenden Lehranstalt tauget, zumal da er kein oder doch nur ein sehr mittelmäßiger Philologe ist. Mein Freund hat nun Sie genannt als einen Mann, der alle erforderlichen Eigenschaften hat. Aber Jemand, den Sie erraten mögen, und den ich Ihnen nur mündlich nennen will, hat darauf erwidert: „Sie wären ein gelehrter und noch mehr ein sehr belesener Mann, aber Sie hätten in Ihren Schriften allerlei schlüpfrige Sachen und sogar Zoten mitunterlaufen lassen, und das könne der Anstalt im Falle, daß man Sie wählt, nachteilig sein." Mein Freund hat hierauf erklärt, wenn das wahr sei, so müsse er freilich davon abstehen, Sie vorzuschlagen. Untersuchen könne er die Sache nicht, weil seine Zeit es nicht erlaubt. Er überlasse die Angabe dem Gewissen des Herrn . . ., übrigens wundert es ihn, da er wisse, daß die sämmtlichen Lehrer Sie zum Director zu haben wünschten, denn diese würden doch wohl Ihre Schriften auch gelesen haben. Ich begriff, als mein Freund mir diesen Morgen das erzählte, schlechterdings nicht, was den Herrn — ich will ihn nicht nennen, aber erraten Sie ihn an einigen Zügen: er kann die kleinen Augen auf Niemanden festhalten und erzählt für sein Leben gern Anecdoten — bewogen haben kann, sich so gegen Sie zu erklären. Doch jetzt im Schreiben ist es mir eingefallen: Sie haben einmal entweder im Modejournal oder im Merkur Epigramme von Rochlitz im Karlsbade gemacht, abdrucken lassen, unter denen eins eben diesen Anecdotenjäger traf. Nun ist es denn

kein Wunder, daß der geistliche Herr die Gelegenheit benutzt hat, Ihnen eins zu versetzen. Aber er soll es nicht umsonst gethan haben. Schicken Sie mir doch recht bald das Stück des Moden-Journals, worin die erwähnten Epigramme stehen, und mein Freund dem das Herz am rechten Orte sitzt, und der Ansehen genug hat, auch einen geistlichen Herrn von höherem Range nicht zu scheuen, wird ihm, hoffe ich, sagen: „Herr . . ., ich will zwar glauben, was Sie von B. auf Ihr Gewissen versichert haben, doch es giebt Leute, welche behaupten, B. habe sich Ihren Haß durch die Aufnahme eines Epigrammes gegen Sie zugezogen.“ Und mit diesen Worten soll er das Heft des Journals aus der Tasche ziehen.

Mein Freund sagt mir nun: will B. bloßer Director des Gymnasiums werden, so ist das durch das Cabinet sehr leicht zu machen: es kostet nur einen Brief. Ich: das wird B. durchaus nicht wollen: hören Sie nur, was er mir schon vor einigen Wochen geschrieben hat . . . . Wie denn aber, wenn er Gedikes Stellen sammt und sonders bekäme. Vielleicht setzt der König noch einen Oberschulrat ein, der ihm die Arbeit im Geschäftsfach erleichterte. — Er: Der Minister Massow hat bestimmt erklärt, daß die beiden Stellen (des Directors und des Oberschul- und Ober-Consistorialrats) getrennt werden müssen, weil ein Mann die Arbeit nicht aushalte. — Ich: Nun denn! Ein Vertrauen ist das andere wert. Wahrscheinlich wird B. als Ober-Schul- und Ober-Consistorialrat nach Berlin berufen werden, und das zieht er ohne Zweifel vor. Director des Gymnasiums will er nicht sein, und wenn ihm die Stelle auch angeboten würde. Ich bitte Sie, das noch zu verschweigen, aber nach einigen Wochen werde ich Sie bitten, öffentlich zu erklären, daß B. die Stelle ausgeschlagen haben würde.“

Sander hatte im Ganzen ziemlich Recht. Böttiger war wirklich direktions-müde, daneben auch Weimar-müde in Folge seiner Differenzen mit Goethe, Schiller, Herder, so daß nur der alte Wieland sein schwacher Halt war. Er sehnte sich nach einer größeren Stadt und größerer Stellung und wollte gern nach Berlin. Zeugnis dafür ist Böttigers großes Memoire an Beyme, vielleicht dasselbe von dem schon oben die Rede war. Es trägt das Datum „Weimar, 26. Juni 1803 und die Überschrift „Zweifel und Vorschläge.“ Er sei, so führte Böttiger aus, nicht abgeneigt, die Stelle eines Ober-Schulrats zu übernehmen. Eine solche Stelle aber werde einen ganzen Mann erfordern, der freilich auch für die Verbesserung des Schulwesens viel wirken könne. Daher müsse ein ansehnlicher Gehalt mit einer solchen Stelle verbunden sein. Er selbst bezifferte sein bisheriges Einkommen in folgender Weise:

Sein Gehalt nebst Holz und anderen Entschädigungen	900	Thaler
Redaktion des „Neuen Deutschen Merkurs" . . .	400	„
Redaktion des Mode-Journals	300	„
Redaktion des Journals „London und Paris" . .	400	„
Abfassung aller literarischen und merkantilischen Artikel in der bei Cotta in Tübingen erscheinenden „Allgemeinen Zeitung"	400	„
Recensionen und Einleitungen im Kunstfache der Jenaschen Allgemeinen Literatur-Zeitung	100	„
im Ganzen	2500	Thaler.

Von dieser Summe müsse er freilich, wie er bemerkte, für Korrespondenz, Bücherausgaben und Sonstiges 500 Thaler abziehen. Eine solche ausgebreitete Thätigkeit sei nur in Weimar und zwar besonders in Verbindung mit Bertuch möglich. „Indeß ist dies Alles nur Notbehelf, und die ganze Journal-Schriftstellerei und Buchstaben-Betriebsamkeit derart, war mir schon lange umsomehr zum Verdruß, als ich meine alten Lieblingsgeschäfte: Philologie, Altertumskunde, Kunstgeschichte u. s. w. dabei natürlich nur fortsetzen und die höhere Pädagogik, für welche ich, ehe ich nach Weimar kam, in 2 Direktorats-Stellen in Kursachsen ganz lebte, nur als eine alte Geliebte von Zeit zu Zeit begrüßen könnte." Außer dem Gehalte würde er allerdings freie Wohnung verlangen müssen. „Der große König hat viele Wohnungen, und seinem „es werde!" gehorchen Zimmerleute und Maurer." Doch mit diesen allen waren seine Forderungen noch nicht zu Ende. Er wünschte ferner mit seiner Ober-Schulrats-Stelle eine Verbindung der Leitung des Seminars für gelehrte Schulen, einen Witwen-Gehalt und endlich Entschädigung für den Transport seiner Sachen.

Auch in dem leitenden Kreise wurde der Gedanke immer mehr erwogen, Böttiger nicht das Schulamt, sondern die Stelle eines Ober-Schul- und Ober-Konsistorialrats anzuvertrauen.

Über alle diese Dinge schrieb Nicolai ausführlich am 23. Juli 1803 an Böttiger und bemerkte Folgendes: „Daß man aber an Sie wegen der Stelle eines Oberconsistorialrats gedacht hat, weiß ich ziemlich zuverlässig, weil ich etwa vor 14 Tagen Gelegenheit hatte, diesen guten Gedanken bei Jemand möglichst zu befestigen. Doch hörte ich dabei auch, daß man von einer andern Seite den Gedanken hat, zu dieser Stelle einen Einländer wählen zu wollen, welcher der Landesverfassung kundig ist." Böttiger antwortete darauf am 19. August mit vielem Dank für Nicolais Freundschaft, in einem Briefe, worin er eine Stelle, in der er für Bürger- und Landesschulen zu sorgen haben

würde, ablehnte und meinte: „Freilich sagt mir der Geheime Cabinetsrat Beyme davon nichts. Ich werde nach allen deshalb gefallenen mündlichen und schriftlichen Aeußerungen meinen Geschäftskreis nur in Aufsicht und Beratung der höheren Lehranstalten und gelehrten Schulen finden. So verstand es auch der wackere Wolf in Halle, der darüber sehr offen und anratend schrieb."

Die Stelle F. A. Wolfs, auf die Böttiger hier anspielt, ist offenbar die in dem Briefe vom 20. Juni 1803:[1]) „Lassen Sie sich im voraus zu einer ähnlichen Wanderung in Kurzem gratuliren. Ich müßte B[eyme] über die jetzigen Bedürfnisse von B[erlin] schlecht verstanden haben, wenn ich nicht hoffen sollte, daß man bald an Sie denken werde, und desto besser, wenn G[urlitt] nicht Lust hat, G[edike] zu ersetzen. Sie werden auch von dieser Seite jedem Biedermann willkommener sein. Kommt bald wie gesagt eine Anfrage, die Ihnen dies Rätsel völlig löst, so bitte, sagen Sie mir nach der Entscheidung ein Wort, und nehmen Sie meinen bestgemeinten Glückwunsch dazu." Die ungünstige Wendung der Sache erfuhr Wolf bald durch Böttiger. Infolge dieser Mitteilung erging sich Wolf am 26. August 1803 in folgender heftiger Auseinandersetzung: „Ihren freundschaftlichen Brief, womit Sie mich ehegestern über eine so abscheuliche Wendung der Sache unterrichteten, ließe ich lieber unbeantwortet, so widrig ist mir sein Inhalt, aber Sie in der schon gefaßten Beruhigung zu befestigen, scheint mir auf der andern Seite Pflicht gegen den Freund. In der That, wenn die theologische Kabale, die alle Superiorität wie den leidigen — fürchtet, gegen Sie arbeiten wollte, so machte sie sich höchst verdient um Ihre Ruhe, daß sie sich so früh an die Arbeit machte, und ich überzeuge mich ganz, nur Berlin hat verloren, nicht Sie. Daß ich vor Ihrem Briefe kein Wort wußte, und vielmehr täglich Ihrer Ankunft entgegensah, darf Sie nicht wundern. Vor 3 Tagen sprach ich Löslern zu Pyrmont, und jetzt erst merke ich, daß er ein wenig zugeknüpft über die Sache war. Eher hätte ich aus einem sonderbaren Stillschweigen von Herrn Buttmann und anderen Berlinischen Leuten, die mich in voriger Woche besuchten, etwas schließen können, wenn ich nicht die Sache für viel zu gewiß gehalten hätte. Nun sehe ich deutlich, da auch Herr Gurlitt das Directorat nicht will — (man klagt sehr über die impertinente Art, woraus man seine Weigerung mehr erraten als bestimmt erfahren mußte) man wird auf einen neuen unschädlichen Sentlage ausgehen: dies ist der Name des jetzigen Oberhauptes von Joachimsthal. Bei solchen Ehrenmännern bleibt sicher die Märkische Aesthetik in Ruhe.

[1]) Wolf schreibt in Abkürzungen; aber die Auflösung ist ohne Zweifel richtig.

Hätte ich von Anfang her geglaubt, daß Sie auf die Gedikesche Acten-Galeere dort kommen könnten, so wäre ich der erste gewesen, der Ihnen auch bei einem Gehalt von 3000 Thalern abgeraten hätte. Wer je ein Gelehrter war, kann nicht ein solcher Geschäftsmann werden; wie ich einst Gedike ins Ohr flüsterte, als er sich hier bei mir, nicht mehr für Gelehrten, sondern für einen Geschäftsmann ausgab. Aber ich dachte eben, es würde von Ihnen gänzlich abhängen, sich Ihren Geschäftskreis selbst zu bilden. Jetzt bin ich ganz überzeugt, daß Sie an jedem andern Orte, geschweige in Weimar, weit besser Ihrer Laune gemäß leben können."

Die Anspielung auf die theologische Kabale, die sich hier findet, bezieht sich offenbar auf die Anstrengungen Zöllners, von denen oben die Rede war. In dem schon erwähnten Briefe Böttigers an Kotzebue (19. August 1803) heißt es wörtlich: „Daß aber Zöllner wirklich mich auch der Obscönitat angeklagt hat, ist keine Klatscherei. Wozu kann einen sonst guten Mann nicht die Leidenschaft verblenden!" Merkwürdiger Weise, trotzdem die Besetzung der Stelle Gedikes eine höchst dringende Notwendigkeit war, dauerte es Wochen, bis man einen bestimmten Entschluß für diese Wiederbesetzung faßte. Erst am 23. September wählte der Berliner Magistrat den bekannten Theologen und Philologen J. J. Bellermann in Erfurt zum Nachfolger Gedikes als Direktor des Grauen Klosters. Statt der Bestätigung lief nun aber ein Königliches Handschreiben an den Minister Massow ein, worin auf Böttiger aufmerksam gemacht und ein leiser Zweifel ausgesprochen wurde, ob die Wahl Bellermanns ordentlich geprüft sei. Der Minister wandte sich alsbald an die Mitglieder des Konsistoriums Teller, Zöllner, Hecker, Scheve und erhielt deren Gutachten am 19. Oktober. In allen wurde Bellermann als der geeignete Mann kraft seiner Gelehrsamkeit, pädagogischen Erfahrung, seines äußerlichen Anstands und seiner Würde bezeichnet: von einem wurde darauf hingewiesen, daß Bellermann in Rücksicht auf die Berliner Stelle einen unter glänzenden Bedingungen erfolgten Ruf nach Dorpat abgelehnt habe. Über Böttiger äußerte sich Teller: „Er ist unstreitig ein Mann von Kopf, Talenten und ausgezeichneten Verdiensten als Schriftsteller auch in der alten klassischen Literatur; nur kann ich über seine Verdienste um das eigentliche Schulwesen aus völliger Unbekanntschaft damit nicht urteilen. Es wäre auch die Frage, ob er nach der Streitischen Stiftung öffentlich und feierlich Doctor Theologiae zu werden geneigt sein möchte." Aus Zöllners Urteil sind die Worte hervorzuheben: „Der O. C. R. Böttiger zu Weimar ist als ein gelehrter Mann hinreichend bekannt. Ein Hauptgrund, warum der Magistrat ihn nicht gewählt hat, ist gewesen, weil er in

Weimar Oberkonsistorialrat ist, der Magistrat aber ausdrücklich die Bedingung gemacht hat, daß der Direktor des Berlinischen Gymnasii nicht im Ober-Consistorio und Ober-Schul-Collegio sein soll, weil diese Ämter fast ganz unvereinbar sind: für den p. Böttiger aber würde es erniedrigend geschienen haben, ihm die Rectorstelle unter dieser Bedingung anzubieten. Hierzu kommt, daß seine Studien und die Art seiner Schriften ihm selbst mit der Notwendigkeit, Doctor Theologiae zu werden, in einigem Widerspruche zu stehen geschienen haben möchten."

Diese Gutachten sendete Massow an den König (21. Oktober) mit der Bemerkung, daß namentlich aus den von Zöllner vorgebrachten Gründen die Stelle Böttiger nicht füglich übertragen werden könnte, „dagegen aber behalte ich mir vor, ihn zu einer andern von Sr. Maj. collation abhangenden Stelle vorzuschlagen." Schon am Tage nachher, am 22. Oktober erließ Massow, wirklicher Staats- und Justizminister, Chef des geistlichen und Oberschul-Departements und Kurator der Universitäten, an Böttiger ein Schreiben, worin er ihm im Auftrage des Königs die Stelle eines wirklichen weltlichen Oberkonsistorial- und Oberschulrats mit 1500 Thalern Gehalt anbot. Seine Obliegenheiten beständen: „Hauptsächlich im Vortrag und Bearbeitung der in das Fach der Pädagogik und Litteratur einschlagenden Sachen sowohl in Schul- als Universitäts-Angelegenheiten." Fast gleichzeitig mit diesem offiziellen kam ein nicht offizieller Brief von Beyme, der Böttiger trotz der mäßigen Bedingungen zu kommen bat und hinzufügte: „Das Beispiel des Herrn Hufeland kann Ihnen Bürge dafür sein, daß wir einen Mann von Ihren Verdiensten nicht bloß zu schätzen, sondern auch zu belohnen wissen werden." Sollte er 500 Thaler mehr fordern, so würde auch dies zugestanden werden. Diese Forderung stellte Böttiger wirklich und fügte zwei andere Forderungen, nämlich einen Witwengehalt für seine Frau und eine Entschädigung für den Transport seiner Bücher bei.

Noch ehe eine Entscheidung einlief, erhielt Kotzebue von seinem Freund Sander die Mitteilung, daß einige Mitglieder des Oberschulrats über die Berufung Böttigers außer sich seien, und daß namentlich Zöllner in großen Zorn geraten wäre. Dagegen suchte Friedrich Delbrück (1772—1848), Lehrer am Grauen Kloster, welcher, ebenso wie sein Bruder Johann Heinrich Gottlieb, der seit 1800 Erzieher des Kronprinzen war, Prinzen und Prinzessinnen Unterricht erteilte und im Hofkreise Fühlung hatte, die Bedenken Böttigers zu entkräften. Er ermunterte diesen in einem Briefe vom 15. November dringlichst, die Stelle anzunehmen; er würde nur mit gelehrten Schulen, besonders

mit denen in Süd- und Ostpreußen zu thun haben, vielleicht auch die Leitung des Schullehrer-Seminars übernehmen müssen. Er fürchte keine Schwierigkeiten der Kollegen, er wies namentlich auf die Gunst des Ministers sowie auf die des Herrn von Scheve, des Präsidenten des Oberschulkollegiums hin.

Obwohl Böttiger in seiner Antwort auf die Berufung eine bestimmte Zusage nicht erteilt hatte, war damals in Berlin und außerhalb Berlins die Meinung fast allgemein verbreitet, er werde kommen. Nicolai gratulierte bereits in einem Schreiben vom 3. November. An demselben Tage schrieb Kotzebue von Paris, wie sehr er sich freue, Böttiger in Berlin zu begrüßen. Das interessanteste Gratulationsschreiben ohne Zweifel aber ist wohl der folgende Brief von Bellermann vom 24. November 1803, der ja wie erwähnt zu der einen ehemals Böttiger zugedachten Stelle als Direktor des Grauen Klosters gewählt war und diese auch angenommen hatte. Bellermann schrieb: „Keine Nachricht könnte mir erfreulicher und für mein künftiges Leben wichtiger sein als die, daß Sie die Vocation des Oberconsistorial- und Schulrats in Berlin erhalten und annehmen werden. Sie dadurch mein Vorgesetzter, werden dann auch nach den vielen mir gegebenen Beweisen Ihrer Gewogenheit und Liebe meine Stütze sein, worum ich Sie gehorsamst bitte, und so könnte es sich vielleicht doch noch treffen, daß wir zusammen im Jenner die Reise gemeinschaftlich in zwei Familienwagen nach Berlin machen? Auf jeden Fall bitte ich Sie in dem neuen Verhältniß, in welches uns die Vorsehung setzt, mir Ihre Freundschaft als Ihrem Untergeordneten wohlwollend zu schenken. Mit meinem herzlichsten Glückwunsche zu Ihrem ehrenvollen und längst verdientem Posten verbinde ich die ungeheuchelte Versicherung ewiger Ergebenheit." Zu solcher Annahme, wie sie in den Briefen der Berliner und Nicht-Berliner ausgedrückt war, hatte Böttiger allerdings durch einige seiner Worte Veranlassung gegeben. In einem Briefe an Beyme nämlich (20. November), der bei dem großen Interesse, das derartige literarische Dinge damals allgemein erregten, und nach dem herrschenden Begriffe, daß Briefe eigentlich Gemeingut seien, seinem Wortlaute oder wenigstens seinem Inhalte nach, in weiteren Kreisen Berlins kolportiert worden sein mag, hatte er die Worte gebraucht: „So gehe ich denn in Gottes Namen unter den Schutz eines Monarchen, der nicht blos den Norden Europas, sondern auch manches Käuzlein der alten Minerva, wenn es nur wirklich aus Athen und nicht aus einem nahen Kirchturm war, unter seine allwaltenden Flügel nahm." Auch sonst enthält der Brief noch eine Stelle, die interessant genug ist, um hier wörtlich mitgeteilt zu werden. Böttiger schreibt: „Man wird mich auch hier nicht gern verlieren, zumal da auch Herder fast ohne Hoffnung krank

liegt. So beschränkt auch die Kräfte unseres Herzogs sein mögen, so würde er mir doch, da er stets sehr gnädig gegen mich war, Alles bewilligen, was in seinen Kräften steht. Allein fern sei von mir, wo ich nicht muß, alles Handeln und Markten. Als ich den Ruf nach Kopenhagen ausschlug, gab ich dem Herzog die mir angebotene Gehaltszulage freiwillig zurück und behielt blos die Vermehrung des Wittwengehalts. Es ist und bleibt mir um einen großen segensvollen Wirkungskreis zu thun. Not werden Sie mich und die Meinen in dem enorm teuren Berlin nicht leiden lassen."

Auf Grund der ersten Stelle durfte Beyme, wie aus seinem Briefe vom 29. November hervorgeht, glauben, daß Böttiger die Stelle angenommen habe. Von demselben Tage ist eine Kabinetsordre des Königs an Massow datiert des Inhalts, daß Böttiger der erbetene Gehalt von 2000 Thalern bewilligt sei, ebenso 200 Thaler jährlicher Witwengehalt. Statt der erbetenen Transportgelder sollte ihm sein Gehalt bereits vom 1. Dezember an ausgezahlt werden, während er seine Stelle erst am 1. April anzutreten hatte. Massow übersandte diese Ordre noch an demselben Tage und bat um schleunige Annahme der Stelle.

In Weimar hatte man natürlich von dieser Berufung Notiz genommen und wünschte Böttiger zu halten. Der Minister Voigt schrieb an ihn am 7. Dezember, er möge „Vorschläge thun, inwiefern sich ein Ausgleichungsmittel für die ihm in Berlin gebotenen Vorteile finden ließe." Böttiger forderte Entbindung von dem Direktorate, einen Gehalt von 1000 Thalern und die Aufsicht über das sämtliche Schulwesen des Landes. Ehe er das Schreiben mit diesen Forderungen abschickte, gab er es seinem Freunde Kirms zur Begutachtung. Dieser billigte zwar die Geldforderung, widerriet aber entschieden die Bitte, vom Direktorate befreit zu werden, weil dann der Herzog einen andern berufen und bezahlen müßte, was er nicht könnte. Außerdem bemängelte er zwei Stellen des Böttigerschen Briefes. Dieser hatte nämlich geschrieben: „Die Stelle in Berlin giebt ihrer Natur nach adligen Rang," und ferner „nie werde ich vergessen, mit wieviel Huld und Gnade ich während meines 12jährigen Aufenthalts in Weimar behandelt worden bin, und bin ich hier und da mit unversöhnlicher Härte zurückgestoßen worden, so wird die Folgezeit über die Ursache dieses Betragens lauten Aufschluß geben." Kirms bemerkte darauf: „Den Adel lassen Sie weg und die Drohung. Ersteres wird Ihnen als Hochmut angerechnet und Letzteres verhärtet den Herzog, wie ich ihn kenne." Kirms' Rat wurde befolgt und diese beiden Stellen in Böttigers Briefe gestrichen. Dieser Brief hat sich, wie mir C. A. H. Burkhardt freundlichst mitteilt, in Voigts Papieren (Großherzogliches Archiv in Weimar)

erhalten und lautet: „Da der Berliner Ruf nicht sowohl durch die ansehnlichen pecuniären Vortheile als durch den weitern und zugleich gemütlichern Wirkungskreis, für mich ein entschiedneres Uebergewicht hat, so könnte, wenn die Rede von Compensation seyn sollte, auch hier die Erhöhung des Gehalts weit weniger als der veränderte und erweiterte Geschäftskreis in die Wagschaale gelegt werden. Nach einem 25jährigen Schulleben ist es erlaubt, sich nach einem geruhigern Posten umzusehen, die Berliner Stelle bietet nicht allein völlige Befreiung von allen lästigen Schulgeschäften, sondern auch die Oberaufsicht über alle Gymnasien 2c. mit den ehrenvollsten bürgerlichen Verhältnissen an. Wollte ich nun auch sagen, ich würde bei 1000 Thaler baarem Gehalt und der Aufsicht über das sämmtliche Schulwesen im Lande mit Resignation meines Directorats die glänzendsten Anträge gern der Ueberzeugung opfern, daß ich unter einem Fürsten, den die deutsche Cultur- und Literaturgeschichte stets mit Ehrfurcht nennen wird, hier der Intention nach eben so viel Gutes stiften können, als dort der Extorsion nach: so würde ich Gefahr laufen, etwas ungereimtes gefordert zu haben und darnach ist es die einzige mögliche Antwort auf die gnädigste Anfrage Seiner Hergogl. Durchlaucht. Ich darf also wohl hoffen, daß in dem gnädigen Urlaub zu einer Reise nach Berlin auch meine eventuelle Dimission liege, es müßte denn Durchl. aus besonderer Gnade meine Dimission bis zu meiner in den allerersten Tagen des Januar gewiß erfolgenden Rückkehr darum zu verschieben geneigt seyn, weil mir bei der genauern Bekanntschaft mit anderen vielfachen dortigen Leistungen der Wunsch sehr leicht entstehen könnte, an keine Veränderung zu denken."

Den erbetenen Urlaub erhielt Böttiger von Voigt am 9. Dezember bewilligt mit der Bemerkung, alles Übrige sei bis zu seiner Rückkehr ausgesetzt. Bevor sich Böttiger zu seiner Reise aufmachte, die ihn eben nach Berlin führen sollte, muß er auch außer dem vorhin angeführten Briefe an Beyme nach Berlin in einer Weise geschrieben haben, die man dort als bindende Zusage auffaßte, denn am 11. Dezember schrieb ihm der schon genannte Präsident von Scheve, als Antwort auf einen Brief Böttigers vom 3.: „Ich nehme an dem Entschlusse Euer Hochwürden, den Ruf hierher anzunehmen, sehr lebhaften Anteil." Am 13. sandte Zander an Böttiger Maßregeln, wie er sich zu benehmen habe. In Wirklichkeit schwankte Böttiger noch immer; in einem Briefe an Nicolai vom 12. Dezember drückte er seine Bedenken aus, die namentlich materieller Art waren, er fürchtete trotz des gebotenen Gehalts sich in Berlin schlechter zu stehen als in Weimar und meinte, Unannehmlichkeiten seitens der Kollegen zu begegnen, die ihm widerwärtig dünkten. Nicolai antwortete ihm in einem nach

Berlin unter der Adresse Sanders geschriebenen Briefe, in welchem er diese Bedenken zu zerstreuen suchte und Böttiger in Berlin begrüßte.

Böttiger kam aber nicht. Seine Reise nach Berlin, die er wirklich antrat, hatte ihn über Dresden geführt, und von dort entwickelte er in einem langen an Massow gerichteten Schreiben vom 24. Dezember 1803 die Gründe zu dem „sicher unerwarteten Entschlusse", nicht nach Berlin zu kommen.[1] Er setzte auseinander: „In Dresden hatte nicht sowohl durch äußere Aufforderungen und verstärkte Anerbietungen, sondern durch innere Bewegungsgründe der schon vom Kurfürsten von Sachsen an mich ergangene Ruf ein solches Uebergewicht, daß ich selbst bei dem schmerzlichen Gefühl, meinen höchsten und hohen Berliner Gönnern und Freunden gänzlich zu mißfallen, dennoch zur Erhaltung meiner Gemüthsruhe und Familienzufriedenheit mich gedrungen sehe, den ehrenvollen Ruf hiermit feierlich und förmlich abzulehnen, und Eure Excellenz unterthänig zu bitten, diesen meinen unabänderlichen Entschluß an die oberste Behörde sofort gelangen zu lassen." Er wies dann in längerer Ausführung darauf hin, daß Kursachsen sein Vaterland sei, daß namentlich seines Freundes Reinhard Zureden, er müsse diesem Rufe seines Vaterlands folgen, ihn bestimmt habe, da seine kränkliche Frau in Dresden, wo sie geboren sei, zu leben wünsche. Er betonte hauptsächlich, daß er ja niemals in seinen nach Berlin gerichteten Briefen so weit gegangen sei, um nicht den Ruf ausschlagen zu können.

[1]) Über die Verhandlungen Böttigers mit Dresden überhaupt, besonders die, welche den Ausschlag gaben, nachdem der Berliner Ruf schon angenommen schien, hat sich, wie ich aus einem gütigen Bescheide der Direktion des K. sächsischen Hauptstaatsarchivs entnehme, nichts erhalten. Die Direktion schreibt nämlich: „Die hiesige amtliche Korrespondenz in dieser Angelegenheit beginnt erst mit dem 11. Januar 1804, an welchem Tage der das Domestique-Departement dirigirende Kabinetsminister Graf von Loeben dem Oberconsistorialrath Böttiger zu Weimar nach dessen vorläufiger Entlassung aus den herzoglichen Diensten auf Befehl des Kurfürsten Friedrich August III. die Uebertragung der Stelle eines Studiendirektors bei den Silberpagen mittheilt unter genauer Angabe sämmtlicher Antrittsbedingungen. Weitere Schreiben aus dem März und April 1804 betreffen die Uebersiedelung nach Dresden, eins aus dem Juni die Stellung Böttigers als Hofrath in der Hofrangordnung (er verlangte und erhielt statt Stellung in der V., die in der IV. Klasse). Die officiellen Anstellungsschriftstücke sind vom 19. Mai 1804 datirt; dieser Tag wird auch in dem Instruktionsentwurf für Böttiger vom 25. Juli 1804 als Antrittstag bezeichnet, während der Bezug des Gehaltes und sonstiger Nebeneinkünfte bereits mit dem 1. Januar 1804 begann. Ueber die Berliner Berufung hat sich nichts auffinden lassen, als die Notiz in einer späteren Eingabe Böttigers (aus dem Jahre 1813), daß er „aus einer wenigstens ebenso einträglichen Stelle und mit Hintansetzung eines Rufes nach Berlin, der noch einmal so großen Gehalt anbot, hieher berufen" worden sei."

Böttiger's Nichtkommen überraschte die Berliner vollständig. Sander, der durch Loder, mit dem Böttiger reisen wollte, die Absicht und die Ablehnung zugleich erfuhr, war außer sich. Er stellte Böttiger vor, daß er zum Nachfolger von Merian, als beständiger Sekretär der Akademie bestimmt gewesen sei mit einem Gehalte von 1500 Thalern, daß er bei der Porzellan-Manufaktur als artistischer Ratgeber hätte angestellt werden sollen, sodaß sich binnen Kurzem sein Gehalt auf 4000 Thaler erhöht hätte. Den Berliner Freunden machte Böttiger von seinem Entschlusse bald Mitteilung. An Nicolai schrieb er am 6. Januar 1804: „Ich schrieb Ihnen einmal im vorigen Jahre, künftige Ostern hoffe ich Sie von Dresden aus in Leipzig zu besuchen. Ich werde Wort halten freilich auf Unkosten meines Kredits bei meinen Berliner Freunden. Allein unter gewissen Umständen ist es erlaubt, ein Egoist zu sein. Frohe Muße zu meinen seit 20 Jahren genährten litterarischen Plänen und Familienzufriedenheit haben mir am Ende doch Dresden vorzuziehen geboten. Da es nun auch nach feierlichen Zusicherungen in Dresden bei dem nicht bleiben wird, was man mir jetzt dort bietet und ich einmal doch ganz der Kunst zugehören soll, und da die Sirene „Vaterland" so lieblich sang, so mußte alle Vorsicht weichen. Gewiß, wenn Sie es recht aufrichtig mit mir meinen, werden Sie selbst sagen, wie mir soeben Wolf sagt, der Goethe hier besucht: „Sapis." Nicolai aber antwortete am 17. Januar: „Ohngeachtet es uns Allen sehr leid thut, daß Sie nicht zu uns kommen, so kann ich Ihnen doch nicht verdenken, daß Sie die Stelle in Dresden vorgezogen haben, welche allerdings Ihrer Gelehrten-Existenz viel vorteilhafter ist, da Sie hier Ihre Zeit hauptsächlich mit Akten und Amtsreisen würden haben zubringen müssen. Sie würden hier freilich auch manche Hilfsmittel zu Ihren Lieblings-Studien und manche Liebhaber derselben gefunden haben, aber Sie hätten weniger Zeit gehabt, sich denselben zu widmen. Also sage ich mit Wolf auch: Sapis, ohngeachtet wir darunter verlieren."

Ein eingehendes Bild der Berliner Stimmung aber entwarf der alte Bertuch, der gerade in jenen Tagen in Berlin war. Am 19. Januar 1804 schrieb er aus Berlin: „Jede Stunde überzeugt mich mehr davon, daß Sie recht gethan haben, den Entschluß, nicht nach Berlin zu gehen, zu fassen. Denn vor lauter Jagen nach Lebensgenuß und Geschäftsdrang genießt man hier nicht mehr, spannt sich auf die Folter und ein Mann wie Sie muß in einer solchen Lage notwendig zu Grunde gehen. Dies, und daß Sie Ihre ganze litterarische Existenz verloren haben würden, geben mir sogar hellsehende und billig denkende Männer z. B. Minister Struensee, Teller, Karsten, Rosenstiel und Andere zu. Ich muß übrigens bekennen, daß die Uebrigen, die Ihre

Acquisition gewünscht hatten, doch auch gerecht und billig sind, und blos Ihren Verlust bedauern, sich aber keine harte, unfreundliche Aeußerung darüber erlauben. Indessen muß man Niemands Ueberzeugung und freien Entschluß beschränken. Am meisten betrauern Beyme, Delbrück und unser lieber Freund Hufeland ihre fehlgeschlagene Hoffnung, und obgleich man Sie nun mit Bedauern aufgegeben hat, so hat man dabei doch gewiß alle Achtung und Freundschaft für Sie beibehalten, sodaß Sie stets einer guten Aufnahme in Berlin sicher sein können. Wie mir gestern Teller sagte, so ist nun Henke und Löfler im Vorschlage." Nicht ganz der Meinung Bertuchs, insbesondere über die vernichtende Gewalt Berlins waren andere Freunde. Am 1. Juli 1804 schrieb G. Merkel, der in dieser Angelegenheit sich sonst ganz still verhielt, überhaupt gerade in jener Zeit etwas gespannt mit Böttiger lebte, Folgendes: „Ein wenig böse bin ich auf Sie gewesen, daß Sie den Ruf nach Berlin ausschlugen. Glauben Sie mir, man lebt nirgends so gut als in Berlin, sobald man soviel Ansprüche auf allgemeine Hochachtung mitbringt als Sie. Berlin verbindet die Zwanglosigkeit der großen Städte mit der Aufmerksamkeit für das Verdienst, die sonst nur in kleinen und mittleren Städten herrscht, und Alles, was den Ton angiebt, macht hier Anspruch auf litterarische Aufklärung. Sie hätten hier bald sehr viel mehr Einfluß gewonnen, als Sie vermuteten. Ich sage Ihnen dies nicht, um Sie Ihren Entschluß bereuen zu lassen, sondern damit Sie, wenn gutes Spiel wiederkommt, die Karten fein an der Hand behalten und ausspielen." In einem hatte Merkel gewiß Recht. Böttigers Stellung wäre eine großartige geworden. Man bedenke nur, daß in demselben Jahre, in dem Böttiger kommen sollte, die beiden Männer, die er als seine Gegner betrachten mußte, Zöllner und Teller starben. Da auch Spalding in demselben Jahre starb, so wurde ein großer Teil des Kollegiums erneuert. Welche Wirksamkeit bei der Berufung seiner Kollegen hätte Böttiger da üben können.

Nach seiner Rückkehr aus Dresden muß Böttiger alsbald in Weimar offiziell die Annahme der Dresdener Stelle angezeigt und um seine Entlassung gebeten haben. Bevor er diese bekam, erhielt er folgenden Brief des Ministers Voigt vom 22. Januar 1804: „Ich wiederhole meinen Glückwunsch. In den sandigen Gegenden ist der Wind ewig in Bewegung, um uns Sand in die Augen zu werfen. Auch zweifle ich, daß Goldwäschen in jenem Lande angelegt werden können. Ich wollte das der Elbe noch eher zutrauen. Nehmen Sie auch den besten Dank für die Justiz, die Sie meiner Unbefangenheit administriren. Ich finde eine Beruhigung dabei, daß weder Sie noch Andere der geschiedenen Freunde einen Haß wider meine Person mit-

nehmen sollen. Die Ihnen gemachten Bedingungen sind schon für die Gegenwart sehr honorabel. Gott schenke Ihnen Gesundheit, alles Gute lange zu genießen."

2. Die Anfänge der Berliner Universität.

Die nachfolgenden Mitteilungen sind aus Briefen des Staatsrats J. D. F. O. Uhden an K. A. Böttiger in Dresden entnommen. Die Originale befinden sich in der k. öffentlichen Bibliothek in Dresden, Böttigersche Briefsammlung Band 206, und sind mir freundlichst zur Benützung übersandt worden.

J. D. F. O. Uhden, geb. 1763, gest. als Geh. Oberregierungs-Rat 21. Januar 1835, erhielt seine erste Jugendbildung in seiner Vaterstadt Berlin, studierte in Halle Jurisprudenz, übernahm nach seinem ersten juristischen Examen eine Zeit lang den Unterricht an einem Berliner Gymnasium, studierte dann ein Jahr bei Heyne in Göttingen und ging 1790 für viele Jahre nach Italien. Dort wurde er nach dem Tode des Abbé Ciofanni 1793 preußischer Resident und als er nach Deutschland zurückkehrte, 1803 vortragender Rat im Ministerium Schrötters. Gedruckt sind von ihm nur einige Studien in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften. Auch als hoher Beamter lebte er gern seinen Studien. „Der Geh. R. Uhden", so schrieb Bartholdy am 8. März 1804, der sonst an wenig Personen ein gutes Haar läßt, „ist ein wahrer Trost für mich in Berlin und ich kann mich bei ihm recht über Rom und Italien aussprechen. Er ist immer in größter Rührung, wenn er seine Sammlungen aus jenem Feenlande betrachtet."

Die Bekanntschaft zwischen Uhden und Böttiger wurde durch den Weimarer H. Meyer vermittelt. Dieser ließ sich auf seiner Reise nach Italien (1795) angelegen sein, Uhden für die von Böttiger geplante Monatsschrift zu gewinnen, die den archäologischen Studien gewidmet sein sollte. Seitdem entspann sich ein Briefwechsel, den Uhden bis 1802 in Rom, von da an in Berlin sehr eifrig pflegte und ziemlich ununterbrochen (nur die zwanziger Jahre weisen Lücken auf) bis zum Jahre 1828 fortsetzte. (Im Ganzen 93 meist ziemlich lange Briefe). Dieser Briefwechsel ist bis Ende 1802 ganz ausschließlich ein fachmännischer. Erst 1808, in der prekären Lage des preußischen Staats und Uhdens persönlich sehr bedenklicher Situation wurde er persönlicher und allgemeiner Natur. Uhden dachte wohl daran, durch Böttigers Vermittlung entweder in Sachsen oder in Polen eine Anstellung zu erhalten. Vornemlich aber beeiferte er sich, als die Zeiten bessere geworden waren und seine eigene Stellung sich befestigt

hatte, Böttigers in schweren Tagen bewiesene Anhänglichkeit durch vertraulichere Mitteilungen zu vergelten. Dazu kam freilich der mehr eigennützige Wunsch, Böttigers Vielgeschäftigkeit in Anspruch zu nehmen, d. h. die amtlichen Nachrichten, die Uhden dem Freunde gab, in vielgelesenen Journalen verbreitet zu sehen.

Diese bezogen sich in erster Linie auf die neugegründete Berliner Universität, hatten es aber andrerseits auch mit der Stimmung zu thun, die in Berlin unmittelbar vor den Befreiungskriegen herrschte. Die erste Notiz gab Uhden (25. Dezember 1808): „Sobald der geheime Staatsrat für den Kultus und die öffentliche Bildung hier eingetroffen ist, wird auch die Sache der hier zu etablierenden Universität vorgenommen und entschieden werden“. Sein eigenes Schicksal wurde damals entschieden. Am 9. April 1809 berichtete er: „Der König hat mich zum Staatsrath ernannt in der Section des Kultus und des öffentlichen Unterrichts. Wirklich arbeite ich hier mit Lust, die Geschäfte sind mir lieb, theuer und geläufig und der zu bearbeitende Fonds wissenschaftlicher Anlagen und Empfänglichkeit ist da, reichlicher als manches andere. Die freundschaftlichen Verhältnisse, in denen ich überdem mit dem trefflichen v. Humboldt [1]) schon seit Jahren stehe, machen mir diese Geschäftsatmosphäre besonders leicht und angenehm. Sie können denken, wie die Geschäfte sich häufen, wie bei dem Entstehen einer jeden neuen Organisation, zumal einer solchen wie diese, wo die Elemente noch im Norden und Süden des Staats getheilt sind.“

Ein Zusammentreffen beider Männer (Sommer 1810) in Dresden befestigte die Intimität. Die Briefe, die nun folgen, beweisen eine Art offiziöser Verbindung zwischen dem hohen Beamten und dem Schriftsteller.

Berlin, 7. Okt. 1810. „Zuvörderst empfangen Sie, mein theuerster verehrter Freund, meinen herzlichsten Dank für die gütige Theilnahme, die Sie unter Freunden und öffentlich für unsere neue Lehranstalt bewiesen. Die ganze Section für den öffentlichen Unterricht,

[1]) Nach Uhdens Tod schrieb Wilhelm v. Humboldt an G. H. L. Nicolovius 2. Februar 1835 (Briefe, herausgegeben von Haym, Quellenschriften Berlin 1894 1,54): „Uhdens Tod hat mich wirklich sehr bewegt. Mein Umgang mit ihm fiel in die glücklichste Periode meines Lebens in den römischen Aufenthalt, wo ich ihn kennen lernte und unser Zusammenwirken im Jahre 1809, wo er mir wirklich viel Anhänglichkeit erwies. Ueberdies hatte er, ohne es zu wissen, das Schicksal meines ganzen Lebens bestimmt. Denn hätte er nicht eben seiner ersten Frau in wegen den Einfall bekommen Rom zu verlassen, so wäre ich wahrscheinlich nicht Staatsdienst gegangen.“ Humboldt empfahl Uhden an Goethe, 10. Dezember 1802 (Goethes Briefwechsel mit den Brüdern Humboldt S. 183) und suchte Juli 1809 (Haym S. 125) den empfindlichen Wolf, der Uhdens (als Vertreters Humboldts) Unterschrift nicht recht respektieren wollte, zu beruhigen.

der ich Ihre Gesinnungen mitgeteilt, vereinigt sich mit mir in die aufrichtigsten und lautesten Ergießungen inniger Erkenntlichkeit. Wir alle bitten Sie um Ihre Stimme, die in Deutschland so gerne gehört wird, daß sie zuweilen einige Laute unserer Universität schenken möge, die sich bemühen wird einer solchen fama würdig zu bleiben. Ich eile Ihnen den eben erschienenen Lectionscatalog zu übersenden, dem ich eine Bekanntmachung beilege die nicht in den öffentlichen Blättern abgedruckt wird und Sie doch interessieren möchte. Sie enthält eine der hiesigen Universität eigene Einrichtung in Betreff der Honorare.... Sie kennen vermuthlich Martiny-Laguna sehr genau. Ganz im Vertrauen frage ich Sie: ob, nach Ihrer Meinung er sich zum öffentlichen Lehrer schickt, ob man ihm mit gutem Gewissen eine Professur der Litterärgeschichte z. B. anvertrauen könnte? Ich bitte Sie aber um eine recht offene redliche Antwort, die auch ohne das Einreden eines vielleicht durch des braven Mannes Lage bestochenen Herzens gegeben wird. Die Philologie ist, wie Sie sehen hier gut besetzt und in hinlänglicher Anzahl, daß wir für jetzt wenigstens auf den rühmlichst bekannten Mag. Wunderlich nicht Rücksicht nehmen können. Böckh kommt leider vor Ostern nicht; seine Regierung verweigert ihm für das Winterhalbjahr seinen Abschied. Das finde ich auch nicht unbillig."

Der genannte E. K. F. Wunderlich, vermutlich ein Protégé Böttigers, geb. 1783, war seit 1808 außerordentlicher Professor in Göttingen, außerdem längere Zeit Lehrer, hatte Ausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller, Untersuchungen über Äschylos veröffentlicht, starb bereits 14. August 1816. Martiny-Laguna, trotz seines fremdländischen Namens, ein Deutscher aus Zwickau (vgl. die Notiz bei Bursian S. 398 Anmerkung 1), wird bei Meusel und in der Allgemeinen deutschen Biographie nicht genannt.

5. Nov. 1810. „Wie sollte ich mein verehrtester Freund, Ihnen nicht zuerst und vor Allem die Evangelia unserer Anstalten zuwenden, da Sie ein herrlicher Apostel sie im Geist und in der Wahrheit aller Welt wieder verkünden! Den herzlichsten Dank für Ihren lieben Brief vom 24. v. Mts., den ich erst heute beantworte, um noch mehrere Beylagen der Post mitzugeben.

Hitzig macht sich ein Vergnügen daraus Ihnen hiebei durch mich das Gedicht Brentanos zu schicken, auch einen Umlauf, ein von ihm errichtetes recht gutes Lese-Institut betreffend und ein Gedicht eines ungenannten Poeten. Diesem füge ich bey, die akademischen Gesetze, auf welche unsere studiosi verpflichtet werden. Die lateinische Uebersetzung derselben ist von dem wackern Spalding.

Die Inschrift am Universitäts-Gebäude ist mit Wolf besprochen worden, sie heißt:

Universitati Litterariae Fridericus Guilielmus III Rex.
A. CIƆIƆCCCVIIII.

Sie können denken, daß die Schreibart des 2. und 4. Wortes nicht ohne reifliche Überlegung gewählt worden ist. Das Jahr ist das eigentliche Stiftungsjahr der Universität, die durch eine Cabinetsordre vom 16. August 1809 vom Könige förmlich gegründet worden ist. Die Buchstaben der Inschrift sind von gutvergoldetem Eisen, und in der nahe vor dem Oranienburger Thore hier gelegenen Eisengießerey gegossen worden, sie sind 17 rheinl. Zoll hoch und 2 Zoll breit in den dicken Linien.

Vorgestern waren 212 Studenten immatrikulirt. Im August k. Js. wird das ungläubige Ausland befriedigt werden, wenn die feierliche Inauguration der Universität statt gehabt haben wird. Eine innige Freude erregt indeß das Vertrauen, welches sich durch einen solchen Anfang der Universität, auch ohne alle vorausgegangene Förmlichkeit offenbar zeigt; es ist das allgemeine Vertrauen zu einer Regierung, die stets nach dem Prinzip der Rechtlichkeit mit Offenheit zu handeln gewohnt und so bekannt ist."

Das in Vorstehendem erwähnte Gedicht Clemens Brentanos ist das bekannte „Frisch auf Viktoria", das Gedicht des unbekannten Poeten kann ich nicht nachweisen.

Über Hitzigs Institut erschien ein 4 Seiten umfassendes Schriftchen: „Kurze Nachricht von der neuen Einrichtung des Lesezimmers für die Universität;" in 2. Auflage 1811, wiederabgedruckt in J. E. Hitzigs Berliner Universitätskalender 1812, S. 26—28.

In demselben Brief, aus dem eben ein Stück abgedruckt ist, meldete Uhden: „Die Verabschiedung unseres treuen rechtschaffenen Ministers des Innern muß Sie und Alle, die an uns Theil nehmen nicht erschrecken; Alles, besonders das Wissenschaftliche, geht ungestört seinen ruhigen Gang fort."

Am 30. Dezember 1810 übersandte Uhden ein Reglement und schrieb dabei: „Sie finden in diesem Reglement eine Jury oder Ehrengericht bestimmt, welches als Versuch hingestellt ist. Wenn ich nicht irre, war zu Kiel eine ähnliche Einrichtung, von der auch in einer kleinen Schrift gehandelt wird, die mir aber nicht zu Gesicht gekommen ist. Ist Ihnen vielleicht der Titel derselben bekannt? Das Reglement soll an alle deutschen Universitäten von der hiesigen gesandt und somit die erste nähere Verbindung unter ihnen eröffnet werden. Den verbindlichsten Dank für den rühmlichen zweckmäßigen Gebrauch, den Sie von allen die hiesige Universität betreffenden Mittheilungen so gütig machen. — Daß Rühs unser ist, sehen Sie aus dem Lectionsverzeichnisse, daß er bey uns recht zufrieden ist, versichere ich Ihnen. — Ammon,

ich wiederhole es, hat nie offiziell einen Ruf hieher erhalten; Augustins Berufung ist noch zweifelhaft. — Hören Sie nichts von den Unterhandlungen mit Martiny-Laguna? Theilen Sie mir ja mit, was Sie davon vernehmen; ich habe lange nichts davon reden gehört.“ —

Die hier genannten Männer sind bekannt. Über Martiny-Laguna sieh oben; Chr. Fr. Rühs ist der Historiker 1781—1820, der aus Greifswald nach Berlin kam; Ch. F. v. Ammon 1766—1849, bedeutender Kanzelredner und Theologe, damals in Ansbach, seit 1812 in Dresden, dessen Nichtberufung Uhden schon am 5. November 1810 konstatierte. Statt Augustin möchte man lieber Augusti lesen und darunter den kirchlichen Archäologen und Bibelexegeten J. Ch. W. Augusti (1771—1841) verstehen, damals Professor der orientalischen Sprachen, seit 1812 Professor der Theologie in Breslau, als den historisch-theologischen Schriftsteller Christ. Fr. B. Augustin (1771—1856), der zwar Prediger, aber niemals theologischer Dozent war.

Am 24. Januar 1811 meldete Uhden, daß in der medizinischen und philosophischen Fakultät demnächst Promotionen stattfinden würden. Ferner berichtete er: „Unser zoologisches und zootomisches Museum ist kürzlich durch eine merkwürdige Hyäne, die dem bekannten Amigoni, der mit seinen schönen Thieren hier ist, starb, bereichert worden; der Balg des Thieres wird ausgestopft und kommt in die zoologische Sammlung; das Skelett und die inneren Präparate in die zootomische, welche aus dem ehemahligen Walter'schen Museo besteht, das aber nunmehr auch vergleichende Anatomie mit begreifen soll. Dazu sind herrliche Räume im Universitätsgebäude eingerichtet worden.“

Zugleich bildet aber dieser Brief den Anfang von Berichten über die damals herrschende Berliner Stimmung. Sie sind von besonderem Interesse, erstlich weil sie von einem hohen Beamten herrühren, der mitten in der Bewegung stand und zweitens, weil sie dazu bestimmt waren, weiter verbreitet zu werden.

„In der gegenwärtigen Lage unseres guten Planeten werden wir, mein theurer Freund wohl so lange wir leben uns bei jedem kommenden neuen Jahr Muth und vorzüglich Besonnenheit zuzusprechen und anzurufen haben; Besonnenheit im Auffassen der Gerüchte, die in unserer unruhigen Zeit die Luft durchkreuzen.

Come la rena quando 'l turbo spira.

Wir müssen uns nur recht fest vornehmen, den Kopf in die Höhe und die Augen rein und offen zu erhalten, dann gehn wir den Steg der wahren Wissenschaft und Kunst neben den Flammen und Wellen unbeschädigt fort, den Gottes Hand geebnet hat, der von den Lavaströmen solcher Zeiten, wie die unsern, bisweilen unbrauchbar gemacht worden, aber nur an kleinen Stellen, und nur auf einige Zeit.

Trauen Sie ja nicht den Gerüchten von dem hiesigen Mißvergnügen über die neue Organisation. Hardenbergs großes Talent braucht keine Rathgeber. Was die Nachrichten von Berlin betrifft, so wünschte ich wohl, zu Ehre des übrigens so gediegenen und vortrefflichen Morgenblatts, daß die Berichte von unserm Theater und nahmentlich von der Direction mit mehr bescheidener und bedachtsamer Zurückhaltung aufgenommen würden. Was können die unverschämten Verläumdungen Ifflands für einen Zweck haben? sie unterhalten blos seine Feinde, denen er auf seinem Posten eine Menge haben muß; seine Freunde müssen empört werden durch solche lügenhafte Erdichtungen. Es wäre gut, wenn alle Berichte über die ökonomische Verwaltung bey unserm Theater ganz unterblieben, bis deshalb officielle Verfügungen bekannt werden; und ich bitte Sie, mein würdiger Freund, der Sie so vielen Einfluß auf dieses wie auf fast alle deutsche Zeitschriften mit Recht haben, bey der Redaction des M[orgen]-Bl[attes] wohlthätig zu wirken und dem Unwesen zu steuren."

Am 29. März 1811 berichtete Uhden, daß Wolf nur als Akademiker lese und von den Facultätsverhältnissen befreit sei, daß der König am 26. die zootomische Sammlung besichtigte, sich über die Aufstellung und das Lokal erfreut aussprach und „mit Einsicht von den Zoophyten redete, mit denen er sich selbst in früheren Jahren beschäftigt hatte." „Haben Sie die Güte", so fuhr Uhden fort, „diesen Besuch gelegentlich in einem öffentlichen Blatte erwähnen zu lassen.

Die in dem gleich abzudruckenden Berichte von demselben Tage erwähnten Männer sind ziemlich bekannt. Der Buchhändler und Drucker J. C. Gädicke wird in der klassischen Zeit Weimars oft genannt." Für Schiller druckte er (vgl. Schillers Geschäftsbriefe S. 215 ff.), den Musenalmanach für das Jahr 1800, für Goethe einen Theil der bei J. F. Unger in Berlin erschienenen „Neuen Schriften" (1799) vgl. Strehlke, Goethes Briefe 1, 196 ff.; er siedelte 1804 nach Berlin über, wo er 1837 starb. Der Philologe Böckh und der Theologe Marheineke blieben lange hervorragende Zierden der Berliner Universität. Der Jurist K. Friedr. Eichhorn las schon im Sommer 1811 Geschichte des deutschen Rechts und des deutschen Privatrechts, geb. 1781 in Jena, seit 1805 Professor in Frankfurt a/O., seit 1807 in Göttingen, wo sein Vater, der berühmte J. G. Eichhorn, Theologe und Historiker bis 1827 lebte. Die sonst genannten Sartorius und Thiersch kamen nicht nach Berlin; dieser blieb in München, jener in Göttingen; er lehnte die Berufung zu einer Professur der Statistik und Kameralwissenschaften und die Stelle eines Staatsrats in der Sektion des öffentlichen Unterrichts mit einem Gehalt von 2500 Thalern ab.

Die ganze Stelle lautet: „Sie entzücken mich, mein Theurer, durch die Mittheilung der Theilnahme und des Beifalls, den man dort für unsere Universität äußert. Ja! sie wird gedeihen und aus dem Chaos der freilich noch streitenden eigenen Elemente prangend hervorgehen. Was Sie von manchen Vorfällen, den Rector, einige Mediciner betreffend, hören oder gehört haben, mache auf Sie keinen weiteren Eindruck. Ereignisse von wirklicher Wichtigkeit erhalten Sie von mir offiziell erzählt; von jenen ists besser zu schweigen. Ich übersende Ihnen hierbey einige Exemplare unseres neuen Lektions-Kataloges; das Proemium ist von dem trefflichen Boeckh noch vor seiner Ankunft eingesandt. Er ist nun hier und Marheineke unterwegs; Eichhorn aus Frankfurt ist ein schöner Erwerb für unsere Juristen-Fakultät; wie wird seinen würdigen Vater diese Transaction freuen! — Auch lege ich ein Büchlein bey, welches ein Ihnen aus Weimar bekannter, H. Gädicke über die Universität geschrieben hat. Der Mann hat leider müssen aus den Verhältnissen, in denen er zur Universität gesetzt worden, treten, denn durch heimliche Wege wollte er im Gebäude selbst einen Buchhandel etabliren, so ein Monopol gründen, welches gegen die bey Errichtung hiesiger Universität angenommenen Grundsätze streitet. Er läßt eine zweite Auflage des Büchleins drucken, die ich Ihnen zu seiner Zeit zusenden werde.

Sartorius hat nie einen officiellen Antrag vom Departement gehabt. Ich habe mit ihm unterhandelt, er sollte zugleich als Geschäftsmann angestellt werden, daher die Summe des Gehalts, welches er danach berechnet hat.

Wer nur Geld genug hätte, um viele würdige deutsche Schulmänner hieher zu ziehen. Unsere Gymnasien hier haben alle keinen Ueberfluß an Schätzen; ihre Einkünfte sind in den letzten unseligen Jahren sehr eingeschrumpft. Gern nähmen wir den wackern Thiersch, dem es natürlich dort nicht ferner wohl sein kann."

Die im vorigen Brief gegebene Ankündigung bestätigte Uhden am 24. April durch Übersendung der ersten am 22. vertheidigten Doktordissertation. „Reil und ein Dr. Heyman standen als außerordentliche Opponenten auf, der Kampf war lebhaft."

Am 16. Mai 1811 sandte Uhden folgenden neuen für Berlin und die neu zu gründende Universität Breslau wichtigen Brief: „Die auf andern Universitäten bisher gewöhnlichen Unordnungen, die Sie mit so vielem freundlichen Antheil warnend auf der hiesigen gleichfalls besorgen, werden noch gar nicht bemerkt. Mehrere unnütze Menschen mögen, besonders nach dem letzten Vorfall in Leipzig dorther zu uns gekommen seyn, aber das strenge Disziplinar-Gericht und die Polizey wird sie bald auffinden, beschränken oder ausweisen. Die Zahl der

Studirenden hat sich bis auf 450 und darüber vermehrt. Die Vorlesungen werden fleißig besucht und die Mehrzahl der jungen Leute zeichnet sich wirklich aus durch Sitte und Ordnung. Die Lehrer alle haben guten Muth, und wenn besonders Freyheit diesen giebt, so giebt es gewiß in ganz Europa keinen Fleck, wo man lebendiger flammen kann als hier. Unsre treffliche zoologische Sammlung wird bald in vollem Glanze erscheinen können. Ein Hof-Intendant Schaumburg aus Hanau, ein Mann, der das Ausstopfen trockener Thierbälge meisterhaft versteht, ist auf einige Monate zu uns gekommen, arbeitet selbst und unterrichtet andre angenommene Gehülfen in seiner Kunst, unter denen auch der geschickte Prosektor Rammelsberg aus Braunschweig sich befindet, der bei dem Museo angestellt ist. Die herrliche Sammlung anatomischer Präparate, die durch den redlichen Eifer und Fleiß des wackeren Professor Rudolph immer vermehrt wird, besonders mit Präparaten zur vergleichenden Anatomie, wird zum künftigen Monat völlig aufgestellt, und auch dem Publikum geöffnet seyn. Ein eigenes Reglement wird das Nähere bestimmen. Schon ist gestern wieder eine Promotion eines Doctoris medicinae gehalten worden, in diesen Tagen folgt eine andere, und bald eine juristische.

Die Verlegung der Universität Frankfurt nach Breslau ist nun vom König entschieden. Sie kann nicht anders als reichen Segen bringen. Es sind in Breslau herrliche Mittel zur Gründung einer großen Anstalt, vortreffliche Gebäude für dieselben; aus den Büchern der aufgehobenen Klöster bildet sich eine zahlreiche Bibliothek, und die Lage Schlesiens gegen Polen und Oesterreich wird aus diesen Staaten eine Menge Studenten dorthin führen. Freylich tritt auch hier der Kampf mit dem Mangel an Lehrern in einigen Facultäten ein, nahmentlich in der juristischen. Gras in Erlangen, der berufen werden konnte, ist gemüthskrank geworden, auch so der brave Zachariä in Königsberg. Aus Frankfurt gehn einige herüber; auch unser Heindorf geht nach Breslau, er wünscht es und verbessert sehr sein Einkommen. Schneider will auch dorthin; diesen sähe ich freilich lieber in der Akademie der Wissenschaften; aber woher Geld nehmen, um ihn blos für die Wissenschaft zu besolden!"

Auch in späteren Briefen kommt Uhden gelegentlich auf die neue Organisation der Breslauer Universität zu sprechen, berichtigt die Angaben der Hallischen Literatur-Zeitung, daß diese Organisation Bredow und Manso anvertraut sei. Vielmehr werde der Plan dazu im Departement bearbeitet, nicht ohne Anhörung der Genannten und anderer Gelehrten. — In den folgenden Briefen bedauerte Uhden gelegentlich den Mangel an Fonds, der den Ankauf teurer Werke verbiete. Er berichtete (1. Juli 1811), daß die noch nicht vollendete

Besetzung der Fakultäten die feierliche Inauguration unmöglich mache. Doch sei schon eine Kartell-Verbindung mit anderen Universitäten geschlossen. Auch die Sammlungen erfreuten sich mancher privaten Unterstützung.

Der Briefwechsel wurde im Laufe des Jahres 1811 seltener. Süvern litt an einem schleichenden Nervenfieber und die Last seiner Geschäfte, besonders die schlesische Organisation wurde Uhden übertragen. Durch eine kleine Reise, die dieser nach den Rheinlanden unternommen, war seine Zeit besetzt und seine Arbeitslast vermehrt. Ganz am Ende des Jahres 1811 schickte er den bereits erwähnten Universitätskalender von 1812 und sprach sich über wichtige Vorgänge folgendermaßen aus:

26. Dez. 1811. „Sofort nach seinem Erscheinen eile ich Ihnen den anliegenden Kalender mitzutheilen. Er sey Ihnen beim Gebrauch ein tägliches Erinnerungsmittel an meine Erkenntlichkeit für das lebendige Interesse, welches Sie an dem Emporkeimen unserer Anstalt nehmen und so oft laut aussprechen.

Fichtes Rectorat karakterisirt sich durch die dem Manne eigne strenge Gerechtigkeit und Redlichkeit. Das Miasma der Unordnung, der Anmaßung, welches alle deutschen Universitäten jetzt inficirt, welches von andern zu uns gebracht worden, wird so recht bald ausgerottet werden, und wir werden rein erscheinen. Es hat sich in einigen kleinen Excessen offenbart, die neulich Studenten mit den Zöglingen der chirurgischen Pepinière und der neuerrichteten medicinisch-chirurgischen Militär Akademie begangen haben. Die Untersuchung ist wenige Tage nach dem Vorfall schon geendigt, die Schuldigen beyder Theile werden ernstlich bestraft werden. Stürme reinigen die Luft, so auch dergleichen Ausbrüche die Studentenwelt."

Die Zufriedenheit Uhdens mit dem Geleisteten und die frohe Hoffnung auf das zu Leistende dauerte an. Am 11. Januar 1812 sandte er Fichtes Rede bei Übernahme des Rektorats und schrieb dazu: „Welch eine wohlthätige Erscheinung mehr wäre unsere Universität in diesen Tagen, wenn sie noch das hier dargestellte Ideal der Disciplin erreichte! Und ich kann mit Wahrheit hinzufügen: Wir sind auf gutem Wege dazu." —

Am 8. Februar 1812 übersandte Uhden Schmalz' während seiner Abwesenheit erschienenen Rede und schrieb über Fichte folgende freilich der Erklärung sehr bedürftige Stelle:

„Die Protestation der Heidelberger Trias in der Jen. Litt. Ztg. gegen die Kappe des P. Seraphinus ist, wie ich eben mit Vergnügen sehe, ganz unter Ihren Besorgnissen, die Sie, theurer Freund, in Ihrem letzten lieben Briefe vom 16. v. Mts. äußerten, ausgefallen.

Die erfreuliche Nachricht von dem Sühnopfer, welches die Ordensbrüder zu L. und W. mit ihren Insignien u. s. w. dargebracht, habe ich ungesäumt unserm Fichte mitgetheilt. Er geht seinen graden mannhaften Weg fort, und läßt sich nicht irre machen. Von dem Erfolg seiner Zucht wird erst nach Monaten die Rede seyn können.

Bandow ist dem Tode entronnen, ob er seiner Thätigkeit wieder gegeben werden kann und wird, steht noch dahin.

Unser Hufeland hat von dem Gesundheitszustand seines hier erwarteten Bruders sehr beunruhigende Nachrichten. Das sitzende Leben in Jena ist dem vielwandernden Arzte in Weimar nicht zuträglich gewesen, Nervenzufälle haben ihn gefährlich erschüttert."

Zur Erläuterung des ersten Absatzes sei hingewiesen auf eine Erklärung des Berliner Buchhändlers, Hitzig, die in den Heidelberger Jahrbüchern 1811, Nr. 74 von J. F. W. v. Meyer gefordert war: die Schrift Cicero, de natura deorum lib. IV ed. P. Seraphinus sei ein Muthwille, den sich ein gewandter geistvoller Schriftsteller gemacht habe.

Am 23. März 1812 kündigte Uhden dem Dresdener Freunde die durch Buchhändlergelegenheit erfolgende Sendung des neuen Lektionskatalogs der Universität und der neuen Statuten der Akademie an. Zugleich hoffte er auf bedeutenden Zuwachs von Studenten, besonders Theologen aus Jena; „auch wird" so meinte er, „die neue Wendung unserer politischen Verhältnisse der Universität eher zuträglich sein."

Der folgende Brief, der wiederum Uhdens Beschwichtigungs-Versuche kundgibt, macht eine allgemeine Bemerkung nötig. Böttiger nämlich, so tüchtig er als Gelehrter und so gewandt er als Journalist war, besaß leider einen unbezwinglichen Hang der Klatscherei und eine Neigung zu kleinlichem Intriguenspiel. Man kann sich daher, so bedauerlich auch die Annahme ist, der Vermutung nicht entschlagen, daß die ungünstigen, oder geradezu böswilligen Nachrichten über Verhältnisse der Berliner Universität, wenn auch nicht von Böttiger erfunden, so doch von ihm mit Schadenfreude aufgenommen und kolportiert wurden.

Am 9. April 1812 sendet Uhden folgende ausführliche auch allgemein kulturgeschichtlich wichtige Darlegung: „Wie sehr danke ich Ihnen, mein würdiger theurer Freund, daß Sie mich von Gerüchten benachrichtigen, die über unsere jetzigen Verhältnisse umlaufen, und die nur aus einer schmutzigen Quelle herrühren können. Ich eile Ihnen, wie Sie es wünschen, mit umlaufender Post Auskunft zu geben.

Zuvörderst ist von keinem hier etablirten französischen Gouvernement die Rede, weder einstweiligem, noch permanentem. Die hiesigen Zeitungen decken schon diese Lüge hinlänglich auf. Der König allein von seiner ganzen Familie ist in Potsdam, wo er gewöhnlich den Frühling

zuzubringen pflegt. Der Kronprinz, die Schwestern, Brüder des Königs, die übrigen Kinder, seine Schwägerinn, die Prinzessin von Oranien u. s. w., alles ist ruhig hier, alles lebt nach seiner gewohnten Lebensweise, geht, fährt spatziren in der Stadt, im Thiergarten. Nirgends Besorgniß oder Unruhe. Die Preußischen Soldaten, welche hier zurück bleiben, besetzen einige Haupt-Ehrenposten, so viel es angeht: die übrigen Wachen werden von der Bürgergarde und dem französischen Militair gemeinschaftlich versehen. Die Universität wird vorzüglich respectirt. In dem Gebäude ist kein Mann fremder Einquartirung, selbst nicht bey den darin wohnenden Professoren. Die Studenten sind als solche von den Bequartirungen ausdrücklich ausgenommen. Die fremden befreundeten Truppen betragen sich als solche gut und bescheiden, einzelne Vorfälle ausgenommen, welche in einer solchen Masse nicht zu vermeiden sind. Ich bitte Sie daher recht dringend, diesen Lügen von verändertem oder zu veränderndem Gouvernement, von Stöhrungen, welche aus den jetzigen Verhältnissen für unsere gelehrten Anstalten zu besorgen wären, gradezu und so öffentlich als möglich, wo es angeht, zu widersprechen. Mit welchen Phantomen diese Universität nicht zu kämpfen hat!

Eben so ungegründet sind die Sagen von dem überhandnehmenden magnetischen Manipulations-Geschäft. Mesmer wollte herkommen; wer wollte es ihm wehren? er kommt jetzt nicht, und mir ist es um so lieber. Seitdem die Frau, deren Krankheits-Geschichte Wolfarth in dem Askläpieion bekannt gemacht, magnetisch worden, und seit Schleyermacher von seinen Magenkrämpfen ebenfalls durch Manipulation oder nach derselben geheilt ist, sind, soweit ich weiß, nur 2 Kranke vorhanden gewesen, an denen diese Kur versucht worden. Die Mitglieder der Medicinischen Facultät sind so weit entfernt an Mesmer und seine Kraft, wie überhaupt an Magnetismus zu glauben, daß unter ihnen einige nahmentlich Rudolphi, laut entgegen reden und spotten und lachen. Der Nahme Burkard ist der Facultät ganz fern; soll Dr. Wolfarth gemeynt sein, so ist dieser nicht in der Facultät, und der einzige unter den hiesigen Ärzten, der zum Magnetismus mit Eifer sich bekennt. Von Seiten der Behörden wird für dergleichen Erscheinungen gewiß nichts geschehen, so wenig wie öffentlich mit unwissenschaftlicher Illiberalität gradezu Opposition erregt werden. Magnetismus und Arsenik sollten eigentlich in den Mysterien der Arzneykunde und für die Experten nur bekannt seyn. Auch diese Ergießung sey Ihrer einsichtsvollen Leitung ins Publikum empfohlen."

Über Wolfart und die Stellung der Berliner medicinischen Fakultät zu dem Magnetismus vgl. die interessanten Mitteilungen von Justinus Kerner: Fr. A. Mesmer, Frankfurt 1856.

Von diesen Nachrichten muß Böttiger den gewünschten Gebrauch gemacht haben. Uhden dankte dafür am 22. Mai 1812, kam nochmals darauf zu sprechen, daß während die Nachricht von einem zu Berlin befindlichen französischen Hauptquartier lügenhaft sei „Kommandantur und Gouvernement der Stadt natürlich mit französischen Offizieren besetzt sei zum großen Heil und Wohl der Bürger." Dann fährt er fort: „Der König kommt jede Woche nach der Stadt von Potsdam, einmal wol auch zweimal und besucht dann das Theater. Mit dem König von Neapel war er zugleich im Schauspiel, dieser lehnte es, da er nur als Adjutant hier war, ab, in die Loge des Königs zu kommen und saß neben dem wackern Grafen Marsan. Raumers Rede kann freilich leicht misgedeutet werden, allein gegen den Sinn des Redners, wie er selbst ausdrücklich erklärt, sie wird nicht gedruckt werden!" Am 3. Aug. 1812 meldete er: „Böckhs Rede ist mit Unterstützung des Departements gedruckt."

Mit Raumer kann doch wohl nur Friedrich v. Raumer gemeint sein (1785—1873), der seit 1811 Professor der Staatswissenschaften und Geschichte war. In seinen „Lebenserinnerungen" spricht er nicht von der hier erwähnten Angelegenheit; Böckhs Rede, auch die im Folgenden erwähnten, sind in den „Kleinen Schriften" 1, 1—26 abgedruckt.

In dem letztgenannten Briefe (3. Dezember 1812) äußerte sich Uhden in folgender sehr befriedigten Weise über die Entwicklung der Universität: „Unsere Universität treibt ungestört frisch fort in allen ihren Zweigen. Die Zahl der Studirenden wird sich über 600 halten; Ungefähr 120 neue sind auf Michaelis immatriculirt worden. Der bestraften Studenten waren in dem ganzen letzten Sommerhalbejahr nicht mehr als 12. Auch sind die jungen Leute sehr fleißig, und begnügen sich nicht blos mit dem Besuche der Collegien, sondern überreichen auch in nicht geringer Anzahl ihren Lehrern Abhandlungen, Zeugnisse ihres häuslichen Fleißes. Humaniora werden eifrig betrieben. Wolf zählt in einem Publico über 170, in Privat-Collegien über 70 Zuhörer, Zeune in einem Collegio über die Nibelungen über 300. Die theologische Facultät zählt kaum 10 Studirende weniger als die juristische und die medizinische (die man als bey weitem die überwiegendste an Anzahl halten sollte) kaum 40 mehr als die letztere. 104 junge Mediziner arbeiten auf der Anatomie in diesem Winter; unter diesen auch der gewiß Ihnen bekannte Chamisso, doch dieser nicht als Arzt, sondern als Studirender der Naturwissenschaften.

Eine merkwürdige Sammlung von chirurgischen Bandagen ist für die Universität angekauft und zum öffentlichen Gebrauch im Universitäts-Gebäude aufgestellt worden, unter der Aufsicht des wackern Dr. Bern-

stein, dem sie vorher gehört, dazu sind die hier vor Kurzem gekauften, von H. v. Loder gesammelten sehr interessanten chirurgischen Instrumente gekommen. Mit dem Ausstopfen unserer herrlichen Neubrasilianischen und Neuholländischen Geschöpfe geht es vortrefflich; die Menge ist nur zu groß, als daß schon Alles hätte geordnet und aufgestellt werden können. Habe ich Ihnen das Reglement des hiesigen philologischen Seminars geschickt?"

Unterdessen begann der gewaltige Kampf zwischen Preußen und Frankreich. Man wird es Uhden nicht als Mangel an Patriotismus auslegen, wenn er in diesem Momente von hochtönenden Phrasen absah und seine Ruhe behielt. So heiß er auch den preußischen Waffen Erfolg wünschte und seinem Vaterlande zum mindesten Rückeroberung der Stellung, die es früher besaß; als Staatsmann und als Gelehrter mußte er in erster Linie auf Fortentwicklung der neuen Einrichtungen, auf ruhige Förderung des Geisteslebens bedacht sein. Daher handelt auch der folgende Brief nicht von Truppenrüstungen und politischen Dingen, sondern erzählt gerade, wie innerhalb der mächtigen politischen Erregung die Universität sich entwickelte. Uhden schreibt am 2. April 1813: „Mit recht inniger Freude sende ich Ihnen, mein lieber theurer Freund, diese Zeilen nach so langer Zeit unwillkürlicher Unterbrechung unseres Briefwechsels. Ich kann ihn für Sie und mich gewiß nicht angenehmer eröffnen, als indem ich die Anlagen, das sichre Lebenszeichen der hiesigen Universität sofort Ihnen mittheile. Sie sind gewiß um sie besorgt, und freylich bedarf es grade eines solchen redlichen Willens und Muths wie unsre, die Anstalt beseelenden Lehrer zeigen, um sie in ihrem Wirken fortzuerhalten. Der neue Lehrcursus wird mit ungefähr Einem Drittheil der bisherigen Studirenden eröffnet werden, aber keine Vorlesung wird ausfallen, wenn auch nur zwei oder drey sie hören wollen. Die Professoren sind alle auf ihren Posten geblieben. Das heilige Universitäts-Gebäude ist während aller so mancherley Auftritte, die wir hier gesehen, ungestöhrt geblieben. Mehrere Professoren haben ihre Kollegia, nur mit nothwendiger Unterbrechung von ein Paar Tagen, bis zum Schluß ausgelesen; Wolf, der an Ordnung und Fleiß und Eifer sich als ein wahrer Gelehrter vorzüglich auszeichnet, fährt in der Erklärung der Satyren des Horaz noch bis jetzt fort. Der wackre Graf von Hoffmannsegg arbeitet ungestöhrt auf dem zoologischen Museo, so auch die Aufseher der übrigen Sammlungen. Kurz unser Universitäts-Gebäude ist ein wahres Asyl, ein Tempel der Ruhe und des Friedens, mitten in dem übrigen Leben und gegenwärtigen Treiben.

Die theologische Facultät ist mit einem Mann bereichert, zu dem Sie uns gewiß Glück wünschen; es ist der junge Professor Neander,

bisher zu Heidelberg. Wer Wildenows Stelle bey der Akademie, der Universität, und dem botanischen Garten erhalten soll, darüber wird der König entscheiden, dem die Sache vorliegt. Herr von Seckendorf ist vor mehreren Wochen schon von hier zurückgereist.

Der Druck der Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften allein ist durch die jetzigen Umstände unterbrochen worden; Hitzig, der die Ausgabe übernommen hat, läßt ihn, wie vorher, in der Hofbuchdruckerey des Herrn Decker besorgen, die, wie Sie denken können, anderweit sehr beschäftigt ist. Zuerst erscheint ein Supplementband der vorigen Jahrgänge, der eine Auswahl von Abhandlungen enthält; alsdann werden die Jahrgänge von der neuen Organisation der Akademie ab, folgen."

Auch als der Krieg fortschritt, brauchte er von einem eigentlichen Stillstande nicht zu berichten. Wohl erzählte er (20. Juni 1813,) daß eine Zeit lang, da der Rektor in den Ausschuß zur Einrichtung des Landsturms eingestellt sei, in der Universität exerziert worden, daß aber das Exerzieren jetzt beendet sei. Nach der Meldung zweier Verluste des akademischen Lehrkörpers, Professor Illiger, Custos des zoologischen Museums und Dr. Flemming, Hufelands Assistenten fuhr er fort: „Wahrlich die Wissenschaft und Kunst darf ohne große Gefahr für sich selbst, nicht viel solche Verluste mehr leiden, besonders da die Kugeln so viele und viele der trefflichsten Talente, in der herrlichsten Blüthe, im Ansetzen der segenreichsten Früchte hinwegraffen. Welche Zeiten, welche Ansichten."

Uhdens Amtsgeschäfte und Reisen (die Freunde sahen sich bei dieser Gelegenheit in Dresden), Böttigers und Uhdens Krankheiten hinderten den Briefwechsel in der nächsten Zeit oder lenkten ihn auf andere Dinge. Erst am 6. Februar 1814 schrieb Uhden: „Der Friede, den wir alle, denk' ich, mit recht heißen Gebeten erflehen, wird unter sovielen zu ordnenden Dingen auch die Angelegenheiten unserer Universitäten in Ordnung bringen. Was darinn geschehen wird, ist noch nicht bestimmt, und kann es auch nicht seyn. Bey unsrer Berliner geht alles seinen ruhigen festen Gang fort, es finden sich Studenten wiederum in größerer Anzahl ein, und selbst in meinen Vorlesungen über Dantes divina Commedia zähle ich doch über 12 Zuhörer freylich unter diesen mehrere Nichtstudirende. — Fichtes viel zu früher Tod hat Sie wohl auch recht erschüttert. Ich kann noch gar nicht das Verschwinden dieses so kräftigen, herrlichen Mannes fassen und begreifen. In eilf Tagen hat ihn das böse Nervenfieber, welches seine Frau, die mit grenzenloser Gutmüthigkeit in den Lazarethen Hülfe geleistet, ins Haus gebracht, hingerafft. Seiner Asche wird die Ruhe, die er im Leben nie gehabt!" —

Wenige Wochen später (31. März 1814) schrieb Uhden dann wieder an den Getreuen: „Die ganz ungebührliche Verzögerung des neuen Lectionscataloges unserer Universität ist allein Schuld an der nicht minder sträflichen Verspätung meiner Antwort auf Ihren mir so lieben Brief vom 9. vorigen Monaths. Ich eile Ihnen nun ein Exemplar des lateinischen und des deutschen Verzeichnisses zuzusenden, welches die Herren von der Universität weit eher hätten publiciren sollen, zumal in der jetzigen Zeit, wo vielleicht doch mancher Zweifler sich schon hören ließ. Zudem sehe ich keine Veranlassung dieser Verspätung ab, denn die Genehmigung ist schon vor einigen Wochen gegeben, und die Vorrede enthält nicht so gelehrte Forschungen, daß dadurch eine Entschuldigung motivirt würde. Ihnen, mein Theuerster, lege ichs besonders ans Herz, diesen Uebelstand einigermaßen gut zu machen; ich kenne ja Ihre gütige Theilnahme an unsrer großen deutschen wissenschaftlichen Anstalt: verbreiten Sie, ich bitte, ich flehe, aufs schleunigste, daß sie noch lebt, daß sie leben wird, daß die Vorlesungen hier gewiß gleich nach Ostern eröffnet werden. Sie werden aus dem Verzeichniß sehen, wie einige Lücken, die durch fixe neue Anstellungen dem gegenwärtigen Zeitpunkt nicht ausgefüllt werden können, durch Privatdocenten auf eine, will's Gott! gute Art verdeckt werden. Das ist besonders in Ansehung der Fichteschen Lehrkanzel der Fall. Fichte hat übrigens Nichts hinterlassen; die Witwe wird wohl durch unsers Königs Gnade eine Pension erhalten und für den Sohn (der ein sehr braver hoffnungsvoller 16 jähriger Student ist) wird auf alle nur mögliche Weise gesorgt. Materialien zu einem Paar Bände Vermischte Schriften möchten wohl vorhanden seyn. Schadow hat Fichtes Portrait in Form eines clipeus modellirt, welches in Ausgüssen jeder seiner Freunde (deren er viele hatte und mehrere verdiente) gern um sich haben wird."

Auch hier hat Böttiger bald den Wunsch des Freundes erfüllt; dieser dankt in warmer Weise (23. April 1814). „Es kommen", schrieb er gleichzeitig, „nach und nach Studenten an, vermuthlich bald viele von den Armeen, wo sie doch nun rühmlich ihr Geschäft vollbracht haben. Unter den neuen sind auch zwei Söhne des guten Claudius (Asmus), die hier mit Liebe und dankbarer Gesinnung für den braven Vater, der wenn ich nicht irre, nach Lübek geflüchtet ist, überall aufgenommen werden." Claudius, der alte „Wandsbecker Bote" hatte in den Kriegsjahren schwer zu leiden und starb in ihnen (21. Januar 1815).

Die folgenden Briefe handeln vielfach von der Wiedererlangung früher geraubter Kunstwerke, über die Berliner Kunstausstellungen, an denen sich auch G. v. Kügelgen, Uhdens intimer Freund, lebhaft

beteiligte. Nach alter Gewohnheit schickte er Universitätsschriften, am 9. Oktober 1814 „Böckhs Rede und Solgers Weihe der berühmten 7 Doctoren."

Etwas ausführlicher berichtete er (18. März 1815): „Empfangen Sie den eben erschienenen Lectionscatalog unserer hiesigen Universität für das nächste Sommerhalbjahr. Sie werden manche Lücken in den verschiedenen wissenschaftlichen Fächern finden, allein theils wird nur die Rückkehr unseres Königs erwartet, um dann durch zweckmäßige Anträge manche auszufüllen, theils muß wirklich von der Zeit und dem Aufstreben junger Gelehrten erwartet werden, wie diese und jene Lücke in den Vorlesungen auszustopfen sein wird, wie z. B. in der Geschichte und Philosophie. Uebrigens ist die Anzahl der Studirenden sehr ansehnlich und ihr Geist in jeder Rücksicht vortrefflich. Es bewährt sich durchaus, wie angemessen der Zeit und dem Zustande der Wissenschaften es ist, dergleichen höhere Lehranstalten in Residenzen und somit in das thätige äußere Leben hineinzuverlegen."

Am 19. August 1816 sandte er den Lektionskatalog für den nächsten Winter und fuhr fort: „Das gelehrte Vorwort unsers braven Boeckh wird Sie besonders interessiren. Vor wenigen Tagen (am 10.) ertheilte die Theologische Facultät zum erstenmal die Doctorwürde, und zwar dem gelehrten Professor Neander, sie hatte den feyerlichen Akt durch ein eigenes Programm ankündigen lassen, worinn der Decan, de Wette: de prophetarum in veteris Testamenti ecclesia et doctorum theologiae in ecclesia evangelica ratione et similitudine handelte. Marheinecke verrichtete die Promotion mit der ihm eigenen Lebendigkeit und Würde. Dies wäre das, mir bekannte zweyte neuere Beyspiel eines gebohrenen Juden, der die höchste theologische Würde und auch geistliche Christliche Ämter bekleidet, (denn Neander ist auch Consistorialrath hier geworden); der andre ist der Grosvater unseres Professors Lichtenstein, der aus einem jüdischen Rabbiner zum doctor theologiae und Superintendent umgewandelt wurde."

Am 19. November 1816 mußte Uhden die Empfehlung Stenzels als Professor der Geschichte ablehnen, „durch die Berufung Wilkens ist eine neue Hilfe der Geschichte zugleich gegeben. Rühs hat sich, wie ich höre, in seinem Vortrage ungemein verbessert. Schlagen Sie uns einen Philosophen vor. Die hiesige medicinische Facultät hat einen brillanten Zuwachs durch dem berühmten Lehrer der Geburtshilfe, Geh. Medicinalrat von Siebold bis jetzt in Würzburg erhalten; er ist vor einigen Tagen mit seinen bedeutenden Sammlungen angekommen und hat seine Vorlesungen schon angeschlagen." Uber den einen der im letzten Briefe Genannten, Wilkens, den Oberbibliothekar, sprach

Uhden sich in einem folgenden Brief (13. Mai 1817) sehr entzückt aus und meldete von Becker und Göschens Reise nach Verona. Wenige Wochen (26. Juli 1817) später schrieb er: „Ich eile Ihnen die officiellen Druckschriften, die in den Preußischen Staaten angeordnete Feier des Reformationsfestes betr. hiebey mitzutheilen. Die in dem Circularschreiben, besonders in der zweiten Hälfte desselben aufgestellten Ansichten können, wenn sie mit Ernst und Gehorsam aufgefaßt werden, wie ich meine, recht heilvoll sein."

Die Briefe der letzten Jahre handeln fast ausschließlich über archäologische Gegenstände. Daneben kommen Empfehlungen junger und älterer Gelehrten, des Grammatikers Zumpt, des (spätern Dichters) Wilh. Müller, Künstler und Künstlerinnen, Bitte um Auskünfte verschiedenster Art vor. Die Freundschaft beider Männer blieb fest und stark und wurde durch gelegentliches persönliches Zusammentreffen nur befestigt. Böttiger war, endlich einmal den dringenden Wünschen seiner Berliner Freunde Gehör gebend, 1828 nach Berlin gekommen. Anknüpfend daran schrieb Uhden in seinem letzten Briefe (23. Okt. 1828): „Ihre Abschiedszeilen, mein hochverehrter Freund, haben mich mit Wehmuth erfüllt. So mußten Sie denn so schleunig Berlin verlassen und mir die so lange schon ersehnte Beruhigung rauben, durch die eifrigsten Dienstleistungen Ihnen wenigstens einige Beweise meiner innigsten Erkenntlichkeit für die unzähligen Gefälligkeiten zu geben, wodurch Sie meinen Aufenthalt in Dresden immer so angenehm und belehrend machten. Täuschen Sie ja nicht die allein mich tröstende Hoffnung, Sie wieder hier unter uns zu sehen und mich Ihrer Begleitung dann ganz widmen zu können."

Daß der Briefwechsel sich mehr und mehr von der Universität abwandte, wurde durch verschiedene Umstände bestimmt. Uhden wurde älter, weniger schreiblustig und mit mancherlei Amtsgeschäften überbürdet. Ferner beschränkte Böttiger bei zunehmendem Alter seine journalistische Thätigkeit immer mehr. Zudem war die Universität aus ihren Kinderjahren herausgetreten, sie bedurfte keines Anwalts mehr, der ihr Bestehen und Gedeihen auswärts verkündete. Das Ausschlaggebende war aber wohl, daß die Richtung, welche die Universität und die Wissenschaft genommen hatte, beide Korrespondenten ziemlich fremd anmutete. Sie waren in der einseitigen philologisch-historischen Richtung groß geworden, ihre hauptsächliche Liebhaberei galt der Archäologie, die grade nach dem Wiedererwachen des Studiums der Antike durch Winckelmann und Andere viele Anhänger und Freunde gefunden hatte. Nun kam aber überhaupt, besonders in Berlin, eine neue Zeit heran. Hegel beherrschte die Universität, wie er die Geister

überhaupt unterjochte; der Kampf zwischen Philosophie und Naturwissenschaft beschäftigte alle Welt: da war für beschauliche archäologische Freuden kein Platz mehr und keine Zeit.

3. Frau von Staël in Berlin 1804.

Frau von Staël besuchte bekanntlich bei ihrem Zug durch Deutschland, den sie nach ihrer Verbannung aus Frankreich unternahm, nachdem sie sich in Weimar, der geistigen Hauptstadt des Landes, umgesehen, auch Berlin, um die Hauptstadt des preußischen Staates kennen zu lernen. Sie befand sich dort von Anfang März bis Anfang April 1804. Nahmen auch Zeitungen und Zeitschriften, selbst „Der Freimütige" von der Anwesenheit der wunderbaren Frau keine Notiz, so muß sie nach mannigfachen Zeugnissen durch ihre Wißbegierde, ihre Freiheitsschwärmerei, durch ihre Kunst, die Menschen zu verwandeln und aus ihnen Geheimes hervorzulocken, außerordentlich gewirkt haben. Mehr als andern Besuchern öffneten sich ihr die höchsten Kreise. Ihre Sucht und ihr Talent, Alles kennen zu lernen, sich Männern und Richtungen verschiedenster Art zu nähern, ohne doch eine bestimmte Partei zu ergreifen, bewährte sie auch hier. Sie sprach Nicolai, dem sie durch ein höchst bemerkenswertes Empfehlungsschreiben Böttiger's zugewiesen war. Sie wollte sich von Fichte sein philosophisches System auseinandersetzen lassen und verdarb es gründlich mit dem Philosophen, der im mangelhaftesten Französisch der Bitte der geistreichen Französin nachzukommen versuchte, dadurch, daß sie sein „Ich" mit dem Münchhausen verglich, der sich an seinem eigenen Ärmel aus Ufer schwang. Sie ließ Kotzebue trotz gelegentlicher Spöttereien ihre Anerkennung zuteil werden und schätzte seine Theaterstücke. Sie begann Annäherungen mit den Romantikern, deren Haupt August Wilhelm Schlegel sie bald ganz in ihre Kreise zog. Sie bewunderte Rahel und erklärte diese Bewunderung in offenster Weise. Trotz alledem fand sie in Berlin nach Weimar und Paris nicht ihre Rechnung: das Wohlleben nahm hier einen großen Platz ein; sie sah Gelehrsamkeit, wo sie Geist und gesellschaftlichen Takt suchte, Einförmigkeit und Neigung zum Klatsch, wo sie das vielgestaltige, auch den höchsten Fragen zugewendete Treiben der Pariser Salons erwartete.

Auf diesen Besuch zurückzukommen veranlassen zwei merkwürdige bisher unbekannte Aktenstücke (beide in der Böttigerschen Briefsammlung der Dresdner Bibliothek). Das eine ist das oben kurz erwähnte Empfehlungsschreiben, das Böttiger an Nicolai schrieb. Schon am 6. Januar hatte er in einem Briefe an Nicolai bemerkt: „Uns entzückt hier die geistreiche Staël, die aus allen Kräften versucht, Goethe und Schiller vom neuen ästhetischen Schnupfen, wie sie es nennt, zu

befreien und deswegen gar ihren Benjamin Constant aus Frankreich als Gehilfen verschrieben hat. Im Februar wird sie ihr Licht in Berlin leuchten lassen." Am 29. Februar nun schickte er durch Frau von Staël an den Berliner Freund folgenden Empfehlungsbrief: „Die Ueberbringerin dieses Briefes ist die geistreichste Frau, die ich je kennen lernte, mit männlichem Kopf und weiblichem Herzen, dem Seelenadel des Neckerschen Protestantismus, mit Allem, was bei den Franzosen das Liebenswürdigste ist, in seltener Ehe gattend, kurz, Delphine selbst, die Frau von Staël, die hier Allen die Wahrheit gesagt und Alle bezaubert hat. Sie wünscht den Patriarchen unserer Nationalliteratur und den mutigen Kämpfer der Geistesfreiheit, des Katholicismus und Mysticismus, sie wünscht Friedrich Nicolai kennen zu lernen, dessen Name stets mit Achtung und Dankbarkeit in unserer klassischen Periode genannt werden wird. Sie hat sich vorgenommen, ein Werk über unsere Litteratur und neueste Meteore zu schreiben, und Sie werden sich wundern, wie trefflich sie unterrichtet ist. Der in Jena privatit sierende Engländer Robinson, der Ihnen sehr wohl bekannt ist, hat sie über Vieles aufgeklärt. Von Ihnen hofft sie noch über wei- Mehreres Aufklärung. Es ist in der That verdienstlich, ihr zu so schönen Zwecken, die sie sich vorgesetzt hat, Aufklärung zu geben. Besonders werden Sie sich freuen, in ihr einen so männlichen Haß gegen das in Frankreich jetzt auf's Neue organisirte Verfinsterungs-system zu entdecken. Sie weiß, wie wenig Ihnen jetzt Ihre Augen und Ihre Gesundheit gestatten, gesellig zu sein, allein sagen Sie ihr dies nur, wenn sie Ihnen diesen Brief zugeschickt hat, selbst durch Ihren Amanuensis, und sie wird dann nicht verfehlen, Sie so oft zu besuchen, als es Ihnen lieb ist. Gewiß, mein Freund, Sie verdanken mir diese Bekanntschaft, und daß ich der unvergleichlichen Frau Ihren ganzen Wert kennen lehrte. Durch Goethe und Schiller möchte das schwerlich geschehen sein."

Wie es mit Nicolais Französisch bestellt war, vermag ich nicht zu sagen. Aber auch ohne dies zu wissen und ohne einen Bericht zu besitzen über das Zusammensein der Beiden wird man sagen können, daß die leicht erregte, jugendliche, stets nach Neuem begierige Frau zu dem alten, auf seinen abgelebten Ideen bestehenden, dem Neuen sich verschließenden Manne schlecht paßte. Eine gewisse Bestätigung für diese letztere Behauptung bietet der etwas kühle Ton, in dem Nicolai von seinem Zusammensein mit der Französin an Böttiger berichtet, 14. April 1804: „Ich danke Ihnen allerdings, daß Sie mir die Bekanntschaft dieser so interessanten Frau durch Ihren Brief noch früher verschafften. Ich habe mit derselben einige sehr angenehme Stunden gehabt; sie gewinnt, je mehr man sie kennen lernt. Ich wünschte,

daß es mir möglich gewesen wäre, mit dieser sehr interessanten Frau noch mehr Umgang zu haben, aber da kamen meine fatalen Meßgeschäfte in den Weg und mein blindes Auge, wodurch alle meine Geschäfte sehr viel langsamer und beschwerlicher gehen. Aber jede Stunde in derselben Gesellschaft zugebracht, rechne ich für Gewinnst."

Auch ein Brief Kotzebues an Böttiger zeigt eine gewisse abfällige Stimmung gegen die geistreiche Französin. Kotzebue schreibt nämlich am 7. April: „Frau von Staël ist eine liebenswürdige Frau, von Welt und Geist, Eines grade so viel als das Andere, und darum nicht für mich. Indessen hat sie die Güte, mich auszuzeichnen. Sie ladet mich nicht allein zu ihren großen Cirkeln, sondern auch zu ganz kleinen, bei welchen außer mir und Johannes Müller nur ein paar Prinzen und ein Paar Gesandte gegenwärtig sind. Sie thut mir keinen Gefallen damit. Ihre Tochter hat neulich den Kronprinzen geschlagen, eine Kindergeschichte, die viel zu viel Lärm und ihr einige Unannehmlichkeiten verursacht hat. Ein ostensibler Brief von ihr an Delbrück hat die Sache wieder in's Geleise gebracht." Zu der letzteren Skandalgeschichte, die im Einzelnen nicht zu erörtern ist, mag daran erinnert werden, daß die Tochter von Frau von Staël auch in Wien dem jungen Bernhardi gegenüber, der dies ganz launig erzählt (Jugenderinnerungen, Berlin 1893), ihre Schlagfertigkeit erprobte.

Miscellen.

1. Ernst Schwabe von der Heyde (Nachtrag zu S. 58).

Von Max Rubensohn in Berlin.

Im Jahre 1622 (Wintersemester) wurde unter dem Rektorate des Herzogs Georg von Brieg und Liegnitz, unter dem Prorektorate des Professors Christoph Neumann in Frankfurt a/O. immatrikuliert (Matrikel I. S. 664):

„Ernestus Schwab von der Heidenn Borussus 4 tal."

Er war unter den 142 Inskribierten dieses Semesters der zwölfte. Die Notiz ist von erheblicher Wichtigkeit. Die Schreibung des Namens, auch die ungewöhnliche Höhe des Inskriptionsgeldes [1]), zeigt, daß Schwabe in der That von Adel war (ein preußisches

[1]) Die übliche Inskriptionsgebühr, die z. B. auch Martin Opitz bezahlt hatte, betrug 9 Groschen.

Adelsgeschlecht „von der Heyde, Heyden“ wird in den Lexika genannt). Was wir ferner aus der Randnotiz des Aristarchus[1]) schlossen, daß Opitz in Frankfurt den preußischen Dichter kennen lernte und ihm deshalb sein Kompliment macht, wird so nicht nur bestätigt — wir können noch einen Schritt weiter gehen. Überall, wohin Opitz gekommen, wußte er sich Gönner und Freunde zu verschaffen, die ihn unterstützten. Ein solcher fehlte bisher für die Frankfurter Zeit. In Schwab von der Heiden ist er nunmehr gefunden. So erst erklärt sich der „sklavische“ Anschluß an des vornehmen Freundes Poetik im zweiten Teile des Aristarchus, den P. Schultze feststellen zu können glaubte. Nunmehr wird man freilich noch weniger an eine Publikation des Schwabschen Büchleins denken dürfen: Opitz war der einzige, der es besessen, der einzige, der von ihm eine Kunde giebt, die auf Benutzung des Heftes selbst beruht. Wir werden aber umso weniger an eine Veröffentlichung denken dürfen, als der Verfasser, der zwar schon 1618 in Frankfurt lebte, erst 1622 sich immatrikulieren ließ[2]). Lange wird er sich nicht mehr in der Stadt aufgehalten, vielmehr schon bald der politischen Thätigkeit sich gewidmet haben, die sein tragisches Ende herbeiführte.

2. Herder als Berliner Propst?

Von Ludwig Geiger in Berlin.

Am 8. April 1800 schrieb G. Merkel an Böttiger: „Teller ist wieder hergestellt, aber wahrscheinlich nur auf kurze Zeit. Im Falle seines Todes wird Engel wegen Herder zu Spalding fahren, der noch immer großen Einfluß hat, aber H's bitterer Feind ist. Meierotto, Massows Liebling, der aber Engeln sehr viel verdankt, wird bei dem Minister wirken. Irwing übernehme ich und Riethe ist ja Sanders Freund. Kurz — es wird gehen. Wissen Sie aber, mein theuerster Freund, ob Herder es annimmt? Teller hat nur 1800 Thlr.“

3. Vulpius auf der Verlegersuche.

Von Ludwig Geiger in Berlin.

Der berühmte Rinaldo Rinaldini erschien zuerst Leipzig 1798 (Gödeke 5², 512). Sein Verfasser hat wohl zuerst an mehreren Thüren angeklopft. Ein solcher Versuch an die Vossische Buchhandlung ist

[1]) Francofur. Marchic. typis descripta. Natürlich konnte weder Opitz noch (wie ich glaube) Tornau describenda schreiben, denn das würde nicht die Zukunft, sondern die Notwendigkeit (Möglichkeit) bezeichnen.

[2]) Daher konnte die Notiz so lange unbeachtet bleiben: der betreffende Band der Matrikel erschien schon 1888.

bekannt. Vulpius schreibt 7. September 1798: „Seit einiger Zeit arbeite ich des berühmten Räuberhauptmanns Rinaldini Leben und Abentheuer romantisch aus und bin jetzt der Beendigung nahe. Ich wünschte diese Arbeit in Ihrem Verlage erscheinen zu sehen und würde mich sehr freuen, dieses meines Wunsches gewährt zu werden. Um Sie nicht mit Proben zu belästigen, schlage ich Ihnen vor, mein Mscr. hier etwa Hrn. O. C. R. Böttiger auszuhändigen und diesen einsichtsvollen Kenner des Schönen und Guten urtheilen zu lassen, ob das Werk Ihres Verlages würdig sein möchte oder nicht." Diesen Brief schickte Sander, der damalige Geschäftsführer der Vossischen Buchhandlung (20. Oktober 1798) an Böttiger mit einer ausweichenden Antwort und bemerkte seinem Korrespondenten: „Höchst wahrscheinlich ist das angetragene Buch nichts für uns."

4. Eine zeitgenössische Stimme über das Wunderkind Witte.
Von Ludwig Geiger in Berlin.

F. Ukert schreibt an Böttiger (Briefsammlung Band 206, Dresdner Bibliothek Gotha 17. Juli 1810: „Vor einiger Zeit haben wir hier den Hrn. Pfarrer Witte mit seinem Sohne gehabt, der eine unverschämte Ankündigung in die Hamburger Zeitung hat setzen lassen, die in keiner Hinsicht wahr ist. Er ist ein arger Bettler, der sich dem Adel und Hof auf alle Manieren aufdrängt und für seine Sottisen eine Züchtigung verdiente. Sein Sohn hat ein tüchtiges Gedächtniß, weiter scheint er auch nichts geübt zu haben. Hier nannte man ihn spottend das Wunderkind wie kurz vorher Wunderpferde und Wundervögel hier gewesen waren; und das hielt er für Lob." — Dies Urteil über Witte, Vater und Sohn, soll hier weder bekräftigt noch bestritten werden; das Interesse an der Stelle ist, daß das Wort „Wunderkind" damals, wie es scheint, selten war und durchaus in spöttischem Sinne gebraucht wurde.

Recensionen und Referate.

Jäger Th., Heinrich Seuse aus Schwaben (genannt Suso). Ein Diener der ewigen Weisheit im 14. Jahrhundert. Basel. Jäger und Kober. 1893.

Das Büchlein gehört unter die Zahl derjenigen, welche das religiöse Empfinden der Gegenwart durch Berührung mit der mittelalterlichen Mystik befruchten wollen. Es ist nicht in historischer Absicht sondern zu unmittelbarer Erbauung geschrieben. Der Verfasser läßt vorwiegend Seusen selbst das Wort und fügt nur kurze, seines Helden Lebensgang und äußere Beziehungen zu einzelnen gleichzeitigen Mystikern betreffende ein- und überleitende Bemerkungen hinzu, die keinerlei Anspruch auf selbständige Bedeutung erheben und wohl nur darum aufgenommen wurden, weil der Verfasser seine Auszüge und Citate aus Seuses Schriften chronologisch und biographisch (nach der Pregerschen Lebensskizze) ordnen wollte. Er schöpft vornehmlich aus Seuses Exemplar — denjenigen Schriften, die Denifle in der 1. Abteilung des 1. Bandes seiner Ausgabe vereinigt hat — mit Ausnahme des Büchleins der Wahrheit, und aus den Predigten; natürlich überwiegen weitaus die Stellen aus jenem, wie es ja der volkstümliche Zweck der Schrift mit sich brachte. J. S.

Nicoladoni A., Johannes Bünderlin von Linz und die oberösterreichischen Täufergemeinden in den Jahren 1525—1531. Berlin. R. Gaertner. 1893.

Der Verfasser streift das Eindringen und die Ausbreitung der Reformation in Ober- und Niederösterreich wie die Gegenmaßregeln Ferdinands gegen den Lutheranismus, um einen Hintergrund für seinen Hauptstoff, die Geschichte der oberösterreichischen Wiedertäufer in den ersten drei Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts, zu gewinnen. Zuerst steht Steyr im Mittelpunkte, dessen Gemeinde, wie der Verfasser zeigt, nicht erst von Johann Hut gegründet wurde; allerdings aber hätte dessen Persönlichkeit und ihr Einfluß vielleicht stärker betont werden sollen, denn sowohl die Regierungserlässe als die Bekenntnisse von Wiedertäufern, in den im Anhang abgedruckten Gerichtsakten, weisen auf ihn, hier als einen Hauptverführer dort als den Gewährsmann und Verkündiger neuer Lehre. Von 1528 an

tritt Linz hervor. Die Wiedertäufer sind hauptsächlich in den Städten zu Hause, der Handwerkerstand liefert die meisten Mitglieder; um Gmunden ist ihre Lehre auch stärker unter die Bauern gedrungen; der Adel ist aber vorwiegend lutherisch gesinnt. Durch die scharfen Maßregeln, die Ferdinand seit 1527 ergreift, wird ein Teil der in Oberösterreich sich aufhaltenden Mitglieder und Führer der Sekte versprengt: der Verfasser folgt ihren Spuren in die bayrisch-fränkischen Städte, insbesondere nach Augsburg, dann nach Straßburg. Er bringt im einzelnen viel dankenswerthes Material aus ungedruckten Quellen herbei und gelangt zu einem in den Hauptzügen übersichtlichen, gut gezeichneten Bilde sowohl der äußeren Geschicke als der inneren Wandlungen, welche die an den engeren oberösterreichischen Ausgangspunkt geknüpfte Wiedertäuferlehre erlebte. Wichtig erscheint insbesondere die Betonung ihres quietistischen und asketischen Charakters, den sie auch in der weitestgehenden Entwicklung, die sie in Johannes Bünderlin gefunden, beibehalten hat. Vornehmlich darauf gründet der Verfasser die Ansicht, daß die oberösterreichischen Wiedertäufergemeinden nicht auf schweizerische Mission zurückgehen, sondern eine Entwicklung der in der Heimat von alters her fortlebenden Brüder (Waldenser) Gemeinden seien. Aber hier — wie später in der Erörterung der Schriftstellerei Bünderlins — geht der Verfasser nicht genug auf historische Vergleichung und Untersuchung des Details der Wiedertäuferlehre ein, so daß seine These erneuter Prüfung von dieser Seite aus unterworfen werden muß. Und gerade in einem mir wichtig scheinenden Punkt liegt Mißverständnis der Quelle vor: S. 46 spricht der Verfasser von dem Verhältnis der Sekte zur heiligen Schrift unter Beziehung auf den Traktat „Am anfanng ains cristenlichen lebens" (Anhang, S. 250 ff.), speziell auf den Satz S. 251, Christus habe nur um der halsstarrigen Schriftgelehrten willen die Schrift gebraucht „und nit umb des gemainen mans willen, dann der gemain man ist mer zu vnnderweisen in den creaturen, dann durch die geschrifft; nun sagt auch di ganntz schrifft nichts dann was sy mit creaturen antzaigt vnnd ist di ganntz schrifft mit enteln creaturen beschriben." Wenn das der Verfasser mit „Denn der gemeine Mann wird mehr durch sich selbst, durch seine eigene innere Stimme — Kreatur nennt sie der Traktat — als durch die Schrift unterwiesen" umschreibt, so ist diese Deutung der „creatur" eine arge Willkür: die Einleitung des Traktats S. 250 lehrt völlig deutlich, daß damit die irdischen Geschöpfe außer dem Menschen gemeint sind, und der Sinn des Satzes ergibt sich daraus, daß das Leiden, das „Gebrauchtwerden" der „Kreatur" durch den Menschen — als wodurch die Kreatur erst das Ziel ihres Daseins erreiche — mit der Ergebung des Menschen in den Willen Gottes, der Erleidung des göttlichen Willens parallelisiert wird, die ihn erst zu dem bringt, wozu er geschaffen ist. Diese Lehre scheint charakteristisch zu sein: sie kehrt ebenso wieder im Verhör des Ambros Spitelmayr S. 226, vgl. auch 236

(„In summa ist vnser leer nichts anders, den das wir allen menschen den willen Gottes durch die creatur lautter .... zu erkennen geben") und ist vorläufig auf Hut zurückzuführen (S. 235 Nr. 6, S. 225 f.).

Die überlieferten Nachrichten über die Lebensumstände Johannes Bünderlins selbst, sind sehr spärlich. Der Verfasser verbindet sie in sehr geschickter Weise durch das allgemeinere Bild der oberösterreichischen Religionsbewegung. Die erste beglaubigte Nachricht, die wir von ihm haben, nennt den Johann Wunderl aus Linz (— warum hat der Verfasser seinem Namen nicht diese echte heimische Lautform gelassen? —) als Studenten der Artisten-Fakultät in Wien; auf der Höhe seiner Entwicklung, in seinen von 1529—1531 gedruckten Schriften, finden wir ihn ohne jede innere Beziehung zum Humanismus: bei ihm wie bei so manchem anderen verdrängte das Eintauchen in die reformatorische Strömung den universelleren Humanismus. Der erste der drei mit seinem Namen erschienenen Traktate bewegt sich auf rein ethischem Gebiet; der zweite geht von dem metaphysischen Gedanken der aus Gott emanierenden Welt aus, wendet sich dann aber wieder praktisch sittlichen Fragen zu. Ein Gedanke des ersten, daß das alte Testament mit seinen Vorschriften äußerer Religionsübung so zu sagen eine Anbequemung Gottes an die am Äußerlichen hängenden Juden gewesen sei, kehrt in mehrfachen Variationen in dem dritten wieder, der vollends das innere Verhältnis zu Gott von allem äußeren Gottesdienst, ja Religionsbekenntnis trennt. Der Verfasser schreibt ihm auch eine vierte, anonyme, Schrift zu, deren Gedankengehalt — daß das alte Testament nur symbolisch aufzufassen sei — sich allerdings besonders mit der ersten und dritten berührt; hier fällt aber die reichliche — und teilweise traditionelle — Allegorisierung der Thatsachen des alten Bundes auf, die so in den anderen nicht hervortritt. An mehreren Stellen nennt der Verfasser Ansichten dieser Schriften „mystisch", ja er weist geradezu auf Eckhart hin. Die Parallelen, die er anführt, sind aber viel zu allgemein. Die Erörterungen Nicoladonis über den philosophischen und religiösen Gehalt der Schriften Bünderlins halte ich durchaus nicht für abschließend, auch zu ihrer literargeschichtlichen Charakterisierung ist außer dem allgemeinen Hinweis auf ihre Verwandtschaft mit Denkschen Ideen kein Material geboten; nahe persönliche Beziehungen Sebastian Francks zu ihm werden betont, aber auch hier ist der Nachweis eines bedeutenden Einflusses, den Bünderlin auf die geistige Entwicklung Francks genommen habe, viel zu allgemein gehalten, um überzeugen zu können. Jedenfalls ist der Literarhistoriker dem Verfasser zu Dank verpflichtet, daß er überhaupt die Aufmerksamkeit auf diesen originellen Vertreter eines von den reformatorischen Hauptrichtungen abseits stehenden — zuletzt auch die Wiedertäuferei verleugnenden — individuellen Christentums hinwies und den Boden, aus dem er hervorwuchs, bezeichnete.

Die zweite Hälfte des Bandes füllen Quellenabdrücke. So sehr zu

loben ist, daß der Verfasser die Texte buchstabengetreu abdruckt, so sehr bedaure ich, daß er sie weder interpungiert noch (anmerkungsweise) offenbare Verderbnisse richtig gestellt hat. Überdies scheinen nicht selten Lesefehler des Herausgebers vorzuliegen, darunter gröbere, den Text verunstaltende (wie S. 160 „zueschnenben" statt „zueschreiben"; „dises sachen"; S. 170 „begar" für „beger"; Z. 8 oder 10 v. u. fehlt das Prädikat; S. 181 „vrsten" statt „vesten", „vuertillgt" für „vertillgt"; S. 184 „meblich" wohl für „nemblich", S. 250 „der menschen widerredt sicht da" für „der mensch an w. sicht das", „khainen" für „khomen" u. s. w.). Der Name des hervorragenden Wiedertäufers Leonhard Schemer erscheint durchweg als L. Schiemer; das Copialbuch des Innsbrucker Statthalterei-Archivs C. D. 1527—1529 — aus welchem Nicoladoni neue Einzelheiten zu Schemers und Schlaffers Prozessen hätte gewinnen können — nennt ihn aber durchaus einheitlich Schemer. Bei einem Teil der abgedruckten Quellen wäre endlich genauere Bezeichnung der Signatur erwünscht gewesen, welche sie in den betreffenden Archiven tragen.

Innsbruck. Joseph Seemüller.

Stilgebauer E., Grimmelshausens Dietwald und Amelinde. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 17. Jahrhunderts. Gera. Leutzsch. 1893. ℳ 1.20

Wesentlich einfacher als bei den simplicianischen Schriften liegt die Frage nach Grimmelshausens literarischen Voraussetzungen und Vorbildern in den Romanen, in denen er sich der heroisch galanten Art nähert. In Dietwald und Amelinde hat er selbst ein Verzeichnis der „Autorn, aus welchen diese Histori zusammen getragen," seinem Werke vorangeschickt. Danach sind seine Quellen teils Chronisten und andere Geschichtsschreiber, wie Prosper, Bartholomäus de Sacchi, Paullus Diaconus und Procop, teils gehören sie, wie Lycosthenes und Beatus Rhenanus zu den unterhaltenden und belehrenden Sammelwerken, die in jener Zeit in so großer Zahl vorhanden waren. Diese Schriftsteller hat Grimmelshausen einmal so benutzt, daß er die historischen Ereignisse entweder wörtlich nach den Quellen in seinem Roman wieder erzählt oder in kürzerer Fassung wiedergiebt. Dieser auf bloßer Compilation beruhende Teil bildet ungefähr die Hälfte des ganzen Werkes. Stilgebauer scheidet in seiner Inhaltsangabe des Romans (S. 16—30) diesen Teil durch kleineren Druck von der andern Hälfte, der eigentlichen Romanerzählung, mit der jener nur äußerlich zusammenhängt. Auch diese beruht zwar großenteils auf den genannten Quellen, indessen sind hier zu Gunsten der Erzählung mannigfache Änderungen und Umgestaltungen vorgenommen. Endlich bleibt noch ein Rest, der sich auf die von Grimmelshausen genannten Schriftsteller nicht zurück führen läßt, sondern andere novellistische Quellen und Vorbilder voraussetzt. Dieser bildet den eigentlichen Kern des Romans und ist, wie Stilgebauer nach-

weist, aus dem Meisterliede „Von dem Grafen von Safoi“ (Liederbuch aus dem 16. Jahrhundert S. 330) entlehnt. Daß wirklich der Romanstoff auf diesem Meisterliede und nicht etwa beide auf den gleichen Quellen beruhen, geht mit Sicherheit daraus hervor, daß beide in wesentlichen Punkten von allen übrigen Fassungen der Erzählung abweichen. Eine neue Entdeckung ist dies aber nicht, vielmehr hat schon Bobertag, Geschichte des Romans II a S. 79 Anmerkung 2 das Meisterlied vom Grafen von Safoi als die Quelle von Dietwald und Amelinde bezeichnet. Eine große Reihe von einzelnen Zügen, die zum Schmucke der Erzählung dienen, entlehnt ferner Grimmelshausen den Volksbüchern, „in denen sich fast jede Wendung des Grimmelshausenschen Romans, sofern sie sich nicht aus dem Meisterlied und den historischen Quellen erklären läßt, vorfindet.“ Ein Beweis für Grimmelshausens Bekanntschaft mit der Stratonica des Assarino und dem von Montanus übersetzten Thedald des Bocaccio läßt sich jedoch aus Dietwald und Amelinde kaum gewinnen, wenn sie auch aus andern Gründen nicht zu bezweifeln ist.

Sehr viel Neues bietet demnach die Schrift Stilgebauers nicht, sie bringt im wesentlichen nur eine Bestätigung dessen, was Bobertag in seiner Geschichte des Romans ausgeführt hat.

Hamburg. Karl Dissel.

Strack A., Goethes Leipziger Liederbuch. Gießen. Rickersche Buchhandlung. 1893. ℳ 3.60.

Der Hauptwert der Schrift liegt im Nachweise der „literarischen Überlieferung“, der „Themen, Motive und Ausdrücke“, welche Goethe aus der sogenannten anakreontischen Dichtung der Zeit geschöpft, woneben auch der Einfluß Wielands und der ernsten, in Klopstock ihren Höhepunkt erreichenden Lyrik hervorgehoben wird. Gewünscht hätten wir, daß auch der Einflüsse gedacht worden wäre, die der seit seinem zehnten Jahre dichtende Knabe und der heranwachsende Jüngling von den geistlichen Liedern und Oden, den sonntäglichen gereimten Texten und den, wie wir wissen, in der väterlichen Bibliothek stehenden neuern deutschen Dichtern empfangen; selbst daß er, wie er selbst berichtet, eine Anzahl anakreontische Gedichte gemacht, wird übergangen. Strack hat die deutsche Lyrik, welche zu Goethes Leipziger Zeit vorlag, mit Rücksicht auf dessen „Liederbuch“ durchgearbeitet. Das am Schlusse gegebene „Quellen-Verzeichnis“ weist 65 Werke seit dem Anfang des Jahrhunderts auf, die vom Leipziger Studenten benutzt werden konnten, auch großenteils ohne Zweifel ihm wirklich bekannt waren. Als besondern Vorzug seiner Untersuchung betrachtet es Strack, daß er nur solche Gedichte angeführt, deren Entstehung vor Goethes „Neue Lieder“ falle; der Verfasser des Aufsatzes „Goethes älteste Lyrik“ in den „Studien zur Goethe-Philologie“ habe „in dieser Richtung gefehlt“. Von einem „Fehlen“ kann aber gar

keine Rede sein, da Minor es ja bedauert, daß ihm die frühern, für seinen Zweck noch ergiebigern Ausgaben nicht zugänglich gewesen, und Strack selbst führt Hagedorns Ausgabe von 1769 an, die erst zur Herbstmesse erschien (Goethe verspricht sie Käthchen am 12. Dezember), Cronegks zweiten Band von 1777 und Lessings „Kleinigkeiten" von 1779. Auch können Minors Berichte nicht irre führen, da er die Ausgaben, deren er sich bedient, angegeben hat. Ja, wollte man protokollarisch genau sein, so müßte man auch alle Zeitschriften durchsehen, in denen möglicherweise von Goethe gelesene Gedichte stehen, die ihr Leben nicht weiter gefristet. Und wer bürgt uns dafür, daß Goethe alles gelesen und im Sinne behalten, was er lesen konnte! Gern erkennen wir an, daß Strack einen sehr erwünschten Stoff zusammengebracht, auch dessen Benutzung durch ein Register erleichtert hat; besser wäre es noch, wenn er die einzelnen Bemerkungen nicht durch den Kommentar zerstreut und diesen damit überschwemmt hätte. Dabei ist aber nicht zu übersehen, daß Goethe manche der betreffenden Worte aus dem gangbaren Gebrauch seiner Heimat genommen, ja einzelne ihm zu Lieblingen geworden sein mögen. Wenn er wirklich empfinden, fühlen, lächeln, tändeln, Mädchen, Schöne, Reiz, Trieb, Schauer, rein, wahr, still, reich, süß, himmlisch, heilig[1]), nicht in seinem Frankfurter Sprachschatze gefunden, sie aus den Dichtern geschöpft hätte, wie arm hätte derselbe sein müssen! Diesen müßte man erst heraufbeschwören, ehe man vor ein Wort ein anakreontisches Kreuz setzen dürfte. Schon der heranwachsende Jüngling wird mit der Goetheschen Schaffungskraft über die Sprache gewaltet haben. Mit einzelnen Bemerkungen, die wir bei Strack lesen, können wir auch nicht einverstanden sein. So ist das zu enge, was er über tändeln sagt. Das Wort ist sinnverwandt mit spielen, scherzen, geht aber mehr auf läppisches Spiel, wie das französische dandiner; daß es auch vom Liebesspiel steht, ändert die Bedeutung nicht. Tändeleien entspricht ganz dem griechischen παίγνια, dem lateinischen nugae.

Leider hat Strack in seinem so verschiedenes nebeneinander bringenden Kommentar über der literarischen Überlieferung oft das Verständnis vernachlässigt oder verfehlt. Gleich im ersten Liede soll meine Deutung des Verses: „Und fehlt auch einer hie und da", irrig sein: denn einer beziehe sich nicht auf einen der im ersten Verse zusammengerufenen Käufer, sondern auf das vorangehende Stände; für alle Stände werde gerechtfertigt durch das nachfolgende: „Ein einz'ger Handschuh paßt sich ja an zwanzig Hände." Aber wenn für einzelne Stände die Devisen fehlen, so werden

[1]) Wir vermissen eine Bemerkung über den Gebrauch von Gunst (2, 6, 7) und eine Nacht geben (3, 2, 8). Auch wäre eine allgemeine Darstellung der in den Liedern geschilderten Liebe im Vergleich mit des Dichters wirklichem Leipziger Liebesleben an der Stelle gewesen.

diese eben keine kaufen und sich nicht dadurch zum Kaufe bestimmen lassen, daß die Devisen auch für einen ganz andern Stand passen sollen, was sinnlos ist, und nicht durch das Gleichnis vom Handschuh bewiesen werden kann. Einer hie und da ist zusammenzunehmen, wie man es von einzelnen in der Menge braucht. Der Devisenmann meint, wenn einer nicht gerade die richtige Devise, sondern eine nahe verwandte wähle, so werde er sich damit zurecht finden, wie ja ein Handschuh auch an verschiedene nicht ganz gleiche Hände passe. Wie Stracks Deutung eine bessere Erklärung dieser launigen Beruhigung biete, sehe ich nicht; darüber schweigt er.

Auch sollte bei diesem Gedichte der Hinweis nicht fehlen, daß die ursprüngliche Schlußstrophe besser war als die spätere, weil sie gerade als Gegensatz zu der vorhergehenden gedacht ist, zu dem Weiberfeinde, dem er den Rat gibt, sich in seinem Dünkel durch Wein begeistern zu lassen, während er selbst, der jetzt krank ist, sobald er genesen, ein Weib nehmen wird. Die Änderung hat hier das Gedicht geschädigt, da er dieses zum Eingang der Sammlung benutzen wollte; ganz ähnlich ist es später mit der Umgestaltung des Schlusses der „Zueignung" vor den Gedichten geschehen.

Im Gedichte „Der wahre Genuß" macht die Anrede „O Fürst" (1, 3) nach dem einfachen „du" (1, 1) Schwierigkeit, da Str. 2 und 3 wieder „du" steht, dagegen 4, 2 „O Jüngling", 5, 3 „Jüngling" und, nachdem der Dichter längere Zeit nur von sich und seiner Liebsten gesprochen, (9, 3) „Sieh, Jüngling". Strack zweifelt, ob Strophe 3 sich noch an den Fürsten wende oder bereits an den Jüngling gerichtet sei, der in den folgenden Strophen an die Stelle des Fürsten getreten sei. Ich gestehe, es völlig unmöglich zu finden, daß der Dichter ohne weiteres den Fürsten fahren lasse und sich an einen Jüngling wende. Zu Strophe 4 erklärt Strack den Wechsel dadurch, daß der Dichter sich von einem besondern Falle zu allgemeinen Betrachtungen erhebe: als ob bei solchen nicht jede Anrede ausgeschlossen und ein Wechsel an sich unmöglich wäre. Der Widerspruch löst sich durch richtige Auffassung von 1, 3. Bei dieser Anrede schwebt keineswegs der Fürst vor. „O Fürst" ist nur lebhafter Ausdruck für „auch der Fürst". Selbst der Fürst muß sich die Wollust schenken lassen; er kann sie nicht erkaufen, wenn er sie recht genießen soll. Veranlassung zu der freilich etwas störenden Anrede gab wohl das Bedürfnis des Reimes auf „fühlst". Wir wissen, daß Behrisch an der Anrede Anstoß nahm, wohl nicht bloß, weil er selbst der Diener eines Fürsten war, der, um ebenbürtig zu heiraten, seine Maitresse abgefunden hatte, sondern besonders weil sie aus dem Rahmen des Gedichtes herausfiel. Was Goethe am Fürsten tadelte, war nicht, daß er freigebig gegen Frau von Reitschütz gewesen, die keineswegs eine gemeine Buhlerin war, sondern daß er dieser das Versprechen gebrochen, sein Herz werde ihr immer gehören. Dies beweist der Brief an Behrisch vom 3. November. Am 15. Dezember antwortete er dem Dessauer Freunde: „Aber die Apostrophe F** muß stehen

bleiben, da kann ich dir nicht helfen. Es ist auch eine übertriebene Delikatesse von dir, daß du sie ausstreichen willst." Goethe wollte den Stich nicht aufgeben, daß die Fürsten mit Gold sich den Genuß der Liebe erkaufen zu können wähnen. Später wollte er die wohl von Behrisch vorgeschlagene Änderung von „Fürst" in „Freund" zugeben, aber mit Recht stellte er im Drucke „Fürst" wieder her, da die Anrede Freund neben dem spätern Jüngling auffällt. Seine Anrede wendet sich mit Ausnahme der beiden Verse an alle Jünglinge, denn auch 1, 5—8 sind allgemein zu fassen, nicht auf den Fürsten zu beschränken. Die Form der Anrede schreibt sich von Salomons Sprüchen her und ist der Belehrung eigentümlich. Strack hätte sich erinnern sollen, daß noch in der „Iphigenie" Pylades den Orest etwas auffallend so „o Jüngling" anredet, wo ursprünglich „dich den Jüngling" stand. Aber unser Ausleger entdeckt in dem Gedichte zwei Teile, einen didaktischen, der mit Str. 5 schließe (eigentlich doch mit Str. 5, 4, und didaktisch sind auch wieder Str. 9, 3—8), und den lyrisch-epischen des eigenen Liebesglückes. Dieser zweite aber soll ursprünglich ein eigenes Gedicht gewesen, nur eine Umarbeitung eines am 15. Mai der Schwester geschickten sein, einer Nachbildung des schon von Englert angezogenen „Les deux amans" des französischen Dichters Roche de Chabannes. Letzteres ist freilich nicht unmöglich, aber kann nicht einmal wahrscheinlich gemacht werden; denn wir wissen von dem Liede, das Goethe in einem französischen Briefe „Les deux amans" nennt, weiter nichts, als daß es Behrisch in seine Sammlung an der Stelle einer Ode über das Vaterland aufgenommen hatte. So stützt sich dieser ganze Einfall auf Stützen, die keine sind; ja Strack muß bekennen, daß eine erhebliche Schwierigkeit ihm entgegensteht. Goethe schickt unser Gedicht am 4. Dezember 1767 Behrisch als sein zuletzt entstandenes mit der Erklärung, daß er es für gut halte. Wäre der letzte Teil die Umarbeitung eines Behrisch bekannten, ja von ihm schon in die Sammlung aufgenommenen, so konnte er dies unmöglich mit Stillschweigen übergehen. Strack findet dies freilich merkwürdig, aber nicht unmöglich. Daß das Gedicht durch den Fürsten von Dessau angeregt sei, beruht einzig auf der falschen Deutung der Anrede 1, 3. Strack wußte wohl nicht, daß O. Hoffmann auch in der Überschrift „Der wahre Genuß" eine Anspielung auf den Fürsten sieht, da das auf der Pappeninsel Rousseau geweihte Denkmal erkläre, dieser habe den Wollüstling zum wahren Genuß zurückgewiesen. Daran würde ich nicht glauben, wäre das Denkmal auch nicht jünger als unser Gedicht. Erst seit 1769 entwarf Erdmannsdörfer die Pläne zum Wörlitzer Schloß und Park. Von Einzelheiten bemerke ich nur, daß Strack 8, 6 die von Goethe selbst auf der ersten Handschrift gemachte Korrektur mißverstanden hat. Die über die Zeile geschriebenen Worte sollen nicht bedeuten, der Dichter habe auch ihr gutes Herz erwähnen wollen, sondern die Änderung der Worte „Und sie mit neuem" in „Ihr gutes Herz

mit" bezeichnen; in der Zeile selbst sind die wegfallenden Worte durchstrichen.

Das dritte Gedicht „Die Nacht" ist arg mißverstanden. Am Anfange: „Gern verlaſſ' ich diese Hütte", hatte man schon 1773 Anstoß genommen. „Wir wissen nicht, was der Liebhaber in der Hütte gemacht hat", hieß es in Wielands „Merkur". Wie kann der Liebende gern von der Geliebten scheiden? Der Abschied muß ihm vielmehr schmerzlich sein, und wenn er gern diesmal ginge, so müßte er den Grund davon angeben. Strack findet es verständlich, daß sich sogleich „das Gefühl des aus der engen Stube ins Freie tretenden Dichters Luft mache". Das wäre doch ein schöner Liebhaber, dessen erstes Wort wäre: „Hier herrscht doch eine andere Luft als drinnen bei der Geliebten". Freilich sah Strack später das Ungeschickte halb ein, aber er glaubt, man habe die Spitze des Gedichts zu ernst genommen und mehr hineingelegt als gemeint sei. Aber das gern spricht doch entschieden aus, daß er froh ist, aus der Hütte zu kommen. Davon müssen wir uns doch einen Grund denken. Wenn Strack diesen in der dumpfen Luft findet, so scheint uns dies recht ärmlich. Auch könnten wir ihm dasselbe entgegenhalten, womit er unsere Deutung zurückweisen will: „Aber wo steht denn das?" Den Ärger des Liebhabers nehme ich auch deshalb an, weil so das Ganze sich zu einer hübschen Einheit zusammenschließt. Er hat sich geärgert, daß die Geliebte diesen Abend so spröde gegen ihn gewesen, seine Liebkosungen abgewehrt; darum ist er froh, daß dieser ihn peinigende Zustand vorüber. Da freut ihn denn der Genuß der schönen Nacht, deren Reiz er sich lebhaft vorstellt. Aber als er sich diesem Genusse hingegeben, bricht doch derjenige, der ihm nicht zu Teil geworden, mit aller Sehnsucht verliebter Begierde hervor. Merkwürdig zieht Strack das, was der Dichter so allgemein veranschaulicht hat, in die platte Wirklichkeit herab. Dieser verlasse das Schönkopfische Haus im Brühl und genieße auf einem Spaziergange in dem damals diesem noch näher liegenden Rosenthale die Schönheit einer Frühlingsnacht. Die Geliebte, ihre Hütte und der Wald haben nichts mit Käthchen, der Wirtschaft Schönkopfs und dem Rosenthal zu thun, des Dichters Einbildungskraft hat sie geschaffen, nur der Anfang ist und bleibt dunkel.

Einer wunderlichen Entdeckung begegnen wir bei einem Hochzeitslied, das schon in der ersten Fassung, worin es an Behrisch geschickt wurde, „Hochzeitslied an einen Freund" überschrieben ist, zum deutlichen Beweise, daß es an keinen bestimmten Freund gerichtet, durch keine wirkliche Hochzeit veranlaßt ist. Vergebens habe man sich seither bemüht, diesen Freund ausfindig zu machen, bemerkt Strack; er selbst gerät durch einen seltsamen Aufbau von Vermutungen zur Ansicht, der Freund sei Behrisch selbst, der damals die Absicht gehabt habe, seine Auguste zu heiraten. Von solchen auf nichts ruhenden und zu nichts führenden Einfällen ist nicht ernstlich zu

reden. Der Freund ist so wenig eine bestimmte Person als „sein Mädchen", an das Lied 6 sich richtet, wenn auch der Dichter wirklich ein solches hatte, das aber das Liederbuch nie mit Namen nennt.

Bei zwei Gedichten fügt der Dichter zur Überschrift hinzu, daß er sie aus einer fremden Sprache genommen. „Das Schreien soll „aus dem Italienischen", „Amors Grab" dagegen „nach dem Französischen" sein. Strack glaubt daran, ja, er vermutet für letzteres eine Spur in dem undeutschen „Ich schwöre nicht dafür" zu finden. Und doch schreibt Goethe an Käthchen, ohne durch eine französische Vorlage verführt zu werden, am 26. August 1769: „Man soll für nichts schwören." Mundartlich steht hier für wie bei zeugen. Man könnte beides für launige Vorgabe zur Bezeichnung des verschiedenen Tones halten, wodurch eigentlich die übrigen als Eigenthum in Anspruch genommen würden.

Von besonderer Bedeutung ist die Zeitfrage; sie hätte eben im Zusammenhange, nicht zersplittert im Kommentar behandelt werden sollen. Goethes Leipziger Briefe haben neue Haltpunkte geboten, auch manche vorgeblichen Wahrscheinlichkeiten als trügerisch erwiesen, was zur Mahnung hätte dienen sollen. Strack hat es, wie andere, darin versehen, daß er voraussetzte, der junge Dichter sei immer durch die augenblickliche Stimmung zu seinen Liedern getrieben worden, während hier meist Erzeugnisse der Reflexion vorliegen, sie nicht in augenblicklicher Erregung, sondern in ruhiger Besonnenheit geschrieben sind, wo er sich lebhaft in die zu schildernden Gefühle versetzte, die er selbst empfunden oder an anderen bemerkt oder schon dichterisch dargestellt gefunden hatte. Aus seinem spätern Frankfurter Leben wissen wir, wie launenhaft er hin und her getrieben wurde, wie rasch seine Stimmung wechselte, ja noch später war der Zustand, in den er sich dichterisch versetzte, oft der gerade Gegensatz zu seinem wirklichen. So verhielt es sich auch mit dem Leipziger Studenten, dessen Lieder nach der großen Krise, welche die Kritik von Clodius bewirkt hatte, von der Reflexion ausgingen, so daß jede Zeitbestimmung, die sich auf seine wirkliche Stimmung gründet, auf Sand gebaut ist. Wir stimmen darin mit Strack überein, daß Friederike Oeser Goethes Lieder vor seiner Abreise von Leipzig erhielt, und deshalb alle in ihrer Sammlung enthaltenen nicht erst in Frankfurt gedichtet sein können. Dagegen folgt daraus nicht, daß ein dort fehlendes Lied Frankfurt angehöre, welchen Schluß Strack bei dem Liede „Unschuld" macht. Dieses könnte in der letzten Leipziger Zeit gedichtet sein, aber auch die Nichtaufnahme in das erste Liederbuch sich daraus erklären, daß es noch nicht komponiert gewesen. Auch scheint die Art, wie hier die Richardsonschen Gestalten erwähnt werden, nicht notwendig auf Frankfurt zu führen. Strack selbst gibt bei dem „Misanthropen" zu, daß man aus dem Fehlen in Friederikens Sammlung noch nicht auf Frankfurt schließen könne; ebensowenig aber beweisen die Parallelstellen der Briefe die dortige Entstehung.

Die Lieder 16—19 stellt Strack als eine Gruppe „Frankfurter Nachklänge" willkürlich zusammen. Wenn der Dichter in der „Reliquie" der Geliebten fern ist, so wird dies zum dichterischen Zwecke vorausgesetzt, und die behauptete Reminiscenz aus Wielands „Idris" ist nichts weniger als zwingend. Daß „die Liebe wider Willen" in den Winter 1768/69 gehöre, wird aus der Stimmung geschlossen, obgleich es nach dieser auch in den Sommer 1768 fallen könne und das Fehlen in Friederikens Liederbuch sich erklären ließe. Später sei „das Glück der Liebe" entstanden, wenn auch ähnliche Empfindungen den Dichter schon im April 1768 bewegt hätten und hier eine augenblickliche Stimmung „fixirt" sei. Im Liede „An den Mond" sei die Begierde durch den Einfluß von Zeit und Ferne „zur Schwärmerei geworden"; daß es in die Frankfurter Zeit gehöre, hätten schon Andere bemerkt. Hier haben wir nirgends festen Boden unter den Füßen. Das Entstehen zur Frankfurter Zeit ist nur vom ersten und letzten Liede erwiesen.

Im Kommentar ist auch die Frage über die Stellung der einzelnen Lieder in der Sammlung behandelt. Hätte auch Scherer die künstliche Deutung der Anordnung in Goethes „Gedichten" erwiesen, bei der wesentlich, nach dessen eigenem Geständnisse, Herders „Bilder und Träume" in den „zerstreuten Blättern" befolgt wurden, daß Goethe schon im Jahre 1769 ebenso verfahren sei, wäre damit noch nicht erwiesen. Abwechslung in der Versform ist der Hauptgesichtspunkt in der Anordnung. Hätte Strack, der überhaupt auf die Versform zu wenig Rücksicht genommen, sich die Sammlung in dieser Beziehung angesehen, so würde er gefunden haben, daß nie zwei Lieder desselben Versmaßes aufeinander folgen; meist unterscheiden sich zwei aufeinander folgende durch die Länge der Strophen, und wo sie von gleicher Länge sind, wie 2 und 3, 5 und 6, 17 und 18, ist die eine iambisch, die andere trochäisch oder umgekehrt. Nur zweimal findet sich in der Sammlung dasselbe Maß; das von 2 kehrt in 8, das von 3 in 14 wieder, also weit von einander geschieden. Dies kann kaum Zufall sein, so wenig als daß bei Horaz die neun ersten Oden verschiedene Versmaße haben. Daß „Der wahre Genuß" schon an zweiter Stelle, nicht an achter, „Die Nacht" an dritter, nicht erst an vierzehnter steht, wird wohl der besondere Wert, den der Dichter diesen beilegte, veranlaßt haben. Vielleicht war es auch Absicht, daß er mit bedeutenderen Liedern schloß, während die spielenden meist in die Mitte traten. Strack kommt auf die Stellung erst bei dem dritten Gedicht; daß „Die Nacht" auf das Lied „Der wahre Genuß" folge, scheint ihm nicht zufällig zu sein. Seltsam denkt er bei dem „wahren Genuß" an das Schönkopfische Haus, aus dem der Dichter hier in das Rosenthal gehe, wonach er dort eine andere Liebste haben müßte! Weiter hören wir (S. 81), mit dem sechsten Liede schließe die Reihe der Leipziger Gedichte, die auf Käthchen Bezug hätten. Die Beziehung der Lieder 2—6 auf diese ist ebenso willkürlich wie die Bezeichnung des sechsten als „Mahnung

zur Resignation", aber sie bildet ihm die Brücke, um im sechsten den Gegensatz eines Mädchens zu finden, das „noch an das Glück glaubt". Das folgende „Hochzeitslied" soll nun die Verwirklichung des Wunsches des Mädchens schildern. Das ist doch ein salto mortale, wenn man sich den eigentlichen Inhalt der Wünsche des jungen Mädchens denkt, das nur gern die Freiheit der Mama genöße. Die Gedichte 9—15 werden zu einer Gruppe zusammengefaßt, die eine Reihe von sittlichen Begriffen und Fragen näher erörtern; wie aber ein solches Durcheinander sich ordne, hören wir nicht, nur wird vermutet, „Die Freuden" seien deshalb vor „Amors Grab" gesetzt, weil der Dichter jene als eine Selbstanklage aufgefaßt habe, bei 12 und 13 hervorgehoben, das eine tadle den Wankelmut des Mädchens, im andern werde dem Jüngling als Heilmittel dagegen Unbeständigkeit empfohlen, womit der Geist dieser Lieder recht ungenau bezeichnet wird.

Auch durch die Textkritik, noch mehr durch die Rücksicht auf die spätern Bearbeitungen des Dichters selbst wird der Kommentar belastet und verliert an Übersichtlichkeit. Sollten die Umgestaltungen und die Einfügung der Lieder in die Werke besprochen werden, so mußte dies im Zusammenhange und selbständig für sich am Schlusse geschehen, wie die Zeitfrage vor dem Kommentar zu erörtern war. Wir gehen hier darauf nicht näher ein, möchten aber noch mancher gelegentlichen Nebenbemerkungen gedenken, welche von der Flüchtigkeit zeugen, mit welcher augenblickliche Einfälle hingeworfen werden; solche entstellen nicht bloß eine sonst mit viel Fleiß und Kenntnis durchgeführte Arbeit, sondern sind auch gefährlich, da sie von andern unbedacht aufgenommen werden und neue Irrtümer erzeugen. Kann man es auch wahrscheinlich halten, daß Wolfgang, wenn er am 17. Januar 1766 nach Empfang eines Briefes der Schwester schreibt: „Je m'en rejouis fort, si ma satire a pu trouver des originaux, d'autant plus que je suis sûr, que je n'ai eu que la nature et les fautes universelles devant les yeux, en peignant des portraits" — ihm eine Äußerung Corneliens über den Eindruck seines Neujahrgedichts an den Großvater bei der großen Festtafel in dessen Hause vorschwebt, so geht es doch nicht an, unter der Satire geradezu jenes Gedicht zu verstehen und zu behaupten, dieses scheine eine Satire auf alle Stände gewesen zu sein. (S. 81.) Jedenfalls nahm der Glückwunsch eine bedeutende Stelle ein, und wenn es auch an satirischen Hieben nicht fehlte, eine Durchhechelung aller Stände würde dem Großvater und dessen Gästen gegenüber schlecht angebracht gewesen sein. Da manche seiner frühern Gedichte noch in den Händen Frankfurter Freunde waren, die sogar seine „Amine" aufführen wollten, so könnte Cornelie berichtet haben, in einer zu Frankfurt von ihm gedichteten Satire habe man dort die Urbilder auffinden wollen. — Die S. 19 Note 20 gewagte Vermutung, im Briefe vom 7. November 1767 sei statt „Jetty" zu lesen „Netty", ist ganz haltlos; Jetty war, wie Fritze

und Auguste, eines der Schenkmädchen, die Goethe und Behrisch besuchten. Die Vermutung hätte folglich so lange unterdrückt werden können, bis Strack die in Aussicht gestellten Gründe für die „Identität Jettys mit Käthchen“ entwickelte. — Daß Goethe Catulls „Epithalamium“ benutzt habe (S. 96), glauben wir auch, und Strack hätte in der Einleitung den Einfluß Catulls mehr hervorheben, auch Martial nicht übergehen sollen; aber daß in der einen Ode an Behrisch bei der Bemerkung, Mädchen wünschten sich den Brautkranz von dem schönen Baume, Jünglinge die Früchte, der Catullische Vers vorgeschwebt: „Multi illum (florem) pueri, multae optavere puellae“, scheint uns weit hergeholt. Ebensowenig war das Hochzeitsgedicht auf den Oheim Textor Nachahmung des deutschen Dichters Corvinus Amaranthes (S. 97), dessen Verse durchaus nicht rühmend erwähnt werden, sondern ein eigenes Schaustück. Aber nun soll gar (S. 101) der König von Holland ein im engern Kreise der Goetheschen Freunde bekannter Scherzname für den alten Goethe gewesen sein! Eine solche Leichtfertigkeit sollte man nicht niederschreiben, viel weniger drucken lassen. Goethe braucht einmal in einer Erwiderung an die Schwester den Ausruf des Bramarbas in dem von ihm benannten Stücke Holbergs: „Was würde der König von Holland sagen, wenn er mich in dieser Positur sehen sollte!“, und ebenso Horn in einem Briefe an seinen und Goethes Freund Moors. Kürzer lautet derselbe in einer zehn Monate spätern englischen Auslassung an die Schwester: „What would the King of Holland say?“ Der Sinn ist so klar wie möglich, es soll damit die Wunderlichkeit einer Erscheinung bezeichnet werden. Und dennoch sucht Strack nach einem „Schlüssel zum Verständnisse“, aber noch überraschender ist seine Entdeckung. Am 27. September 1766 macht Goethe den Übergang zu dem, was die Schwester über seine Vernachlässigung des Italienischen, wohl im Auftrage des Vaters, ohne diesen zu nennen, bemerkt hatte, in seiner launigen Weise mit den Worten: „Orçus (Goethe eigentümliches Scherzwort für orcà) vénons au fait de l'italien.

Tu t'en souviens encore qu'un jour le Roi mon père —
Je m'en souviens un peu — je ne m'en souviens guères.

Eh bien! si tu ne le sais plus, je vais te le raconter. Und nun erzählt er, daß der des Italienischen sehr kundige Vater seine Beschäftigung damit ihm durch den Spott über seine Sprachfehler in italienischen Briefen und Liedern (ja er hatte eine komische Oper in dieser Sprache gewagt), so gründlich verleidet habe, daß er diese verbrannt. Strack schließt nun aus den zwei französischen Versen mit „le Roi mon père“, auch der hier gar nicht erwähnte „König von Holland“ gehe auf Goethes Vater. Wußte er ja nicht, was doch schon O. Hoffmann im „Goethe-Jahrbuch“ bemerkt hat, daß die Verse aus Boileau sind und in welcher Beziehung sie dort stehen. Solch' übler Spott über den Vater im Kreise der Jugendfreunde lag

Wolfgang ganz fern, und er sollte ihn gar gewagt haben in Briefen, welche diesem zu Gesicht kamen! Und doch würde es mich nicht wundern, wenn eine solche Nichtigkeit weiter verbreitet würde.

Köln. Heinrich Düntzer.

Leitzmann A., Briefe und Tagebücher Georg Forsters von seiner Reise am Niederrhein, in England und Frankreich im Frühjahr 1790. Halle a. S. Max Niemeyer. 1893.

Die vorliegende Ausgabe bietet, wie die Vorrede hervorhebt, nicht ganz gleichwertiges: unter den 22 abgedruckten Briefen befinden sich vier, die bereits an anderem Orte erschienen waren und der Vollständigkeit zu liebe hier wieder einen Platz fanden; dies ist bei den angeführten Verhältniszahlen gewiß zu billigen. Eine andere Frage ist es, ob der Wiederabdruck der hinteren Hälfte des Tagebuches, das ist also von S. 195 „London, Ausstellung der königlichen Akademie", empfehlenswert war. Dieser Teil steht ja, wie die Vorrede auch feststellt, Wort für Wort übereinstimmend, im 3. Bande der „Ansichten vom Niederrhein" (Berlin 1794), einem Buche, das viele und verbreitete Ausgaben erlebt hat; eine Veränderung konnte diese Hälfte in den „Ansichten" naturgemäß nicht erfahren, da sie erst von Huber dem Nachlasse Forsters entnommen und publiciert worden war. Vielleicht hat da der Herausgeber seiner Vorliebe für den „Gesammteindruck" doch zu sehr nachgegeben, zumal da durch die Fülle des Stoffes die eigentliche Thätigkeit des Herausgebers einigermaßen beeinträchtigt erscheint.

Die Briefe Forsters enthalten einen wahren Schatz für den Literar- und Kulturhistoriker, den Ethnographen, den Kunsthistoriker, den Naturforscher, den Historiker, den Politiker. Forsters Verhältnis zu Therese, zu Heyne, zu Alexander von Humboldt, über dessen Jugendzeit so wenig verbürgtes bekannt ist, zu Huber, zu Sömmering wird von der intimsten Seite dargestellt, und läßt den Briefschreiber in seiner liebevollen Versenkung in die Leiden und Freuden des Familienlebens, in seiner zarten Sorgfalt für Weib, Kind und Freund gerade doppelt liebenswürdig erscheinen; auf der anderen Seite zeigt sich der Reisende und erprobte Reiseschriftsteller von erlesenstem Geschmacke und glücklichster Beobachtungsgabe, der mit feinem Verständnisse und scharf ausgeprägter, ein wenig zum Polemischen geneigter Geschmacksrichtung bald eine seltene Bildersammlung mehr nachbildet, als schildert, bald seine ganze, mitunter sehr derbe Satire gegen eine Theatervorstellung, die sein Mißfallen erregt, spielen läßt; der heute gelehrte Beschreibungen einer Conchylien oder einer Knochensammlung gibt, um morgen ebenso sachkundig über irgend einen verbreiteten Industriezweig der Gegend zu handeln; der jetzt pietätvoll monumentaler Kirchenbauten gedenkt, um gleich darauf eine politische Tirade anzustimmen, die dem spä-

teren Mainzer Clubisten alle Ehre gemacht hätte. Dabei vergißt er nicht, Land und Leute, Sitten und Gebräuche in den Kreis seiner Beobachtung zu ziehen und auch den kleinen Bequemlichkeiten des Lebens, wie Küche und Keller, Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Leitzmann, der in seiner akademischen Antrittsvorlesung (Georg Forster, ein Bild aus dem Geistesleben des 18. Jahrhunderts, Halle a. S., Max Niemeyer, 1893) einen mit wahrer Begeisterung und großem Feinsinn verfaßten Lebensabriß Forsters geliefert hat, unablässig durch die Publicierung von Briefen und Schriften Forsters für eine gerechtere und allgemeinere Würdigung seines Helden thätig ist und die Ausarbeitung einer umfassenden Biographie Forsters als seine Lebensaufgabe bezeichnet, hätte den Anlaß nicht versäumen sollen, um diese so glänzend zu Tage tretende Universalität des Mannes durch eine hellere Beleuchtung, eine mehr ins tiefe und breite gehende Begleitung, weiteren Kreisen zu vermitteln. Das knappe Vorwort und das weder vollständige, noch besonders instructive Namensverzeichnis können kaum als Ersatz für die — gewiß nur verschobene — erläuternde Thätigkeit des Herausgebers dienen. Neben den großen allgemeinen Gesichtspunkten ist auch, wie Leitzmann mit Recht andeutet, viel für die Charakterisierung des Schriftstellers und seiner Arbeitsweise zu gewinnen und die Feststellung, wie Forster seine Reiseaufzeichnungen für sein Hauptwerk, die „Ansichten vom Niederrhein“ benützt hat, bietet großes Interesse. Wenn der Herausgeber bemerkt, es sei „alles persönliche und individuelle unsrer Briefe“ gestrichen, so betont er das Besondere auf Kosten des Allgemeinen: Forster hat seine Briefe und Tagebücher eben als Materiale, als Kollektaneen betrachtet und dem entsprechend vieles Aufgezeichnete erst ausgeführt, manche Partien, auf die ihn ein Wort, eine Begebenheit auf seiner Reise hingewiesen hat, nachträglich erst ausgearbeitet und dem Buche einverleibt, zahlreiche Stellen auch ganz hinübergenommen und bei durchgängiger sprachlicher Korrektur und mannigfacher Änderung im Detail wieder verwendet. Briefe und Tagebücher sind überall zu einem organischen Ganzen verwoben. Begnügt er sich beispielsweise im Tagebuche die Basaltfelsen im Flecken Unkel zu beschreiben, so gliedert er in den „Ansichten“ hieran eine längere theoretische Darlegung über das Vorkommen, das Losbrechen und die Verwendung des Basaltes, sein Verhältnis zu den anderen Steinarten, die einschlägige Literatur u. s. w.; von der Universität Löwen, die er laut Tagebuch besucht und wo er einzelne Erkundigungen eingezogen hat, wird in den „Ansichten“ ein gründlicher historischer Exkurs gegeben, der über Geschichte und Einrichtungen genaue Auskunft erteilt; das Tagebuch berichtet vom Brande des Schlosses in Gent, die „Ansichten“ erörtern Ursachen und Wirkungen des Brandes, ein Brief erzählt von einem Spaziergange nach Scheveningen, die „Ansichten“ beschreiben das Dorf und seine Lage, ein anderer Brief berichtet vom Stapellauf eines Schiffes, die „An-

sichten" entwerfen ein lebendiges Bild der ganzen Scenerie.[1]) Weiter geht Forster an anderen Stellen, wo die bloße Erwähnung in den Briefen und Tagebüchern Anlaß zu längeren, meist theoretischen Darlegungen gibt. So wenn der Besuch der Festung Ehrenbreitstein die Anregung zu einer in humanstem Sinne gehaltenen Bekämpfung des Todesstrafe gibt, oder der Besuch der Düsseldorfer und Antwerpener Bildersammlungen und des Kölner Domes zu sehr feinsinnigen und sachkundigen Betrachtungen über Kunst und Kunstgeschmack, die sich, wie Leitzmann in seiner Antrittsvorlesung (S. 26) bemerkt, „frei und ganz selbständig auf den Standpunkt Lessings, Goethes, Humboldts stellen . . . . und die in der Kunst die reine Anschauung des Vollkommenen haben wollen, das die Natur uns nur in zerstreuten Teilen bietet." In derselben Weise schließen sich die Gedanken über die Entwickelung des menschlichen Geistes an den Besuch eines Naturalienkabinets in Bonn, die Besprechungen der verschiedenen Fabriksprodukte an den in wenig Worten notierten Besuch der Fabriken, die historisch-politischen Exkurse an den Besuch der einzelnen Städte und Provinzen an.[2]) Endlich findet sich eine ganze Reihe von Stellen, die ganz ohne Bezug auf Briefe und Tagebücher gearbeitet und einfach eingeschaltet sind. Hierher gehört die Abhandlung über die Industrie der Rheinlande, über jene von Rotterdam, die Reflexion über Ideal und Gesetz, die Schilderung der Gesellschaften und Institute Haarlems[3]) u. s. w.

Was endlich die aus den Briefen und Tagebüchern in die „Ansichten" hinübergenommenen Partien anlangt, so soll auf die sprachlichen Änderungen hier nicht näher eingegangen werden. Weggelassen werden in der That regelmäßig die „rein persönlichen" Angelegenheiten. So die zärtlichen Erkundigungen nach dem Befinden von Frau und Kindern, die Grüße an die Freunde, die Besorgung von Sömmerings häuslichen Angelegenheiten; die Begegnungen mit Bekannten auf der Reise, mit Madame Sanzen, mit Iffland, mit Prof. Reuß; die Reisegesellschaft überhaupt, sofern nicht einzelne besonders originelle Typen Anlaß zu höchst launigen Schilderungen geben; die Schilderung der Gastereien und geselligen Zusammenkünfte; endlich die Klagen über die schlechte Einrichtung der Packetboote und andere Unbequemlichkeiten der Reise.[4]) Von sonstigen Änderungen sei als besonders prägnant eine angeführt: das Tagebuch spricht von den „Schafsköpfen" auf

---

1) Vgl. hiezu: Ansichten vom Niederrhein, Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut (*A*) S. 22–27, Leitzmann (*L.*) S. 128; *A* 176–180, *L* 39 und 147; *A* 302 ff., *L* 176; *A* 317, *L* 54; *A* 361, *L* 78.

2) Vgl. *A* 13–15, *L* 7; *A* 34–38, 49–52, 311–17, *L* 9, 60, 131; *A* 30–31, *L* 129; *A* 10, 117, *L* 17, 139; *A* 139–160, 200–241, *L* 29, 142, 157.

3) *A* 10, 342–45, 108, 379–81, 394–96.

4) *L* 20 ff.; *L* 3, *L* 5 (vgl. *A* 38), *L* 78; *L* 4, 5, aber *L* 34 ff., *A* 169 ff.; *L* 9 ff., *L* 16 ff.; *L* 195 (vgl. *A* 403).

dem Bilde des Heilandes, was die „Ansichten“ in die „frommen Tiere“ abschwächen.[1]) Sonst wird aber in politischer und religiöser Beziehung oft genug verschärft.[2])

Durch die Herausgabe seines Materiales hat sich Leitzmann ein wahres Verdienst um deutsches Geistesleben im 18. Jahrhunderte erworben; wir sehen den weiteren Publikationen des für seinen Helden begeisterten und sachkundigen Herausgebers mit großem Interesse entgegen.

Prag. Rudolf Fürst.

Fromm E., Immanuel Kant und die preußische Censur. Nebst kleineren Beiträgen zur Lebensgeschichte Kants. Nach den Akten im Königl. Geheimen Staatsarchiv zu Berlin. Hamburg und Leipzig. Leopold Voß. *M.* 2.

Den Hauptgegenstand dieser Schrift bildet der denkwürdige Konflikt, in den Deutschlands erster Philosoph auf der Höhe seines Ruhmes mit der Censurbehörde Friedrich Wilhelms II. von Preußen geriet. Neben dem Interesse, welches ein solches Thema für die Geschichte der Philosophie, des Preßwesens, die innere preußische und die allgemeine Kulturgeschichte bietet, hat es zugleich seine Bedeutung für die deutsche Literaturgeschichte. Ward doch von der Wöllnerischen Reaktion die gesamte Schriftstellerei der Aufklärung, die im Fridericianischen Zeitalter gerade in Preußen ihr Hauptlager aufgeschlagen hatte, getroffen, und wurde doch Kant in diesen Konflikt hauptsächlich als Mitarbeiter der „Berlinischen Monatsschrift“ verwickelt, die neben den Männern strenger Wissenschaft (wie Kant, Fichte, F. A. Wolf und Heyne) auch so hervorragende Schriftsteller wie Gleim, Ramler, Adam Müller, Mendelssohn, Möser, Fr. Schlegel und die Gebrüder Humboldt zu ihren Mitarbeitern zählte. Es sei daher eine etwas ausführlichere Besprechung der Frommschen Arbeit gestattet, für die das Material allerdings zum größten Teile schon vorlag, die aber daraus ein anziehend geschriebenes Ganze zu schaffen verstanden hat.

Nach einem kurzen historischen Überblicke über die Einführung der Preßfreiheit in den europäischen Staaten — die zuerst (1694) in England, zuletzt im „Lande der Denker“ (im wesentlichen erst 1874) erfolgte! — giebt der Verfasser eine in kurzen Umrissen gehaltene, aber anschauliche Skizze der Entwicklung der Censur: von der er mit Recht betont, daß sie von Phrynichos' und Protagoras' Zeiten an in erster Linie dem freien religiösen, sodann dem freien politischen Gedanken gegolten habe. Er unterscheidet eine „repressive“ Censur, d. h. nachträgliche Unterdrückung bereits veröffentlichter Schriften, die er dem Altertum und Mittelalter zuweist, und die eigentliche oder „Präventiv-Censur, welche die Schriftwerke vor der

1) *L.* 153, *A* 193.

2) *A* 196.

Drucklegung der obrigkeitlichen Genehmigung unterwirft. Letztere Art der Unterdrückung des freien Wortes wird bezeichnenderweise alsbald nach Erfindung des Bücherdrucks ausgeübt, und zwar zunächst von Seiten der katholischen Kirche, später auch von Seiten des Staates. Hervorzuheben ist, daß für Preußen das erste „allgemeine Censuredikt“ unter Friedrich dem Großen (1749) erging! Allerdings wollte Friedrich als Censor nur einen „ganz vernünftigen Mann“ sehen, „der eben nicht alle Kleinigkeiten releviret und aufmutzet“ und wünschte im Grunde nur die politischen Zeitungen streng zu überwachen. So blühte denn gerade in den letzten Jahren seiner Regierung das „freimütigste Organ, welches bis zum Revolutionsjahr 1848 in den Mauern Berlins erschienen ist“: die „Berlinische Monatsschrift“, deren Seele Biester war, vorher Sekretär des bekannten freisinnigen Kultusministers von Zedlitz. Wenn in ihr öfters auch recht radikale Gesinnungen, von denen Fromm (S. 13 ff.) mehrere Beispiele bringt, zum Ausdruck kamen, so bedurften dieselben allerdings einer gewissen Korrektur: ob aber deshalb die durch Friedrichs des Großen Nachfolger „gegen das Überwuchern der Aufklärung eingeleitete Reaktion ihre volle (!) Berechtigung hatte“, wie Fromm Vorrede S. IV meint, und das Vorgehen der Wöllner und Konsorten nur das „täppische“ Verfechten einer an sich „würdigen Sache“ (vgl. den Schluß der Abhandlung S. 52) war, möchten wir denn doch stark bezweifeln. Nicht ohne Grund wird die Randbemerkung gewesen sein, mit welcher der scharfblickende Menschenkenner Friedrich II. seinerzeit die Nobilitierung Wöllners abgelehnt hatte: „Der Wöllner ist ein betriegerischer und Intriganter Pfafe weiter Nichts.“ Im Folgenden schildert dann Fromm Entstehung und Inhalt des berüchtigten Wöllnerschen Religions- und des (von dem Juristen Suarez entworfenen) gemäßigteren „erneuten Censuredikts“, von denen ersteres sofort nach der Ersetzung des von Wöllner als „Christusleugner und Naturalisten“ denunzierten Ministers von Zedlitz durch eben jenen Dunkelmann (Juli 1788) erlassen wurde. Zur eigentlichen Durchführung kamen beide übrigens, wie Fromm bemerkt, erst mit der Einsetzung der sogenannten Immediat-Examinations-Kommission und Ernennung der beiden Censoren Hermes und Hillmer 1791. Von literarisch interessanten Folgen des Wirkens dieser beiden Herren heben wir hervor, daß Nicolais Allgemeine Deutsche Bibliothek nach Kiel, die Berlinische Monatsschrift nach Jena auswanderte; die Jenaer Allgemeine Literaturzeitung (deren Mitarbeiter Schiller und Goethe!) und die Gothaische Zeitung wurden gleichfalls in den preußischen Landen verboten (um in den sächsischen Grenzdörfern desto eifriger gelesen zu werden; vgl. das hübsche Geschichtchen S. 37, Anmerkung 1), die Direktoren der ersteren, die bekannten Jenenser Professoren Schütz und Hufeland,[1]) in einer Königl. Kabinetsordre als

[1]) Freunde und Verehrer Kants; vgl. den Kantschen Briefwechsel.

„äußerst gefährliche und übelgesinnte Leute“ bezeichnet. Von Kant, der gern seine kleineren Abhandlungen dem Biesterschen Journale anvertraute,[1] hatte Anfang 1792 noch ein Aufsatz „vom radikalen Bösen in der menschlichen Natur“ die Berliner Censur passiert, „da doch nur tiefdenkende Gelehrte die Kantschen Schriften lesen“ (S. 24). Dagegen wurden einem zweiten, der „von dem Kampfe des guten Prinzips mit dem bösen um die Herrschaft über den Menschen“ handelte, am 14. Juni 1792 das Imprimatur versagt.

Hier (S. 26) beginnt die Benutzung der Akten des Berliner Geheimen Staatsarchives seitens des Verfassers. Veröffentlicht werden zum Teil zum erstenmal: die Beschwerde Biesters an Hermes (im Auszuge), die Antwort des letzteren (im Wortlaut) und — zum großen Teile wörtlich — das besonders lesenswerte, freimütige Immediat-Gesuch des Kgl. Bibliothekars Biester an den König (S. 29—33). „Mit warmer Empfindung für den durch das Verbot gekränkten berühmtesten Mitarbeiter der Monatsschrift abgefaßt, bewies es in folgerichtiger Gedankenentwickelung die Willkür in dem Vorgehen der geistlichen Machthaber und wandte sich mit feiner Ironie zugleich gegen das Ganze des herrschenden Systems“ (Fromm S. 33 unten). Zu Anfang seines Gesuches hatte Biester Bezug genommen auf die erst wenige Jahre vorher erfolgte Königliche Anerkennung des greisen Philosophen, die mit der Gewährung einer jährlichen Extra-Zulage von 220 Thaler verbunden war. Fromm teilt hier (S. 28 f., Anmerkung 3) zum erstenmal, aus den Akten des Kgl. Ober-Schul-Kollegiums, das Dankschreiben Kants vom 27. März 1789 an den König mit. Interessant ist ferner die von Fromm hervorgehobene, bisher unseres Wissens noch wenig bemerkte, Thatsache, daß das Staatsministerium noch zu Anfang des Jahres 1792 sich gegen eine zu strenge Handhabung der Censur, als unnötig, ausgesprochen hatte, dann aber durch eine höchst ungnädige Kabinets-Ordre des durch die französische Revolution in Schrecken gesetzten Monarchen, der den Ministern den Vorwurf machte, „es schiene, als ob sie den Aufklärern das Wort reden wollten,“ rasch umgestimmt worden war. So wurde denn am 2. Juli 1792 vom Plenum des Staatsrats (‚Concilii Status‘) das Druckverbot der Kantischen Abhandlung aufrecht erhalten. Der weitere Verlauf der Sache ist aus Kants eigener Erzählung in der Vorrede zu seinem 1798 erschienenen „Streit der Fakultäten“, aus einem von ihm für seinen Freund Borowski niedergeschriebenen Aufsatze[2] und endlich aus einem an Professor Stäudlin in Göttingen am 4. Mai 1793 gerichteten Briefe[3] bekannt und kann daher übergangen werden: desgleichen die durch Kgl. Kabinetsordre vom 1. Oktober 1794 erfolgte Maßregelung des siebzig-

[1]) Nicht weniger als 15 seiner kleineren Aufsätze sind während der Jahre 1784—1796 in der „Berlinischen Monatsschrift“ zuerst gedruckt worden, nur 2 in der „Jenaer Literaturzeitung“, 1 in Wielands „teutschem Merkur“.

[2]) Sämtliche Werke ed. Rosenkranz und Schubert XI 1, 199—201.

[3]) Ebenda S. 159—161.

jährigen Denkers, da deren Wortlaut samt dem des Kantschen Antwortschreibens (in 2 verschiedenen Entwürfen) in den Ausgaben der Kantschen Werke längst abgedruckt ist; dazu sind neuerdings noch zwei bis dahin ungedruckte Vorreden zur „Religion innerhalb ꝛc. ꝛc." gekommen, die W. Dilthey in den Rostocker Kant-Handschriften entdeckt hat.[1]) Auch die Anhänger Kants hatten, wie die Universitäten Halle und Königsberg überhaupt (S. 44 ff.), unter dem Drucke des Ministeriums Wöllner zu leiden; insbesondere mußten sämtliche Königsberger Professoren sich durch Unterschrift verpflichten, Kants Religionsschrift bei ihren Vorlesungen nicht zu brauchen, „Ein für allemal!" (S. 50). Eine der ersten Regierungshandlungen Friedrich Wilhelms III. war bekanntlich die Aufhebung der Wöllnerschen Institutionen. Der bei dieser Gelegenheit gegen das gesamte Wöllnersche Regime gerichtete Erlaß des Königs vom 12. Januar 1798 (Fromm S. 51) erinnert, mit seiner Betonung der Religion als „Sache des Herzens, des Gefühls und der eigenen Überzeugung" gegenüber „methodischem Zwang" und „gedankenlosem Plapperwerk", sehr an das Programm, mit dem 60 Jahre später sein Sohn Wilhelm I. nach voraufgegangener ähnlicher Reaktionsperiode die Regentschaft übernahm: nur daß in dem Erlaß von 1798 bezeichnenderweise — der damaligen Hochschätzung der philosophischen Wissenschaft entsprechend — „Vernunft und Philosophie" die „unzertrennlichsten Gefährten" wahrer Religion genannt werden.

Wenn Fromm zum Schlusse (S. 52) bemerkt, ungeachtet seiner Censurleiden habe Kant „Preßfreiheit — trotz Fichtes Vorgang — nicht verlangt", so stehen dem Äußerungen Kants gegenüber wie: „Die Freiheit der Feder, in den Schranken der Hochachtung und Liebe für die Verfassung .... ist das einzige Palladium der Volksrechte"[2]) oder: „Man muß jetzt gar keine Bücher verbieten, das ist das einzige Mittel, daß sie sich selbst vernichten ... Die Flüsse, wenn man sie ihre Ueberschwemmungen machen läßt, bilden sich selbst Ufer. Der Damm, den wir ihnen entgegensetzen, dient nur ihre Zerstörungen unaufhaltbarer zu machen."[3]) Und wenn der greise Denker in der Vorrede zum „Streit der Fakultäten" sich auch in rührender Milde über Friedrich Wilhelm II., ja selbst Wöllner als Personen aussprach,[4]) so bezeichnet er doch ebendort[5]) die Sache recht scharf als das „Unwesen", dem „nunmehro gesteuert" sei, „wider alle neuen Eingriffe der Obskuranten".

Der Hauptabhandlung läßt der Verfasser noch drei „kleinere Bei-

[1]) Vgl. überhaupt W. Dilthey, „Der Streit Kants mit der Censur" im Archiv für Geschichte der Philosophie 3, 418 ff.

[2]) Kleine ethische Schriften ed. Kirchmann S. 133.

[3]) Sämtliche Werke XI 1, 257.

[4]) Ed. Kehrbach S. 23.

[5]) Ebenda S. 28.

träge zur Lebensgeschichte Kants" folgen: 1. Kants Bewerbung um das Unterbibliothekariat an der Königsberger Schloßbibliothek (S. 55—60). — 2. Aus den Vorlesungsverzeichnissen der Universität Königsberg (S. 60—62). — 3. Kants Gehaltsverhältnisse (S. 62—64).

In dem ersten sind neu aus den Akten des Berliner Geheimen Staatsarchives veröffentlicht: ein Gesuch Kants in der betreffenden Sache an Friedrich den Großen vom 24. Oktober 1765 und ein zweites an den Minister vom 29. Oktober, sowie ein Auszug aus dem Befürwortungsschreiben des letzteren vom 14. Februar 1766, in dem Kant als ein Mann bezeichnet wird, der „bishero ohne die geringste Besoldung der Universität sehr nützliche Dienste geleistet hat." — Mit dieser, mit Kants Gehaltsverhältnissen, beschäftigt sich der dritte Beitrag, der aus den Archivakten die betreffenden Summen (für die Jahre 1770, 1780, 1786, 1787, 1789, 1804) genauer und richtiger feststellt, als aus Schuberts Biographie bekannt war, und zwar als geringer. Wir heben hervor, daß Kant 1786 als Dekan, Senator und Senior der Fakultät — 5 Jahre nach dem Erscheinen seiner ersten Vernunftkritik — ein Gesamteinkommen von 417 Thalern 36 Groschen 4 Pfennig bezog! —

Die zweite Abhandlung endlich beantwortet an der Hand authentischen Aktenmaterials, die, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, „für das Leben eines bedeutenden Mannes nicht unwesentliche Frage", wann Kant seine Lehrthätigkeit abgeschlossen hat. Entgegen Schubert (und Kuno Fischer), der den Philosophen infolge der Maßregelung durch die Kgl. Kabinetsordre vom 1. Oktober 1794 schon Sommer 1795 alle Privatvorlesungen, dagegen erst von Herbst 1797 ab seine öffentlichen Vorlesungen einstellen läßt, sucht Fromm aus den Quellen zu beweisen, daß Kant Sommer 1796 zum letzten Mal — öffentlich über Logik vor 40 Zuhörern, privatim über physische Geographie vor 23 Zuhörern — gelesen hat, während für die beiden folgenden Semester Vorlesungen zwar noch angekündigt wurden, aber „Alters und Unpäßlichkeit halber" nicht gehalten werden konnten und 1797/8 der dem Ministerium vorgelegte Entwurf bereits die Erklärung enthielt: Ob infirmitatem senilem lectionibus non vacabit facult. philos. Senior venerabilis Kant. Für Sommer 1797 steht der Frommschen Annahme allerdings die bestimmte Behauptung Schuberts[1]) entgegen, daß der verspätete Anfang von Kants letzten Vorlesungen durch einen studentischen Festaufzug am 14. Juni 1797 gefeiert worden sei, und das ‚modo per valetudinem seniumque liceat' des Vorlesungsverzeichnisses geht doch nur auf ein vorheriges Ankündigen; allein für Fromm spricht wieder ein Selbstzeugnis Kants in einem Briefe an Fichte, der von Ende 1797 herrührt: „Mein Gesundheitszustand und mein Alter haben mich genötigt, schon seit

[1]) Kants sämtliche Werke XI 2, 146.

Einem und einem halben Jahre alle meine Vorlesungen, gewiß nicht aus Gemächlichkeit, aufzugeben."[1]) Jedenfalls kann das Wiederaufnehmen der Vorlesungen, wenn man ein solches für den Juni 1797 annehmen will, kein dauerndes gewesen sein. — —

Fassen wir zum Schluß unser Urteil über das von Fromm Geleistete zusammen, so kann man zwar nicht behaupten, daß er dem bisher vorliegenden Material viel neues hinzugefügt habe, muß ihm aber das Verdienst zuerkennen, manches im einzelnen ergänzt und berichtigt und das so bereicherte Material zu einem in übersichtlicher Klarheit und gefälliger Darstellung gebotenen Ganzen verbunden zu haben. Auch der Stil ist gut, abgesehen von den doch gar zu modern klingenden „dynamitalen Wirkungen" der Presse (S. 8 unten). Die aus Laas[2]) entnommene Charakteristik von Kants „Religion innerhalb ꝛc. ꝛc." (S. 41) hätte als solche kenntlich gemacht werden sollen. Am Schlusse der Hauptabhandlung hätten wir noch ein Wort über die nachteiligen Wirkungen gewünscht, welche die unverdiente Maßregelung, sowie das Wöllnersche Regime überhaupt, auf die körperliche Gesundheit und geistige Heiterkeit, wie infolge dessen auch auf die Lehr- und schriftstellerische Thätigkeit des greisen Philosophen geübt haben.[3]) Vielleicht wäre dann der Verfasser selbst zu einer noch schärferen Verurteilung des Vorgehens jener Dunkelmänner gekommen. Wir wenigstens gestehen, daß wir anstatt des „Spottes" und „Gelächters", den das unverständige Verfechten einer an sich „würdigen Sache" (sieh oben S. 404) — nach Analogie eines Schiller'schen Xenions — bei dem Verfasser erweckt, vielmehr das Gefühl schmerzlicher Empörung darüber empfinden, daß man einem der ehrfurchtgebietendsten Geister auf der Höhe seines Schaffens in dieser Weise mitzuspielen gewagt hat.

---

[1]) Ebenda XI 1, 150.

[2]) Laas, Kants Stellung in der Geschichte des Konflikts zwischen Glauben und Wissen. 1882. S. 39.

[3]) In Bezug auf die letztere hätte u. a. erwähnt werden können, daß Kant ausdrücklich mit Beziehung auf die „Handelssperre in Staats- und Religionsmaterien" in seinem einzigen Briefe an Schiller die von dem letzteren dringend gewünschte Mitarbeiterschaft an den „Horen" nicht in Aussicht stellen konnte. (Sämtliche Werke XI 1, 171.). Die Stelle lautet wörtlich: „Was meinen geringen Beitrag zu diesem Ihren Geschenk fürs Publikum betrifft, so muß ich mir einen etwas langen Aufschub erbitten, weil, da Staats- und Religionsmaterien jetzt einer gewissen Handelssperre unterworfen sind, es aber außer diesen kaum noch, wenigstens in diesem Zeitpunkt, andere, die große Lesewelt interessirende Artikel gibt, man diesen Wetterwechsel noch eine Zeit lang beobachten muß, um sich klüglich in die Zeit zu schicken." — Vergl. ähnliche Äußerungen Kants aus dem Jahre 1792 in seinen Briefen an Selle (ebenda S. 128 f.), an Fichte (S. 137 f.), an Biester (S. 127); über den übeln Eindruck auf Kants Geist und Körper überhaupt siehe Schuberts Kant-Biographie ebenda XI. 2, 139 f.

Wie dem jedoch auch sein mag: jedenfalls hat Fromm mit seiner auf zuverlässigem, archivalischem Material beruhenden Arbeit einen dankenswerten Beitrag zur Lebensgeschichte unseres größten Philosophen geliefert: dankenswert und interessant nicht bloß für die Universität Königsberg, die in dem laufenden Jahre ihr 350 jähriges Bestehen feiern wird, und für den Philosophen und Kulturhistoriker, sondern auch für denjenigen Literarhistoriker, der die, vorhandenen, wenngleich äußerlich weniger hervortretenden, nahen inneren Beziehungen zwischen den Klassikern unserer Dichtung und dem philosophischen Klassiker kennt und zu würdigen versteht.

Solingen. Karl Vorländer.

Guillaume de Humboldt et Caroline de Humboldt, née de Dacheröden, lettres à Geoffroi Schweighäuser, traduites et annotées sur les originaux inédits par A. Laquiante. Paris und Nancy. Berger-Levrault. 1893.

Mit aufrichtiger, wenn auch nicht ungetrübter Freude müssen alle diejenigen, die sich bei uns für Wilhelm von Humboldts Leben und Geistesart interessieren, die vorliegende französische Publikation, die eine reiche Fülle neuen Materials enthält, aufnehmen. Vierundzwanzig bisher unbekannte Briefe von Humboldt aus der Zeit von 1799 bis 1823 (drei von 1799, einer von 1801, zwei von 1802, drei von 1803, einer von 1804, je zwei von 1805 und 1806, je drei von 1807 und 1808, je einer von 1810, 1812, 1816 und 1823) werden hier zum ersten mal mitgeteilt. Dazu kommen elf Briefe seiner Gattin Karoline von 1800 bis 1809 (vier von 1800, einer von 1801, drei von 1803, je einer von 1805, 1808 und 1809). Dem Besitzer dieser Manuskripte, Herrn Mehl in Paris, und dem Herausgeber Laquiante wären wir zu ganz einwandfreiem Danke nur dann recht eigentlich verpflichtet, wenn sie uns die Briefe in der deutschen Sprache, in der sie bis auf zwei von Karolinen geschrieben sind, zugänglich gemacht hätten, in der eigenartigen deutschen Sprache Humboldts und Karolinens, von der der Herausgeber S. XXVI selbst behauptet, daß sie fast unübersetzbar sei; was wir so erhalten haben, eine französische Übersetzung, ist weder Fisch noch Fleisch. Daß die Herausgeber es nicht für nötig oder angemessen hielten wenigstens den deutschen Urtext mitabzudrucken, zeugt bei einem Buche, das an sich selbst seines Inhalts wegen wissenschaftliche Bedeutung beansprucht, von den eigentümlichen feuilletonistisch popularisierenden Begriffen von wissenschaftlicher Arbeit, die unsere linksrheinischen Nachbarn nun einmal haben. Mitteilung verdient auch die Antwort, welche Herr Mehl mir auf die Bitte hin erteilte für Deutschland eine Ausgabe der echten deutschen Originale zu veranstalten: ‚je ne suis nullement disposé de communiquer les originaux … ni à en laisser prendre copie‘; ich setze diesen kurzen ohne Begründung gegebenen Worten nichts weiter hinzu. Ein kurzer Brief ist im

Faksimile mitgeteilt, so daß wir die Manier der Übersetzung prüfen können: als Resultat ergibt sich nach meinem Gefühle noch eine Verschärfung der Empfindung des Bedauerns, da mir der Gefühlston des Schreibers vollständig verwischt und sein familiärer Stil durch die feinen Wendungen der französischen Konversationssprache ersetzt scheint; was soll man aber sagen, wenn die leise ironische Wendung „der gute Mann" durch ‚cet excellent homme' wiedergegeben wird? Jedem Kenner des Humboldtschen Briefstils leuchtet ein, wie die feinabgetönten Farben seiner Diktion bei der Übertragung gelitten haben, wie viel zarte Schattierungen der Gedanken verwischt sein müssen. Die schwärmerische Innigkeit und geheime Glut der Gefühle in Karolinens Briefen, deren erst so wenige bekannt sind, ist schlechterdings unübersetzbar und jeder Versuch mußte notwendig scheitern. — Die dem Buche beigegebenen Bilder, offenbar Autotypieen, Porträts von Humboldt (nach Krüger), Karoline (nach Wach) und Schweighäuser sowie Ansichten vom Schlosse Tegel und den Gräbern im Park (nach Berliner Photographieen), sind sämtlich sehr schlecht, wie das bei der Herstellungsart nicht anders zu erwarten ist. Bei der Feinheit, mit der sonst in Frankreich Bücher nach dieser Richtung hin ausgestattet zu werden pflegen, ist dieser Umstand doppelt wunderbar.

Während der Herausgeber in allen französischen Dingen naturgemäß gut Bescheid weiß und wir ihm hier für manche Belehrung dankbar sein müssen, hat er sich in der deutschen Humboldtliteratur doch bei weitem nicht genügend umgesehen. Von früher publizierten Briefen Humboldts kennt er nur die an Forster, an Schiller, an Wolf, an eine Freundin und an Rennenkampff; unbekannt sind ihm, von verstreuten einzelnen Briefen zu schweigen, die Briefe Humboldts an Goethe, Körner, Welcker, Jacobi, Schlabrendorf und Henriette Herz, also der bei weitem größere Teil des gesamten Materials; von Biographien nennt und benutzt er Haym (dem er S. VIII Anmerkung 2 den falschen Vornamen Robert gibt), nicht aber Schlesier und Bruhns. In Kleinigkeiten ist der Verfasser sehr ungenau: Humboldt reiste am 19., nicht am 17. Juli 1789 von Holzminden mit Campe nach Paris (S. XII); seine Braut lernte Humboldt nicht erst bei der Rückkehr von seiner ersten Pariser Reise, sondern schon ein Jahr vorher kennen (S. XIV); die Hochzeit war im Juni, nicht im Juli 1791 (S. XV); die Abreise nach Spanien fiel in den Oktober, nicht in den August 1799 (S. XXI); Tegel soll nach S. 45 Anmerkung vom großen Kurfürsten dem Vater Humboldts überlassen sein. Diese Fehler sind hier zwar bei weitem nicht so gehäuft als in der unglaublich leichtsinnig redigierten Einleitung de la Roquettes zu Alexander von Humboldts Correspondance scientifique et litéraire, die von solchen Dingen geradezu wimmelt, wirken aber doch als störende Flecken. Auch in andern deutschen Dingen ist Laquiante nicht sicher: S. 174 Anmerkung 3 ist Goethes Schwager Schlosser mit

dem Heidelberger Historiker verwechselt; nach S. 101 wäre die Zeitschrift Europa von beiden Brüdern Schlegel herausgegeben worden.

Wir wußten bereits, daß Gottfried Schweighäuser, über den jetzt der schöne Artikel von Adolf Michaelis in der Allgemeinen deutschen Biographie 33, 351 zu vergleichen ist, in Paris in nahe persönliche Beziehung zum Hause Humboldt getreten war. „Der junge Mensch, den wir bei uns haben, ein Straßburger, hat auf nichts einen solchen Trieb als mit uns nach Deutschland zurückzureisen und vorzüglich, um Schiller und Goethe von Angesicht zu Angesicht zu sehen und anzubeten" berichtet Karoline am Weihnachtstage 1798 ihrer Freundin, der Gattin Schillers (Charlotte von Schiller 2, 178); und fast ein Jahr später, als Schweighäuser, um seiner Militärpflicht zu genügen, seine Stellung im Humboldtschen Hause bereits aufgegeben hatte: „er ist ein sehr guter junger Mensch, der auch recht viel weiß und viel natürliche Anlage hat; seine Verehrung für Schiller und Goethe ist wie die Verehrung der Alten gegen die Götter und hat ihn uns zuerst lieb und interessant gemacht" (ebenda 2, 181). Einen „angenehmen Menschen" nennt Humboldt Schweighäuser brieflich an Wolf noch vor engerer Bekanntschaft und empfiehlt ihn später diesem für gelehrte Arbeiten als seinen „genauen Freund" (Gesammelte Werke 5, 206. 218). Erst die vorliegenden Briefe zeigen uns, wie wert der junge tiefempfindende Gelehrte, trotzdem er nur ein halbes Jahr im Humboldtschen Hause gelebt hatte und alle späteren Pläne einer Wiedervereinigung unter ähnlichen Bedingungen sich zerschlugen, Humboldt und seiner Frau geworden war. Die Letztere schreibt ihm mit unnachahmlicher Grazie von ihren häuslichen und gemütlichen Erlebnissen: wir sehen ihr reiches Mutterglück, die zarte Sorgfalt für das leibliche wie seelische Gedeihen ihrer über alles geliebten Kinder, wir erleben ihren tötlichen Schmerz über die Lücken, die eine unverstandene Macht in diesen blühenden Kreis gerissen, und die tiefe beseligende Wehmut, die dem Verluste die augenblickliche Bitternis allmählich nimmt, wir hören sie, die mit so feinem Kunstverständnis begabt war, andächtig schwärmen über Tizians schlafende Venus, über Rafael, über Wallenstein, über die Pallas von Velletri; eine Seele voll unendlicher Zartheit läßt ihre leisesten Schwingungen voll in eine teilnehmende Seele hinübertönen. Auch Humboldt seinerseits teilt dem Freunde seine innersten Gedanken, Meinungen und Pläne mit: auf seine Beschäftigung mit französischer Literatur sowie mit den deutschen philosophischen Systemen fällt manches Licht; genaueres erfahren wir über den Freundeskreis, der sich in Paris um Humboldts versammelte; besonders wertvoll sind die Briefe aus Rom, in denen Humboldt ausführliche Stimmungsbilder entwirft und sich so ausführlich wie nirgends sonst über seine neuesten Arbeiten und schriftstellerischen Pläne ausspricht; wir erfahren genaueres von seinen Ansichten über Etymologie und Urgeschichte sowie von seiner Lektüre; die Reflexe der politi-

schen Ereignisse von 1806 und 1807 ziehen sich bedeutungsvoll durch die Briefe aus der letzten römischen Zeit. Mit dem Eintritt Humboldts in die politische Thätigkeit wird der Briefwechsel spärlich und verhältnismäßig inhaltsleer.

Im Folgenden stelle ich in Form von Bemerkungen zu einzelnen Stellen zusammen, was ich mir beim Lesen des Buches notiert habe, und gebe daneben Bruchstücke eines Kommentars. — S. 5. Humboldts Urteil über Frau von Staël geht aus folgenden Stellen hervor: an Goethe S. 159. 168. 206. 227; an Frau Reimarus Aus Jacobis Nachlaß 2, 192; an eine Freundin 2, 176. 226; an Jacobi S. 72; Gabriele von Bülow S. 56. — S. 8. Statt Grossius ist Gropius zu lesen; er war nach Schweighäusers Fortgang Hauslehrer der Humboldtschen Kinder und reiste mit der Familie nach Spanien; vgl. an Goethe S. 79. 148. 179 und Goethejahrbuch 8, 79; an Wolf Gesammelte Werke 5, 215; Charlotte von Schiller 2, 183; an Körner S. 117. Jedoch ist falsch, daß er derjenige gewesen sein soll, den Humboldt 1833 in Hamburg besuchte (vgl. an eine Freundin 2, 221); an dieser Stelle ist vielmehr Bokelmann gemeint, mit dem Humboldt seine zweite spanische Reise machte (vgl. über ihn Aus Rahels Herzensleben S. 127). — S. 19 und 25. Hier sind zu vergleichen Karolinens Briefe an Lotte Schiller (Charlotte von Schiller 2, 179. 183) und an ihren Vater und ihre Tante (Gabriele von Bülow S. 5. 10. 18). — S. 34. Über Friedrich Tieck vgl. an Goethe S. 152. 162; über Stinchen Reinhard, geb. Reimarus, an Jacobi S. 116. — S. 46. Ähnlich charakterisiert Humboldt den lethargischen Zustand der deutschen Literatur und des gesamten Lebens in einem gleichzeitigen Briefe an Schlabrendorf (S. 132). — S. 56. Über Schlabrendorfs projektierte Reise nach Deutschland vgl. Humboldts Brief an ihn S. 133. — S. 60. Über die ersten römischen Eindrücke berichtet Karoline ebenso ausführlich Lotte Schiller (Charlotte von Schiller 2, 187) und ihrem Vater (Gabriele von Bülow S. 34. 36. 38). — S. 63. Über Fernow vgl. an Goethe S. 184. 187. 201 und Charlotte von Schiller 2, 189; über Schick an Goethe S. 199 und Charlotte von Schiller 2, 199. 202. 206; über Graß Charlotte von Schiller 2, 189. 190. 206. — S. 65. Die Pallas von Velletri ist eine der vier an der Vorderfaçade des Schlosses Tegel in Nischen angebrachten Statuen; Karoline hat ein Gedicht auf sie gemacht (vgl. Gabriele von Bülow S. 216). — S. 72 ist mit dem ‚homme fort estimable sous bien des rapports‘ Riemer gemeint. — S. 74 und 93. Der Brief an Schiller wegen eines Hauslehrers ist nicht erhalten; doch vgl. Schillers Briefe an Humboldt [2] S. 307. 312. — S. 81. Der Name ist nach handschriftlichen Briefen Pobeheim zu lesen. — S. 84. Über Wilhelms Tod vgl. noch Humboldts Briefe an Schiller ([2] S. 310) und Riemer (Goethejahrbuch 8, 80) sowie Karolinens ausführliche Berichte an Lotte Schiller (Charlotte von Schiller 2, 191) und an ihren Vater (Gabriele

von Bülow S. 40). — Über Kohlrausch vgl. außer den eben angeführten Briefen noch an Welcker S. 16; an Nicolovius S. 30. — S. 99. Über Zoega vgl. an Wolf Gesammelte Werke 5, 260. 262. — S. 100. Vgl. über Friedrich Schlegels Pariser Aufenthalt noch an Goethe S. 188. — S. 145. Dasselbe Zitat aus Pindar begegnet in einem Briefe an Nicolovius (S. 9). — S. 169. Theodor befand sich damals in der Familie Karl von Laroches in Berlin, eines intimen Jugendfreundes von Humboldt und Karoline. — S. 181. Statt Renfues ist Rehfues zu lesen, der auch an Goethe S. 207 erwähnt ist. — S. 187. Der Maler Helmsdorff ist der in dem Briefe Karolinens an ihre Tochter aus dem Jahre 1828 (Gabriele von Bülow S. 206. 207) geschilderte H.

Jena. Albert Leitzmann.

Steiner B., Ludwig Tieck und die Volksbücher. Ein Beitrag zur Geschichte der älteren romantischen Schule. Berlin. E. Vogts Verlag. 1893.

Die von Kenntnis und Geschmack zeugende Abhandlung hat die vier Prosabearbeitungen, in denen Tieck sich an alte Volksromane anlehnt — Schildbürger, Haimonskinder, Magelone und Melusina — zum Gegenstand. Im Anschluß an Haym und Minor, aber mit unabhängigem Urteil, untersucht der Verfasser zuerst die Gründe, welche Tiecks Wendung von der nicolaischen Lohnarbeit und den Nachwehen des Lovellfiebers zur Folge hatten, um sich dann dem wichtigsten und interessantesten Teile seiner Aufgabe zuzuwenden, nämlich der Untersuchung von Tiecks Schildbürgerchronik auf ihre satirischen Beziehungen hin. Der Lösung dieser Aufgabe hat sich der Verfasser mit Fleiß und Glück unterzogen, auch die lose Komposition des Produkts deutlich gekennzeichnet. Bei den Haimonskindern wird besonders die im Ton getreue, aber auffallend unaufmerksame Behandlung nachgewiesen, über die fadenscheinige Magelone im wesentlichen Hayms Urteil bestätigt. Den Schluß macht die Besprechung der weder als Nacherzählung noch als Umdichtung wertvollen Melusina. Im Vorworte dankt der Verfasser seinem trefflichen Lehrer Erich Schmidt, dessen fördernder Einfluß unverkennbar ist, auch an dem lebendigen und klaren, wenn schon nicht ganz manierfreien Stile.

Bautzen. Gotthold Klee.

Hegel, G. W. F., Kritik der Verfassung Deutschlands. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von Dr. Georg Mollat. Nebst einer Beilage. Kassel. Fischer. 1893. ℳ 4.

Von einer Schrift Hegels „Kritik einer Verfassung Deutschlands“ spricht schon Rosenkranz (Leben Hegels 1844, S. 235); er verlegt ihre Entstehung in die Zeit, da Hegel Redakteur der Bamberger Zeitung war, also in die Jahre 1807 oder 1808. Damals „gährte der politische Trieb

mächtig" in dem Philosophen, und da ihm verwehrt war, seine Ansichten in raisonnierenden Artikeln auszusprechen, so hätte er den Plan gefaßt, ein politisches Stück zu schreiben, wobei ihm als Vorbild Machiavell vorschwebte; so wie Fichte hatte er sich auf das Studium dieses Schriftstellers verlegt und hegte den Ehrgeiz „der Machiavell Deutschlands" zu werden. Die Übersiedlung von Bamberg nach Nürnberg, wo er das Rektorat des St. Aegiden Gymnasiums übernahm, die Wiederaufnahme philosophischer Studien, die mit diesem Amt verbunden war, besonders aber die Ungunst der damaligen Zeiten für die Veröffentlichung solcher Schriften, hätten aber dann die Arbeit wieder ins Stocken gerathen lassen und sie sei liegen geblieben. So Rosenkranz. Ein Auszug und umfangreiche Citate aus dem Manuscript, das dem Biographen vorlag, gaben einen Begriff von der Art, wie Hegel den Gegenstand faßte und Zeugnis für seinen scharfen politischen Blick. Dreizehn Jahre nach dem Erscheinen des Rosenkranzischen Buchs hat Haym gezeigt (Hegel und seine Zeit S. 485), daß die Annahme, jene Schrift sei während des Bamberger Aufenthaltes entstanden, irrig sei, denn jede Seite derselben führe auf einen Zustand Deutschlands hin, der sehr verschieden sei von dem Zustande nach dem Jahre 1806: „keine leiseste Andeutung davon, daß der Verfasser bereits das Schicksal Österreichs vom Jahre 1806, die Schlachten von Austerlitz und Jena, die Friedensschlüsse von Preßburg und Tilsit, die Existenz eines französischen Kaisertums oder eines Rheinbundes gekannt hätte. Ausdrücklich wird der Friede von Lunéville als der letzte bezeichnet; der Zustand nach diesem Frieden, die Zeit vor dem Reichsdeputationshauptschluß bildet so sehr die Voraussetzung für die Kritik des alten, für die Vorschläge zur Herstellung eines neuen Staates, daß eben die nachfolgenden Ereignisse es vorzugsweise gewesen sein werden, die jeden Gedanken an die Veröffentlichung vereiteln mußten". Haym verlegt die Entstehung der Schrift in das Jahr 1802, da Hegel als Hauslehrer in Frankfurt lebte: „Mit der größten Aufmerksamkeit folgte er den eben jetzt in England geführten Parlamentsverhandlungen über die Armentaxe. Nicht minder beschäftigte ihn die Kritik des seit kurzem publizierten preußischen Landrechts. Wir sehen ihn mit der Lektüre von Stewarts Buch über Staatswirtschaft beschäftigt und ihn in einer Art von Commentar zu demselben seine eigenen Ansichten über die wichtigsten Fragen der Nationalökonomie aufzeichnen." In den „Anmerkungen" gibt dann Haym ein mehrere Seiten langes Bruchstück der Schrift „Über die Wehr- und Finanzverfassung Deutschlands"; auch berichtet er kurz von einem in Folio niedergeschriebenen Entwurf, der „deutlich den Umfang des Planes übersehen lasse", sowie einer späteren Überarbeitung in Quart, die in der Mitte abbreche. Ebenso wie Rosenkranz stand auch Haym der handschriftliche Nachlaß des Philosophen zur Verfügung.

Nun erscheint die Schrift in ihrem ganzen Umfang, aus eben derselben Quelle, die jetzt in der königlichen Bibliothek zu Berlin ist, gezogen. Der Herausgeber will damit „die unbefangene Prüfung und Beurteilung eines der frühesten publicistischen Versuche Hegels in höherem Grade ermöglichen, als es die bisher bekannten Auszüge gestatten, außerdem aber eine willkommene Ergänzung zu den Werken des eminenten Denkers bieten." Die Verbindung der zwei vorliegenden Entwürfe, die beide lückenhaft sind und nach Anlage wie Ausführung von einander abweichen, zu einem geschlossenen Text, „die Gliederung der auf diesem Wege zugleich gewonnenen Hauptteile, die Wahl der Titel für sämmtliche Abschnitte" bezeichnet der Herausgeber als seine Arbeit. Auch er meint, wie Haym, die Schrift sei nicht 1807 oder 1808, sondern 1801 oder 1802 geschrieben worden. In der That, wer die Schrift mit einiger Aufmerksamkeit liest wird diese Datierung annehmen müssen; man begreift kaum, wie Rosenkranz auf die seine verfallen konnte.

Neue Gedanken Hegels wird man aus dem vollständigen Abdruck der Kritik kaum kennen lernen, Haym hat, wie wir jetzt sehen, eine sehr gute und erschöpfende Analyse ihres Inhalts gegeben. Höchstens in dem Kapitel über Reichsgesetzgebung und Reichsjustiz finden sich einige originelle Bemerkungen, deren Haym nicht gedenkt. Dennoch aber verdient der Herausgeber Dank, einmal weil es belehrend ist, zu sehen wie tief sich der junge Philosoph in die Betrachtung thatsächlicher Verhältnisse seiner Zeit und seiner Umgebung eingelassen hat — und das kann man aus keinem Auszug so gut —, dann aber, weil die Schrift ihrer Form nach bedeutend ist. Nur an wenigen Stellen herrscht die Dunkelheit, durch die Hegel später berüchtigt wurde, im Ganzen staunt man über die Einfachheit und Klarheit, mit der die Dinge genannt und geschildert werden. Hie und da aber erhebt sich die Sprache zu markiger Schönheit. „Der ursprüngliche, nie gebändigte Charakter der deutschen Nation bestimmte die eiserne Notwendigkeit ihres Schicksals. Innerhalb der von diesem Schicksal gegebenen Sphäre treiben Politik, Religion, Not, Tugend, Gewalt, Vernunft, List und alle Mächte, welche das menschliche Gemüt bewegen, auf dem weiten Schlachtfelde, das ihnen erlaubt ist, ihr gewaltiges scheinbar ordnungsloses Spiel. Jede beträgt sich als eine absolut freie und selbständige Macht, bewußtlos, daß sie alle Werkzeuge in der Hand höherer Mächte, des uranfänglichen Schicksals und der alles besiegenden Zeit, sind, die jener Freiheit und Selbständigkeit lachen. Selbst die Not, dieses gewaltige Wesen, hat den deutschen Charakter und sein Schicksal nicht bezwungen." Es gab um 1801 wenig deutsche Schriftsteller, die über politische Gegenstände so zu schreiben verstanden.

Unwillkürlich wird man bei der Lektüre der Hegelschen Schrift an eine andere Kritik des deutschen Reichswesens gemahnt, die etwa zehn Jahre früher niedergeschrieben wurde und höchst wahrscheinlich auch der Feder eines

großen Philosophen entstammt, nämlich Immanuel Kants.[1]) Hegel geht unstreitig tiefer und weiter. Denn Kant konstatiert nur — gegen Mirabeaus und Wielands optimistische Auffassung der deutschen Verhältnisse polemisierend — eine Reihe hauptsächlich wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Gebrechen des deutschen Reiches, Hegel sucht eine historische Erklärung für die politische Machtlosigkeit desselben; Kant eröffnet keine Aussicht auf eine Verbesserung des beklagten Zustandes — „wie er verbessert werden könne," — so schließt er — „dafür sorge die Weisheit unserer Fürsten, unserer Landesväter." — Hegel gibt positive Vorschläge wie in Deutschland eine wirkliche Staatsmacht hergestellt werde; er erkennt, daß eine solche Herstellung nur „die Frucht der Gewalt" sein könne. Wenn Kant bloß kritisiert, so begreift und erklärt Hegel. Auch hier, auf einem Gebiet, wo die beiden Philosophen doch nur gleichsam als Fremde verkehren, kommt sowohl die Verschiedenheit ihres Wesens als ihres Zeitalters zur Erscheinung.

Als Beilage gibt Mollat einen Aufsatz Hegels aus dem Jahre 1798: „Über die neuesten inneren Verhältnisse Würtembergs, besonders über die Gebrechen der Magistratsverfassung." Auch dieser ist im Wesentlichen schon durch Rosenkranz (a. a. O. S. 91 f.) und Haym (a. a. O. S. 65 f.) bekannt geworden.

Noch ein Wort über die Art der vorliegenden Ausgabe. Daß der Herausgeber, wie er selbst gleich im Vorwort ankündigt, kein Gewicht auf urkundliche Genauigkeit gelegt, vielmehr Orthographie und Interpunktion den modernen Regeln angepaßt, ferner offenkundige Schreib- oder Sinnfehler einfach verbessert hat, daraus machen wir ihm keinen Vorwurf. Bedenklich aber ist, daß er — wie er gleichfalls selbst eingesteht — „eine Reihe stilistischer Änderungen vorgenommen, sodann einige unwesentliche Wörter, namentlich spätere Einschaltungen, deren Bedeutung sich nicht ermitteln läßt, gestrichen." Auch bedauern wir das Fehlen einer orientierenden Einleitung, man muß sich erst bei Rosenkranz und Haym Rats erholen, welche Stelle denn diese Schriften im Leben und in der Entwicklung Hegels einnehmen. Und endlich hätten verschiedene Stellen des Textes erläuternde Anmerkungen wohl vertragen. Einen Vorteil bringt dieses Fehlen jeglichen Behelfes allerdings mit sich: die Ausgabe kann um so besser einer historischen Übung für Studierende zu Grunde gelegt werden, da sich diese alles, was zu deren Erklärung notwendig ist, erst zusammensuchen müssen.

Wien. Eugen Guglia.

---

[1]) Berliner Monatsschrift, März 1792, 19, 268 („Betrachtungen über den Einfluß der deutschen Reichsverfassung auf das Nationalglück der Deutschen" &c.). — Daß der Verfasser Kant ist, macht Wenck (Deutschland vor hundert Jahren 2, 237 f.) sehr wahrscheinlich. Wenck gibt auch ein paar Bruchstücke der Abhandlung (a. a. O. 241 f.).

Giehne, Studien über Joh. Peter Hebel. Würzburg. Stuber. 1894. 1 M.

Die vorliegenden Studien über Hebel veröffentlichte Giehne das erstemal in der „deutschen Vierteljahrsschrift", 1858 (III. Heft), ein zweites mal mit geringen Änderungen (Seite 46, 47, 48, 51) in seinen „Studien und Skizzen". Die Verlagshandlung löste sie heraus, versah sie mit einem neuen Titelblatt und bietet sie nun zum drittenmale dem Publikum. Sie verdienen noch immer Beachtung. Giehne war Hebels Schüler und so in der Lage, manchen Zug, der ihn im Umgange und besonders als Lehrer charakterisierte, mitzuteilen. Giehne ist auch der erste, der den Quellen Hebelscher Erzählungen nachspürte und den Versuch machte, die Technik der Darstellung, sowie die eigenartige Sprache des „Hausfreundes", wenn auch nur an einigen Beispielen (Seite 27—29) zu erläutern. Manches in der Abhandlung ist freilich durch die seither erschienenen Werke, insbesondere durch die Biographie Längins und die vortreffliche Ausgabe Behaghels, überholt.

Wien. Franz Willomitzer.

Zdziechowski M., Der deutsche Byronismus. (Baironizm niemiecki.) Przeglad Polski. Jahrgang XXVII, Band 107, S. 513—550 und Jahrgang XXVIII, Band 109, S. 306—332.

Dieser Abhandlung ist schon in derselben Zeitschrift eine Abhandlung über den französischen Byronismus, bei Alfred de Vigny und Musset, von demselben Verfasser vorangegangen. Gleichzeitig veröffentlichte die Akademie der Wissenschaften in Krakau desselben Verfassers Karl Hynek Macha und der böhmische Byronismus 1893. — In der vorliegenden Abhandlung bespricht der Verfasser den Byronismus bei zwei deutschen Dichtern, bei Lenau und Heine. Indem er die Briefe des ersteren hauptsächlich zu Rathe zieht, führt der Verfasser weiter aus, worin er sich Byron nähert, worin er von ihm abweicht. Für ihn war die Natur nicht Mutter, Trösterin wie für Byron. Er folgt den Fußstapfen Byrons und Goethes im Faust, dessen Grundgedanken der Verfasser über denjenigen Goethes stellt. Der mystischen Verzückung in Savonarola anheimgefallen, dem Einfluße des dänischen Theologen Martensen unterworfen, kehrt er doch zu den alten Zweifeln in den Albigensern zurück, bis er im unvollendeten Don Juan eine Apotheose des flachen Liberalismus gibt, „der die Gedankenfreiheit mit der Entfesselung von den Banden der Religion gleichstellt." Der Verfasser tritt gegen die Ansicht A. Grüns auf, der Byron für einen Vernichter, Lenau für einen Forscher hält. Er glaubt, Byron habe alles vernichtet, was zum Wohl der Menschheit vernichtet werden müßte, dagegen scheint ihm Lenau in der schrittweise fortschreitenden Abkehr von der Welt zu einer Verstimmung gelangt zu sein, die ihn unbedingt der Geistesumnachtung ausliefern mußte. Der Zwiespalt mit sich selbst kennzeichnet zwar Byron

und die Byronisten, doch keiner sprang so rasch von einem Extrem zum andern wie Lenau. Vom Scepticismus Byrons aus führten zwei Wege, einer zur Religiosität, der andere zum Pessimismus. Lenau wandelte beide: zum Pessimismus in den Albigensern, zur Religion im Faust. Darum bleiben sie ein Mißklang, der die Menschen nicht mitzureißen vermag.

Während jedoch Lenau auch im Don Juan edler und ernster Melancholiker geblieben ist, weht aus jeder Zeile Heines ein heißer Hauch der ausschweifendsten Sinnlichkeit, die das Gepräge seiner orientalischen Abstammung ebenso trägt wie seine patriotischen Gefühle. Heines Ankämpfen gegen die bestehende Ordnung bringt ihn Byron näher als Lenau. Sein Byronismus tritt am klarsten im Almansor und Ratcliffe auf, sein Napoleonismus erinnert gleichfalls an Byron, wenn er auch in seinen Sympathien für Rußland sich weit von Byron entfernt. Heine waren überhaupt die sozialen Fragen viel lieber als die politischen, worauf auch schon sein Anschluß an die St. Simonisten hinweist. Den Namen eines Nachfolgers Byrons spricht ihm der Verfasser entschieden ab, denn der nihilistische Sensualismus stellt ihn tief unter Byron. Trotzdem setzt ihn der Verfasser in die Reihe der besten Lyriker Deutschlands — ohne an seinem mutwilligen Ton Anstoß zu nehmen. —

Drohobycz. Witold Barewicz.

Matuszewski J., Der Teufel in der Poesie. (Dyabel w poezyi). Eine kritische vergleichende Studie. Warschau. 1894.

Man muß die Sorgfalt bewundern, mit welcher der Verfasser das Bild aller Evolutionen entrollt, die die Teufelsgestalt in der Poesie durchzumachen gezwungen war. Als eine Verkörperung des bösen Prinzips führt er uns manche dämonischen Gestalten aus der accadischen, ägyptischen, indischen Poesie vor, doch wenn auch ihre einzelnen Züge an den christlichen Satan erinnern, so kommen sie ihm doch ebensowenig gleich wie die griechischen Titanen oder die römischen Lemuren. Auch der biblische Satan nimmt nur eine untergeordnete Stellung ein. Die persische Poesie allein besaß Elemente, aus denen sich eine dämonische Poesie im höheren Stile entwickeln konnte. Auch die christliche Kirche stellte das Dogma vom Teufel auf, ohne sich jedoch in die nähere Bestimmung seines Wesens einzulassen. An seiner Gestaltung arbeiteten die classischen und germanischen Sagen und die religiösen Vorstellungen. Eine Anzahl von halbfertigen Figuren, halbverarbeiteten Elementen und Motiven überkam die Neuzeit bereits vom Mittelalter, worauf der Verfasser näher eingeht. Die Reformation begründet die Herrschaft des Teufels auf Erden, da der Himmel gegen alle Bitten der abtrünnigen Sünder, taub blieb, wie aus der Zusammenstellung der katholischen und protestantischen Teufelsfiguren in der Faustsage, bei Marlowe mit denen bei Calderon, Tasso, Dante, Machiavelli erhellt.

Wenn die katholischen Dichter keine titanische himmelstürmende Satansfigur zustande zu bringen vermochten, so schufen doch protestantische Dichter wie Milton, Goethe, Byron in ihren Dichtungen die herrlichsten und am tiefsten gedachten Teufel. Der Verfasser widmet ihren Schöpfungen verhältnismässig viel Raum, doch gelangen sie in einer Skizze nicht zu ihrem Rechte. Vom Lucifer Byrons und von Goethes Mephistopheles leitet er die Teufelsfiguren in den italienischen, französischen und deutschen Dichtungen des 19. Jahrhunderts her, von denen er die hervorragendsten der Reihe nach vorführt. Die echte dämonische Poesie, die mit der historischen Entwickelung des Satans übereinstimmt, scheint ihm ihr letztes Wort schon gesprochen zu haben, da weder die Literaturströmungen noch die Entwicklung der Philosophie sie zu begünstigen scheinen. —

Den letzten Abschnitt seines gehaltvollen Büchleins widmet der Verfasser dem Teufel in der polnischen Literatur. Der volkstümliche Teufel scheint ihm manche Züge von einer unbekannten Hausgottheit entlehnt zu haben. In der Literatur blieb der Teufel lange Zeit nur eine allegorische Person für verschiedene Laster. Erst im XIX. Jahrhundert begannen die polnischen Dichter nach dem Vorgange Byrons und Goethes ihre Teufel zu bilden. Nur Massinissa in Krasinskis Irydion und der gefallene Engel Zmorskis erhielten originelle Züge, doch blieben sie unausgeführt. Die heimische Sage vom Twardowski, die so deutlich an den Faust anklingt, wurde trotz vielen Versuchen von heimischen Dichtern nicht ausgenützt, wenn auch Mickiewicz ihm zuerst sein eigentliches genrehaftes Gebiet zugewiesen hat.

Drohobycz. Witold Barewicz.

Bericht über die während des Jahres 1893 in Amerika veröffentlichten Aufsätze über deutsche Literatur.

Der zweite Band der „Harvard Studies and Notes in Philology and Literature“ (Boston 1893, Ginn & Co.) enthält einen interessanten Beitrag zur Faustliteratur von Kuno Francke: „Did the Hypnerotomachia Poliphili influence the second part of Faust?“ Dieser allegorische Roman ist das Werk eines Mönches Francesco Colonna, welches 1499 in Venedig erschienen ist. Der Inhalt desselben ist kurz folgender: Der Jüngling Poliphilus, der lange in einem einsamen Walde umhergewandert war, legt sich zur Ruhe nieder, schläft ein und wird im Traume ins klassische Altertum zurückversetzt. Aus einem mit Pyramiden, Obelisken, Tempeln, Altären und Grabdenkmälern von wunderbarer Bauart und grossartiger Schönheit angefülltem Thale gelangt er zum Palaste einer freundlichen und weisen Königin, die ihm zu Ehren ein Fest veranstaltet. Darauf führen ihn einige ihrer Diener in eine öde Wildnis im Gebirge, wo er drei geheimnisvolle Thore in einen Felsen eingehauen findet. Er tritt in das erste ein und stösst auf eine alte Frau, deren müdes asketisches

Aussehen ihn sogleich hinwegscheucht. Auch ein strenges heroisches Weib, das ihm Schwert und Krone anbietet und zu der er durch das zweite Thor gekommen ist, kann ihn nicht zum Bleiben veranlassen. Erst auf einem lieblichen Rasenplatze, zu dem das dritte Thor ihm Eintritt gewährt hatte, findet er die „hohe Königin seiner Seele", die goldhaarige Polia. Sie wandern zusammen weiter; ein prächtiger Zug von Triumphwagen, von Centauren, Elephanten, Einhörnern und Panthern gezogen und von einer Schar jubilierender Satyrn, Nymphen und Bacchanten begleitet, begegnet ihnen, — „a scene introducing all the stage apparatus of a classical Walpurgis night." Nachdem das liebende Paar den Tempel der Venus besucht hat, werden sie in Cupidos Barke nach der Insel Cythera gerudert, wo sie ein idyllisches glückliches Leben führen. Der Gesang einer Nachtigall bringt Poliphilus aus dem Traumleben ins wirkliche Leben zurück. — Francke fährt fort: „A reader familiar with the second part of Faust will scarcely hear this short account of the Hypnerotomachia without being struck with a resemblance of its general outline to the Helena episode. Here, as well as there, a boundless veneration for classic ideals forms the underlying sentiment. Here, as well as there, we see a man of flesh and blood moving about in a world of apparitions. Here, as well as there, the hero finds the goal of his desires in a beautiful woman, with whom he retires to a life of paradisiac enjoyment Here, as well as there, his love vanishes away, and he finds himself alone again in cold reality" Eine weitere Ähnlichkeit zwischen dem zweiten Teil des Faust und der Hypnerotomachia findet er in einigen Holzschnitten aus letzterem Werke. Vier von ihnen sind dem Artikel beigefügt und die betreffenden Stellen aus dem Faust herangezogen. Zuletzt geht Francke auf die Frage ein, ob Goethe Kenntnis von diesem Werke gehabt haben konnte und weist hauptsächlich auf des Altmeisters Bekanntschaft mit dem Göttinger Professor und Kunsthistoriker Fiorillo hin, in dessen „Kleinen Schriften artistischen Inhalts" 1803 sich ein längerer Artikel „Über den Dominikaner Fra Francesco Colonna und sein berühmtes Buch Hypnerotomachia" befindet. Francke schließt mit den Worten: Is it too much to assume that Goethe, who in the account of his stay at Göttingen expressly mentions his researches in the University library, was led through Fiorillo to examine there among other works the Hypnerotomachia, and that the impressions received from this book were unconsciously woven together with figures of the Helena episode, which, as is well known, was assuming form in Goethe's mind during those very years? —

In den „Publications of the Modern Language Association of America (New Series Vol. I, No. 1, Baltimore 1893) veröffentlicht Hermann Schoenfeld eine eingehende Studie über das Abhängigkeitsverhältnis Rabelais'

von Erasmus. „Die Beziehung der Satire Rabelais' zu Erasmus' Encomium Moriae und Colloquia" (1—76). Schoenfeld beginnt damit, den Einfluß des Gargantua auf die Literaturen der verschiednen Völker zu verfolgen. Darauf geht er kurz auf die Quellen ein, aus denen Rabelais geschöpft hat und kommt dann auf dessen Beeinflussung durch Erasmus zu sprechen." Durch den Reichtum der mannichfachen Quellen, die von Rabelais original aufgefaßt und verwertet wurden, zieht sich wie ein roter Faden, auf Schritt und Tritt mehr oder minder buchstäblich oder selbstständig sich in dem Genius Rabelais' widerspiegelnd, erasmischer Geist. Er ist von diesem erasmischen Geiste förmlich durchtränkt und hat sich augenscheinlich mit den Schriften des Erasmus so vertraut gemacht, daß dessen Ideen oder Anklänge an dieselben, sowie unzählige erasmische Adagia überall hervorbrechen und bei der Behandlung jeden Gebietes menschlicher Verrichtungen und Torheiten das rabeläsische Werk von Seite zu Seite füllen, freilich immer wieder in vereigentümlichter selbständiger Weise. Ja, eine genaue Lectüre des erasmischen Satirenwerkes Encomium Moriae und der ebenso erzieherischen, wie kritisch-satirischen Colloquia erweisen, daß fast alle Zustände und Personen, denen Rabelais seine Satire zuwendet, im Keime oder auch in ausführlicher Behandlung bei Erasmus vorhanden sind, wie eine Vergleichung der beiderseitigen Werke ergeben und aus innern Gründen die Beziehung zwischen Erasmus und Rabelais darthun wird (S. 11). Im weitern Verlauf der Arbeit werden diese Beziehungen klargelegt und die Ähnlichkeiten hervorgehoben, die sowohl in der Angriffsweise der beiden Geistesverwandten, als auch in der Wahl des Zieles für ihre Satiren existieren. Der Schluß des Artikels beschäftigt sich mit direkten Anlehnungen Rabelais' an Erasmus. So hält Schönfeld das Colloqium Funus für das Vorbild der Sterbeszenen des Raminagrobis (III 21, 22, 23), das Colloquium Naufragium für die Quelle zu der Beschreibung des Seesturmes, der Todesangst des Panurge :c. (IV, 18—24). Für Buch III, Kapitel 9, das die wichtige Frage, ob Panurge heiraten soll oder nicht, behandelt, weist der Verfasser direkte Anlehnung an das erasmische „Echo" nach. Nachdem noch eine Anzahl analoger Belege für die Verspottung und Bekämpfung kirchlicher Mißbräuche aus den Werken beider Schriftsteller beigebracht worden sind, giebt Schoenfeld im Schlußkapitel noch ein Resumé von den wahlverwandten Bestrebungen und Zielen, die beide bei der Abfassung ihrer Werke im Auge gehabt haben. —

Dieselbe Nummer der „Publications of the Modern Language Association" enthält einen Artikel von George Mc Lean Harper über die Gralsage: „The Legend of the Holy Grail" (77—140). Des Verfassers Absicht ist den Ursprung der Sage, ihre Verbreitung und ihren Einfluß zu erläutern. Die einschlägige neuere Literatur über diesen Gegenstand ist herangezogen und namentlich ist auf die Arbeiten von Birch-Hirschfeld (Die

Sage vom Gral), Alfred Nutt (Mabinogion Studies, The Aryan Expulsion and Return Formula among the Celts, Studies on the Legend of the Holy Grail) und von John Rhys (Studies in the Arthurian Legend) Rücksicht genommen. Nach Harpers Ansicht hat ein unbekannter Dichter drei verschiedene keltische Sagen, die von Parzival, die von König Arthur und die von dem Speer und der Schale, denen Zauberkraft innewohnt, zu einem Ganzen verschmolzen. Dieses verloren gegangene Werk hat auf direkte oder indirekte Weise den Stoff zu Chrestien de Troyes' „Conte du Graal", dem altenglischen Gedicht „Sir Perceval" und der wallisischen Prosaerzählung „Peredur" geliefert.

Die nächste Stufe in der Weiterentwicklung der Sage war die Umwandlung des heidnischen magischen Trinkgefäßes in die Schale, aus welcher Christus beim letzten Abendmahl mit seinen Jüngern aß und in der nachher Joseph von Arimathia das Blut des gekreuzigten Heilands auffing. Dieser christlichen Auffassung des Grals begegnen wir in einer interpolierten Stelle in der Fortsetzung des „Conte du Graal" von Gautier de Douleus, in Robert de Borrons unvollendeter Trilogie „Joseph, Merlin, Perceval" und in Walter Maps „Queste del Saint Graal." Eine chronologische Liste dieser und späterer Versionen der Gralsage findet sich Seite 110—117. Darauf geht Harper näher auf Wolframs Parzival und dessen Quellen ein und führt einige Stellen aus dem Gedicht in englischer Übersetzung an. —

Die Verlagsbuchhandlung von Roberts Brothers in Boston hat die bekannten Aufsätze Seeleys über Goethe, welche 1884 in der „Contemporary Review" erschienen und welche vom Verfasser neu durchgesehen und vermehrt worden sind, in Buchform veröffentlicht und so dem großen Publikum leichter zugänglich gemacht. (Goethe reviewed after sixty years by J. R. Seeley. Boston, Roberts Brothers 1893).

Cambridge, Mass. Max Poll.

Amerikanische Schulausgaben deutscher Klassiker.

Wie in früheren Jahren so sind auch im Jahre 1894 wieder mehrere Erläuterungen in englischer Sprache zu deutschen Klassikern (für den Gebrauch auf Colleges und Universitäten) erschienen. Alle enthalten mehr oder weniger ausführliche Erläuterungen (‚Notes'), die meisten außerdem noch literaturhistorische Einleitungen und einige auch ganz kurze Biographien. Bis jetzt (anfangs März) sind erschienen:

Schillers Wilhelm Tell. Von Prof. Robert Waller Deering, Boston, D. C. Heath & Co. Die Einleitung gibt: I. Sketch of Schiller's life and works. II. Fact and fable. III. Schiller's Tell (The play has its faults, of course. Chief among these has been urged the want of dramatic unity, due to the relation of the individual cause of Tell

to that of the whole people. The poet's sources, however, and not his dramatic method, are to blame.' 50 Seiten ,Notes' enthalten meist Übersetzungen und Erklärungen schwieriger Wörter und Sätze.

(Von Schillers Tell haben wir bis jetzt folgende Schulausgaben: Von A. Sachtleben (und W. D. Whitney), Newyork, Henry Holt & Co., 1876; C. A. Buchheim, Oxford, 1884 und 1886; G. E. Fasnacht, Newyork, Macmillan & Co., 1887; Karl Breul, Pitt Press Series, 1890, von welchen die Buchheimsche (1886) unzweifelhaft die beste ist).

Scheffels Ekkehard. Von Prof. Clara Wenckebach, Boston, D. C. Heath & Co. Es enthält eine ganz kurze ,Introduction', den Text, bedeutend gekürzt (,the method of abridgment has been the omission of many descriptive paragraphs, of remarks of merely historical and ethnographical interest, and of several episodes not essential to the understanding of the story'. Das Waltharilied fehlt auch) und 25 Seiten ,Notes'.

Auerbachs Brigitta. Von Prof. E. Howard Gore, Boston, Ginn & Co. Auch in diesem Werkchen sind ,certain descriptive portions of the original text omitted, but nothing in the way of connective matter has been added'. Nach des Verfassers Meinung haben wir in ,Brigitta the maximum of simplicity, for the entire story is the narrative of the heroine and is thus free from complex structure and elaborate diction'. Die wenigen und häufig überflüssigen lexikalischen Erklärungen stehen nicht am Ende des Buches, wie das bei allen anderen ähnlichen Werken der Fall ist, sondern unter dem Texte.

Goethes Dichtung und Wahrheit. Von Prof. C. A. Buchheim, Boston, D. C. Heath & Co. In der Einleitung gibt der Verfasser: History of the composition, general outlines of the contents, and a biographical sketch of the Goethe family. Nach den vier ersten Büchern folgen dann 117 Seiten ,Notes', welche vorzüglich sind.

Von Riehls Burg Neideck sind zwei Ausgaben erschienen und zwar 1. von Prof. A. Palmer (Newyork, Henry Holt & Co.) und 2. von Prof. Chas. B. Wilson (Boston, Ginn & Co).

Stifter, Das Haidedorf. Von Otto Heller, Boston, D. C. Heath & Co.

Madison, Wis., U. S. A., 10. März 1894.

W. H. Rosenstengel.

Bibliographie.[1]

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur Band 38 Heft 2.

Reinz F., Altdeutsche Kleinigkeiten. XIII. Scherzhafte Aufzählung von Meistertönen. In der Abentheuerweis H. F(olzen). Von dem Augsburger Meistersinger Daniel Holzmann.

Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur XX, 2.

Köster A., Baumgart Goethes Faust als einheitliche Dichtung erläutert. Daraus sei folgende Stelle hier angeführt: „Ausgezeichnet ist die Heranziehung von Spinozas theologisch-politischem Traktat für die Erklärung des Zeichens des Makrokosmus. Freilich wird dadurch, was Baumgart übergeht, die Abfassung dieses Teils des ersten Monologes in weit spätere Zeit als man bisher annahm, gerückt. Mir persönlich ist diese Datierung interessant, weil ich in Faustvorlesungen des vorigen Winters [1892/3] zu dem Resultat gekommen war, daß von dem Text des Urfaust kaum etwas vor dem Jahre 1774 zu Papier gebracht sein könne. Doch ist dieser Nachweis noch nicht zur Veröffentlichung reif."

Elster, E., Köster Schiller als Dramaturg.

Muncker F., Nerrlich Jean Paul. Sein Leben und seine Werke.

Singer S., Neubaur Die Sage vom ewigen Juden 2. Ausgabe. Wirft u. a. die Frage nach der Quelle von Rückerts Gedicht von Chidher auf.

Steinmeyer E., Ein Brief Jakob Grimms. An Carl Reimer, Cassel, 31. Mai 1838; unbedeutend.

Zeitschrift für deutsche Philologie Band 27 Heft 1.

Ehrismann G. und Meier John, Zu Klaibers „Lutherana" (in dieser Zeitschrift 26, 30—58). Sprachliche Bemerkungen.

Düntzer H., Goethes Gedichte „Auf Miedings Tod" und „Ilmenau". S. 68 Bemerkungen zur Ausgabe des Journals von Tiefurt.

Schlößer R., Kestner, Lotte und Gotter. Ergänzung zu Wolffs „Blätter aus dem Wertherkreise". Der Vermittler bei Kestners Werbung um Lotte ist, wie schon Wolff vermutete, Gotter. Ein Brief von diesem an Kestner vom 23. Januar 1768 vor dem um 3 Uhr geschriebenen vom gleichen Tage wird mitgeteilt. Kestner versuchte sich auch als Schauspieler. Im Dezember 1768 gab er den Philto in Lessings Schatz.

---

1) Zu meiner Freude habe ich einen freiwilligen Mitarbeiter für die Bibliographie an R. M. Meyer in Berlin gefunden, der die Berichte über folgende 4 Zeitschriften: Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Zeitschrift für Kulturgeschichte und Zeitschrift für Ethnologie übernommen hat. Bei der Durchsicht der zahlreichen Musikalischen Zeitschriften war mir mein Kollege G. Adler in Prag behilflich. Die Zeitschrift für deutsche Sprache hat wieder R. Rosenbaum excerpiert. Den Bericht über das Freiburger Diözesanarchiv habe ich dem Historischen Jahrbuch der Görres-Gesellschaft entnommen.

A. Sauer.

Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte. Neue Folge Band 7 Heft 2 und 3.

Ziegler Th., Zur Genesis eines ästhetischen Begriffs: über den Begriff der „Einfühlung", der bei Schiller, Schelling und besonders Novalis nachgewiesen wird. Allgemeiner Hinweis auf „ungehobene Schätze ästhetischer Arbeit" bei den Romantikern.

Richter A., Zur Kritik humanistischer Briefschreibung: Briefe von Enea Silvio und dem Humanisten Cantiuncula als Plagiate erwiesen; der letzte schreibt einen eben erhaltenen Brief des Ulrich Zasius aus.

Fränkel L., Untersuchungen zur Entwickelungsgeschichte des Stoffes von Romeo und Julia. III. Beziehungen zu verwandten Stoffen und Einzelumständen: Bezahlung der Musik mit Hoffnung S. 144 Anmerkung; zu Goethes Bearbeitung von Romeo und Julia S. 145; zur Vergleichung von Schlegels und Voß' Übersetzung S. 147 Anmerkung; das in Danzig 1591 aufgeführte Drama „Elisa" von Ph. Waimer und Ayrers Comedia vom Könige Edwarto verglichen S. 150 f.; zu Ch. F. Weißes Romeo S. 153 Anm.; J. Titz' „Leben aus dem Tode" (1644) mit dem Stoff in Zusammenhang S. 154, vielleicht auch „Cardenio und Celinde" von Gryphius ebendaselbst; zu Uhlands „Bertran de Born" S. 156 Anmerkung; P. Heyses Novelle von der Spoletini S. 159 Anmerkung; Pyramus und Thisbe, wie bei Gryphius, allgemein sprichwörtlich S. 165, so auch bei Sebastian Brant S. 168; das Lied von den zwei Königskindern und seine Varianten 170 Anmerkung; Roquettes „Feind im Hause" wie „Romeo und Julia" gebaut S. 178.

Fassola C., Diedrichs von dem Werder Übersetzung des Ariost: § 1 allgemeine Würdigung; § 2 Vom Vers: falsche Betonungen S. 191; Verkürzung: „der undankbre Mensch, ein erbre Frau" S. 192; § 3 Vom Reim: ungenaue Reime meist dialektisch berechtigt S. 193; gewaltsame Änderung italienischer Namen aus Reimnot ebendaselbst; § 4 Druckfehler und Übersetzungsfehler, zum Teil sehr charakteristisch; einmal mit Goethes valli — „Thäler" statt „Wälle" verglichen S. 196; § 5 Volkstümliche Wendungen, ebenfalls bezeichnend; Steigerung der Fischnamen in germanischer Häufung wie schon im Ruodlieb S. 201; § 6 Weglassung von gelehrten Anspielungen, auch von obscönen Wendungen; § 7 Die Teile aus Bojardos Orlando innamorato: 76 Strophen daraus in die Ariost-Übersetzung eingeschoben; § 8 Proben Werderscher Übersetzung.

Henkel H., Goethe als satirisch-humoristischer Dichter. Übersicht der „rednerischen Mittel, die der Dichter für seine satirischen Zwecke verwendet." Wortspiel S. 202 bildlicher Witz (Dichter mit Handwerkern verglichen und dergl.) S. 203 Parodie und Travestie S. 210 Karikatur (durch Übertreibung wirkend) S. 212 Ironie S. 213 („Deutscher Parnaß" ebendaselbst) sein Humor S. 215. — Aufzählung der hierher gehörigen Dichtungen S. 207 Anmerkung.

Neue Mitteilungen. Ein Brief an Schillers Vater (an die Kinder, vom 28. Juli 1795) und ein Brief Chr. G. Körners (dankt Scheffner für Beileid beim Tod seiner Tochter; erwähnt Nicolovius) S. 216 f.

Dörfler A. F., Rumänisches zu Bürgers „Kaiser und Abt".

Ullrich H., Eine Replik betreffend Kippenbergs „Robinson in Deutschland".

Besprechungen: Engel K. über L. Neubaur die Sage vom ewigen Juden.

Landau M., über Arturo Graf Miti Leggende e Superstizioni del medio evo: zum Schwert der Jungfrau von Orleans S. 239.

Petzet E. über H. Zimmer Zachariä und sein Renommist: biete nur „rohes und unbehauenes, zum Teil auch übel zugerichtetes Material".

Zeitschrift für den deutschen Unterricht Jahrgang 8 Heft 3.

Breul K., Zum Unterricht der Engländer in Deutschland in der deutschen Sprache und Literatur. Sehr brauchbare bibliographische Zusammenstellungen.

Hildebrand R., Gemischter Rhythmus.

Gräf H., Eine bis jetzt unbekannt gebliebene Ausgabe des deutschen Sprachverderbers. In Wolfenbüttel ist ein Druck: „Der Vnartig Teutscher Sprachverderber . . Cölln . . . 1647", in der Gestalt, in welcher er 1650 in „Jo. Cocay Teutscher Labyrinth" erschien.

Mackel E., Zur Namenforschung.

Schmitz, Das Scherzrätsel aus Tirol (vgl. dieselbe Zeitschrift 4, 8 S. 161 ff. 167 und 7, 1 S. 61 f.).

Rößner O., Die Redensart: In die Pilze gehen.

Glöde O., Laternenlieder.

Kuntze F., Schurle-Murle.

Englert A., Zu Heines Berg-Idylle (Parallele aus Hruschka und Toischers Deutschen Volksliedern aus Böhmen S. 169).

Englert A., Zu dem Spottvers „Bonapart ist nimmer stolz" Zeitschrift 5, 285 und 7, 271.

Schmitz, „Wie die Sprache altes Leben fortführt." Schießprügel.

Heft 4. Hildebrand R., Ein Stückchen ultramontaner Literatur-Geschichte. Beleuchtet die schiefe Auffassung von Gleims Halladat in Sebastian Brunners „Hau- und Bausteinen zur neueren Literaturgeschichte der Deutschen."

Nöldeke W., Laura, eine Hölty-Studie. Geht der Geliebten Höltys in der Dichtung wie im Leben nach und glaubt sie in der am 15. März 1729 geborenen Margarete Elisabeth Henriette Hagemann, der Tochter eines Pastors zu Hannover, urkundlich feststellen zu können. — Das Gedicht „An die Apfelbäume wo ich Laura erblickte" (Halm S. 99) wird für das Urbild von Matthissons „Adelaide" erklärt.

Gaßner J., Schillers „Spaziergang" und Goethes Gedicht „Ilmenau."

Gaßner J., Zur Disposition des „Spazierganges" von Schiller.

Foß R., Ein Luzerner Osterspiel. Hinweis auf R. Brandstetters Aufsatz „Die Aufführung eines Luzerner Osterspieles im 16./17. Jahrhundert. Zum Teil nach neu aufgefundenen Quellen im 18. Band des Geschichtsfreundes oder Mitteilungen des Historischen Vereins der fünf Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug S. 217.

Schneidewin M., Eine zusammenfassende Behandlung des Schillerschen Gedichtes „Die Götter Griechenlands."

Müller Johannes, Frage. Was bedeutet „Ja wett Fritz?" In Kapitel 25 des ältesten Faustbuches von 1587, Braune S. 54.

Festschrift zum siebzigsten Geburtstage Rudolf Hildebrands in Aufsätzen zur deutschen Sprache und Literatur sowie zum deutschen Unterrichte von K. Biltz, O. Brenner, S. Feist, L. Fränkel, C. Franke, O. Glöde, H. Gloël, E. Henschke, F. Kluge, M. Koch, C. Krumbach, K. Landmann, R. Löhner, E. Martin, A. Matthias, C. Müller, J. Sahr, R. Schlößer, F. Schnedermann, H. Unbescheid, E. Wolff herausgegeben von O. Lyon. Mit einem Bildnisse Rudolf Hildebrands. Zugleich Ergänzungsheft zum achten Jahrgange der Zeitschrift für den deutschen Unterricht. Der Ergänzungshefte drittes. Leipzig, Teubner.

K. Biltz, Zur deutschen Bearbeitung der Melusinasage. Vergleicht einige Stellen der Übersetzung Ringoltingens mit Couldrette und Jean d'Aras, verteidigt Ringoltingen gegen Froelicher und Baechtold, feiert ihn als einen der trefflichsten Ausbildner unserer deutschen Prosa, verlangt einen kritischen Neudruck des Volksbuches und teilt einen Abschnitt daraus, den Abschied Melusinens von Raimond nach der Ausgabe von 1491 unter Vergleichung der auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin vorhandenen Ausgaben mit.

Brenner O., Griechische Hilfe im mittelhochdeutschen Unterricht.

Feist S., Deutsche Etymologien. 1. Burg. — 2. Hexe. — 3. Küssen, Kuß.

Franke C., Über die Volksdichtung im Meißnischen. Kinderlieder. — Politische Spottverse. — Handwerksburschen- und Soldatenlieder.

Glöde O., Die Stellung des niederdeutschen Dialekts und seiner Werke zur hochdeutschen Schriftsprache und Literatur. Will zeigen, „eine wie wichtige Rolle unser Dialekt innerhalb des Deutschen noch heute spielt, und die Bestrebungen untersuchen, die zu seiner Erforschung gemacht werden. S. 36 Anmerkung: Gedrängte Bibliographie der niederdeutschen Sprache und Literatur. S. 37 ff. Siegenbeeks „Urteil über den Aufschwung der holländischen Literatur im 17. Jahrhunderts", „das sonst nicht leicht zugänglich ist." — Rascher Abriß der niederdeutschen Literatur bis ins 19. Jahrhundert. Verzeichnet die „Haupterscheinungen auf niederdeutschem Gebiet während der letzten fünfzig Jahre" „ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen" und fügt Rezensionen aus Tagesblättern bei. —

Gloël H., Niederrheinisches Deutsch. Wie es in Wesel und mit geringen Unterschieden auch in manchen anderen Orten des Niederrheins gesprochen wird. 1. Aussprache. 2. Wortbiegung und Wortbildung. 3. Verbindung der Worte zum Satze. 4. Wortschatz.

Koch M., Der Lehrling der Griechen. Ein Beitrag zur Erläuterung von Klopstocks Odendichtung. Stellt die Odenkommentare zusammen, ohne H. O. Hamanns Abhandlung über den Lehrling der Griechen (Gumbinnen 1843) zu kennen. Die Frage über die Entstehungszeit bleibt offen. „Das Erstgeburtsrecht des „Lehrlings" steht . . . keineswegs fest. Die Frage wäre wohl aufzuwerfen, ob nicht eine größere Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß der junge Dichter seine Nachahmung der antiken Sylbenmaße mit einer unveränderten Herübernahme, als daß er sie mit einer so kühn selbständigen, die Schwierigkeit in nichts verringernden Umstellung des zweiten asklepiadeischen begonnen habe . . . Über die Entstehungszeit des „Lehrlings" kann eine metrische Untersuchung, für die uns ja nur der Wortlaut von 1771 zu Gebote steht, nichts entscheiden, wohl aber möchte man aus der bei Klopstock in solchem Maße ganz beispiellosen Abhängigkeit von Horaz den Altersvorrang des „Lehrlings" folgern. Diese Abhängigkeit wird zuerst im Allgemeinen dann im Einzelnen festgestellt, wobei auch ältere und neuere Horazübersetzungen herangezogen werden. Kommentar. S. 83 f. die Geschichte von Anakreons Taube in der deutschen Dichtung skizziert.

Landmann K., Zur deutschen Heldensage. Eine Lücke in der Geschichte der deutschen Dichtung. Will durch eine eingehende Analyse und Würdigung des Amelungenliedes von Simrock diese Lücke ausfüllen. Verlangt für die Schule wie bei der Nibelungensage eine stete Rücksichtnahme auf ihre Behandlung durch Wagner und Jordan so von der „Dietrichssage" eine neben der prosaischen Darstellung herlaufende Bearbeitung des Simrockschen Amelungenliedes. Die Zeit dafür soll dadurch gewonnen werden, daß Herders Cid, einige Schillersche Dramen wie die Jungfrau von Orleans und

Maria Stuart, vielleicht auch der doch niemals ganz verstandene Laokoon aus dem Kanon der Schullektüre gestrichen werden.

Löhner R., Wie kann der deutsche Unterricht zur Erziehung der Jugend beitragen?

Martin E., Haarigel und Haareule. Etymologische Erklärung der beiden Ausdrücke. S. 129 wird als Verfasser des Gedichtes auf die Alamodo Monsiers von 1628 Moscherosch vermutet.

Matthias A., Ein Kapitel für sich. Ausführung der Worte Hildebrands in seinem Buch vom deutschen Sprachunterricht S. 17: „Schreck und Furcht gehören nicht in die Seele, die lernen soll, denn sie entleeren die Seele sofort ihres lebendigen, stillwebenden und wachsenden Inhalts, weil sie sie zusammenpressen. Es ist eine schwere Thorheit und eine Versündigung an der Jugend, wenn ein Lehrer Schreck und Furcht, wenn auch unabsichtlich, als Mittel braucht, um „Kenntnisse" in einen Knabenkopf zu bringen, oder eine Antwort herauszubringen — doch das wäre ein Kapitel für sich."

Müller Carl, Laurentius Albertus und Albert Ölinger. Sucht die alte Streitfrage über das Verhältnis der beiden unter diesen Namen gehenden Grammatiken dadurch zu lösen, daß er den Namen des Laurentius Albertus nur für eine Latinisierung des Namens Albert Ölinger hält und beide Werke dem Ölinger zuweist. Nach seiner Übersiedlung nach Straßburg 1573 hätte Ölinger sein im Jahr vorher in Würzburg erschienenes wissenschaftlich gehaltenes Werk zu praktischen Zwecken umgearbeitet. Er weist ihm auch das 1573 bei demselben Verleger Nicolaus Wyriot in Straßburg erschienene Dictionarium Latinum Gallicum et Germanicum zu. Er bereitet einen Neudruck beider Grammatiken für die Trübnersche Sammlung (vgl. unten S. 480) vor.

Krumbach C., Aus der Praxis des deutschen Unterrichts. Hildebrandsche Sprachbilder. 1. Mit Krieg überzogen. 2. Auf sein Wort ist kein Gewicht zu legen. 3. Das Maß der beiden ist voll. 4. Vertrauen genießen. 5. Aus den Augen verlieren. 6. Der heut aufschleußt sein Himmelreich. 7. Sprachbilder, wo die Geschichte und Literatur sowie allerhand Gebräuche den sinnlichen Hintergrund erkennen lassen. 8. Sprachbilder aus dem Naturleben. 9. Sprachbilder verschiedenen Inhalts. 10. Sprachbilder mit Übertreibungen.

Henschke E., Das Volkstümliche in Martin Greifs vaterländischen Bühnendichtungen.

Schnedermann F., Biblische Anklänge bei Schiller.

Schlößer R., Seebach. Wertvolle biographische Notizen über den Genossen des Göttinger Hains nach ungedruckten Briefen Gotters und aus anderen Quellen.

Unbescheid H., Goethes Faust (I. Teil) als Schullektüre.

Wolff E., Über Gottscheds Stellung in der Geschichte der deutschen Sprache. Der umfangreichste Aufsatz des Heftes. Umfassende Monographie mit Benützung der handschriftlichen Briefsammlungen Gottscheds und der Schweizer.

Fränkel L., Eberhard Tappe, ein deutscher Schulmeister und Germanist älterer Zeit. Eine wohl nur vorläufige Würdigung der bisher nicht beachteten, bei Goedeke Grundriß II², 8 Nr. 7 verzeichneten, wertvollen Sprichwörtersammlung Germanicorum Adagiorum cum Latinis ac Graecis collatorum, Centuriae septem. Per Eberhardum Tappium Lunensem Ex Libera Argentina 1539. Die Angaben über Tappes Leben sind noch sehr unsicher. Er ist wahrscheinlich in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts in Lüne bei Lüneburg geboren, wurde 1525 in Wittenberg immatrikuliert und dürfte nach 1550 gestorben sein.

Sahr J., Gottfried August Bürger als Lehrer der deutschen Sprache. Einleitung. I. Bis zum Amtsantritt in Göttingen: Vorbereitungen und Vorbedingungen. II. Bürger als Professor. III. Bürgers Anschauungen. — Schluß.

Kluge F., Wortdeutungen.

Lyon O., Die Einheit des deutschen Unterrichts an der Universität und in der Schule.

Zeitschrift für deutsche Sprache Jahrgang 8.

Heft 1. Sanders D., Moltke als Dichter. Über einen Aufsatz von G. Karpeles in der „Gegenwart", 44, 278 ff.

Sanders D., Die Waffen nieder! Von B. v. Suttner.

Julius A . . . ., Einige sprachliche Bemerkungen über einen Aufsatz von Dr. O. E. Schmidt in den Grenzboten 52, 3, S. 253 ff.

Ipsen P. J. L., Ein Hühnerhund wird zu kaufen gesucht. Eine analytische Frage. (Mit einigen Fuß-Anmerkungen des Herausgebers). In Briefform.

Sanders D., Zwei. Über eine sprachliche Eigentümlichkeit, die an der Saar in der Nähe von Saargemünd herrscht.

Hintner V., Ein Brief an den Herausgeber. Zum Artikel „Tirolersprache" im vorigen Jahrgang der Zeitschrift.

Mayer E., Aus einem Briefe an den Herausgeber.

Sanders D., Über das Geschlecht von Schiffsnamen im Deutschen.

Schrader H., Die erste Scene im zweiten Teile des Faust.

Friedländer M., Eine Neuigkeit. Über einige Ausdrücke, wie: Nicht verbindliches Griechisch u. s. w.

Friedländer M., Ein neuer Bundesgenosse. Über Fremdwörterausmerzung.

Sanders D., Welches ist die Geisterstunde? Zu einer Stelle in H. v. Kleist's Erzählung „Das Bettelweib von Locarno."

Sanders D., Abgerissene sprachliche Bemerkungen zu den ersten Kapiteln von Balduin Möller's Roman: „Der Talisman" in dem „Buch für Alle" (1893) S. 1 ff.

Sander D., Vereinzelte beim Lesen niedergeschriebene Bemerkungen.

Heft 2. Zum 4. Bande des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe.

Nachtrag zu dem Aufsatz „Die Kerkerscene in Goethes Faust."

Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins Jahrgang 9.

Nr. 2 und 3 Erdmann K., „Gedankenloser" Wortgebrauch und sein Nutzen.

Nr. 2 Günther, Ein Bahnbrecher vor mehr als zwei Jahrhunderten (J. M. Moscherosch).

Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins Heft 6.

Kluge F., Über die Entstehung unserer Schriftsprache. Eine akademische Antrittsrede.

Behaghel O., Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit. Vortrag, gehalten im freien deutschen Hochstift in Frankfurt a./M.

Amsel G., Untersuchungen über die Häufigkeit der Wortformen der deutschen Sprache.

Bayerns Mundarten. Beiträge zur deutschen Sprach- und Volkskunde Band 2 Heft 2.

Brenner O., Altbayerische Sprachproben: Der Prinz von Arkadien (Schluß).

Wolfrum L., Volksreime aus Oberfranken.

Franke C. und Hedrich R., Vogtländische, erzgebirgische, meißnische und osterländische Dialektproben.

Neubauer J., Bezeichnungen des menschlichen Körpers und seiner Teile im Egerlande.

Gradl H., Die Mundarten Westböhmens (Fortsetzung).

Himmelstoß M., Aus dem bayerischen Wald (Fortsetzung).

Zapf L., Aus dem Wortschatze der bayreuthisch-fränkischen Mundart im oberen Saalegebiet.

Brenner O., Zum Sprachatlas des deutschen Reiches.

Brenner O., „Aus der Hoamat.“ Eine Sammlung oberösterreichischer Mundartwerke.

Brenner O., Über mundartliche Wörtersammlungen.

Brenner O., Zu Kienasts Dachauer Possenspielen.

Hartmann A., Zu den regensburger Fastnachtspielen.

Hartmann A., Todaustragen in Franken.

Riegel F., Beiträge aus Regensburg (Fortsetzung).

Goethe-Jahrbuch Band 15.

Geiger L., Vorwort. Enthält auch Rulands Bemerkung zu der reproduzierten Bleistiftzeichnung Goethes, die schlafende Christiane darstellend.

I. Mitteilungen aus dem Goethe- und Schiller-Archiv. 1. Redlich C., Skizzen zur dritten Epistel. Dazu gehören auch die hier wiederholten Verse auf Friedrich den Großen. Goethe-Jahrbuch 13, 227.

2. Suphan B., „Gedankenspäne“ von Goethe. Übers Leben. — Probleme. — Kunsttheorie und Motive. — Wissenschaftliches. — Adagia den 28. Oktober 1812. 75 unbekannte Sprüche in Prosa aus Goethes reicheren Sammlungen; in dem Nachwort dazu eine Reihe von ihm aufgezeichneter fremder Sprüche, z. B. Originale zu Sprüchen Ottiliens in den Wahlverwandtschaften.

3. Suphan B., Ouvrages poétiques de Goethe. Tabellarische Übersicht von Goethes Werken für den Grafen St. Leu von ihm selbst entworfen, Marienbad 21. August 1828.

4. Suphan B., Napoleons Unterhaltungen mit Goethe und Wieland und Fr. v. Müllers Memoire darüber für Talleyrand. — Abdruck dieses Memoires aus dem Oktober 1808 und Vergleich mit Talleyrands Memoiren.

5. Steiner R., Sieben Briefe von Fichte an Goethe. Zwei Briefe von Fichte an Schiller. I. Jena, 21. Juni 1794. Übersendet den ersten Bogen der Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre. Verehrung für Goethe. Grenzenloses Selbstvertrauen. Drängt zur Entscheidung über die Mitarbeiterschaft an den Horen. — II. Jena, 24. Juni 1794. Ruft Goethes Vermittlung und des Herzogs Schutz gegen verleumderische Gerüchte an, die sich über seine öffentlichen Vorlesungen über „Moral für Gelehrte“ verbreitet hatten und verteidigt sich in der entschiedensten Weise. Wichtiger Beitrag zur Charakteristik des Herzogs. — III. Jena, 25. Juni 1794. Billet in derselben Angelegenheit. — IV. Jena, 1. Juli 1794. Übersendet die bis jetzt fertig abgeschriebenen zwei Vorlesungen über „Moral für Gelehrte“. — V. Jena, 5. Juli 1794. Empfiehlt seinen Freund und Zuhörer Freiherrn von Bielfeld und übersendet die fünfte Vorlesung. — VI. Jena, 30. September 1794. Er legt wie auch schon in den früheren Briefen besonderen Wert darauf von Goethe verstanden zu werden. — VII. Jena, 19. November 1794. Ausführliches Promemoria, in welchem er Goethes und des Herzogs Vermittlung in Angelegenheit seiner Sonntagsvorlesungen anruft und noch andere Beschwerden vorbringt. — VIII. An Schiller, Berlin, 2. Februar 1800. Aufforderung zur Mitarbeiterschaft an einer von ihm und Schelling zu gründenden Zeitschrift und Plan

derselben. Übersendet den geschlossenen Handelsstaat. — IX. An Schiller, Berlin, 18. August 1803. Bittet um Goethes und Schillers Beistand in einer rein geschäftlichen Angelegenheit. Über Goethes natürliche Tochter und deren Aufführung in Berlin. Letzwillige Fassung des in „Schillers und Fichtes Briefwechsel" S. 70—75 abgedruckten Brouillons. —

6. Geiger L., Acht Briefe F. A. Wolfs, sechs Briefe A. Hirts, vier Briefe Goethes an Hirt. I. F. A. Wolf. Nur eine Auswahl von Mitteilungen, die Goethes Verhältnis zu Berlin und den Berlinern betreffen. Die der früheren Zeit angehörigen Briefe Wolfs werden wohl passender bei einer in Aussicht genommenen Veröffentlichung der zahlreichen im Goethe- und Schiller-Archiv enthaltenen Homerica verwertet. 1. Berlin, 17. Mai 1807. Mit griechischen Übersetzungen Goethischer Gedichte von dem jüngeren Spalding. — 2. Berlin, 22. November 1807. Mit dem Goethe gewidmeten ersten Heft des „Museums der Altertumswissenschaft." — 3. Berlin, 16. Oktober 1811. — 4. Berlin, 1. Januar 1813. Bittet Goethe dafür thätig zu sein, daß ihm die durch Heynes Tod freigewordene Göttinger Stelle angetragen würde. Über Knebels Lucrez-Übersetzung. — 5. Wiesbaden, 12. Juli 1814. — 6. Spa, 31. Juli 1814. — 7. Berlin, 9. November 1816. — 8. Berlin, 1. August 1817. — Die reichhaltigen Anmerkungen ziehen auch andere Briefe Wolfs an Goethe, einen Brief von Wolfs Tochter Wilhelmine an Christiane und Nachrichten über Wolfs letzte Tage und seinen Tod heran. Als Anhang dazu teilt Geiger aus Böttigers Papieren Aufzeichnungen über einen Besuch Wolfs bei Goethe am 28. Mai 1795 mit, das früheste Zeugnis über den Verkehr beider Männer, voll von wichtigen Äußerungen und Erzählungen Goethes über die griechische Tragödie, über Reime und Träume, Reminiscenzen an die italienische Reise &c. Endlich wird auf ein bisher wenig beachtetes Schriftstück aus derselben Quelle hingewiesen: „Goethes Blicke über die Sache" (Homerfrage) abgedruckt in dem Programm von W. Peters „Zur Geschichte der Wolf'schen Prolegomena zu Homer" Frankfurt a. M. 1890. — II. A. Hirt. 9. Hirt an Goethe, Berlin, 2. Dezember 1797. — 10. Goethe an Hirt 1. Februar 1798. Bruchstück, in einem Briefe Hirts an Böttiger erhalten; der Brief, vom 30. Januar datirt, ist bisher nur aus einem davon abweichenden Brouillon bekannt. — 11. Hirt an Goethe, Berlin, 22. August 1799. — 12. Goethe an Hirt, Weimar, 29. November 1801. — 13. Hirt an Goethe, Berlin, 6. Mai 1805. — 14. Hirt an Goethe, Berlin, 4. Oktober 1806. — 15. Hirt an Goethe, Berlin, 13. April 1808. — 16. Hirt an Goethe, Berlin, 23. Mai 1809. — 17. Goethe an Hirt, Jena, 9. Juni 1809. — 18. Hirt an Goethe, Berlin, 4. Juli 1809. — 19. Goethe an Hirt, 12. August 1827. — Auch dies nur Bruchstücke einer Correspondenz, welche die Anmerkungen durch eine gedrängte Darstellung des ganzen persönlichen und schriftlichen Verkehrs ergänzen. Goethes Laokoonaufsatz steht im Mittelpunkt.

II. Abhandlungen. 1. Suphan B., Goethe und der Graf St. Leu. Statt eines Kommentars zu der oben mitgeteilten Tabelle eine zusammenfassende Darstellung der Beziehungen Goethes zum König von Holland, Louis Napoleon, mit Benützung von Briefen und Tagebüchern; noch zu ergänzen durch die Lektüre der Werke des Königs. S. 115. Ein ungedrucktes Epigramm Goethes aus dem August 1813 „Die zwey Marien. Zwey Romane" auf einen Roman des Königs und den gleichzeitig erschienenen Roman des Freiherrn von Steigentesch.

2. Aus Viktor Hehns Vorlesungen über Goethe. Herausgegeben von Th. Schiemann. Bruchstücke aus seinen Vorlesungen über Schiller und Goethe als Lyriker aus dem Jahre 1848 und aus seinen nicht mehr gehaltenen Vorlesungen über Goethes Faust aus dem Jahre 1851. Gedichte: Die Harzreise

im Winter. Seefahrt. Ganymed. Gesang der Geister über den Wassern. Grenzen der Menschheit. Das Göttliche. Meine Göttin. — Einleitung zu den Vorlesungen über Faust. Intermezzo.

3. Hildebrand R., Zu dem Gedichte Ilmenau 3. September 1783. Hildebrand sieht die Episode als ein älteres unvollendetes Gedicht an, als die „alten Reime", die jetzt zum Abschluß locken, betont den sittlichen und sittengeschichtlichen Wert des Gedichts, beleuchtet Goethes Sellung zu dem bekannten Briefe Klopstocks aus dem Mai 1776 und bestimmt die Lokalität, die Goethe bei dem Gedicht im Auge hatte.

4. Seuffert B., Goethes Erzählung „Die guten Weiber. I. Der Inhalt. Charakterisiert die einzelnen Teile des Werkchens und zieht daraus Schlüsse auf deren Entstehungsgeschichte und die Verschiedenheit der etwaigen Vorlagen, die bisher nicht aufgefunden sind. Deckt die Fäden auf, die von diesem Werk zu den „Wahlverwandtschaften" hinführen. II. Zur Kritik des Textes der Werke Goethes. Das Hauptresultat dieser Untersuchung ist, daß die von Cotta in Wien im Vereine mit dortigen Verlegern und Druckern veranstaltete Originalausgabe von Goethes Werken, aus den Jahren 1816—1821 (B¹) auf dieselbe Druckvorlage zurückgeht wie der echte Druck der zweiten Cottaschen Ausgabe (B) und daher für die Textkritik nicht ohne Wert ist. Die Gründe, warum die Wiener Ausgabe nicht nach der Stuttgarter Ausgabe sondern nach Handschriften hergestellt wurde oder werden sollte, sind inzwischen von anderer Seite (Ludwig Laistner) aus urkundlichen Quellen nachgewiesen worden (vgl. oben S. 209).

5. Büchner W., Selbsterlebtes in Goethes „Tasso." Betont den Einfluß von Goethes Beziehungen zur Frau v. Stein auf den Verlauf und Schluß des Stückes, den er im Gegensatz zu Kuno Fischer nicht als einen versöhnlichen, sondern als einen den geschichtlichen Verlauf von Tassos Schicksal ankündigenden, deprimierenden auffaßt.

6. Harnack O., Goethes Kunstanschauung in ihrer Bedeutung für die Gegenwart. Ich kann mir nicht versagen den Schluß dieser anregenden geistreichen Studie hieherzusetzen: „Sollen wir nochmals hervorheben, worin wir die Größe der Goethischen Kunst, worin wir ihre unüberwindliche und für die Kunst unserer Zeit zielweisende Bedeutung sehen, so ist es die Vereinigung des Wahren und Schönen, des Individuellen und Typischen, des Persönlich-Freien und des Sittlichen, die mit so genialer Sicherheit vollzogen wird. Hier hat sich die tiefste Erfassung der Natur, des Seelenlebens und der Bedingungen künstlerischen Schaffens zu einem Gesamtergebnis vereinigt, das einen unerschöpflichen Reichtum künstlerischer Weisheit in sich birgt. Und vor Allem wird eine Zeit, deren Ringen und Streben auf realistisches Schaffen hineifert, aus diesem Schatze lernen können und lernen müssen, wie sie in ihrer realistischen Arbeit dennoch die Größe, die Freiheit, die Unvergänglichkeit eines imponierenden Kunststils sich erobern kann.

7. Witkowski G., Der Leipziger Studentenaufruhr von 1768. Erzählt die von Goethe in Dichtung und Wahrheit 27, 194 f. erwähnten Tumulte auf Grund der Rats- und Universitätsakten, S. 210 Probe aus einem „Siegeslied" der Studenten im Ton des preußischen Grenadiers.

8. Scherer C., Carl Matthäi. Sorgfältige biographische Darstellung des bisher wenig bekannten Mannes (geb. zu Nürnberg 1744, gest. zu Neu-Strelitz 19. Juli 1830). Hauptsächlich auf Grund seiner Briefe an Raspe in der Ständischen Landesbibliothek zu Cassel. Es ergeben sich wertvolle Daten für Goethes Leipziger Aufenthalt. Mitteilungen über Caroline Schulze und Elisabeth Schmeling. S. 234 Urteile über den Götz von Ber-

lichingen. Seit 1777 ist Matthäi Hofmeister beim Grafen Forstenburg, dem Sohn der Marquise Branconi, und bis zu deren Tode an diese gebunden. S. 237 Ein Brief Matthäis an Gleim 22. Oktober 1794 über die Aussöhnung zwischen Bodmer und Chr. F. Weiße. S. 240 ff. Vier Briefe von Matthaei an Goethe: Berlin, 22. Xbre 1794; Weimar, 9. August 1796; Weimar, 17. August 1796; Luzern, 25. 7bre 1796.

III. Miscellen. Chronik. Bibliographie I. Miscellen. A. Neue Mitteilungen: Nachtrag. Suphan B., Goethe an Barbara Schultheß Stäfa, 9. Oktober 1797. Concept. Ankündigung seiner Rückkehr nach Zürich. „Ich hoffe, daß uns eine gute Stunde zusammenführen soll, denn ich will nur gestehen, daß ich auch wegen deiner letzten Äußerung nicht ganz deiner Meynung bin. Bei meinem Alter und meiner Sinnesart kenne ich nur Worte und That, wodurch der Mensch sich dem Menschen offenbahren kann, das sogenannte beredte Schweigen habe ich schon lange der lieben und verliebten Jugend anheimgestellt."

B. Einzelnes zu Goethes Leben und Werken. 1. C. Redlich, Goethe als Korrektor eines fremden Gedichts. Abdruck eines Gedichtes „Weimars Meistersänger" von Julie von Bechtolsheim mit Goethes Korrekturen.

2. Fresenius A., Goethe über die Conception des Faust. Völlig überzeugende und abschließende Erklärung der wichtigen Stelle in dem Briefe an Wilhelm von Humboldt, Weimar, 17. März 1832. „Von vorn herein", hat hier, worauf Fresenius schon in der Deutschen Literaturzeitung 1891 Spalte 932 hingewiesen hatte, räumliche Bedeutung und der Sinn der Stelle ist: In ihren vorderen Partien klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich lag die Conception des Faust bei dem noch nicht dreiundzwanzigjährigem Dichter vor. Dieser Gebrauch des „von vorn herein" wird auch sonst bei Goethe und bei anderen Schriftstellern nachgewiesen.

3. Tille A., Zu dem Hexeneinmaleins und den Versen der Tiere in der Hexenküche. Abdruck eines versifizierten Gespräches zwischen Meister und Schüler „Von des bereiten Steines Kraft und Würkung" aus dem Buche „Alchimistisch Sieben-Gestirn . . . Aus dem Latein ins Deutsche übersetzt" Frankfurt a/M. 1756.

4. Steig R., Zu Faust III. Weimarische Ausgabe 14, 207. Eine Stelle aus Zinkgrefs Apophthegmen.

5. Fränkel L., Neue Beiträge für Literaturgeschichte der Faustfabel. a) Doktor Faust bei dem Schlesier Daniel Stoppe (1697—1747). Wiederabdruck mehrerer Stellen aus Stoppes Werken nach Birlingers Auszügen in der Zeitschrift für deutsche Philologie 26, 240. b) Der älteste Faust-Theaterzettel. Wiederabdruck des bereits an mehreren Orten gedruckten Bremenser Zettels vom Jahre 1688. — c) Der Teufel als Pudel. Abdruck einer nordfriesischen Sage aus der Zeitschrift „Am Ur-Quell 4, 168. — „Ein neuer Fund zur Faustgeschichte, bei Coulin (Loucin von Gominn, 1706, vgl. unten S. 436), folgt des Raumes halber im 16. Bande".

6. Witkowski G., Notizen über Goethische Dramen aus Reichards Theaterkalender.

7. Morsch H., Zu Goethes Festspiel „Des Epimenides Erwachen". Nachtrag zu Goethe-Jahrbuch 14, 230.

8. Redlich C., Der wahre Adressat eines Goethischen Gedichtes. Die Verse „Als kleinen Knaben hab ich dich gesehn" vom 29. März 1817, Weimarische Ausgabe 4, 251 sind nicht an Knebels Sohn, sondern an Hegels Pflegesohn Ludwig Fischer gerichtet.

9. Suphan B., „Wem ich still und einsam weine". Dieses im Goethe-Jahrbuch 11, 19 abgedruckte Gedicht wurde neuerdings in Goethes Nachlaß in

einer Sammlung Seckendorffischer Kompositionen und um drei weitere Strophen schlechter Mache vermehrt in dem „Neuen gesellschaftlichen Liederbuch" Hamburg J. C. Zimmer aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts aufgefunden.

10. Lippmann E. O. v., Zu „Wär ‚nicht das Auge sonnenhaft, Die Sonne könnt' es nie erblicken ..." Verfolgt den Gedanken bis auf Plato zurück.

11. Lippmann E. O. v., Zu „Alles in der Welt läßt sich ertragen, Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen." Parallelstelle dazu aus Luthers Werken.

12. Goldbeck E., Zum Gedicht „Zueignung". Parallelstelle dazu aus einem Gedicht Des Roses von Bonaventure Des Periers.

13. Imelmann J., Zu „Mahomets Gesang" und „Ilmenau". Parallelstellen.

14. Steig R., Zur Weimarer Ausgabe I. 5, 1, 153. Abdruck der Verse „Ein jeder kehre vor seiner Thüre" aus Siegmund von Arnims Stammbuch März 1832.

15. Meyer R. M., Stockfleths und Goethes Macarie. Stockfleths „Kunst- und fugengezierte Macarie" Nürnberg 1669—1673 hat keine Beziehung zu den „Wanderjahren". — S. 273 „Der Zusammenhang des alten mit dem neuen Roman bei Wieland, Goethe, Jean Paul" verdiente „wohl einmal eine Monographie".

16. Steig R., Zu Goethes Tagebuche (Weimarische Ausgabe III. 3, 322).

17. Meyer R. M., „Ich kanns zu Kopfe nicht bringen." Die Stelle im Briefe an Schiller 19. November 1796 wird aus Herders „Auszug aus seinem Briefwechsel über Ossian" in den Blättern Von deutscher Art und Kunst (Suphan 5, 192) erklärt. — „Es wäre ganz hübsch, wenn man einmal Goethes Citate sammeln würde; wahrscheinlich würde sich herausstellen, daß nichts ihm mehr und lieber zur Hand war als die Bücher, die er in der großen Lehrzeit nach Leipzig verschlungen."

18. Friedländer M. J., J. G. Wille über Werther. Mitteilungen aus dessen Tagebuch.

19. Ruland C., Zu „Goethe als Politiker."

20. Witkowski G., Goethes Zeichnung des Capitols. Diese angebliche Zeichnung Goethes rührt von Verschaffelt her.

21. Henkel H., Randbemerkungen zum „Goethischen Gleichnis."

22. Heidenheimer H., Du Meiz, „der Dechant." So ist die eigentliche Namensform des Dechanten Dumeix, dessen weitere Lebensschicksale hier verfolgt werden.

23. Bielschowsky A., Goethe und Clodius. Die Chiffern in der Weimarischen Ausgabe IV, 3, 316 Postsendung vom 26. Februar 1776 „Κρα .. οδιος, Leipzig" werden in „Κρ[ιστιαν] Α[υγουστ] [Κλ]οδιος" aufgelöst.

24. Bielschowsky A., Goethe und Magdalena Pfenninger. Bericht über Goethes Verkehr mit Magdalena Pfenninger, später verheiratete Schultheß während seines Aufenthalts in Stäfa im Jahre 1797 nach mündlicher Tradition. Briefe Goethes an sie sollen verloren sein.

25. Pick A., Goethe und Carl August in Erfurt 1789. Mitteilung aus Constantin Beyers Tagebuch aus dem Erfurter Stadt-Archiv.

26. Geiger L., Zum Sander-Goethischen Briefwechsel. Ergänzungen dazu aus Sanders Briefen an Böttiger.

27. Steig R., Goethe und die Brüder Grimm. Erklärung der in der Weimarischen Ausgabe I, 5, 1, 200 gedruckten Verse gegen Mone.

28. Fränkel L., Goethes Verbindung mit Amerika. Ein Brief an die Bibliothek der Harvard-University in Cambrigde, Weimar 11. August 1819 mit der Sendung seiner Werke. — Beim Schluß des zweiten Teils von Faust

sei Goethe durch sein Interesse für den großen Aufschwung einer jungen Kultur in der „Neuen Welt“ mit beeinflußt worden.

29. Geiger L., Zu „Goethe und Frankreich.“ Nach der Minerva von Archenholz wurden 1792 in Paris aufgeführt: eine Oper nach dem Werther von M. Dejaure mit Musik von Kreutzer; eine Oper Zelia nach der Stella eine Fortsetzung dazu von M. Dubuisson mit Musik von Deshayes. Nähere Aufschlüsse fehlen.

30. Geiger L., Goethe und Mérimée. Nachweis, daß Mérimée sein Werk La Guzla, Poésies illyriques mit einer Widmung vom 27. August 1827 an Goethe gesandt habe, aus der Revue de deux mondes 116, 575.

31. Geiger L., Ein Urteil über das Weimarer Theater 1812. Aus einem Briefe von P. J. Bruns an Böttiger, Halle 25. August 1812.

32. Geiger L., Merkel als Lobredner Weimars. Gegen einen anonymen Angriff auf das Weimarische Theater in der Allgemeinen Theaterzeitung Berlin 1800 1, 189—191, 208, 222 f. verteidigt Merkel die Weimarischen Verhältnisse in derselben Zeitschrift S. 236—39 in einem Berlin 12. April 1800 datierten Briefe.

33. Geiger L., Das Journal des Débats über Goethes Rücktritt vom Theater. Abdruck des Artikels vom 16. Juni 1817 nach der Wiederholung in der „Zeitung für die elegante Welt“ 27. Januar 1818.

34. Geiger L., Grillparzer über Goethe. Abdruck einer Stelle aus Grillparzers Tagebuch 20. Juni 1810 aus dem 3. Bande des Jahrbuches der Grillparzer-Gesellschaft.

35. Geiger L., Ein Urteil über Bettinas Briefwechsel. Aus einem Briefe von Ludwig Tieck an Böttiger aus dem Jahre 1835.

36. Geiger L., Zur Goethebildniskunde. Über die Goethe-Büste (nach der Maske) und Medaille J. G. Schadows werden Notizen aus dessen Briefen an Böttiger mitgeteilt. Die Marmorbüste war darnach im Jahre 1823 noch nicht ganz fertig.

Nachträge und Berichtigungen. 1. Zu Band 14. 2. Zu Band 15. Auch mit Benützung ungedruckter Briefstellen.

2. Chronik. — Fränkel L., Goethe-Vorlesungen an Universitäten mit deutscher Unterrichtssprache.

3. Bibliographie. Darin der Bericht der Redaktoren und Herausgeber über die im Jahre 1893 fertig gestellten Bände der Weimarischen Ausgabe.

Chronik des Wiener Goethe-Vereins Jahrgang 9.

Nr. 4. Schalk F., Hugo Wolfs Goethe-Lieder. (Verlag von B. Schotts Söhne in Mainz).

Payer R. v., Zum West-östlichen Divan. Nachtrag zu Jahrgang 7 Nr. 12. Abdruck des Aufsatzes von Josef v. Hammer „Handschrift des persischen Bothschafters Mirsa Abul-Hassan Chan“ aus der „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.“ Jahrgang 1820 S. 747 f. und einiger Stellen einer französischen Übersetzung von Saadis Nosihet-ul-mulûk aus dem 3. Bande der Voyages du chevalier Chardin en Perse et autres Lieux de l'Orient, Amsterdam 1735.

Nr. 5. Aus dem Vortrag des Vicomte O. de Laplane über Goethe (6. April 1894). Er betrachtete vorerst den Einfluß Goethes auf die französische Literatur, dann umgekehrt den Einfluß der Franzosen auf Goethes Bildung und schließlich faßte er das Verhältnis des französischen National-Charakters zur Poesie Goethes, dieser âme allemande, in prägnanten Sätzen zusammen.

A. E. M. Bilder zu Goethes „Werther“. 8 Stiche von Bartolozzi (1725—1813), London 1792 im Verlage von J. P. Cook erschienen, im Besitze des Freiherrn A. von Teufenbach in Salzburg.

Goethe-Vorträge in Wien. Vortrag von E. Granichstädten über Goethes Faust (Erklärung des ersten Monologs) auf Veranlassung des Niederösterreichischen Volksbildungs-Vereins am 4. März 1894 im Gemeindesaale des Bezirkes Favoriten vor der Arbeiter-Bevölkerung dieses Bezirkes. Vortrag von J. Kareis über Goethe und die Elektricitätslehre, am 8. März 1894 im Wissenschaftlichen Club. — H. Wolfs Liederabend am 3. April 1894 im Bösendorfersaale mit fünf Liedern von Goethe in Wolfs Komposition.

Englische Studien Band 19 Heft 2.

Fränkel L., Neue Beiträge zur Geschichte des Stoffes von Shakespeares ‚Romeo and Juliet‘. Nachträge und Ergänzungen zu früheren Arbeiten des Verfassers. Gibt einen Auszug aus dem italienischen, um 1500 gedruckten Gedicht ‚Ipolito Buondelmonti e Dianora e Bardi ciptadini fiorentini‘ nach Varnhagen ‚De libris aliquot vetustissimis bibliothecae academicae Erlangensis sermone italico conscriptis dissertatio‘ 1892. S. 186 Anmerkung 3: Über moderne Prosadichtungen, die den „Romeo und Julia“-Stoff auffrischen wollen, wie von Balduin Möllhausen, B. Ginsberg, Leo Warren. Ebenda Anmerkung 6: Über Grillparzers Plan „Buondelmonte in Florenz“ Werke 12⁵, 180 ff. Zusammenstellung der neueren Literatur über Luigi da Porto, Luigi Groto; Nachträge über die französischen Berichterstatter. Abdruck des kurzen holländischen Novellenarguments aus Jan van Ryenborghs „De Weeckwerken, der ghedenckwaerdighe Historien, Leer-gedichten, en Sprenken &c.“ Groningen 1657 S. 217 und einer englischen Wiedergabe der Romeofabel aus einem englischen Sammelwerk Ἀρχαιο-Πλουτος London 1619, 2, 364 ff. Das Bruchstück einer alten lateinischen Dramatisierung, das sich im britischen Museum handschriftlich erhalten hat, wird J. Gollancz demnächst herausgeben. — Abdruck einer Variante (nach Rußland verpflanzt) aus A. J. Conlins, Der Christliche Welt-Weise Beweinent Die Thorheit Der neuentdeckten Narrn-Welt Augsburg 1706 1, 126 ff.

Kölbing E., Ein Brief Williams, des fünften Lord Byron, an Lord Holdernesse. Newstead Abby Nottinghamshire 17. Juni 1761. Beitrag zur Familiengeschichte der Byrons.

Kölbing E., Byron und Shakespeares Macbeth Verzeichnis aller Stellen aus Byrons poetischen Werken und Briefen, wo eine bewußte oder unbewußte Nachahmung des Macbeth sich vorzufinden scheint.

Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft Jahrgang 29 und 30.

Bolte J., Niemand und Jemand. Ein englisches Drama aus Shakespeare's Zeit, übersetzt von Ludwig Tieck, herausgegeben. Einleitung: I. Das englische Original und seine Quellen. Geschichte der Legende vom heiligen Niemand. Niemand als Sündenbock. „Der Schöpfer dieser Personifikation scheint ein der Literaturgeschichte bisher völlig unbekannter Straßburger Barbier Jörg Schan zu sein, der gegen Ende des 15. Jahrhunderts die Gestalt des armen Niemand, wie er durch allerlei verwüstetes Hausgerät dahinschreitet, den Mund mit einem Schloß verriegelt, in Holz schnitt und dies Bild mit einer Erklärung versah. Reproduktion dieses Werkchens nach dem von dem Memminger Buchdrucker Albrecht Kunne veranstalteten Abdrucke, „der von Weller wohl irrig erst um 1510 angesetzt wird“. Sollte übrigens Schan nicht bloß der zweite Vorname des Verfassers: Jean sein? Von dessen Darstellung beeinflußt zeigt sich der Baseler Maler Hans Holbein in der Zeichnung einer Tischplatte

vor 1515; auf dem Flugblatt fußten auch eine Reihe kürzerer Spruchgedichte, die im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts in Begleitung eines Holzschnittes oder Kupferstiches in Deutschland und den Nachbarländern verbreitet wurden. Abdruck mehrerer von ihnen. Der Antwerpener Maler Pieter Brueghel der Ältere kannte das Flugblatt. Weitere Verbreitung des Motivs im Gesellschaftslied, im Märchen. Huttens „Outis Nemo"; Gegenstück dazu „Omnis" von Joh. Alexander Brassicanus. Eine bisher unbekannte Übersetzung des Gedichts von Hutten in Johannes Colers „Calendarium perpetuum. Ander Teil Liber Quodlibeticus genannt" Wittemberg 1607 unter dem Titel „Der Niemand", wahrscheinlich von Coler selbst oder von seinem Freund Joachim Berlin von Bezend. Ein lateinisches Gedicht Nemo von Ludovicus Tronchinus, Genf 1645. Auch im Drama kommt diese Figur vor. — Nemo in England und Holland. — II. Die deutschen und niederländischen Bearbeitungen. Die Bearbeitung der Englischen Komödianten. Die niederländische Bearbeitung in Alexandrinern von dem Schauspieler Isaak Vos, 1645 zum ersten Male in Amsterdam aufgeführt. Freie Bearbeitung dieses Stückes durch den Amsterdamer Johannes Nomsz, gedruckt 1768. — Erneuerung der deutschen Bearbeitung durch Achim von Arnim 1813. — III. Tiecks Übersetzung. Beschreibung der beiden Handschriften. — Text. — Anmerkungen. — Nachtrag: Der personifizierte Niemand erscheint auch bei Benedikt Gletting und bei Bütner, Claus Narr.

Sarrazin G., Zur Chronologie von Shakespeares Jugenddramen.

Conrad H., Shakespeares und Bulthaupts „Timon". Bezeichnet Bulthaupts Arbeit als verfehlt.

Kilian E., Vorschläge zur Bühnenaufführung des König Lear. Behandelt auch die bisherigen Bühnenbearbeitungen des Lear von Schröder, Bock, Schreyvogel u. a. Tadelt besonders den Wiener Schluß. S. 150 Anmerkung: „Über Schreyvogels Bühnenbearbeitungen hoffe ich an anderer Stelle eingehend und im Zusammenhang handeln zu können". S. 151 Anmerkung 2: Die in der Sammlung „Deutscher Bühnen- und Familien-Shakespeare", herausgegeben von Eduard und Otto Devrient (Leipzig 1875) enthaltene Bühnenbearbeitung von König Lear beruht auf einer selbständigen Übersetzung von Otto Devrient und ist nicht völlig identisch mit der von Eduard Devrient herrührenden, unter dessen Direktion zu Karlsruhe gegebenen Bearbeitung, welche die Vossische Übersetzung benützt. Verzeichnis der Abweichungen.

Marx Th., Bericht eines zeitgenössischen Deutschen über die Aufführung von Chapmans ‚Maske of Middle Temple and Lincoln's Inne' am 14. Februar 1613. Aus einer Beschreibung der Reise des nachmaligen Winterkönigs nach England (zur Feier von dessen Vermählung fand die Aufführung statt), die anonym in Gotthard Vögelins Verlag 1613 erschienen ist. Die Gesänge sind in Reimen übersetzt.

Worp J. A., Die Fabel der ‚Spanish Tragedy' in einer niederländischen Übersetzung des Orlando Furioso (1615).

H. v. Oe., Bilder aus dem Jägerleben. Bei Shakespeare. Citate in deutscher Übersetzung.

Conrad H., Robert Greene als Dramatiker.

Henser J., Nachträge zu der im vorigen Bande gedruckten Abhandlung: Der Coupletreim in Shakespeares Dramen.

Wülker R., Zu dem Aufsatze „Ten Brinks letzter Vortrag über Shakespeare". Jahrbuch Band 28.

Sarrazin G., Shakespeare in Mantua?

Traumann E., Hamlet, die Tragödie des Menschengeistes.

Nekrolog. Louise Hettstedt.

Schönn J. L., Eine spanischer Sinnspruch in den Lustigen Weibern von Windsor.

Shakespeares Grabschrift. Eine Übersetzung von Wisliceuus mit Besserungsvorschlägen (von Leo?)

Groene J., Zwei neu entdeckte Quellen zu Shakespeares Komödie der Irrungen. Für die Eröffnungsscene Chaucers Knight's Tale (Canterbury Tales 1730 ff.); für die Schlußscene der Ausgang von Sydneys Arcadia.

E. K. [E. Kilian], Zur scenischen Einrichtung von Was Ihr wollt.

L. L. K., Über den Stoff zu ‚Measure for Measure'. Übersetzt aus Notes and Queries, July 29, 1893. Die Mainummer des ‚Századok', des offiziellen Organs der ungarischen historischen Gesellschaft, veröffentlicht einen Brief aus dem Jahre 1547, den ein junger Ungar, namens Joseph Macarius, der damals in Wien studierte, an einen Verwandten und Wohlthäter in Sárvár in Ungarn schrieb, und der, wie ein Korrespondent in der Julinummer derselben Zeitschrift erwiesen hat, die zuerst bekannt gewordene Form des Stoffes zu Shakespeares Maß für Maß enthält. — Abdruck des Briefes mit einigen Notizen zur Quellenforschung. — Vgl. auch den Aufsatz von G. Heinrich in der ungarischen Revue 13, 505 ff.

Wechsung A., Statistischer Überblick über die Aufführungen Shakespearescher Werke auf den deutschen und einigen ausländischen Theatern vom 1. Januar bis 31. Dezember 1893.

Cohn A., Shakespeare-Bibliographie 1892 und 1893. (Mit Nachträgen zur Bibliographie in Band I—XXVII des Jahrbuches).

Katalog der Bibliothek der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. I. Ausgaben sämtlicher und einzelner Werke Shakespeares. — II. A. Übersetzungen und Bühnenbearbeitungen der Dramen Shakespeares (in 19 Sprachen). — B. Übersetzungen der Gedichte Shakespeares. — III. Shakesperiana. — IV. Geschichte des englischen Dramas. Vorgänger und Zeitgenossen Shakespeares. Verschiedenes. — V. Wörterbücher.

Gesamt-Verzeichnis zu den Bänden I bis XXX des Jahrbuches der deutschen Shakespeare-Gesellschaft.

Inhalt der bisher erschienenen Bände des Jahrbuches.

Rheinisches Museum für Philologie Neue Folge. Band 49 Heft 2.

Wendland P., Betrogene Betrüger. Büchmann weist für den Ursprung des Wortes auf Porphyrius' Leben Plotins (c. 16) und Augustins Conf. 7, 2 deceptos illos et deceptores. — Hier wird die Antithese in der Bibel II. Tim. 3, 13 und in der älteren griechischen Literatur bei Philo, Dio Chrysostomus, Cyrill nachgewiesen. Wendland ist geneigt, sie auf Heraklit zurückzuführen, dessen die pointierte Wendung nicht unwürdig wäre. „Heraklit könnte die scharfe Antithese von der Vielwisserei der Gelehrten oder dem Wissensdünkel der Menge gebraucht haben, und später wäre sie zum geflügelten Wort geworden, wie sein Ausspruch über Auge und Ohr und sein εἷς ἐμοὶ μυρίοι (Fr. 15. 113 B.) Aber vielleicht führt größere Belesenheit anderer auf sicherere Fährte."

Archiv für Slavische Philologie Band 16 Heft 1 und 2.

Brückner A., Folklore. Übersicht periodischer Publikationen. Eine sehr brauchbare Zusammenstellung meist slavischer Zeitschriften.

Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1894 Februar—März.

Schmidt, Horn Die Disputationen und Promotionen an den deutschen Universitäten, vornehmlich seit dem 16. Jahrhundert.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien Jahrgang 45 Heft 5.

Hannak E., Die österreichische Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte in Berlin. Berichtet über die Gründung dieses Zweigvereins der Kehrbachischen Gesellschaft.

Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik Band 150 Heft 4.

Hönig B., G. A. Bürgers Nachtfeier der Venus und Schillers Triumph der Liebe in ihrem Verhältnisse zu dem lateinischen Pervigilium Veneris. Einleitung. 1. G. A. Bürgers Nachtfeier der Venus und ihr lateinisches Vorbild. Geschichte der Entstehung von Bürgers Übersetzung. Sorgfältiger und eingehender Vergleich der Bearbeitung mit der Vorlage. Allgemeine Charakteristik des Werkchens.

Mitteilungen der Comenius-Gesellschaft Jahrgang 2 Nr. 4 und 5.

Marenholtz-Bülow B. v., Über das Verhältnis des Philosophen K. Chr. Friedrich Krause zu Friedrich Fröbel.

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft Band 3 Heft 4 und 5.

Friedrich Albert Lange, Über den Zusammenhang der Erziehungssysteme mit den herrschenden Weltanschauungen verschiedener Zeitalter. „Der bisher ungedruckte Aufsatz, der das Datum des 24. Oktober 1855 trägt, ist offenbar identisch mit der Aufzeichnung, die Lange seiner Antrittsvorlesung als Privatdocent in Bonn zu Grund gelegt hat.

Natorp P., Condorcets Ideen zur Nationalerziehung. Ein Schulgesetzentwurf vor hundert Jahren.

Hummel F., Thomas Carlyle und der Umschwung der Gesellschaftsauffassungen des englischen Volkes im 19. Jahrhundert.

Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte Jahrgang 4 Heft 1.

Richter W., Paderborner Jesuitendramen in den Jahren 1592—1770.

Zeitschrift für weibliche Bildung in der Schule Jahrgang 22 Heft 8/9.

Fischer K., Zur Geschichte der Mädchenerziehung im 18. Jahrhundert.

Praxis der katholischen Volksschule III. 7.

Stein, Mitteilungen über die Namen Möros und Damon.

Zeitschrift für das österreichische Volksschulwesen Jahrgang 5 Heft 5 und 6.

Schmidhuber J., Die Entwicklung unserer Current- und Cursivschrift. (Ein Beitrag zur Geschichte des Schreibunterrichtes).

Vogth J., Lose Gedanken über den „Stil“ in Wort, Schrift und Darstellung.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik Band 104 Heft 1.

Recensionen. Volkelt J., Reich Grillparzers Kunstphilosophie.

Philosophische Studien Band 10 Heft 2.

Meumann E., Untersuchungen zur Psychologie und Ästhetik des Rhythmus.

Philosophische Monatshefte Band 30 Heft 1 und 2.

Vorländer K., Ein bisher noch unentdeckter Zusammenhang Kants mit Schiller. Ein größerer Abschnitt in dem von Reicke edierten „ungedruckten Werk von Kant aus seinen letzten Lebensjahren“ (Altpreußische Monatsschrift 21, 366) stimmt nahezu wörtlich mit dem 19. von Schillers ästhetischen Briefen überein, ist also ein Excerpt daraus.

Archiv für Geschichte der Philosophie Band 7 Heft 3.

Dilthey W., Aus der Zeit der Spinoza-Studien Goethes. Sucht Goethes Aufsatz über Spinoza (Goethe-Jahrbuch 12, 1 ff. Werke, Weimarische Ausgabe II, 11, 313 ff.), den er abdruckt, für das Verständnis Goethes zu verwerten. Behandelt: 1. Goethes Pantheismus in seiner Ausbildung vor der Weimarer Zeit. (Ephemeriden, Werther, Prometheus, der erste Faust.) 2. Den Aufsatz „Natur". Weist den Einfluß Shaftesburys auf diesen Aufsatz nach und stellt die Übereinstimmung zwischen beiden einer- und Herder andererseits durch Nebeneinanderstellung der Hauptstellen fest. 3. Entstehung des Spinozaaufsatzes. Bei Gelegenheit der Lektüre Spinozas im Winter 1784/85 unter Herders Einfluß; aber gerade die wichtigste Differenz Goethes von Spinoza und Herder wird durch den Aufsatz auf das hellste erleuchtet. 4. Interpretation des Aufsatzes. Der Aufsatz läuft gleichsam der Ethik Spinozas entlang seinem Ziele zu. Sein Gegenstand ist die einheitliche Lebendigkeit des Universums, des Individuums und des auffassenden Vermögens, daraus folgend die Unerforschlichkeit des Weltganzen. Die leicht erkennbaren vier Teile handeln; 1. Von Dasein, Vollkommenheit und dem Unendlichen. 2. Von dem Verhältnis des beschränkten Einzeldings zum Unendlichen. 3. Vom Einzelding, insbesondere den organischen Wesen. 4. Von der ästhetischen Auffassung und der Erkenntnis des Wirklichen. — Einer der wichtigsten Beiträge zur Kenntnis von Goethes innerer Entwicklung.

Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie Jahrgang 18 Heft 2.

Dessoir M., Sommer Grundzüge einer Geschichte der deutschen Psychologie und Ästhetik von Wolff-Baumgarten bis Kant-Schiller. Wichtige Besprechung. Schlußurteil: „Das Buch hat neben unleugbaren Vorzügen den großen Fehler, daß es seine Ergebnisse auf ziemlich beliebig herausgegriffene Autoren und Gedanken stützt. Würde es sich betiteln „Beiträge zur Geschichte der Psychologie und Ästhetik" so ließen sich die Lücken eher verschmerzen — aber an „Grundzüge" stellt man höhere Anforderungen. Nur diejenigen, die die Zeit von 1750—1780 bereits kennen, werden Nutzen aus der Darstellung Sommers ziehen; ihnen jedoch sei das Werk als Leistung eines Kopfes empfohlen, der nicht durch die Kephaloskope Anderer in die Welt der Geschichte blickt."

Schriften der Gesellschaft für psychologische Forschung Heft 5.

Koeber R., Jean Pauls Seelenlehre. Ein Beitrag zur Geschichte der Psychologie.

Offner M., Die Psychologie Charles Bonnets. Eine Studie zur Geschichte der Psychologie.

Psychische Studien März 1894.

Wedel, Mystische Erscheinungen in Sage und Volksaberglauben.

Revue philosophique 29, 2.

Binet A. et Passy J., La psychologie des auteurs dramatiques.

Neue Jahrbücher für deutsche Theologie Band 3 Heft 2.

Lemme, Matthias Döring, ein Reformer des 15. Jahrhunderts.

Zeitschrift für den evangelischen Religionsunterricht Jahrgang 5 Heft 3.

Sprenger, Zu deutschen geistlichen Liedern.

Sprenger, Zu Luthers Umschreibung des 130. Psalmes (Aus tiefer Noth).

Sprenger, Kindelwiegen.

Sprenger, „Abspannen" in Luthers Erklärung zum 10. Gebot.

Centralblatt für Instrumentalmusik, Solo- und Chorgesang Jahrgang 9.

Nr. 10—15. Lind P. v., Ein kompositorischer Fehler Richard Wagners aufgedeckt.

Nr. 15. A. W. G. [A. W. Gottschalg]. Einiges über Friedrich von Schillers Beziehungen zur Musik.

Harmonie. Central-Organ für das ausschießliche Interesse der ausübenden Musiker 1894.

Nr. 78. März. Fr. Liszt an Smetana. Weimar, 12. April 1854.

Nr. 79. April. Girschner O., Richard Wagners Reformen auf dem Gebiete des musikalischen Dramas.

Gregoriusbote für katholische Kirchensänger. Beilage zum „Gregorius-Blatt" Organ für katholische Kirchenmusik Jahrgang 11.

Nr. 1—4. Bent A., Die Melodien des Gesangbuches der Erzdiöcese Köln. IV. Lieder zu Jesus das Jahr hindurch 26—32. Berücksichtigt auch die Texte der Lieder. V. Fastenlieder 33—53. VI. Osterlieder. Zu dem Weihnachtslied „Es ist eine Ros' entsprungen" ist ein Aufsatz der Kölnischen Volkszeitung 1894 Nr. 26 citiert.

Monatshefte für Musik-Geschichte herausgegeben von der Gesellschaft für Musikforschung Jahrgang 26 Nr. 3—5.

Das alte deutsche mehrstimmige Lied und seine Meister. (Fortsetzung): Johann Frosch, Arnolt Schlick, Petrus Tritonius, Nachträge zum 15. Jahrhundert. — Das sechzehnte Jahrhundert: Johann Wannenmacher (Joannes Vannius), Wilhelm Breitengraser, Huldrich Bractel (Bratelius), Balthasar Arthopius, H. Fritz, Mathias Greiter (Gritter) von Aycha, Hans Hengel, Andreas Silvanus, Thomas Sporer, Paul Wüst.

Beilage. Zwickauer Musik-Katalog: liturgische und hymnologische Werke Nr. 148—199. — III. Abteilung. Theoretische und literarische Werke Nr. 200—209.

Musikalische Rundschau. Organ für Musiker-, Musik- und Kunstfreunde Jahrgang 9.

Nr. 3. Leutner F., Der Komiker Wenzel Scholz in seinem Verhältnisse zu Direktor Carl. Auszüge aus einer (ungedruckten?) Korrespondenz zwischen Scholz und Carl im Herbst 1833. Scholz begehrt seine Entlassung aus dem Verbande des Carltheaters, um nach seinem vom Hofe begünstigten Wunsche ans Burgtheater gelangen zu können. Carl weist dieses Ansuchen ab mit der Motivierung, daß Scholz ins Burgtheater nicht passe. Scholz antwortet mit Invektiven (Carls Kunst erniedrige jedes Stück nicht etwa zur volkstümlichen, sondern zur staberltümlichen Possenreißerei) und mit der Androhung eines Gewaltstreiches, so daß Carl die Hilfe der Polizei zur Beilegung des Streites in Anspruch nehmen mußte.

Nr. 5. Eine Maria Theresia-Hymne. Text zu einer Hymne, welche von einem österreichischen Offiziere stammen und deren Manuskript während des siebenjährigen Krieges in die Hände einer preußischen Offiziers-Familie gekommen sein soll.

Signale für die Musikalische Welt Jahrgang 52 Nr. 4.

Anekdotischer Ausspruch von Dingelstedt.

Parodie auf Wanderers Nachtlied von Goethe, aus der „Magdeburger Zeitung" abgedruckt.

Musikalisches Wochenblatt. Organ für Musiker und Musikfreunde Jahrgang 25.

Nr. 14. 15. 18. 19. Wittmer G., Richard Wagner in München. Ein Rückblick. Persönliche Erinnerungen. Ein Brief Wagners an Wittmer. Genf, 24. Dezember 1865.

Nr. 14. Drei Briefe Franz Liszts. Mitgeteilt von Otto Payer. Nichts Literarisches.

Neue Zeitschrift für Musik Jahrgang 61.

Nr. 3. Fünf Briefe berühmter Tondichter. Mitgeteilt von Otto Poyer [=Payer?] An den Prager Theaterdirektors Stiepanek. Aus Max Dornebauers [=Donnebauer] Sammlung in Prag. C. M. v. Weber, Dresden, 7. Juni 1824; Derselbe, Dresden, 1. März 1825. Marschner, Leipzig, 16. Dezember 1828 mit dem Text des „Vampyr". Lindpaintner, Stuttgart, 21. Juni 1824 mit der Oper „Der Bergkönig". Spohr, Kassel, 30. November 1832.

Nr. 12. Grünberger L., Wie vor dreißig Jahren in Paris Mendelssohn, Schuhmann und Richard Wagner beurteilt wurden. Auszüge aus Scudos Buch La musique en l'année 1862.

Nr. 15. 16. 17. 19. 20. Kühn A., Über die Grenzen zwischen Musik und Poesie.

Allgemeine Musik-Zeitung (Allgemeine Deutsche Musik-Zeitung) Jahrgang 21.

Nr. 1—4; 7—18. Heintz A., Richard Wagners Lohengrin nach Dichtung und musikalischer Entwickelung des Werkes dargestellt.

Nr. 1. Richard Wagner als — Beethoven-Biograph. Ein Brief von Richard Wagner an Theodor Hell (Winkler), Paris, 7. Mai 1841. Über seine Korrespondenzen für die Dresdner Abendzeitung. Nimmt Winklers Vermittlung bei dem Dresdner Buchhändler Arnold in Anspruch zum Verlage einer Beethovenbiographie, die er auf Grund der von dem Pariser Bibliothekar Anders gesammelten Materialien mit diesem gemeinsam schreiben will. Ungünstiges Urteil über Schindlers Biographie. „Unsere Biographie Beethovens soll ein Buch von 2 Bänden jeder zu 30 Bogen mittleren Druckes werden, und in einer ansprechenden, dem Gegenstand nach vielleicht fantasievollen Sprache, eine genaue und ausführliche Darstellung des künstlerischen wie bürgerlichen Lebens des großen Meisters enthalten. Bei Vermeidung von Auskramerei aller pedantischen Citationsgelehrsamkeit, soll unser Buch mehr einem großen Künstler-Romane, als einer trockenen Aufzählung von chronologisch geordneten Daten und Anekdoten gleichen; bei alledem aber wird nichts mitgeteilt werden, was nicht der gewissenhaftesten und peinlichsten historischen Kritik Stich zu halten im Stande sei. Zugleich aber, und zwar in die historische Darstellung eingewebt, soll unser Buch eine ausführliche Besprechung und Bezeichnung der großen musikalischen Epoche enthalten, die durch Beethovens Genius erschaffen wurde und aus seinen Werken sich auf alle neuere Musik ausbreitete. Dieser Biographie sollen unter anderem ein vollständiges Verzeichnis der Beethovenschen Kompositionen nach chronologischer Ordnung — wie es bis jetzt noch nirgends gegeben worden ist, sowie Facsimiles und dergleichen beigegeben werden." Über die in Paris geplante Aufführung seiner Oper Rienzi.

Nr. 5. Zur Geschichte des Richard Wagner-Theaters in Bayreuth. Abdruck eines Artikels von H. v. Poschinger aus der Neuen Freien Presse mit einem Brief von Richard Wagner an den Bürgermeister von Baden, 28. Dezember 1871.

Nr. 9. Ein Brief Beethovens an Schreyvogel. Vom Hause am 29. November. „Sehr gern hätte ich wieder etwas für das Theater geschrieben, allein da ich auf Bezahlung sehen muß (leider, denn mein Gehalt hat gar keinen Gehalt), so ist es freilich schwer. Für Kleinigkeiten habe ich ohnehin, wie

sie wissen, nie etwas verlangt. Ich wünsche nichts, als daß ebenfalls ihre Verdienste endlich anerkannt werden, seyn sie versichert, daß ich Sie sehr schätze, so wenig ihnen daran gelegen seyn kann. Es gibt unterdessen eine Verwandtschaft der Geister, von denen sich doch Niemand lossagen kann." Zuerst von Th. v. Frimmel in der Neuen Freien Presse veröffentlicht.

Nr. 19. 20. Ziehn B., Raffs „Wagnerfrage" und „Lenore."

Neue Musik-Zeitung Jahrgang 15.

Nr. 2. Pawel J., Einige noch ungedruckte Briefe berühmter Musiker aus der Handschriftensammlung des britischen Museums. Felix Mendelssohn-Bartholdy an Breitkopf und Härtel, Leipzig, 20. November 1843. — Marschner an den Breslauer Theaterdirektor Haakl, Hannover, 5. X br 1834. Über das Honorar für die Oper Hans Heiling, das er mit dem Dichter teilen müsse. — Schumann an den Musikverleger Kahnt, Düsseldorf, 11. Juli 1853. Über den Plan, seine literarischen und musikalischen Aufsätze in den früheren Jahrgängen der Zeitschrift zu sammeln.

Nr. 3, 4, 5. Winter R., Richard Wagner und die Frauen.

Nr. 5. — K. Schiller und die Komposition seiner „Ideale" (von Naumann).

Nr. 8. Rubesch Th. A., Karl Löwe und Debrois von Bruyck. Ein auch sonst bemerkenswerter ungedruckter Brief von Löwe an Debrois, Stettin, 18. März 1854, in welchem sich folgendes Urteil über Hebbel findet: „Mit der „Odaliske" von Hebbel haben Sie in der Wahl des Gedichtes großes Glück gehabt, der Hebbel ist ein bedeutender Poet. Jedes Wort ein Bild, klar und präcis im Gedanken, geht er in reicher Färbung bis zum Schluß kühn und treffend einher. Dabei klingen die Strophen so natürlich, als könnte sie jeder so machen. Der Tausend! Sie aber ... haben den hohen Glanz und Schwung des Gedichtes musikalisch nicht erreicht." — Debrois ist ein Freund Hebbels.

Nr. 10. Batka R., Robert Schumann und Friedrich Wieck. Darin ein bisher ungedruckter Brief von Wieck an Schumanns Mutter 9. August 1830 mit einer freimütig-scharfen Charakteristik des jungen Schumann.

Neue Berliner Musik-Zeitung Jahrgang 48 Nr. 2/3.

Beethoven-Originale oder Fälschungen? („Deutsche Zeitung" Wien.) Ein ungenannter Wiener Musikliebhaber besitzt angebliche Original-Werke von Beethoven, darunter einen Band betitelt: „Der Schuster Pfriem, oder: „Der Impresario in der Klemme. Eine Farce mit Text und Musik von L. van Beethoven" und „Der Wasserträger. Eyne Oper von L. van Beethoven".

Schweizerische Musikzeitung und Sängerblatt. Organ des Eidgenössischen Sängervereins Jahrgang 35 Nr. 8 und 9.

Haffter E., Erinnerungen an Wilhelm Baumgartner 1820—1867. Für uns von Bedeutung als Freund Gottfried Kellers. Vgl. Bächtold 1, 260 ff.

Musica sacra. Monatsschrift für Hebung und Förderung der katholischen Kirchen-Musik. Neue Folge. Jahrgang 6 Nr. 1.

Instruktion was der Capellknaben preceptorn zu thun gebür und oblig. Von Herzog Albertus, München 1563, aus dem ersten Dienstjahre des Orlando Lasso mit Marginalnoten eines Präceptors Hans. Aus dem bayerischen Staatsarchiv.

Rivista Musicale Italiana Anno I Fascicolo 1.

Ernst E., Le motif de l'Epée dans „la Walkyrie."

Chilesotti O., Di Hans Newsidler e di un' antica intavolatura tedesca di liuto. (Deutsch Lautenbuch darinnen kunstreiche Motetten ꝛc. Straßburg 1574).

Jachino G., Wagner è degenerato?

The Musical Times 1894 April.

Personal reminiscenses of Beethoven. Von Louis Schloeßer (geb. Darmstadt 17. November 1800, gest. 17. November 1886). Aus Leßmanns Allgemeiner Deutscher Musikzeitung Dezember 1882.

Deutsche Kunst- und Musik-Zeitung. Fachblatt für Musik, Literatur, bildende und darstellende Kunst Jahrgang 21 Nr. 7.

Kosch H., Ignaz Franz Edler v. Mosel. Zur Erinnerung an dessen Sterbetag (8. April 1844).

Allgemeine Künstler- und Schriftsteller-Zeitung Jahrgang 7 Nr. 6.

Heinberg E., Eine Erinnerung an Hoffmann von Fallersleben. Eine Fahrt auf einem Weserdampfschiff im Sommer des Jahres 1861. Unbedeutend.

Centralblatt für Bibliothekswesen Jahrgang 11.

Heft 4. Krause K., Eine neuaufgefundene Schrift des Eobanus Hessus. Im Martinsstift zu Erfurt hat sich ein Druck vorgefunden: Helii Eobani Hessi De vera nobilitate, et priscis Germanorum moribus Ad Georgium Spalatinum Libellus Carmine Elegiaco. Vermutlich aus dem Jahre 1515. Gedicht von 344 Versen. Inhaltsangabe und rasche Würdigung.

Sudhoff K., Ein Nachtrag zur Bibliographie der Paracelsisten im 16. Jahrhundert.

Bahlmann P., Die lateinischen Dramen der Italiener im 14. und 15. Jahrhundert. Bibliographisches Verzeichnis.

B., Zu Jörg Wickrams Rollwagenbüchlein. Die Universitätsbibliothek in Straßburg besitzt eine bisher nirgends erwähnte Ausgabe des Rollwagenbüchleins, der leider das Titelblatt fehlt, deren Dedikation vom Jahre 1556 datirt ist, die 72 Blätter umfaßt und gegenüber der 1. Ausgabe vom Jahre 1555 zum Beginne 12 neue Erzählungen aufnahm, so daß die Ausgabe vom Jahre 1557 jetzt als die 3. vermehrte Auflage erscheint.

Heft 5. Kaufmann G., Zur Geschichte der akademischen Grade und Disputationen. Im Wesentlichen eine sehr wichtige und ergebnisreiche Recension des Buches von E. Horn „Die Disputationen und Promotionen an den deutschen Universitäten vornemlich seit dem 16. Jahrhundert" (11. Beiheft zum Centralblatt für Bibliothekswesen).

Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels Band 17.

Bericht über den Fortgang der Arbeiten für die Geschichte des deutschen Buchhandels. Die Fortsetzung des Werkes hat nach dem Tode des Bibliothekars des Börsenvereins F. H. Meyer der Verlagsbuchhändler Dr. Oskar von Hase übernommen.

Kirchhoff A., Das Sortimentslager von Christoph Ziehenaus in Leipzig 1563.

Roth F. W. E., Die Buchdruckerfamilie Apiarius zu Straßburg, Bern und Basel 1533—1592. Der deutsche Name der Familie ist Biener. Mathias Apiarius, geboren zwischen 1495 und 1500, ließ sich im Jahre 1533 zu Straßburg nieder, druckte mit Peter Schöffer dem Jüngeren zusammen, aber auch allein. 1537 ging er als amtlicher Buchdrucker nach Bern wahrscheinlich auf Bucers oder Capitos Empfehlung. Dort pflegte er volkstümliche Literatur, Musikalien und Geschichtswerke. Er war Musiker und Komponist. Starb entweder 1553 oder 1554. Sein Sohn Samuel führte zunächst das Geschäft fort, begründete aber 1560 ein Buchdruckerei- und Verlagsgeschäft in Basel, wo er zwischen 1590—1592 starb. Der zweite Sohn Siegfried führte

das Geschäft in Bern nachweislich bis 1564 fort. Zusammenstellung der Druckwerke aller 3 Firmen.

Kirchhoff A., Wirtschaftsleben im älteren Buchhandel: Ernst Vögelin in Leipzig. II. Nachträge (zu der Abhandlung in Band 16). Offizielle Inventur und Taxe der Vögelinschen Druckerei bei ihrer Einziehung im Jahre 1576.

Kirchhoff A., Sortiments-Meßlager in Leipzig: Andreas Hoffmann von Wittenberg. Hoffmann war kurze Zeit, nachdem er sich 1594 selbständig gemacht hatte, im Jahre 1600 gestorben und zwar insolvent. Er hinterließ auch in Leipzig ein umfangreiches Sortimentslager, worüber die dickleibige Inventur vom 6. Dezember 1600 vorhanden ist. Den Stock des Lagers bildeten wahrscheinlich alte entwertete Lagervorräte, die er bei der Gründung des Geschäfts übernommen hatte. Übersicht über den Bestand. Zahlreiche Thesen, Disputationen und Leichenpredigten. Wissenschaftliche Literatur ist am stärksten vertreten; darunter in erster Reihe Theologie, dann Jus, noch schwächer Philologie. Polemische Literatur ist sehr stark vertreten; Kirchengeschichte außerordentlich schwach. Die polemisch-exegetisch-erbauliche Literatur der Reformationszeit ist nun fast ganz verschollen, an die vorreformatorische erinnern nur wenige vereinzelte Kirchenväter. Die Führer der Reformation sind meist verschwunden, sogar Luther tritt verhältnismäßig sehr in den Hintergrund. Die Väter der Concordienformel stehen jetzt gleichsam über Luther. Fast nichts mehr ist vorhanden von seinen früher so beliebten Erklärungen einzelner Psalmen, selbst die Vorräte der Postillen sind zusammengeschwunden; dagegen sind seine gesammelten Werke gut vertreten, sowohl die deutschen als die lateinischen. Ähnlich ist es mit Melanchthons Werken, abgesehen von seinen in großer Menge vorhandenen Schulbüchern und philosophischen Schriften. Im Übrigen sei die Flugschriftenliteratur hervorgehoben. — Die eigentlichen Volksbücher sind fast durchweg in geringerer Anzahl vorhanden als auf den älteren Lagern. Unter den noch immer zahlreichen Comödien überwiegen die weltlichen: 53 fastnachtspiel von der Bli Rechen Zahn, 107 Fastnachtspiel, zu Bern, vf der Herren Fastnach gehalten, 25 Spiel vom Reichen manne. „Ob sich diesen anscheinend sehr beliebten Fastnachtspielen die „20 Rephuns Hausfriede" anzuschließen haben, wage ich nicht zu entscheiden". Auch die „Teufel"-Literatur ist noch nicht in den Hintergrund getreten. Hans Sachs ist verschwunden; aus älterer Literatur wenig vorhanden: Agricola Sprüchwörter, Claus Narr, Grobianus in je 3 Exemplaren. In der Literatur der Zeit dominiert Fischart, daneben Rollenhagens Froschmäusler; endlich „3 Historia Fausti erster Teil", „2 Wendunmuth" und „1 Mückenkrieg". Die wachsende Vorliebe für Übertragungen aus fremdländischen Literaturen wird belegt durch eine Schmucknummer des Lagers: 2 Exemplare der sämtlichen Bücher des Amadis, Aesop, Petrarcas Trostspiegel. Die Folio-Ausgaben von Übersetzungen von Klassikern sind nur noch dürftig vertreten. Ebenso erwecken die illustrierten Kunstbücher und die tieferstehende populäre Literatur unsere Aufmerksamkeit. Vieles kulturhistorisch Interessante.

Kirchhoff A., Die Privilegien über die Elementar-Schulbücher in Leipzig 1652 und sonstige Schädigungen nach dem Kriege.

Kirchhoff A., Die Überhebung der Großverleger Ambrosius Haude ./. Caspar Fritsch. Undatierter Entwurf eines Vertrages über den Verlag der Gedichte des Freiherrn v. Canitz zwischen Caspar Fritsch in Leipzig und Ambrosius Haude in Berlin. Er ist von Fritsch aufgesetzt und von Haude mit kaustischen Randbemerkungen versehen. Er stammt wahrscheinlich aus dem Jahre 1727 und bezieht sich auf die in diesem Jahre erschienene neue Königsche Auflage.

Stieda W., Studien zur Geschichte des Buchdrucks und Buchhandels in Mecklenburg. Umfangreiche wertvolle Monographie. I. Das erste Jahrhundert der Buchdruckerei. II. Die Universitäts-Buchdruckerei und der Universitäts-Buchhandel von 1560 bis zum Ausgange des 16. Jahrhunderts. III. Sigismund Feyerabend in Mecklenburg. — IV. Rostocker Buchdrucker im 17. Jahrhundert. 1. Die Universitätsbuchdrucker. 2. Die Ratsbuchdrucker. 3. Die Privatbuchdrucker. — V. Der Buchführer Johann Ludwig in Wismar. — VI. Der Buchhandel in Mecklenburg während des 17. Jahrhunderts und der Universitätsbuchhändler Johann Hallervord in Rostock. — VII. Der Disputationshändler Klopffleisch. — VIII. Buchdruckereien in Güstrow, Parchim und Schwerin. — IX. Buchbinder und Buchhändler in den kleineren mecklenburgischen Städten. — X. Die Rostocker Buchhändler Johann Friedrich König und Johann Heinrich Nußworm. — XI. Der Magdeburger Buchhändler Hechtel in Güstrow. — S. 247 f. ein interessanter Censurhandel aus dem Jahre 1766 wobei die Komödie Voltaires Saul et David „eine die Religion auf die gröbste Art verspottende und verlästernde Charteque" genannt wird. Nach der Auffassung des Censors sollten u. a. unterdrückt werden: Akademischer Adreßkalender auf das Jahr 1767, Erlangen; Bibliothek der Damen oder Abhandlung zum Unterrichte und Zeitvertreibe eines Frauenzimmers, Zittau. Zachariäs und Klopstocks sämtliche Schriften, die hier unmittelbar neben einem Buche: „Das Amsterdamer Huren-Leben" figurieren. — XII. Der Rostocker Buchhandel im 18. Jahrhundert. — Beilagen: 1. Schreiben des Hinrik Fforhelin an den Buchhandlungsgehilfen Lambert Hoyemann in Rostock, 29. November 1512. — 2. Herzog Albrecht der Schöne bittet den Rat zu Rostock, zu gestatten, daß die Lollbrüder daselbst die landesherrliche Ordnung druckten, falls der dortige Drucker den Auftrag nicht schleunig erledigen könne; 19. November 1542. — 3. Entwurf einer Bestallung des als Rostocker Universitäts-Buchdrucker anzustellenden Asver Kröger, 14. Juli 1563. — 4. Entwurf einer Bestallung des als Rostocker Universitätsbuchdrucker anzustellenden Nicolai Mohr, 14. Febr. 1564. — 5. Bestallung des Universitäts-Buchdruckers Jacob Lucius, 24. Februar 1564. — 6. Vertrag der Universität Rostock mit Magister Simon Leupold über den Verlag der in ihrer Druckerei gedruckten Bücher und den Buchhandel überhaupt, 6. März 1565. — 7. Revers des Magisters Simon Leupold über die Übernahme des Verlags- und Buchhandels-Geschäfts an der Universität Rostock, 29. November 1565. — 8. Schuldverschreibung des Jacob Lucius, 23. Dezember 1567. — 9. Schreiben des Buchhändlers Heinrich Mhum in Kopenhagen an den Professor David Chyträus in Rostock wegen Übernahme des Verlagsgeschäfts für die Universitäts-Druckerei, 19. August 1571. — 10. Vertrag der Universität Rostock mit dem Buchdrucker Jacob Lucius, 13. Oktober 1575. — 11. Privileg Herzog Ulrichs von Mecklenburg-Güstrow für den Buchhändler Sigmund Feyerabend in Frankfurt a. M., 21. März 1576. — 12. Wolfgang Kirchner, Buchdrucker in Magdeburg, setzt die Bedingungen auf, unter denen er bereit wäre, den Verlag der Rostocker Universitäts-Druckerei zu übernehmen, 8. November 1579. — 13. Antwort des Universitäts-Concils darauf, 10. November 1579. — 13a. Schreiben des Herzogs Ulrich von Mecklenburg an die Universität Greifswald wegen des Buchdruckers Augustin Ferber, 3. April 1582. — 14. Gesuch des Buchdruckers Stephan Mülmann beim Concil, ihn in dem ausschließlichen Besitz des Privilegs des Universitäts-Buchdruckers zu belassen, 23. Juli 1590. — 15. Vertrag zwischen Augustin Ferber d. Ä., Buchdrucker zu Greifswald und Rostock, und Ernst Jandeke, Buchdrucker zu Hamburg über die Überlassung der Universitäts-Druckerei an letzteren auf zwei Jahre, Rostock, 10. Januar 1591. — 16. Bücherrechnung des Lorenz Albrecht

für die Bibliothek der Marienkirche in Rostock, 16. Februar 1597. — 17. Gesuch des Buchhändlers Lorenz Albrecht um Übernahme der Rostocker Universitäts-Buchdruckerei, 6. Juli 1603. — 17 a. Herzogliches Privileg für den Buchhändler Werner Lange in Güstrow, 28. Dezember 1605. — 18. Johann Hallervords deutschsprachlicher Verlag 1610—1639. — 19. Schreiben des Buchhändlers Johann Hallervord an das Concil der Universität Rostock, 24. Juli 1613. — Vertrag zwischen der Universität Rostock und dem Buchhändler Johann Hallervord über die Lieferung von Büchern für die Universitätsbibliothek, 16. August 1613. — 21. Rechnung Johann Hallervords über die der Universitätsbibliothek gelieferten Werke 1614—1621. — 22. Bittschrift des Buchführers Johann Ludwig in Wismar, 18. Dezember 1614. — 23. Rechnung des Buchhändlers Johann Hallervord für den Herzog Adolf Friedrich I. von Mecklenburg 1620. — 24. Rechnungen der Jägerschen Druckerei in Güstrow über die der Regierung gelieferten Drucksachen 1637. — 25. Anschlag der Jägerschen Druckerei in Güstrow über die Kosten des von herzoglicher Seite beabsichtigten Drucks eines Psalmbüchleins; circa 1637. — 26. Rechnung Johann Hallervords für die Bibliothek der Marienkirche zu Rostock; circa 1639. — 27. Gesuch des Buchdruckers Johann Richel, ihn zum Ratsbuchdrucker zu bestellen, 25. September 1639. — 28. Gesuch der Buchbinder in Schwerin, Güstrow, Parchim und Neubrandenburg um ein Privileg zum ausschließlichen Betrieb des Buchhandels, 17. Mai 1652. — 29. Schreiben Herzog Christians von Mecklenburg an das Concil zu Rostock in Sachen der Censur, 30. Oktober 1658. — 30. Herzogliches Privileg zum ausschließlichen Betrieb des Buchhandels für die Buchbinderei in Güstrow, Neubrandenburg, Malchin und Friedland, 30. Januar 1661. — 31. Verbot für Krämer und Hausierer überhaupt, für Buchführer außerhalb der Jahrmärkte, mit Büchern und Kalendern zu handeln, 31. Januar 1674. — 32. Gesuch des Disputationshändlers Heinrich Klopffleisch in Rostock beim Concil der Universität, Rostock 23. Juni 1674. — 33. Herzogliches Privileg für den Buchbinder Christoph Meder in Güstrow, 7. November 1676. — 34. Bewerbung des Buchhändlers Johann Michael Rüdiger um die Concession zur Anlegung zweier Buchläden in Schwerin und Güstrow, 13. Juli 1701. — 35. Herzogliches Privileg für den Buchhändler Johann Michael Rüdiger 14. Juli 1701. — 36. Gesuch des Buchführers Johann Friedrich König beim Concil der Universität Rostock, 6. November 1704. — 37. Herzogliches Privileg für den Buchhändler Johann Heinrich Rußworm, 3. April 1705. — 38. Gesuch des Buchhändlers Johann Heinrich Rußworm beim Concil der Universität Rostock, 4. Februar 1707. —

Kirchhoff A., Ursprung und erste Lebensäußerungen der „Leipziger“ Buchhandlungs-Deputierten. (Die französische Sperre von 1811.) — 1. Gutachten von Johann Ambrosius Barth, 4. Juli 1811. — 2. Gutachten von Paul Gotthelf Kummer, 6. Juli 1811. — 3. Gutachten von Carl Friedrich Enoch Richter, 8. Juli 1811.

Buchwald G., Vier Buchhändler-Briefe aus dem 16. Jahrhundert. An M. Lucas Lossius, den Rektor der Schule in Lüneburg.

Roth F. W. E., Aktenstücke zur Geschichte der Censur im Kurfürstentum Mainz im XVI. und XVII. Jahrhundert. 1. Beschwerde gegen den Druck von Schmähbüchern im lutherischen Sinn zu Mainz 1523. — 2. Censuredikt Kurfürst Daniels von Mainz um 1580. — 3. Censuredikt Kurfürst Sebastians von Mainz 1615. — 4. Censuredikt Kurfürst Lothar Friedrichs von Mainz 1673.

Kirchhoff A., Mathias Harnisch in Neustadt a. d. Haardt als Weinhändler.

Kirchhoff A., Selbständige Illustrationen als Nachdruck des illustrierten Werkes. Betrifft Gellerts Fabeln.

Kirchhoff A., Der Zeitpunkt des Wegbleibens der Holländer von der Leipziger Messe. Nachtrag zu Band 14.

Sitzungsberichte der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften 1893.

Verzeichnis der Vorträge, welche in den Sitzungen der Klasse für Philosophie, Geschichte und Philologie im Jahre 1893 abgehalten wurden. 9. Januar, Prusik F., Über Amsterdamer Briefe Komenskýs (Abgedruckt in der Zeitschrift Krok 1893 S. 216.) — 20. Februar. Winter S., Kulturhistorische Mitteilungen aus dem gräflichen Archive zu Neuhaus. — 12. Juni. Jireček H., Über die böhmische Sage, vom Mädchenkriege und über Amazonensagen überhaupt. — 6. November. Nováček V., Memoiren des Johann Jenišek von Ujezd und auf Grillendorf aus den Jahren 1540—1557.

Sitzungsberichte der Gelehrten Estnischen Gesellschaft 1893.

Meyer Leo, Über Gratulieren und Glückwünschen. Vortrag.

Kügelgen C. v., Ein ungedruckter Brief Immanuel Kants. An die Kaiserin von Rußland, Königsberg, 14. December 1758, mit der Bitte ihm die durch Kypkes Tod erledigte ordentliche Professur der Logik und Metaphysik an der Universität in Königsberg zu übertragen.

Verhandlungen der gelehrten Estnischen Gesellschaft zu Dorpat Band 16 Heft 3.

Winter A., Über Hochzeitsbräuche der Letten nach ihren Volksliedern. Als Nachtrag zu Dr. L. v. Schröders „Hochzeitsbräuche der Esten 2c." (cf. Band VIII dieser Verhandlungen, auch separat erschienen, Berlin 1888.)

Mémoires de l'Académie des sciences, inscriptions et belles-lettres de Toulouse V.

Halberg E., Les Académies littéraires en Italie et en Allemagne au XVII^e siècle.

Brissaud, La légende de Tannhäuser.

Anzeiger des germanischen Nationalmuseums 1894 Nr. 2.

Frauengemach (ca. 1530—1550). Bemalter Deckel eines Kästchens in der Sammlung der Hausgeräte im germanischen Museum.

Beilage: Katalog der im germanischen Museum vorhandenen zum Abdrucke bestimmten geschnittenen Holzstöcke vom XV—XVIII. Jahrhundert. Mit Abdrücken von solchen. Zweiter Teil. XVII—XVIII. Jahrhundert, Bogen 1.

Mitteilungen aus dem germanischen Nationalmuseum 1894 IV—VII.

Hampe Th., Spruchsprecher, Meistersinger und Hochzeitlader vornehmlich in Nürnberg. I. Verlangt eine scharfe Unterscheidung zwischen Spruchsprechern und Meistersingern. Charakteristik beider im 14. und 15. Jahrhundert. Erörtert die Thätigkeit der ersteren, ihre Tracht, die Natur der Häugelein oder Vorhängelein, der ihnen von den einzelnen Zünften zur Belohnung für den Lobspruch gespendeten Schilder, an der Hand eines abgedruckten Spruches von Michel Springenklee, der Reproduktion von dessen Bild und der Abbildung eines alten Spruchsprecherstabes (nach Königs Literaturgeschichte). Rosenblüt gehörte der Meistersingerschule nicht an, weil diese wahrscheinlich erst nach seinem Tod in Nürnberg begründet wurde. Abdruck eines Lügenmärchens von Rosenblüt: „Spruch das alles in der Welt gut gehet" aus der bekannten Rosenblüt-Handschrift L 440 des germanischen Museums Bl. 410^b ff. — II. Charakteristik dieser Richtungen im 17. Jahrhundert. Von den Meistersingern dieser Spätzeit werden Thomas Grillenmair und Kaspar Enderlein als Typen der fahrenden und der seßhaften Meistersinger behandelt. Abbildung einer aus den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts

stammenden Tafel der Meistersinger (nach König); eines Tafelbildes aus der Mitte des 17. Jahrhunderts mit der Darstellung einer öffentlichen Singschule, eines Anschlag- und Einladungszettels zu einer meisterlichen Freiung aus dem Jahre 1646.

Kamann J., Aus dem Briefwechsel eines jungen Nürnberger Kaufmanns im 16. Jahrhundert (Schluß). Nr. 13—35, 6. Januar 1541 — 24. April 1543.

Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt am Main. Neue Folge. Band 10 Heft 2.

Valentin V., Das künstlerische Hauptproblem in Schillers „Jungfrau von Orleans". Zur Feier von Schillers Geburtstag. Vortrag. (11. Nov. 1893.)

Heuer O., Faust in der Geschichte, Sage und Dichtung. Zur Erläuterung der Faustausstellung. Vortrag. (15. Oktober 1893.) Neu scheint mir der Hinweis darauf, daß nach einem Nürnberger Theaterzettel vom Jahre 1782 die Roßnerische Gesellschaft den Weidmannischen Faust unter Lessings Namen aufgeführt habe.

Lemmermayer F., Friedrich Hebbel als nationaler Dichter. Zur Hebbelfeier. Vortrag. (14. Dezember 1893.)

Sondheim M., Über den deutschen Holzschnitt. S. 133 Anmerkung 22 berichtigt einen Irrtum Strehlkes in der Hempelschen Ausgabe von Goethes Werken 28, 533 ff.

Koch M., Neuere Goethe- und Schillerlitteratur VIII.

Heuer O., Zur Bibliographie des Spiesischen Faustbuches. II. Das Exemplar der gereimten Bearbeitung in der Kgl. Bibliothek zu Berlin. Dieses aus Mahltzahns Besitz stammende Exemplar des gereimten Faustbuches (Tübingen 1588) stimmt mit dem Kopenhagener Exemplar völlig überein, nur daß das letzte Blatt mit der Druckernotiz darin fehlt.

Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte Jahrgang 25 Nr. 3.

Hartmann A., Metzgersprung und Gildentänze. (Schluß.)

Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien Band 24. (Der neuen Folge 15. Band) Heft 1.

Andrian F. Freiherr v., Über Wetterzauberei.

Monatsblätter des Wissenschaftlichen Klub in Wien XV, 7.

Landau, Grillparzers „Jüdin v. Toledo."

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde Jahrgang 4 Heft 2.

Rehsener Marie, Aus Gossensaß. Arbeit und Brauch in Haus, Feld, Wald und Alm. II. S. 132—33 die volkskundlichen Grundlagen zu einem Gedicht Adolf Pichlers.

Sartori P., Der Schuh im Volksglauben (Fortsetzung.) S. 158 zu einer Wendung in Fr. Müllers Faust; S. 161 zu Vintlers Blume der Tugend.

Bolte J., Das Kinderlied vom Herrn von Ninive. Wird durch Vergleich zweier Citate in den Briefen der Elisabeth Charlotte mit einem schwedischen Tanzlied auf seine ursprüngliche Form zurückgeführt.

Wossidlo, Der Tod im Munde des Mecklenburgischen Volkes.

Vogt Fr., Beiträge zur deutschen Volkskunde aus älteren Quellen. V. Zum Scheibentreiben: Mitteilung aus alemannischem Gebiete.

Pichler Adolf, Tirolische Volksdichtung: Mitteilungen.

Biegeleisen, Jüdisch-deutsche Erzählungen aus Lemberg.

Hauffen A., Die Aufführungen der Passionsspiele zu Höritz im Böhmerwald. Das Stück geht auf Martin Cochems Leben Jesu zurück; gesprochen wird hochdeutsch.

Schell O., Der Bergische Blocksberg

Schell O., Sich drehende und blutende Steine.

Weinhold K., Abermals der Schwur unter dem Rasen. (Zeitschrift 3, 224 f.)

Frischauf E., Ein alter, niederösterreichischer Hochzeitbrauch.

Krauß F. S., Die Fußspur.

Weinhold K., Sammlungen der volkstümlichen Überlieferungen in Deutschland: im Gang in Mecklenburg und Baden, Anfänge in Baiern.

Bücheranzeigen: Fränkel L. über R. Spiller zur Geschichte des Märchens vom Dornröschen (zu Uhlands „Märchen" S. 221.) — K. W. über R. Eckarts Allgemeine Sammlung niederdeutscher Rätsel.

Aus den Sitzungsprotokollen des Vereins: A. Brückner über die Anfänge des Dramas S. 226.

Zeitschrift für Ethnologie Jahrgang 26 Heft 1.

Schwartz W., Die Butterhexe in Wagnitz: Goethe über die Rolle des Volkslebens in der Mythologie S. 7 Anmerkung 2; zu Gryphius „Donner speienden Wolken" S. 8 Anmerkung 3; zu J. Mosens „wolkenquirlendem Gewitter" S. 9 Anmerkung 4.

Am Ur-Quell. Monatsschrift für Volkskunde Band 5 Heft 2/3.

Post A. H., Mitteilungen aus dem Bremischen Volkleben.

Merkens H., Bezeichnungen der Trunkenheit in der Sprache des Volkes. Eine Umfrage.

Brunk A., Thierstimmen im Volkmunde.

Rademacher C., Maisitten am Rhein.

Das Wetter. Meteorologische Monatsschrift Jahrgang 11 Heft 3.

Macfarlane A., Über das „Regenmachen."

Beckenstedt E., Zur Wolkenkunde in Mythologie, Volksanschauung und Meteorologie. (Fortsetzung).

Zeitschrift für Kulturgeschichte. Neue (6.) Folge der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. Heft 4.

Adam K., Das Reisestammbuch des D. Abr. Plato von 1607—1616. Citirt Berneggers Discursus politico-historicus de peregrinatione studiosorum (1619). — Das Stammbuch enthält Beiträge von Felix Plater; meist Citate lateinisch, dann französisch.

Sello A., Der Löwenkampf Graf Friedrichs v. Oldenburg in Sage, Kunst und Dichtung: das älteste zu Oldenburg (1560) aufgeführte Schauspiel behandelt die Sage, später G. A. v. Halem S. 311.

Liebe G., Bahrrecht und Fürbitte in deutschen Städten des Mittelalters.

Besprechungen Steinhausen G., über W. Uhl, Unser Kalender in seiner Entwickelung; derselbe über W. Nathansen, Aus Hamburgs alten Tagen; S. 336: zur Tabakpoesie; derselbe über K. Biedermanns Geschichte des deutschen Einheitsgedankens und über E. Bernheims Lehrbuch der historischen Methode.

Historisches Jahrbuch. Im Auftrage der Görres-Gesellschaft Band 15 Heft 2.

Kayser F., Johannes Ludwig Vives (1492—1540). Eingehende Charakteristik des spanischen Humanisten.

Büchi A., Georg von Wyß. Ausführlicher Nekrolog.

Fijalek J., Mahnschreiben des päpstlichen Legaten in Polen Zacharias Ferreri an Martin Luther 20. Mai 1520. Neudruck des 1521 zu Krakau bei Johann Haller gedruckten, wenig bekannten Schriftstückes.

Zeitschrift für Literatur und Geschichte der Staatswissenschaften Band 2 Heft 6.

Oncken A., Zur Biographie des Stifters der Physiokratie, François Quesnay 1.

Gerland O., Justus Christof Dithmar, ein Beitrag zur Geschichte der Neuordnung der Landesverwaltung unter König Friedrich Wilhelm I. und zur Geschichte der Universität Frankfurt a./O.

Archiv für die Civilistische Praxis Band 82 Heft 2.

Kohler J., Die Idee des geistigen Eigentums. I. Die Idee des geistigen Eigentums und ihre Konstruktion. II. Zur Geschichte der Idee des geistigen Eigentums in Deutschland. Seit dem 16. Jahrhundert. III. Polemik gegen einige Neuere. S. 233 f. Über Kompositionen lyrischer Gedichte. Wünscht das Recht der Gestattung des Textgebrauches für die Musikbearbeitung dem Dichter allein vorbehalten. IV. Anhang. Zur Geschichte des Markenrechts.

Mitteilungen des K. und K. Kriegs-Archivs. Neue Folge Band 8.

Aus den Schriften des Feldmarschalls Ludwig Andreas Grafen Khevenhueller (1663—1744). Fortsetzung. Idee vom Kriege oder Gedanken und Meinungen über die militärischen Wissenschaften und darüber formierter Diskurs II. Buch. Von den Kriegs-Operationen im Felde. Vorrede. Capitel 1—13.

Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums. Neue Folge Jahrgang 2 Heft 7.

Kaufmann D., Der Grabstein von Heinrich Heines Großmutter.

Allgemeine Zeitschrift des Judentums 1894 Nr. 19.

Geiger L., Zur Charakteristik David Friedländers. (Ungedruckte Briefe 1816—1820.) Von einem der letzten Vertreter der Aufklärungszeit. Bemerkenswert wegen der Vorliebe für die alte Literatur und des Gegensatzes zu Goethe. „Er soll sogar, wie der handschriftliche Bericht Garlieb Merkels besagt .... nebst Engel, einem seiner Intimen, den genannten Gewährsmann zu immer neuen Angriffen gegen Goethe und gegen die Weimarer Klassiker angeregt haben." I. Ein Brief Böttigers an Friedländer, Dresden 23. August 1816. Lobt Friedländers Ausgabe von Mendelssohns Phädon. Verspricht eine [nicht aufzufindende] Recension. Wünscht manche jetzt überflutete Kernschrift auf ähnliche Weise herausgegeben: Lessings Erziehung des Menschengeschlechts, Abbts Vom Verdienst, Zimmermanns Vom Nationalstolz. Über ein Gedicht Ludwig Roberts, wahrscheinlich den Cyklus: Kämpfe der Zeit. — 6 Briefe Friedländers an Böttiger II. Charlottenburg 10. September 1816. .... „Hamann war der erste berauschte Noah, der meines Wissens die benebelnde Sprache unter uns Deutschen in Umlauf brachte, Hippel war sein Erstgeborener und Zögling. Dieser erzeugte, nicht ohne Zuthun Herders, den Riesen J[ean] P[aul], und von diesem ist die Welt bevölkert worden. Dieser Stil hat, wie die Arabeske, etwas Blendendes, Überraschendes, das aber mit der Zeit teils ermüdet, teils das Gemüt unbefriedigt läßt. Auch ist es nicht wahr, daß er so schwer sei. Es gehört nichts dazu, als eine dreiste Stirne, etwas Witz, eine Menge Lexica und eine Flasche Portwein. Kommen einige dienstfertige Rezensenten dazu, so ist der Ruf gegründet. Und eben weil die Komposition solcher Schriften leicht ist, finden sich so leicht Nachahmer, welche, weil sie gewöhnlich übertreiben, immer dunkler und dunkler werden, so daß sie — ich bin es überzeugt — in einigen Jahren ihr eigenes Geschreibsel nicht verstehen. Die Arabeske artet in Karrikatur aus." Ganz absprechend über den d. d. unterzeichneten Artikel: Goethe im Brockhausschen Konversationslexikon, gegen dessen Stil er Böttiger aufruft. — Für die Neuauflagen älterer deutscher Literaturwerke

sei kein Verleger zu finden. Sie gelten für „antiquiert." „In einem unserer neuen Lehrbücher der Ästhetik wird geradezu erklärt: Engels Rede auf Friedrich II. sei eine Schulübung, Machwerk eines Knaben: Da haben wirs!" Über Robert. Über das Judentum in der damaligen Literatur. — III. Charlottenburg, 2. November 1816. Sendet ihm einige auf Antrieb Elisens v. d. Recke von ihm aufgezeichnete Anekdoten über Mendelssohn, die er ohne Friedländers Namen ins Stuttgarter Morgenblatt einrücken möge. — In Böttigers Antwort 15. November 1816 ein Urteil über Goethes „Italienische Reise": „Welch ein Küchenzettel voll übernächtiger Schüsseln und doch wie zierlich zugerichtet! Dahin ist es also mit dem Bannerherrn unserer Literatur gekommen." Die Zeit Mendelssohns ist ihm die „Heroenzeit" der deutschen Literatur. — IV. Berlin, 15. Dezember 1817: „Ihr sinnreiches epigrammatisches Urteil über Goethes Selbstbiographie ist mir aus der Seele geschrieben. Welche Schaugerichte! Mir kamen sie vor, als wenn ein Kaufmann seine Briefe von verflossenen 30 Jahren ohne Auswahl drucken ließe. Wahrlich, es gehört eine edle (?) Dreistigkeit dazu. Indessen der Gasthof steht im Ruf und die mehrsten Gäste schämen sich, zu gestehen, daß sie bei so theuer bezahlten Schüsseln ungesättigt von der Tafel aufstehen." Über die Judenfrage. Will selbst in den Streit nicht eingreifen. — Aus einem Brief Böttigers vom 24. Febr. 1819 wird ein Urteil über Friedländers Schrift „Moses Mendelssohn. Fragmente von ihm und über ihn" (Berlin 1819) mitgeteilt, in einem andern vom 2. Dezember 1819 werden neue Beiträge Friedländers zum Stuttgarter Morgenblatte erwähnt. — V. Charlottenburg, 31. Juli 1820. Eine Anekdote von Mendelssohn. — VI. Charlottenburg 1. September 1820. Will Mendelssohns Leben nicht schreiben, weil dieser und seine Philosophie, sein Stil nicht ausgenommen, ganz aus der Mode seien und „kein Verleger, keiner es wagen würde, solch' Makulatur zu drucken." Übersendet einige Aufsätze aus Mendelssohns Nachlaß mit einem Billet an Herrn v. H. [v. Hennings] als Einleitung zum Druck fürs Morgenblatt. — VII. Berlin 17. Dezember 1820. Verlangt diese Manuskripte zurück. Über Goethes zahme Xenien: „Die Sara wird alt, . . . sie zeugt keine gesunden Kinder mehr. Wir müssen lieber eine Hagar kommen lassen, wenn sie auch nicht so vornehmen Geblüts ist, um erbauet zu werden." — Böttiger 23. September 1822. Über Friedländers letzte Arbeiten und über dessen geplante Selbstbiographie. Ein gleichzeitiges Billet von Elise v. d. Recke, die in den früheren Briefen häufig erwähnt ist, an Friedländer.

Altpreußische Monatsschrift Band 31 Heft 1 und 2.

Briefwechsel zwischen Hamann und Lavater. Mitgeteilt von H. Funck. Ein höchst interessanter, für die Charakteristik beider Männer sehr wichtiger Briefwechsel, dessen Wert weit weniger in den hier mitgeteilten Einzelheiten als im Ganzen des Tons und Ausdrucks liegt. Den neuen Briefen gehen voran: A. Lavater an Hamann, Zürich, 26. Dezember 1777, Antwort auf Hamanns ersten verlorenen Brief, zuerst gedruckt in der „Deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben" 1852 S. 371. — B. Hamann an Lavater, Königsberg, 18. Januar 1778 aus Hamanns Schriften 5, 273. Die Briefe selbst bilden eine lückenlose Reihe: 1. Lavater, 14. April 1778 abgesandt. Tagebuchartig, aus dem Februar, März und April. Schilderung seines Lebens. Über den Abschluß der Physiognomik. „Da ist mir nun eine große Last ab, wofür ich Gott danke. Der Witzler Lichtenberg steht zwar schon wie ein Drache bereit, einen Strom Wassers zu gießen gegen das Kindlein — oder wie er sagt, zu stürzen das vierte Stockwerk meines babylonischen Thurmes." — Hamann, 6—21. Januar 1779 klagt über die lange Unterbrechung seiner

Autorschaft. Über seine Trägheit. Über Lavaters Jonaspredigten, über dessen Aussichten in die Ewigkeit. — Über Steinbarts System der reinen Philosophie. — S. 18 Anmerkung Brief von Goethes Mutter an Lavater über seine Jonas-Predigten erwähnt. — 3. Hamann, 29. August 1783 „Ihr Pontius Pilatus ist mir ein monumentum perennius als eine silberne Schaumünze. Über seinen „Todtenschlaf" als Autor. Über seine dürftige äußere Lage. Über seinen geringen praktischen Sinn. Über seine Lektüre. Über Lavaters „Theologischen Briefwechsel eines Layen." „Wir erwarten hier Garvens Recension, die in den Göttingischen Zeitungen verstümmelt sein soll, über Kants Kr[itik] nach ihrem vollen Inhalt in der Allgemeinen Bibliothek". Über Mendelssohns „Jerusalem." — 4. Lavater, Richterschwil, 25. März 1784. Über seine Werke: Der dritte Teil des Pilatus; Herzenserleichtungen; Ein ungedrucktes Werk „Einmaleins" [darüber S. 27 Anmerkung eine Nachricht aus einem Brief Lavaters an J. G. Schlosser 7. Oktober 1786]. Über „Jerusalem", über Häfelis Berufung nach Wörlitz. — 5. Hamann, 2. Mai 1784. Über seine damaligen Arbeiten. Über Hahns Postille. — 6. Lavater, 20. Oktober 1784. „Ihr Kornreiches, mir jedoch nach dreymahligem Lesen noch nicht gantz verständliches Golgatha und Scheblimini, welcher Name mir ebenfalls undeschifrirbar ist." Empfiehlt Buchholz aufs wärmste.— 7. Lavater, 27. Oktober 1784. Über Nathanael Hill. Ausführlicher über Golgatha, das er aber noch nicht ganz verstehe. Billigt nicht alles. Nochmals enthusiastisch über Buchholz. Abschluß des 3. Bandes der Messiade, den er „seine süßeste Arbeit auf Erden nennt." — 8. Hamann, 13.—15. November 1784. Über seine Freundschaft mit Herder und Jacobi. Über Hill. Verteidigung von Golgatha. „Es thut mir noch bis auf den heutigen Tag und diese Stunde nichts leid, was ich geschrieben — um dem Motto des Jeremias Genüge zu thun, und dem Charakter eines Predigers in der Wüste. Öffentliche Schriften lassen sich eben so wenig, als Münzen, aus reinem Metall prägen, sondern müssen mit unreinem versetzt oder legiert werden. Sie selbst . . . haben durch Ihr günstig Urtheil über Jerusalem in Ihrem vorigen Brief und noch mehr unser Kritiker der reinen Vernunft ohne es zu wissen meiner sancta simplicitas Zunder zugetragen. Lavaters Bild werde er Hippel schenken. — 9. Hamann, 20. Dezember 1784. Über das „Geschenk" von Buchholz und den ungeheuren Eindruck, den es auf ihn gemacht. Über das Studium Spinozas. Plan zu der Reise nach Münster. Erklärungen zu Golgatha. Über Kants Aufsatz: „Was ist Aufklärung?" — 10. Hamann, 10. April 1785. Über Hill, Kants Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Reiseplan. Mendelssohn. „Schade um so manche Lücke in Lessings theol. Nachlaß." — 11. Lavater, 8. Mai 1785. — 12. Hamann, 22. September — 3. Oktober 1785. Über Jacobis Spinoza. — 13. Lavater, 29. Oktober 1785.

Lohmeyer K., Max Toeppen. (Nekrolog.)

Sitzungs-Berichte der historischen Gesellschaft zu Berlin 1894 Nr. 1.

Skizze eines Vortrags von Gebhardt über „Wilhelm v. Humboldt als Gesandter in Wien 1810—1813".

„Brandenburgia." Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin 1894 Nr. 10.

Bericht über einen Vortrag von Stadtrat Friedel „zur Eulenspiegel-Legende mit besonderer Rücksicht auf Berlin und die Mark Brandenburg." 3. Kapitel einer Wanderstudie „Mölln und Till Eulenspiegel."

Meyer Ferdinand, Die auf Befehl Friedrichs des Großen durch Henkershand verbrannten Schriften. Voltaires Histoire du Docteur Akakia

und die Schrift „Kurzer doch gründlicher Beweis, daß das Königreich Böhmen Sr. Königl. Majest. in Preußen zustehe."

Lemke Elisabeth, Die Hohenzollern in neuester Mythenbildung.

Beiträge zur Kunde Ehst-, Liv- und Kurlands, herausgegeben von der Ehstländischen Literärischen Gesellschaft Band 4 Heft 4.

Bienemann Fr. jun., Das Tagebuch des Generals von Hallart über die Belagerung und Schlacht von Narva 1700.

Berichtigungen und Nachträge zu den Mitteilungen über die Medicinalverhältnisse Alt-Revals. (Aus dem Nachlasse des weil. wirkl. Staatsrats Dr. J. W. Dehio.)

Nottbeck E. v, Fragment einer Revaler Chronik. Vortrag, gehalten in der ehstländischen literärischen Gesellschaft den 16. März 1894. Aufzeichnungen aus den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts.

Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands Band 10 Heft 3. Der ganzen Folge 32. Heft.

Hipler F., Geheimrat Joseph Bender. Ein Lebensbild. Forscher auf dem Gebiete der allgemeinen wie speziell der preußischen und ermländischen Geschichte, Professor am Lyceum Hosianum zu Braunsberg, 31. Juli 1815 bis 8. Dezember 1893. Abdruck seiner bis zum Mai 1888 reichenden „Erinnerungen aus meinem Leben" und eines von ihm selbst angelegten Schriftenverzeichnisses. Würdigung.

Erzgebirgs-Zeitung Jahrgang 15 Nr. 5 und 6.

Nowack W., Zur Geschichte und Sage der königl. Stadt Kaaden.

Urban M., Königswarter Sagenschatz 1—10.

Freiburger Diözesanarchiv Band 23.

König, Beiträge zur Geschichte der Universität Freiburg. Rektorat und Prorektorat. König veröffentlicht hier zum erstenmale die Articuli officii Rectoris, eine nach eigener Angabe von dem hochverdienten Theologen Jodocus Lorichius, der selbst achtmal die Rektoratswürde bekleidete, im Jahre 1580 angefertige, 28 Paragraphen umfassende Zusammenstellung der wichtigeren amtlichen Befugnisse, Auszeichnungen und Thätigkeiten, welche dem Haupte des Corpus academicum zukommen. Als Beilage folgen kurze Mitteilungen über den ersten Rektor, über einzelne Vorkommnisse in der Geschichte des Rektorats und als Abschluß die Series Rectorum et Prorectorum (1460—1892).

Mayer J., Pater Karlmann, Pfarr-Rektor zu Breisach und Prior zu St. Peter. Ein Lebensbild aus dem 17. Jahrhundert.

König, Beitrag zur Geschichte der Albertinischen Hochschule. König ediert hier ein ihm vor kurzem in die Hände gefallenes Dokument, verfaßt nach dem Tode der Kaiserin Maria Theresia, welches das Urteil der damaligen Zeit über das Gute der von dieser Kaiserin angeordneten Reformen der Hochschule repräsentiert. Der Verfasser der Schrift verschließt jedoch seinen Blick der Kehrseite nicht; insbesondere „seien mit den Jesuiten viele gute Anstalten aufgehoben und vieles sei seither bei der Universität allmählich verschlimmert worden."

Jahrbuch des historischen Vereins des Kantons Glarus Heft 29.

Tobler G., Pauli Schullers Lied 1568.

Monatsschrift des historischen Vereins von Oberbayern Jahrgang 3 Nr. 5.

Bericht über die Monatsversammlung am 2. Mai 1894. Vortrag von Friedrich Schmidt über die Aufführung eines Münchener Jesuitendramas im 16. Jahrhundert. 1577 wurde bei Gelegenheit der Anwesenheit zweier österreichischer Erzherzoge auf Veranlassung des Herzogs Albrecht V. unter Teilnahme des ganzen Hofes, der Münchener Bürgerschaft und zahlreicher Fremden

von den Zöglingen des Gymnasiums ein Drama Esther aufgeführt, das sich auf 3 Tage verteilte und das nebst den Verzeichnissen der auf der Bühne thätigen und bei einem gleichzeitig veranstalteten Festzug beteiligten Personen und Gruppen in einer Handschrift der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek erhalten ist. In der an den Vortrag sich anschließenden Debatte hob Trautmann hervor, daß das Hauptverdienst an der glänzenden Ausführung solcher Umgangsspiele wie Esther dem Hofmaler Friedrich Sustris und dem Hofrate Ludwig Müller gebühre. — Dasselbe Drama ist jetzt analysiert und gewürdigt in dem Buche von Schwartz S. 139—166 vgl. unten S. 479.

Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Neue Folge Band 9 Heft 2.

Baumgarten F., Aus dem Gengenbacher Klosterleben. (Protocollum Gengenbacense) Schluß. Das letzte Drittel des fünften Abschnitts, von Augustinus Dornblüth verfaßt und die Jahre 1719—23 behandelnd. Auszüge aus „den etwas geschwätzigen Aufzeichnungen des gelehrten Paters."

Roth F. W. E., Otto Brunfels. Nach seinem Leben und literarischen Wirken geschildert. Umfassende monographische Darstellung. Anlagen. 1. Vorwort aus Brunfels annotationes. Straßburg 1535. — 2. Vorwort aus den Pandectorum veteris et novi testamenti libri XII. Straßburg 1528. — 3. Vorwort aus dem Jatrion medicamentorum simplicium. Straßburg o. J. Datiert Argentorati 18. Marcij. Anno 1533.

Funck H., J. G. Schlossers Cirkularcorrespondenz. Berichtigung der Vermutungen Pfannenschmids in seiner Ausgabe von G. K. Pfeffels Fremdenbuch S. 32/33 aus handschriftlichen Quellen.

Österreichisches Jahrbuch Band 18.

Trura H. M., Hedwig Wolf †. Eine literarische Frauengestalt Österreichs. Tochter des Romanisten Ferdinand Joseph Wolf, geb. zu Wien 15. April 1831, gestorben 3. Januar 1893. Seit 1857 schriftstellerisch thätig, zuerst unter dem Pseudonym Louise Thal. Freundin von Faust Pachler. Zwei Briefe an Dr. Wilkens, vom 29. Dezember 1880 und 29. Dezember 1881. Mit der spanischen Schriftstellerin Fernan Caballero befreundet, von deren Werken sie einige übersetzte. Verzeichnis ihrer Original-Arbeiten und ihrer Übersetzungen aus dem Spanischen.

Drei Erzählungen aus dem Nachlasse der Schriftstellerin Hedwig Wolf: Der heilige Dreikönigstag. Eleonore von Aquitanien (frei nach dem Spanischen). Ein Brüderpaar. Original-Erzählung.

Helfert J. A. Frhr. v., Graf Leo Thun k. k. Gubernial-Präsident in Böhmen. Fortsetzung der Biographie Thuns. Zunächst aber blos Schilderung der revolutionären Vorgänge in Prag im Jahre 1848 mit Benützung neuer Quellen. Mancherlei über die deutschböhmischen Schriftsteller, Mitrowetz, Uffo Horn, Moritz Hartmann (S. 135 Anmerkung über ihm zugeschriebene Artikel der Augsburger Allgemeinen Zeitung), Alfred Meißner (Ergänzungen und Berichtigungen zu dessen Selbstbiographie) Springer u. a.

Reinhart H., Wien zu meiner Zeit. Ein Rück- und Umblick.

Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Oesterreich Jahrgang 15 Heft 1.

Loesche G., Die evangelischen Kirchenordnungen Österreichs. Die Kirchenordnung von Joachimsthal in Böhmen 1551. Abdruck der von Mathesius im Jahre 1551 aufgesetzten Kirchenordnung, die als Anhang zu dessen großer „Postilla" zuerst 1567 erschienen war, nach der Ausgabe Nürnberg 1570.

Unger Th., Über eine Wiedertäufer-Liederhandschrift des 17. Jahrhunderts. (Fortsetzung. Vgl. Jahrbuch 1892 S. 136.) Die Täufer-Lieder, nach

Ländern geordnet. Kärnten. Mähren. Das umfangreiche „Pribitzer-Liedt“ wird abgedruckt. Es giebt ein sehr anschauliches Bild von den Schicksalen der Wiedertäufer in Mähren während und nach der böhmischen Rebellion und von ihrer Flucht in den Jahren 1619—1622.

Bossert G., Noch einmal Hans Bünderlin. Stellt in Ergänzung zu Nicoladoni (vgl. oben S. 387 f.) die Identität von Hans Bünderlin und Hans Vischer oder Vischers Sohn aus Linz aktenmäßig fest.

Bossert G., Johann Durchdenbach, ein österreichischer Exulant im württembergischen Kirchendienste. 1600 aus Purgstein in Steiermark vertrieben, seit 1601 Prediger in Württemberg, 1633 in Mühlheim am Bach gestorben. War auch Dichter.

Scheuffler, Die evangelisch-lutherischen Pfarrer in Karlsbad vor der Gegenreformation. Polemik gegen Jahrbuch 1893 S. 241.

Scheichl F., Bilder aus der Zeit der Gegenreformation in Oesterreich. 1. Bekehrungsarten.

Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen Jahrgang 8 Heft 3/4.

Meinecke F., Drei Denkschriften Boyens über Polen und Südpreußen aus den Jahren 1794 und 1795. I. Ansichten über Polen. (Geschrieben im Winter 1794). II. Über das Entstehen der polnischen Revolution. (Geschrieben 1795.) III. (Geschrieben im Juni 1795).

Landsberger J., Aus der Medicinalverwaltung Posens am Ende des vorigen Jahrhunderts.

Kohte J., Ode der A. L. Karschin an die evangelische Gemeinde Tirschtigel. Die Karschin schmückte die 1780—81 erbaute Kirche des Ortes, in dem sie erzogen worden war, mit zwei Ölbildern, die sie mit der hier abgedruckten Ode übersandte.

Aus den Sitzungsberichten. Skladny, Die deutsche Dichtung in der Provinz Posen vom 16. bis 18. Jahrhundert (Sitzung vom 14. Februar 1893). Kommt über ein Namenverzeichnis nicht hinaus.

Prümers, Über den Posener Frauen- und Mädchenverein im Jahre 1815. (Sitzung vom 12. September 1893). Der Aufruf zur Gründung von Johanna v. Haza, Posen, 29. Mai 1815 und ihr Brief an den Oberpräsidenten Zerboni di Sposetti, Lewiz bey Schilln, 14. Juni 1815.

Reutlinger Geschichtsblätter. Mitteilungsblatt des Sülchgauer Altertumsvereins Jahrgang 5 Heft 2.

Schön Th., Zwei Schilderungen der Reutlinger Marienkirche aus dem 16. und 17. Jahrhundert und eine Liste der Reutlinger Prediger von 1519 bis 1719.

Josenhans Th., Zum Artikel „Tübinger Studenten aus der Steinlach vor der Reformation“ im Jahrgang 4 Nummer 6.

Schmid, „Gomaringer Statutenbüchlein de anno 1539.“ Sittengeschichtlich interessant.

Weitzenmajer E., der Name Reutlingen.

Schmoller, Urkundliches betreffend das ehemalige Augustinereremitenkloster in Tübingen (Fortsetzung). Nr. 76—79, 1532—1537.

Schön Th., Die Reutlinger Patrizier- und Bürgergeschlechter bis zur Reformation (Fortsetzung) Nr. 413 von Jungnau bis Nr. 427 Karrhaus.

Tübinger Studenten aus der Steinlach. Nachträge zu 1893. Nr 6.

Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock Heft 1.

Koppmann K., Zur Geschichte der dramatischen Darstellungen in Rostock im 16. und 17. Jahrhundert.

Neues Archiv für sächsische Geschichte und Altertumskunde Band 15 Heft 1 und 2.

Ermisch H., Die sächsische Geschichtsforschung in den letzten dreißig Jahren.

Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg Jahrgang 20.

Radlkofer M., Die humanistischen Bestrebungen der Augsburger Ärzte im 16. Jahrhundert. Mit Benutzung von Robert Hoffmanns Aufzeichnungen. Adolf Occo I. 1447—1503 war mit Reuchlin, Dalburg, Rudolf Agricola befreundet, Konrad Celtes und Sebastian Brant richteten Verse an ihn. — Adolf Occo II. 1494—1572. — Adolf Occo III. 1524—1606. — Joseph Grünpeck, geb. um 1473, gest. um 1540. Über dessen zwei lateinische Komödien. — Sigmund Grimm, 1511 als Stadtarzt in Augsburg angestellt, um 1532 gestorben. — Christoph Wirsung 1500—1571. Über dessen Übersetzung des Romans von Calixt und Melibia. — Achilles Priminius Gasser 1505—1577. — Johannes Moibanus 1527—1562. — Leonhard Rauwolf (Dasylycus), gest. 1596 oder 1606. — Georg Henisch 1549—1618. Über dessen Teutsche Sprach und Weisheit 1616.

Werner L., Augsburger Stammbücher aus dem 18. Jahrhundert. 33 Stammbücher aus dem Verlauf des Jahrhunderts in der Bibliothek des Vereins (kulturhistorisch bemerkenswert). Allgemeine Charakteristik. Verschiedene Typen. Studentische Sitten und Unsitten. Gedicht vom 22. Dezember 1731: „Die Jenaische Straßenräuberei." S. 67 Verzeichnis der mit Vorliebe zitierten Dichter. Schiller und Goethe fehlen, „obwohl schon der Beginn einer großen Anzahl Stammbücher in deren Zeit fällt". S. 69 Lateinischer Eintrag von Gellert, 10. Januar 1767. S. 70 Verzeichnis der Besitzer. Charakteristik der einzelnen Stammbücher und deren Besitzer. In Gottfried Heckings Stammbuch Ulm 1713 ein Eintrag eines Martin Miller, theol. cult., der nicht der Vater des Siegwartdichters ist, wie Werner vermutet. S. 79 ff. Album des Phil. Christoph von Stetten, mit dem Jahre 1731 beginnend, und seines gleichnamigen Sohnes, 1775 beginnend. Letzterer studierte in Göttingen und versah die Eintragungen seiner Commilitonen später mit Randbemerkungen über ihren weiteren Lebenslauf.

Radlkofer M., Bernhard Heupold, Präzeptor an der Studienanstalt St. Anna zu Augsburg, und sein Verzeichnis der daselbst wirkenden Lehrer, fortgesetzt von den Rektoren Crophius und Beyschlag. Heupold ist um 1560 geboren, wirkte seit Ende 1589 an der Lateinschule St. Anna in Augsburg und ist wahrscheinlich 1625 gestorben. Verzeichnis und kurze Würdigung seiner zahlreichen Schriften. Das Verzeichnis der Lehrer von 1531—1741 mit Anmerkungen des Herausgebers.

Schröder A., Der Humanist Veit Bild, Mönch bei St. Ulrich (1481—1529). Ein Lebensbild dieses Humanisten auf Grund seines reichen Briefwechsels, der im Archiv des bischöflichen Ordinariats in Augsburg aufbewahrt wird, und Übersicht über die Briefe, die allgemeineren Interesses sind, in Regestenform. Unter den Korrespondenten seien Heinrich Bebel, Luther, Thomas Murner, Otmar Nachtgall, Johann Ökolampad, Konrad Peutinger, William Pirkheimer, Georg Spalatin besonders hervorgehoben. — Anhang. Achtzehn ungedruckte Briefe aus der Briefsammlung Veit Bilds, herausgegeben von B. Gundl. Prior und Konvent an den Kaiserlichen Kaplan Sixtus, 17. Mai 1715. — Otmar Nachtgall an Veit Bild, 10. Juni 1515. — Spalatin an Bild, 2. September 1518. — Bild an Luther, 21. September 1518. — Ökolampad an Bild, Ende 1518. —

Spalatin an Bild, 10. Dezember 1518. — Ökolampad an Bild, 1519. — Spalatin an Bild, 11. April 1519. — Bild an Luther, 16. April 1520. — Ökolampad an Bild, 13. Dezember 1521. — Spalatin an Bild, 10. August 1522. — Bild an Spalatin, 22. August 1522. — Spalatin an Bild, 16. Oktober 1522. — Bild an Ellenbog, 28. Januar 1524. — Spalatin an Bild, 15. Juni 1524. — Frosch an Bild, Sommer 1524. — Ökolampad an Bild, 23. Oktober 1524. — Für Georg Geiser, Lehrer bei St. Ulrich, an den Prälaten, Anfang 1526.

Anzeiger für Schweizerische Geschichte Neue Folge Jahrgang 25 Nr. 1/2.

Escher H., Zwinglis Gutachten über ein Bündnis mit Konstanz, Lindau und Straßburg. Sommer 1527. Verteidigt diese Datierung gegen Strickler, der das Gutachten in den Sommer 1529 verlegt.

Sprecher Th. v., Ein Breviarium von Chur. Ein Druck aus dem Jahre 1490.

Archiv des Vereines für siebenbürgische Landeskunde Neue Folge Band 25. Heft 1.

Seraphin F. W., Aus den Briefen der Familie v. Heydendorff. (1737—1853). 228 Briefe aus der Zeit von 1737—1784. Für die Kulturgeschichte Siebenbürgens und Österreich-Ungarns überhaupt sehr wertvoll. Allgemeines und speziell Literarisches wenig. Aus Medwisch 6. April 1758 schreibt Michael v. Heydendorff d. Ä. seinem Bruder Karl, Unterlieutenant in der österreichischen Armee auf dessen Verlangen das Gedicht „So ruht mein Geist in heil'gen Stillen" ab und verlangt seinerseits von ihm die Übersendung des Messias. — Derselbe, damals Kanzlist bei dem Directorium Oeconomicum in Natione Saxonica, an seine Frau, Hermannstadt 4. Mai 1759 „[Der Herr Kirtscher] möchte sich bei dem Herrn Haner [einem Buchhändler?] erkundigen, ob er nicht Lust hätte, 12 „Gespräche im Reiche der Toten" das Stück vor 59 den., an sich zu kaufen? Woferne er Lust darzu hat, soll er mich baldigst berichten und das Geld davor hereinschicken, so will ich ihm solche hinausbefördern, ehe noch solche ein Anderer aufkauft." — Derselbe tröstet seine Frau (Hermannstadt, 13. November 1759) über sein langes Fernbleiben. „. . . Ich tröste mich auch oft mit den Exempeln andrer Leute und sehe, daß ich diese Last nicht alleine zu tragen habe . . . Der große König in Preußen sieht seine Gemahlin in ganzen Jahren nicht, und sie muß darzu ihren Herrn einer täglichen schrecklichen Todesgefahr ausgesetzet sehen." — Derselbe läßt seine Frau nach Hermannstadt zu den Comödien kommen 4. April 1761. — S. 76 ein von demselben verfaßtes „Abendlied." — S. 99. Martin v. Herrmann, seit 1760 Fähnrich bei Waldeck, schreibt an seine Schwägerin, Kronstadt, 17. September 1764, daß er „des Creutzbergs ‚Betrachtungen' in Kronstadt nirgends auftreiben kann. Einer von den hiesigen Kaufleuten hat mir versprochen, wegen dieser Bücher nach Hermannstadt zu schreiben und, wann sie sollten zu haben sein, mir dieselben zukommen zu lassen." — Lieutenant Josef v. Heydendorff, 1760—66 bei der ungarischen adeligen Garde in Wien, an seinen Bruder Michael, Wien, 11. November 1764: „Klagt über das schlechte Avancement. „Unsre Poeten und Redner haben so lange von dem geschätzten Nichts der Ehre geschrieben, bis und daß nun ein jeder Schneidergesell Officier werden will, und Alles voll ist mit Sollicitanten." — S. 118 Sinngedichte auf Kaiser Joseph während seiner Anwesenheit in Siebenbürgen im Jahre 1773. — S. 128 Anmerkung: Abdruck der „Bei der Beerdigung des selig verstorbenen Tit. Herrn Burger-Meister Daniel Conrad von Heydendorff abgesungenen Arien und Lieder" von den Stadt-Cantor in Mediasch Simon Brantsch aus dem Jahre 1777. —

S. 136 Die Bitte auf auswärtigen Universitäten zu studieren wird vom Kaiser abgeschlagen wegen des Kriegs 1778. — S. 137 Über die Studienverhältnisse in Preßburg. — S. 139, 145 ff., 149 f., 153 f., 156 f., 161 f. Über Tübingen und die dortigen Studien 1778. — S. 140 Gratulationsgedicht eines stud. theol. Martin Richter an Michael v. Heydendorff d. Ä. in Form eines Altars, „auf welchem Holzscheite aufgeschichtet sind, aus denen eine Flamme emporlodert." — S. 157 Ein Gratulationsgedicht eines jungen Heydendorff aus dem Jahre 1780. — Major Carl v. Heydendorff an Pfarrer Czirbes, Rebrisora 29. Juli 1783: Selbstcharakteristik. „Übrigens ist meine wahre Denkungsart in des Gellerts „Bitte", vollkommen geschildert. Gemeint ist das geistliche Lied „Bitten", das auch in das Kronstädter Gesangbuch aufgenommen ist. — S. 226, 234 f., 237 f. Über die Studien in Maros-Vásárhely.

Unser Vogtland. Monatsschrift für Landsleute in der Heimat und Fremde Band 1. Heft 1.
Mosen R., Julius Mosen.

Deutsche Rundschau 1894.

April. Aus Klopstocks letzten Jahren. Aufzeichnungen eines Italieners. Giuseppe Acerbi (1773—1846), der spätere Herausgeber der Biblioteca Italiana, wurde August 1798 durch Sieveking bei Klopstock eingeführt und besuchte ihn im November und December 1800 mehrere Male. Über diese Gespräche liegen Aufzeichnungen in französischer Sprache vor (in Acerbis Nachlaß auf der Stadtbibliothek in Mantua), welche hier in Übersetzung mitgeteilt werden. Das erste Gespräch 21. August 1798 über den Messiasübersetzer Zigno, über Cesarotti, Denina, Fügers Bilder zu Messias. In den folgenden Gesprächen aus dem Jahre 1800 sucht Acerbi Klopstocks Meinung über die wichtigsten deutschen Dichter zu erfahren, was ihm auch gelingt. Wieland, den Klopstock sehr hochstellt, Goethe, Pfeffel, Voß, Schiller, Geßner, Jean Paul, (Voltaire). Der schroffe Gegensatz zu Schiller und Goethe tritt zu Tage. Daneben über metrische Dinge, besonders bei der Lektüre einzelner Stellen des Messias, wobei Klopstock das Deutsche, Acerbi die italienische Übersetzung des Zigno las. Eine Fülle der feinsten Bemerkungen; Lob der italienischen Sprache. — Alessandro Luzio in Wien wird den Briefwechsel Acerbis mit einigen seiner Zeitgenossen, mit Alexander v. Humboldt, Fr. v. Staël, A. W. Schlegel, Witte, Niebuhr u. a. veröffentlichen und mit einer ausführlichen biographischen Studie begleiten.

Mai und Juni. Hanslick E., Aus meinem Leben (Fortsetzung). Gründung der Neuen Freien Presse. Charakteristik Friedländers und Ettiennes. Über Strauß und Lanner nach den Erzählungen von Strauß dem Sohne. Charakteristik Wilhelm Scherers, briefliche Äußerung von ihm über Teschenberg, mündliche über Richard Wagner. Anekdote von Stephen Heller über Heine. Begegnungen mit Bodenstedt, Liszt, Putlitz. Verkehr mit Auerbach in Marienbad 1879. Aus Briefen Auerbachs. Schelling in Karlsbad. — Verkehr mit Laube; dessen Rivalität mit Dingelstedt. Vieles über Richard Wagner.

Mai. Grimm Hermann, Achim von Arnims Briefwechsel mit Clemens Brentano (Aus Anlaß des 1. Bandes des von Grimm und Steig herausgegebenen Werkes.)

Preyer W., Handschrift und Charakter. Zur Psychologie und Physiologie des Schreibens. Wünscht die Goethe zugeschriebenen Äußerungen über Graphologie beglaubigt zu sehen. „Vielleicht finden sich im Goethe-Archiv zu Weimar die

Belege.“ Über Lavater. Über die Schrift von Alexander von Humboldt, E. von Hartmann, Schopenhauer, Ida von Düringsfeld, F. A. Wolf, Laube, Klopstock, Fritz Reuter, Bodenstedt, Freiligrath, Hegel, Schelling, Geibel, Richard Wagner, Goethe. S. 283 „Eine der harmonischsten, die jemals ein Mensch gehabt hat, und zwar nicht allein bezüglich der Größenverhältnisse, der Buchstaben zu einander ist die von Goethe im reiferen Alter“.

Schmidt E., Rudolf Lindau.

Juni. Legras J., Heinrich Heine in Paris. Neue Briefe und Urkunden aus seinem Nachlaß. Erzählt zuerst launig seine Forschungsgänge. Seinen Besuch bei M. Xavier Marmier u. a.; Von M. Bourdeau erhielt er durch Zufall ein Packet Papiere aus Heines Nachlaß, das sich bei dem Verleger Calmann Lévy vorgefunden hatte und von diesem an Bourdeau gegeben worden war mit dem Ersuchen nachzusehen, ob es Material für einen neuen Band von Heines Werken enthalte. Dazu kamen noch Briefe an Mignet von andrer Seite. Französische Übersetzungen verschiedener Werke von Heine, teils von diesem selbst herrührend, teils von ihm blos corrigiert, wurden einstweilen bei Seite gelegt. I. Die Verse. Ein zusammenhängendes aber lückenhaftes auf dünnem Papier geschriebenes (also zur Versendung bestimmtes) Mannskript mit folgenden Gedichten: Citronia, aus dem 8 ungedruckte von den Herausgebern ausgeschiedene Verse mitgeteilt werden; König Langohr, Elster 2, 192; Wälsche Sage (Schloßlegende, Strodtmann 17, 254); Der neue Alexander, Elster 2, 173; Das Hohelied 2, 34; Das Lied der Marketenderin 2, 115; 1. Sonett. Sie küßte mich mit ihren falschen Lippen 2, 105; Welcher Frevel 2, 40; Aus der Zopfzeit, Fabel, 2, 153; Duelle, 2, 74; An Eduard G. 2, 79. Kleine Varianten werden mitgeteilt. II. Die Briefe. Der Herausgeber sucht nachzuweisen, daß Gedichte und Briefe aus dem Packet stammen, das Friedland dem Herzog von Grammont im Jahre 1868 zum Kaufe angeboten hatte. S. 356 ein Billet Heines an die Fürstin Belgiojoso, Paris, 11. April 1835 im französischen Original-Text, während die übrigen Briefe leider blos in deutscher Übersetzung mitgeteilt sind. Aus dem Billet schließt Legras mit Recht, daß Heine durch die Fürstin an Thiers empfohlen wurde und schon damals von diesem die Pension erhielt. Ein zweites Billet an die Fürstin, wenige Tage vorher geschrieben, mit einem schwärmerischen Urteil über eine unbekannte Dame. — An Mignet, Boulogne sur mer, 2. Dezember 1835, indirekt an die Fürstin gerichtet, die seine Beziehungen zu Mathilde nicht billigt. — An Mignet, Amiens, 1. September 1836, indirekt an Thiers gerichtet, voll Bewunderung für diesen. — An die Fürstin, Aix, 30. Oktober 1836. Ein Brief von seltener Offenheit über seinen damaligen Seelenzustand, einer der wenigen descriptiven Briefe des Dichters. — An Mignet, 20. Oktober 1843. An Mathilde. Hamburg, 23. August 1844; Hamburg, 25. September 1844. — Der von Strodtmann unterdrückte Anfang des Briefes an Campe, Paris, 19. Dezember 1844 nach einer vorliegend französischen Übersetzung des Originalentwurfs, Geldsachen betreffend. — 10 Briefe an seinen französischen Verleger Michel Lévy aus den Jahren 1855 und 1856 (23. Mai, 3. Juli, 3. August, 4. Oktober, 8. Oktober, 6. Dezember, 11. Februar; die anderen undatiert) den Fortgang und die Correkturen der französischen Ausgabe seiner Schriften betreffend. Der Brief vom 11. Februar 1856 ist der letzte bis jetzt bekannte von Heine. Ein undatierter Brief, wahrscheinlich gleichfalls an Lévy gerichtet, betrifft Cuvillier-Fleurys Kritik der Lutèce und der Allemagne im Journal des Débats 15. April 1855.

Nord und Süd 1894 April.

Kohut A., Agnes Franz. Eine biographisch-literarische Studie. Zu ihrem hundertsten Geburtstage.

Deutsche Revue 1894.

April und Mai. Johanna Kinkel, Erinnerungsblätter. Geschrieben Ende 1849. Am 2. Juli erhält sie die Nachricht von der Gefangennahme ihres Gatten und reist von Bonn nach Karlsruhe, um dort für dessen Freilassung zu wirken. Auf der Reise Erinnerungen an Simrock, Geibel, Ernst Ackermann, Willibald Beyschlag, Alexander Kaufmann, Emilie von Binzer, Freiligrath. Besuch bei Gottfried im Kerker. Ihr Brief an die Prinzessin von Preußen um Kinkels Begnadigung. Rückkehr nach Hause. Ihr Brief an von der Gröben. Unternimmt eine zweite Reise nach Karlsruhe.

April. Erinnerungen aus dem Leben von Hans Viktor von Unruh. Herausgegeben von H. von Poschinger. Rein politisch.

Ungedrucktes aus dem Nachlasse von David Friedrich Strauß. II. Gedanken über Schillers Wallenstein. 1. Die Grundidee. 2. Die Charaktere. 3. Die Gliederung des Gedichts.

Mai. Blind K., Auch eine Erinnerung an Lothar Bucher. Mit einer Erwiderung von H. v. Poschinger.

Althaus F., Ungedruckte Briefe von Ferdinand Gregorovius. An Althaus gerichtet: Gregorovius war gegen die Publikation seiner Briefe. Auch Althaus nahm er das Versprechen ab, dafür zu sorgen, daß sein Briefwechsel mit ihm nicht veröffentlicht werde. Daher nur eine kleine Auswahl. „Keiner derselben verrät ein Geheimnis von Thatsachen oder Gefühlen, keiner enthält Bemerkungen, die nach irgend einer Seite kränken oder schmerzlich berühren könnten.“ Manches Persönliche. Wenig Literarisches. 1. Roma, 8. Januar 1854. Über seine Reise nach Sizilien. Über sein Buch Korsika ... „dagegen ruhen meine „Eumeniden“ — ich finde, es ist ein unorganischer Punkt in dem Stoffe, der sich nicht überwinden läßt, und deshalb will das Ding immer in das Unbändige umschlagen. Ich werde wohl bald Lust zu den poetischen Fresken Amor und Psyche verspüren, aber Gott weiß, ob ich noch etwas Poetisches zu Stande bringe; ich habe zu viel Respekt vor dem Vollendeten und möchte nicht gerne Mittelmäßigkeiten vermehren.“ — 2. Roma, 21. April 1854. „Korsika .. Wäre es vor sechs Monaten erschienen, so würde es in eine dumpfe Zeit gefallen sein und hätte sich wie eine erzene Schlachttrompete können hören lassen. Nun kann's lange trompeten, das Kalbfell und die Kanonen von Papier machen es mausetot. Indessen ist es doch da und kann aus dem Register der Lebendigen nicht mehr gestrichen werden. Ich hoffe, es wird auf das Gemüt der Jugend guten Eindruck machen. Als eine Art von korsischem Plutarch habe ich es mir gedacht“ ... Plan einer Kultur-Naturnovelle. — 3. Rom, 24. Juni 1862. „Eine sogenannte bürgerliche Existenz wird mir, als etwas meinem Wesen wenigstens nicht Notwendiges, niemals mehr werden, und schon der bloße Gedanke an den täglichen Beruf eines Amtes macht mir Widerwillen. Über die Geschichte der Stadt Rom. — 4. Rom, 18. Dezember 1870. Über den Abschluß dieses Werkes. — 5. München, 2. November 1872. Über dasselbe, über sein Gedicht „Euphorion“. — 6. München, 19. Oktober 1878. — 7. Rom, 2. Mai 1879.

Preußische Jahrbücher Band 76 Heft 2.

Haym R., Hermann Baumgarten.

Thesaurus linguae germanicae. I. Von Hermann Grimm. II. Aus Herders Wortschatz. Von Otto Hoffmann.

Steig R., Briefwechsel zwischen Jakob Grimm und Therese von Jakob. Therese an Grimm, Halle, 7. Juni 1825 mitdem 1. Band der „Volkslieder der Serben.“ Kopitars und Wuks Antheil an ihrem Werke. — Grimm, Cassel, 14. August 1825, Dank für die Sendung. Über deutsche Über-

setzungen im Allgemeinen: „Was Übertragungen insgemein betrifft, so gestehe ich Ihnen heimlich, daß mir die meisten nicht gefallen. Ich mache mich zwar nicht anheischig, alles das bündig zu widerlegen, was sich für gute Übersetzungen sagen läßt, aber meinem Gefühl widerstrebt vieles von dem, was sich selbst in den allerbesten findet. Sie machen mir etwas von dem beengenden Eindruck, den ich in der Gesellschaft eines Blinden oder Tauben empfinde. Kurz, ich begreife nicht, warum viel oder alles verdeutscht werden muß, und meine, daß unsre Nationalität dadurch verdünnt wird; wenigstens was von deutscher Universalheit zu rühmen ist, hat uns in der Poesie den geringsten Nutzen gestiftet." Eingehende Beurteilung von Theresens Übersetzung. Wünscht mehr slavische Wendungen, engeren Anschluß an die metrische Form des Originals, mehr sinnliche Wörter; mehr kleine lyrische Stücke, denen Goethe weit geneigter sei. „Überhaupt ist mir Goethes Urtheil höchst merkwürdig, er beleuchtet den Werth der Volksdichtung strichweise mit klaren Blicken." — Therese, Halle, 9. März 1826. Dank für die Irischen Elfenmärchen. Antwort auf einen verlorenen Brief J. Grimms, in welchem er seine Absicht ausgesprochen, Wuk zum Sammeln und Notiren serbischer Märchen und Sagen zu veranlassen und sie zu deren Übersetzung aufgefordert hatte. Wundert sich über diese Aufforderung. Vertheidigt ihre Übersetzungsweise. „Sie finden die meinige zu deutsch, vermißen die Slavismen. Nach meiner Ansicht aber ist das Ziel einer Uebersetzung so viel als möglich auf den Hörer oder Leser den nämlichen Eindruck hervorzubringen, den das Original macht. Einfach, wahr, müßte daher der Ton dieser Lieder seyn, aller falsche Pathos vermieden, so wie Alles was dem Zuhörer nicht einen Augenblick vergessen lassen kann, daß er sich in fremdem, unheimischem Gebiete bewegt. Und darin [daran?] müßten ihn Slavismen in jedem Augenblick erinnern." — Therese, Halle, 20. August 1826 mit dem 2. Teil der Lieder. Verteidigt neuerdings ihre Methode, besonders die Abweichung von Grimms Ansicht in Bezug auf die Cäsur der fünffüssigen Trochäen. Über Simeon Milutinowitsch und seine von Wuk abweichende Auffassung der serbischen Grammatik und Metrik. — Therese, Töplitz, 9. Juli 1828. Empfiehlt ihren Verlobten Edward Robinson. Über ihre bevorstehende Vermählung und Auswanderung. Entschluß die litterarische Produktion aufzugeben. Über den Tod ihres Vaters. — Grimm, Cassel, 23. Juli 1828: „Der Entschluß, Deutschland und selbst Europa zu verlassen, muß Ihnen sicher schwer gefallen sein, allein ich begreife wohl, wie ihn höhere Rücksichten entscheiden konnten; eines geht dann über alles. So ist es auch in den Augenblicken, wo man die Seinigen verliert; der größte Schmerz, den ich je empfunden habe, war bei dem Tod meiner lieben Mutter, ich mochte damals die Welt nicht ansehen und hätte mein Vaterland gegeben für ihr Leben." — Therese, Halle, 16. März 1830. Schöner, bewegter Abschiedsbrief vor ihrer Abreise nach Amerika. Über ihre Reise, den Tod ihrer Mutter. — Grimm, Göttingen, 14. April 1830. Abschiedsbrief. Schöne Worte über das Heimweh. „Aber das Heimweh gleicht darin der Erinnerung an die Vergangenheit der Jugend, daß wir das in der Nähe und Gegenwart Farblose und Gleichgültige nun im Duft der Ferne erblicken, und mit der Seele daran hängen." Wünscht sich „den andern Welttheil auf kurze Zeit zu bereisen." — Brief von Theresens Bruder, Pforta, 10. April 1834 an Jacob Grimm mit deren Buch Über die indianischen Sprachen Amerikas. — Grimm, Cassel, 27. April 1840. Über Theresens „Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder." Lob des Buches. „Die Geschichte des deutschen Volksliedes, hoffe ich, wird sich noch zu größern Ehren bringen lassen." Ankündigung der Sammlung Uhlands, Tadel derjenigen Erlachs. Über die „frischen Eingänge" der deutschen Volkslieder. Weist sie auf altfranzösische,

altwelsche, finnische und kleinrussische Lieder hin. Es verlaute, Rückert werde eine Verdeutschung des Kalevala wagen, wie er schon andere halsbrechende Übersetzungen geleistet habe. Über das Wörterbuch und die Weisthümer. — Grimm, Berlin, 26. Februar 1844 übersendet ihr den ersten Theil der neuen Auflage der deutschen Mythologie durch den nach Amerika reisenden Friedrich von Raumer. Über Wul. — Die Zwischenbemerkungen Steigs ergeben eine gedrängte Biographie Theresens.

Westermanns Monatshefte Jahrgang 38.

April. Achelis Th., Friedrich Nietzsche.

Mai. Schwarz W., Ein interessantes Porträt. Charlotte von Stein, nach dem in der Sammlung von Dallwitz in Berlin befindlichen Gemälde von Karl Freiherr von Imhoff. Ein nicht ganz vollendetes Miniaturbild auf Elfenbein aus dem Jahre 1776 von ihrem Schwager.

Neue Deutsche Rundschau. Freie Bühne. Jahrgang 5.

Heft 4 und 5. Bie O., Zwischen den Künsten. Beiträge zur modernen Ästhetik.

Heft 5. Hans von Bülows Briefe an Richard Pohl. 16 Briefe 1853 bis 1859. Sehr wichtig, aber wenig Literarisches. Flüchtige Erwähnung von Gutzkow, G. Keller, O. Schade, Dingelstedt u. a.; Charakteristik der Gräfin d'Agoult (Daniel Stern). Erwähnung von Dichtungen Pohls, darunter eine Oper Merlin. Vieles über Liszt und Richard Wagner.

Vom Fels zum Meer 1893/94 Heft 10.

Schwartzkoppen Clotilde von, Louise von François ein Lebensbild. Von einer nahen Verwandten. Aus persönlicher Erinnerung, mit Stellen aus Briefen. Mit einem reizenden Jugendbildnis aus den dreißiger Jahren.

Proelß J., Gottfried Keller als Maler, Besprechung der Publikation von Brun (vgl. oben S. 202). Mit der Reproduktion einer Bisterzeichnung: „Ossianische Landschaft“ und eines Aquarells „Schweizer Waldlandschaft.“

Heimgarten Jahrgang 18.

Heft 7. Rosegger P., Nun kenne ich Heinrich Heine gut genug. Eine Entgegnung.

K. Reiterer, Sagen und Volksmeinungen aus dem Ennsthaler Gebiete.

Heft 8. M. Ist die Dorfgeschichte in der Literatur berechtigt?

Wichner J., Wie Karl Morre uns heimgesucht hat.

Der Höllenbau. Volksmärchen aus Niederösterreich, erzählt von Koloman Kaiser.

Österreich.-Ungarische Revue Jahrgang 9, Band 16.

Heft 1. Herrmann A., Die Geige in der Volksdichtung der Zigeuner Ungarns.

Heft 2. Prem S. M., Schulliteratur. Programme. — Hilfsmittel für den deutschen Unterricht. S. 135 Anmerkung: Daten über den Grafen Paar, den Besitzer der wichtigen Handschriftensammlung, die im vorigen Jahre versteigert wurde. — S. 136 Eine eingehende Untersuchung über Schillers „Anthologie“ haben wir von Innsbruck zu erwarten.

Schweizerische Rundschau Jahrgang 4.

Nr. 4. Vetter F., Das schweizerische Haus im Reformationszeitalter. Vortrag. (Schluß.)

Nr. 5. Ernst A. W., Heinrich Leuthold als Übersetzer.

Westöstliche Rundschau 1894 Heft 3.

Brenner O., Über die deutsche Mundartdichtung.

Deutsche Worte Jahrgang 14 Heft 4.

Natorp P., Pestalozzis Ideen über Arbeiterbildung und soziale Frage. Eine Rede.

Das zwanzigste Jahrhundert Jahrgang 4 Heft 8.

Grotthuß J. E. Frhr. v., Über den Geist der baltisch-deutschen Dichtung und den Lokalismus in der Lyrik. (Schluß).

Christliche Akademie XIX, 3 und 4.

Ein österreichischer Volksschauspieldichter (Anzengruber).

Der neue Curs. Zeitschrift für öffentliche Angelegenheiten Jahrgang 3 Heft 5 und 6.

Max Chop (M. Charles). Deutsche Musiker und Dichter im brieflichen Verkehr.

Deutsche Dichtung Band 16.

Heft 1—5. Ernst Schulze und Adelheid Tychsen. Nach den ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen Schulzes. Fortsetzung der Aufsätze „Ernst Schulze und Cäcilie Tychsen" im 11. und 12. Bande. Bald nach Cäciliens Tod wurde Schulze von einer tiefen, aber nicht erwiderten Liebe zu deren Schwester Adelheid erfaßt, die mit dem Andenken an die Geschiedene zu einer merkwürdigen Doppelliebe verschmolz und hier in einer Reihe psychologisch bedeutsamer Dokumente ausführlich dargelegt wird.

Heft 1. Hoffheinz M., Bei Charlotte Kestner. Eine Reiseerinnerung.

Ein Gedicht Franz Hedrichs „Wen der Erlkönig liebt". Vor etwa vierzig Jahren entstanden.

Heft 2. Die Geschichte des Erstlingswerks: Wichert E., Mein Erstling „Unser General York." Wichert hat „seinen früher (Band 3, 117) in der deutschen Dichtung erschienenen autobiographischen Aufsatz für das im Herbst d. J. erscheinende Werk: „Die Geschichte des Erstlingswerkes" umgearbeitet und erweitert." Die Neuen Mitteilungen hier wiedergegeben.

Heft 3. Die Geschichte des Erstlingswerks: Fontane Th., Das Schlachtfeld von Groß-Beeren. Ein Aufsatz, den er als Unter-Tertianer schrieb und den sein Lehrer Philipp Wackernagel mit „recht gut" censurierte.

Zur Erinnerung an Graf Schack. Der ungedruckte Schluß seiner umgearbeiteten Abhandlung über die Entstehungsgeschichte des „Lothar."

Heft 4 und 5. Die Geschichte des Erstlingswerks: Hopfen H., Wie ich anfing und wie ich in die Literatur kam. Schulerinnerungen: Sein erstes Gedicht gegen den Fürsten Windischgrätz. Über seine Beziehungen zu Geibel, der ihn in die Literatur einführte. Charakteristik Geibels und des ganzen Münchnerkreises.

Heft 5. Hoenig B., Gottfried August Bürger und die deutsche Kunstballade. Zum 100. Todestags des Dichters (8. Juni 1894).

Die Grenzboten Jahrgang 53.

Nr. 15, 16, 17. Bartels A., Nationale Dichtung.

Nr. 16. Das beabsichtigte Heinedenkmal. Schluß: „Nein, für ein Heinedenkmal an den Ufern des Rheins — keinen Pfennig!"

Nr. 23. Düsel F., Gottfried August Bürger. Zu seinem hundertjährigen Todestage († den 8. Juni 1794).

Das Magazin für Literatur Jahrgang 63.

Nr. 10—15. Nietzsche F., Über die Zukunft unserer Bildungs-Anstalten. (Fortsetzung.) In Nr. 14 Schluß: ein interessantes Urteil über Gutzkow und das junge Deutschland.

Nr. 21. Minor J., Über den Hamlet.

Nr. 22. Poppenberg F., Bürger (gest. 8. Juni 1794).

Die Gegenwart Band 54.

Nr. 17. Lahmann J. F. Die Quelle der Adelheidtragödie in Goethes Götz. Findet sie in der Ballade von der Frau von Weißenburg, die Adelheid heißt, Wunderhorn 1, 235, Böhme altdeutsches Liederbuch S. 107. Goethe konnte die Ballade finden in Brotuffs Chronika der Stadt Mersburg 1557, auch in einem fliegenden Blatt, in Nürnberg um 1550 gedruckt. Dazu war das Lied auf dem badischen Schwarzwald bis zur Mitte unseres Jahrhunderts im Empfinden des Volkes lebendig.

Nr. 21. Marr Elisabeth, Erinnerungen an Hans von Bülow. Mit ungedruckten Briefen. Aus persönlicher Erinnerung. Zwei sehr interessante Briefe an Elisabeth Marr, München, 4. und 5. Januar 1865. Seine ersten Münchner Eindrücke nach der Übersiedlung dorthin. Charakteristik des jungen Königs. Beleuchtung seiner und Wagners heikler Situation. Die Lexikographen seien auf das Wort „Fingerredner" (Klavierspieler) aufmerksam gemacht. — Wenige Zeilen aus einem Briefe nach der Trennung von Cosima 1869.

Die Zukunft Band 7 Nr. 31.

Das Heine-Denkmal.

Die Nation 1894 Nr. 27.

Wildenbruch E. v., Das Heine-Denkmal. Brief an den Herausgeber der Nation.

Allgemeine evangel.-lutherische Kirchenzeitung 1894 Nr. 17.

Zur Geschichte der Bibelrevision.

Protestantische Kirchenzeitung für das evangelische Deutschland 1894.

Nr. 13 und 14. Fritsche M., Schopenhauer und die pessimistischen Züge im Alten Testament. (Fortsetzung und Schluß).

Nr. 13. Luther Über die Freiheit Christi und der Christen vom Gesetz.

Deutscher Merkur 1894.

Nr. 13 und 14. Ignaz von Döllinger.

Nr. 13. Die Jesuiten in Böhmen in der Zeit der Gegenreformation.

Ethische Kultur Jahrgang 2 Nr. 15.

Zur Ethik der Presse. Erwiderung gegen Hermann Grimm, vgl. oben S. 211.

Das Land. Zeitschrift für die sozialen und volkstümlichen Angelegenheiten auf dem Lande. Jahrgang 2 Nr. 16.

Auerbach Berthold, Die Schwarzwälder mit der Axt.

Zwei Pfingstgebräuche aus dem Hannoverschen.

Daheim Jahrgang 30 Nr. 27.

Wychgram J., Christophine Schiller.

Schrattenthals Frauenzeitung Jahrgang 1.

Nr. 15. Hasselbach Anna, Zur Erinnerung an Scheffel. Ein grünes Blatt, am Todestage des Dichters auf seinem Grabe niedergelegt. Ein Besuch bei Scheffel, der mehr einem Überfall glich.

Nr. 16. Hitz Luise, Erinnerungen an Adolf Friedrich Grafen von Schack. Brieflicher und persönlicher Verkehr. Im Jahre 1892 teilte Schack der Berichterstatterin mit, „daß er noch Manuskript für 12 Bände liegen habe".

Gartenlaube 1894 Nr. 18.

Das Goethe-Willemer-Häuschen bei Frankfurt a. M.

„ Burckhard, volkstümliche Klassikeraufführungen.

Über Land und Meer Jahrgang 36 Nr. 27.

Minor J., Schillerhäuser in Stuttgart und Ludwigsburg. Eine hundertjährige Erinnerung.

Deutsche Literaturzeitung 1894.

Nr. 14. Hirzel L., Goedeke Grundriß 2. Auflage, 5. Band. Mit Nachträgen.

Nr. 15. Weilen A. v., Bolte, Die Singspiele der englischen Komödianten. Mit kleinen Ergänzungen.

Revue des Cours et Conférences II, 10.

Chuquet A., Les écrivains allemands et la Révolution française.

Beilage zur Bohemia 1894.

Nr. 92 und 93. Ein Gedenkbuch. Im Jahre 1847 wurde in Prag ein Künstlerverein Concordia gegründet, dessen Gedenkbuch später von einem ähnlichen Vereine Arkadia wieder verwendet wurde. Über dieses Buch und über die Geschichte beider Vereine wird hier nach den Aufzeichnungen von Emanuel Ritter v. Max berichtet.

Nr. 95. bst. Poet in Nöten. Mit einem ungedruckten Brief von Bodenstedt. Besprechung des Buches von Schenck (vgl. oben S. 231). Bodenstedt an den Grafen Schack, Wiesbaden, 12. November 1884. Verbindlicher Dankbrief für die „Tag- und Nachtstücke". Mißbilligt Schacks stete Klagen über Nichtanerkennung.

Nr. 103. Foglar A., Erinnerungen an Ludwig August Frankl. Mitteilung von Briefen und Gesprächen Frankls von einem seiner ältesten Freunde.

Nr. 137 — n. Erinnerungen an den Grafen Schack. Gespräche des Grafen werden mitgeteilt, z. B. eines, in welchem er das Moderne in seinen Werken hervorhebt. Auszüge aus dem Tagebuche der Erzieherin des Grafen, Hedwig Dragendorff, mit der er das ganze Leben hindurch innig befreundet blieb, über seine Familie und seine Jugendentwicklung.

Wissenschaftliche Beilage zur Leipziger Zeitung 1894.

Nr. 35. Klinkhardt, Der sächsische Mineralog Georg Agricola. Ein Gedenkblatt zu seinem 100jährigen Geburtstag.

Nr. 36. Höber E., Novalis (Friedrich von Hardenberg). Zu seinem Todestage.

Nr. 40, 56, 62. Haarhaus J. R., Auf Goethes Spuren im Süden. Reiseskizzen. 4. Vicenza. 5. Padua. 6. Venedig und venezianisches Leben.

Nr. 41. Emanuel Geibel. Ein Gedenkblatt zum 6. April 1894.

Nr. 58. Beck M., Wie man einst Kalender schrieb.

Nr. 60. Brandt O., Justus Möser (1720—1794). Ein Gedenkblatt.

Nr. 61. Brasch M., Der Leipziger Schulrektor Jacob Thomasius.

Nr. 64. Neuberg A., Adalbert Stifter und seine „Studien".

Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1894.

Nr. 101/85 Paoli Betty, Viertes Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Eine bemerkenswerte Charakteristik Kathi Fröhlichs und ihrer Beziehungen zu Grillparzer, namentlich Schilderung ihrer Eifersucht und seines Widerstandes dagegen.

Nr. 120/101, 122/102, 123/103 Loening R., Über die physiologischen Grundlagen der Shakespearschen Psychologie. Festvortrag bei der Generalversammlung der deutschen Shakespeare-Gesellschaft am 23. April 1894 zu Weimar.

Nr. 133/110 und 134/112 Sauder F., Johann Adam Seuffert und sein Göttinger Freund, Friedrich Lücke.

Nr. 132/110 Fischer Kuno, Der Türckische Hamlet.

Nr. 152/126, 153/127 Düntzer H., Goethe und Marianne von Willemer 1814—1815. Nach dem neuen Band der Tagebücher.

152/126 Erklärung der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger gegen

Bernhard Sterns Aufsatz im Wiener Fremdenblatt Nr. 125 „Erinnerungen an den Grafen Schack."

153/127 Kawerau W., Die Teuffeliteratur des 16. Jahrhunderts (Besprechung des Buches von Osborn).

Nr. 155/129 Gottschall R. v., Adolf Friedrich Graf von Schack I.

Tägliche Rundschau Unterhaltungsbeilage 1894.

26. und 27. Januar. Über die Universitäts-Anstalten der Brüdergemeinde zu Niesky von einem alten Nieskyer.

Nr. 53 und 54. Löwisch M., Deutsche Dichtung und „Reines Deutschtum."

Nr. 115. Aus Friedrich Pechts Lebenserinnerungen. Ausgewählte Stücke. (Vgl. Nr. 110) V. 1864 Richard Wagner in München.

Arnstädtisches Nachrichts- und Intelligenzblatt 1894 Nr. 123 und 125.

E. E. [E. Einert]. Über Tod und Begräbnis der Poetin Zäunemann. Die Dichterin verunglückte am 11. Dezember 1740 auf dem Wege von Erfurt nach Ilmenau bei Überschreitung eines Steges. Über die Auffindung und Bergung der Leiche werden Akten und Zeitungsnotizen beigebracht.

Nationalzeitung 1894, 15. März.

Schultz O., Zur Erinnerung an Friedrich Diez.

Dresdener Anzeiger 1894.

27. April. Thr. Dl. [Theodor Distel.] Zum königlich sächsischen Privilege für Schillers Werke. Auszüge aus den Eingaben der Schillerischen Familie zur Erlangung dieses Privilegs, das am 14. August 1826 der Firma Cotta übertragen wurde.

21. Mai. [Distel Th.] Zu „Alt-Sachsen und Thüringen" der historischen Militärkonzerte des königlichen Musikdirektors Adolf Boettge in Karlsruhe. Zwei der vorgetragenen Stücke stammen aus dem Hauptstaatsarchiv zu Dresden. Das Samuel Böckellsche Jägerquintett (1606) wurde von Distel im Waidmann 19, 229 veröffentlicht; der Text des Hymnus von Christian Gotthelf Lommatsch, Pfarrer und Superintendenten zu Eckartsberge, aus dem Jahre 1788 wird hier mitgeteilt.

Düna-Zeitung 1894, Nr. 71.

Falck P., Ist Jakob Demetrius v. Sievers der Dichter des Liedes: „Reich' mir, o Knabe, den Becher?" In dem von Nikolai Th. Seeler herausgegebenen „Dorpater Burschenliederbuch" (Dorpat 1882) wird das Lied einem „von Seckendorff" zugeschrieben. Falck weist zwei ältere Drucke aus dem Jahre 1854 und 1861 nach, in denen der Dichter nicht genannt ist, schreibt es auf Grund der Tradition Sievers zu und stellt die dürftigen Notizen über die Lebensumstände dieses baltischen Dichters (1803—1871) zusammen.

Frankfurter Zeitung 1894, 15. März.

Stengel E., Friedrich Diez.

Pirnaer Anzeiger 1894, 21. Mai.

Thdr. Dl.-Dr. [Dr. Theodor Distel] „Poë(s)el(s)ei". Über eine sinnlose Entstellung Goethischer Verse.

Rostocker Zeitung Nr. 116. 11. März 1894.

Wossidlo R., Zweiter Bericht über die Sammlung mecklenburgischer Volksüberlieferungen.

Neue freie Presse 1894.

13. 24. 29. 30. Mai. Ed. H. [Eduard Hanslick], Aus Briefen von Billroth. 12. October 1877 Über die neuen Lieder von Brahms. — Dezember 1878 Über dessen Motette Warum? (auch den Text). — 5. März 1877 Aus dem Papierkorbe eines Wiener Arztes. (Walküren-Schatten). Über Richard Wagners

Nibelungen gelegentlich der Wiener Aufführung der Walküre. — 9. Mai 1879 Über den Tod Schöns (Engelsbergs). — October 1879 Brahms neue Violin-Sonate. — Januar 1881 Beethovens Fidelio (auch stofflich). — Juli 1882 Über den Text von Wagners Parsifal. „Gibt es etwas Dümmeres? Widerlicheres? Die ganze Gralsage war mir stets zuwider." August 1882 Hanslicks Kritik über den Parsifal. Mai 1883 Über die Musik des ersten Aktes des Parsifal. Februar 1884 Über das Nachklingen der Kunstwerke in uns. — Januar 1887 Über Goethes Gedicht „Das Tagebuch." Über den Gegensatz zwischen Phantasie-Menschen und realem Menschen bei Goethe. — 15. August 1888 Über Wundt und die moderne Philosophie. — 18. Oktober 1888. Hat Aphorismen: „Was uns die Malerei erzählt" geschrieben; plant ähnliches über Musik. — 20. October 1888 Über Nietzsches Fall Wagner. — 1. Juni 1889 Über Nietzsches Götzendämmerung. — 16. Juli 1889 Parallele zwischen Nietzsche und Wagner. — 20. September 1890 „Ich schreibe augenblick einen Essay; Anatomisch-physiologische Aphorismen über Musik. Wer ist musikalisch? — Es soll einen Theil von einer Reihe von Essays bilden, welche ich unter dem Titel: „Grübeleien eines Spaziergängers am Abersee" zusammenfassen möchte, falls sich die Dinge zu meiner Befriedigung gestalten." Diesen Teil eines umfangreichen Billrothischen Werkes wird Hanslick im Octoberheft der „Deutschen Rundschau" veröffentlichen.

13. Mai. L. Sp. [L. Speidel], Friedrich Halm und Michael Enk. (Mit einem Briefe Lenaus.) Glänzende und scharf pointierte Charakteristik beider und ihres gegenseitigen Verhältnisses auf Grund ihres von Schachinger herausgegebenen Briefwechsels. Ein ungedruckter Brief Lenaus an Emilie Reinbeck, Wien, 6. September 1843 mit genauen Nachrichten über die Veranlassung und die Vorgänge bei Enks Tod. Speidels Verkehr mit Halm. Über Enk habe er sich stets dankbar, doch immer kühl geäußert. Dagegen sei Frau Rettich — die Enk gewissermaßen ablöste in der dichterischen Erziehung Halms — ein ewiges Thema gewesen. Sie habe er nach ihrem Tode nicht vergessen.

Wolff, E., Das deutsche Kirchenlied des 16. und 17. Jahrhunderts (Deutsche National-Literatur herausgegeben von J. Kürschner Band 31). Stuttgart. Union. 2.50 M.

Saitschik R., Meister der Schweizerischen Dichtung des 19. Jahrhunderts (Jeremias Gotthelf, Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer, Heinrich Leuthold, Dranmor). Frauenfeld, Huber. 5 M.

Grotthuß J. E. Frhr. v., das baltische Dichterbuch. Eine Auswahl deutscher Dichtungen aus den baltischen Provinzen Rußlands; mit einer literarhistorischen Einleitung und biographisch kritischen Studien. Mit 24 Holzschnitten und einem Titelbild. Reval, Kluge. 6 M.

Eckstein E., Lyra Germano-latina. Eine Auswahl der berühmtesten deutschen Gedichte ins lateinische übertragen. Dresden und Leipzig, Reißner. 1 M.

An den Mond. Heidenröslein. Wandrers Nachtlied. Lied des Harfners. Gefunden. Frühlingslied. Du bist wie eine Blume. Loreley. Ein Fichtenbaum steht einsam. Weil auf mir, du dunkles Auge. Auf dem Teich, dem regungslosen. Drüben geht die Sonne scheiden. Ich hab eine alte Muhme. Steh ich in finstrer Mitternacht. Aus der Jugendzeit. Treue Liebe. The Evening Bells.

Esknche G., zur Geschichte der deutschen Idyllendichtung. Programm. Siegen.

Allgemeine Deutsche Biographie 181. Lieferung. (Band 37, Lieferung 1) Sturm—Sunstenau.

Für die Leser des Euphorion wären besonders hervorzuheben: Chr. Chr.

Sturm, evangelischer Prediger des 18. Jahrhunderts (Tschackert). — Jakob Sturm, der Reformator 1489—1553 (Winckelmann). — Johann Sturm, der Pädagog 1507—1589 Umfangreiche Abhandlung (Theobald Ziegler). — Joh. Christophorus Sturm, Philosoph des 17. Jahrhunderts (Falckenberg). — Kaspar Sturm, Chronist des 16. Jahrhunderts (Roethe). — Nikolaus Marcelin Sturm, volkstümlicher Dichter und Komponist 1760—1812 mit neuen Daten. August Hartmann soll eine neue Ausgabe seiner Gedichte vorbereiten (Hyac. Holland). — Georg Sturtz (Sturcius, Opercus) Maecen der Humanisten, Arzt und Professor der Medizin zu Erfurt in der Reformationszeit (Georg Müller). — F. W. Sturz, Philolog 1762—1832 (Koldewey). — Helferich Peter Sturz, mit stillschweigender Berichtigung seiner Monographie (Max Koch). — J. H. Stuß, 1686—1775 und dessen Sohn J. Chr. Stuß, Schulmänner 1725—1788 (A. Schumann). — Jakob Stutz, schweizerischer Volksdichter 1801—1877; mit Benützung von handschriftlichen Mitteilungen aus Freundeskreisen (Brümmer). — J. J. Stutzmann, Philosoph 1777—1816 (Falckenberg). — J. Stuve, Pädagog 1752—1793 mit neuen Daten (P. Zimmermann). — H. Stüve (Stuvius), Humanist 1470—1560 (Bahlmann). — P. v. Stüven, rühriger Übersetzer französischer Klassikerdramen im 18. Jahrhundert; mit neuen Daten (F. Heitmüller). — Christoph Stymmelius, Dichter (v. Bülow). — A. Suarinus, geistlicher Liederdichter des 16. Jahrhunderts (l. u.). — Suchensinn (Roethe). — K. A. Suckow, Dichter 1802—1827 (Brümmer). — Emma v. Suckow (Emma von Niendorf), Schriftstellerin 1807—1876. Nach Mitteilungen aus der Familie (Brümmer). — F. J. Ph. v. Suckow, Dichter und Erzähler 1789—1854. Seine Tagebücher auf der Bibliothek zu Wernigerode (Häckermann). — Neben andern Mitgliedern der Familie Sucro die beiden Dichter des 18. Jahrhunderts Christophorus Josephus und Johann Josias Sucro, in deren Leben und Wirken noch vieles dunkel bleibt (H. Pröhle). — K. J. Sudhoff, reformierter Theologe 1820—1865. Nach Mitteilungen des Sohnes. (H. Dechent). — Siegmund Suevus, schlesischer Theologe 1526—1596 (Chr. Fr. D. Erdmann). — Lucie Henriette v. Suhr (= Agathe) Schriftstellerin des 19. Jahrhunderts (Carstens). — J. C. Suicerus, Zürcherischer Theolog des 17. Jahrhunderts (L. Ryßel). — Gräfin zu Sulz, geistliche Liederdichterin (l. u.). — J. G. Sulzer, ungenügend (O. Liebmann). — J. A. Sulzer, katholischer Schriftsteller 1752—1828 (Reusch). — F. J. Sulzer, Geograph und Historiker 1727—1791, mit neuen Daten (A. Schumann). — Simon Sulzer, reformierter Theologe des 16. Jahrhunderts (Tschackert). — Gregor Sunderreiter (Hydropyrgius), geistlicher Liederdichter des 16. Jahrhunderts (l. u.). — Thomas Sunnentag, protestantischer Dramatiker des 16. Jahrhunderts (J. Bolte).

Baumgarten H., Historische und politische Aufsätze und Reden. Mit einer biographischen Einleitung von Erich Marks. Straßburg, Trübner. 10 *M.*

Inhalt: Einleitung von Erich Marks. — Chronologisches Verzeichnis der von Baumgarten veröffentlichten Schriften von Varrentrapp. — 1. Rede zur Feier des 18. Oktober 1863. — 2. Don Gaspar Melchor de Jovellanos 1863. — 3. Der deutsche Liberalismus, eine Selbstkritik 1866. — 4. War Lessing ein eifriger Patriot? 1867. Bisher nicht gedruckt. — 5. Karl Brater 1869. — 6. Wie wir ein Volk geworden sind 1870. — 7. Zur Beurteilung der französischen Revolution 1870. — 8. Herder und Georg Müller 1872. — 9. Archive und Bibliotheken in Frankreich und Deutschland 1875. — 10. Rede auf Jakob Sturm am 1. Mai 1876. — 11. Straßburg vor der Reformation. — 12. Ignatius von Loyola 1879. — 13. Römische Triumphe. — 14. Gedächtnisrede auf Kaiser Friedrich.

Forschungen zur deutschen Philologie. Festgabe für Rudolf Hildebrand zum 13. März 1894. Leipzig, Veit. 7.50 *M.*

Inhalt: Mogk E., Die älteste Wanderung der deutschen Heldensage nach dem Norden. — Sievers E., Zu Wernhers Marienliedern. — Braune W., Zur Lehre von der deutschen Wortstellung. — Stickelberger H., Wie Altes im Berner Volksmunde fortlebt. — Goebel J., Amerika in der deutschen Dichtung. — Reissenberger K., Lessings Laokoon als Schullektüre. — Rieger M., Aus einem ungedruckten Werke „Klinger in der Zeit seiner Reife.“ Über das Trauerspiel Oriantes aus dem Jahre 1789. — Vogt F., Von der Hebung des schwachen e. — Klee G., Tiecks Reise von Berlin nach Erlangen 1793, von ihm selbst berichtet. Brief an die Schwester Erlangen 2. Mai 1793. — Koegel R., Goethe und Beethoven. Die beiden bereits bekannten Briefe Beethovens an Goethe, 12. April 1811 und 8. Februar 1823 nach neuen Abschriften; der ungedruckte Brief Goethes an Beethoven vom 25. Juni 1811 nach dem Concept. — Roethe G., Die dramatischen Quellen des Schillerschen „Tell.“ Untersucht die älteren Telldramen auf Schillers Abhängigkeit von ihnen und kommt zu folgendem Resultat: „daß Schiller neben seinen chronikalischen und kulturhistorischen Quellen an Schweizer Dramen zu Rate gezogen hat das alte Urner Spiel, Bodmers Scenen und die beiden Stücke Ambühls. Für Petri, Lemierre und Ruef bin ich zu einem sichern Ergebnis nicht gelangt. Meißner kommt nur für eine Episode in Betracht.“ — Elster E., Über eine ungedruckte Operndichtung Goethes. Die erste Fassung des Großkophta unter dem Titel „Die Mystificirten“, wovon sich umfangreiche Fragmente in den Handschriften erhalten haben, die im 17. Bande der Weimarischen Ausgabe veröffentlicht werden sollen. — Burdach K., Zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache. Ein Stück aus des Verfassers unvollendeter Schrift: „Die Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache.“ Über Opitzens Hiatusregel.

Kleinere Beiträge zur Geschichte von Docenten der Leipziger Hochschule. Festschrift zum deutschen Historikertage in Leipzig Ostern 1894. Leipzig, Duncker und Humblot. 6 *M.*

Darin für uns wichtig: Immisch O., Zur Geschichte der elegischen Kunstform. — Mogk E., Über Los, Zauber und Weissagung bei den Germanen. — Geß F., Die Leipziger Universität im Jahre 1502. — Brieger Th., Über den Prozeß des Erzbischof Albrecht gegen Luther. — Elster E., Geschichte und Literatur.

Koch J., Die ehemalige Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache und ihre Büchersammlung. (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums zu Berlin, Ostern 1894). Berlin, Gaertner. 1 *M.*

Inhalt: I. Geschichte der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache. 1. Periode: 1815—1818. Gründer: Professor Bucher, Prediger Heineke, Professor Th. Heinsius, Jahn, Krause, Hofrat Wolke und Professor Zeune. — 2. Periode: 1818—1825. Aus dieser Periode stammt der erste und einzige Band des „Jahrbuchs der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache“ (Berlin 1820). — 3. Periode 1825—1835. Seit v. d. Hagens Beitritt zeigt sich mehr wissenschaftliches Leben. — 4. Periode 1835 bis 1853. Blütezeit. Aus dieser Periode stammt das „Neue Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Altertumskunde“ mit dem Nebentitel Germania 1836—1853. — 5. Periode: 1853—ca. 1880. Verfall. — Die Bibliothek der Gesellschaft ging in den Besitz des Dorotheenstädtischen

Realgymnasiums über. — II. Handschriften der Büchersammlung. Hervorgehoben sei Nr. 16: Über die Schicksale eines bei uns eingebürgerten tiefsinnigen Wortes aus der Römersprache von L. M. Fouqué (über das Wort Natur) Vortrag, gehalten am 19. Februar 1823.

Hehn V., Reisebilder aus Italien und Frankreich. Stuttgart, Cotta. 5 M.

Diez-Reliquien aus Anlaß des 100. Geburtstages des Altmeisters romanischer Philologie zusammengestellt und herausgegeben von E. Stengel. (Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiete der romanischen Philologie, 91. Heft). Marburg, Elwert. 1.20 M.

Breymann H., Friedrich Diez. Sein Leben und Wirken. Festrede. Leipzig, Deichert. 90 ₰.

Stoll A., Über den Historiker Friedrich Wilken. I. Programm. Cassel.

Hipler F., Geheimrat Joseph Bender. Ein Lebensbild. Braunsberg. 1 M.

Bibliothek deutscher Geschichte, herausgegeben von H. v. Zwiedineck-Südenhorst. Lieferung 91 und 92. Stuttgart, Cotta. à 1 M.

91. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des dreißigjährigen Krieges von M. Ritter. XIII. — 92. Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflösung des alten Reichs von K. Th. Heigel. II.

Zingerle A., Der Humanismus in Tirol unter Erzherzog Sigmund dem Münzreichen. Gelegenheitsschrift. Innsbruck.

Kamann J., Die Fehde des Götz von Berlichingen mit der Reichsstadt Nürnberg und dem Hochstifte Bamberg 1512—14. Ein Beitrag zur Geschichte der öffentlichen Zustände Frankens nach dem ewigen Landfrieden und zur Charakteristik des Ritters mit der eisernen Hand. (Quellenschriften und Abhandlungen zur Staats-, Kultur- und Kunstgeschichte der Reichsstadt Nürnberg. Heft 1.) Nürnberg, Schrag. 3 M.

Möller W., Lehrbuch der Kirchengeschichte. 3. Band. Reformation und Gegenreformation. Unter Benützung des Nachlasses von Dr. Möller bearbeitet von G. Kawerau. Freiburg i. B., Mohr. 10 M.

Hans E., Quellenschriften der elsässischen Kirchengeschichte. 1. Band: Urkundenbuch der Pfarrei Bergheim (Ober-Elsaß). Straßburg, Le Roux und Co.

Grupp G., Öttingische Geschichte der Reformationszeit (Reformationsgeschichte des Rieses von 1539—1553). Mit Bildern und Ansichten. Nördlingen, Reischle. 3.50 M.

Boetticher P., Die Anfänge der Reformation in den preußischen Landen ehemals polnischen Anteils bis zum Krakauer Frieden, 8. April 1525. Dissertation. Königsberg.

Reusch F., Beiträge zur Geschichte des Jesuitenordens. München, Beck. 5 M.

Henne am Rhyn, O., Die Jesuiten, deren Geschichte, Verfassung, Moral, Politik, Religion und Wissenschaft. 3. Auflage. Leipzig, Spohr. 1.50 M.

Boos H., Geschichte der Freimaurerei. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte. Aarau, Sauerländer. 5.40 M.

Wedde J. und Schwartz Th., Das alte Lübeck. Bilder aus der Kultur und Geschichte Lübecks bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts. 2. (Titel-) Ausgabe. Hamburg, Grüning. 4.50 M.

Hansen G., Aus baltischer Vergangenheit. Miscellaneen aus dem Revaler Stadtarchiv. Reval, Kluge. 3 M.

Vetter F., Das schweizerische Haus im Reformationszeitalter. Vortrag. Zürich, A. Müller. 1 M.

Funck H., Der Magnetismus und Somnambulismus in der Badischen Markgrafschaft. Freiburg i. B., Mohr.

Auch literarhistorisch interessant. Lavater, J. G. Schlosser, Pfeffel. Ungedruckte Teile von Lavaters Korrespondenz mit dem Markgrafen von Baden und dessen Angehörigen, sowie mit dem Minister Wilhelm von Edelsheim, mit Ring, F. H. Jacobi, Pfeffel; ungedruckte Tagebücher von Lavater und Ring liegen zu Grunde. Lavaters Korrespondenz mit Fräulein von Klettenberg wird an einem anderen Orte demnächst mitgeteilt werden.

Keil R., Die deutschen Stammbücher des 16. bis 19. Jahrhunderts. Ernst und Scherz, Weisheit und Schwank in Originalmitteilungen zur deutschen Kulturgeschichte. Berlin, Grote.

Mayr-Deisinger K., Die Flugschriften der Jahre 1618—20 und ihre politische Bedeutung. Habilitationsschrift. München.

Volkswohl-Schriften. Herausgegeben von V. Böhmert Nr. 17: Ein Lehrbuch über den Volkswohlstand aus dem Jahre 1723 von einem ungenannten Deutschen. Leipzig, Duncker und Humblot. 80 ₰.

Müller-Palm A., Zum 50jährigen Jubiläum des Neuen Tagblattes in Stuttgart (24. Dezember 1843—1893). Mit 4 Holzschnitten und genauer Nachbildung der ersten, ursprünglichen Nummer des Blattes. Stuttgart, Neues Tagblatt Aktiengesellschaft. 1 ℳ.

Erzählt die Geschichte der Entwicklung des unscheinbaren Lokalblattes zu einer großstädtischen Zeitung. Ist zwar in Kapitel eingeteilt, aber wenig übersichtlich. Gründung. Kampf mit den Konkurrenten. Der Gründer J. G. Friedrich Müller. Der erste Redakteur Dr. G. F. Correck. Die geschichtlichen Beiträge von Dr. Karl Pfaff. Theaterkritiker Daniel Jay. Seit November 1844 war Redakteur Paul Gauger (Pseudonym: Dr. Julius Bernhard; 1811—1887). Dessen Biographie. Unter den Mitarbeitern ist zu nennen: Ernst Ortlepp. — 1848 tritt dem Blatte als Theilhaber Gustav Böth senior bei (gest. 9. April 1868), dessen Söhne das Geschäft gegenwärtig leiten. Redakteure seit August 1852 J. Friedrich, seit März 1854 M. Jeblin, seit 1. Januar 1858 Theodor Griesinger; bei der Schnellpost, welche 1861 mit dem Tagblatt vereinigt wurde, war Georg Wochner angestellt; bei der im Oktober 1852 gegründeten, später gleichfalls mit dem Tagblatt vereinigten Flora waren Hauptmitarbeiter Gottfried Wöhrn und Prof. Wilhelm Zimmermann. Vor der Vereinigung waren beide Blätter von Adam Schmitt, einem geborenen Ulmer geleitet worden. Von 1860 bis Ende der siebziger Jahre gehörte der Redaktion Konrad Setzer an, seit Herbst 1861 Otto von Breitschwert (vgl. dessen Memoiren „Aus stiller Klause“ Cannstadt 1889). Seit den siebziger Jahren leitet es der Sohn des Gründers Müller-Palm. — S. 57 f. Ueber Aufsätze von Friedrich Vischer. S. 59 f. Streit mit Gutzkow. S. 60 Polemik zwischen Laube und Herweghs Wittwe. — Vieles für die Geschichte anderer Stuttgarter Blätter.

Schultze Fritz, der Zeitgeist in Deutschland. Leipzig, Günther. 3 ℳ.

Erinnerungen aus den Knaben- und Jünglingsjahren eines alten Thüringers. Leipzig, Grunow. 1.20 ℳ.

Brandes G., Ferdinand Lasalle. Ein literarisches Charakterbild. 3. Auflage. Leipzig, Barsdorf. 2.50 ℳ.

Poschinger H. v., Ein Achtundvierziger. Lothar Buchers Leben und Werke. 3. (Schluß-) Band. Berlin, Heymann. 3 ℳ.

Moleschott J., Für meine Freunde. Lebenserinnerungen Gießen, Roth. 6.50 ℳ.

Brugsch H., Mein Leben und mein Wandern. 2. Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 6 ℳ.

Tienken Chr. G., Die unsittliche Literatur und der Buchhandel. Mit einer Einleitung von W. Bode (Tages- und Lebensfragen. Eine Schriften-Sammlung, herausgegeben von W. Bode Nr. 17.) Bremerhaven, Tienken. 50 ₰.
Kautzsch, Einleitende Erörterungen zu einer Geschichte der deutschen Handschriftenillustration im späteren Mittelalter. Straßburg, Heitz.
Heitz und Bernoulli, Die Basler Druckermarken bis Anfang des 17. Jahrhunderts. Mit Vorbemerkungen und Nachrichten über die Basler Drucker. Straßburg, Heitz. 30 ℳ.
Pallmann, H., Die Frankfurter Drucker- und Verlegerzeichen, bis Anfang des 17. Jahrhunderts. Straßburg, Heitz.
Dombart B., Die Ansbacher Gymnasialbibliothek im 18. Jahrhundert. Programm des Gymnasiums zu Ansbach.

Stára A., Dramaturgie nach katholischen Grundsätzen. Aesthetisch-sociologische Untersuchungen. Wien, Austria. 1.50 fl.
Léon V., Dramaturgisches Brevier. Ein populäres Hand- und Nachschlagebuch für Bühnenschriftsteller, Schauspieler, Kritiker und Laien. Excerpte aus sämtlichen dramaturgischen Schriften Lessings. Nach Materien geordnet und mit Erläuterungen versehen. Mit einem facsimilierten Briefe von Dr. Max Burckhard, Direktor des K. K. Hofburgtheaters in Wien. Nebst drei Bildern Lessings gezeichnet von Leon Fanto. München, Rubinverlag. 60 ₰.
Bulthaupt H., Dramaturgie des Schauspiels. Shakespeare. Fünfte neubearbeitete Auflage. Oldenburg, Schulze.
Gaedertz K. Th., Das niederdeutsche Schauspiel. Zum Kulturleben Hamburgs. Neue, um zwei Vorworte vermehrte Ausgabe. 2 Bände. Hamburg, Verlagsanstalt A.-G. 8 ℳ.

1. Band: Das niederdeutsche Drama von den Anfängen bis zur Franzosenzeit. 2. Band: Die plattdeutsche Komödie im neunzehnten Jahrhundert. — Da der Text unverändert geblieben ist, so haben uns hier nur die zwei Vorworte zu beschäftigen. Das zum 1. Band setzt sich im wesentlichen mit den Kritikern oder vielmehr Nichtkritikern der ersten Auflage auseinander und motiviert die Unterlassung einer Um- und Überarbeitung hauptsächlich mit dem Mangel an Zeit. Das zum 2. Band bringt einige Zusätze und Ergänzungen. Aus einem Einakter von Bärmann „Des Bildes Urbild“ (Almanach dramatischer Spiele, Jahrgang 25) wird eine Scene abgedruckt. Von J. H. David eine plattdeutsche im Jahre 1835 verfaßte „Einlage“ aus der 2. Auflage seines „Nummernstückes“ 1853. Von J. P. Th. Lyser wird sein eigentlicher Name Burmeister richtig gestellt und sein Todesdatum angegeben 29. Januar 1870. Der Tod von Lotte Mende und Theodor Schelper, der Stützen des niederdeutschen Schauspiels, wird registriert, ebenso die Jubiläen des Karl Schultze- und des Thalia-Theaters. Die Hoffnungen auf das Erstehen einer niederdeutschen Tragödie werden mit größerer Zuversicht wiederholt.

Knispel H., Schillers Dramen auf dem großherzoglichen Hoftheater zu Darmstadt. Theatergeschichtlicher Rückblick zum Schiller-Cyclus 1894. Darmstadt, Zernin. 75 ₰.
Weltner A. J., Przistaupinsky A., Graf F., Das Kaiserlich-Königliche Hof-Operntheater in Wien. Statistischer Rückblick auf die Personal-Verhältnisse und die künstlerische Thätigkeit während des Zeitraumes vom 25. Mai 1869 bis 30. April 1894. Wien, Künast. 3 fl.
Die Schliersee'r in Bild und Wort (Schlierseer Bauerntheater) München, Bralls Rubinverlag. 20 ₰.
Greinz R. H., Schliersee'r Schnadahüpfeln. Gesammelt und herausgegeben. 1. Bändchen (Schlierseer Bauerntheater). München, Bralls Rubinverlag. 20 ₰.

Keller, O., Geschichte der Musik (III. Bibliothek der Kunst und Kulturgeschichte IV.) Leipzig, Friesenhahn. 4 *M.*

Spitta Ph., Musikgeschichtliche Aufsätze. Berlin, Paetel. 9 *M.*

Inhalt: Heinrich Schütz' Leben und Werke. — Die Anfänge madrigalischer Dichtung in Deutschland. — Die musikalische Societät und das Convivium musikale zu Mühlhausen im XVII. Jahrhundert. — Bachiana 1. Bach und Christian Friedrich Hunold; 2. die Arie „Ach, mein Sinn" aus der Johannes-Passion; 3. Umarbeitungen fremder Originale; 4. Der Traktat über den Generalbaß und F. Niedts „Musikalische Handleitung". — Rinaldo von Capua und seine Oper „Die Zigeunerin". — Sperontes „Singende Muse an der Pleiße". Zur Geschichte des deutschen Hausgesanges im achtzehnten Jahrhundert. — Der deutsche Männergesang. — Johann Georg Kastner. — Xaver Schnyder von Wartensee. — Über Robert Schumanns Schriften. — Ballade.

Schauerte, Geschichte der liturgischen Musik. Paderborn, Junfermann. 40 *Ꝭ.*

Schauerte H., Musikalischer Kommentar zum Missale Romanum. Paderborn, Junfermann. 60 *Ꝭ.*

Kade O., Die ältere Passionskomposition bis 1631. Gütersloh, Bertelsmann. 9 *M.*

Mayser E., Alter Musikschatz des Heilbronner Gymnasiums, geordnet und beschrieben. Heilbronn, C. F. Schmidt.

Destouches E. v., Orlando di Lasso. Ein Lebensbild zum 3. Centenarium seines Todestages (14. Juni 1894). München. Lentner. 1.50 *M.*

Sandberger A., Beiträge zur Geschichte der bayerischen Hofkapelle unter Orlando di Lasso. In drei Büchern. I. Buch. Mit 4 Abbildungen. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 3 *M.*

Joß V., Carl Maria von Weber als Schriftsteller. (Sonderauszug aus dem Jahresberichte der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag.) Prag, Selbstverlag.

Finck H. T., Wagner and his Work; the Story of his Life. London, Grevel. 24 Fr.

Ellis W. A., 1849 (Der Aufstand in Dresden.) Ein geschichtlicher Rückblick zur Rechtfertigung Richard Wagners. Deutsche Ausgabe in Übereinstimmung mit dem Verfasser redigiert von H. v. Wolzogen. Leipzig, Reinboth. 1 *M.*

Porges H., Richard Wagners Bühnenfestspiel „Der Ring des Nibelungen". Eine Studie. 3. (Titel-)Auflage. München, Merhoff. 1 *M.*

Hoffmann W., Der Richard Wagner-Taumel. Ein Mahnruf gegen den Verfall der Künste. Leipzig, Sigismund und Volkening.

Zabel E., Hans v. Bülow. Gedenkblätter aus seinen letzten Lebensjahren. Mit 1 Bildnis und 1 autographirten Brief Bülows. Hamburg, Gräfe und Sillem. 1 *M.*

Morsch Anna, Deutschlands Tonkünstlerinnen. Biographische Skizzen aus der Gegenwart. 2. (Titel-)Auflage. Berlin, Steinitz. 3 *M.*

Woermann K., Was uns die Kunstgeschichte lehrt. Einige Bemerkungen über alte, neue und neueste Malerei. Zweite, durchgesehene Auflage. Dresden, Ehlermann. 3 *M.*

Weber A., Albrecht Dürer. Sein Leben, Wirken und Glauben. Mit 11 Abbildungen. Regensburg, Pustet. 1 *M.*

Brahm O., Karl Stauffer-Bern. Sein Leben. Seine Briefe. Seine Gedichte. Nebst einem Selbstporträt des Künstlers. 3. Auflage. Stuttgart, Göschen. 4.50 *M.*

Fenner E., Poetik. Jedermann ist Dichter. Mit 10 schönen Bildern! München, Huttler. 1 *M.*
Ein literarischer Scherz.

Falck P., Das Gesetz der Genialität und dessen Entdecker Wilhelm von Lenz. Eine Anregung. Zürich, Stern.

Backhaus, Das Wesen des Humors. Leipzig, Friedrich. 4 *M.*

Maier G., Die Eisenacher Zusammenkunft zur Förderung und Ausbreitung der ethischen Bewegung, abgehalten vom 5. bis 15. August 1893. Abdruck der Vorträge und Besprechungen, im Auftrage der Versammlung zusammengestellt und mit einem Vorwort versehen. Berlin, Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.
Darin: Reich E., Die Kunst und das Volk. — Meyer Bruno, Der ethische Wert der Welt des Schönen. (Jeder Vortrag auch einzeln à 30 ₰).

Ulmann E., Über das Urheberrecht an Briefen, zugleich ein Versuch zum Begriffe des Schriftwerks. Dissertation. Erlangen.

Wahle R., Das Ganze der Philosophie und ihr Ende. Ihre Vermächtnisse an die Theologie, Physiologie, Ästhetik und Staatspädagogik. Wien, Braumüller. 10 *M.*

Bolin W., Spinoza. Ein Kultur- und Lebensbild. (Geisteshelden — Führende Geister. — Eine Sammlung von Biographieen. Herausgegeben von A. Bettelheim. 9. Band. Der II. Sammlung 3. Band). Berlin, E. Hofmann u. Co. 2.40 *M.*
Inhalt: Einleitung. — 1. Jugendzeit in Amsterdam. — 2. Wechselnder Aufenthalt. — 3. Die ersten Jahre im Haag. — 4. Philosophisches Stillleben. — 5. Das Lebenswerk. — Anmerkungen.

Kohlschmidt O., Kants Stellung zur Theologie und Physicotheologie. Dissertation. Jena.

Wernicke A., Kant .... und kein Ende? Programm. Braunschweig, J. H. Meyer.

Schneider F., J. G. Fichte als Socialpolitiker. Halle-Wittenberg. Dissertation.

Schaper F., Schellings Philosophie der Offenbarung. Programm. Nauen.

Wyczolkowska A., Schopenhauers Lehre von der menschlichen Freiheit in ihrer Beziehung zu Kant und Schelling. Dissertation. Zürich.

Lehmann R., Schopenhauer. Ein Beitrag zur Psychologie der Metaphysik. Berlin, Weidmann. 4 *M.*
Inhalt: Zur Einführung. — Persönlichkeit und Philosophie. — Romantik und Rationalismus. — Monismus und Ethik. — Die Methode Schopenhauers.

Schmidt W., Schopenhauer in seinem Verhältnis zu den Grundideen des Christentums. Erlangen, Blaesing. 1 *M.*

Reis E., Carl Friedrich Chr. Krause als Philosoph und Freimaurer. Wien, Eisenstein. 60 ₰.

Steffensen K., Zur Philosophie der Geschichte. Auszüge aus seinem handschriftlichen Nachlaß. Mit einem Vorwort von R. Euken. Basel, Reich. 6 *M.*

Rein W., Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. (In 4 Bänden zu 12 Lieferungen). 1. Lieferung. Langensalza, Beyer und Söhne. 1 *M.*

Knoke K., Grundriß der Pädagogik und ihrer Geschichte seit dem Zeitalter des Humanismus. Vom evangelischen Standpunkte dargestellt. Berlin, Reuther und Reichard. 4 *M.*

Bergemann, Die evolutionistische Ethik als Grundlage der wissenschaftlichen Pädagogik. Wiesbaden, Behrend. 1.20 *M.*

Kehrbach K., Monumenta Germaniae paedagogica. Schulordnungen, Schulbücher und pädagogische Miscellaneen aus den Landen deutscher Zunge. Band 16. Berlin, A. Hofmann u. Co. 15 M.

Ratio studiorum et institutiones scholasticae societatis Jesu per Germaniam olim vigentes collectae, concinnatae, dilucidatae, a G. M. Pachtler, S. J. Vol. IV. complectens Monumenta quae pertinent ad gymnasia, convictus (1600—1773) itemque ad rationem studiorum (anno 1832) recognitam adornavit ediditque B. Duhr S. J.

Die Klassiker der Pädagogik. Langensalza, Schulbuchhandlung. I. Vollständige Darstellung der Lehre Herbarts. (Psychologie, Ethik und Pädagogik). Aus sämmtlichen Werken und mit eigenen Worten des großen Denkers übersichtlich und systematisch geordnet und zusammengestellt. Zum Studium für Lehrer und Freunde der Pädagogik herausgegeben von E. Wagner. 7. Auflage 4 M. III. Chr. Gotth. Salzmanns pädagogische Schriften. Für Lehrer und Erzieher herausgegeben von E. Wagner. 1. Teil: I. Salzmanns Leben. II. Ameisenbüchlein, oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Erzieher. III. Noch etwas über Erziehung, nebst Ankündigung einer Erziehungsanstalt. IV. Über die wirksamsten Mittel, Kindern Religion beizubringen. 3. Aufl. 1.80 M. IV. Dasselbe, 2. Teil: V. Krebsbüchlein oder Anweisung zu einer unvernünftigen Erziehung der Kinder. IV. Konrad Kiefer, oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Kinder. Mit einer Ansicht Schnepfenthals. 3. Aufl. 2.30 M. XVII. Wolfgang Ratichius, der Vorgänger des Amos Comenius. Bearbeitet von Gideon Vogt. 3.30 M.

Sammlung der bedeutensten pädagogischen Schriften aus alter und neuer Zeit. Mit Biographieen, Erläuterungen und erklärenden Anmerkungen herausgegeben von J. Gansen, A. Keller und B. Schulz. Paderborn, Schöningh. 1. Bernh. Overbergs Anweisung zum zweckmäßigen Schulunterricht. Für den Schul- und Selbstgebrauch bearbeitet und mit einer Einleitung versehen von J. Gansen. 2. Auflage 1.80 M.

Comenii J. A., Magna didactica. Ex editione Amstelodamensi anni 1657 omnes libros didacticos complectente nunc primum separatim edidit F. C. Hultgren. Pars I. Leipzig, Siegismund und Volkening. 2.25 M.

Comenius J. A., Zwei Abhandlungen. I. Über die Vertreibung der Trägheit aus den Schulen. II. Aus den Schul-Labyrinthen Ausgang ins Freie. Übersetzt von C. Th. Lion. Hannover-Linden, Manz und Lange. 80 Pf.

Reinhardt K., Die Schulordnung in Comenius' Unterrichtslehre und die Frankfurter Lehrpläne. (Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft. 2. Jahrgang, 2. Stück). Leipzig, Voigtländer. 75 Pf.

Vogel T. M., Leben und Verdienste Valentin Ickelsamers. Ein Beitrag zur Geschichte der speziellen Methodik. Dissertation. Leipzig.

Sachse R., Jakob Thomasius, Rektor der Thomasschule. Programm. Leipzig, Hinrichs. 1.20 M.

Mann G., Lessings Pädagogik, dargestellt auf Grund seiner Philosophie. Dissertation. Jena.

Strümpel, L. Die Pädagogik Kants und Fichtes. Leipzig, Deichert. 1.25 M.

Strümpel, L. Das System der Pädagogik Herbarts. Leipzig, Deichert. 1.80 M.

Felsch C., Ein Beitrag zur Berichtigung der Herbart-Zillerschen wissenschaftlichen Pädagogik. Das Verhältnis der transscendentalen Freiheit bei Kant zur Möglichkeit moralischer Erziehung. (Pädagogische Bibliothek 17. Band). Hannover, C. Meyer. 1.50 M.

Liebrecht, Richard Schornstein. Sein Leben und sein Wirken. Programm. Elberfeld.

Roßfeld, Nachruf für R. Schornstein und Abschiedswort an die abgehenden Schülerinnen. Programm. Elberfeld.
Hindrichs, Friedrich Wilhelm Dörpfeld. Leben, Wirken und Schriften. Gütersloh, Bertelsmann. 1.40 *M.*
Markscheffel K., Berthold Sigismund. Sein Leben und Schaffen als Arzt, Pädagog, Dichter und Volksschriftsteller. Programm. Jena, Mauke. 60 *Pf.*
Lippert J., 25 Jahre des Strebens für Volksbildung. Zur Geschichte der deutschen Volksbildungsbestrebungen innerhalb und außerhalb Böhmens; zur Erinnerung an den Gründer des „Deutschen Vereines zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse", Dr. Josef Holzamer (Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 185. 186.) Prag, Haerpfer. 80 *Pf.*
Tomberger F., Ein Vierteljahrhundert Kulturarbeit. Festschrift zur Feier des 25jährigen Jubiläums des österreichischen Reichsvolksschulgesetzes. Wien, Sallmayer. 40 *Pf.*
Moro H., Zum 14. Mai 1894. Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestandes der Neuschule. Klagenfurt, Leon. 1 *M.*
Buschmann J., Zur Geschichte des Bonner Gymnasiums. III. Programm. Bonn. 1894.
Koldewey F., Verzeichnis der Direktoren und Lehrer des Gymnasiums Martino-Katharineum zu Braunschweig seit dem Jahre 1828. Biographisch und bibliographisch zusammengestellt. Braunschweig, Goeritz. 1.20 *M.*
Friebe, M., Geschichte der ehemaligen Lateinschulen Fraustadts. Programm. Fraustadt.
Beyer T., Die ältesten Schüler des Neustettiner Gymnasiums. II. Programm. Neustettin.
Matthes, Aktenstücke zur Geschichte der Schule und Kirche Kloster Roßleben. Programm. Roßleben.
Planer H., Geschichte des höhern Schulwesens im Großherzogtum Sachsen I. Programm. Jena.
Scholtze A., Humanismus und Realismus im höhern Schulwesen Sachsens während der Jahre 1831—51. I. Programm. Plauen.
Holstein H., Zur Gelehrtengeschichte Heidelbergs beim Ausgange des Mittelalters. Wilhelmshaven. Programm.
Strümpell L., Die Universität und das Universitätsstudium. Leipzig, Deichert. 1 *M.*
Varrentrapp C., Der Große Kurfürst und die Universitäten. Rede zur Feier des Geburtstages Sr. Maj. des Kaisers. Straßburg, Heitz. 80 *Pf.*
Wislocki W., Acta rectoralia almae universitatis studii Cracoviensis inde ab anno 1469. I. fasc. 2. Krakau, Akademie der Wissenschaften.
Ältere Universitätsmatrikeln II. Universität Greifswald. Aus der Originalhandschrift unter Mitwirkung von H. Granier und H. von Petersdorff, herausgegeben von E. Friedländer. 2. Band 1646—1700. Nebst Personen-, Orts-, Sach- und Wortregister. Leipzig, Hirzel (Publikationen aus den preußischen Staatsarchiven 57). 18 *M.*
Seraphim A., Kur-Liv-Estländer auf der Universität Königsberg i/Pr. Ein Beitrag zur baltischen Bildungsgeschichte. (Aus den Mitteilungen der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands.) Riga (Mitau, Besthorn). 3 *M.*
Frensdorff F., Halle und Göttingen, Rede zur Feier des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs am 27. Januar 1894 im Namen der Georg-Augusts-Universität. Göttingen, Dieterich.
Gründung und erste Geschichte der Universität Halle. Ausgezeichnete

gedrängte Charakteristik des Thomasius und anderer Hauptvertreter der Universität. Gründung und erste Geschichte der Universität Göttingen. Vergleich beider Universitäten. „Allem immoderaten Wesen in Theologie, Philosophie, Staatsrecht und Politik war man [in Göttingen] entschieden abgeneigt. Ein kühner Geist wie Thomasius hätte hier keinen Platz gefunden. Die erbliche Besorgnis Ombrage zu geben, die diesem Lande so verhängnisvoll geworden ist, läßt sich schon früh bemerken. Göttingen zeigte ein friedliches Arbeiten der Wissenschaften neben einander, wenn es auch an Reibungen unter den Arbeitern nicht gefehlt hat. Ein Ringen der Geister um wissenschaftliche Gegensätze war nicht wahrzunehmen. Man hat bei der Gründung Göttingens die Vorzüge Halles zu wahren, seine Mängel zu meiden gesucht. Die charakteristischen Züge, die das Bild Halles in der Geschichte zeigt, haben sich nicht übertragen lassen. Aber was Halle erkämpft hat, ist längst Gemeingut geworden. Und was Göttingen auszeichnete, hat auf seine Schwesteranstalten zurückgewirkt. Göttingen und Halle haben zusammen das Vorurteil siegreich widerlegt, das große Geister der beiden letzten Jahrhunderte gegen Universitäten hegten. Der Gegensatz zwischen Halle und Göttingen ist längst aufgegangen in ein gemeinsames Arbeiten an den Aufgaben der Wissenschaft."

Mayer H., Geschichte der Universität Freiburg i. Baden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. 2. Teil 1818—1830. Bonn, Hanstein. 2 M.

Lyon, Handbuch der deutschen Sprache für höhere Schulen II, 2: Abriß der deutschen Poetik. 3. Auflage. Leipzig, Teubner.

Zurbonsen Fr., Deutsche Literaturkunde. Leitfaden für höhere Schulen. Mit Anmerkungen aus der Poetik. 2. Auflage. Berlin, Nicolai. 1.80 M.

Perkmann J., Bildender Unterricht in den Sprachfächern. 1. Teil. Grundlinien. Innsbruck, Wagner. 75 Kreuzer.

Schilling G., Dramaturgische Propädeutik im Anschlusse an Lessings hamburgische Dramaturgie für den Unterricht in Gymnasial-Prima bearbeitet 1. Teil. Züllichau, k. Pädagogium und Waisenhaus. Programm.

Freytags Schulausgaben klassischer Werke für den deutschen Unterricht. Wien und Prag, Tempsky.

Lessing, Abhandlungen über die Fabel, herausgegeben von H. Lambel. 70 Heller. — Voß, Luise, herausgegeben von L. Zürn. 60 Heller.

Herder J. G., Der Cid. Geschichte des Don Ruy Diaz, Grafen v. Bivar. Nach spanischen Romanzen. Herausgegeben und erläutert von E. Naumann. (Sammlung Göschen, Band 36.) Stuttgart, Göschen. 80 Pf.

Schillers Lied von der Glocke. Für mittlere und höhere Schulen bearbeitet von Steiger. Bern, Schmidt u. Co. 1.50 M.

König W., Erläuterungen zu Schillers Wilhelm Tell für den Schulgebrauch. Leipzig, Uhl. 40 Pf.

König W., Erläuterungen zu Schillers Jungfrau von Orleans. Leipzig, Uhl. 40 Pf.

Wunderlich G., Deutsche Sprichwörter, volkstümlich erklärt und gruppiert. Zur Pflege nationaler Bildung in unseren Volksschulen. 3. Bändchen. 4. Auflage. Langensalza. Schulbuchhandlung. 75 Pf.

Hirsch L., Die Fabel. Programm. Cöthen.

Noelle A., Beiträge zum Studium der Fabel mit besonderer Berücksichtigung Jean de la Fontaines. Nebst vergleichenden Texten und metrischen Verdeutschungen. Cuxhaven. Programm.

Vahlsen L., Eine Komödie Fletchers, ihre spanische Quelle und die Schicksale jenes Cervantesschen Novellenstoffes in der Weltliteratur. (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der sechsten städtischen Realschule zu Berlin, Ostern 1894). Berlin, Gärtner. 1 *M*.

Fletschers Komödie Rule a wife and have a wife wird analysiert, mit der zu Grunde liegenden Novelle von Cervantes El casamiento engañoso verglichen und der Stoff über Kirkmans An Equal Matsch, Holbergs Henrich og Pernille, Tobins Honey Moon bis auf Schröders „Stille Wasser sind tief" hinauf verfolgt.

Fraustadt F., Über das Verhältnis von Barclays „Ship of fools" zur lateinischen, französischen und deutschen Quelle. Dissertation. Breslau.

Hartmann K. A. M., Chénier-Studien. Nebst einem Abdruck von Chénier's bataille d'Arminius. Programm. Leipzig.

Decker F, Die griechische Helena im Mythos und Epos. Programm. Magdeburg.

Schwartz R., Esther im deutschen und neulateinischen Drama des Reformationszeitalters. Eine literarhistorische Untersuchung. Oldenburg, Schulze. 4 *M*.

Inhalt: Einleitung. — Hans Sachs. Erste und zweite dramatische Bearbeitung. — Valten Voith. — Andreas Pfeilschmidt. — Marcus Pfeffer. — Josias Murer. — Berner Hester (anonyme Bearbeitung). — Thomas Naogeorgus. — Johannes Chryseus. — Joannes Mercurius und M. Joannes Postius. — Wolffgang Kuntzel — Georg Mauricius der Ältere. — Damian Lindtner. — Jesuitendrama (anonym). — Caspar Wolf. — Englische Komödianten. — Puppenkomödie. — Von der stoltzen Vasthi (anonym). — Franciscus Eutrachelius. — Claudius Roilletus. — Cornelius Laurimanus. — Petrus Philicinus. — Hermannus Fabronius. — Jacobus Zevecotius. — Jesuitenscenarien. — Ahasverus-Spiel der Juden. — Landgraf Moriz von Hessen. — Joannes Valentinus Andreae. — Schluß. — Verzeichnis der Aufführungen. — Anhang: Abdruck der Schulkomödie von Caspar Wolf aus dem Jahre 1601.

Soffé, Rudolf von Habsburg im Spiegel der deutschen Dichtung. Programm. Brünn.

Popek A., Der falsche Demetrius in der Dichtung. Linz. Programm.

Morel Gall und Vogel von Glarus, die Glocke im Lichte der deutschen Dichtung. Gesammelt und herausgegeben. 2. Auflage. Glarus, Vogel. 2 *M*.

Eichberg, Mark Brandenburg in Sage und Lied. Berlin, Fontane.

Grotowsky, Der eiserne Kanzler im deutschen Lied. Gießen, Krebs. 3 *M*.

Eckart R., Stand und Beruf im Dichterwort und Volksmund. 2 Bände. Hannover, C. Meyer. à 80 *Pf*.

1. Fürsten und Adel. — 2. Medizin und Justiz.

Hönnicke B., Märchen-Studie. 2. Auflage. Leipzig, Robolsky. 60 *Pf*.

Gröber G., Zur Volkskunde aus Concilbeschlüssen und Capitularien. Gelegenheitsschrift. Straßburg.

Hüser B., Beiträge zur Volkskunde. Programm des Gymnasium Petrinum zu Brilon.

Schacht A., Hansische Sagen. Hamburg, Kloß. 2 *M*.

Vogt O. Drei Hornschloß-Sagen. Nach einer alten Überlieferung erzählt. Wüstegiersdorf. Jacob. 30 *Pf*.

Meiche A. Sagenbuch der sächsischen Schweiz. Leipzig, B. Franke.

Mose H., Aus der Waldmark. Sagen und Geschichten aus dem Rax-, Semmering-, Schneeberg- und Wechsel-Gebiete. 2. Auflage. Pottschach. (Neunkirchen, Liepsch). 70 *Pf*.

Eckart R., Allgemeine Sammlung niederdeutscher Rätsel. Nebst einigen anderen mundartlichen Rätselaufgaben und Auflösungen. Leipzig, Weigl. 1.50 M.
Wagner K., Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten in Rudolstadt und dessen nächster Umgegend. Gesammelt und nach Sprichwörtern alphabetisch geordnet. Programm. Rudolstadt.

Grimm J. und W., Deutsches Wörterbuch. Neunten Bandes Erste Lieferung. Schiefeln. — Schinden. Bearbeitet unter Leitung von M. Heyne. Leipzig, Hirzel. 2 M.
Staub Fr., Tobler L., Schoch R. und Bachmann A., Schweizerisches Idiotikon, Wörterbuch der schweizer-deutschen Sprache, Band 3, Heft 25. Frauenfeld, Huber.
Meier John, Ältere deutsche Grammatiken in Neudrucken. II. Die deutsche Grammatik des Johannes Clajus. Nach dem ältesten Druck von 1578 mit den Varianten der übrigen Ausgaben herausgegeben von Friedrich Weidling, Straßburg, Trübner. 6 M.
Felsberg O., Zur Aussprache des Schriftdeutschen. Programm. Coburg.

Seltene Drucke in Nachbildungen. Mit einleitendem Text von Karl Schorbach. II. Dietrich von Bern. (Sigenot.) Leipzig, Spirgatis. 15 M.

Kamphausen A., Die berichtigte Lutherbibel. Rektoratsrede mit Anmerkungen. (Text aus „Halte was du hast“.) Berlin, Reuther und Reichard. 1.50 M.
Buchwald G., Die Entstehung der Katechismen Luthers und die Grundlage des großen Katechismus. Leipzig, Wigand. 4.50 M.
Schütze, Entwürfe und Katechesen über Dr. M. Luthers kleinen Katechismus. II. Band, 1. Abteilung. 4. Auflage. Leipzig, Teubner.
Egli E., Zwinglis Tod nach seiner Bedeutung für Kirche und Vaterland. Zürich, Leemann. 1.50 M.
Zahn A., Studien über Johannes Calvin, Die Urteile katholischer und protestantischer Historiker im 19. Jahrhundert über den Reformator. Gütersloh, Bertelsmann. 1.60 M.
Burckhardt-Biedermann Th., Bonifacius Amerbach und die Reformation. Basel, Reich.
Lincks W., Werke, herausgegeben von W. Reindell. I. Eigene Schriften bis zur 2. Nürnberger Wirksamkeit. Marburg, Erhardt. 6 M.
Spengler F., Martinus Bohemus. Zur Geschichte des älteren deutschen Dramas. Programm. Znaim.
Vulpinus Th., Der lateinische Dichter Johannes Fabricius Montanus (aus Bergheim im Elsaß) 1527—1566. Seine Selbstbiographie in Prosa und Versen, nebst einigen Gedichten von ihm, verdeutscht (Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen Heft 18). Straßburg, Heitz. 80 Pf.

Borinski K., Baltasar Gracian und die Hofliteratur in Deutschland. Halle a. S., Niemeyer. 3.60 M.
Inhalt: Lorenzo (Baltasar) Gracian. I. Stellung in der Weltliteratur. Beziehung zur deutschen. II. Leben und Werke. III. Gracian und die Politik. — IV. Gracian und der Geschmack. — Die Hofliteratur in Deutschland. I. Die allgemeine Grundlage der Hofliteratur. — II. Der politische und Hoftraktat. — III. Die Politica Christiania. Der Pietismus und Realismus. — Die Hofdichtung des 17. Jahrhunderts. I. Der Hof- und politische Roman. — II. Die Poesie der Politiker. — Anhang. I. Zur Erklärung und Geschichte

einiger negativer Geschmacksausdrücke des 17. Jahrhunderts. — II. Christian Gryphius' Gracianübersetzung. — III. Herder, Leibnitz und Realis de Vienna (Gabriel Wagner). — „Das nach der Anlage des Ganzen am Schlusse geforderte Kapitel über die Verarbeitung der Gracianschen Geschmacksanschauungen (Shaftesbury, Muratori, in Deutschland König, Dusch u. s. w.) hinzuzufügen", hat der Verfasser nach der Vorrede aus äußeren Gründen verschoben.

Hashagen Fr., Joh. Arndt Ausgewählte Predigten. (Die Predigt der Kirche. Klassikerbibliothek der christlichen Predigtliteratur. Mit einleitenden Monographien. Herausgegeben von G. Leonhardi 26. Band). Leipzig F. Richter. 1.60 M.

Heß A., Christian Weises historische Dramen und ihre Quellen. Dissertation. Rostock.

Ratzmer G. E., Die Jugend Zinzendorfs im Lichte ganz neuer Quellen. Eisenach, Wilckens. 5 M.

Inhalt: 1. Buch. Zu Hause und auf dem Pädagogium in Halle 1700—1716. — 2. Buch. Auf der Universität Wittenberg. Unter dem Feldzeugmeister als Vormund vom 26. August 1716 bis Johanni 1718. — 3. Buch. Auf der Universität während dem Interimistikum von Johanni 1718 bis Neujahr 1719. — 4. Buch. Auf der Universität Wittenberg unter Hofrat Ritter als Vormund im Jahre 1719.

Breuli, Das Verhältnis von Hallers philosophischen Gedichten zur Philosophie seiner Zeit. Leipzig, Fock. 90 ₰.

Meinhold F. L., Hagedorns Gedanken von sittlicher und geistiger Bildung. Dissertation. Leipzig.

Überegger J., Über die von Lessing in den ersten drei Abschnitten seines Laokoon ausgesprochenen Ansichten. Programm. Olmütz.

Sanden A. v., Lessings Abhandlung wie die Alten den Tod gebildet, analysiert und erweitert. Programm. Posen.

Zur Beurtheilung von Werders Vorlesungen über Lessings Nathan. Erwiderung auf ein Schreiben von L. U. (Ostdeutsche Reform. Insterburg, 1. Januar 1894). Königsberg, Beyer. 30 ₰.

Albrecht K., Johann Georg Pfranger. Sein Leben und seine Werke. Programm. Wismar. (Leipzig, Fock). 1 M.

Bach-Gelpke M., Wieland und Julie. Drama. 2. Auflage. Glarus, Vogel. 2 M.

Haug E., Aus dem Lavaterschen Kreise. (J. G. Müller und J. K. Häfeli). I. Joh. Georg Müller als Lavaterschüler in Zürich. Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums Schaffhausen 1893/94. Schaffhausen.

Eduard Haug, der verdiente Herausgeber des Briefwechsels der Brüder J. G. Müller und Johannes von Müller, wurde durch seine Beschäftigung mit J. G. Müller auch auf dessen Verhältnis zu J. K. Lavater geführt. Wer aber die Beziehungen des berühmten Züricher Propheten zu J. G. Müller richtig erfassen will, muß auch des letztern Verhältnis zu dem bedeutendsten Schüler Lavaters J. K. Häfeli studieren. Bei diesem Verhältnis kommt hauptsächlich zweierlei in Betracht: 1. das Jahr 1779, welches der nachmalige Schaffhauser Professor, Regierungsrat und Oberschulherr als Student der Theologie in Häfelis Hause in Zürich zubrachte, und 2. die Korrespondenz, welche die beiden in den folgenden Jahren miteinander führten. Diese Korrespondenz ist von solcher Bedeutung für die Kenntnis des Lavaterschen Kreises,

daß eine Fortsetzung der vorliegenden Arbeit sie in ihren Hauptpartieen wiedergeben soll. Der gegenwärtige erste Teil will dafür die Unterlage schaffen durch die Darstellung des Züricher Studienjahres J. G. Müllers. Als Quellen dienten dem Verfasser: 1. die Tagebuchblätter Müllers und 2. dessen Briefe an Mutter und Schwester aus jener Zeit. Und da diese Quellen gestatteten, das volle Bild eines Studenten der Theologie nach Lavaters Herzen zu entrollen, vermag die interessante Schaffhauser Programmbeilage Eduard Haugs einen wertvollen Beitrag zu leisten zur Kenntnis des Lavaterianismus. — Haugs Studien über J. G. Müllers Verhältnis zu J. K. Lavater dürfen aber unseres Dankes um so gewisser sein, als es das ausgesprochene Bedürfnis der Literaturgeschichte ist, über die persönlichen Beziehungen J. K. Lavaters zu hervorragenden Männern nähere Nachweise zu erhalten.

Gernsbach (Murgthal). Heinrich Funck.

Bürger G. A., Ausgewählte Gedichte. Leipzig, Fiedler. 1.20 *M.*

Kraft G., Klingers „Zwillinge", Leisewitz' „Julius von Tarent" und Schillers „Braut von Messina". Eine vergleichende Betrachtung mit besonderer Rücksicht auf ihre Verwertung beim Unterricht. Programm. Altenburg, Schnuphase. 1 *M.*

Schultze S., Der junge Goethe. Ein Bild seiner inneren Entwicklung (1749 bis 1775) 6. Heft: Goethe in Frankfurt (1772—1773). — 7. (Schluß-)Heft: Goethe in Frankfurt (1773—1774). Halle, Kaemmerer. à 1.20 *M.*

Dembowski J., Günther und Goethe. Ethische Studien zur lyrischen Dichtung. Programm. Lyck.

Zscheck F., Ugo Foscolos Brief an Goethe, Mailand, den 15. Januar 1802. (Mitgeteilt im Goethe-Jahrbuch VIII. 1887). Programm. Hamburg.

Goethes sämmtliche Werke in 36 Bänden. Mit Einleitungen von K. Goedeke. Band 11—14. Stuttgart, Cotta à 1.50 *M.*

Goethes Werke. Illustrirt von ersten deutschen Künstlern. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. 4. Auflage. 1. und 2. Lieferung. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt à 50 *ℌ.*

Pallmann K., Der historische Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand und Goethes Schauspiel über ihn. Eine Quellenstudie. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Luisenstädtischen Oberrealschule zu Berlin. Ostern 1894. Berlin, Gaertner. 1 *M.*

Primer P., Die Heilung des Orest in Goethes Iphigenie auf Tauris. Programm. Frankfurt.

Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt nach der Göchhausenschen Abschrift herausgegeben von Erich Schmidt. Dritter Abdruck mit sehr erweiterter Einleitung. Weimar, Böhlau. 2 *M.*

Witkowski G., Die Walpurgisnacht im ersten Teile von Goethes Faust. Leipzig, Biedermann.

Entstehungsgeschichte der Walpurgisnacht. Systematische Ausbeutung aller von Goethe benützten Quellen. „Goethe hat hier nicht aus seiner eigenen Phantasie geschöpft. Alles was er vorführt, fließt aus bestimmten historischen Quellen. Und vergleicht man diese mit Goethes Darstellung, so erkennt man, wie er, statt das Obscöne zu betonen, überall gemildert hat und es nur so weit, wie es für seine Absicht erforderlich war, zuließ. Denn wollte er ein realistisches Bild des Hexensabbats geben, so mußte er notwendig auch die moralische Verworfenheit dieses Treibens, die den eigentlichen Kern bildet, darstellen." Erasmus Franciscis Höllischer Proteus und Neu-polirter Geschicht-Kunst- und Sitten-Spiegel; Bekkers Bezauberte Welt; Carpzovs Practica

nova Imperialis; Praetorius' Anthropodemvs Plutonicvs und Blocks-Berges Verrichtung (Titelbild reproduziert); Christliche Erinnerung von Johanne Matthaeo Meyfarten Erfurt 1635 und eines Anonymus Magica Eisleben 1600; die Pfitzersche Bearbeitung von Widmanns Faustbuch; Remigius' Dämonolatria (daraus ein Stich „Die dem Bock ehrende Hexen" reproduziert); Bodins Daemonomania; Goldschmids Höllischer Morpheus. — Analyse und Erklärung der Dichtung. — Abdruck der Paralipomena zur „Walpurgisnacht" nach der Weimarer Ausgabe mit Berichtigung dieser und mit Beifügung der Quellen.

Lahnor H., Goethes Faust als weltliche Bibel betrachtet. Programm. Wolfenbüttel.

Goethe W., Elegie Romane. Traduzione di Luigi S. Giusto, col testo originale a fronte. Torino-Roma, Roux u. Co.

Müller Ernst, Schillers Mutter. Ein Lebensbild. Mit vielen Abbildungen in und außer dem Text. Leipzig, Seemann. 4 M.

Schillers sämtliche Werke in 16 Bänden. Mit Einleitungen von K. Goedeke. Band 11—15. Stuttgart, Cotta à 1.50 M.

Boltenstern, P. v., Schillers Vergilstudien I. Programm. Köslin.

Reinitz E., Schillers Gedankendichtung in ihrem Verhältnis zur Lehre Kants. Programm. Ratibor.

Wenzig K., Der Gedankenzusammenhang in Schillers „Lied von der Glocke".

Mentzel Elisabeth, Der Räuber. Volksstück in 4 Aufzügen. Frankfurt a. M. Reitz und Köhler. (Schiller in Frankfurt.)

Schiller's robbers, translated into English by Pearson. Dresden, Pierson. 1 M.

Haym R., Briefe von Wilhelm von Humboldt an Georg Heinrich Ludwig Nicolovius. Mit zwei Anhängen. (Quellenschriften zur neueren deutschen Literatur- und Geistesgeschichte Band 1.) Berlin, Felber.

Inhalt: Einleitung. — 27 Briefe von Humboldt an Nicolovius 1809 bis 1835. — Erläuterungen. — Anhänge: 1. Sieben Jugendbriefe Humboldts an seinen Freund Beer 1787—1789. — 2. Acht Briefe Humboldts aus den Jahren 1809 und 1810: drei an Achim von Arnim, fünf an Friedrich August Wolf.

Weitzmann C., sämtliche Gedichte in schwäbischer Mundart. Nebst einer Auswahl seiner besten hochdeutschen Dichtungen. 8. Auflage. Reutlingen, Fleischhauer und Spohn. 2 M.

Keller J., Michael Traugott Pfeiffer der Musiker, Dichter und Erzieher (1771 bis 1849.) Mit dem Porträt Pfeiffers. Frauenfeld, Huber. 2 M.

Sauer A., Friedrich Hölderlin (Sammlung Gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 189). 15 Kr.

„Dieser Vortrag wurde ausgearbeitet und zuerst gehalten in Graz im Jahre 1885 und nach dem Erscheinen des Buches von Litzmann umgearbeitet. Die neueste Publikation von Müller-Rastatt konnte nicht mehr benutzt werden."

Pichtos N. M., Die Ästhetik August Wilhelm v. Schlegels in ihrer geschichtlichen Entwickelung. Berlin, Vogt. 1.80 M.

Klee G., Tiecks Leben und Werke (Meyers Volksbücher Nr. 1028. 1029). Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 20 Pf.

Erweiterter und verbesserter Abdruck aus der Ausgabe von Tiecks Werken in Meyers „Klassiker-Bibliothek".

Steig R. und Grimm H., Achim von Arnim und die ihm nahe standen.

Erster Band: Achim von Arnim und Clemens Brentano. Bearbeitet von R. Steig. Mit zwei Porträts. Stuttgart, Cotta. 7 ℳ

Auf 3 Bände angelegt. Der nächste, zweigeteilte, Band zeigt Arnim als Mensch und Dichter Goethe gegenüber, und schildert Arnims und Bettinas Liebe- und Familienleben. Die Freundschaft mit Jacob und Wilhelm Grimm bildet den Inhalt des dritten Bandes.

Arnim, Bettina v., Dies Buch gehört dem König. 1. Teil. Der Erinnerung abgelauschte Gespräche und Erzählungen. Dresden, Jaenicke. 1 ℳ

Höber E., Eichendorffs Jugenddichtungen. Berlin, Vogt. 1.80 ℳ

Inhalt: Erster Teil die Jugendgedichte. 1. Veröffentlichung und Einleitung der Jugendgedichte. — 2. Die Gedichte bis Ende 1807. S. 10. Über Eichendorffs handschriftlichen Nachlaß. Über das handschriftlich erhaltene Gedicht „Italien“. — 2. Die Gedichte von 1808—1811. S. 20. Berichtigung zu Scherers Geschichte der deutschen Literatur [6] 636. — S. 38. Entwürfe zu den Gedichten „In der Fremde“ und „Trost“ aus den Berliner Handschriften. — 3. Die Gedichte von 1812—1815. — Zweiter Teil. „Ahnung und Gegenwart“. 1. Entstehung und Veröffentlichung. — 2. Charakteristik und ästhetische Würdigung. — 3. Zusammenhang mit „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ und den Romanen der Romantiker. — 4. Biographische Grundlagen zu dem Roman. S. 71 Anmerkung: Im Besitz von Eichendorffs Sohn befinden sich Fragmente eines Jugendtagebuches, das bis zum Jahre 1817 reicht. Zusammenstellung von Eichendorffs Briefen. — Schluß. Rückblick und Ausblick: Das Verhältnis von Eichendorffs Jugenddichtungen zu seinen späteren poetischen Werken.

Schultheiß Fr. G., Friedrich Ludwig Jahn. Sein Leben und seine Bedeutung. Preisgekrönte Arbeit. (Geisteshelden. — Führende Geister. — Eine Sammlung von Biographien. Herausgegeben von A. Bettelheim. 7. Band. Der II. Serie erster Band.) Berlin, Ernst Hofmann & Co. 2.40 ℳ

Inhalt: Zum Geleit. — I. Kinderjahre. — II. Universitäts- und Wanderjahre. — III. Lebenspläne und Weltgeschicke. — IV. Deutsches Volkstum. — V. Anfänge des Turnwesens und Befreiungskriegs. — VI. Jahn auf der Höhe seiner Wirksamkeit. — Freunde und Feinde. — VII. Demagogenhetze und Jahns Gefangenschaft. — VIII. Stillleben in Freiburg und Kölleda. — IX. Jahns Lebensabend. Die Frankfurter National-Versammlung. — X. Das deutsche Turnwesen und das deutsche Volkstum. — Anhang (Anmerkungen.)

Krickau K., Über den dramatischen Wert von Uhlands Ernst, Herzog von Schwaben. Programm. Hofgeismar.

Arndt O., Friedrich Rückert. Ein Beitrag zur Feier deutscher Dichter. Programm der Oberrealschule zu Gleiwitz.

Reich E., Franz Grillparzers Dramen. Fünfzehn Vorlesungen. Dresden und Leipzig, Pierson. 3 ℳ

Farinelli A., Grillparzer und Lope de Vega. Mit den Bildnissen der Dichter. Berlin, Felber.

Inhalt: Einleitung. Die Lope de Vega-Literatur in Deutschland bis Mitte der zwanziger Jahre. — I. Die Dramen Grillparzers in ihrem Verhältnis zu dem Comedias Lopes. — II. Grillparzers Studien über Lope de Vega. — III. Übereinstimmung und Verschiedenheit in Grillparzers und Lopes dichterischer Individualität. — Anhang. El Desengaño en un sueño des Herzogs von Rivas — ein Seitenstück zu Grillparzers „Traum ein Leben“.

Büchner A., Essai sur Henri Heine (Extrait des Mémoires de l'Académie nationale des sciences, arts et belles-lettres de Caen). Caen, Le Blanc-Hardel.

Fischer H. R., Heinrich Heine im Lichte unserer Zeit. München, Albert u. Co. 60 ₰.

Gutzkow K., Gesammelte Werke 2. Serie. Dramatische Werke. 4. Gesamtausgabe. 2. Bändchen. Uriel Acosta. 14. Auflage. Jena, Costenoble. 90 ₰.

Hebbel F., Ausgewählte Gedichte, Meyers Volksbücher Nr. 1030—32. à 10 ₰.

Hebbel F., Müller und Kind. Meyers Volksbücher Nr. 1033. 10 ₰.

Leuthold H., Gedichte. 4. Auflage. Frauenfeld, Huber. 5 ℳ.

Gilm Hermann von, Gedichte. Leipzig, Liebeskind. 1.50 ℳ.

Gegenüber den im selben Verlage erschienenen „Ausgewählten Gedichten" enthält diese neue Ausgabe u. a. die Jesuitenlieder und die schönsten Schützenlieder Gilms. „Die Landtagssonette sind hier in teilweise geänderter und sicherlich besserer Fassung aufgenommen, und den Sonetten aus Wälschtirol (Sonette an eine Roveredanerin) eine Anzahl bisher ungedruckter Gedichte beigefügt worden."

Hamerling R., Letzte Grüße aus Stiftinghaus, herausgegeben von O. Linke. Hamburg, Verlagsanstalt (A.-G.). 4 ℳ.

Hamerling R., Was man sich in Venedig erzählt. Nach italienischen Quellen. Hamburg, Verlagsanstalt (A.-G.). 2 ℳ.

Nissel F., Mein Leben. Selbstbiographie, Tagebuchblätter und Briefe. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Seiner Schwester Caroline Nissel. Mit dem Bildnis des Dichters. Stuttgart, Cotta. 5 ℳ.

Inhalt: Erster Teil; Selbstbiographie 1831—1849. — Zweiter Teil: Tagebuchblätter und Briefe 1849—1893. — Religiöse Betrachtungen aus der Jugendzeit (1847—1849).

Anzengruber L., Letzte Dorfgänge, Kalendergeschichten und Skizzen aus dem Nachlaß. Stuttgart, Cotta. 5 ℳ.

Pasch K., Edmund Dorer. Ein Lebens- und Charakterbild. Im Auftrage der Leo-Gesellschaft entworfen. Mit einem Bilde Dorers in Lichtdruck. Wien, Austria. 1 ℳ.

Hoeber K., Friedrich Wilhelm Weber. Sein Leben und seine Dichtungen. Mit einem Porträt und Facsimile. Paderborn, F. Schöningh. 1 ℳ.

Baechtold J., Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Zweiter Band: 1850—1861. Mit einem Bildnis. Berlin, Hertz.

Inhalt: 5. In Berlin. (April 1850 bis Dezember 1855). — 6. In der Heimat. (Bis September 1861). — Anhang. Enthält u. a. einen Aufsatz Kellers über Palleske; Kellers dramatische Entwürfe: 1. Die Flüchtlinge (1844). — 2. Ein vaterländischer Schwank. (c. 1846). — 3. Freischarengespräch aus dem „Stern" zu Heidelberg (Juni 1849). — 4. Der Sonderbund (1849). — 5. Zu „Therese" (Etwa 1865 auf Grund eines alten Entwurfs geschrieben). — 6. Jedem das Seine (1851). — 7. Die Roten. Ein Lustspiel. (Berlin, 22. Mai 1851). — 8. Drosselbart. (c. 1851). — 9. Die Provençalin. — 10. Im Irrenhaus. (c. 1879). — 11. Das Gassengericht (wie die folgenden aus den siebenziger Jahren). — 12. Der Prozeßliebhaber. — 13. Der neue Graf von Gleichen. — Ältester Eingang zum „Grünen Heinrich." (1846). — Materialien zum „Grünen Heinrich." — S. 542: Unausgeführte dichterische Pläne.

Meixner A., Gedichte. Nach seinem Tode gesammelt und herausgegeben von seiner Schwester Betty Titze. Freiwaldau, B. Titze. 4.50 ℳ.

Gedenkschrift an den 50. Geburtstag des Dichters Peter Rosegger. Herausgegeben von der Verlagsbuchhandlung Leykam in Graz. Mit 15 Illustrationen. Darin biographische Beiträge.

Dem heimatlichen Dichter Ferdinand von Saar zum 60. Geburtstage. Festblatt, herausgegeben vom Verein für deutsche Literatur „Ostarrichi." Geleitet von v. Felgel-Feldegg und W. A. Hammer. Wien, Schaumburg. 50 ₰.

Kohut A., Die namhaftesten deutschen Humoristen in der Gegenwart. Eine literargeschichtliche Studie. Zürich, Verlags-Magazin. 60 ₰.

Gregorovius, ein tragikomisches Schillerpreis-Gericht. Leipzig, Werther. 75 ₰. Satire in Dialogform.

Brandl A., Shakespere. Mit Porträt (Geisteshelden. — Führende Geister. — Eine Sammlung von Biographieen. Herausgegeben von A. Bettelheim, Band 8. Der 2. Sammlung zweiter Band). Berlin, Hofmann u. Co. 2.40 ℳ.

Inhalt: Stratforder Jugendjahre. — Londoner Lehrjahre. — Die Falstaff-Periode. — Die Hamlet-Periode. — Die Lear-Periode. — Die Romanzen. — Das Ende. — Wichtigere Werke zum Studium Shakspeares.

Bormann E., Das Shakespeare-Geheimnis. Leipzig, Selbstverlag. 20 ℳ.

Türck H., Die Übereinstimmung von Kuno Fischers und Herman Türcks Hamlet-Erklärung. Jena, Mauke. 1.20 ℳ.

Türck H., Kuno Fischers kritische Methode. Eine Antwort auf seinen Artikel „Der Türck'sche Hamlet" in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung." Jena, Mauke. 60 ₰.

Fischer K., Das Hamletproblem. Heidelberg, Winter.

Büchner A., Alfred Tennyson le poète lyrique, épique et dramatique (Extrait de la Revue de l'Enseignement des Langues vivantes). Havre.

Gröber G., Grundriß der romanischen Philologie Band 2, Abteilung 2. Lieferung 3. Straßburg, Trübner.

Inhalt: Geschichte der portugiesischen Literatur von C. Michaëlis de Vasconcellos und Theophilo Braga (Schluß). — Die spanische Literatur von G. Baist.

Key H., Alessandro Manzoni. Literaturhistorisk Studie. Stockholm, Norstedt.

Engwer Th., Emile Zola als Kunstkritiker (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der III. städtischen Realschule zu Berlin. Ostern 1894). Berlin, Gaertner. 1 ℳ.

Nachrichten.

Preisaufgabe der fürstl. Jablonowskischen Gesellschaft für das Jahr 1897: Die Sprache der deutschen Urkunden in der Kaiserlichen Kanzlei Karls IV.

Aufruf zur Sammlung bayerischer Volksüberlieferungen: „Unsere Zeit bricht auf allen Gebieten mit dem Überlieferten. Das Neue steht gewiß im Ganzen über dem Alten, aber wer im Alten herangewachsen ist, wird es mit Wehmut dahin schwinden sehen. Es festzuhalten oder in neue Formen zu gießen wird wohl nur bei einem kleinen Teil möglich sein, aber der Vergessenheit entreißen können wir Viel, ja vielleicht Alles, was jetzt noch fortlebt. Ganz besonders rasch verlieren sich in unseren Tagen die alten Überlieferungen im Volksleben, Sitten, Gebräuche, Sagen, Lieder und Sprüche, die eine Fülle von Poësie bergen, auch vom Aberglauben bröckeln sich Stücke ab, die nicht die schlimmsten, die nur eine besondere Form der Volkspoësie sind. Durch den raschen Verkehr zwischen Land und Stadt hat auch die kernige, prächtig entwickelte Volksmundart schon manches eingebüßt und sie wird in den nächsten Jahrzehnten das Meiste von ihren Eigentümlichkeiten aufgeben. Zwar haben in

Bayern verdiente Sammler Vieles geborgen, aber noch viel mehr wird unbeachtet verloren gehen, wenn wir nicht dem Beispiel anderer deutschen und fremden Länder folgen und mit Beihülfe aller Kreise und Stände in den verborgensten Winkeln suchen und das Gefundene an sicheren Orten aufspeichern, so daß auch künftige Geschlechter dem alten Volkstum der Stämme Bayerns nahe treten können. Die Unterzeichneten halten es für eine vaterländische Pflicht, ihre Landsleute dringend aufzufordern, sich an der Rettung des dem Untergang Geweihten zu beteiligen, indem sie aufzeichnen, was ihnen aus dem Leben, aus den herkömmlichen Formen der Arbeit und der Erholungen, aus dem Denken, Sprechen und Dichten unseres Land- und Stadtvolkes bekannt geworden ist (also Sitten und Aberglauben, Sagen, Märchen, Schwänke, Volkslieder und Kinderreime, Sprichwörter und Redensarten, Mundartliches: Wörter und grammatische Eigentümlichkeiten) und ihre Sammlungen einem der Unterzeichneten zusenden. Hoffentlich kommt recht bald die Zeit, da die angesammelten Schätze der Hauptsache nach gedruckt werden können, jedenfalls sollen sie Gemeingut bleiben. Um Anweisungen zum Sammeln und sonstige Aufschlüsse wende man sich an einen der Unterzeichneten, die auch die Bildung und vorläufige Leitung eines Vereins für bayerische Volkskunde und Mundartenforschung übernommen haben. Anmeldungen werden von jedem der Unterzeichneten entgegengenommen. Der Jahresbeitrag ist 1 (eine) Mark. Wir sind überzeugt, daß Tausende im Lande verstreut sich finden, die Herz und Sinn haben für das Volk und seine Eigenart. An alle richten wir die herzliche Bitte, das volksfreundliche Unternehmen durch recht zahlreichen Beitritt zu dem Verein fördern zu wollen. Denn neben der Sammelarbeit sind die Geldbeiträge für die Verwirklichung des Planes unentbehrlich. Nur durch engen Zusammenschluß aller Volksfreunde kann das Werk gedeihen als ein Denkmal der Liebe zu unserem bayerischen Volkstum. Würzburg: Dr. Oscar Brenner, Professor der deutschen Philologie, Sanderglacisstraße 23. Jakob Beyhl, Lehrer, Randersackererstraße 30. J. Schmidkontz, Lehrer, Heidingsfelderstraße 13. München: A. Englert, Reallehrer, Findlingstraße 36. B. Loesl, Reallehrer, Müllerstraße 32 d.

In Eger hat sich eine Gesellschaft für Heimatskunde gebildet zur Erforschung der Geschichte des Egerlandes mit der Ausdehnung auf den alten Kreis Eger.

Vom 1. September 1894 angefangen, soll erscheinen: „Deutsche Dramaturgie, Zeitschrift für dramatische Kunst und Literatur, herausgegeben von P. Kühn in Leipzig. Der Inhalt soll hauptsächlich bestehen aus Aufsätzen über allgemein-dramatische Fragen, genauen Analysen und Untersuchungen einzelner Dramen, Aufsätzen über die Geschichte des Dramas und die Reformen der Theaterzustände unserer Zeit, biographischen Darstellungen einzelner Dichter. Einzeluntersuchungen sollen sich nur auf die Dramatiker und Dramen erstrecken, die mit unserem Theaterleben noch unmittelbaren Zusammenhang haben.

In Vorbereitung befinden sich: Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgange des Mittelalters 1. Band 1. Teil von R. Kögel in Basel; eine Monographie über G. A. Bürger von B. Hoenig in Wien, eine Monographie über F. W. Gotter von R. Schlößer in Leipzig, eine Geschichte des Gothaer Theaters von R. Hodermann in Karlsruhe.

G. Milchsack in Wolfenbüttel bereitet eine Ausgabe des Volksbuches vom Dr. Faust nach einer von ihm aufgefundenen Handschrift vor.

Georg Witkowski in Leipzig bereitet für den literarischen Verein in Stuttgart eine neue Opitz-Ausgabe vor. Zunächst sollen die sämtlichen weltlichen Gedichte in zwei Bänden erscheinen. Der Herausgeber richtet an alle, die von opitzischen Handschriften oder Einzeldrucken, die in den Bibliographien

nicht verzeichnet sind, Kenntnis haben, die Bitte, ihm gütigst eine Nachricht darüber zukommen zu lassen.

Dem Abschlusse nahe ist eine Prager Dissertation: Über die Geschichte der altnordischen Stoffe in Deutschland bis zum Ende des 18. Jahrhunderts.

Eine Gesamtausgabe von Goethes Briefen (in Auswahl) beginnt demnächst zu erscheinen.

Dr. Oswald in London bereitet auf Grund umfassenden ungedruckten Materials eine ausführliche Biographie Chamissos vor.

L. Fränkel in Stuttgart ist mit einer Arbeit über die verschiedenen Fassungen und Behandlungen des Lenorestoffs in Sage und Lied beschäftigt und bittet um Mitteilung von ungedruckten oder versteckten Varianten und einschlägigen Notizen.

In Teplitz soll ein Seume-Denkmal errichtet werden.

Am 6. Mai 1894 wurde in Höritz im Böhmerwald an dem Geburts- und Sterbehaus des Begründers der dortigen Passionsspiele, des Leinewebers Paul Gröllhesel eine von dem deutschen Böhmerwaldbund gestiftete Gedenktafel enthüllt.

Aus Anlaß des 30. Todestages des Dichters Hermann von Gilm veranstaltete der Akademische Verein für tirolisch-vorarlbergische Heimatskunde in Innsbruck am 31. Mai 1894 eine Erinnerungsfeier.

Bitte. Fachgenossen, die über Exemplare des Ulmer Drucks des „Eunuch“ vom Jahre 1486 aus Bibliotheken oder aus Privatbesitz Auskunft geben können, werden gebeten, gütige Mitteilung an den Unterzeichneten gelangen zu lassen.

Heidelberg, 1. Juni 1894.

Professor Dr. Hermann Wunderlich.

Mitteilung.

An die Redaktion der Zeitschrift ist folgende Zuschrift gelangt:

Berlin W., 4. Juni 1894.
Matthäikirchstraße 4 II.

Hochgeehrter Herr!

Sie würden die unterzeichnete Redaktion zu größtem Danke verpflichten, wenn Sie in Bezug auf die Besprechung der „Jahresberichte“ im „Euphorion“, S. 147, gütigst mitteilen wollten, daß Herr Dr. Heinrich Welti das Material, das ihm von der Redaktion zur Bearbeitung übergeben worden ist, in der That erschöpfend behandelt hat. Sein Beitrag war zunächst nur als ein dem Operntheater geltender Anhang zu Paul Schlenthers bühnengeschichtlichem Referat gedacht, doch werden wir im dritten Bande der „Jahresberichte“ die „Musikgeschichte“ in weiterem Umfange berücksichtigen.

Mit den besten Empfehlungen

Ihre verehrungsvoll ergebene

Redaktion der „Jahresberichte
für neuere deutsche Literaturgeschichte.“

Zur Abwehr.

Herr Professor Minor wendet sich im ersten Heft dieser Zeitschrift gegen das Überhandnehmen des Specialistentums auf unseren Universitäten, und prinzipiell nehme ich keinen Anstand einem großen Teil dieser Ausführungen zuzustimmen. Gewiß ist auch bei der wissenschaftlichen Behandlung der neueren

Literatur durchaus eine breite Basis des Wissens wünschenswert, und sicherlich soll zumal der Universitätslehrer immer im Stande sein von dem Besonderen seinen Blick auf das Allgemeine zu richten; nur dann wird seine Lehrthätigkeit von Segen sein können. Ich schicke dies voraus, um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen, wenn ich mich genötigt sehe, recht entschieden gegen einen Teil dieser Ausführungen Stellung zu nehmen. S. 24 a. a. O. heißt es: „Man habilitiert sich heut auf Goethes Leipziger Liederbuch oder den Urfaust; dazu braucht man nur ein bischen Methode und die Belesenheit, die sich in ein paar Wochen erwerben läßt." An diese Beispiele anknüpfend weist Herr Minor auf die unhaltbaren Zustände hin, denen wir Germanisten entgegensteuerten und hält uns als Muster die Mediziner vor Augen, die nicht daran dächten, für jede Krankheit einen Lehrstuhl zu errichten. Nun habe ich mich an hiesiger Universität im vorigen Jahre mit einer Arbeit über Goethes Leipziger Liederbuch habilitiert, so daß die Fachgenossen jene Bemerkungen wohl auf mich beziehen müssen. Auf eine an Herrn Minor gerichtete Anfrage bestätigte er mir in der That, daß ihm der Titel meiner Arbeit als Beispiel vorgeschwebt habe. Daß zu einer Untersuchung, wie ich sie angestellt habe, nur die Belesenheit weniger Wochen gehöre, muß Herr Minor ja wissen, denn er selbst hat vor nunmehr 14 Jahren dasselbe Thema behandelt. Für meine Schrift muß ich eine derartige Bemerkung ebenso höflich wie entschieden ablehnen. „Seines Fleißes darf sich jedermann rühmen", und jeder irgendwie Sachkundige wird bei Lektüre meiner Schrift wohl zugestehen, daß sie etwas mehr als die Belesenheit weniger Wochen voraussetzt. Das „bischen Methode" ist eine so merkwürdige und interessante Redewendung, daß ich mir ein ausführlicheres Eingehen darauf in anderem Zusammenhange vorbehalten muß. Auch dagegen muß ich protestieren, daß die Habilition auf Grund einer solchen Spezialuntersuchung als Monstrosität hingestellt und daraus gefolgert wird, man wisse weiter nichts, treibe weiter nichts und traktiere die Studenten beständig mit den Gegenständen seiner Habilitationsschrift. Mit Spezialuntersuchungen hat man sich immer habilitiert, und auch Herr Minor hat's nicht anders gemacht; die Parallele mit den Ärzten und Naturforschern trifft auch nicht entfernt zu.

Der Zweck meiner abwehrenden Erklärung ist, die eigentümliche Art und Weise, wie Herr Minor meine Person und meine Schrift in seine Erörterungen gezogen hat, für die Fachgenossen niedriger zu hängen, und ihn selbst zu veranlassen, seine Beispiele in Zukunft passender zu wählen.

Gießen, Anfang Juni 1894. Adolf Strack.

Erwiderung des Verfassers.

Eine eingehende Erwiderung auf diese Zeilen wird niemand von mir erwarten. Ich bedaure nur, daß Herr Doktor Strack, nachdem der Versuch, mich unter der Hand zu einer Erklärung zu veranlassen, natürlich mißglückt ist, nun doch selber seinen Namen in die Öffentlichkeit gebracht hat, den ich schonend verschwiegen hatte. Aus Form und Inhalt der Abwehr werden sehr viele Leser dieser Zeitschrift den Herrn Privatdocenten Strack zum ersten Mal, leider nicht zu seinem Vorteil, kennen lernen. Den Zweck, seinen Namen tiefer zu hängen, hat er jedenfalls erreicht. Das Recht, über vorhandene Übelstände auf Grund von Thatsachen seine Meinung zu äußern, kann in unserm Jahrhundert niemand mehr verweigert werden. Es ist aber eine Thatsache, daß sich Doctor Strack auf ein unglaublich spezielles Thema habilitiert hat, und daß die 60 Werke, die er verzeichnet, in wenigen Wochen zu benützen waren, um so mehr, als es sich nur um eine Modifikation der Untersuchungen eines Andern handelte und die Gesichtspunkte

im Wesentlichen gegeben waren. Bei meiner Habilitation lagen außer der Untersuchung über Goethes Leipziger Liederbuch noch eine darstellende Arbeit über Weiße, eine Recension von Sauers Brawe, eine Untersuchung über Goethes Verhältnis zu Shakespeare und eine Ausgabe der Gedichte Winterstettens vor. Das „bischen Methode" wird jeder richtig verstehen, der sich an das Gebot eines großen Philologen erinnert: „Du sollst den Namen Methode nicht eitel nennen". Unsere Herren Kollegen jüngsten Datums reden nur mehr von der Methode.

Minor.

Berichtigungen und Ergänzungen.

Zu S. 29, Z. 1 ff. Blumenbach Abhandlung erschien zuerst Göttingen 1781; vgl. auch Göttingisches Magazin 1, 2, 247.

S. 40, Z. 7 statt 1786 lies: 1790.

Zu S. 77, Z. 12. In der Handschrift ist deutlich zu lesen: simeterisch.

In dem Aufsatz „Goethes Helena" S. 96 ist zu lesen: Die Sprechweise V. 8756 „verfól|gen über | der Ér|de" ist die ungesuchte, dagegen „verfól|gen ǘ|ber der Ér|de" die metrische, künstliche.

S. 234, Z. 6 von unten lies: F. A. Wolf.

Die Anmerkung S. 169 ist dahin richtig zu stellen, daß Prem die von Bielschowsky S. 161 vorgebrachte Korrektur bereits in den Text S. 54 eingesetzt wissen wollte.

Im Manuskript abgeschlossen am 12., im Satz am 22. Juni 1894.

Druck von Lorenz Ellwanger, vorm. Th. Burger, Bayreuth.

Die Hamlet-Frage
mit besonderer Beziehung auf
Richard Loening: „Die Hamlet-Tragödie Shakespeares".

Von Carl Hebler in Bern.

(Schluß).

Nach unserer bis jetzt gewonnenen Kenntnis von Hamlets Verhalten zu seiner Aufgabe stelle ich der Behauptung, daß er noch Nichts für deren Erfüllung habe thun wollen, die andere entgegen: er hat, seitdem ihm diese Aufgabe geworden ist, Nichts ernstlich betrieben, das nicht eine Beziehung auf sie gehabt oder alsbald für ihn bekommen hätte, und zwar so betrieben, wie es ihm für sie dienlich schien. Nur hieraus läßt sich auch sein Benehmen gegen Ophelien verstehen. Nach Loening würde er sich bei dem von ihr II, 1 erzählten Besuche nur aus gekränkter Liebe und verletztem Selbstgefühl, in Folge der erfahrenen Zurückweisungen, auf immer verabschieden, ohne sich zu verstellen; sein Aussehen sei nur das den Verliebten auch sonst vom Dichter zugeschriebene, „nicht Merkmale, die diese absichtlich anlegen, sondern solche, zu denen sie durch ihren innern Zustand gebracht werden und an denen sie nun kenntlich sind". Auch noch in der Belauschungsscene spreche aus Hamlet nur der gekränkte Liebhaber (S. 267 ff. 276 ff.).

Die Annahme einer Verstellung ist allerdings bei dem Besuche nur in einem sehr einzuschränkenden Sinne zulässig. Vorweg an den ergreifenden Geberden ist Alles echt. Ich will auch in Betreff des nachher von Polonius vorgezeigten Liebesbriefchens

gleich hier bemerken, daß ich es zwar mit Loening für ein wenig modisch-gekünstelt ansehe, aber nicht mehr wie früher zu dem „angelegten wunderlichen Wesen" rechne; es braucht auch nicht aus der letzten Zeit zu stammen. Und um vom Aeußerlichsten zu reden: die Kleidung des Prinzen hat seit der grausigen Nacht gewiß ohnehin viel an Hoffähigkeit vermissen lassen, und gerade vor einem so wichtigen Besuch wird er noch weniger als sonst daran gedacht haben, seine Toilette zu ordnen oder gar in künstliche Unordnung zu bringen. Nicht einmal daß der Dichter seinerseits ihn ausschließlich als unglücklichen Liebhaber zu kostümieren beabsichtigt habe, läßt sich mit Loening aus den paar Komödienstellen schließen, wo einem Solchen ein ähnlicher Anzug gegeben wird; die Aehnlichkeit beschränkt sich auf so wenige und einfache Züge, wie sie sich bei jeder Vernachlässigung der vorausgesetzten, von Ophelien angedeuteten Tracht am ehesten einstellen. Daß Ophelia selbst und ihr Vater in dem seltsamen stummen Besucher nur einen aus Liebe Verrückten sehen, ist bei ihrer Unbekanntschaft mit seinem Geheimnis begreiflich, das er, zumal seit der Entfremdung, auch der Geliebten zu verraten hat Bedenken tragen müssen. Es handelt sich auch unzweifelhaft bei dem Besuch um die Liebesangelegenheit, und zwar um einen gewissen Abschluß derselben, aber nicht so, daß bloß der gekränkte Liebhaber Abschied nähme. Der Prinz zeigt in der ganzen Zusammenkunft, ähnlich wie der Geist nach Horatios Ausdruck, eine Miene mehr des Kummers als des Zorns. Auch Folgendes ist zu erwägen: die zwei Monate zwischen dem Beginn jener Zurückweisungen und dem Schauspiel müssen, wo nicht ganz, doch zu einem beträchtlichen Teil, in den ersten Zwischenakt fallen. Loening nimmt das Erstere an, was allerdings der äußern Verknüpfung aller Scenen vom Anfang des zweiten Akts bis zu dessen Schluß am besten entspricht, wiewohl sich dem Zuschauer vielleicht doch nicht mit Unrecht die Zeit auch für die inhaltliche Fülle des Akts selbst etwas ausdehnt. Wäre nun Hamlet für persönliche Verletzung so außerordentlich empfindlich, wie er es überhaupt nach Loening sein soll, so ließe sich nicht gut verstehen, warum er das Verhältnis erst so spät abbräche. Begreiflicher ist, wenn er nach

so langer Ratlosigkeit in Betreff der Racheaufgabe sich sagt, daß er sich seine Liebe aus dem Sinn schlagen müsse, auch ihr gegenüber einzig und allein das Gebot des Geistes in dem „Buche seines Hirns" leben lassen dürfe. Unser Ausleger wendet zwar ein, der Prinz würde seine Liebe nicht wohl aus dem Buche seines Hirns löschen wollen, da diese vielmehr in das Herz eingeschrieben zu sein pflege. Sie hat aber gewiß oft genug auch sein Hirn, seine Gedanken, in Anspruch genommen, wie hinwieder von der diese beschäftigenden Rachepflicht auch sein Herzblut bewegt ist. Diese an sich erfordert freilich keinen Verzicht auf die Liebe; es kann sich aber zu solchem dieser bestimmte Rächer in seiner besondern Lage verpflichtet glauben. Daraus, daß er den Verkehr mit der Geliebten noch nach dem Racheauftrag fortzusetzen bemüht gewesen ist, schließt Loening mit Unrecht, daß der Besuch gar keine Beziehung auf diesen habe; der Anlaß dazu mag erst in dem gegenwärtigen Stand der Racheangelegenheit oder in der gegenwärtigen Stellung des Prinzen zu ihr liegen. Dieser weiß jetzt eben auch aus Erfahrung, wie wenig er nötig hat, sich die Befassung mit seiner Aufgabe noch durch Liebessorgen zu erschweren, und er mag diesen immerhin sogar zu große Schuld an seinem bisherigen Ungeschick beimessen. So beschließt er denn, die ihm nun einmal ohne sein Zuthun durch die Zurückweisung geschaffene Lage hinzunehmen und auch der Geliebten hierüber keinen Zweifel zu lassen, sogar auf die Gefahr hin, daß die Trennung unwiderruflich bleibe. Von Verstellung bei dem Besuche aber kann höchstens in dem Sinne die Rede sein: so gewiß wie Hamlet auch hier sein Geheimnis zu verwahren beflissen ist, kann er sich nicht verbergen, daß er in Folge dessen, auch ohne besondere positive Veranstaltung, von Ophelien mißverstanden werden und den seltsamen Eindruck auf sie machen muß, den er in seiner sprachlosen Aufregung wirklich macht. — Je nachdem sich ihm dann freilich die Racheangelegenheit weiterhin gestaltet, ist es folgerichtig, daß auch sein Betragen gegen die Geliebte wechselt: man denke nur an die Extreme tiefsten Seelenschmerzes in der Belauschungsscene und simulierter Heiterkeit in der Schauspielversammlung. Nach Loening wäre es ihm am

erstern Orte lediglich um Rache an der Geliebten zu thun, dadurch daß er ihr in bittern verletzenden Sarkasmen ihr Benehmen gegen ihn zu Gemüt führe und ihr in solcher Form „die Wahrheit sage". Er macht ihr doch wegen ihrer Fügsamkeit gegen den väterlichen Willen gar keinen Vorwurf; und nach Loenings eigenem gründlichen Nachweise deutet auch darauf Nichts hin, daß er ihr ihre Mithilfe bei der, wie sie glaubt, zu seinem Besten veranstalteten Belauschung verüble oder überhaupt von dieser wisse. Namentlich nun aber daß vielmehr sie ihrerseits ihm sein Benehmen gegen sie vorwirft und sich für getäuscht durch seine Liebesbeteuerungen erklärt, während er sich nur in allgemeinen Anzüglichkeiten über ihr Geschlecht ergeht und noch viel härter über sein eigenes und sich persönlich urteilt, läßt mich über seine Absicht anders als Loening denken. Offenbar will er der noch immer Geliebten die Trennung erleichtern und ihr die Täuschung über das aus der Verbindung mit ihm gehoffte Glück benehmen, wozu er sich durch den unverkennbaren Ausdruck der auch bei ihr fortdauernden Liebe bewogen findet, mit dem sie schon die Zurückgabe der Geschenke begleitet. Dieselbe Stimmung, die ihn so eben wieder (in dem Monolog) den Tod hat ersehnen lassen, läßt ihm den Abschied vom Leben, zwar nur in der mildern Weise: Eintritt ins Kloster, als das auch für die Geliebte Wünschenswerteste betrachten. Daß sie selber freilich hierin keine Spur seiner frühern Neigung zu erkennen vermag, kommt daher, daß er ihr gerade diese zu verbergen sich hier alle Mühe gibt und sie zu diesem Zwecke sogar mit bittern Kränkungen nicht verschont; auch seine verächtliche Aeußerung über ihren Vater hat keinen andern Sinn. Daß „in der ganzen Scene in Worten, Ton, Mienen, Bewegungen Nichts enthalten sei, was irgendwie auf Hamlets Liebe hindeutete", wird von Loening auch aus den Worten des Königs mit Unrecht gefolgert: „Liebe? Nein, sein Hang geht dahin nicht!" Dies heißt doch nur, und zwar ganz richtig: die Sprache eines Närrischverliebten, wie du (Polonius) mir ihn geschildert hast, ist das wahrlich nicht! Auch nicht ein unnützer zweiter Abschied oder weiche Sentimentalität liegt hier vor, wohl aber eine Grausamkeit, zu deren Entschuldigung

sich nur sagen läßt, daß der Prinz sie aufs Schonungsloseste gegen sich selbst übe. Und solcher Selbstpeinigung sollte er um seiner Aufgabe willen fähig sein, um dann doch zu deren Erfüllung so wenig, wie ihm Loening zugesteht, zu thun?

Nicht nur bis zur Katastrophe soll Hamlet nach unserm Ausleger keine einzige Handlung in der Absicht vornehmen, damit irgendwie der Erfüllung seiner Rachepflicht zu dienen: noch in der Katastrophe soll seine Leidenschaft in erster Linie nicht sowohl gegen den Mörder seines Vaters, als vielmehr gegen den eigenen gerichtet sein. „Hamlets Leidenschaft ist durch das Bekenntnis des Laertes, durch die Kunde, daß der König ihm selbst heimtückisch das Leben geraubt, zu heller Raserei gesteigert, und dies treibt ihn mit der elementaren Gewalt, die wir an ihm kennen, denjenigen zu vernichten, der ihm hier als sein Mörder und zugleich als derjenige seines Vaters und seiner Mutter von Angesicht zu Angesicht gegenüber steht ... Er mußte offen und unverhüllt in seiner eigenen Person getroffen sein, so daß seine wilde, unmittelbar zur That drängende Leidenschaft gegen diesen entfesselt wurde" (S. 380 f.).

Es ist unzweifelhaft charakteristisch für Hamlet, daß er die pflichtmäßige That erst, als er selber von dem Verbrecher tödtlich getroffen ist, vollbringt; aber er thut dies nicht nur darum, weil ihm jetzt die Rache für den Vater mit der seinigen in Einem hingeht. So müßte freilich geurteilt werden, wenn er jene bis jetzt nie hätte auf sich nehmen wollen. Wer sich mit mir vom Gegenteil überzeugt hat, wird einsehen, daß ihn jetzt plötzlich die Gewißheit durchzuckt, endlich doch noch an sein Ziel gelangt zu sein. So geneigt und vollberechtigt er jetzt auch im eigenen Namen zur Vergeltung ist, so kann doch seinem ganzen bisherigen Verhalten zufolge der Hauptgesichtspunkt für unsere Beurteilung seiner letzten That nur dieser sein: jetzt sind die für die Erfüllung seiner Aufgabe erforderlichen Bedingungen so vollständig beisammen, daß sie erfolgen muß, wenn er sich nicht ganz untreu werden will. Er bedarf keiner Ueberlegung, dies einzusehen, und handelt in leidenschaftlicher Wut: ja, aber dem „blutschänderischen, mör-

derischen, verdammten Dänen", also vor Allem wegen des an dem Vater Verübten, die von dem Frevler selbst vergiftete Degenspitze ins Herz stoßend und den eigenen Giftkelch an die Lippen pressend. „Es bedurfte eben", wie ich an einem andern Orte bemerkt habe, „von Anfang an nur ein Zusammentreffen günstiger äußerer Umstände mit einem Höhenpunkte seiner innern Aufregung, und daß es endlich dazu kommt, ist zu großem Teil Hamlets eigenes Werk: er hat den König gezwungen, ihn selbst zu zwingen". Jetzt sind auch seine Gedanken so beschaffen, wie er von ihnen verlangte, als er ihnen zurief: „Seid blutig, oder seid verachtet!" Jetzt sind — daß ich noch eine andere seiner Aeußerungen (III, 2) hier anwende — „Blut und Urteil" gehörig „gemischt"; nicht nur jenes drängt zur That, auch diesem kann nochmaliges Zaudern, da es soviel wie endgültiges Verzichten wäre, nur ebenso thöricht wie pflichtwidrig erscheinen.

An der guten Mischung von Blut und Urteil eben, die Hamlet an seinem Freunde Horatio gepriesen, hat es ihm selber bis zuletzt gefehlt, und dieser Mangel ist es, worin die bedenkliche Eigenheit seines Naturells, sein fehlerhaftes Naturmal (mole of nature) besteht. Ich stütze mich hiefür begreiflich nicht sowohl auf jene Stelle selbst, als vielmehr auf deren ungesuchte Uebereinstimmung mit Hamlets Verhalten. Aber es ist ein nicht gering zu schätzender Vorteil, daß wir durch die letztere versichert sein dürfen, mit der Erklärung dieses Verhaltens im Ideenkreise unserer Tragödie selbst und sogar in ihrem Sprachgebrauche zu bleiben. Nicht darauf kann es ja hier ankommen, wie wir es uns von unserm eigenen psychologischen Standpunkt aus zurechtlegen mögen, sondern nur darauf, wie wir es im Sinne der Dichtung zu verstehen haben.

Keine geringere Bedeutung, als von mir in meinen Aufsätzen über Shakespeare, wird auch von Loening jener Stelle beigelegt. Er sagt sogar: „Auf dem Gegensatze zwischen Blut und Urteil, zwischen Natur und Vernunft beruht alle Tragik unseres Dichters" (S. 155 ff.). Sie „entspringt nicht aus transscendenter Not-

wendigkeit, sondern aus der Natur des Menschen selbst, aus der menschlichen Seele mit ihrem ewigen Widerstreit zwischen den Neigungen und Trieben des Naturells und der Stimme der Pflicht und Klugheit, zwischen der Leidenschaft und der Vernunft, oder ... zwischen Blut und Urteil" (S. 395). Eine bloße Verschiedenheit des Wortgebrauchs ist es, daß Loening hier Blut und Naturell gleichbedeutend nimmt, während ich auch das für Hamlet charakteristische Verhältnis zwischen Blut und Urteil zum Naturell rechne. Eine sachliche Differenz dagegen ist es, daß Loening das Tragische hier, wie bei unserm Dichter überhaupt, nicht sowohl, wie ich in dem vorliegenden Falle, um jetzt bei diesem zu bleiben, thue, auf dem Mangel an guter Mischung zwischen beiden Elementen, als vielmehr auf dem Ueberwiegen eines von ihnen über das andere, „auf einem Siege des Bluts über das Urteil, auf einer Bethörung der Vernunft durch die Instinkte des Naturells" beruhen läßt (S. 397); Hamlets Blut „hat die Oberhand über sein Urteil" (S. 210). Loening selbst giebt jedoch grundsätzlich zu, daß „die Bethätigung des Naturells und der Leidenschaft auch geradezu den Anforderungen der Sittlichkeit entsprechen und auf sittlich Gutes gerichtet sein könne" (S. 397 Anmerkung); und er muß dies folgerichtig auch für die Hamlet obliegende Rache gelten lassen, sonst könnte er ja nicht die Racheleidenschaft bei ihm vermissen. Es muß also eine andere Seite des Naturells sein, auf deren Sieg über die Vernunft er die Tragik unseres Dramas beruhen läßt: jene unüberwindliche Scheu vor Mühe und Anstrengung. Da ist es aber rätselhaft, daß der Prinz bei einem zugleich so lebendigen Pflichtgefühl, wie es ihm von unserm Ausleger zugestanden wird, und obschon bei ihm „jede Empfindung heftiger, leidenschaftlicher Natur ist" (S. 255), doch bis kurz vor seinem letzten Atemzuge rein gar Nichts für seine Aufgabe thun, sich vielmehr gegen sie immer nur mit leidenschaftlicher — Trägheit, ja mit entschiedenstem Widerstreben sperren sollte. Von demselben Manne hätten wir dies zu glauben, von dem wir auch hören, daß er aufs Aeußerste reizbar bei einer persönlichen und insbesondere thätlichen Verletzung sei, und sich trotz allen Abscheus vor jeder Art von Unsittlichkeit, wenn er in

seiner Selbstherrlichkeit angegriffen und die Leidenschaft in ihm entflammt sei, widerstandslos sogar zu rechtlich und sittlich unzulässigem Handeln hinreissen lasse (S. 196 ff. 208). Er fühlt sich doch durch das, was der König dem Vater und der Mutter angethan hat, und nebenbei, so wenig er auch an Herrscherlust leidet, durch das Einspringen des Oheims zwischen die Königswahl und seine Hoffnungen, auch persönlich tief gekränkt. Nur da also würde ihn die Leidenschaft hinreissen, wo sie ausschließlich durch persönliche Verletzung erregt, aber ja nicht etwa zugleich durch berechtigtere Gründe herausgefordert wäre, die mithin geradezu hemmend auf seine sonstige Thatkraft einwirkten.

Loening hilft sich über diese Schwierigkeiten dadurch hinweg, daß er die passive Seite von Hamlets Wesen seinem melancholischen, die aktive seinem cholerischen Temperament zuschreibt. Aber das ist nur ein anderer Ausdruck des Rätsels: wie kann derselbe Mensch, der sich sonst gegen alles ihm Widrige so cholerisch sträubt, so lässig in einem Falle sein, wo ihn nicht nur sein lebendiges Pflichtgefühl, sondern auch sein verletztes Selbstgefühl zur That antreibt, und wie kommt sein melancholisches Temperament dazu, sich gerade eine von beiden Seiten so besonders angelegene That zur Vereitlung auszuwählen? Daß man ihn zugleich melancholisch und cholerisch in gewissem Sinne nennen kann, gebe ich zu; es fragt sich aber, in welchem. — In den paar Stellen der Tragödie, wo das Wort Melancholie vorkommt, bedeutet es einfach Trübsinn, und zwar nach der ungezwungensten, auch von Goethe angenommenen, Erklärung, als eine durch das neulich Erlebte hervorgerufene Stimmung. Eben so erscheint die Melancholie in den zahlreichen übrigen den Ausdruck gebrauchenden Stellen in Shakespeares Dramen durchgehends als erst durch bestimmte Ereignisse bewirkt; nur ausnahmsweise einmal mag sie zur angeborenen Natur gerechnet werden. Hamlet selber sagt II, 2, er habe „erst seit Kurzem alle seine Munterkeit verloren." Dagegen faßt Loening dessen Melancholie als einen Grundzug seines Wesens „nicht sowohl im Sinne einer, wenn auch andauernden, Stimmung, als vielmehr einer angebornen Anlage oder Disposition der Seele, auf

gegebene Anlässe in tief melancholische Stimmungen zu verfallen und schwer darunter zu leiden" (S. 149 f.), und zwar so, daß das Temperament schon im Voraus „hauptsächlich dazu neige, trübe, herabstimmende Eindrücke in sich aufzunehmen," die denn auch stets nachhaltiger als die heitern seien (S. 156 f.). Braucht wirklich einem so Feinfühligen und Hochgesinnten noch eine besondere Disposition angeboren zu sein, damit er durch Ereignisse wie die in Rede stehenden trübsinnig werde? Ist nicht hier auch die besondere Tiefe des Trübsinns erklärlich genug aus der Außerordentlichkeit des Geschehenen? Beruht nicht unsere Teilnahme an Hamlets Los zu gutem Teile darauf, daß ein von Natur so wenig zu Trübsinn neigender, edlem Lebensgenusse bisher gar nicht abholder Mensch so plötzlich in schwermütige Verachtung alles Treibens dieser Welt gestürzt worden ist? Von Natur ist er wohl (auch hierin seinem Dichter geistesverwandt) so gut zu Heiterkeit wie zu Traurigkeit veranlagt, und zwar zu einer gründlichern Heiterkeit, als es die ersten besten sich weder auf die eine noch auf die andere recht Verstehenden, nur langweilig Ernsthaften sind. An dem Gesagten wird auch dann Nichts geändert, wenn man mit Loening den Dichter nach einigen Stellen seiner andern Dramen die Melancholie physiologisch, nämlich in schwerem, dickem und langsamem Blut begründet finden läßt. Denn es läßt sich nicht beweisen, daß Hamlets Blut schon von Haus aus z. B. so langsam durch die Adern geflossen sei, wie es nach dieser Theorie für den geborenen Melancholiker nötig wäre, zumal da nach Loenings Einräumung auch umgekehrt die Stimmungen zu der Bluteigenschaft beitragen; sie rufen eine solche nach den von ihm beigebrachten Parallelstellen geradezu erst hervor. Uebrigens wird der Dichter seiner Aufgabe gemäß das Physiologische überall mehr metaphorisch als ätiologisch gemeint, d. h. es weniger zur Erklärung als zur Veranschaulichung des Psychischen verwendet haben, wie es wohl auch auf den Zuschauer zunächst nur im letztern Sinne wirkt. — Dieselbe körperliche Konstitution sodann, insbesondere Blutbeschaffenheit, worauf der Trübsinn beruhe, bringe, fährt Loening fort, bei dem Melancholiker und so auch bei Hamlet

zugleich Trägheit mit sich. Beides, „leidenschaftliche, unduldsame Schmerzempfindung und Unlust, ihr durch thatkräftiges Handeln Abhilfe zu verschaffen," stehe im melancholischen Temperament neben einander. Die Konstitution bewirkt „eine seelische Trägheit, eine Trägheit des Wollens, sie läßt keine Triebe zur Aktivität aufkommen und sie ist sogar geeignet, anderweiten Motiven zum Handeln ein starkes Hemmnis entgegenzusetzen" (S. 159 f.). Das lautet mehr noch phlegmatisch als melancholisch; die Melancholie erscheint hier wie ein Euphemismus für Phlegma. Zwar unterscheidet Loening die Trägheit des Melancholikers von der des Phlegmatikers; auch dieser „kommt nicht zu großen Unternehmungen und Thaten, aber aus einem ganz andern Grund: nicht weil er die mit der Thätigkeit verbundenen Anstrengungen scheut, sondern weil er die Folgen und Gefahren fürchtet, denen er sich durch eine That aussetzen kann" (S. 198). Warum aber nicht eben so gut umgekehrt? Und an welchem von beiden Temperamenten soll es nach dieser Unterscheidung z. B. liegen, daß Hamlet den knieenden König wegen derjenigen „schweren Mühsale" verschont, die dessen rasche Tödtung „im Gefolge" haben könnte? Loening selbst erklärt die Freiheit Hamlets von der Furcht vor den Folgen und Gefahren nicht sowohl aus dem melancholischen Temperament, als vielmehr aus dem cholerischen, das er ihm neben jenem zuschreibt. Ich stelle jedoch den häufigen Zusammenhang zwischen Trübsinn und Trägheit nicht in Abrede; aber menschliche Schlechtigkeit weckt bei Hamlet nicht bloß Trübsinn, sondern auch Ekel, Zorn, Widerstand. Auch von einer Dämpfung seines Rachetriebs durch jene Schlechtigkeit kann ich bei ihm Nichts finden; und es ist sehr bezeichnend, daß von seinen Monologen selbst der noch vor die Geistesenthüllung fallende, erst mit dem Verhalten der Mutter beschäftigte, nicht bloßen Trübsinn atmet, wiewohl es sich hier noch um keine Gegenwirkung handeln kann. Ferner aber ist der Prinz nach Loening vermöge seines cholerischen Temperaments mindestens bei starker persönlicher Reizung keineswegs thatenscheu: „der ganze Mensch ist wie verwandelt; von Trägheit, Unlust zur Anstrengung ist keine Spur mehr vorhanden"

(S. 200). Ei nun, so sollte man meinen, daß er als Choleriker ohne Zaudern thun oder zu thun wenigstens versuchen würde, was er als Melancholiker nicht vermöchte: er würde dem König gegenüber ein trauriger Bluträcher bleiben, aber als munterer Selbsträcher auftreten; es liegt ja auch in der Natur der Blutrache, daß es dasselbe, dem Rächer und dem zu Rächenden gemeinsame, Blut ist, was jenen antreibt. Wenn je übrigens Hamlets cholerisches Temperament nur durch selbstische Beweggründe erregbar wäre, so könnte das nicht von diesem Temperamente selbst, sondern nur von einer moralischen Beschaffenheit herrühren, die bei jedem Temperament auf dessen Weise vorkommen kann. Und rein selbstisch ist die Erregung nicht einmal da, wo ihm die zudringlichen verdächtigen Königsdiener zur Last fallen, und am Grab Opheliens, wo er von dem Bruder aufs Aeußerste gereizt ist. Namentlich aber die dramatisch wichtigsten Handlungen, die Loening von selbstischer Erregung herleitet, sind, wie ich gezeigt zu haben glaube, in Wahrheit vielmehr leidenschaftliche Schritte auf dem Weg zum Rachezziel. — Was überhaupt die Temperamentenlehre, auch die neuere in ihrer gewöhnlichen Gestalt, betrifft, so scheint es mir, daß sich mehr noch aus dem eigentümlichen Charakter Hamlets für sie, als aus ihr für ihn, lernen lasse. Hiefür spricht auch, daß man zu dessen Bestimmung so ziemlich schon an allen sechs binären Kombinationen der vier Temperamente herumgekommen ist; sogar „sanguinisch-phlegmatisch“ ist dagewesen. Noch am ehesten möchte ich immerhin mit Loening an der Kombination „melancholisch-cholerisch“ festhalten; aber, abweichend von ihm, nur in dem Sinne einer Verbindung tiefer Gemütserregbarkeit, ohne angeborene Vorliebe für einseitiges Verweilen bei Trübem, mit mächtigem Drange zu entsprechenden Entladungen in Wort und That, ohne daß es hiezu selbstischer Beweggründe bedürfte.

Nach diesen das eine der beiden Mischungselemente, das Blut, betreffenden Bemerkungen wende ich mich zu dem andern, dem Urteil, und dem Verhältnis zwischen beiden. Selbst da, wo der Drang des Blutes auf eine sittlich gute That gerichtet ist und diese an und für sich keine besondern Schwierigkeiten darbietet,

kann noch sehr viel auf die Art und Weise der Ausführung ankommen. In Hamlets Falle wäre insbesondere erforderlich, daß die rechte Gelegenheit dazu gewählt oder herbeigeführt und dann gehörig benutzt, daß ferner möglichem Mißlingen und Widerstande, sowie auch bedenklicher Mißdeutung, überhaupt neuem Unheil außer dem durch den Verbrecher gestifteten vorgebeugt würde. Er müßte sich, allgemeiner gesprochen, in Betreff des zu seinem Ziel einzuschlagenden und einzuhaltenden Weges eben so der Herrschaft der Vernunft (sovereignety of reason) fügen, wie diese hier doch nur zu Gunsten seines eigenen leidenschaftlich erstrebten Zieles stattfände; sonst ist er unberechneten äußern Einwirkungen preisgegeben und von jeweiligen Stimmungen abhängig, eine Pfeife für Fortunens Finger und ein Sklave der Leidenschaft. Unter Blut läßt Loening S. 47 den Dichter nur „die natürlich-sinnlichen Triebe und Hemmungen, die Instinkte" verstehen. Nach einer spätern Stelle (S. 157) jedoch sollen aus dem Blut „alle natürlichen (instinktiven) Gefühle, Neigungen, Begierden, Triebe", insbesondere auch die „Leidenschaften" hervorgehen, und das Wort auch geradezu zur Bezeichnung des Seelischen selbst dienen. Diese weitere Fassung scheint mir richtiger und auch bei Loening folgerichtiger, da er auch eine auf sittlich Gutes gehende Leidenschaft kennt. Offenbar nun braucht der von einer solchen Erfüllte nicht in gleicher Weise, wie der von einer beliebigen andern Befallene, erst zur Raison gebracht zu werden; es bedarf hier der Vernunft nur noch zur Erreichung des Erstrebten, also in dem Sinne, der unzweideutiger durch „Klugheit" bezeichnet zu werden pflegt. Loening dagegen nimmt „Vernunft" oder „Urteil", welche Ausdrücke er hier mit Recht als gleichbedeutend behandelt, vielmehr oder doch gleich sehr im ethischen Sinne: „die vernünftig-sittlichen Vorstellungen" (S. 47), ja sogar „die Summe der geistigen und sittlichen Kräfte im Menschen, durch welche er die Begierden und Leidenschaften des Bluts zu zügeln und zu beherrschen vermag" (S. 157). Ihrer Bestimmung nach hat die Vernunft freilich nur sittlich gutem Wollen zu dienen; thatsächlich jedoch kann sie auch schlechtem fröhnen (reason panders the will III, 4). Es kommt eben Alles auf den Gebrauch

an, den man von ihr macht, wie auch Hamlet sich im Monolog IV, 4 vorwirft, daß er sie für seine Aufgabe unbenützt lasse. An demselben Orte setzt er ihren eigentümlichen Vorzug einfach in das umfassende Denken mit dem Blick in Vergangenheit und Zukunft. Ein mangelhafter oder verkehrter Vernunftgebrauch ist es also, wenn der vor eine praktische Aufgabe Gestellte sich entweder mehr oder weniger, als für diese dienlich ist, um das Vergangene oder Zukünftige bekümmert, wie dies auch zu den Selbstbeschuldigungen hier und im Monolog Sein und Nichtsein, sowie zu der Verschonung des Königs in den zwei für die Rache günstigsten Fällen stimmt. Wir sehen bei unserm Dichter die Vernunft auch sonst im Leben durchweg nicht als sittliche Lenkerin, sondern vielmehr als kluge Beraterin, als Denkkraft, Intelligenz auftreten. Es wird hier genügen, auf die fünfzehn Stellen zu verweisen, wo reason im Hamlet vorkommt, einmal als Verbum, vernünfteln, zweimal bedeutet es Grund, sonst aber immer Intelligenz. In den zwölf Stellen unserer Tragödie, wo sich judgment findet, bedeutet es einmal Gericht, sonst aber gleichfalls Intelligenz oder eine bestimmte Bethätigung derselben. Von welcher Bedeutung der Unterschied dieser Auffassung der Mischung und der von Loening empfohlenen ist, erhellt am deutlichsten daraus, daß diesem Ausleger, da er bei Hamlet einen Sieg des Blutes über die Vernunft annimmt, üble Mischung geradezu Unsittlichkeit bedeutet. Zwar den Untergang des Prinzen für die verdiente Strafe seines Verhaltens zu erklären, ein solches Mißverständnis liegt Loening natürlich fern; er weiß, daß es ein großer Unterschied ist, ob Jemand durch sein eigenes Thun oder Lassen Schuld an seinem Leiden ist, was von jedem tragischen Helden gilt, oder ob er darum leidet, weil sein Verhalten an und für sich ein schuldhaftes, unsittliches ist, was zu tragischer Wirkung gar nicht gehört. Er räumt überdies ein (S. 397): „Auch da, wo das tragische Handeln in der That unsittlich ist, stellt Shakespeare nicht so sehr die darin liegende Unsittlichkeit, als vielmehr die Außerachtlassung der Forderungen der Vernunft in den Vordergrund, wie sich das gerade bei Hamlet zeigt. Die Verblendung, nicht das Laster als solches, führt den Untergang

herbei" ꝛc. Hier ist doch die Vernunft gleichfalls mehr in meinem Sinne gefaßt. Hinwieder gebe ich ja zu, daß Hamlet Mißgriffe begeht; aber weder gegen diese noch überhaupt gegen seine Unzulänglichkeit gegenüber seiner Aufgabe ist er blind, und er bemüht sich, die ersten gutzumachen, die zweite zu überwinden. Wie ich die üble Mischung bei ihm verstehe, entspricht sie auch ganz dem, was wir von der Beschaffenheit der Mischungselemente erfahren. Jedes von beiden bewegt sich bei ihm in Extremen: das von der Rachepflicht in erster Linie aufgebotene, das Blut, zwischen hitziger Aufwallung und nachfolgender Erschlaffung, die Vernunft zwischen zu genauem Denken und Nichtdenken. Und zwar ist naturgemäß ein Zuviel der Anspannung auf der einen Seite mit einem Zuwenig auf der andern verbunden, und umgekehrt. Aber eben, wenn z. B. das Blut am stärksten zur That drängt, wäre auch Besonnenheit am nötigsten; und je mehr (mit Ulysses in Troilus und Cressida II, 2 zu reden) die „aktiven Teile" erschlafft sind, desto leichter werden auch die „mentalen" vom Ziel abirren. Das wiederholte leidenschaftliche Sichanklagen und Sichaufraffen ist die natürliche Folge dieses Verhaltens. Bei dieser Disharmonie zwischen Blut und Vernunft ist nur immer festzuhalten, daß es sich bei der letztern nicht um ein theoretisches Grübeln, sondern ebenso wie beim Blut um die sie beide aufreizende Racheaufgabe handelt.

Meine Ansicht über den Fehler Hamlets ist von Loening (S. 47) nach meinen Aufsätzen über Shakespeare so angegeben worden: der Prinz werde durch einen Mangel an gehörigem Zusammenwirken von Denken und Wollen am richtigen Handeln gehindert; neben einem unpraktischen Laufenlassen der Gedanken finde sich bei Gelegenheit ein unbedachtes Zufahren, das Denken sei nicht, wie es nötig wäre, dem Wollen des Bezweckten dienend. Ich würde auch hier, wie ich es in andern Punkten gethan habe, meine Ansicht gern berichtigen, wenn ich nicht noch heute mit dem Bemerkten etwas in Hamlets Verhalten augenscheinlich Vorliegendes bezeichnet zu haben glaubte. Ich verstehe auch nicht, warum mir Loening entgegnet, daß die Seele ein einheitlicher Organismus, nicht ein Komplex von Maschinen sei, von denen ohne Grund bald

die eine, bald die andere abgestellt werden könnte. Er wird mir vielleicht nicht verübeln, daß ich in die Versuchung gekommen bin, ihm den Vorwurf für die zwei von ihm dem Prinzen zugeschriebenen Temperamente, wie er diese bestimmt, zurückzugeben. Ich habe übrigens, wie er nebenbei selbst anführt, da, wo ich meine Ansicht zusammenfasse, den Grundfehler Hamlets vielmehr in den Mangel an guter Mischung von Blut und Urteil gesetzt, der vermöge der Beziehung zwischen Blut und Wollen auch das Mißverhältnis zwischen dem letztern und dem Denken erklärt. Loening läßt mich sogar unter Blut nichts Anderes als „Willenskraft" verstehen. Ich habe meines Wissens diesen Ausdruck überhaupt nicht, jedenfalls aber nicht gleichbedeutend mit Blut gebraucht; er ist meinem Kritiker, wie ich vermute, nur aus einer vorher von ihm besprochenen Stelle A. W. Schlegels noch einmal in die Feder geflossen. Während übrigens Loening seinerseits gleichmäßig dem Blut und dem Urteil den Willen als Drittes, seine Motive von ihnen Erhaltendes, gegenüberstellt, läßt sich meines Erachtens wirklich noch fragen, ob der Dichter nicht neben den Gefühlen, Trieben u. s. w. auch das Wollen in analogem Verhältnis zum Blut stehend denke, wie das Urteil zum Gehirn, ob er also z. B. das auf Vergeltung einer Kränkung gerichtete Wollen nicht ebenso dem Blut zuteile, wie das bloße Gefühl der Kränkung da, wo keine Vergeltung möglich ist (vgl. einen Ausdruck wie „das entschlossene Handeln [resolute acting] des Bluts," Maß für Maß II, 1 Anfang). Aber auch hiemit wäre nur gesagt, daß jedem Wollen eine Bluterregung entspreche, nicht umgekehrt, daß jede solche mit einem Wollen verbunden, oder Blut und Willenskraft Dasselbe sei. Ich habe auch die Umschreibung von Blut mit „Naturkraft der Seele" gelten lassen, zugleich die Ansicht F. Th. Vischers bestreitend, daß diese Kraft bei Hamlet durch seine Reflexion gebrochen sei. Ich fand sie bei ihm völlig ausreichend in den Fällen, wo bloße Leidenschaft genügt, was nur eben von der ihm obliegenden Rachethat nicht gilt. „Sein Handeln," bemerkte ich, „ist keineswegs jemals ein schwächliches, wohl aber immer ein tumultuarisches und sporadisches, nie als Glied dem System eines wohlüberlegten und wohlausge-

führten Planes eingereiht." Loening hat auch meine nachdrückliche Hervorhebung des Leidenschaftlichen in Hamlets Natur übersehen, namentlich da, wo er selbst es verkennt. „Gerade seine Aufgabe," sagte ich, „ist es, die sein Blut am stärksten erhitzt . . . Aber bloße Leidenschaft wird hier nur verschwenderisch die nötige Thatkraft vorwegzehren („ein prasserischer Seufzer, der lindernd schadet"), und entweder rein innerlich in Gemütsbewegungen verlaufen, oder zu unzeitigen, zweckwidrigen Aeußerungen in Rede oder That führen." Im Hinblick auf solche Fälle, zunächst die erstern, erinnerte ich vergleichungsweise an das Stocken eines Wasserrads durch Ueberflutung, die Hemmung einer treffenden Antwort durch innern Ueberdrang, die Atemlosigkeit durch Ueberhastung (unter Hinweis auf die dem Prinzen auch im eigentlichen Sinne zugeschriebene Kurzatmigkeit, woran dem Dichter besonders für die Vorgänge beim Schlußgefecht so viel lag, daß er ihr auch eine entsprechende bescheidene Fettlichkeit, nicht eben, wie Loening will, „Verfettung," zugesellte). Ein von seiner großen praktischen Aufgabe leidenschaftlich ergriffener Mensch, der es dennoch nicht zu ihrer richtigen Lösung bringt, weil er trotz seiner hohen Intelligenz sein Blut nicht in die gehörige Bahn zu leiten vermag — als ein Solcher ist Hamlet von mir geschildert worden.

Da durch das Verhalten unseres Helden und die Naturseite seines Charakters auch der Gesamtgang der Handlung bedingt ist, so wird, was sich uns über jene Punkte ergeben hat, auch noch in dieser Hinsicht zu würdigen sein. Und hier habe ich wohl sogleich den Einwurf zu gewärtigen, daß Hamlet, wenn er wirklich von solcher Racheleidenschaft erfüllt wäre, sie schwerlich erst zwei Monate, nachdem er seine Aufgabe erhalten hat, zu bethätigen anfinge. Diese Zeitbestimmung aus dem Text zu schaffen, wie der eine oder andere Ausleger unternommen hat, halte ich, wie der Gebrauch zeigt, den ich bereits von ihr gemacht habe, für unerlaubt. Die lange Pause entspricht ganz dem, was wir schon nach den Schlußworten des ersten Akts erwarten müssen. Wer wird nach diesen glauben, daß der Prinz jetzt stracks Hand

anlegen werde, um die aus den Fugen gegangene Zeit wieder einzurichten? Auch der Monolog II, 2 Schluß ist nur unter Voraussetzung langer Unthätigkeit erklärlich. Man begreift so auch am besten, daß sich Hamlet dann so unbändig über den ersten endlich errungenen halben Erfolg freut. Aber solche Pausen nach leidenschaftlicher Aufregung sehen wir auch weiterhin sich wiederholen; nur kürzere, weil, nachdem einmal, durch die Entlarvung, eine entschiedene Bethätigung des Rachetriebs stattgefunden hat, sofort Gegenmaßregeln des Königs erfolgen, die dann den Prinzen zu neuem Handeln treiben. Voll des besten Willens zur Erfüllung seiner Aufgabe, aber zugleich voll von Mißtrauen in seine Fähigkeit dazu; das Erlebte unablässig im Gemüte hin- und herwälzend und sich die mannigfaltigen Möglichkeiten des von ihm zu Thuenden und ihm Bevorstehenden in seiner lebhaften Phantasie ausmalend, aber hiedurch im Beschließen und Handeln viel mehr gehemmt als gefördert; so lange er sein Geheimnis nicht verraten hat, einen Aufschub auch für unbedenklich haltend — bis daß er endlich auf einen äußern Anlaß in helle Wut, vor Allem gegen sich selbst, den säumigen Bluträcher, ausbricht und nun unverweilt auch einen folgenreichen Schritt in seiner Angelegenheit thut: dies ist sein Verhalten vom Schlusse des ersten Akts bis zur Schauspielaufführung.

Doch weder mit der Entlarvung des Königs noch überhaupt jemals bis zur Katastrophe sei es dem Prinzen, meint Loening, ernstlich um die Erfüllung seiner Pflicht zu thun, und er wirft der entgegengesetzten Annahme vor, daß dabei das Stück in zwei Teile auseinander fiele, deren erster, mit der Tötung des Polonius endigender, alle Handlung des Helden in sich begriffe, wo aber die auf die Rache gerichtete Spannung des Zuschauers stets getäuscht würde, wogegen in dem zweiten Teile Fortgang und Entwicklung völlig stagnierten, und das Interesse des Zuschauers zuletzt, anstatt sich zu steigern, ganz erlahmen müßte (S. 22).

Die Enttäuschung wäre aber wohl keine geringere, wenn Hamlet nach so mächtigem Aufschwung, wie im ersten Akt, bis zur Katastrophe Nichts für seine Aufgabe thäte. Und wenn die

Handlung bei der von Loening bestrittenen Annahme stagnierte, würde sie es wohl auch bei der seinigen. Ich meinerseits finde mich durch jene nicht verhindert ihm zuzugestehen, daß von der Tötung des Polonius an das Ganze sogar „mit einer gewissen Hast auf die Katastrophe zudränge" (S. 391). Hiezu trägt aber Hamlet selber wesentlich bei. Nach jenem Fehlstoß ist eben wieder der König mit einer Gegenmaßregel an der Reihe: es erfolgt die Beschleunigung der Seereise. Auf dieser jedoch führt der Prinz schon am ersten Tag einen Schlag aus, der an Unzweideutigkeit der letzten Absicht keinen Zweifel läßt. Und nicht zwei Tage hat die ganze Fahrt gedauert, als wir ihn nach Dänemark zurückreisen sehen. In derselben Scene sodann, worin der König durch einen Brief Hamlets von dessen Rückkehr benachrichtigt wird, findet die Verabredung des Schlußgefechtes statt, das ebenfalls nicht auf sich warten läßt. Dem Zuschauer kann freilich die Zeit etwas länger vorkommen, da er zwischenhinein durch andere Vorgänge beschäftigt wird, die gleichfalls zum Verständnis des weiter Geschehenden dienen. Wem die Zeit dadurch zu lang wird, der mag, mit dem Prinzen zu reden, das Stück zum Bartscherer schicken. Wenn schließlich sogar die englischen Gesandten und Fortinbras noch am Tage des Todesfestmahls eintreffen, so setzt auch das keine allzugroße Verzögerung voraus; die haben es eben eilig, die Einen mit der Ausrichtung ihrer Botschaft, der Andere mit seiner siegreichen Heimkehr.

Genauer äußert sich Loening über den Gang der Handlung folgendermaßen. Der Held habe nicht nur keinen Plan, sondern gerade auf seiner Planlosigkeit beruhe der Plan des Stücks, und zwar auf der Planlosigkeit seiner, neben der Unthätigkeit für die Hauptsache, doch auch nicht fehlenden für das Drama nötigen positiven Handlungen. Er handle seinem Naturell gemäß nur sporadisch, auf Grund momentaner, leidenschaftlicher Impulse (wie ich gleichfalls, nur eben auch in der Racheangelegenheit, geltend gemacht hatte). Bei solcher Handlungsweise sei er offenbar zur Führung der dramatischen Handlung nicht im Stande, sei er zwar nicht ein retardierender Held, aber ein Held ohne eigene Initiative,

der das Spiel nur vorwärts treibe, wenn es ihm von anderer Seite gebracht werde, wie dies der Dichter höchst kunstvoll durch die Gegenaktion des Königs geschehen lasse, da jede Handlung Hamlets eine Gegenmaßregel und diese wieder eine neue Handlung zur Folge habe (S. 382 ff.).

Wenn der Held sich in der Racheangelegenheit wirklich so passiv und sogar widerstrebend verhielte, und alle seine Handlungen bis zur Katastrophe andere Zwecke hätten, so würde es mit jener, soviel von ihm abhängt, überhaupt zu keiner dramatischen Entwicklung kommen. Seine Handlungen bekämen eine Beziehung auf die Racheabsicht nur durch den sie fälschlich darauf deutenden König und dessen daheriges Vorgehen. Bei dieser Auffassung hätte das Stück füglich „Der Bluträcher wider Willen" heißen können, noch irreführender als der von Loening getadelte Titel einer alten deutschen Bearbeitung: „Der bestrafte Brudermord." Ich glaube nachgewiesen zu haben, daß der König die Absicht seines Neffen keineswegs mißdeutet. Wenn Loening ferner sagt, daß die durch Hamlets Handlungen veranlaßten Gegenmaßregeln des Königs „eine einheitliche, sich stetig steigernde Entwicklungsreihe" bilden, so folgen sie doch nur den Schritten des Gegners auf dem Fuße; auch diese zeigen ja eine Steigerung, und einem wohlangelegten Plan sind die Maßregeln so wenig auf der einen wie auf der andern Seite eingegliedert. Wollte man endlich die Initiativfrage im strengsten Sinne stellen: wer von Beiden überhaupt angefangen habe (nämlich im Drama selbst), so ließe sich wieder nur sagen: Hamlet; auch der Geist wirkt ja nur durch ihn.

Hätte Hamlet keine Initiative, so würde der Dichter doch große Not damit gehabt haben, die beiden Hauptpersonen zu einem dramatisch einleuchtenden Ziele zu führen. Er soll es nach Loening auch nur dadurch vermocht haben, daß er die Führerrolle des Ganzen einem Dritten, einer höhern, göttlichen Macht übertrug. Die schließliche Vergeltung erscheine zwar zunächst als ein „zufälliges Gericht" (nach dem Ausdruck Horatios), zugleich aber erfülle sich „ein Gebot der sittlichen Weltordnung, welche

nicht duldet, daß das Verbrechen triumphiere, welche verlangt, daß dem Verbrecher schon im Diesseits sein Lohn werde. Damit tritt uns der Gedanke nahe, daß in jenem bunten Gewirr menschlicher Handlungen, welche, entgegen der Absicht ihrer Urheber, das sittlich Notwendige zur Erfüllung bringen, daß in jenem unbewußten gegenseitigen Hindrängen der beiden Gegner zur tragischen Katastrophe das Walten einer höhern Macht, einer Vorsehung, zur Geltung komme, welche unsichtbar und unbemerkbar auf das menschliche Wollen einwirkt und es trotz seines Widerstrebens und trotz seiner anscheinenden Freiheit hinlenkt zu dem von ihr gesetzten Ziele" ꝛc. Die blutige Vergeltung müsse geschehen, könne es aber nur durch den Sohn des Ermordeten, und bei seinem widerstrebenden Naturell nur dann, wenn er durch einen Angriff des Königs tötlich getroffen, in leidenschaftlicher Wut diesem direkt gegenüber stehe; dies könne aber nur dadurch geschehen, daß die Vorsehung planmäßig eine hiezu erforderliche Situation herbeiführe. Auch eine Schicksalstragödie (wie übrigens daneben auch Charaktertragödie) wird das Stück von Loening genannt, so jedoch, daß das Schicksal hier, wie in der Wirklichkeit, der völlig natürlichen kausalen Verknüpfung der Ereignisse gegenüber keine selbstständige jene von außen her beeinflussende Rolle spiele, es sei vielmehr in dieser Verkettung selbst inbegriffen, wirke nur in und durch den natürlichen Verlauf der Dinge, nur im Resultat offenbare sich sein uns zunächst verborgenes Walten. Der Dichter gebe ein „Abbild der wirklichen Welt", aber „mit ihren Bezügen auf ein Uebersinnliches", und eine „natürliche Behandlung des Uebernatürlichen" (S. 389 ff.).

Hier dürfte die Gründlichkeit des Verfassers ihn verleitet haben, zu weit auszuholen. Es ist ja eine ganze kleine Metaphysik, was uns hier geboten wird, wenn auch eine sich schon dadurch sehr bescheidende, daß sie die göttliche Macht gleichmäßig als Vorsehung und als Schicksal faßt. Ueberall sonst in seinen Tragödieen beglückt dieser Dichter uns hinreichend dadurch, daß er uns das wohleingerahmte Bild mitzuschauen und mitzuerleben vergönnt, wozu sich in seinem Kopfe ein bestimmtes dem Menschenleben an-

gehörendes Geschehen gestaltet und abgerundet hat, das auch da, wo sich etwas Uebernatürliches und zwar so augenscheinlich, wie in unserm Drama der Geist, einmischt, doch wenigstens von dem Glauben an dieses Uebernatürliche aus ganz natürlich verläuft. Nirgends sonst aber läßt er ein Solches, mag er auch persönlich insbesondere dem Gedanken an eine in den menschlichen Dingen waltende geheimnisvolle höhere Macht noch so ernstlich nachgehangen haben, auf so außerordentliche Weise den tragischen Enderfolg herbeizwingen, wie es nach der vorliegenden Erklärung trotz der zugleich behaupteten völligen Natürlichkeit des Herganges stattfände. Loening scheint eine genügende Vereinigung von Beidem darin zu finden, daß von der höhern Macht in dem berufenen Rächer anstatt des der Aufgabe widerstrebenden Teils seines Naturells ein anderer, ihr günstiger, anstatt des melancholischen Temperaments das cholerische und zwar ein selbstisch-cholerisches aufgeboten werde. Aber erstlich ließe sich so, abgesehen von dem bereits über dieses Gespann Bemerkten, der Hergang nicht wohl ein „Abbild de wirklichen Welt" nennen, da es doch sicherlich nicht Regel ist, daß, wer eine sittliche Aufgabe, selbst eine durch keinen Andern lösbare, nicht freiwillig erfüllt, durch Vorsehung oder Schicksal dazu gezwungen wird. Genügt es ferner der sittlichen Weltordnung, und genügt es dem Dichter selber für seinen Helden, daß der Frevler nur überhaupt durch den berufenen Rächer aus der Welt geschafft werde, und eigentlich nicht dieser selbst die That verrichte, sondern nur die höhere Macht durch ihn, mittels einer von ihr zu diesem Behuf herbeigeführten Lage der Dinge, die einen zu der That drängenden selbstischen Affekt anstatt des versagenden Pflichtbewußtseins erwecken muß? Hamlet brächte dann offenbar auch seinem eigenen Sinne nach nicht sowohl den Mörder seines Vaters als vielmehr den seinigen um, und selbst dies thäte er in blinder Leidenschaft, in heller Raserei (S. 200. 308). Man sieht hieraus zugleich, wie Loening es allein verstehen kann, daß den Helden schließlich das eigene Selbst zu der That antreibe, und daß die höhere Macht das menschliche Wollen trotz seines Widerstrebens und trotz seiner (hienach wirklich nur) „anscheinenden"

Freiheit zu dem von ihr gesetzten Ziele hin lenke. Nicht etwa bloß ein indeterministisch freies, sondern überhaupt ein eigentliches Wollen der gebotenen That fände demzufolge nicht statt. Die Sache liegt anders, wenn der Prinz die Erfüllung seiner Pflicht immer ernstlich gewollt und bisher nur die rechte Gelegenheit und Stimmung, Beides zusammen, nie gefunden hat. Er befindet sich allerdings jetzt in einer gewissen Zwangslage, aber nur insofern, als ihm in Betreff der Zeit keine Wahl mehr gelassen ist. Solange dem Jetzt noch die Möglichkeit eines spätern Jetzt gegenüberstand, hat er es nicht zur Ausführung seines Willens gebracht; nun aber, da es heißt: Jetzt oder nie! kann und will er nicht länger zaudern. Und was er thun will, ist Etwas, woran ihm schon längst Alles gelegen ist. Hieran wird auch durch die leidenschaftliche Natur des letzten Impulses Nichts geändert. Der Fall ist also sehr verschieden von einem solchen, wo Jemand zu einer bisher nie gewollten, vielmehr trotz ihrer von ihm anerkannten Pflichtmäßigkeit beharrlich abgelehnten, That plötzlich durch einen selbstischen Antrieb hingerissen wird. Daß Hamlet nur auf die letztere Art seine Aufgabe erfülle, scheint mir schon durch die Sympathie, womit wir alle ihn auf seinem ganzen Weg begleiten, ausgeschlossen. Er hat sich eben die ernstlich gewollte That, nach fortgesetztem leidenschaftlichem Hindrängen auf sie trotz zeitweiliger Erschlaffung, in selbstloser Hingebung letztlich auch abgewonnen. Wollte man also hier überhaupt ein außerordentliches Eingreifen der höhern Macht annehmen, so geschähe es zutreffender, als nach der besprochenen Deutung, in dem Sinne, daß sie unsern redlichst strebenden Helden trotz aller innern und äußern Hemmungen doch das von ihm Gewollte ausführen lasse.

Von einzelnen Stellen sind es besonders noch zwei, beide in V, 2, von deren Auslegung hier viel abhängt:

In der ersten dient dem Prinzen die gelungene Entdeckung auf dem Schiffe zum Beweis, daß „eine Gottheit unsere Zwecke forme, wie wir sie auch entwerfen" (wörtlich: aus dem Rohen zuhauen). In diesen Worten findet Loening (S. 392) geradezu die Grundidee des Stückes ausgesprochen. So gut sie aber

zu Hamlets dermaliger Lage und Stimmung passen, so wenig können sie besagen, daß nicht auch für die göttliche Formung Etwas auf unsere Entwürfe ankomme. Ist es doch auch für ein Bildhauerwerk nicht gleichgiltig, wie der Marmorblock von einem untergeordneten Arbeiter zugehauen wird. Hamlet zieht jene Lehre aus dem erwähnten Erlebnis, weil es ihm zu bezeugen scheint, daß „unsere Unüberlegtheit uns zuweilen guten Dienst leiste, während unsere angelegentlichen Pläne ermatten". Auch dies paßt vortrefflich in seinem Munde, nachdem ihm sein rasches Zufahren so gut gedient hat. Aber er hat mit solchem schon andere Erfahrungen gemacht, besonders bei der Tötung des Polonius. Und auch in Betreff des in Rede stehenden Falles wird der Zuschauer zunächst finden, es sei doch ein rechtes Glück, ein bloßer Zufall, daß die Sache nicht schlimmer abgelaufen und der königliche Anschlag mißlungen sei; also dürfe der Prinz freilich Gott danken, daß er so davongekommen sei. Auch nur „zuweilen" sei Unüberlegtheit nützlich, hat er selbst gesagt; und der ihm hierin beistimmende Horatio wird denken, die beste Bürgschaft göttlichen Beistandes sei jene doch nicht, sein Freund habe ihn aber diesmal verdient, weil er mit seiner That, zu deren Ueberlegung auch gar keine Zeit war, das Rechte getroffen habe. Nachher bezeichnet Hamlet sogar dies, daß er bei der Abreise den ihm die Fälschung ermöglichenden väterlichen Siegelring zu sich gesteckt hat, als himmlische Fügung. Dasselbe nennt in der ersten Quarto auch die Königin einen Himmelssegen, hingegen der von dem Sterbenden zu seinem Interpreten bestellte Horatio einen „großen Glücksfall" (great chance). Hamlet ist eben, je übler ihm das lange bedächtige Zaudern bekommen ist, um so geneigter, das gegenteilige Verhalten zu preisen, und der höhern Macht besondern Dank für Etwas, worin Andere einen glücklichen Zufall sehen würden, abzustatten. Noch mehr: er mag aus diesem Erlebnis auch in Betreff seiner Aufgabe neue Hoffnung schöpfen; vielleicht gelingt es ihm damit in ähnlicher Weise. Die Frage ist hier jedoch, ob die Sache auch vom Dichter im Sinne jenes Ausspruches dargestellt und in diesem die Grundidee des Stückes angegeben sei. Aber das müßte an

dem ganzen Inhalt des letztern erwiesen werden, da sich unter der einem Drama zu Grunde liegenden Idee nichts Anderes als die Stimmung verstehen läßt, die der behandelte Stoff in dem Dichter geweckt hat oder womit dieser jenem entgegengekommen ist, und der Gesichtspunkt, woraus er demgemäß den Hergang bis ins Einzelne hinein geschaut und gestaltet hat. Diese Idee aber läßt sich von der Handlung, wie sie im fertigen Werke vorliegt, weder im künstlerischen Genusse noch in der ästhetischen Betrachtung absondern; sie läßt sich durch einen allgemeinen Spruch im besten Falle nur ebenso dürftig andeuten, wie die Handlung selber durch eine gleich kurze Inhaltsangabe (vgl. meine Aufsätze 1. Ausgabe S. V). Ein solcher Spruch erregt auch allzu leicht den Schein, als habe der Dichter durch die so und so beschaffene Begebenheit etwas Anderes als sie selbst darstellen wollen.

Loening findet überdies (S. 183) etwas Fatalistisches in der besprochenen Stelle, wie noch ausdrücklicher in der folgenden. Unmittelbar vor dem Schlußgefecht hat Hamlet eine üble Ahnung, und Horatio rät ihm deshalb, sich wegen Unwohlseins entschuldigen zu lassen; aber vergeblich: „Ich trotze allen Vorbedeutungen: es waltet eine besondere Vorsehung über dem Fall eines Sperlings. Geschieht es jetzt, so geschieht es nicht in Zukunft; geschieht es nicht in Zukunft, so geschieht es jetzt“ ꝛc. Hamlet nehme also an, so erklärt Loening, daß die Vorsehung uns für ihre Zwecke als „blinde Werkzeuge“ benutze, weshalb es am besten sei, die Dinge gehen zu lassen wie sie gehen; es sei dies noch dazu ein Fatalismus aus Thatenscheu, zur Rechtfertigung für die durch „körperliche Trägheit und Schlaffheit“ bedingte Unlust zu großen Thaten. Mir scheint Hamlet wegen der vorliegenden Aeußerung den Namen eines Fatalisten eben so wenig zu verdienen, als Jesus auf Grund des vorausgeschickten Bibelwortes. An Vorbedeutungen und Ahnungen glauben bei Gelegenheit auch andere Leute, als Fatalisten, wie sogleich Horatio, und dieser macht sich mehr daraus als Hamlet, der ihnen ja gegen den Rat des Freundes Trotz bietet; wenn er ihnen auch nicht mißtraut, will er doch sein Verhalten nicht nach ihnen einrichten. Gesetzt aber auch, es sei ihm hier fatalistisch

zu Mut, so würde hieraus noch immer nicht folgen, daß auch der Dichter den tragischen Hergang so aufgefaßt wissen wolle.

Der Ausdruck „Schicksal“ ist freilich so weitschichtig, daß man hier weder für noch gegen seine Anwendung im Allgemeinen streiten kann. Ich erwähne nebenbei, ohne darauf Gewicht zu legen, daß das Wort (fate) in den vier Stellen, wo es im Stücke vorkommt, nur von speziellen Schicksalen gebraucht ist: Boten, die den Schicksalen stets vorangehen (I, 1), Schicksal des Landes (I, 1), Schicksal Hamlets (I, 4), unsere Willen und Schicksale (III, 2). Will man von Einem in unserer Tragödie waltenden Fatum sprechen, so ließe sich hiefür allernächst das fatale Naturell des Helden erklären, das immerhin nicht bloß dessen Untergang herbeiführt, sondern ihn auch die pflichtmäßige That mit Leidenschaft wollen und schließlich vollbringen läßt. Es lassen sich aber auch die Zufälle schicksalsmäßig nennen, die hier wie bei allen menschlichen Erfolgen und Mißerfolgen mitspielen, darunter natürlich nicht ursachlose Ereignisse, wohl aber von dem Wollen der beteiligten Personen unabhängige verstanden. Die Bedeutung solcher Zufälle für einen dramatischen Helden ist um so größer, je weniger er die Umstände zu beherrschen weiß. Immer aber hat der Dichter unter den verschiedenen jeweilen möglichen Zufällen diejenigen auszuwählen oder zu ersinnen, die nichts weniger als einem „blinden“ Schicksal anrechenbar sind, vielmehr seinem eigenen, künstlerischen Blick am tauglichsten erscheinen, für den Zweck einer möglichst vollen Beleuchtung der Handlung, wie zugleich des Charakters des Helden, aus dem Gesichtspunkt, woraus ihn überhaupt der Stoff zur Bearbeitung eingeladen hat. Nach diesem allen scheint mir die Bezeichnung „Schicksalstragödie“ auf unser Stück nicht in wesentlich anderm Sinne zu passen, als in dem ziemlich pleonastischen, worin auch die übrigen Shakespeareschen Tragödieen so heißen können. Wird doch selbst in der Aristotelischen Poetik, trotz der ihr vorliegenden Musterbeispiele, des Schicksals in dem dunkeln singularen Sinne neben den besondern Leidensschicksalen nicht gedacht.

Am Ende meiner Arbeit angelangt, merke ich leider, daß

sie polemischer ausgefallen ist, als eigentlich meiner Gesamtschätzung des beurteilten Werkes entspricht. Es wird mir aber, wie ich hoffe, von dem Verfasser verziehen werden, da mich begreiflich mehr das, worin ich von ihm abweiche, als das Viele, worin ich mit ihm übereinstimme, zu einer Erwiederung gereizt hat. Nur um so mehr fühle ich mich gedrungen, schließlich die Ueberzeugung auszusprechen, daß sein Buch auf lange Zeit eine vortreffliche Grundlage weiterer Verhandlungen über die unsterbliche Hamlet-Frage bleiben wird.

Anmerkungen.

1) Zu S. 241, Z. 13 v. u. Ich finde mich zu meinem eigenen Ueberdruß durch die neue Veröffentlichung einer von mir und Andern längst gewürdigten Schrift zwar nicht zur Wiederaufnahme eines ausgefochtenen Streites, aber zur Feststellung eines an sich geringfügigen Thatbestandes genötigt. K. Werder hat mir seiner Zeit in einem zuerst in den Preußischen Jahrbüchern mitgeteilten Vortrag die Behauptung zugeschrieben, daß Hamlet, als er seinen Freunden das Vorhaben ankündigte, die gegen sie vorübergehend geübte Verstellung gegen andere Leute fortzusetzen, die Rolle vor ihnen selber fortspiele. Ich hatte doch diese Rolle ausdrücklich nur als eine „ihm noch zur Hand liegende“ bezeichnet und über meine Meinung auch sonst keinen Zweifel gelassen. Werder hat eben alles mit seiner Mißdeutung gar zu Unvereinbare in meinem Text (Aufsätze über Shakespeare, 1. Ausgabe 1865, S. 108) in der mit Anführungszeichen versehenen und keine Weglassung andeutenden Wiedergabe meiner Worte — gestrichen. Meinen rechtzeitigen Einspruch (a. a. O. 2. Ausgabe 1874, S. 253 ff.) hat er bei der Wiederholung jenes Vortrags in den Vorlesungen über Hamlet, Berlin 1875, und auch noch in der zu Anfang des vorigen Jahres erschienenen neuen Ausgabe — unberücksichtigt gelassen. Nun, mit dem Dichter selbst ist er ja noch ganz anders umgesprungen. Vgl. über ihn auch Loening S. 109 f. — Einem zweiten von Loening (S. 72 f.) ebenfalls behandelten Gegner, E. Mauerhof (1882), zu antworten habe ich mir erlassen dürfen.

2) Zu S. 242, Z. 7. Da mir eben so wie Loening die Geistesgesundheit Hamlets feststeht, so habe ich im Obigen keinen Anlaß gehabt, auf die Frage, ob der Prinz nur simuliere oder wirklich wahnsinnig sei, einzugehen. Nachträglich finde ich mich hiezu durch die Schrift des Psychiaters A. Delbrück, Ueber Hamlets Wahnsinn, Hamburg 1893, angeregt. Von Wahnsinn und Verrücktheit nach dem heutigen wissenschaftlichen Sprachgebrauch läßt sich auch nach seiner Ansicht bei dem Prinzen nicht reden, und überhaupt nicht von einer ausgesprochenen typischen Krankheitsform, wohl aber von einer Uebergangsform zwischen geistiger Krankheit und Gesundheit; er stehe auf der Grenze. Abnorm, unge-

wöhnlich sei jedenfalls seine außerordentliche Reizbarkeit; die Ausbrüche seiner Leidenschaft sähen hier und da geradezu einem leichten Tobsuchtsanfall ähnlich. Hienach würde Delbrück wohl die Frage, ob der Prinz einem Irrenarzt zu übergeben sei, einstweilen unentschieden gelassen haben, wenigstens bis zu eigener Besichtigung des Verdächtigen. Jedenfalls aber findet auch er die Ausdrücke Wahnsinn und Verrücktheit auf den Zustand des Prinzen nicht im strengen Sinne anwendbar; freilich auch nicht blos in dem gelindern, worin mir z. B. Vischer sogar sein Urteil über einen ganz besonders vernunftfrohen Hamlet-Erklärer mit dem einzigen Worte: „Toll!" abgegeben hat. Die Diagnose Delbrücks über den Prinzen lautet bedenklicher: sein Zustand grenze an wirkliche Geisteskrankheit. Hiefür werden namentlich Ausbrüche der Leidenschaft angeführt, bei denen sich von Simulation nicht reden lasse, wiewohl natürlich auch solche neben ihnen nicht bestritten wird. Mir scheinen diese Ausbrüche alle nicht abnormer zu sein, als sie es auch ohne jene Annahme unter so abnormen Umständen sein können. Auch die Gemütsverfassung des Prinzen unmittelbar nach der Geistesenthüllung (vgl. Anmerkung 7) nehme ich nicht aus. Ebenso wenig seinen Zustand nach der Aufführung des Stückes, wo Delbrück von einer „ziemlich hochgradigen maniakalischen Erregung" spricht. Wir sehen hier doch auch Horatio in seiner ruhigern Weise an dem begreiflichen Jubel des Freundes teilnehmen und sogar an dem Spottvers mithelfen; die Art nun gar, wie der Prinz gleich darauf mit seinem „erkrankten Witz" die beiden Ausforscher abführt, ist so gesund, daß es auch ihnen einleuchten wird, wie überflüssig und unvorsichtig es von ihnen war, sich eine „gesunde Antwort" auszubitten. Die von Delbrück besonders hervorgehobene Unterredung mit der Mutter endlich überzeugt auch diese gar bald von dem wohlerhaltenen Verstande ihres Sohnes. Sie nennt zwar auch noch nachher zu seinem eigenen Besten die Tödtung des Polonius und das Benehmen gegen Laertes verrückt, wie es auch Hamlet selber in Betreff des letztern Falles thut, wobei ihnen auch das von der Verstellung herrührende Gerede zu Statten kommt; was aber thatsächlich vorliegt, ist wieder nur, wie die Königin selbst erläutert, ein plötzlich ausbrechender und sich eben so schnell wieder legender Gemütsaufruhr.

3) Zu S. 245, Z. 9 v. u. Loening beruft sich auch auf die erste Quarto. Aber außerdem, daß Hamlet hier nicht einmal erst fragt: „Bin ich ein Feigling?" sondern geradezu sagt: „Gewiß, ich bin ein Feigling," lesen wir anstatt der ganzen oben in wörtlicher Uebersetzung angeführten Stelle ('Swounds, I should take it: for it cannot be but I am pigeon-liver'd and lack gall to make oppression bitter, or ere this I should have fatted etc.) nur Folgendes: Sure I should take it, or else I have no gall, or by this I should a fatted etc. Zuerst also auch hier die Versicherung, daß er es (die vorerwähnten Mißhandlungen) hinnähme; dann aber läßt Loening ihn fortfahren: „o d e r wenn es doch nicht so ist, wenn ich n i c h t feige bin, so fehlt es mir an Galle". Er läßt also den Prinzen sich in dem frühern Text wenigstens nicht wie in dem spätern schlechtweg für gallenlos, sondern nur für dies o d e r

feige erklären. Aber das „wenn es doch nicht so ist (else)“ wäre sprachlich eher auf das nächstvorangegangene „ich nähme es hin“, als auf das um 2 Verse weiter zurückliegende „ich bin ein Feigling“ zu beziehen, und auf das Letztere nur dann, wenn, im Gegensatz zu Loenings Erklärung, Hamlet die Hinnahme für gleichbedeutend mit Feigheit ansähe. Im einen wie im andern Falle jedoch käme die Ungereimtheit heraus, daß der Prinz meinte: wenn er die Mißhandlungen nicht hinnehme, so sei er gallenlos. Die Stelle ist gewiß verderbt, und es wird im Hinblick auf den ohnehin zuverlässigern spätern Text für or else I have no gall or by this I should ... etwa zu lesen sein: for I have no gall or else [oder ere this] I should ...

4) Zu S. 261, Z. 5 ff. Da der Genetiv „der Königin“ nach der Absicht Loenings auch von der „Bestürzung über die That selbst“ abhangen muß, so streiche man „Dies ... hervorriefe“, und ersetze das nachfolgende „Und“ durch „Aber“, sowie „der bloße Klageruf“ durch „der Eindruck auf die Königin“.

5) Zu S. 261 Z. 10 v. u.:

Corambis (Polonius). Helpe for the Queene.
Hamlet. I a Rat, dead for a Duckat.
Rash intruding foole, farewell,
I tooke thee for thy better.
Queene: Hamlet, what hast thou done?

6) Zu S. 264, Z. 4. Vgl. Dante, Göttliche Komödie, Fegfeuer V, 16 ff.:

Chè sempre l'uomo, in cui pensier rampolla
Sovra pensier, da sè dilunga il segno,
Perchè la foga l'un dell' altro insolla.

7) Zu S. 264, Z. 18. Ich habe mich vor Jahren über dieses Notieren auf eine Weise ausgelassen, die Aergernis erregt hat: „Aerger konnte er wahrlich das „Gedenke mein!“ des Geistes nicht travestieren, geschwinder seinen Vorsatz nicht einsargen!“ Etwas ist doch an dieser Bemerkung, wenn man sie, wie billig, auf den ersten Eindruck beschränkt, den das Notieren auf den Zuschauer zu machen geeignet ist. Unmittelbar nach dem feierlichsten Gelübde fortan nur des gemordeten Vaters zu gedenken, findet Hamlet es angemessen, etwas von der zu rächenden Missethat in seiner Erinnerung Unzertrennliches in sein Notizenbuch einzutragen. Man pflegt doch in aller Welt nur zu notieren, was man sonst zu vergessen fürchtet. Diese Furcht kann aber der Prinz in Betreff dessen, was er aufschreiben will, in diesem Augenblick unmöglich hegen. Ich habe daher sein Treiben für eine „kleine Narrheit“ erklärt, wie sie auch bei einem geistig ganz Gesunden vorübergehend einmal, wenn er außer sich geraten ist, vorkommen kann. Und ich bleibe dabei, gleichviel ob der Prinz wirklich schreibt oder nur die Geberde des Schreibens macht, und im letztern Falle die Hand über ein Notizenblatt oder nur über die Stirn, zur Einprägung in das vorher erwähnte „Buch seines Gehirns“, gleiten läßt. Für ihn selbst freilich, für sein eigenes Bewußtsein, ist es nur eine sich leicht an diese Vergleichung anschließende drastische

Ausführung seines Gelübdes. Sein nachmaliges Verhalten aber kann die Frage wecken, ob er zu der Besorgnis zeitweiligen Vergessens, die er im Anfang nicht ernstlich hegen konnte, nicht doch einigen Grund gehabt hätte. Bei einer so leidenschaftlich auf- und abwogenden Natur wird dann und wann auch eine Neubelebung des Vorsatzes und der Erinnerung, freilich eine gesichertere, als ein Notizenblatt zu leisten vermag, nötig sein — gemäs dem Ausspruch in der „Ermordung Gonzagos“:

ein Entschluß wird oft von uns gebrochen,
der Vorsatz ist ja der Erinnrung Knecht.

Gewiß gehört dies zu den von Hamlet selbst eingeschalteten Zeilen. Nur sage ich statt meiner frühern Bemerkung, der Dichter habe durch das Notieren eine Vorandeutung von dessen weiterm Verhalten geben wollen, jetzt lieber bloß: er seinerseits sei sich gewiß von vorn herein über die Bedeutung dieses Zuges für das Gesamtbild seines Helden klar gewesen, und auch der Zuschauer werde es sein, wenn er bei der letzten Erscheinung des Geistes an unsere Stelle zurückdenkt. Ich glaube so meine Auffassung auch gegen Loening S. 57 f. aufrecht halten zu können, der den Prinzen mit einer gegen dessen leidenschaftliche Aufregung seltsam abstechenden Nüchternheit nur denken läßt: „es ist für einen solchen Fall passend, es ist für ihn das Richtige und Entsprechende, daß ich ihn aufschreibe, der Fall verdient aufgeschrieben zu werden, weil er so außerordentlich und merkwürdig, und die Schreibtafel zur Aufzeichnung gerade solcher Fälle bestimmt ist.“

8) Zu S. 501, Z. 7. In Loenings Festvortrag in der deutschen Shakespeare-Gesellschaft 23. April 1894 (Münchner Allgemeine Zeitung 2.—5. Mai) wird Hamlet als „der vollendete Melancholiker, wie man ihn damals [zu des Dichters Zeit] sich dachte“, bezeichnet, mit dem Zusatz: „Auch ist für ihn nicht einmal, wie ich früher meinte, eine Anleihe beim cholerischen Temperament erforderlich, da vielmehr das melancholische nach damaliger Lehre das leidenschaftlich explosive Aufbrausen bei persönlichen Verletzungen, wie wir es bei Hamlet finden, bereits mit umfaßt.“ Hiemit wird der oben von mir bemerkte Zwiespalt eher vergrößert als verringert, da er nun nicht mehr zwischen zwei Temperamenten, sondern zwischen zwei Seiten eines und desselben bestände. — Auch die Abhandlung Kuno Fischers (a. a. O. 27. Febr. — 2. März) hat in meinem bereits druckfertigen Text nicht mehr wohl Berücksichtigung finden können; ich verschiebe mein Urteil auch gern bis zum Erscheinen der vom Verfasser angekündigten Schrift.

9) Zu S. 502, Z. 13. Man vergleiche die Hystorie of Hamblet, Cap. 3, wo die Mutter des Prinzen zu ihm sagt: I pray thee, carie thine affayres wisely: bee not hastie, nor over furious in thy interprises, neither yet advance thy selfe more then reason shall moove thee to effect thy purpose.

Zu berichtigen. S. 242, Z. 5 v. o., l. genommenen st. genommen, und S. 259, Z. 7 v. u., l. ihm st. ihn.

Wielands höfische Dichtungen.[1]

Von Bernhard Seuffert in Graz.

Wielands Berufung an den Weimarischen Hof bildet die Voraussetzung für Goethes Uebersiedelung an die Ilm. Wieland hat in dem Erbprinzen Karl August, der sich ihn zum Lehrer erbeten hatte, den Sinn für die deutsche schöne Literatur gepflegt und so gerichtet, daß zwar seine eigene stark französische und überwiegend klassicistische Bildung dauernd die Neigung des Fürsten beherrschte, daß sein Zögling aber doch auch, wie der parteilose und vorurteilsfreie Lehrer, das Poetische und Menschlich-Wahre in anderem, selbst kunstlosem Stile zu fühlen und zu lieben vermochte. Wieland hat nicht minder besonnen und erfolgreich die ererbten und erzogenen Fähigkeiten und Bestrebungen der Herzogin-Mutter Anna Amalia wach erhalten, lebendiger und vielseitiger gestaltet, indem er von Anfang an auf ihren Geschmack Rücksicht nahm, mit seinem wunderbaren Anpassungsvermögen sich ihrer Braunschweigischen Vorbildung anschmiegte und die empfängliche Fürstin weiter führte.

Hier im persönlichen Wirken zeigt sich Wieland, wie in seiner literarischen Stellung überhaupt, als ein Bindeglied zwischen dem Aelteren und dem Neuen. Das Kunstschöne ist sein Leitstern, das Natürlich-Schöne hat er kaum völlig verstanden, jedenfalls seine ungekünstelte Darstellung so wenig beabsichtigt als ver-

[1]) Teilweise veränderter Abdruck aus der als Manuskript gedruckten Festschrift „Zum 8. Oktober 1892“, welche die Redaktoren und der Verleger der Weimarischen Goethe-Ausgabe Ihren Königlichen Hoheiten dem Großherzog und der Frau Großherzogin von Sachsen dargebracht haben.

mocht. Darum singt er kein schlichtes Lied, darum schreibt er nicht volkstümlich. Er erkennt und spürt das an sich Poetische, aber er faßt es nur in stilisierte Form. Er hat eine geradezu erstaunliche und einzige Fähigkeit, im Großen und Kleinen, im Ganzen und im Einzelnen den Stil dem poetischen Stoffe anzugleichen; aber er hat eine so feste Ueberzeugung von der absoluten Bedeutung des Stiles, daß er ihm auch den Stoff anpaßt. Die Kunstform ist für ihn mindestens so wichtig wie der dichterische Inhalt; kunstvoll ist seine Poesie immer; und daß er aus dem Künstlichen so oft das Künstlerische geläutert hat, ist ein Prüfstein seiner wahren Begabung.

Es bedarf nicht erst des Beweises, daß dieses poetische Programm, theoretisch und praktisch von Wieland vertreten, auf Goethe und Schiller klärend gewirkt hat, sobald sie in den Bannkreis seiner Persönlichkeit traten, deren feinsinniger Rat noch überzeugender beeinflußte als das Beispiel und Mahnwort seiner Schriften. Und es ist auch selbstverständlich, daß gerade diese Wielandische Eigenart die vornehmen Kreise, zumal bei deren damals üblicher französischer Erziehung, besser als eine naturalistische oder eine volksmäßige Auffassung der Poesie befriedigen und fesseln konnte. In das Formwesen des Hofes schickte sich eine formal sorgfältige Kunst, die Etiquette ist auch eine Stilisierung, die Stilisierung des menschlichen Umganges. Und wie diese in ihrer reineren Erscheinung keine leere Form ist, wie diese auch die Auffassung, nicht bloß die Aussprache der Dinge bändigen kann und soll, ebenso hat Wielands Kunststreben seine Auffassung poetischer Stoffe gemodelt. Die Konflikte, unter denen er als echter Dichter die seelischen vor den äußerlichen bevorzugt, werden gemildert, nicht schroff zugespitzt; er will beruhigen mehr als erschüttern; befriedigen, nicht ängstigen und schrecken. Da wo eine solche versöhnliche Abschwächung der Gegensätze sich ihm nicht von innen heraus darbot, wo er sie nicht durch Begründung, die erklärt und also entschuldigt, zu erreichen wußte, da hilft er sich durch das allerdings mehr äußerliche und der Gefühlswahrheit gefährliche Mittel witziger Ironie: die Erfahrung des Welt- und Menschen-

kenners erhebt sich über den Einzelfall und drückt seinen tragischen Wert durch die erhabene Betrachtungsweise hinab. In diesen Eigenschaften liegt der Grund, warum Wieland als Dramatiker das Ziel nicht erreichte. Was von der Bühne aus an eine zahlreiche Versammlung sich wendet, muß stark sein, muß die Kontraste für die Fernwirkung steigern, muß mit starrem Glauben erfüllt sein um Glauben zu wecken. Wielands Kunst dagegen ist eine intime, für eine seiner Bildung zugängliche Gesellschaft berechnete. Ihre geglättete Form, ihre zarte Empfindsamkeit, ihre ausgleichende Verstandesfeinheit kommt nur im engeren Zirkel voll zur Geltung. Wielands Poesie ist gesellig. Und wie er niemals die Absicht verleugnet zu lehren, sei es auch nur dadurch, daß er der Selbsttäuschung die Larve abnimmt, so verhehlt er, seit er Bodmers Zucht entronnen war, niemals die Absicht zu unterhalten. Seine Poesie will das Leben gefällig schmücken.

Von allen diesen Seiten betrachtet paßt Wielands Dichtung zum höfischen Wesen. So gewinnt es denn einen besonderen Reiz, die Poesien im Zusammenhange zu erörtern, die er für einen Hof, für die Weimarer Fürstlichkeiten geschrieben hat. Freilich sind sie nicht hinreichend, sein Talent in voller Beleuchtung zu zeigen; freilich kommt in ihnen so manche Befähigung des weisen Denkers und Dichters gar nicht zum Ausdruck. Aber sie sind ein bezeichnender Teil seiner Schriftstellerei; sie sind die Zeugnisse, wie er sich mit dem Geschmacke der Herrschenden in Verbindung setzte und hielt; sie sind bedeutungsvoll als vorbereitende Vorboten der Weimarischen Glanzzeit; und wie Hofdichtungen Goethes und Schillers bekunden auch sie die Dauer des zwischen dem Hofe und den literarischen Mächten geknüpften Bundes.

Gewiß hangt Wielands ganzes Schaffen in der zweiten Hälfte seines Lebens, hangen seine besten Werke alle mit den Begünstigungen seines Weimarer Daseins zusammen. Bevor er in die Herzogsstadt übersiedelte, schien es, als ob er durch seinen akademischen Beruf der Dichtung entfremdet werde. Der thüringische Hof weckte seine Kunst zu neuer Blüte und reifte sie zur reichsten Fruchtbarkeit. Wie vordem die kleine Hofhaltung auf Warthausen

seine Phantasie ermuntert und in ritterliche Zeiten geleitet hatte, so gewann sein Genius jetzt in der Wilhelmsburg neue Anregung und bildete in diesen von ritterlichen Sängern des Mittelalters geweihten Landen höfische Epen und Erzählungen ebenbürtig den besten der Vergangenheit. Und in diesem Sinne darf man gerade die vollendetsten Schöpfungen Wielands höfische Dichtungen heißen.

Auf diese verlockende Ausdehnung wird hier verzichtet. Nur was dem Weimarer Hof unmittelbar galt, nur was von ihm geradezu angeregt wurde, wird hier herausgegriffen. Das ist ja verschiedenartig an Form, Inhalt und Wert; es bildet auch keine geschlossene Kette der Entwicklung; die Einheit liegt nur im Geber und im Empfänger. Aber diese Teile und Teilchen von Wielands Dichtung lassen doch die allzeit bewegliche, formgewandte Kunst des launig-witzigen Geistes erkennen, der Bedeutendes wie Unbedeutendes mit gefälligem Reize zu bekleiden wußte. Sie lassen in die Weimarische Geselligkeit, ihre künstlerischen Gespräche und Genüsse blicken. Und vor allem, sie zeigen in den wechselnden Erscheinungen die allzeit unveränderte treue Verehrung des Dichters für sein Fürstenhaus.

In der anhänglichsten Ergebenheit hat Wieland drei Generationen der Weimarischen Herrscherfamilie gedient. Nur eine kurze Spanne Zeit war er an den Hof durch ein Amt gebunden; nahezu vier Jahrzehnte hindurch brachte er, zu keinerlei Leistung verpflichtet, nach dem Drange seines warmen Herzens alles Beste seines vielseitigen Wesens den geliebten Fürstlichkeiten dar. Seine Hingabe war allen gegenüber immer gleich, wenn auch seine Stellung zu den einzelnen Gliedern des herzoglichen Hauses naturgemäß nach Zeit und Personen etwas verschieden war. Dauernd stand er der Herzogin-Mutter Anna Amalia am nächsten, seit sie die Regentschaft niedergelegt hatte; aber er ward auch Karl August nie entfremdet; am wenigsten enge mag die Beziehung zur Herzogin Luise geworden sein; reichlicher beglückten ihn die Liebenswürdigkeit der Großfürstin Maria und die Verehrung der Prinzessin Karoline. Das wohlwollende Zutrauen aller, ja verwöhnende Zuneigung hat er mit Rat und That in ernster und heiterer Stunde erworben und sich zu erhalten gewußt.

Schon zu der Zeit, als die regierende Herzogin von Sachsen Verhandlungen über die Erziehung des Erbprinzen mit Wieland pflegte, noch bevor die Berufung des Erfurter Professors nach Weimar vollzogen war, stellte der Dichter seine gewandten Dienste dem höfischen Vergnügen der Nachbarresidenz zur Verfügung.

Gewiß nicht unaufgefordert bot Wieland für das von der Herzogin begünstigte Theater seine „Clementina von Porretta" an. Er mochte den Mut, dies Prosatrauerspiel darzureichen durch die Ackermannische Truppe gewonnen haben. Sie hatte dies mehr moralische als künstlerische Stück 1760 inszeniert, sie wählte es erstaunlicher Weise wieder, als die Schröder-Nicolinische Gesellschaft die Hamburgische Bühne am 30. April 1772 eröffnete. Für die Weimarer Darstellung verfaßte Wielands Schützling Werthes einen Prolog, den Minna Brandes sprechen sollte oder gesprochen hat — ich weiß nicht, ob die Aufführung statt fand. Wenn Anna Amalia auch Wielands Ansicht teilte, die Bühne habe eine erzieherische Aufgabe, so konnte ihr doch die dramatische Schwäche dieses dialogisierten Romanfragmentes nicht verborgen bleiben, es müßte denn sein, daß Wielands für diesen Zweck unternommene, aber uns nicht erhaltene Ueberarbeitung seines alten Werkes wesentliche Verbesserungen enthielt.

Eher mochte leichtem Unterhaltungsbedürfnisse sein 1772 für Weimar entworfenes heroisch-komisches Ballet „Idris und Zenide" genügen. Nur die Gestaltung war neu, der Inhalt war Wielands Lesern größtenteils bekannt. Neun Jahre früher, als seine verliebte Laune und die Beziehung zum Stadionischen Schlosse allerlei poetische Capriccios zeitigte, mit denen er sich für die Langeweile seiner Biberacher Kanzleigeschäfte entschädigte, hatte der Dichter ein Gegenstück zu den „Quatre Facardins" des Grafen Hamilton ersonnen und seine Helden Idris und Zenide genannt. Seinem Geschmack an Feenmärchen, den Stadions französische Bildung und nach Pariser Mode wohl zusammengestellte Bibliothek entwickelte, hatte er, halb von der Wunderwelt belustigt, halb zu ironischer Uebertreibung gereizt, zuvor im Prosaroman „Don Sylvio", nun im Stile italienischer Epik Ausdruck verliehen. Nur fünf Gesänge

des auf zehn angelegten Planes waren in den Jahren 1765 und 66 fertig gestellt worden. Und der fünfte bildet die Grundlage des Ballets. Seine ersten vierunddreißig Strophen entsprechen dem ersten Aufzug: Idris findet die gesuchte Bildsäule Zenidens, die er beleben muß, um sie der Liebe fähig zu machen. Aber sie birgt nicht Zenide; die Salamandrin Amöne, vernarrt in den schönen Ritter, hat sich drein versteckt; und sie will dem listigen Versuch ihn zu gewinnen auch offene Bestrickung folgen lassen. Dies gelingt ihr im zweiten Aufzug (entsprechend den Strophen 35—89 des erzählenden Gedichtes) so weit, daß Idris durch ihre Freundschaft verliebt und verliebter wird. Doch vergißt er Zenidens Bild nicht, ja von Reue erfaßt bittet er Flox, Amönens Liebhaber, der im Ballet lebensvoller und öfter eingreift als im Gedichte, ihm zur Flucht zu verhelfen. Der letzte Aufzug folgt noch den nächsten sieben Strophen des fünften Gesanges, hält sich aber bei Idris' hier beschriebenem Abenteuer mit einer Nymphe nicht auf, sondern führt den Helden gleich zur echten Zenide, deren Bild er glücklich belebt. Zenidens Krönung zur Feenkönigin, die Huldigung aller elementarischen Geister schließen das Ballet, ohne daß die beabsichtigte, aber nie ausgeführte Lösung des Gedichtes: drei Seelen in Einem schönen Körper vereinigt zu zeigen, auch nur angedeutet wäre. Damals, als Wieland den Stoff zuerst aufgriff, war sein Herz geteilt zwischen drei geliebten und der Reihe nach ihm anverlobten Mädchen, damals mochte die Verschmelzung den Wünschen seiner flatterhaften Phantasie vorschweben und er so die übrigens nicht selbst verschuldete Untreue gegen jede Einzelne Treue gegen das Idealbild heißen, das er allen unterschob. Aber die Arbeit am „Idris" war ins Stocken geraten, als er die Ehe mit seiner nachmals voll geliebten Dorothea eingegangen hatte, und jetzt nach mehrjährigem Bunde kam im Ballet nur eine äußerliche, nicht auch sinnig befriedigende Lösung des heiklen Themas zu Stande, aus welcher auf das fehlende, vielleicht dem Dichter selbst undeutlich vorschwebende Ende des heroisch-komischen Gedichtes kein Schluß gezogen werden kann.

Was ihm jetzt den Stoff wieder nahe rückte, ist wohl seine

Verwandtschaft mit dem Pygmalion-Motiv und seine Eignung zum Ballet. Vordem hatte ihm Bodmers Erzählung jenes Motiv empfohlen; inzwischen lernte er Ramlers Cantate „Pygmalion" bewundern; jetzt eben wurde J. J. Rousseaus scène lyrique gleichen Stoffes bekannt; schon im Sommer 1772 konnte sie mit Schweizers Musik von der Seylerschen Truppe in Weimar agiert werden. Hier wie dort handelt es sich um die Belebung einer Bildsäule. Was Rousseau mit leidenschaftlichen Worten auf der Bühne begleitete, sollte im Ballet, freilich ohne tiefere Empfindung, in reizvollen Bildern pantomimisch geschehen. Furcht und Hoffnung, Verzweiflung und Freude, Liebeswerben und Verführung, Widerstreben, Hingeben, Eifersucht mußten die Tänzer mit stummer Beredsamkeit zeigen. Seeufer, Wildnis, lockende Lauben, Gesträuche von Myrten und Rosen, ein Dom mit der Bildsäule, ein glänzender Palast im Lande der Vergnügungen bilden die Scenerie; Finsternis folgt auf lichten Morgen, Donner und Blitz, Feuer ringsum füllen die Luft, bis die Sonne wiederkehrt. Im vergoldeten Muschelwagen fährt der Held, Raubtiere und Ungeheuer und Höllenlarven treten ihm entgegen, aber Zephyren und Amoretten, Nymphen und Faunen Sylphen und Sylphiden erscheinen zahlreicher und beleben freundlich das Bild. Für Augenweide sorgte dies Ballet. Und wenn der aus Berlin zugewanderte Balletmeister C. Schulz es gut inscenierte, er, Böck und Meyer, die Damen Courtée, Mécour und Niebuhr hübsch tanzten und spielten, so mag es vollen Beifall geerntet haben. Wieland selbst hielt den Entwurf nicht des Druckes wert; nur Reichards Gothaer Theaterkalender überliefert ihn.

Vom Ballet zum Singspiel ist der Schritt nicht weit. Für der Herzogin Geburtstag hatte Musäus 1771 ein Vorspiel, „Die Stufen des menschlichen Alters" betitelt, verfaßt. Für den des nächsten Jahres wünschte Ekhof, der damalige Leiter der Weimarischen Truppe, von Wieland eine Gabe. So entstand das Singspiel in einem Aufzug „Aurora." Nur drei Sangeskundige bedurfte er dazu; Diana wurde dargestellt von Mde. Koch, Aurora von Mlle. Heisin, Amor von Mr. Hellmuth. Diana sucht Endymion in traurigem, dann eifersüchtigem Sehnen. Aurora erscheint früher

als sonst, um den Göttern den Geburtstag der Regentin anzukündigen; sie trifft auf Diana, beide erwecken den schlafenden Amor, damit er jede Seele mit Liebe für die beste Fürstin anfache; das habe sie durch ihren eignen Reiz schon gethan, erwidert Amor, verspricht aber, alle Charitinnen und Amoretten zum Feste zu senden, wie Diana ihre Nymphen und Schäfer schicken, Aurora den ganzen Himmel wach rufen will. In dem nun folgenden Ballet wird der Inhalt dieser Wechsel-Gesänge weitergeführt. Zu den dreien gesellen sich Endymion, Cephalus und Venus, die Grazien und zwei Oreaden, Jäger und Schäfer. Zunächst knüpft das Ballet an den ersten Monolog Dianas an: wie zu Eingang des Singspieles Diana ihren Geliebten sucht, so sucht zu Beginn des Ballets Endymion, im Walde verirrt, seine Göttin und beschwört die Eifersucht der Gefundenen mit beredten Gebärden; denn er hat dazu nicht Ursache gegeben wie einst der leichtfertige Harlekin Endymion auf dem Théâtre de la Foire de Saint Germain seiner Diana. In einem zärtlichen pas de deux vereinigt werden sie von Aurora und Cephalus unterbrochen. Wieder mahnt Aurora an die Feier des fürstlichen Geburtstages und die Paare bestellen sich zu Amors Tempel. Da finden wir sie mit Gefolge im zweiten Aufzug des Balletes; sie umtanzen den Altar, hinter dem „der brennende Namenszug der Durchlauchtigsten Herzogin zu sehen ist", und bringen ein Opfer der Liebe dar; Gesänge von ein paar Strophen zum Preise Anna Amalias und Karl Augusts schließen das ganze Festspiel ab.

Solche höfischen Singspiele waren nichts Neues. Ihr ursprünglicher Zusammenhang mit der Cantate wird von Wieland gelegentlich noch im Titel festgehalten. Für den Berliner Hof hatten Neukirch, Besser, Reuter derartige Spiele verfaßt und anderswo andere. Metastasios Beispiel konnte den Geschmack daran verstärken, die Kunst erhöhen. Schäferspiele gingen zur Seite; J. G. Jacobis „Elysium", ein zumeist prosaisches Vorspiel zum Geburtsfest der Königin von Hannover, gehört in diese Richtung. Auch in Wielands Aurora fehlt das Pastorale nicht: Endymion und Cephalus sind als Schäfer und Jäger gedacht und treten mit ihren Berufsgenossen auf; und wie zwei Schäferinnen der

damaligen Bühne necken die Göttinnen einander mit ihren Liebsten. Freilich war Wieland zu so menschlicher Darstellung der Götterwelt längst von seinem Lucian geführt. Vor Jahren schon hatte er in „komischen Erzählungen“ die Liebeleien Auroras und Dianas so irdisch-schalkhaft dargestellt; die Liebesfreude des lockereren Paares Aurora und Cephalus schob er jetzt in den Hintergrund, nur die Zärtlichkeit der schüchterneren Gesellen Diana und Endymion durfte im höfischen Festspiel laut werden. Und die Jägerin und der Schäfer sind so weltverloren in ihrem Glücke, daß sie sogar des festlichen Tages nicht gedenken; die keckere Aurora jedoch, ihres Jägers sicherer, hat Gedanken dafür übrig. Dieser Ansatz zur Charakteristik der Figuren ist es, was diese höfische Huldigung über die steifen älteren Festspiele erhebt: statt der Strenge allegorisch gedachter Götter heitere Anmut menschlich empfindender Wesen, spielerisch und gekünstelt zwar, aber dem Leben genähert.

In wechselnden Versmaßen, in Recitativen und Arien, in Duetten, Terzetten und im Chor, gereimt und reimlos spricht sich der einfache Inhalt aus: selbst die Eigensucht der Liebe schweigt, wenn es gilt die beste Fürstin zu feiern, sie, die begabt ist von allen Göttern wie die Schützlinge gütiger Feen; Minerva und Cythere schufen in ihr, der neuen Göttin, ihr Ebenbild: sie pflegt die Musen, schützt die Künste, ist die Mutter ihres Volks, das sie mit weiser Güte regiert.

Sie würd' als Schäferin
Die Flur entzücken,
Sie würd' als Königin
Die Welt beglücken;
Doch immer würd' in ihr
Sie selbst geliebt.

Dies ist das feinste Lob, das der Dichter, von Amalias Geist und Schönheit gleich begeistert, spenden konnte. Und allein die Wahrheit und Wärme der Empfindung für die Gefeierte wollte Wieland anerkannt haben, als poetisches Werk hielt er das Festspiel nicht hoch und reihte es so wenig wie das Ballet „Idris“ in seine gesammelten Werke ein.

Nach diesem Anfange setzte sich Wieland in dem Singspielwesen recht fest. Gewiß war es seiner mehr gefühlsweichen als dialektisch-rhetorischen Natur, seiner mehr musikalischen als plastischen Begabung gemäßer denn das Prosatrauerspiel. Wo die Personen über das individuell Charakteristische traditionell und stilgemäß hinausgehoben werden in die idealere Sphäre zwar leidenschaftlich bewegter, aber doch abgeklärter Menschlichkeit, wo die musikalische Begleitung das Schroffe der Wirklichkeit glättet, die Schärfe der Gedanken abstumpft, die Stärke der Empfindung aber steigert, da konnte Wielands idealistisches Kunstvermögen sich ausleben. Seiner unvergleichlichen Verskunst, die der melodiösen Deklamation jeden Vorschub leistete, konnte sich der Musiker leicht anschmiegen. Und in Schweizer, der sich als Komponist von Dichtungen des Freundes Jacobi und bei seiner „Aurora" bewährt hatte, glaubte Wieland einen musikalischen Interpreten seiner Absichten gefunden zu haben, der ihn zu Höherem spornte. Mehr und mehr kam die Oper aufs neue in Mode. Wieland, der dem Geschmacke der anakreontischen Liedersänger wie dem der profanen und biblischen Epiker gefolgt war; der sich unter die Tragödiendichter gemengt und, früh Shakespeares Genie ahnend, seine Werke der Lessingschen Zeit dargeboten hatte; der mit englischen Novellisten, mit französischen Märchenerzählern, mit italienischen Ependichtern gewetteifert und dabei sich selbst gefunden hatte: er wollte Singspiele „im Geschmacke der Alten, wiewohl mit einigen seinen Zeiten angemessenen Modifikationen versuchen". Was er tastend in der „Aurora" unternommen, trieb ihn die eigene Befähigung, Schweizers Gesellschaft, der Geschmack der Zeit reifer und kunstvoller auszugestalten. So entstand noch 1772 die „Alceste", in der er die Kunst Metastasios und Euripides' glaubte vereinigt und beide verbessert zu haben. Wenn auch ein Wink der Herzogin ihn dabei ermutigte, so hat die Oper doch keinen höfischen Anlaß; die Genesung seiner schwer erkrankten Gattin hieß ihn den Stoff wählen, in dem eine verloren Geglaubte aus der Unterwelt zurückkehrt. Mit welchem Erfolge das Werk auf die Weimarer und andere Bühnen kam, wie lange es sich im Repertoire des deutschen Theaters erhielt,

ist ebenso bekannt wie die hervorragende Stelle in der Geschichte deutscher Dramatik, die es, schon als nächster Vorläufer von Goethes „Iphigenie", behauptet.

Im folgenden Jahre, zur Aufführung für den 4. September, den Geburtstag Karl Augusts, verfaßte Wieland das „lyrische Drama" „Die Wahl des Herkules". Wieder ein Thema aus der antiken Welt wie „Alceste". So hatte J. B. Michaelis für die Weimarer Truppe die „Operette" „Herkules auf dem Oeta" geschrieben. So hatte Lessings Freund Eschenburg zum 12. Januar 1773, dem Geburtsfeste des Herzogs Ferdinand von Braunschweig ein „dramatisches Gedicht" „Die Wahl des Herkules" verfaßt. Dies Beispiel mag Wieland veranlaßt haben, gerade diesen Stoff auch für ein höfisches Festspiel ins Auge zu fassen, ohne daß er sich aber durch die Gesamthaltung des Eschenburgschen Vorspieles hätte beeinflussen lassen. Beide Dichter hatten an Metastasio einen Vorläufer, dessen von Hasse komponierter „Alcide al bivio" zur Hochzeit des späteren Kaisers Joseph II. in Wien gespielt worden war. Gewiß hat Wieland diese festa teatrale gekannt, gewiß von ihr gelernt; die Disposition beider Werke hat viel Aehnlichkeit, auch die metrische Form gleicht sich ungefähr. Aber Wieland hat Metastasios Drama glücklich vereinfacht: die Figur des Erziehers des Herkules, die zu Anfang und Ende des italienischen Werkes auftritt, mußte nicht nur deswegen fallen, weil durch sie die Freiheit des Entschlusses des Helden gemindert erscheint, auch deswegen, weil Wielands Herkules sein Prinz Karl August war, des Alciden Ajo, Fronimo, also Wieland selbst gewesen wäre; ferner läßt der deutsche Dichter die Göttinnen Edonide und Aretea ohne Gefolge auftreten, verzichtet überhaupt auf Chöre; und endlich hat er die Botin der Juno, Iride, zum Schlusse beseitigt und mit all den Personen natürlich etwas stoffliche Ausführung weggeschnitten.

Was Wieland aber so an Manichfaltigkeit einbüßte, ersetzte er reichlich an Tiefe. Zwischen Tugend und Sinnenlust war er selbst Jahre lang schwankend hin und her geschritten; das Problem darf geradezu als das Grundthema seiner Jünglingszeit und der

Dichtung seines ganzen Lebens bezeichnet werden: immer und immer wieder suchte er moralisch und poetisch die Forderungen der Ethik und die Wünsche der Sinne in Einklang zu bringen. Jetzt, da er seinen kraftstrotzenden fürstlichen Zögling vor sich sah, von Thatendrang erfüllt wie einen Herkules, bekam die Figur des Halbgottes ein Leben, das Wieland aus seinem eigenen schwächeren Wesen niemals hätte schöpfen können. Herkules als Faustischen Feuerkopf zu verkörpern, wie er nun that, war ihm nur durch die richtige Erkenntnis des Charakters Karl Augusts möglich. Und als Pädagog wollte er an eindrucksvollem Festtage die erziehliche Tendenz der Weimarer Bühne nutzen, seinem geliebten Prinzen ein altes ethisches Märchen vorzuhalten, darin er sehe, wie er seine Kraftnatur ausleben, ausnützen solle. Wie hoch steht schon durch die Innigkeit des Zusammenhanges zwischen der gefeierten Person und der Hauptfigur der Dichtung Wielands Werk über dem Eschenburgs! Auch Eschenburg hatte ja einen äußeren Anlaß, für seinen Herzog ein Stück aus der Herkulesmythe zu wählen; denn Friedrich der Große hat diesen seinen tapfern General als Alciden besungen. Was sollte aber für den Zweiundfünfzigjährigen, der seines Lebens siegreiche Arbeit geleistet hatte, die Wahl zwischen Tugend und Wollust? Für den Helden hätte eine kriegerische That des Heros besser gepaßt. Dem jugendlichen Erbprinzen von Weimar dagegen konnte recht gut sein Lehrer das Vorbild des Jünglings Herkules vorhalten, für ihn war die Situation der Sage eine mögliche, für ihn bestand eine innere Verbindung mit der Versuchung und dem Entschlusse des Zeussohnes.

Die Erzählung des Prodikus vom Herkules am Scheidewege kannte Wieland längst aus dem zweiten Buche der Xenophontischen Denkwürdigkeiten. Schon als vierzehnjähriger Schüler hatte er einen lateinischen Aufsatz für die Schule darüber geschrieben und mochte wohl erwarten, daß die allegorische Fabel auf seinen wenig älteren fürstlichen Zögling denselben starken Eindruck übe, wie seiner Zeit auf ihn selbst. Er hatte in seinen tugendtrunkenen „Sympathien“ und öfter auf sie angespielt, hat wiederholt angesetzt, sie aus dem Griechischen würdig ins Deutsche zu übertragen, und

hielt den Text im Gedächtnis oder vor Augen, als er das Drama schrieb, denn einzelne Wendungen klingen an Xenophon an. Ueberdies hatte der von ihm verehrte Shaftesbury das Thema den Zeitgenossen in einer ausführlichen Betrachtung näher gebracht, die zuerst in Gottscheds „Büchersaal", dann wieder in der Nicolai-Mendelssohnschen „Bibliothek" verdeutscht erschien und wegen ihres ästhetischen Gehaltes für Lessings „Laokoon" wichtig ward. Er empfahl Eschenburg und Wieland den Titel „The choice of Hercules", den auch Spence für ein in engem Anschluß an Xenophon verfaßtes Gedicht wählte; es lag beiden Festdichtern in der sehr verbreiteten Dodsley-Collection of Poems vor, wurde von dem einen im Vorwort zu dem Braunschweigischen Spiel genannt, vom andern in einer auf sein Betreiben von Bertuch veranstalteten, anfangs treuen, gegen Ende stark kürzenden Bearbeitung hinter seiner „dramatischen Cantate" im dritten Bande des „Teutschen Merkurs" veröffentlicht. Shaftesbury, der viel wichtiger für Wieland ist als Spence, hatte ihn aufmerksam gemacht, wenn er nicht selbst darauf gekommen sein sollte, daß ein großer Dichter als Hauptaktion den inneren Kampf des Herkules darstellen müsse. Wie das geschehen könne, sagte ihm der Philosoph freilich nicht; denn er führt die Situation des Herkules als ein Gemälde aus und zergliedert also nur Einen Moment des Vorganges. Wieland hat sich nicht einmal an das gehalten, was hiefür Shaftesbury vorschreibt: so hat er, Metastasio und Eschenburg folgend den Tempel der Tugend in die Scenerie hineingestellt, den der Aesthetiker ausdrücklich als unnatürlich abgelehnt hatte; er mag sich dabei auch des Widerspruchs erinnert haben, den der Uebersetzer der Shaftesburyschen Abhandlung in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste" gegen den Verfasser erhoben hatte, und mit diesem überzeugt gewesen sein, daß der Tempel „gar nicht unschicklich", ja sogar notwendig sei und die Allegorie vollkommener mache. Shaftesburys Gemälde in Worten hatte Wieland seinem Amadis (Gesang 3) als Bild gezeigt und die Wirkung der Betrachtung auf diesen chevalier errant umständlich erzählt. Freilich Amadis wählt nicht zwischen Wollust und Tugend, er vereinigt

seinem Charakter gemäß beide in seiner Seele zum höchsten Ideal von Liebenswürdigkeit, so wie Edonide in Metastasios Oper sich schließlich doch auch an des Alciden Seite stellt, obwohl er gegen sie und für Aretea entschieden hat. Dies konnte Wieland für seinen jetzigen pädagogischen Zweck nicht brauchen; ihm mußte sich der Stoff und — des Dichters eigene Amadis-ähnliche Neigung beugen.

Dieser moralische Endzweck beengte wie die Auffassung so auch die dramatische Führung der Fabel, die an sich der Anpassung an die Bühnengesetze Schwierigkeiten bot. Herkules mußte aus der Rolle des Zuhörers, die er in Xenophons Bericht spielt, heraustreten und wirklich die erste Figur werden, als welche ihn Shaftesbury bezeichnet hatte, und der Held der Aktion. Daher läßt Wieland ihn das Drama mit einem Monolog eröffnen, daher legt er in seine Brust schon seelischen Kampf, bevor die Göttinnen erscheinen und ihn zur Wahl zwingen, darum läßt er ihn den Lockungen der Wollust — gegen die Morallehre — einen Augenblick wenigstens folgen. So kam Bewegung in das Drama, was nach Wielands Worten seine Natur erfordere; alles wünscht er in Handlung umgesetzt zu haben und er hat es wohl so weit gethan, als bei diesem nur für den Fabulisten und Maler dankbaren Stoffe möglich war.

Ein erregter Monolog also eröffnet wie in „Aurora" und in „Alceste". Die Eingangsstrophe klingt elegisch: „O! nehmt mich auf, ihr stillen Gründe! Gewogne Schatten, hüllt mich ein!" Man vermeint, Goethes Iphigenie oder auch den verdüsterten Orest zu hören. Wie aber dieser trotz der Verzweiflung noch thatendurstig ist, so auch der Wielandische Herkules. In freien Versen, kurzen und langen, gereimten und reimlosen, die vorzüglich den Forderungen des Satzbaues sich anschmiegen, die die unterschiedene Stärke der Gedanken abmalen, weist er die Liebe Dejaniras von sich; er hat Ungeduld nach Thaten in dem glühenden Busen, er fühlt sich ungleich den Erdenkindern, fühlt Götterblut in seinen Adern. Aber nicht Prometheischer Trotz, sondern Faustisches Grübeln, ob er nicht nur träume, erfaßt ihn:

O noch immer wie räthselhaft mir selbst!
Wie groß! wie klein!
Izt, muthig, jedem Ungeheuer Troz zu bieten,
Izt, verzagt vor einem Blicke!

Dejanirens Blick meint er. Es ist geschickt, daß Wieland in Herkules' Seele neben der weisen Unterrichtung zur Tugend schon ein Frauenbild eingegraben hat; so kann später Frau Wollust die Verheißung dieses geliebten Wesens als stärksten Trumpf ihrer Verführungskünste ausspielen, wie Eschenburg sie Herkules' Sehnsucht nach dem Freunde Hylas ausnützen läßt. Während aber dieser das Suchen und Finden des Verlorenen zur Hauptsache der Verwicklung macht, hat Wieland das vorbereitende Motiv nicht zu voller Wirksamkeit ausgestaltet. Aus des Herkules Worten gewinnt der Zuschauer nicht die Ueberzeugung, daß die Liebe zu Dejanira ein Verbrechen gegen die Tugend sein müsse, daß sie ihn an großen Thaten verhindern könne. Und doch will Wieland der Pädagog hier das Verweichlichende der Liebe unduldsamer beurteilt wissen, als Wieland der Dichter sonst zu thun pflegte; hier ist ein Punkt, wo der psychologisch vorarbeitende Dramatiker auf halbem Wege stehen blieb dem moralischen Endzweck zu Liebe.

Sein Herkules soll der Liebesgefahr entsagen und fliehn, wohin kein Menschenfuß ihm folgt, soll nicht in der Geliebten Rosenketten der Tugend vergessen. Während er so im Waldthale — es ist wohl die zweite Scenerie des Idrisballets — mit sich ringt, verändert sich die Bühne in den romantischen Lustgarten, der im zweiten Aufzuge jenes Ballets diente. Wollust erscheint, wie in Metastasios dritter Scene, auch hier nach einem Monologe des Alciden. Freude heißt sie sich und Seligkeit und verspricht ein Leben aus Lust gewebt. Geblendet von der Göttin, denn daß es eine sei, kündigt ihm ihr ganzes Wesen an, lauscht Herkules den schmeichelnden Worten. Aber er ist — wieder ein Kompromiß zwischen Dichter und Schulmeister — gut genug erzogen zu fragen, wie er denn die verheißenen Freuden verdienen könne. Das sei nicht nötig; „genießen, Freund, und vom Genusse ruhn zu süßerem Genuß . . . genießen ohne Arbeit . . . so leben die Olympier,

so lebt wer mich besitzt" verkündet Wollust und schließt: „Komm, Glücklicher, an meinen Busen und werd' ein Gott!" Und Herkules antwortet:

Zu sehr, zu sehr empfind' ich deiner süßen Töne
Wohllüstige Zauberei, Verführerin!
Ich strebe dir entgegen —
Fühle, daß ichs soll —
Und — folge dir!

In diesem Augenblicke wandelt sich wieder die Scene; die kebetische, im 17. und 18. Jahrhundert von Engländern, Franzosen und Deutschen mit allem Barockkram aufgenommene Vorstellung vom Tempel der Tugend auf steiler Höhe gibt den Prospekt zu dieser Allegorie; auch diesen Tempel zeigte die Bühne des „Idris" und der „Aurora", so schmiegsam hielt sich Wieland an die Ausstattung des Weimarer Theaters. Und wieder erscheint mit der Veränderung des Schauplatzes eine neue Figur, die Gegenspielerin Tugend. Sofort erkennt Herkules an der Stimme der Zurufenden: sie sei die Göttin seiner Seele, sie sei die Tugend, während er die Wollust um ihren Namen hatte fragen müssen; in seiner Brust war jene nur gekannt. Mit lebhaften Wechselreden stürmen die beiden Frauen auf den Jüngling ein: zwei Seelen kämpfen in seiner Brust; so lang die Tugend redet, „siegt die beſſ're Seele", allein der Blick der Wollust zieht ihn wider Willen in ihre Arme; ja ihre Lockung wird ihm gefährlicher, als sie ihm Dejanira verspricht, gegen die Frau Tugend Ruhm, Tugend, Unsterblichkeit einsetzt. Da bricht Herkules in die Verse aus: „O trag Erbarmen mit meinem Schmerz! Der innre Aufruhr zerreißt mein Herz!" Ungeduldig erklärt die Tugend, sie leide keine Nebenbuhlerin, wer zwischen ihr und ihrer Feindin schwanke, den könne sie nur bedauern und verlassen. Man merkt, wie schwer es Wieland fiel, den Entscheid zu erzwingen; sein Herkules möchte gern ein Amadis sein und darf es nicht, äußerlich weicht er der Drohung der Tugend und entschließt sich für sie allein; Dame Wollust entfernt sich. Und nun sucht Frau Tugend die Wahl auch innerlich annehmbar zu machen durch große Verheißungen: „des wahren

Glückes Quelle liegt in deiner eignen Brust", schmeichelt sie: „Ein Gott, ein Gott ist diese Flamme, die in deinem Busen lodert . . . Die in jenen Sphären herrschen, sie lebten einst, wie du, in irdischer Gestalt . . . Beschützer, Lehrer, Hirten der Völker waren sie, und glänzen nun im Chor der Götter, selig durch den Anblick des Guten, so sie thaten!" Sätze, die in jedem Worte auf das Geburtstagskind gemünzt waren. In einem Epilog apostrophiert denn die Tugend Karl August selbst, wie auch Eschenburg sich üblicher Weise mit einem solchen an den gefeierten Herzog gewendet hatte; sie weissagt, er werde der Welt goldne Zeiten bringen: „Es ist das schönste Los auf Erden, der Schutzgeist eines Volks zu werden."

Wer den Zweck dieser Festvorstellung im Auge behält, wird das Frostige darin, das, bereits nach dem damaligen Geschmacke, jeder Allegorie anhaftet, leichter ertragen. Später noch haben Goethe und Schiller ähnliche Figuren auf die Weimarische Bühne gestellt. Es ist schon ein Gewinn, daß die Gestalt des Herkules seelisch vertieft erscheint, nahe gerückt der Kraftgenieperiode. Davon ist in Eschenburgs Gedicht nichts zu spüren; sein braver Heros wird zwar äußerlich der Versuchung näher geführt, innerlich bleibt er davon weniger berührt als der Wielandische. Gewiß aber ist auch dessen Gestaltung in den Schranken seichter Aufklärungsmoral noch allzu enge gehalten. Und wie die Gedanken hin und her wiegen zwischen Hohem und Plattem, Starkem und Halbem, so steigt auch die Sprache auf und nieder zwischen echt leidenschaftlichem Ausdruck voll Empfindung und rhetorischer Phrase mit hohlem Klang. Dieselben Grenzen von Wielands Talent, wie sie „Alceste" zeigt, läßt auch sein „Herkules" erkennen. Er steht hinter jener nur so weit zurück als der allegorische Vorwurf hinter dem menschlich-mythischen Stoff, als ein auf pädagogische und festliche Wirkung bei einer bestimmten Person berechnetes Stück hinter dem um der dichterischen Gestaltung willen aus eigner Seele geschaffenen Werke. Innerhalb dieser beschränkteren Sphäre aber hebt sich die „Wahl des Herkules" ebenso über die zeitgenössische Mache, wie „Alceste" in ihrem Kreise. Und wie von hier ein

kurzer Weg zur „Iphigenie" Goethes führt, so ist dort in die Bahn des „Faust" eingelenkt. Wielands „Herkules" ist kein Festspiel in dem Sinne, wie es Goethe im dritten Buche der „Lehrjahre" Wilhelm Meister verfassen und von den Damen dem Hofgeschmack anpassen läßt, kein Festspiel im Sinne der Schillerschen „Huldigung der Künste". Es hat seinen selbständigen Stoff, der auch die Allegorien traditionell in sich birgt; durch diese Verwandtschaft der poetischen Mittel zwar gewinnt Wielands Drama den Anschein eines reinen Festspieles, aber es konnte, ohne den Epilog, wie „Alceste" aufgeführt werden auch an nicht festlichem Tage, es ist sachlicher als das Aurora-Spiel.

Die erste Vorstellung erreichte ihren Zweck, der sechzehnjährige Herzog war ungemein gerührt. Demoiselle Heß, „ein häßliches Schätzchen", sang die Wollust ganz vortrefflich, Demoiselle Koch spielte die Tugend. „Solche Sachen galten damals noch etwas und loyauté wog selbst manches andere Mangelhafte auf", meinte Wieland später; das Tugendpathos mochte er selbst als unpoetisch ansehen. Von Goethe wurde er dafür in der böse übertreibenden Farce „Götter, Helden und Wieland" genug zerzaust, weil auch schon der Herkules der „Alceste" derselbe Prodikus-Schüler dieses Festdramas war.

Für höfische Feste mit der engen Bestimmung wie „Aurora" und „Herkules" hat Wieland meines Wissens kein Drama mehr gedichtet. Das größte und bedeutendste seiner nächsten dramatischen Werke, das sich durch seinen modernen Stoff von den früheren Singspielen Wielands abhebt, die Oper „Rosamunde" schrieb er für das Mannheimer Nationaltheater, doch wurde sie auch in Weimar aufgeführt. Ebenso wenig gehört das komische Singspiel „Das Urteil des Midas" (1775) zu den Weimarer Hofdichtungen: diese Literaturfarce ist Wielands bittere Antwort auf seine Befehdung in der Klopstockischen „Gelehrtenrepublik". Zu der Zeit als Goethes „Vögel" denselben Klopstock auf der Weimarer Bühne verhöhnten, mochte man sich in diesem Kreise des Liebhabertheaters der Wielandischen Operette erinnern und den Stoff zum „Zauberspiel vom König Midas" aufgreifen, ohne An-

lehnung im Begleittexte, aber auch nicht zu einer Verspottung Wielands, wie sie der „Alceste" in der Karikaturoper „Orpheus und Eurydice" zu Teil geworden war. Einen ähnlichen satirischen Zweck wie das „Urteil des Midas" verfolgt der „Schwank" „La Philosophie endormie" aus dem Jahre 1777. Ein Bild von Greuze gab für diese „conversation en pot-pourri" die Anregung. Die lustigen, flotten, mit französischen, englischen und ein paar lateinischen Brocken durchsetzten Spottverse auf philosophische Bemühungen, und die lebendige, karikierende Inscenierung konnten in dem gesellschaftlichen Zirkel, aus dessen Gespräch die Idee erwachsen war, Beifall finden, wenn sie auch in weiteren Kreisen nicht die von Wieland erwartete Wirkung thaten, gewiß weil sie besondere Kenntnisse zum Verständnis der Persifflage voraussetzten. Uebrigens erscheint der Titel auch nicht im Repertoire der Weimarer Liebhaberbühne, so wenig wie der der 1779 gedichteten „Pandora". Dies geradezu für das Weimarische Liebhabertheater bestimmte Stück, ein Lustspiel von zwei Aufzügen, benützt nach Wielands Anzeige Scenen aus Le Sages „Boite de Pandore" und macht troß starker Abweichungen nicht den Anspruch, ein Originalwerk zu sein. Anfang und Schluß sind zwar ganz Wieland eigen und damit ist die Exposition und der Ausgang der Le Sageschen Fabel verändert; die Figur des Prometheus hat erst Wieland in den Kreis der Spieler geführt und man möchte gerne seine Bekanntschaft mit dem handschriftlichen Prometheusdrama Goethes voraussetzen; alles was hohen Stiles in Auffassung und Sprache ist, alles Metrische stammt von Wieland. Daneben hat er, wie eingeschobene Prosascenen, besonders eine der Coronis beweisen, auch im Sinne und Stile der Vorlage erweitert; an anderen Stellen hat er gekürzt. Ueberall ist er der poetisch und geistig, aber nicht an theatralischer Kunst überlegene Bearbeiter dessen, was à la Foire de Saint Laurent 1721 von der Truppe des Herrn Francisque aufgeführt worden war, wenn er gleich zeilenweise wörtlich übersetzt und die Handlung, wie die Führung der großen Mitte seines Lustspieles Le Sage entnimmt. Es ist wunderlich, Wieland hier so ganz im Geleise theatralischer Praxis anzutreffen; ihm gefiel

dies Bauerndrama, weil es an die antike Welt sich anlehnte, ihm gefiel Merkur auf Erden, wohin er den Gott schon in einem Olympiagedichte des Jahres 1777 geführt hatte; ihm gefiel auch die Tendenz des Stückes: die Umwandlung reiner Menschen in leidenschaftliche, gefiel der satirische Zug in den ländlichen Masken. Aber der drastische Bühnenrealismus genügt seiner Art nicht voll. Nicht nur, daß er nicht den Mut hat, Merkur in dem Harlekinkleide der Opéra comique auftreten zu lassen, daß er Pierrot zum Hylas umtauft, und dergleichen mehr was nicht tief geht; er muß auch seine feineren Ansichten und seine höhere Auffassung zur Aussprache bringen und das thut er eben in den Prolog- und Epilog-artig angeschobenen Reden und Wechselreden des Prometheus und der Pandora. Und ich bin überzeugt, wenn Wieland aus der Pandoramythe, wie er fünf Jahre später einmal wollte, ein Operettenlibretto für den Musikdirektor Knecht geschaffen hätte, so wären gerade die umrahmenden Teile des Lustspieles zur Geltung gekommen, nicht das von Le Sage Entlehnte. Aber der Plan blieb wohl liegen, ebenso wie die Dichtung einer andern Oper „Angelika und Medor", deren Stoff er 1776 aus Ariosts „Rasendem Roland" sich zurecht gelegt hatte.

Wieland war inzwischen zur erzählenden Dichtung zurückgekehrt; das Theater interessiert ihn weniger als vordem, da überläßt er andern den Platz. Auch als Herausgeber einer Monatsschrift fühlt er naturgemäß engere Beziehung zu einem Publikum von Lesern als zu einem von Zuschauern und er ist vollauf beschäftigt mit künstlerischen und prosaischen Werken und Aufsätzen für seine Zeitschrift „Merkur", die schließlich auch seiner Natur besser zusagten.

So nahm er auch am „Tiefurter Journal" mit mehr Erfolg Teil als am Liebhabertheater. Sein bekanntes Sendschreiben über das zu Goethes Ehren aufgeführte Schattenspiel „Minervens Geburt" ist an die Herausgeber dieses Journals gerichtet. Auf zwei der daselbst gestellten Preisfragen gab er Antworten. Einmal auf die: Wie ist eine unokkupierte Gesellschaft für die Langeweile zu bewahren? Seine Antwort wurde neunzehn Jahre später von Seeken

dorf im Neujahrs-Taschenbuch veröffentlicht, sie rät Kinderspiele und buddhistische Hypnose schelmisch an. Vielleicht entsprang dieser Anregung auch sein etwas jüngerer geschichtlicher Aufsatz von den ältesten Zeitkürzungsspielen. Die andere Preisfrage nahm Wieland ernster: Was wirkt am stärksten auf des Menschen Seele, ist es die Musik oder die Malerei? Er zergliedert mit seiner Kenntnis, was beide Künste zu leisten vermögen, was nicht. Auf diese und auf die derselben Frage gewidmeten Erörterungen Seckendorfs und Herders spielt der Eingang seines Gedichtes „Der Wettstreit zwischen Malerei und Musik“ an: „Zwei Musen, deren Zwist zu steuern drei weise Männer unsrer Zeit viel Aufwand von Beredsamkeit und Witz gemacht“ u. s. w., worin er witziger, als Boileau in einem Prologue die näher verwandten Künste Poesie und Musik contrastiert hatte, den Streit der Zeustöchter darstellte und mit einer Galanterie für seine Herzogin endete. Es ist eines der Gedichte an Olympia. (Schluß folgt.)

Herders Verhältnis zu Lavaters Physiognomischen Fragmenten.

Von Reinhold Steig in Berlin.

Lavaters Physiognomische Fragmente sind ein Werk von bleibender Bedeutung. Physiognomik ist dem Menschen angeboren und unentbehrlich. Wir schließen täglich von der äußeren Gestalt unserer Nebenmenschen auf das geistige Leben in ihnen. Geniale Männer üben diese Kunst mit virtuoser Sicherheit. Die Physiognomischen Fragmente Lavaters sind der erste große Versuch, ein allgemein menschliches Problem der Lösung entgegen zuführen.

Lavater hat seinen Versuch mit jugendlicher Zuversichtlichkeit unternommen und durchgeführt. Jugendfrische Lust zu wagen und zu

gewinnen verlieh die neue Zeit der siebziger Jahre denen, die in ihren Dienst sich stellten. Kopf und Herz vereinigten sich wieder. Wo das Wissen endete, half unbeschränkt das Gefühl nachempfindender Wahrheit weiter. Herders Ideen über den Ursprung der Sprache wurden achtzig Jahre später, wenngleich mit anderen Gründen als ihm dafür zu Gebote stehen konnten, von Jakob Grimm bestätigt. Auch in Lavaters Fragmenten ist der physiognomischen Betrachtung die rechte Bahn gewiesen. Wo heute von den neuen Ideen der siebziger Jahre die Rede ist, darf das Hauptwerk Lavaters nicht vergessen werden. Auch sein Ziel war: Humanität. Zur „Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe" hat er die Physiognomischen Fragmente geschrieben.

Es war natürlich, daß Lavater bei seinem Auftreten den Anschluß an gleichgesinnte Männer in Deutschland suchte. Diese, lauter junge Talente, hatten sich zu einer literarischen Trutz- und Schutzgemeinschaft zusammengeschlossen, in der Herder durch das Uebergewicht dessen, was er an schriftstellerischer Arbeit bereits geleistet hatte, als Führer anerkannt wurde. In ihrem publizistischen Organ, den Frankfurter Gelehrten Anzeigen vom Jahre 1772, wurde Lavaters Vorarbeiten zur Physiognomik eine im Ganzen aufmunternde Belobigung zu Teil; seine Aussichten in die Ewigkeit besprach Goethe mit offenem Wohlwollen. Herder, der früher sich mit Lavater zu kompromittieren gefürchtet hatte, trat jetzt aus seiner Zurückhaltung heraus und schrieb unaufgefordert an Lavater nach Zürich. Dieser durfte sich dadurch als Mensch gehoben und als Schriftsteller anerkannt fühlen. In diesem Sinne bedeutete der Empfang des Briefes für Lavater wirklich, wie er in seinem Tagebuche vermerkte, einen neuen Abschnitt seines Lebens.

Die neue Freundschaft zwischen Lavater und Herder kam den Physiognomischen Fragmenten zu Gute. Herder wurde der beratende Freund, der empfehlende Recensent und Mitarbeiter des Werkes. Hielt sich seine Mitarbeiterschaft auch in weit engeren Grenzen als diejenige Goethes, so konnte Lavater doch am Schlusse seiner Physiognomik (4, 486) unter denen, die ihm geholfen hätten, auch den Namen Herders anführen. Der Literaturgeschichte fällt somit die Aufgabe zu, Herders Anteil festzustellen. Für Goethe hat hauptsächlich Ludwig Hirzel, und nach ihm Eduard von der Hellen, 1888, die Untersuchung geführt. Die Herausgabe des 9. Bandes der Sämtlichen Werke Herders legte mir für diesen die nämliche Verpflichtung auf. Im Vorbericht daselbst (9, XIV) versprach ich, die Gründe, die mich zur Aufnahme der 9, 471—475 abgedruckten Stücke bestimmten, an einem andern Orte darzulegen. Ich thue dies, indem ich das Verhältnis Herders zu Lavaters Physiognomischen Fragmenten überhaupt ins Auge fasse.

I. Band.

„Itzt bin ich Physiognom," schrieb Lavater den 4. November 1773 an Herder.[1] Herder gedachte damals bereits seine Plastik abzuschließen, und bei den vielfachen Berührungspunkten zwischen Plastik und Physiognomik war er äußerst begierig auf das Erscheinen des neuen Werkes. Endlich las er im Meßkatolog zu Michaelis 1774 die öffentliche Anzeige. Sein mehr als deutlicher Wink: „Deine Physiognomik — kriege ich sie zu sehen? ich, der nicht subskribirt hat?" hatte die gewünschte Folge, daß Lavater seinem Verleger Reich in Leipzig Ordre gab, Herder ein Exemplar zu schicken. „Aber sags niemand (bat Lavater, 31. Mai 1775); denn ich kann sonst keine Exemplare schenken." Begreiflich, denn ein Band kostete 24 Thaler. Bald war das stattliche Buch in Herders Händen.

Es enthielt noch keine Beiträge von Herder. Nach einigen Vorverhandlungen über Schattenrisse Herders und seiner Angehörigen, über Zeichner und Maler, deren Lavater bedurfte, war dieser endlich, am 16. November 1774, mit seinem Wunsche hervorgetreten, ihm auf fliegenden Papierchen, wenns anders nicht sein könne, sans ordre et sans apropos, physiognomische allgemeine oder besondere Reflexionen zu senden: „Unterstütze mich, sonst sink' ich." Herder suchte damals noch Ausflüchte, er könne nicht zeichnen, habe ein blödes, flüchtiges, sehr ungewisses Auge: „Ich kann Dir nichts geben," schloß er.

Indessen half sich Lavater auf andere Weise. In seiner Einleitung über die „Würde der menschlichen Natur" wiederholte er eine umfangreiche Stelle der Aeltesten Urkunde, die als ein Geschenk Herders nach Zürich gewandert war. Der Text ist von Lavater mit der Freiheit des vorigen Jahrhunderts zurecht gemacht, die Nachweisung der einzelnen Stücke findet man in den Anmerkungen zu Band 9 der Sämtlichen Werke, S. 548. Für Herder war diese Benutzung seiner Schrift ebenso ehrenvoll und schmeichelhaft, wie für Lavaters Werk eine fein erdachte Wegbereitung. Auch gegen Herders Gattin bewies sich Lavater aufmerksam. Er fügte zwei Bildnisse von ihr dem ersten Bande, S. 192. 194, ein und bemerkte dazu: „Die Vignette stellet eine mir persönlich unbekannte, aber, wie mich alles versichert, eine außerordentlich zarte, edle, feine, aufgeklärte, und ausgebildete Seele vor! Ein weiblicher Engel! — Forsch ihrem Namen nicht nach: du wirst ihn nicht entdecken, und du würdest ihre Bescheidenheit schrecklich beleidigen." Dieses Urteil über Caroline Herder ist für uns von

---

[1]) Die (nicht vollständig erhaltene) Korrespondenz zwischen Herder und Lavater findet man im 2. Bande der Publikation Düntzers „Aus Herders Nachlaß" abgedruckt

Wichtigkeit, da es gewiß auch auf Mitteilungen von Freunden, nicht auf den Zügen des Schattenbildes allein beruht. Herder schalt zwar gegen Hamann auf den „äußerst üblen Abriß", der seine Frau sein solle, nach dem er auch hinein gerannt wäre, wenn ers nicht verflucht und verteufelt hätte; im Grunde seines Herzens dachte er wohl anders. Er stellte sich nur böse, um eine kleine Regung seiner Eitelkeit desto leichter zu verstecken. Ueberhaupt ist nach meinem Gefühle dem ganzen Briefwechsel Herders und Lavaters ein Zusatz von geflissentlicher Selbstverkleinerung beigemischt; fast als ob man sicher gewesen wäre, ein um so größeres Lob dafür einzuernten.

Im August 1775 machte Herder bereits seinem Freunde Hamann (Hoffman S. 108) seitengenaue Angaben aus der Physiognomik. Den Monat vorher waren Herders mit dem aus der Schweiz heimkehrenden Goethe von Darmstadt bis Frankfurt gemeinschaftlich gereist; man kann sich denken, daß Lavater und die Physiognomik, deren Aushängebogen Goethe besaß, vielfachen Stoff für die Unterhaltung gewährte. Die Angaben, die Herder also im August zu einzelnen anonymen Stücken und Silhouetten machen konnte, gingen zum größeren Teile auf Goethe zurück, dessen Silhouetten, Homer- und Rameau-Aufsätze ausdrücklich von Herder benannt werden. Vielleicht war sogar auf Goethes Veranlassung die Einleitung aus der Aeltesten Urkunde gewählt worden, lebte Goethe doch damals, als Lavater ihn im Juni 1774 zu Frankfurt besuchte und den Plan des Werkes mit ihm beriet, gänzlich in den durch diese Schrift in ihm angeregten Gedanken.[1]) Goethes mündliche Aufschlüsse verbanden sich bei Herder mit den Eindrücken der Lektüre zu dem Urteil, das er brieflich zunächst dem Freunde Lavater aussprach. Die Grundsätze schienen ihm außerordentlich wahr, treffend weckend, oft himmlisch; aber der Ausdruck sei eine unbestimmte Ausschüttung, die umherwirbele, zu wenig knapp, charakteristisch: „doch Du hast populär sein wollen und bist's, unnennbar weit, geworden." Vor der Oeffentlichkeit ließ sich Herder dann in der zu Lemgo erscheinenden Allgemeinen Bibliothek vernehmen. Die (in den Sämtlichen Werken 9, 411 abgedruckte) Anzeige machte überall das größte Aufsehen. Zimmermann, Lavaters Getreuer, war außer sich vor Freuden; er sah schon im Geiste voraus, wie „die Professors in Göttingen, die — Heyne ausgenommen — alle Feinde und mehrenteils Verlacher und Verspotter der Physiognomik wären, die Nase in die Höhe nehmen würden, wenn sie das läsen." Herder hatte in der That der Sache des Freundes einen wichtigen Dienst geleistet.

[1]) Man lese Goethes Schreiben an Schönborn in der Weimarer Ausgabe IV 2, 175.

Man hat bei dieser Anzeige Herders die enge Fühlung mit Goethe bisher weder beachtet noch verwertet. Und doch ist diese Anzeige das literarische Denkmal der durch das letzte Zusammensein gestärkten Freundschaft Goethes und Herders. So hebt Herder (9, 420) aus der Physiognomik die Silhouette auf S. 223 hervor, die bis auf den etwas verschnittenen Mund der getreue Umriß von einem der größten und reichsten Genies sei, die er in seinem Leben gesehen, und bezeugt von ihm: „Dies große und wahrhaft reiche Genie ist Göthe." Es folgt dann in der Anzeige ein schneller Ueberblick über die nächsten Partien der Physiognomik bis zur Beschreibung Homers auf S. 244: „Hat die Poesie Winkelmanns (preist hier Herder) über den Belvederschen Apollo so viel gerechten Ruhm erlangt: wahrlich! so ist diese Nachbildung der Büste Homers in Worten nicht minder Meisterstück und gewissermaßen Schlüssel zum Lesen Homers selbst!" Und nun nimmt Herder Goethes Homerbeschreibung wörtlich in seine Anzeige hinüber als — „Homers würdig"! Wenige Zeilen später berührt Herder „S. 266 Rameau mit einer lieben süßen Beschreibung" und erklärt diese für „die Odyssee zu jener Iliade über Homerus". Das war gewiß ein feines Lob für Goethe. Wie sicher Herder unterrichtet war, beweist er bei der Wiedergabe des Homeraufsatzes dadurch, daß er über die durch Lavater verursachten Verschiebungen hinweg mit den eigentlichen Anfangsworten Goethes „Tret ich unbelehrt vor diese Gestalt" einsetzt. Nicht ohne Absicht scheint Herder auch Winckelmanns Schilderung des Apoll von Belvedere, die in der Physiognomik S. 132—134 abgedruckt ist, erwähnt zu haben. Es liegt darin vielleicht ein neues Moment für die nicht abzuweisende Thatsache, daß Goethe mit der 21. Zugabe des IX. Physiognomischen Fragments „über den vatikanischen Apoll" irgendwie befaßt gewesen ist. Goethe hat Lavater vielleicht zuerst auf diese Stelle Winckelmanns hingewiesen.

Goethes Mitarbeiterschaft an den Physiognomischen Fragmenten wird auch in Herders Anzeige dem Publikum nicht verraten. Es entsprach dies einem Wunsche Goethes. Der übrigen, minder wichtigen Beiträge Goethes geschieht deshalb nur obenhin Erwähnung; bisweilen wird ein wärmerer Ton angeschlagen. Die Fragmente II und III, zu denen Goethe „Zugaben" beigesteuert hat, fehlen natürlich nicht in Herders Aufstellung des Inhalts.[1]) Wests Orest und Pylades zeichnet er als „liebe griechische Geschöpfe" aus. Unter den „wahren Bösewichtern" auf Tafel 17 und Zugabe 18, S. 122, befindet sich auch

[1]) Bei Herder 9, 414 scheint mir jetzt notwendig „II—VIII" in „II—III" zu ändern.

Rembrandts Judas und Kompagnie, von Goethe. Aus den „Physiognomischen Uebungen" greift Herder die beiden Raphael-Köpfe heraus, die Goethe kommentiert hat. Dann, nach der schon oben erwähnten Anführung des Goethe-Profiles, benennt Herder das anonyme Bild auf S. 233 als dasjenige Oetingers, rühmt Kleinjoggs Sonnenauge — über beide Männer hatte er gewiß mit Goethe gesprochen — und endet diesen Absatz mit den Worten: „Vier Köpfe, worunter Klopstocks und Mendelsohns die bekanntesten sind, schließen, treflich gezeichnet;" der Charakter Klopstocks aber hat Goethe zum Verfasser.

Ich kehre zu den Goethe-Texten der beiden Raphael-Köpfe zurück. Hellen hat in seinem Buche, S. 79 ff., richtig die Kontroverse gestellt: sprachlich verschiedene und sachlich sich widersprechende Teile sind darin zusammengearbeitet. In den praktischen Ergebnissen weiche ich jedoch von Hellen ab. Für mich beginnt auf Lavaters Frage „Ist's prüfende Aufmerksamkeit, oder ist's . . . . Sehnsucht mit Hoffnung vermischt?" die Antwort Goethes erst bei den Worten: „Mir scheint es am meisten einen gefühlvollen Denker zu bezeichnen." Das vorausgehende, auch von Hellen als nicht einwandsfrei erkannte Sätzchen „Aber dann — Blicke" lehne ich ab; sollte es wirklich Goethisch sein, so müßte es ursprünglich in einem anderen Zusammenhange oder an anderer Stelle gestanden haben und der Rest einer größeren verloren gegangenen Gedankenreihe sein. Die Lemgoische Anzeige tritt hier übrigens, gegen Lavater, auf Goethes Seite: „Es ist nicht prüfende Aufmerksamkeit (heißt es da), nicht abergläubische Andacht, nicht ein Gemisch von beiden: es ist Sehnsucht mit Hoffnung vermischt: es ist das Wort: darf? soll? ich will harren! ich flehe!" Was ferner den „zweiten schönen Kopf nach Raphael" anlangt, so meine ich, daß Goethe auch die Sätze „Mir liegt drinne mitteilende Versicherung auf das reinste ausgedrückt. Die beygezeichnete Hand, die Stellung des Rückens läßt keinen Zweifel übrig" geschrieben hat; daran reihte sich dann der Einwurf „Freylich ist auch das Auge zu graß rc." zwanglos und sinngemäß an. Inhaltlich stimmt der Satz „Mir liegt drinne rc." nur zu Goethes Ausführungen, nicht zu der Einschiebung Lavaters. Es würden auch beide Stücke Goethes durch das „mir" des Anfangs auf gleich natürliche Weise in Gegensatz zu Lavaters Meinung treten. Ich erkläre mir die Entstehung der beiden Raphael-Texte so, daß ich annehme, Lavater schrieb auf einen Zettel die Fragen und sogleich seine eigene Beantwortung derselben hinzu, Goethe setzte seine Ansicht daneben, und Lavater arbeitete das Ganze in einander.

So sind thatsächlich alle Stücke Goethes, außer dem Liede eines physiognomischen Zeichners, das Herder aber Hamann als von

Goethe gedichtet nannte, in die Lemgoische Anzeige eingeflochten. Bemerkt sei, daß das ecce homo von Rembrandt, welches Hellen Goethe mit Recht abspricht, von Herder (9, 417) so angeführt wird, als sei es von Lavater „mit reinem, edlen, biblischen Geschmacke" bezeichnet. Welche Einblicke in das Entstehen des Werkes, welche Aufschlüsse über die Persönlichkeit Lavaters Herder außerdem noch von Goethe empfangen haben mag, läßt sich in seiner ganzen Fülle niemals festlegen. Aber ohne derartige intime Mitteilungen wäre Herder nicht im Stande gewesen, am Schlusse seiner Anzeige einen Charakter zu dem „Bildnis des Physiognomisten selbst" zu entwerfen. Dies Stück zeigt Herders Kunst der Charakterschilderung in dem glänzendsten Lichte.

II. Band.

Der zweite Band der Physiognomischen Fragmente wurde seinem Plane nach von Lavater und Goethe in Zürich, Juni 1775, gemeinschaftlich festgestellt. Der Druck begann mit dem neuen Jahre und war im Mai 1776 beendigt. Auch dieser Teil wurde Herder vom Verleger zugeschickt.

An diesem Bande war Herder nun direkt beteiligt. Mir scheint es zweifellos zu sein, daß Goethe 1775 die letzten Bedenken, die Herder von der Mitarbeit abhielten, überwand. Denn dieser versprach kurz darauf Lavater, ihm allerlei „Flickwerk" zur Physiognomik zu senden, insonderheit Beiträge aus Mystikern. Die mystischen Schriften Hamanns aber standen bei dem Züricher Kreise in hohen Ehren und erregten dort den Wunsch nach einem tüchtigen „Charakter" desselben. Lavater besaß Hamanns Kopf schon seit dem Sommer 1774, wo ihm Moser das Portrait zum kopieren überlassen hatte.[1]) Den danach gefertigten Stich sandte Lavater nun am 8. November 1775 an Herder[2]) und bat: „Erkläre mir auch was! Hamanns Charakter in die Physiognomik von Dir? O — dürft' ich!" Und Herder gab noch vor der Wende des Jahres „ein paar Zeilen" über Hamann her, mit der kaum ernst gemeinten Erlaubnis, davon nach freiem Ermessen Gebrauch zu machen. Hamanns Bild und Charakter fanden auch noch im zweiten Bande eine Stätte, der Charakter anonym und nach Lavaters eignem Geständnis „ein wenig gewässert." Wir vermögen den Grad der Verwässerung heute nicht mehr festzustellen. Am wenigsten scheinen die Eingangsworte gelitten zu haben, da die briefliche Bemerkung Herders

---

[1]) Vergl. Aus Herders Nachlaß 2, 104 und Hamanns Schriften (von Roth) 5, 52. 54. 152.

[2]) Hamanns Portrait und die (Lavatersche) Kopie sah Georg Müller in dem Herderschen Hause, bei Bächtold S. 37.

„Sein (d. i. Hamanns) Bild ist sehr ähnlich bis auf den Sattel zwischen den Augenbrauen, den er nur in großer Anstrengung und fast Dürre der Seelen hat“ gleichwertig in dem Text der Physiognomischen Fragmente (Herder 9, 471,,) wiederkehrt. Auch darf man alle diejenigen Ausdrücke für echtes Herdergut ansprechen, die Lavater — angeblich in Folge mehrfacher Klagen über die „Dunkelheit dieses Blattes“ — später (3, 28) besonders erklären zu müssen glaubte.

Der zweite Band brachte auch Herders Schattenriß. Lavater besaß zwei Silhouetten von ihm: die eine hatte vor dem 4. Februar 1774 Goethe eingesandt, die andere Karoline Herder im selben Jahre für ihn ausgeschnitten. Lavater scheint die von Goethe gezogene Silhouette für sein Werk, S. 102, benutzt zu haben; wenigstens wird es dann verständlicher, daß Herder von ihr gegen Hamann als von „einer, er wisse nicht wie, erhaschten“ reden konnte. Die Schilderung des Charakters Herders lautete dazu: „Nachstehende Silhouette ist — eines unerreichbaren, immer fortdringenden, unter sich grabenden, umfassenden, festen, allgewaltigen Genies voll Schöpfungs- und Zerstörungskraft. Wie seine Werke, Eine Pyramide, an welcher Mäuse nagen und Insekten den Kopf zerstoßen. Diesen Uebergang von Stirn zu Nase hab' ich noch an keinem gemeinen Menschen gesehen. Es werden noch mehrere ähnliche in diesem Werke vorkommen. Alles außerordentliche Genies.“ Auf dieses Urteil, das Herder vor Erscheinen des Bandes kannte, schalt er wieder, nach seiner Gewohnheit, gegen Zimmermann im März 1776: es enthalte kein wahres Wort, keinen Stachel, nichts Bestimmtes, und sein Schattenbild werde abscheulich sein.[1]) Zimmermann konnte seiner Antwort ein Probeblatt der Silhouette beilegen, sie dünke ihm, einige Kleinigkeiten ausgenommen, gut und sehr erkennbar; Lavaters Urteil physiognomisire freilich nicht genug, indeß „es ist göttlich wahr, aber aus Ihren Schriften ꝛc., nicht aus Ihrem Profil herausgeziffert.“

Herder war für seine Person leicht getröstet, ihn ärgerten aber zwei neue Bildnisse seiner Frau. Die erste Vignette Karolinens „nur den Mund etwas verzeichnet, sonst voll Weisheit, Adel, Gefühl und Kraft — ohn' alles Gemeinweibliche — und Hartmännliche“ findet sich anonym auf S. 116, und wenige Blätter weiter, S. 124 Tafel Nr. 4, erscheint dasselbe Gesicht „nur um der Sammlung willen“ unter neun weiblichen Silhouetten noch einmal: die Nase sei hier vortrefflich ausgedrückt, und voll Ausdruck des reinsten Verstandes und Geschmacks. Herder sprach sein Mißbehagen auch offen in der Anzeige

[1]) Der Brief Herders steht in Bodemanns Buch über Johann Georg Zimmermann S. 337, die Antwort im zweiten Bande Aus Herders Nachlaß S. 167.

aus, die er wieder in die Lemgoische Bibliothek einrücken ließ, ein Mißbehagen, durch das Lavater im dritten Bande zu einer bedenklichen Richtigstellung veranlaßt wurde.

Indessen der allgemeine Eindruck Herders vom zweiten Bande war doch der: das Werk steige herrlich; und auf diesen Ton stimmte er die Lemgoische Anzeige, die im August 1776 bereits gedruckt vorlag. Sie zeigt gleich der früheren eine Vertrautheit mit der Physiognomik, wie sie aus der Lektüre allein nicht geschöpft werden konnte. Goethe wird ihm eben schon 1775 aus dem geplanten Bande die wichtigsten Dinge bezeichnet haben, darunter auch diejenigen Stücke, die er selber damals beizusteuern Willens war. Goethes Beschreibung des Brutus führt Herder also, ohne den Namen des Autors zu nennen, so in seine Anzeige ein (9, 461): „sie ist in diesem Teile, was im ersten Homer war"; und dann läßt Herder das ganze Stück, den Text merkwürdig zurecht gemacht, im Wortlaut folgen.[1]) Diese „Helden der Vorzeit" seien alle, meint Herder, in ihren Bildungen broncisiert und . . . verrömert; ebenso fein hatte er früher Orest und Pylades als liebe griechische Geschöpfe bezeichnet. Er hebt ferner in der Anzeige das „idealisirte Portrait" auf S. 40 hervor; das Portrait stellt Goethe dar. Vom Goethischen „Eingang" des zweiten Abschnittes, S. 137, der „ein herrliches Gemälde vom Unterschiede der Menschen- und Thierart in Bildung" gewähre, nimmt Herder wieder die einleitenden Sätze wörtlich in die Anzeige auf; der „Verfasser" (es heißt nicht: Lavater!) charakterisiere die Tiere ungemein glücklich, eine Zeile von ihm sage mehr als die lange, sonst herrliche Geschichte des betreffenden Tieres von Buffon; die Tierschädel, die Goethe kommentiert hat, seien „treflich gezeichnet", ein Urteil, wie es Herder früher ebenso über Klopstocks Charakter gefällt hatte. Die schwachen, törichten Menschen des XVI. Fragments, über die Goethe etwas „geklimpert" hatte, werden nur im Vorbeigehen erwähnt. Bei den Bildnissen der Grafen Stolberg weilt Herder mit sichtlicher Liebe: „bei Beschreibung eines lieben Jünglings S. 244 ff. (sagt er) gerät der Schilderer fast selbst in Ode"; Herder wußte wohl, daß ihr Freund Goethe nicht unbeteiligt war.[2]) Auch Isaak Newtons gedenkt Herder mit warmen Worten. Wichtig ist, daß das XIV. Fragment über Menschenschädel ausdrücklich Lavater zugeschrieben wird.

---

[1]) Dieser Text ist insofern merkwürdig für uns, weil er diejenigen Punkte erkennen läßt, wo Herders Sprach- und Stilgefühl ein anderes als das Goethes war.

[2]) Der „liebe Jüngling" ist Graf Friedrich Leopold von Stolberg, zu Herder 9, 551 (zu 461).

Es bleiben einige Stücke Goethes in Herders Anzeige unerwähnt, was natürlich erscheint, da 1775 die mündlichen Aufschlüsse nicht an der Hand eines bereits gedruckten Exemplares erfolgen konnten, und das eine oder andere erst nachträglich eingeschaltet wurde. Herders Anzeige erhebt sich, wo sie von bloßer Berichterstattung sich entfernt, zu bedeutenden Gedanken. Von quellenmäßigem Werte ist sein Charakter d'Alemberts, den er in Paris kennen gelernt hatte.

III. Band.

Während der Jahre 1776 und 1777, in denen das Manuskript des dritten Bandes zu Stande kam, hat Herder die meisten „Flicke" zur Physiognomik gesandt. Nicht alle sind von Lavater verwertet worden. Es beschränkt sich Herders thätiger Anteil auf den Charakter Luthers, S. 276.

Schon im November 1774 hatte Lavater um ein paar Zeilen über Luther gebeten. Herder wich damals aus, er habe Luther nur immer als Mönch oder Kirchenvater gesehen. Später, als Lavater wieder klagte, Luthers Stirn habe er zwar häufig gesehen, aber facies oris vultusque noch nicht, antwortete Herder am 30. Dezember 1775 entgegenkommender: „In meinem Vaterlande Preußen sind Kranache von ihm, die mir in meiner Jugend ein tiefes Bild von ihm gegeben. Sobald ich einen kriege, will ich ihn schildern. Ich glaub', ich kanns: denn seine Schriften und sein Leben bis auf die kleinsten Umstände sind mein Labsal . . . Kannst Du Gerdesii historia reformationis haben, so sieh' doch nach Melanchthon: ein liebes Menschlein. Willt Du, so will ich etwas über ihn sagen." Luthers ältester Sohn und jüngste Tochter hatten in Ostpreußen eine neue Heimat gefunden, durch sie waren Kranachsche Luther-Bilder dorthin verpflanzt worden.

Melanchthons Charakter hat Herder in der That niedergeschrieben. Ein Bruchstück davon ist erhalten und jetzt in Band 9, 475 aus der Handschrift abgedruckt; es hat jedoch nichts mit den wenigen Worten gemein, in denen Lavater (3, 241) Melanchthons Persönlichkeit streift. Ebenso wahrscheinlich ist es an sich, daß Herder auch sein Versprechen für Luther erfüllt hat, zumal da es in Weimar nicht schwer halten konnte, einen Umriß Luthers zu erlangen. Die Physiognomischen Fragmente enthalten nun 3, 276 als Vignette am Schlusse eines Abschnittes einen Luther von Kranach und dazu folgenden Text:

„Nachstehende Vignette — das Kraft- und Geistvolle Gesicht des Doctor Martin Luthers — In Augen und Nase die Seele!

das innige, gefühlte, tiefblickende, nicht sorgsam erlesende im Auge — Festigkeit, That und Kraft in der Nase. Salz und Laune, Stolz und Verachtung scheinen in diesem etwas mönchhaften Munde zusammen zu schmelzen. Der Raum zwischen den Augenbraunen, (so schief gezeichnet er ist) zeigt den Mann — der steht, „und wenn die Welt voll Teufel wäre!"

Vergleicht man den Luther-Text mit den voraufstehenden Bemerkungen über Zwingli, Diderot, Bolingbrocke, Menno Simonis, so drängt sich die Empfindung auf, daß durch diese Zeilen ein andrer Geist wie vorher wehe. Den Satz „Salz und Laune . . scheinen . . zusammen zu schmelzen" hat Lavaters strauchelnde Feder nicht geschrieben; wir werden vielmehr durch Form und Inhalt auf Herder hingewiesen, dem die Auffassung Luthers als eines Mönches durchaus geläufig und eigentümlich war. Man verbinde mit den schon angeführten Worten Herders noch folgende Stellen: 1774 „dieser unfeine, unwissende Mönch, Luther" (5, 531), „Luther gleiche einem Mönchlein" (Georg Müller nach Herder, bei Bächtold S. 90); 1785 „guter, schwarzer Mönch" (29, 646).[1]) Herderisch klingt ferner das „Kraft- und Geistvolle Antlitz des Doktor Martin Luthers", gerade die Ausdrücke „Kraft" oder „Stärke" wendet er mit Vorliebe auf das Wirken des Reformators an. Herderisch klingt auch der kräftig austönende Schluß „zeigt den Mann — der steht, und wenn die Welt voll Teufel wäre!", in der Form an den Charakter Melanchthons erinnernd, der zweimal (9, 475) die Wendung „du siehst den Mann, der x." aufweist. Ich glaube jedoch, daß der Luther-Text sich für den Abdruck in der Physiognomik eine starke Verkürzung hat gefallen lassen müssen, wie ihn Lavater für seine Zwecke brauchte.[2])

Wieder waren Herders Schriften für den dritten Band herangezogen worden. Zu den Bildern Friedrichs des Großen wählte Lavater 3, 351 die bekannten prächtigen Sätze über ihn aus der Schrift „Auch eine Philosophie" (5, 581). Zu einer „Revision des zweiten Bandes" beschäftigte sich Lavater zweimal mit Herders „geistvoller und offenbar zu gütigen" Recension. Er entnahm ihr, S. 35, die Ausführungen über den Kopf des Sokrates, dessen „Silenbildung" Herder so erklärt hatte, daß der Mann, der die Weisheit so tief im Verborgenen suchte

[1]) Wahrscheinlich in Erinnerung früherer Gespräche schrieb Goethe den 10. Juli 1776 (Weimarische Ausgabe IV 3, 86) an Herder, auf den Kranachen der Weimarer Sakristei sei Luther „ganz Mönch, ganz Ritter und ganz Lehrer."

[2]) Der Beschluß des 3. Bandes der Physiognomik ist vom 1. März 1777 datiert. Erst nachher, im Juli, erhielt Herder das Original des Lutherbildes vom Prinzen August von Sachsen zum Geschenk (an Hamann S. 129, Aus dem Herderschen Hause S. 36).

und überall suchte, selbst durch alle Abstufungen der Menschennatur hindurchgegangen sein müsse, daß daher in seinem Gesichte der Sünder und Barbar immer gegenwärtig geblieben sei. Lavater hielt auch jetzt noch mit einigen Worten seine frühere Erklärung aufrecht: er sehe nicht ein, wie Führung eines Menschen mehr Offenbarung Gottes sein könne als sein Gesicht; Führung eines Mensches könne wohl Kommentar seines Gesichtes sein; „Gesicht aber bleibt immer Text, in dem der Kommentar schon mitbegriffen ist." Hier verteidigte sich Lavater mit Goethischen Gedanken gegen Herder; es bildet nämlich diese Bemerkung eine zweite Reminiscenz Lavaters an das Stella-Wort im Jungen Goethe (3, 643), das Hellen als den Grund für die Physiognomischen Fragmente 2, 79 aufgewiesen hat.

In seiner Lemgoischen Anzeige des zweiten Bandes hatte Herder tadelnd vermerkt (9, 455), daß „S. 116 bei der Vignette der Mund gar nicht wahr," daß ebenso „S. 123 n. 4 der Mund nicht wahr" sei; es betraf beidemal die Bildnisse seiner Karoline. In der „Revision" (3, 27) suchte Lavater den Freund zufrieden zu stellen. Er wiederholte also die Vignette von 2, 116 nebst dem Texte „obgleich schon wieder, besonders um den Mund, noch mehr verzeichnet" und sprach die Befürchtung aus, daß „eine Verwechselung zwoer Schwestern geschah: Hier ist die — von der dies Urtheil wahrer ist." Wenn der jetzt (3, 27) neu eingefügte Umriß in Wahrheit derjenige Karolinens ist, so wären die beiden Silhouetten des 2. Bandes die ihrer Schwester, der Frau Heß in Darmstadt, die Lavater seit 1774 persönlich kannte und deren Schattenriß er auch besaß. Die Echtheit der Karolinen-Bildnisse wird also durch Lavaters Unsicherheit für uns zweifelhaft, um so mehr, als es nicht das einzige Beispiel dafür wäre, daß ihm „Verwechselungen" unterliefen. Entschließt man sich dazu, einen Irrtum Lavaters anzunehmen, so erklärte sich leichter Herders Unzufriedenheit mit ihnen und Georg Müllers Erstaunen, der Karoline bei seinem ersten Besuche ganz anders fand, als er nach ihrer Silhouette in der Physiognomik erwartet hatte.

Herders Bildnis ist auch zweimal in dem dritten Bande enthalten. Zunächst 3, 36 eine Verkleinerung des schon 2, 102 gegebenen Schattenrisses unter „zwanzig Silhouetten von Liebenden und Geliebten." Lavater hat auf dieser Tafel sich selbst, nach rechts schauend, in der Mitte des linken Randes — Nr. 9 — den denkbar besten Platz gegeben; Herder — Nr. 19 — wendet sich dem ihn anblickenden Goethe — Nr. 20 — zu. Sich und sein Verhältnis zu Herder schildert Lavater folgendermaßen: „Nr. 9, ein Mann von verrufener Imagination . . kennt den 19. nicht von Person, hält ihn aber für eine solche Kraft- und Gedankenquelle, die ihn in ihrem mächtigen Strudel verschlingen könnte." Von Herders und Goethes Freundschaft sagt Lavater: „19. verschlingt

20. mit ewig fester Bruderliebe und blickt mit seinem Adlerblick liebend auf jedes Senfkorn der Liebe".[1])

Außer dieser Silhouette Herders brachte der dritte Band noch, zu S. 262, in Quartgröße „ein männliches Profil. 11." Der das Profil kommentierende Text zerfällt in drei Abschnitte. In dem ersten versuchte Lavater die Linien des Antlitzes auszudeuten, wie wenn er sonst nichts von dem Urbild wüßte; sodann schilderte er, wie er ihn aus Schriften und Briefen kannte; zum Schluß gab er einem „Freunde von ihm und sich" das Wort zu einem schwungvollen Erguß über diesen „erhöhtesten und erniedrigtesten Mann des Jahrhunderts." Dieses große Gesamturteil über Herder hält sich freilich nicht durchweg auf gleicher Höhe. Aber manches war doch scharf bemerkt und trefflich ausgesprochen, ein Widerhall dessen, was Herders Persönlichkeit damals der allgemeinen Schätzung galt. Ja, für den dritten Abschnitt muß man sogar auf Goethe als den Verfasser geraten haben, was Herder gegen Hamann ausdrücklich bestritt: „Die Stelle des Fremden ist mit nichten von Goethe: von Häfeli ohne Zweifel, der sonst ein braver Mensch ist, ein junger Prediger im Zürchergebiet." Ob Herders Vermutung zutrifft, kann zweifelhaft erscheinen; denn Häfeli, dessen Name in der Korrespondenz mit Lavater öfters als der eines jungen Verehrers vorkommt, war doch kein „Freund von ihm und Lavater", persönliche Bekanntschaft fehlte gänzlich. Andererseits muß der Verfasser ein Schweizer gewesen sein, da er von den „beeisten Gipfeln Helvetiens" wie von selbstverständlichen Dingen redet. Ich möchte eher an Zimmermann denken, als an Häfeli.[2]) Genug, Herder war wieder über Bild und Text ausreichend böse, und Goethe bereitete den Züricher Freund darauf vor, daß Herder ihm über sein „polirtes Milchgesicht" und den „Colofonien Bliz des Fragments dazu" den Hals voll schelten würde.[3]) Unmutig erklärte Herder auch Hamann: „Mein Bild ist erstolen, unwahr und die Schilderung dabei weder aus dem Himmel, noch von der Erde." Der Ausdruck „erstolen" ist befremdlich. Das Bild war noch in Bückeburg von einem jungen Künstler gezeichnet und dann von Lips für Lavater gestochen worden. Mag auch „nicht viel gutes" dem Portrait nachzurühmen gewesen sein, wie denn Georg

[1]) Im Original steht „12." anstatt „20.", was bei der inneren wie äußeren Beziehungslosigkeit nur ein Schreib- oder Druckfehler sein kann.

[2]) In der angezogenen Briefstelle an Hamann, bei Hoffmann S. 253, darf „des Fremden" nicht in „des Freundes" verwandelt werden; in Herders Sinne bedeutet „fremd" so viel als „nicht von Lavater".

[3]) Goethes Brief vom 10. März 1777 in der Weimarer Ausgabe IV 3, 140; der Ausdruck „Colofonien Bliz" bezieht sich auf die Physiognomischen Fragmente 3, 263: „Mit Einem Blicke blickt er Licht in die Nacht hin — Aber das Licht ist Bliz."

Müller aus dem Herderschen Hause (S. 79) berichtet, der Mund sei wohllüstig und aller Ernst ziemlich verschwunden, die Nase gar nicht getroffen: so besagt doch das besonnene Urteil Karolinens in den „Erinnerungen" (3, 259), daß dieses früheste Herder-Bild für seine Zeit eine gute Aehnlichkeit gehabt habe.[1])

Unter den von Herder am 20. Januar 1776 abgeschickten fünf Bildern befand sich ein Solonkopf, der möglicherweise mit demjenigen auf S. 53 des 3. Bandes der Physiognomik identisch ist. Ferner aber das „liebe Antlitz" einer Person, die Einfluß gehabt habe auf Herders ganzes Leben. Es war dies die Gräfin Marie von Bückeburg, deren Charakter in zwei ziemlich gleichen Fassungen, Aus Herders Nachlaß 2, 155 und in den Werken 9, 475, gedruckt vorliegt. Sieht man die weiblichen Portraits des 3. und 4. Bandes durch — denn nur diese beiden kommen in Betracht — so paßt Herders Schilderung allein auf die Silhouette 3, 314[2]; sie ist die einzige mit „niedergeschlagenem Auge". Nun hat Hellen, S. 236, nachgewiesen, daß Lavater in dem zu dieser Silhouette gehörenden Text eine Anzahl Züge benutzt hat, die Goethe 1775 im August nach dem Schattenrisse der Frau von Stein bestimmt. Die Silhouette selbst kann aber nun und nimmer Frau von Stein darstellen. Auf meine Bitte verglich Bernhard Suphan das in die Familie von Stichling vererbte Oelbild der Gräfin Marie und stellte die Aehnlichkeit desselben mit der Silhouette fest. Lavaters Text stimmt auch eher zu dem Wesen der Gräfin Marie als zu demjenigen der Frau von Stein; denn Eigenschaften wie „leidende Tugend, feine tiefgedrückte Empfindsamkeit, Frömmigkeit mit Schwung edler Schwärmerei, stilles Mondenlicht und Mitternacht füllt dieß Herz mit Gottesruhe" bequemen sich nicht leicht dem Charakter der Frau von Stein. Wie aber Herder den „sanften Abgang (von der Stirn) zum stillhinblickenden Auge" als den Ausdruck eines reinen Herzens preist, so erklärt Lavater: „Der höchste Ausdruck von Herzensgeistigkeit ist vom Augenknochen bis unter die bedeutungsvolle Augenwimper." Herder bezeichnet den „Unterteil des Gesichts" gegenüber Stirn und Auge als „noch Erdenhülle"; Lavater findet gleichfalls den „ganzen unteren Teil dieses Gesichtes" nicht im Einklang mit der übrigen Bildung. Herderisches wie Goethisches Eigentum ist also hier in Lavaters Texte zu wunderlicher Mischung zusammengeschmolzen.

Im Ganzen wollte Herder der dritte Teil des Physiognomischen Gerichts, wie er Hamann vertraute, nicht mehr schmecken. Die Art,

---

[1]) „wohllüstig" hat nicht den moralischen Sinn von heute, sondern bedeutet etwa „weltfroh", im Gegensatz zu dem einem Geistlichen geziemenden Ernst.

wie er seine Beiträge von Lavater benutzt, den „Hamann" sogar 3, 28 schulmeisterlich korrigiert und censuriert fand, war auch nicht dazu angethan, ihm den Appetit zu erhöhen. Er konnte sich zu einer öffentlichen Anzeige, wie früher, nicht entschließen. Bei ihm und Goethe nahm das Interesse für die Physiognomik gleichmäßig ab. Lavater und sein schweizerischer Kreis rückten ihnen von Tag zu Tage ferner.

IV. Band.

Zu dem vierten Bande, der 1778 erschien, hielt Lavater noch das ihm im Januar von Herder übersandte „Netz von faulen und guten Fischen" sowie eine reichliche Anzahl von Lesenotizen aus Herders Schriften in Bereitschaft.

Sicher stammen von Herder auf S. 180—183 die sieben lateinischen „Stellen aus Bakon" mit einigen in der Note dazu angemerkten Versen des Terenz, während die deutschen Ein- und Anschiebungen Lavater zugehören, der z. B. innerhalb der 6. Stelle den bereits 1,55 ausgesprochenen Gedanken „Albrecht Dürer maß, Raphael maß und fühlte den Menschen", von neuem verwerthete.[1] Gleich darauf, S. 184. 185, folgen zwei von Herder eingelieferte „Stellen aus Maximus Tyrius", das Zuwort jedesmal von Lavater. Unter den „vermischten Stellen", S. 192, gehen auf Herder die beiden ersten Nummern aus „Campanella" zurück; Nr. 12 „Nehmet diesen Baum ꝛc." und weiterhin S. 497 die Anmerkung „Sind einmal die Spensers ꝛc." sind ohne Herders Namen den „Ursachen des gesunkenen Geschmackes" (5, 629. 647) entlehnt.

Aber auch die letzten Nummern der „vermischten Stellen", 18. 19. 20, nehme ich für Herder in Anspruch. Die Entscheidung liegt bei Nr. 19. Die ganze Gedankenentwicklung, die in dem Satze gipfelt, daß der erste Eindruck eines Gegenstandes der einzig wahre sei, bewegt sich durchaus in den psychologischen Anschauungen Herders; so wird z. B. im „Ursprung der Sprache" (5, 34) als das Entscheidende für die Sprachbildung hingestellt, daß zum erstenmale ein Gegenstand in die Besonnenheit (Reflexion) eines Menschen trete. Wenn ferner in Nr. 19 von dem „Faunsgesicht des Sokrates" und „seinem aufrichtigen Geständnis von Bekämpfung des natürlichen Menschen" die Rede ist, so werden wir an Herders Anzeige des zweiten Teiles erinnert, in der er seine Auffassung von der (freilich nicht Faun-, aber) Silenbildung des Sokrateskopfes ausgesprochen hatte; in demselben Sinne redet Herder anderswo von den „Irrniserfahrungen unsres

[1] Herder bemerkte diesen Gedanken in der Lemgoischen Anzeige des ersten Bandes (9, 415) und legte ihn später seinen Ausführungen in den Ideen (13, 280) zu Grunde.

körperlichen Gesichts". Gegen Lavaters leise Polemik (oben S. 551) wären die Ausführungen Herders in Nr. 19 als eine Art ursprünglich brieflicher Duplik zu betrachten. Aeußerlich paßt gut auf Herder Lavaters Einführung des unbekannten Autors als eines Mannes, der „in seinen Urteilen über Geist und Geistesprodukte ihm der Eine aus zehntausend Beurteilern über Geist und Geistesprodukte" sei. Hat Herder aber Nr. 19 geschrieben, so gehört ihm auch, nach Lavaters eigner Angabe, Nr. 18 zu. Und Nr. 20, ein kurzer Satz über das Verhältnis von Physiognomik und Sprachfähigkeit, ist so im Sinne Herders gehalten, daß es kaum eines stärkenden Hinweises auf die zweite Lemgoische Anzeige (9, 456) bedarf.

Die letzten Spuren Herders glaube ich in dem großen Abschnitt dieses Bandes über Christusbilder zu erkennen. Lavaters schon 1, 83 gegebenes Versprechen, den Christus-Idealen ein eigenes Fragment zu widmen, hatte Herder zu schönen Gedanken in seiner Lemgoischen Recension angeregt (9, 417): daß das hohe Christusideal, wie seine ganze Herrlichkeit, die tiefste, simpelste, vielleicht verkannteste Einfalt gewesen sei. Unter Herders „Flicken zur Physiognomik" befand sich auch ein in einem Pack elender Kupfer erhaschter Christus: „Er ist (erklärte Herder) nach der ältesten Tradition, die ich hier habe abschreiben lassen, gezeichnet: ich erinnere mich nicht, weder unter Lebendigen noch Todten, so ein Gesicht gesehn zu haben. Gottes- und Mariensohn: himmlischer Mensch, Bruder aller Brüder, im Willen und in der Liebe des Vaters. Kein Christus von Raphael hat mich so gerührt: man möchte vor ihm knieen und stundenlang Herz zu ihm gewinnen. Der Blick, die Schlichtheit, dünkt mich, ist ganz über der Erde. Nimm die Verzeichnungen unten weg; laß Deine Kupferstecher ihm nur folgen. Lieber, sollts nicht Deiner Physiognomik werth sein? Durch solch ein Bild wird jeder Mensch besser, ders ansieht." Lavaters Freund Pfenninger stimmte durchaus in Herders Begeisterung für den Christus ein, nicht jedoch Lavater selbst: „Es ist mir (schrieb dieser) unaussprechliche Krummheit, Rohe, nicht Simplicität des Charakters drin. Er hat mit dem Lentulischen, der freilich in den Copien auch jämmerlich verhunzt ist, nichts Gemeines, contrastirt ganz damit." Herder war leicht zu verletzen; er forderte also am 25. November 1776 seinen Christus zurück:

Nutzt Dirs nicht und ists ohn' Beschwer,
So schick' mir mein' armen Christus her.
Er ist mir besser als all', die Herr Junker
Dahingeschwärmt hat auf Deinem Speer.[1])

[1]) Carl Ludwig Junker, der von dem Frankfurter Junker in Wahrheit und Dichtung verschieden ist, war Pfarrer in Ruppertshofen am Züricher See;

Ob Lavater das Kupfer zurückgeschickt hat, wissen wir nicht; aus seinem anfänglichen Widerwillen gegen den „armen", d. h. elenden, verkannten Christus folgt aber nicht, daß er ihn doch nicht in die Physiognomik aufgenommen hätte.

Wie dem sei: Lavater hat jedenfalls von Herders Gaben zu den Christusbildern genutzt. Nicht nur, daß er die älteste Ueberlieferung „nach Lentulus" S. 428 voranstellte; daß er aus dem dritten kritischen Wäldchen (3, 399) einem ihm zusagenden Ausspruch in der Note auf S. 433 anfügte. Wichtiger ist, daß Lavaters Begleittext zu Benjamin Wests „Christus mit einem Kindlein" unter der nachweisbaren Einwirkung Herders steht. Die Sprache ist für Lavater, im Ganzen genommen, zu fließend und zu edel. Die Schilderung geht, nach Betrachtung der Gestalt Christi, mit der Frage „Und das Kind?" zu einem neuen Abschnitt, zu der Beschreibung des Kindes über; derartige Fragen sind Herder ganz geläufig. In einer Anmerkung heißt es bei Lavater dann:

> Das Kind im Originalgemälde ist so unnachahmlich sanft und rein colorirt, daß es scheint, der Maler habe seinen Pinsel in Morgenröthen der Unschuld getaucht.

Unzweifelhaft hören wir hier die Sprache Herders. Man vergleiche bei ihm „seinen Pinsel in Sonnenglanz tauchen" (5, 441), „in Sonnenglut tauchen" (29, 302), „mit Sonnenstrahl zeichnen" (Aus Herders Nachlaß 2, 127), „eine Gestalt voll Sonnenglanz der Unschuld" (9, 418); „Morgenröthe" aber variiert Herder oben, weil er das Wortbild auf ein Kind anwendet, während „Sonnenglanz" stets bei ihm sich auf einen Jüngling oder Mann bezieht. Auch die weiteren Sätze des Begleittextes „Mir scheints Bild des Malers selbst in seiner jugendlichen Unschuld zu seyn" und „das Kind ist nichts weniger als Ideal" sind, nach meinem Gefühl, aus Herders Feder geflossen. Es war also der arme Christus, den Herder schickte, doch wohl Wests Christus mit einem Kindlein, wogegen nicht stritte, daß das Kupfer der Physiognomischen Fragmente von Lips nach dem Originalgemälde gearbeitet ist; es gab schon einen früheren Stich danach. Ich nehme als Resultat, daß Lavater eine uns verlorene Christuserklärung Herders für seinen Text benutzt hat; der Grad der Benutzung bleibt wieder ungewiß.

Der vierte Band der Physiognomischen Fragmente erschien im gleichen Jahre wie Herders Plastik. Herders Ueberlegenheit an Tiefe der

---

er stach nach Nagler (6, 510) einige kleine Blätter mit Köpfen von Christus und der heiligen Jungfrau; Lavater nennt ihn 4, 437 in der Anmerkung. Vielleicht wußte Herder Näheres über ihn durch Goethe. Unverständlich ist mir der Ausdruck „auf Deinem Speer".

Auffassung und Kraft der Darstellung läßt sich keinen Augenblick verkennen. Ein so feiner Geist, wie Karl von Dalberg, bemerkte sofort den inneren, ich möchte sagen positiven Gegensatz der Plastik zu den Physiognomischen Fragmenten; er bewunderte den großen bildenden Geschmack, der in der Plastik herrsche, und bedauerte für Lavater, daß sie nicht früher an das Licht getreten sei. Auf dem Boden der Physiognomischen Fragmente war für Herder eine Verständigung mit Lavater nicht mehr möglich. Ein öffentliches Gesamturteil über das vollendete Werk hat er nicht abgegeben.

Schlußbemerkung.

Es fragt sich, welcher Gewinn den Sämtlichen Werken Herders aus der hier geführten Untersuchung zufließe. Für Suphans Ausgabe ist der Grundsatz bestimmend, daß das in sie Aufzunehmende einen thatsächlichen Zuwachs zu Herders eigner Schriftstellerei bedeute. Es blieben also Herders Auszüge aus fremden Autoren sowie alle seinen eignen Schriften entlehnte Stellen ausgeschlossen. Ebenso mußte mit denjenigen Stücken verfahren werden, bei denen wohl Herders Einfluß, nicht aber sein volles Anrecht nachzuweisen ist. In den Sämtlichen Werken (9, 471) bezeugen also nur die „Charaktere“ Hamanns und Luthers, die vermischten Stellen 18—20 und die Anmerkung zu Wests Christus mit einem Kindlein den thätigen Anteil Herders an Lavaters Physiognomischen Fragmenten.

Ein Modell zu Goethes Stella.

Von Fritz von Jan in Straßburg.

Scherer hat in seinen „Bemerkungen über Goethes Stella“ (Aufsätze über Goethe 1886 S. 123 ff.) auf Beziehungen jenes Dramas zu dem Leben des Dichters hingewiesen und hat speziell in dem Abschnitt, der die Ueberschrift „Der Anlaß“ trägt (S. 135 ff.), zu erforschen gesucht, welche Frauengestalten Goethe vor der Seele standen, als er den Charakter Stellas in seiner Phantasie entwarf und ausführte. Lili behauptet natürlich den ersten Platz, in zweiter Linie drängt sich ein bunter Kranz von Damen, die Goethe in den Jahren 1773—1775 näher getreten sind, und bei denen eine Beziehung zu Stella vielleicht vorhanden, aber schwer nachweisbar ist. Eine Gestalt aber, die meines Erachtens entschieden von Einfluß gewesen ist bei der

Zeichnung Stellas, und bei der wir diesen Einfluß noch recht deutlich erkennen können, vermisse ich bei Scherer wie bei den andern Forschern, die sich mit der Frage nach den Vorbildern Stellas befaßt haben; ich meine Luise v. Ziegler, das Hoffräulein der Landgräfin Karoline Luise von Hessen-Homburg.

Bekannter ist sie unter dem Namen Lila, den ihr Merck und Goethe in den an sie gerichteten Gedichten gegeben haben; und dieser Name weckt sogleich wie ein Echo die Erinnerung an die Namen Karoline Flachsland und Fräulein v. Roussillon, oder vielmehr Psyche und Urania, unter welchen Namen der Dichter sie unsterblich gemacht hat. Diese drei Frauen, Lila, Psyche, die Braut Herders, und Urania, die Hofdame der in Darmstadt lebenden Herzogin von Pfalz-Zweibrücken, hatten sich zu Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in jener empfindsamen, krankhaft-sentimentalen Weise zu inniger Freundschaft verbunden. Dieser Freundschaft verdanken wir auch den größten Teil der Nachrichten, die uns über Lila gegeben werden, indem Karoline Flachsland des öfteren ihrem Bräutigam über die Freundin berichtet. In behaglicher Breite hat alles, was über Lilas Person zu ermitteln war, zusammengestellt Karl Schwartz, Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg 1878 1, 148 ff. Goethe lernte sie auf einer jener Reisen kennen, welche er mit Merck im April 1772 nach Homburg unternahm.

Lilas Lage und Stimmung war in der That zu dieser Zeit eine ganz ähnliche, wie die Stellas. Auch sie verzehrte sich in Trauer um ihren Geliebten, einen Livländer v. Reutern, dem ihr Herz so ausschließlich gehörte, wie Fernandon das Stellas. Noch nach ihrer 1774 erfolgten Verheiratung mit dem nachmaligen preußischen General Gustav v. Stockhausen schrieb sie an Karoline, daß ihr Herz die feurige Liebe der Verliebten nur für einen einzigen Mann empfunden habe, eben jenen v. Reutern. „Für mich, so fährt sie fort, lebt er nicht mehr, doch die Gewißheit, daß er glücklich, ist meiner Ruhe nötig; wenn Herder etwas von ihm erfahren kann, wäre es mir gar lieb" (vgl. R. Haym, Herder 1880 1, 523 Anmerkung 1). Wie Stella hängt sie ihrer Trauer in stiller Einsamkeit nach. „Sie lebt sehr einsam in Homburg, schreibt Karoline an ihren Bräutigam (vgl. H. Düntzer Aus Herders Nachlaß, 3, 197), und das macht ihr Herz so gepreßt und voll, daß sie sich an jeder guten Seele, die sie findet, ordentlich wie anklammert." Der ganze Satz paßt, abgesehen von dem Ortsnamen, ebenso gut auf Lila, wie auf Stella. Auch diese „lebt wie eine Nonne, so eingezogen" (139_{13}),[1])

[1]) Die Zahlen beziehen sich auf Seiten und Zeilen des 11. Bandes der Weimarer Goethe-Ausgabe.

und das ängstliche Anklammern an Personen, die sich ihr liebevoll genähert, tritt oft in auffallender Weise an Stella zu Tage, so sagt Annchen gleich im Eingang des Stückes (1338) zu Lucie: „Wenn Sie sie nur sehen! Sie ist so lieb! so lieb! Sie glauben nicht, wie sie auf Sie wartet"; so läßt Stella unmittelbar nach Cäciliens und Luciens Ankunft in dem Posthaus letztern durch Annchen sehr bitten, doch gleich hinüber zu kommen; sie wollte sie nur einen Augenblick sprechen, nur sehen; und trotzdem Lucie verspricht, gleich zu kommen, sendet Stella im Anfang des zweiten Aktes doch noch einen Bedienten zu ihr mit der Meldung, sie erwarte sie; in jedem Wort beinahe drückt sich dort Stellas Ungeduld aus, so daß sie sich selbst ein Kind schilt (vgl. auch 1338). Dieselbe ängstliche Ungeduld zeigt sie dann auch im Anfang des 4. Aktes, wo sie Fernando, der sie einen Augenblick allein gelassen hat, um mit Frau Sommer zu sprechen, mit den Worten empfängt: „Wo bleibst du, mein Bester? Wo bist du? Ich bin lang, lang allein!" Ein „Herz voll Ungeduld und Pochen" spricht aus diesen Worten, wie es Merck bei Lila nennt in dem Gedicht „Bei den Klagen Lilas über die langsam ankommenden Briefe" (abgedruckt im Morgenblatt 1843 Nr. 132 S. 526 und bei Schwartz a. a. O. S. 157).

Warum trabt das Roß, das durch die Länder
Deiner Freunde Wünsche trug,
Für dies Herz voll Ungeduld und Pochen
Dir nicht schnell genug?

fragt in diesem Gedicht Merck seine Freundin. Wie gleichen sich also Stella und Lila in dieser fast krankhaften Ungeduld, in dieser einsamen Lebensführung und doch auch wieder in der Furcht vor der Einsamkeit, die sie an jeden Freund, ja an jedes lebende Wesen, das sie vor dem Alleinsein schützt, sich anklammern läßt. „O ich darf nicht allein sein!" sagt Stella (14914) zu Cäcilie. „Liebe, ich hab' alles gethan, ich hab' mir Federvieh und Reh' und Hunde angeschafft, ... nur um nicht allein zu sein, nur um was außer mir zu sehen, das lebt und zunimmt." Und nun hören wir, was die Flachsland an Herder über Lila schreibt (Nachlaß 3, 182): „Sie ist ein süßes, schwärmerisches Mädchen, hat ihr Grab in ihrem Garten gebaut, einen Thron in ihrem Garten, ihre Lauben und Rosen, wenns Sommer ist, und ihr Schäfchen, das mit ihr ißt und trinkt." Und in dem Brief vom 14. November 1772 (Nachlaß 3, 377) heißt es: „Meiner Freundin Lämmchen ist tot, dafür hat sie jetzt einen treuen Hund. Hätte doch ihr Herz einen treuen Freund, ders wenigstens verdient." Also auch Lila umgiebt sich mit Tieren, die ihr die Einsamkeit weniger fühlbar machen sollen, wie Stella. Weiter aber können wir fast wieder die ganze zuerst angeführte Schilderung einfach auf Stella übertragen. Süß und schwärmerisch

ist Stella gewiß nicht minder als Lila;[1]) auch sie hat sich ihr Grab in ihrem Garten gebaut (135_{3}): an ihrem Rasenaltar, unter ihren Rosenzweigen soll sie Fernando finden (173_{4}), und dann will sie ihn in die Laube führen (173_{6}). In dieser Laube pflegte sie zu schreiben und zu lesen (173_{9}), wie auch Karoline von Lila erzählt, daß sie ihr unter freiem Himmel geschrieben habe; das heißt doch wohl in ihrem Garten.

Trotz ihres schweren Leides ist Stella „immer freundlich, immer angenehm“ (139_{18}); die Postmeisterin nennt sie (133_{20}) „die beste Seele von der Welt“ und findet es „unbegreiflich, wie sie so unglücklich sein kann, und dabei so freundlich, so gut.“ Die Art, wie sie sich Beschäftigung und Zerstreuung zu verschaffen sucht, indem sie für das Glück anderer sorgt, Kindern Arbeiten machen und singen lehrt und Bauersmädchen Geschick beibringt und dann für sie eine gute Kondition sucht (133_{22}), erinnert auch wiederum an die Herzensgüte und Mildthätigkeit Lilas, die Merck in dem Gedicht „Lila über ihren Stab“ (Schwartz a. a. O. 156 ff.) preist. Da fragt diese, nachdem der Stab, den ihr ihr Geliebter beim letzten Abschiedskuß überreicht, zerbrochen ist:

Wer leitet mich zur Hütte nun,
Wo Dürftigkeit und Unschuld ruhn,
Sich Lieb' und Elend küßt,
Wo ich in froh gereichter Hand
Der Seele Frieden wiederfand,
Den ich so oft vermißt?

So verdienen denn in der That Lila wie Stella die Bezeichnung Engel, die ihnen von ihren Freunden oft gegeben wird (vgl. Herders Nachlaß 3, 182, 263 und öfter und Stella 138_{16}, 157_{27}, 179_{9} und sonst).

Ein andermal (158_{3}) redet Fernando Stella an mit „Rose! meine süße Blume!“ Und auch hierzu bietet wieder Lila eine bemerkenswerte Parallele. Karoline Flachsland begleitet nämlich die Uebersendung eines von Merck verfaßten Gedichtes „An Lila“ an ihren Bräutigam mit den Worten (Nachlaß 3, 91): „Merck hat sie (Lila) vor kürzerer Zeit kennen gelernt, ist ganz von ihr begeistert und vergleicht sie fast mit Maria von Yorik. Sie wird auf eine elende, schändliche Weise wegen ihres Herzens am Hof, wo leider menschliche Empfindungen für Narrheiten ausgeschrieen werden, gepeinigt. Merck hat sie gebeten, gegen solche Unmenschen hart und kalt zu sein, und

---

[1]) S. 239 nennt Karoline Lila ein warmes, feuriges Mädchen. Daß diese Eigenschaften auch auf Stella passen, bedarf keines Nachweises.

sich nicht überall, wie sie ist, zu zeigen, und in diesem Ton ist das, was ich beilege, wieder an sie." Merck erzählt nun in dem Gedicht (abgedruckt im Morgenblatt a. a. O. S. 486 und bei Schwartz S. 155), wie er im Rosenhain ihrer Fürstin eine Rose gesehen habe, die sich bald öffnete, bald schloß, und von ihm nach der Ursache dieses Verhaltens befragt, geantwortet habe, für die kalten Hofseelen schließe sie sich:

Nie sterb' ich an einem Herzen,
Das nicht rühren fremde Schmerzen.
Nur an Deinem sterb' ich, Freund,
Und an Deiner Lila Herzen.

Es liegt nahe, in Hinsicht auf dieses Gedicht zu vermuten, daß Goethe eben hierdurch veranlaßt wurde, Stella mit „Rose" anreden zu lassen.

Auch die Mondschwärmerei jener Zeit treffen wir bei Lila wie bei Stella an. Merck berichtet von der ersteren (vgl. Karl Wagner, Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck 1847 S. 54): sie sei ein zartes, in Empfindung zerfließendes Mädchen, wie Yoriks Maria, die ihre Freunde und den Mond knieend verehre, Fest- und Fasttage bei der Ankunft und der Scheidung von ihren Freunden feiere, und deren ganze Seele so rein sei, wie der eben gefallene Schnee. Wie auch hier wieder bei dieser Skizzierung kein Zug sich findet, der Stella fremd wäre,[1]) so ist besonders die Mondverehrung hervorzuheben, denn auch Stella ruft den Mond mit den Worten an (182 10): „Wo du, heiliger Mond, auf den Wipfeln meiner Bäume dämmerst", und wenn sie manchmal so in des Mondes Dämmerung ihren Garten auf und ab wallt, dann ergreift sies auf einmal, daß sie allein ist; vergebens streckt sie nach allen vier Winden ihre Arme aus, vergebens spricht sie den Zauber der Liebe mit einem Drang, einer Fülle aus, daß sie meint, sie müßte den Mond herunter ziehen (vgl. 150 11).

Man wende nicht ein, daß dies alles ja keinen Bezug auf Goethe hat, daß dieser also nichts davon wissen konnte. In jener empfindsamen Zeit war auch das Verlangen, über Freunde mit anderen zu sprechen und von anderen zu hören, ein gesteigertes. So wissen wir auch, daß Merck schon Anfang April Goethe von Lila erzählt hat (Herders Nachlaß 3, 226), und am 9. März 1772 schreibt Karoline an Herder: „Ist es nicht artig? wir wechseln unsere Erzählung von gefundenen Freunden immer gegen einander aus."

---

[1]) Vgl. was die Postmeisterin über Stella sagt (134 6): „Alle Jahre, den Tag, da sie ihn zum letztenmal sah, läßt sie keine Seele zu sich, schließt sich ein, und auch sonst, wenn sie von ihm red't, gehts einem durch die Seele.

Aber lassen wir jetzt auch einmal Goethe selbst zu Worte kommen. Es ist bekannt, daß er das Gedicht „Pilgers[1]) Morgenlied" (Weimarer Ausgabe 4, 192) an Lila richtete. Dies Gedicht, sowie das vorhergehende, Elysium, an Fräulein v. Roussilon gerichtete, sind uns Zeugen für den Eindruck, den Lila auf Goethe gemacht hat, ein Eindruck, der gewiß stark genug war, um in dem Dichter, als er drei Jahre nachher seine Stella entwarf, die Erinnerung an sie zu wecken. Die beiden Gedichte schickt er dann von Wetzlar an Lila (Herders Nachlaß 3, 252), doch wohl, weil diese ihm am nächsten getreten ist. Ja daß man sich sogar mit dem Gedanken einer Heirat zwischen den beiden beschäftigte, zeigen die Worte, die Karoline an Herder schrieb (Nachlaß 3, 247): „Wenn Goethe von Adel wäre, so wollte ich, daß er sie von Hof wegnähme, wo sie auf die unverantwortlichste Art verkannt wird — aber so gehts nicht. Goethe ist ein äußerst guter Mensch, und sie wären sich einander werth", und ebenda S. 253: „Ein jedes empfindsames Herz wird von dem Engelsmädchen angesteckt und mich dünkt, Goethe denkt darüber ernsthaft nach." Wie Lila selbst darüber dachte, erfahren wir aus einem Brief, den sie einige Wochen nach ihrer 1774 erfolgten Verheiratung mit Gustav v. Stockhausen an Karoline Flachsland richtete (Haym Herder 1, 523 Anmerkung 1): „Ja Psyche, ich bin und werde glücklich sein, aber der Gedanke, daß ich so zwei edle Herzen als G(oethe) und B(oden) unglücklich mache, wird mich ewig bekümmern."

Der ersten „ängstlich liebevollen" Begegnung mit Goethe in dem Morgenlied, die übrigens auch in dem Schloßgarten erfolgte, läßt sich an die Seite stellen Stellas Erzählung ihrer ersten Zusammenkunft mit Fernando; und auch das Gedicht Elysium kann hier verglichen werden, das sich ja fast ebenso gut auf Lila, wie auf Fräulein v. Roussillon bezieht. Die Aehnlichkeit zwischen diesem Gedicht und jener Erzählung in der Stella war auch schon Düntzer aufgefallen, der auf Elysium in seiner Erläuterung zur Stella S. 125 Anmerkung verweist, doch ohne den Zusammenhang zu ahnen, in dem diese beiden Dichtungen meines Erachtens nach zu einander stehen. Ferner erinnert der Schluß des Morgenliedes

Hast mir gegossen
Ins früh welkende Herz
Doppeltes Leben,
Freude zu leben
Und Muth

[1]) Zu Pilger vgl. den Gruß, den Lila dem cher pélerin zukommen läßt. Briefe an und von Joh. Heinr. Merck, herausgegeben von Wagner 1838 S. 44.

an Fernandos Worte (159 24): „Wie vor ihrer Gegenwart alles heiter wird, alles frei.“ Als Goethe dann später auf der Rückreise eines Besuches, den er bei Kestner und Charlotte gemacht hatte, Homburg berührte und Lila und Fräulein v. Roussillon wiedersah, schrieb er an Kestner (Goethe und Werther, herausgegeben von A. Kestner 1855 S. 73): „Von Friedberg bin ich nach Homburg, und habe wieder das Leben lieb gewonnen, da das Erscheinen solch eines Elenden so trefflichen Geschöpfen Freude machen kann.“ Hiermit ist zu vergleichen, was Fernando beim ersten Anblick von Stellas Haus sagt (137 23): „O! mir ist als wenn ich nach einem langen, kalten, freudelosen Todesschlaf ins Leben wieder erwache; so neu, so bedeutend ist mir alles.“ Und dann bei ihrem ersten Wiedersehen (156 2): „Hauche in diesen ausgetrockneten, verstürmten, zerstörten Busen wieder neue Liebe, neue Lebenswonne, aus der Fülle deines Herzens!“

Man hat dieses Fräulein v. Ziegler schon öfter in den Dichtungen Goethes wieder finden wollen. So hat Bergk in „Acht Lieder von Goethe“ S. 88 Anmerkung die Vermutung geäußert, auf sie beziehe sich vielleicht, was Goethe (Wahrheit und Dichtung 22, 89) nur andeutend bemerke: „Eine zarte, liebenswürdige Frau hegte im stillen eine Neigung zu mir, die ich nicht gewahrte, und mich eben deswegen in ihrer wohlthätigen Gesellschaft desto heiterer und anmutiger zeigte. Erst mehrere Jahre nachher, ja erst nach ihrem Tode, erfuhr ich das geheime himmlische Lieben auf eine Weise, die mich erschüttern mußte: aber ich war schuldlos“ u. s. w. Aber aus den angeführten Stellen, die sich auf das Verhältnis zwischen Lila und Goethe beziehen, und aus seinen Gedichten [1]) geht klar hervor, daß damit Lila nicht gemeint sein kann. Ferner spricht auch gegen diese Annahme folgende Erwägung: Als Goethe diese Worte schrieb, mußte jene Frau schon gestorben sein. Nun wissen wir, daß Lila am 25. Februar 1814 starb (vgl. Schwartz S. 177), jene Stelle aber gehört dem 12. Buch oder dem 3. Teil von Dichtung und Wahrheit an, der schon 1813 in Teplitz zu Ende geführt war, allerdings erst 1814 erschien. Wenn man also nicht annehmen will, wozu ja gar kein Grund vorliegt, daß die Stelle ein nachträglicher Zusatz ist, erhellt daraus, daß sie noch zu Lebzeiten Lilas geschrieben ist.

Eine andre Vermutung, die ich nur bei Schwartz a. a. O. S. 169 Anmerkung 1 angeführt gesehen habe, ist die, daß die adelige junge Dame, von welcher im Werther die Rede ist, Fräulein v. Ziegler vorstellen solle. Gemeint ist wohl das Fräulein v. B. . ., das im Anfang des zweiten Buches (vgl. die Aufzeichnungen vom 20. Januar 1772 bis

[1]) Vgl namentlich in Elysium „Wie ihm Lilas Brust entgegenbebte“.

16. März) eine Rolle spielt, die ganz wohl zu dem Charakter Lilas paßt.

Doch wie dem auch sein mag, jedenfalls glaube ich, das Bild, das wir aus den Mitteilungen über Lila von ihr gewinnen, stimmt nach so vielen Seiten hin mit Stella überein, daß mir der Gedanke nicht abzuweisen zu sein scheint, Goethe habe sich bei der Zeichnung seiner Stella Lilas erinnert und sie mit als Modell benutzt.

Studien zu Heinrich von Kleist.

Von Jakob Minor in Wien.

1. Robert Guiscard.

Wenn wir jemals über das großartige Fragment, das ganze Bibliotheken von Dramen aufwiegt, mehr erfahren sollten, als wir bisher wissen, dann könnte es nur aus neu herangezogenen geschichtlichen Quellen geschehen. Denn das Fragment deutet zwar die Conflicte im Hause des Robert Guiskard unverkennbar an; es bleibt aber ganz im Unklaren, inwiefern der Held selbst an ihnen beteiligt sein sollte. Für den Fall, daß sich Kleist auch hier soweit von der Geschichte entfernt haben sollte, wie im Prinzen von Homburg, wäre freilich all unser Forschen vergeblich; aber dieser Fall scheint hier nicht vorzuliegen. Denn in den beiden Anmerkungen, in denen Kleist dem Leser einen Blick in die Voraussetzungen seines Fragmentes gestattet, sind trotz seiner Verwahrung gegen den Anspruch auf historische Treue („diese Umstände liegen wenigstens hier zum Grunde") genug geschichtliche Elemente enthalten. Und auch die Beobachtung, daß die geschichtlichen Quellen ihre Erzählung früher abbrechen, als das Kleistische Fragment beginnt, ändert daran nichts: denn wir dürfen annehmen, daß Kleist wie in den meisten seiner Dramen die analytische Methode befolgt hat, daß also die eigentliche Handlung vor dem Stücke liegt.

Eine eingehende Untersuchung der Quellen scheint daher unabweislich. Otto Brahm konnte in seinem darstellenden Werke dieser Aufgabe natürlich nur wenig Zeilen widmen; Konstantin Rößler (Preußische Jahrbücher, 65. Band) hat es vorgezogen, das Fragment auf seine Weise zu Ende zu dichten. Die beiden Gelehrten betrachten Funcks Aufsatz in Schillers Horen (1797, 1. 2. 3. Stück) als die alleinige

Quelle Kleists. Es soll im folgenden gezeigt werden, daß er auch die Allgemeine Sammlung historischer Memoires, die Schiller 1790 zu Jena im Maukischen Verlag begründete, benutzt hat. Diese Sammlung enthält in den beiden ersten Bänden der ersten Abteilung die Denkwürdigkeiten aus dem Leben des griechischen Kaisers Alexius Komnenes, beschrieben durch seine Tochter Anna Komnena. Alexius ist aber der byzantinische Kaiser, gegen den Robert Guiscard kurz vor seinem Tode zu Felde zieht.

Beide Quellen erzählen, wie Robert Guiscard das normannische Reich in Unteritalien befestigt und erweitert, sich den Titel eines Herzogs von Apulien und Calabrien erwirbt, seine Eroberungen dann auf Sicilien ausdehnt und sich zuletzt über die griechischen Inseln den Weg nach Byzanz bahnt. Aber sie enthalten ein so buntes Gewirre von Abenteuern und Kämpfen, daß eine übersichtliche Darstellung für den Nacherzähler wie für den Dramatiker eine Unmöglichkeit wäre. In den politischen Kämpfen Guiskards kann Kleist unmöglich seinen Stoff gefunden haben.

Getreu beibehalten hat er indessen im Innern wie im Aeußern den Charakter seines Helden, den Funck als einen kühnen Abenteurer von unternehmendem Geist und rastlos strebendem Ehrgeiz schildert. Bei seinem ersten Auftreten entwirft er das folgende Bild von ihm: „Die äußeren Vorzüge einer *schönen Gestalt* verfehlen bey einem kriegerischen Volk ihre Wirkung nicht, er ragte durch einen *vortheilhaften Wuchs* hervor, sein Körper war in den *richtigsten Verhältnissen gebaut*, und nachdem er die volle Kraft des männlichen Alters erreicht hatte, übertraf er an Stärke des Armes und an Geschicklichkeit in allen Leibesübungen, sowie an Dauer bei den größten Beschwerden die abgehärtetsten unter seines Bruders Drogo Gefährten. Sein feuriges Auge und *seine starke Stimme*, die oft durch das Getümmel des Kampfes hervortönte, geboten Ehrfurcht; *die jungen Krieger hiengen mit Enthusiasmus an einem Anführer*, der, in jeder Gefahr der erste, ihnen unaufhörlich Gelegenheit gab, Ruhm und Beute zu erwerben, und *durch die gefällige Bildung seiner Züge und ein einnehmendes Betragen gewann er die Herzen der alten Ritter*, die an dem langen blonden Haar des Jünglings einen ächten Normann erkannten." Seine an Verwegenheit grenzende Tapferkeit gewinnt ihm später in Calabrien die Herzen des gemeinen Volkes, mit dem er Gefahren und Beschwerden teilt. Er genießt das *unbegrenzte Vertrauen seiner Krieger*; aber er weiß auch durch weise Verwaltung sein Ansehn im Innern des neugegründeten Staates zu befestigen, und in den Zwischenzeiten des Friedens entfaltet er den

Glanz eines mächtigen Fürsten und Heerführers, der nur gewohnt ist zu befehlen und Niemand über sich kennt.

Ungünstiger, wie es leicht begreiflich ist, schildert die Verfasserin der Memoiren den Gegner ihres Vaters, der die Grundvesten ihres väterlichen Reiches erschüttern wollte und ihr darum als ein äußerst aufgeblasener, böser, tückischer Mann erscheint. Man erkennt aber doch deutlich, daß ihre Charakteristik des Gegners, besonders in seiner äußeren Erscheinung, von dem Biographen in Schillers Horen benützt worden ist: „Robert war nur von gemeiner Herkunft, aber ein äußerst thätiger und unternehmender Kopf; ebenso tapfer als herrschsüchtig, ungerecht in seinen Anmaßungen, und von unerschütterlicher Standhaftigkeit in Ausführung seiner Entwürfe. An körperlicher Größe übertraf er jeden andern. Die Farbe seiner Haut war röthlich, seine Haare gelb, die Schultern breit, und in seinen Augen blitzte das lebhafteste Feuer. Der ganze Körper war wohl gebaut, alle Theile desselben hatten das schönste Ebenmaß zu einander, und seine Stimme war durchdringend genug, um durch einen einzigen Ruf viele Myriaden in Schrecken zu setzen. Seine Freiheitsliebe kannte keine Grenzen und nichts verabscheuete er mehr als Unterwürfigkeit. (1, 32 f). Er erscheint ihr in seiner ganzen Laufbahn als ein Liebling des Glückes, das ihn mit allen seinen Gütern überhäuft, trotz der Mißgunst aller abendländischen Fürsten (38). Beim Fehlschlagen einer Unternehmung beträgt er sich als ein Mann, den nichts erschüttert und der nichts aufgibt, was er einmal unternommen (14). Sie rühmt „seine Klugheit, den festen unerschütterlichen Mut und alle die erhabenen Eigenschaften Roberts, die ihn an der Spitze seines Heeres beinahe unüberwindlich und nach einem erhaltenen Verluste nur noch hitziger und unternehmender machten" (129). Aber sie nennt ihn auch einen unmenschlichen Barbaren, der die Gefangenen blenden und verstümmeln läßt (123), und sie faßt ihr Endurteil noch einmal in den Worten zusammen (128): „Robert war nach der Beschreibung, die mehrere von ihm machten, ein trefflicher Feldherr, von vielumfassendem Geiste und edler Gestalt, gesellschaftlich im Umgange und jedermann zuthätig, wenngleich von einer durchdringenden polternden Stimme. Er hatte eine ansehnliche Größe, trug ein herabhängendes Haar und einen langen Bart, weil er fest an der Sitte seiner Völker hing. Bis an sein Ende sah man auf seinem Gesicht Mannkraft, die in ihm, schon dem äußeren Ansehen nach, einen Regenten anzukündigen schien. Seine Untergebenen ehrte und schützte er, vorzüglich aber

diejenigen, die sich in ihrem Eifer gegen ihn besonders auszeichneten. Er war sehr hitzig (filzig?) und geldgierig, wucherte gern, hatte nimmer satt, und geizte doch bey dem allem nach Ehre. Diese Leidenschaften beherrschten ihn ganz, und setzten ihn dem allgemeinen Tadel aus."

Beide Quellen rühmen die Klugheit des Helden, die seiner Tapferkeit gleichkam und ihm bei den Normannen den Beinamen Guiscards, d. h. des Schlauen, eintrug. Nach Funck verschmähte er auch die Kunstgriffe eines Räubers, die List des schlauen Freibeuters nicht; und nach den Memoiren (1, 33) hat er seine Laufbahn in der Lombardei als Anführer einer Räuberbande begonnen, wo er in Höhlen und Wäldern den Reisenden auflauerte. Namentlich Funck erzählt gern von seinen Listen und Kunststücken, bei denen es sich meistens darum handelt, daß ein Lebender für tot ausgegeben wird oder umgekehrt ein Toter als lebendig. Um ein stark befestigtes Kloster zu plündern, gibt er einmal einen seiner liebsten Gefährten für tot aus und begehrt ein Grab für ihn: als die Leiche samt ihren Begleitern Einlaß erhalten hat, ziehen diese ihre verborgenen Schwerter und nehmen den Mönchen ein ansehnliches Lösegeld ab. Später bedient er sich eines entlaufenen Mönches, der sich für den vom Thron gestoßenen Kaiser Michael ausgibt und bei dem Vater der Helena Zuflucht sucht, für seine Zwecke: er läßt ihn in Purpur kleiden und im herzoglichen Palast wohnen und schlägt damit alle Zweifel an seiner Glaubwürdigkeit nieder. Er bedient sich seiner zunächst (Memoiren 1, 37 f.), um die Abneigung seiner Großen und sogar der eigenen Gemahlin gegen einen so ungerechten Krieg mit einer christlichen Macht zu überwinden; und er läßt ihn dann überall auf seinen Feldzügen gegen die Byzantiner unter klingendem Spiel vorführen. Sein eigener Gesandter an den Kaiserhof, Paul, der den wahren Michael in Konstantinopel gesehen hat, durchschaut sein Spiel und nennt den falschen Kaiser einen Abenteurer, mit dem Robert nur eine Posse spiele. Aber der Pseudomichael wendet sich in hellem Zorn nicht blos gegen den Gesandten, sondern auch gegen Robert selbst, indem er den Betrug aufrecht halten will, so daß die Verfasserin der Memoiren in ein lautes Gelächter ausbricht (1, 43 f.): „Betrachtet man diesen Auftritt beim rechten Licht, so kann nichts lustiger sein als dieses Possenspiel, wo ein Betrüger den andern wissentlich belügt." Später führt Guiscard noch einmal ein ähnliches Manöver aus (1, 82 f.); aber der in prächtigen Kleidern vorgeführte Michael wird von den Bewohnern der Stadt Dyrrhachium mit Hohngelächter abgewiesen, und nur das Landvolk glaubt den Betrug. Daß in solchen Berichten auch der Betrug des Kleistischen Helden seinen

Ursprung hat, leuchtet ein. Aber auch die Wichtigkeit seiner Person für jede Unternehmung der Normannen wird in den Quellen, namentlich bei Funck, stark betont. Während der Belagerung von Salerno wird Robert durch einen aus der Stadt geschleuderten Stein auf der Brust verwundet; aber sobald er sich nur aufrecht halten kann, erscheint er wieder an der Spitze seiner Krieger. Im Kriege gegen Abälard erleidet sein Heer während seiner Abwesenheit eine Niederlage, seine Erscheinung aber belebt den Mut seiner Truppen aufs Neue. Und so groß ist sein persönliches Ansehen und so mächtig die Furcht vor dem einzelnen Manne, daß ganze Haufen, die im Begriffe standen sich zu entfernen, jetzt bei ihren Fahnen bleiben.

Bei Kleist verbindet sich Robert mit den Verrätern in Konstantinopel, die ihm die Schlüssel der Stadt überliefern sollen. Wir werden unten (S. 570) eine ähnliche Scene im Kampf mit Roger finden; aber auch bei der Eroberung von Durazzo (Dyrrhachium) kommt dasselbe vor. Robert sagt die Eroberung der Stadt mit einer Zuversicht voraus, die vermuten läßt, daß er auf geheime Hilfsmittel rechnen zu können glaubt. Wirklich hat er den Anführer der Venetianer durch die Aussicht auf die Hand einer Nichte und auf eine fürstliche Aussteuer gewonnen. Während der Nacht führt ihn der Unterhändler, ein Ueberläufer aus Bari, an einen bestimmten Ort, dicht unter den Mauern der Stadt; Strickleitern werden von den Mauern herabgelassen, der Barenser steigt herunter und bleibt als Geisel zurück, Robert steigt hinauf und wird Meister der Stadt.

Die Familienverhältnisse Roberts sind in den Quellen weit verwickelter als bei Kleist und unsere Gewährsmänner sind über den weitverzweigten Stammbaum der in der ganzen abendländischen Welt zerstreuten Nachkommen des Tankred von Hauteville keineswegs einig. Wie Brahm und Zolling mit Recht vermuten, dürfte gerade in diesen Familienbeziehungen die Geschichte des Kleistischen Helden zu suchen sein.

Was zunächst seine ehelichen Verhältnisse anbelangt, so weiß nur die Memoirenschreiberin (1, 33 f.), daß Robert in seiner Jugend die Tochter des Wilhelm Maskabeles, eines reichen Edelmannes aus der Lombardei, geheiratet habe, den er bald darauf bekriegt, bei einer persönlichen Zusammenkunft auf verräterische Weise und mit Gewalt gefangen nimmt und so grausam mißhandelt, daß er ihm einen Zahn nach dem andern aus dem Munde reißen und die Augen ausstechen läßt. Bei Funck ist er zunächst mit Alverada verheiratet, von der er einen Sohn Bohemund hat, der später sein Nachfolger in dem Kampfe gegen Alexius geworden ist. Ein Gewissensskrupel über seine Blutsverwandtschaft mit ihr dient ihm zur rechten Zeit, als sein

Stern eben zu steigen beginnt, als Vorwand, sich von ihr scheiden zu lassen. Alverada, durch große Geschenke bewogen, weicht gutwillig der Notwendigkeit und Robert nimmt die langobardische Prinzessin Gaita oder Sichelgayta, eine Tochter Guaimars, des Fürsten von Salerno, zur Frau. Sie ist bei Kleist unter dem Namen Cäcilia verstanden, aber der Charakter stimmt nicht zu den Berichten der Quellen. Denn bei der Anna Komnena (1, 37) sucht Gaita ihren Gatten zwar von dem ungerechten Krieg gegen das christliche Byzanz abzuhalten; aber sie macht dann doch selbst, als „ein fürchterliches Weib in soldatischer Rüstung“ (1, 42) den Feldzug mit und ist zugleich mit ihrem Sohne Gidas in Gefahr gefangen zu werden (1, 124). Auch nach Funck ist sie in allen Gefahren seine treue Begleiterin und erst nach der Einnahme von Durazzo trennt sie sich von ihm. Daß sie früher vor Durazzo durch ihr Zureden die Fliehenden wieder zum Stehen gebracht und von Neuem gegen den Feind angeführt hat, erzählt Funck der Memoirenschreiberin (1, 89) mit der gebührenden Bewunderung für den über ihr Geschlecht erhabenen Mut nach. Er allein weiß, daß sie, durch einen Pfeil an der Schulter verwundet, vom Pferde sinkt und mit Mühe durch ihre tapfere Bedeckung gerettet wird.

Der geschichtliche Guiscard, der Abgott des Volkes und seiner Krieger, hat beständig mit der Unzufriedenheit der normännischen Großen zu kämpfen, die schon über seine Erhöhung zum Herzog aufs äußerste erbittert sind. Ihr Unmut wird vermehrt, als sie einen reichen Beitrag zur Aussteuer der zweiten Tochter Roberts zu leisten haben, die den jungen Hugo von Este heiratet. „Sie kehrten mißvergnügt auf ihre Schlösser zurück und das Feuer des Aufruhrs schien nur des leisesten Hauches zu bedürfen, um fürchterlich durch alle Provinzen auszubrechen.“ Erst durch den Krieg mit Abälard bricht Robert auch die Macht der Barone und bei der Vermählung der dritten Tochter mit dem Grafen Raimund von Barcellona (Memoiren 1, 38 Barcino) und Provence werden die verlangten Brautgeschenke willig geliefert. So erzählt Funck, den diese internen Angelegenheiten seines Helden allein interessieren; Anna Komnena (a. a. O.) nennt nur gelegentlich die drei Töchter Roberts: die eine heiratet den Grafen von Barcino, die Zweite den mächtigen Grafen Eubulus, die Dritte ist Helena.

Auch in seiner Familie hat Robert beständige Zwistigkeiten, an denen er freilich meistens selber die Ursache ist. Er unterdrückt bei Funck einmal eine von den Griechen unter seinen eigenen Blutsverwandten veranlaßte Empörung, und auch mit seinen Brüdern ist er beständig in der Fehde begriffen. Er hat

nicht, wie Kleist sagt, drei Brüder, sondern elf; da indessen die meisten unter den Söhnen Tankreds mit dem unteritalienischen Normannenreich in keiner Beziehung standen, durfte Kleist sie ganz aus dem Spiele lassen. So scheint er auch den jüngeren Bruder Roger nicht zu kennen, den Robert nach Funcks Erzählung trotz der wichtigen Dienste, die er ihm namentlich in Sicilien leistet, mit kleinlicher Eifersucht unterdrückt. Einen Landstrich, den er ihm zur Belohnung versprochen hat, enthält er ihm mit leeren Entschuldigungen vor, und bleibt taub gegen jede Vorstellung, als Roger dringlich wird. Dieser hat nicht die Absicht seinen Bruder zu Grunde zu richten, sondern nur, ihn zu unbedingter Unterwerfung zu nötigen. Roger greift zu den Waffen und Robert belagert Girace in Sicilien. Hier nun ist es, wo ein reicher Grieche in der Stadt, namens Basil, sich mit Guiskard in geheimes Einvernehmen setzt und ihm die Stadt zu verraten verspricht. Wirklich schleicht sich Guiskard in einer Mönchskutte in die Wohnung des Griechen, mit dem er die schwachen Stellen der Festungswerke besichtigt und von dem er genaue Nachrichten über den Zustand der Besatzung erhält. Erst am frühen Morgen kehren sie wieder in das Haus zurück. Robert wird erkannt und ist in Lebensgefahr, wird aber von seinem Bruder Roger großmütig freigegeben. Von da ab stört kein Mißverständnis ferner die Eintracht der Brüder. Roger erhält was er begehrt, erkennt aber Robert als seinen Schutzherrn und als das Oberhaupt der Normannen an.

Einen weit schlimmeren Stand hat Robert mit seinem Vetter Abälard, der nach Funcks Erzählung der gefährlichste Gegenspieler des alten Herzogs, nicht wie man bei Kleist vermuten möchte des jungen Robert ist. Nach Funck folgen die Brüder Wilhelm, Drogo, Humphred aufeinander; der letzte setzt bei seinem Tode seinen unmündigen Sohn Bagelard (nur dieser Name auch in den Memoiren 1, 78) oder Abälard zum Nachfolger ein. Aber er hat dazu gar kein Recht, denn das Amt des Heerführers gilt nur für die eigene Person und die Normannen sind vielmehr gewöhnt, einen Bruder dem andern folgen zu sehen. Bei Kleist dagegen sind die drei Brüder sich bloß in Ermangelung der Kinder rechtmäßig in der Regierung gefolgt und Abälard hätte nach dem Tod seines Vaters zum Regenten ausgerufen werden sollen. Wie bei Funck dagegen ernennt auch bei Kleist der dritte Bruder (Humphred bei Funck, Otto bei Kleist) Robert zum Vormund Abälards; und Robert erringt sich dann selbst die Herrschaft. Bei Funck geben ihm die entstandenen Mißhelligkeiten und die Unruhen des unterworfenen Apulien Gelegenheit, die versammelten Krieger zu überführen, daß ein un-

mündiger Knabe nicht fähig sei, das Oberhaupt einer kriegerischen Aristokratie vorzustellen; überdies waren die Normannen an die Erbfolge der Brüder gewöhnt und Robert Guiscard, dem der große Hause der niedern Ritterschaft mit unbegrenzter Ergebung anhieng, konnte in dem Besitz einer Gewalt, die er schon als Vormund ausübte, nicht mehr gestört werden. Aehnlich sagt Kleist: „Guiscard, sei es, weil die Folgereihe der Brüder für ihn sprach, sei es, weil das Volk (also nicht die niedere Ritterschaft) ihn sehr liebte, ward gekrönt und die Mittel, die angewendet wurden dies zu bewerkstelligen, vergessen. Kurz, Guiscard war seit dreißig Jahren als Herzog und Robert als Thronerbe anerkannt.“ Kleist läßt also auch hier Liste durchmerken und er setzt das Herzogtum in Apulien und Calabrien früher an, während in der Geschichte sich Robert selber erst den Herzogstitel erringen mußte.

Dieser Abälard nun zeichnet sich zunächst bei der Belagerung von Palermo vor allen übrigen aus, wo er wahrhaftige Wunderthaten vollbringt, von denen Funck eine ausführlich erzählt. Später aber hetzt er Roberts Schwager, den Fürsten Gisulph von Salerno, gegen ihn auf und kämpft mit diesem gegen seinen Vormund. Gisulph wird des Erbteils seiner Väter beraubt und Abälard flüchtet sich in die Stadt Santa Severina in Calabrien, wo er Robert einen unerwarteten Widerstand entgegensetzt an der Spitze eines Haufens von Abenteurern und Verbannten, die gleich ihrem Anführer nichts zu verlieren haben. Er thut einige wütende Ausfälle, schlägt die stürmenden Belagerer zurück und macht sie am Ende so mutlos, daß Robert Verstärkungen aus Apulien kommen lassen muß. Auch jetzt aber siegt Abälards Verzweiflung noch über die Tapferkeit und die Mehrzahl seiner Feinde. Robert ist schon im Begriff die Belagerung aufzuheben, als „das Glück, welches die Söhne Humphreds verfolgte,“ ihm den jüngsten Bruder Abälards, Hermann, in die Hände liefert. Abälard übergibt nun aus Bruderliebe die Stadt als Lösegeld für Hermanns Freiheit. Robert aber bedient sich eines unedlen Kunstgriffes, um seinen unglücklichen Neffen zu täuschen. „Er hatte versprochen, den jüngeren Bruder loszulassen, sobald er auf dem Berge Gargano würde angekommen sein, und als ihn der ältere an sein gegebenes Wort erinnerte, antwortete er mit bitterem Spott: er sei nicht gesonnen, in den nächsten sieben Jahren den Gargano zu besuchen. Abälard verbeißt seinen Schmerz, flieht aber bei der nächsten Gelegenheit in das Schloß Santa Agatha, wo er Hülfe aus Griechenland erwartet. Robert belagert ihn hier von neuem, sieht sich aber endlich doch genötigt, den gefangenen Bruder freizulassen, um das Schloß wieder zu erhalten. Bald aber erscheint er furchtbarer als

jemals an der Spitze der aufrührerischen Barone, die Robert dem Volke als einen Tyrannen vorspiegeln. „Für seine Person nie besiegt, nur durch Roberts Ränke um den letzten Rest seines Erbteils betrogen, machte das Opfer, welches er der Bruderliebe gebracht hatte, ihn dem Volke nur noch teurer. Graue Krieger, die unter Humphreds Anführung für die Freiheit gekämpft hatten, verließen den ruhigen Herd, um die Rechte ihres gekränkten Lieblings zu verfechten. Auch die großmütigsten Handlungen des Herzogs wurden vergessen; die Barone, die bei früheren Empörungen seine Huld erfahren, viele, die seiner Freigebigkeit ihre Besitzungen zu danken hatten, selbst die von ihm mit Wohlthaten überhäuften Söhne seiner Brüder und Schwestern vereinigten sich mit den mächtigsten Städten zu seinem Verderben"; nur durch kluge Berechnung seiner Kräfte und der Kräfte seiner Gegner, durch genaue Kenntnis und Ausnutzung der Charaktere und Privatabsichten seiner Gegner bleibt Guiscard Sieger. Zum Unglück für die Gegner hat gerade Abälard, der beste ihrer Feldherrn, die schlechtesten Soldaten; dennoch hält er durch eine kluge Anordnung lange das Treffen im Gleichgewicht, als er von einer Lanze verwundet vom Pferde sinkt. Bei dem Gerücht von seinem Tode ergreift das Heer die Flucht, und ob er gleich nachher wieder zu Pferde erscheint, kann er doch die Weichenden erst unter den Mauern von Bari sammeln, das Abälards eigner Schwiegervater (er ist also schon verheiratet) nach kurzer Gegenwehr übergibt. Von da ab verschwindet er aus der Geschichte. Aber durch seinen Bruder Hermann wird Robert noch auf dem Weg nach Byzanz aufgehalten und nach Unteritalien zurückgeworfen: als Anführer der Rebellen in Cannae unterliegt er dem Mißgeschick seines Hauses und dem überlegenen Geist des Oheims . . . Man sieht, daß die Quelle einen Gegensatz zwischen den beiden Männern andeutet, wie der zwischen Cäsar und Marc Anton, Macbeth und Macduff, Götz und Weislingen, Hakon und dem Jarl. Beide haben die Kraft, aber nur Robert hat das Glück! Bei Kleist ist Abälard auch in dem Glück der echte Erbe Roberts.

Dieser streckt am Ende seiner Laufbahn seine Hand nach einer Kaiserkrone aus und die Eroberung des morgenländischen Kaisertums scheint ihm ein erhabeneres Ziel als die Krone Italiens. Die Gelegenheit ergibt sich ihm aus der Verlobung seiner Tochter Helena mit dem im Purpur geborenen Cäsar, Constantin Dukas. Nach Funck wirbt eine Gesandtschaft des Kaisers Michael Dukas, dessen Stolz sich durch eine nähere Verbindung mit dem ruhmreichen Herzog von Apulien nicht mehr herabzusetzen glaubt, für den Sohn um Roberts Tochter, die

mit dem üblichen Gepränge des Kaiserhofes abgeholt wird und bei ihrer Ankunft in Constantinopel den Namen Helena erhält. Nach der Memoirenschreiberin (1, 36 f. 38. 43) indessen ist Constantin, der ein Meisterstück der Natur von einer bezaubernden Schönheit genannt wird, mit Helena schon als zarter Knabe verlobt worden und er kann sie von Jugend an nicht leiden. In einer Militärrevolution stürzt Nikephorus Botoniates den Kaiser Michael Dukas und erklärt bei seiner Thronbesteigung die Verlobung für ungiltig, während bei Funck mit dem Sturz Michaels auch der Tochtermann des Herzogs vom Thron gestürzt wird. In beiden Quellen aber dient das Schicksal der Tochter Robert blos zum Vorwand für den längst vorbereiteten Krieg, ja bei Anna Komnena (1, 84) verlangt er von den Venetianern, welche Dyrrhachium belagern, ausdrücklich, als rechtmäßiger Kaiser nebst Michael (d. h. neben seinem falschen Michael, den er leicht wieder beseitigen konnte) anerkannt zu werden. In beiden Fällen leisten die Normannen nur ungern Heeresfolge. Bei Funck sind sie aus einem Volk von Abenteurern längst wohlhabende Gutsbesitzer geworden, die sich im Besitze des schönsten Landes in Italien gefallen und vergebens durch die Freigebigkeit und große Versprechungen aufgestachelt werden. Nur eine kleine Zahl von Jünglingen wird vom Geist der Eroberung ergriffen, die übrigen folgen halb gezwungen. Auch Anna Komnena (1, 41 f.) spricht von gewaltsamen Werbungen, die Knaben, Jünglinge und Greise in die schweren Rüstungen zwangen und im ganzen Lande Wehklagen, Seufzer und Thränen hervorriefen. Aber Robert wird dadurch nicht eingeschüchtert. In beiden Quellen (Memoiren 1, 42) läßt er seinen ersten Sohn Roger (von Gaita) in Apulien zurück, bei Funck als Nachfolger und als Regenten während des Feldzuges, bei Anna Komnena bloß als Statthalter. Bohemund dagegen, den Anna Komnena als jüngeren Sohn betrachtet und Robert in allen Stücken so ähnlich findet, daß man ihn für den leibhaften Vater halten mochte, wird auf Eroberungen geschickt und soll sich sein Erbteil im Feldzug erkämpfen. Es gelingt Robert, sein Heldengefühl jeder Brust mitzuteilen; eine Kette von Eroberungen folgt. Anna Komnena berichtet (1, 80 f.) aus dem Munde eines Augenzeugen von einer Zertrümmerung der Flotte durch einen Orkan; auf ihren Angaben (1, 85) beruht auch die Erzählung, wie bei der Belagerung von Durazzo (Dyrrhachium) der Hunger in Roberts Lager wütet und im Bunde mit dem ungewohnten Klima 10000 Mann aufreibt, unter denen sich 500 Grafen und Ritter befinden. Bei Funck thut es die aus der Hungersnot entstandene tötliche Seuche und die Zahl wird auf 500 Ritter und über 10000 Gemeine erhöht.

Nach seiner Erzählung bleibt Robert auch jetzt unerschüttert, das allgemeine Elend kränkt ihn, ohne ihn zu beugen. Er geht in den Gezelten umher, tröstet die Leidenden, sucht den Mut der Gesunden wieder aufzurichten und verteilt seinen sparsamen Vorrat an die Kranken. Aber die Venetianer vernichten Roberts Flotte, und Hunger und Krankheit wüten unter den Belagerern fort, so daß das Gerücht von der Annäherung des Kaisers Alexius Komnenes, der inzwischen den schwachen Botoniates entthront hat, den Mut der an Zahl und Kraft geschwächten Normannen völlig niederschlägt. Der Herzog verhehlt dem versammelten Kriegsrat keineswegs die Größe der drohenden Gefahr: „Wir müssen sterben oder siegen" ruft er ihnen zu, und um den Feigen jeden Gedanken der Flucht zu nehmen, rät er die Schiffe und das Lager zu verbrennen (vgl. dazu Memoiren 1, 88). Die „kalte Größe" dieser Rede thut ihre Wirkung und der Moment, wo Robert an der Spitze seiner Reiterei erscheint, entscheidet auch hier das Schicksal des Tages. Nach dem Sieg wird ein Hügel mit Verschanzungen umgeben und zu Roberts Hauptquartier gemacht; er hat noch lange den Namen Guiscardschloß (vgl. Kleists Guiscardzelt) geführt. Nach der Eroberung Durazzos hat Robert bis an die Mauern von Byzanz kein Hindernis mehr vor sich.

Aber durch unglückliche Nachrichten wird er nach Unteritalien zurückgerufen; das Heer bleibt unter Anführung des Helden Bohemund zurück, der nach Funck keiner Vorschrift bedurfte, bei Anna Komnena aber (1, 96) von Robert väterliche Ratschläge erhält. Bohemund schlägt den griechischen Kaiser zwei Mal, zuletzt erliegt er (nach Funck) mehr seinen Künsten als seinen Waffen: aus Mangel an Sold gehen die stets widerspenstigen normännischen Grafen mit ihren Vasallen zu den Griechen über, und nur durch seine persönliche Erscheinung im Kampfe gelingt es dem Sohn, die Burg Durazzo zu halten, bis ihm der Vater an der Spitze eines blühenden Heeres entgegenkommt, einer so furchtbaren Macht, wie er sie nie vorher besessen! Bohemund, Roger und Robert, seine drei ältesten Söhne, sind in diesem Feldzug seine Begleiter. Die Verfasserin der Memoiren (1, 42. 45. 80) dagegen läßt Roger den ersten Feldzug mitmachen („es ist merkwürdig, daß er seinen Sohn Roger nicht, wie er vorhin beschlossen hatte, in Apulien zurückließ, sondern aus einer mir unbekannten Ursache mit sich nahm") und erst später als Verweser der italienischen Staaten zurückbleiben; sie erwähnt aber (S. 121) noch den treulosen Sohn Gidas, welcher sich schon früher mit dem Kaiser Alexius in geheime Unterhandlungen eingelassen hatte, der ihm für den Verrat an dem Vater neben

anderen Geschenken und wichtigen Vorzügen die Hand einer Prinzessin aus der kaiserlichen Familie zugesagt hatte. Der einbrechende Winter gebietet Halt; Robert bereitet sich vor, mit kommendem Frühling bis an die Kaiserstadt vorzudringen. Da wird Bohemund von einem hitzigen Fieber ergriffen und an der kalabrischen Küste ausgesetzt, um in der heimatlichen Luft zu genesen. Ungern willigt Robert in diese Trennung von dem Sohne, und nur um dem Volke eine stets heitere Stirn zu zeigen, verbirgt er seine Betrübnis. „Unter den glücklichsten Vorbedeutungen, von dem frohen Zuruf der Landmacht begleitet, und mit Jubelgeschrei von dem Schiffsvolk empfangen, . . . bestieg er seine Galeere. Ein wolkenleerer Himmel spiegelte sich in der klaren Flut und beide verhießen die glücklichste Fahrt; Constantinopel war der Sammelplatz. Anders hatte es das Schicksal beschlossen. Mit fürchterlicher Schnelligkeit verbreitete sich auf den Schiffen ein ansteckendes Uebel. Die Hitze des Sommers vermehrte die Wut der tötlichen Seuche, und unter den Kranken befand sich jetzt auch der Herzog. Er wurde zu Antonia ans Land gebracht, aber das Mittel, welches das Leben des blühenden Bohemund rettete, blieb unwirksam bei dem sechzigjährigen Robert. Seine Gemahlin konnte kaum früh genug herbeieilen, um ihn in ihren Armen sterben zu sehen. Der 17. Julius des Jahres 1085 war sein Todestag. Mit ihm sanken alle seine hohen Entwürfe ins Grab und der Glanz des apulischen Staates erlosch. Das Heer, von panischem Schrecken ergriffen, verließ seine Eroberungen und stürzte sich auf die Schiffe. Mit einer solchen Eile drängten sie sich zur Rückkehr, daß viele mit ihren Pferden ins Meer sprangen und über der Begierde, sich zu retten, ertranken. . . . Ein fürchterlicher Sturm ergriff die Flotte, und nur ein kleiner Teil des mächtigen Heeres, das noch vor wenigen Tagen einem Kaisertum den Umsturz drohte, sah die Ufer der Heimat wieder. Auch die Galeere, welche Roberts Gemahlin überführte, versank in den Wellen. Gaita rettete sich auf einem Kahn, aber nur mit Mühe konnte man dem wütenden Element die leblosen Ueberreste des Helden entreißen."

So erzählt Funck die Katastrophe; bei der Anna Komnena (1, 124 f.) schickt er seinen Sohn mit einigen Schiffen nach Cephalonien und folgt ihnen selbst auf einer Galeere nach, weil der übrige Teil der Flotte nebst dem ganzen Heere bei Brutiz stand. Ehe er sich noch mit der übrigen Macht und mit seinem Sohn vereinigt hatte, überfällt ihn bei Ather, einem Vorgebirg von Cephalonien, ein heftiges hitziges Fieber. Um sich in der unerträglichen Hitze desselben einiges Labsal zu verschaffen, schickte er mehrere seiner Leute fort, frisches Wasser zu suchen. Unterweges treffen sie einen Eingebornen, der zu

ihnen sagt: „Seht, dies ist Ithaka; wo weyland eine große Stadt mit Namen Jerusalem stand. Durch sie floß eine Quelle, die beständig frisches trinkbares Wasser führte.“ Das war für Robert eine Schreckenspost. „Schon vor langer langer Zeit war ihm geweissagt worden, daß er bis Athen sich alles unterwürfig machen und dann in Jerusalem verscheiden würde. Er starb auch wirklich am sechsten Tage der Krankheit, ob am Fieber oder am Seitenweh kann ich nicht genau bestimmen. Als er schon in den letzten Zügen lag, traf seine Gemahlin Gaita bei ihm ein. Roberts Sohn (es ist nicht gesagt, welcher? offenbar Roger), der schon bei seines Vaters Lebzeiten zum Thronerben eingesetzt war, empfing die Nachricht vom Tode desselben mit der größten Bestürzung; doch, nachdem er sich wieder gefaßt hatte, kündigte er seinen Truppen unter vielen Thränen diesen schmerzlichen Vorfall an, empfing ihre Huldigung, und schiffte dann mit ihnen nach Apulien über. Unterwegs überfiel ihn, ob es gleich Sommer war, ein heftiger Sturm, der viele Schiffe zertrümmerte. Das Schiff, welches den Leichnam führte, ward noch mit genauer Not nach Venusium gerettet. Hier beerdigte man ihn im alten Kloster zur hl. Dreyfaltigkeit, wo auch schon seine Brüder begraben lagen. Robert starb also im 26. Jahr seiner herzoglichen Würde, und im 70. seines Alters.“ Bei Kleist ist er seit dreißig Jahren Herzog, und als der Greis ihm Schonung beim Besuch der Kranken empfiehlt, da antwortet er: „Kein Leichtsinn ists, wenn ich Berührung mit den Kranken scheue und kein Ohngefähr wenns ungestraft geschieht. Es hat damit sein eigenes Bewenden.“ Dieses „eigene Bewenden“ haben wir eben von der Anna Komnena erfahren: Robert baut wie Macbeth und wie Varus im Teutoburger Wald auf ein trügerisches Schicksalswort.

Funcks Erzählung schließt mit dem Tode Roberts. Die Memoirenschreiberin aber erzählt in den späteren Teilen auch von Roberts Sohn Bohemund, in dessen Schicksalen und Thaten sich viele Züge aus dem Leben des Vaters wiederholen. Sie schildert ihn als unübertrefflichen Meister in der Belagerungskunst, aber auch als hinterlistig, tückisch und verlogen, als geldgierig und als wankelmütig. Auch Bohemund ist bis an seinen Tod ein Feind des Kaisers Alexius, dem er den Eid der Treue geleistet aber gebrochen hat. Auch Bohemund will seinen Speer in Constantinopel aufpflanzen. Auch in seinem Thatenkranz bildet eine Belagerung von Dyrrhachium ein großes Blatt; auch er verbrennt die Schiffe, um zu siegen oder zu sterben; auch er hat mit der Hungersnot und der Ruhr zu kämpfen, bis ihn zuletzt der Kaiser wieder zum Lehensschwur nötigt, den wiederum zu brechen ihn offenbar nur der Tod verhindert. (Die Hauptstellen

1, 236. 247 ff. 258. 2, 17 f. 33.) Eine Stelle verdient besondere Beachtung (1, 284 f.): Als er in Laodicea belagert wird, läßt er sich für tot halten und als Leiche in einem Sarge, den der Modergeruch eines geschlachteten und verwesenden Huhnes erfüllt, aus der Burg nach Rom bringen. (Ein Bruder Guido 2, 33).

Es sei noch erwähnt, daß sich Funck der Pluralform Normannen bedient, während es in den Memoiren (1, 233) wie bei Kleist Normänner heißt.

Vergegenwärtigen wir uns nun die charakteristischen Uebereinstimmungen und Abweichungen des Fragmentes und der historischen Quellen in übersichtlicher Form.

Der Charakter des schlauen und majestätischen Herschers, aus dem unter Kleists Händen eine der mächtigsten Imperatorengestalten geworden ist, welche die Weltliteratur kennt, war in den Quellen gegeben. Wie dort wird sein äußeres durch den Knaben (V. 401 ff.) geschildert, ganz nach Lessingischen Grundsätzen: als der Held sich waffnet. Seine kräftige Stimme (441) wird betont. Er ist der Bräutigam der Siegesgöttin und der Abgott des Volkes: wie man alles gewohnt ist auf ihn zu beziehen, das spricht sich gut in Wörtern wie Guiscardswort, Guiscardszelt, Guiscardstochter aus. Er ist der Schlaue, der seine Krankheit verhehlt, wie er in der Geschichte immer heiter vor dem Volke erscheinen will. Er hat drei Nächte auf dem offenen Seuchenherd zugebracht, um dem Verderben entgegen zu kämpfen; wie Guiscard in der Geschichte die Kranken besucht. Er beruft sich in Betreff seiner eigenen Gesundheit geheimnisvoll auf ein „eigenes Bewenden“, wie er bei Anna Komnena auf ein Prophetenwort vertraut; aus dem Vergleich mit der Quelle ergibt sich, daß er nicht bloß andere an seine Zuversicht glauben machen will, sondern selber die Gewißheit hat, nicht vor der Einnahme von Byzanz zu sterben: „Im Lager hier kriegt ihr mich nicht ins Grab, in Stambul halt' ich still, und eher nicht!“ Da nun Kleists Held schon bis vor Constantinopel gedrungen ist, während er bei der Anna Komnena noch auf der Fahrt dahin stirbt, muß Kleist auch den trügerischen Namen Jerusalem durch einen andern ersetzt haben; es hat den Anschein, als ob in den eben citirten Versen Stambul nicht ohne Grund anstatt des sonst gebrauchten Constantinopel oder Byzanz gesetzt wurde, daß also ein Wortspiel mit Stambul den Helden täuschen sollte, wie Varus in der Hermannsschlacht durch die Namen Iphikon—Pfiffikon genärrt wird.

Im Gegensatz zu den Geschichtsquellen, die von den rebellischen Baronen der Normannen so viel zu erzählen wissen, kennt Kleist nur

die Krieger und das Volk; das Volk ist „jeden Alters und Geschlechts“,[1] er läßt also nicht bloß Knaben, zarte Jünglinge und Greise (die auch von der Anna Komnena gelegentlich der gewaltsamen Werbungen erwähnt werden), sondern auch die Weiber den Feldzug mitmachen. Der Greis (dem er die Latinisierung des Namens gibt, den in der Geschichte Abälards Bruder führt) ist in seiner stolzen Hoheit ein Abbild des ganzen Volkes, das in der Geschichte damals nichts Kühnes mehr hat und also von Kleist idealisiert ist. Wie in der Geschichte mit dem Tode Guiscards das Heer und das Reich dahin ist, so weiß das Volk bei H. von Kleist im Voraus, daß es ohne Guiscard rettungslos verloren ist: der bloße Gedanke, daß Guiscard von der Krankheit ergriffen sein könnte, macht selbst die Krieger erblassen, die ihm Unsterblichkeit wünschen möchten. Wenigstens die Sorge für die Kranken soll er künftig anderen überlassen! Wie aber die Normannen in der Geschichte den Feldzug nur ungern mitmachen, so fleht das Volk durch den Mund des Greises, Guiscard möge sie in Italiens Himmelslüfte zurückführen . . . Es versteht sich, daß Guiscard wie in der Geschichte unerschüttert bleibt; daß ihn „das allgemeine Elend kränkt, ohne ihn zu beugen,“ und gewiß hätte er auch bei Kleist auf die letzte Rede mit dem Befehl geantwortet, die Schiffe und Zelte hinter ihm abzubrennen.

Helena ist bei Kleist nicht bloß wie bei Funck (im Gegensatz zu den Memoiren) griechische Kaiserin, sondern sie hat auch Kinder, in deren Namen sie den Thron wieder erwerben will (V. 110 und die zweite Anmerkung), von dem sie Alexius vertrieben hat. Robert wird um der Beschleunigung der Eroberung willen genötigt, sich mit den Verrätern in Konstantinopel ins Einvernehmen zu setzen: auch in der Geschichte hat er zwei Festungen auf gleiche Weise erobert. Aber die Verräter verlangen, daß nicht Helena, sondern Er selbst die Kaiserkrone sich aufsetze. Daß der geschichtliche Robert, der die Rechte seiner Verwandten wenig zu berücksichtigen pflegte, sich selber die Kaiserkrone aufsetzen wollte, erzählen beide Quellen. Bei Kleist aber hat er mit würdiger Hartnäckigkeit dem Verlangen der Verräter bisher widerstanden und erst die Furcht des nahen Todes bricht seinen Widerstand. Daran, daß Abälards Erzählung unwahr sei, ist nicht zu denken. Das Verhältnis zwischen Vater und Tochter ist das innigste. Helena, deren Wohlwollen auch der Greis rühmt, redet von

[1]) Das Volk als Collektivum kommt in Klingers Neuem Theater 1790 öfter vor: im Aristodemus redet das Volk neben einem Greis, einer Matrone, einem Priester; im Damokles reden verschiedene, viele, alle zusammen und das Volk hält am Ende sogar eine lange Schlußrede. Nach Kleist redet das Volk in Immermanns Hofer.

Guiskard nur als von dem besten, von dem alten trefflichen Vater; und Guiskards halblaut dankendes „Mein liebes Kind“ schließt jede Mißdeutung aus. Eine Schädigung des Rechtes der Tochter scheint den Absichten des Dichters durchaus fern zu liegen; und auch, daß Robert die Tochter, entgegen den geschichtlichen Nachrichten, dem Abälard zur Frau gegeben hat, werden wir nicht bloß als eine äußere Abfindung, sondern als eine innere Entschädigung aufzufassen haben: er gibt ihm das Teuerste, was er hat. So erscheint Roberts Verhältnis zu seiner Familie bei Kleist in ganz anderem Lichte, als in der Geschichte, wo er auch mit der Verheiratung der Tochter bloß politische Absichten verfolgt. Auch der Charakter der Herzogin, die aus einer kühnen und tapferen eine ängstlich besorgte Frau wird, deutet nach dieser Richtung. Sie fällt bei der bloßen Schilderung der Pest um, während der pestkranke willensstarke Gatte sich aufrecht hält.

Klar ist freilich, daß wir in Robert und in Abälard Gegensätze vor uns haben; aber über das Verhalten des Helden zu ihnen sind die Vermutungen schon gewagt. Robert kommt in den Memoiren nur dem Namen nach vor; er ist dort der dritte Sohn, also nicht Thronerbe. Aber auch bei Kleist scheint er das nicht zu sein; denn wenn er, wie der geschichtliche Roger, zum Nachfolger bestimmt wäre, könnte Abälard unmöglich zu ihm sagen: „Meinst Du, es könne Dir die Normannskrone nicht fehlen, daß Du Dich so trotzig zeigst? Durch Liebe, hör' es, mußt Du sie erwerben, das Recht gibt sie Dir nicht, die Liebe kann's!“ Robert ist in allem das Gegenstück zu seinem Vater. Er ist ein Polterer, der überall seinen Zweck verfehlt. Der Greis rät ihm von seinem Vater zu lernen, wie man mit dem Krieger spricht. Es fehlt ihm an der Schlauheit des Vaters; er ist ungeschickt genug, das Urteil des Volkes aufzurufen, ob es ihm, dem Prinzen, folgen wolle oder Abälard, gerade als er sich auch das Volk, das ihn ohnedies nicht liebt, durch sein rasches Losfahren noch mehr entfremdet hat; und er nimmt dann in schlecht verhehlter Verlegenheit seinen Befehl selbst zurück, wodurch er das Geheimnis nur noch mehr verrät. Der Sturm auf Byzanz reizt ihn zwar; es fehlt ihm nicht an Mut, aber an Besonnenheit. Darum sagt Abälard, an ähnliche Kunstgriffe des alten Robert erinnernd, von denen wir schon mehr erfahren haben: „Doch eh' wird Guiscards Stiefel rücken vor Byzanz, eh' wird an ihre eh'rnen Thore sein Handschuh klopfen, eh' die stolze Zinne vor seinem blassen Hemde sich verneigen, als dieser Sohn, wenn Guiscard fehlt, die Krone Alexius, dem Rebellen dort, entreißen!“

Anders Abälard, der bei Kleist nicht der Sohn eines Humphred, sondern eines erdichteten Otto ist und sich, entgegen der Geschichte,

im Besitze des Rechtes auf die Krone fühlt, die ihm durch Robert vorenthalten ist. Darum erkennt er auch in den oben citierten Versen Roberts Recht auf die Krone nicht an und verrät gelegentlich sehr deutlich („wär' mein das Volk" —), daß er sich in Gedanken selbst Hoffnungen auf sie macht. Er ist der ächte Nachkomme Guiscards. Robert kann das Volk nicht genug demütigen, Abälard wünscht es keck und groß. „Denn seine Freiheit ist des Normanns Weib . . . Das weiß der Guiscard wohl und mag es gern, wenn ihm der Krieger in den Mähnen spielt"; sagt er, wie die Anna Komnena Roberts Freiheitsliebe ohne Grenzen nennt: „nichts verabscheute er mehr als Unterwürfigkeit". Er besitzt auch die Schlauheit Guiscards und weiß wie dieser mit dem Volke geschmeidig zu reden. In Gestalt, in Rede und Art erinnert er den Greis an den jungen Guiscard, während in der Geschichte Bohemund das verjüngte Abbild des Vaters ist. Er besitzt die Gunst des Oheims und die Liebe des Volkes. Und in den Worten des Greises, daß Robert einst in der Todesstunde jauchzen würde, wenn ihm ein Sohn wie Abälard geboren worden wäre, liegt doch wohl angedeutet, daß Guiscard weiß und fühlt, wie wenig der Sohn ihm ebenbürtig ist, den er auch bei seinem späteren Auftreten gar nicht beachtet. Darnach scheint es mir unmöglich, in Abälard den Intriguanten zu sehen: das Wort Intriguant scheint mir bei Kleist überhaupt übel angebracht zu sein. Robert kann ihn wohl als Verräter und Heuchler bezeichnen, wie ja auch der alte Robert in der Geschichte oft im ungünstigsten Lichte erscheint, besonders vom Standpunkt seiner Gegner aus besehen. Seine objektive Stellung im Drama aber scheint die eines ebenbürtigen Gegenspielers des Helden zu sein, der ihn auch sogleich bei seinem Auftreten scharf ins Auge faßt und an seine Seite kommandiert, um ihn von einer weiteren Beeinflussung des Volkes fern zu halten. Das Motiv aber, warum Abälard gerade jetzt die Krankheit Roberts bekannt gemacht sehen will, ist unschwer zu erkennen. Gilt Robert vor dem Fall von Byzanz als totkrank, dann ist Abälard der einzige, der die Normannen entweder vorwärts nach Byzanz oder rückwärts in die Heimat führen kann. In dem Kampf des totkranken Helden mit seinem gesunden und lebenskräftigen Neffen vermute ich den Angelpunkt des Stückes: Robert Guiscard und Abälard wären wie in der Geschichte die Hauptgegner gewesen. Sicher wären auch die Mittel, die Robert angewandt hat, um Abälard der Krone zu berauben, aus dem Dunkel der Vergangenheit wieder ans Licht getreten. Der Wunsch des Greises, daß die Gunst des Oheims Abälard immer wie bis heute bestrahlen möge, wäre nicht in Erfüllung gegangen, nachdem Abälard die Krankheit Roberts dem Volke laut verkündet hat. Abälard hätte seiner Stellung in der Handlung nach dem historischen Abälard,

im Charakter aber Bohemund entsprochen. Robert wäre mehr zurückgetreten. Das Alles unter der Voraussetzung, daß wirklich Robert Guiscard der Held des Stückes war und sein Tod nach dem von Wieland bezeugten Titel („Robert Guiscards Tod“) die Katastrophe bilden sollte. Er wäre in Stambul, aber nicht in dem rechten, sondern in einem trügerischen, gestorben.

Weiter zu gehen, ist mir vorläufig unmöglich; vielleicht gelingt es einem Andern, mit Benutzung der oben zurechtgelegten historischen Thatsachen weiter vorzudringen. Nur eine Bemerkung über das Scheitern des Unternehmens sei mir erlaubt. Kleists Robert Guiscard ist das Produkt eines an Wahnsinn grenzenden Durstes nach Ruhm und Ehre. Hätte das Ganze dem Fragment entsprochen, so wäre eines der größten Kunstwerke aller Zeiten zu Grunde gegangen. Bei den Schwierigkeiten des Stoffes dürfen wir aber billig bezweifeln, daß Kleist so unzurechnungsfähig in seinem Urteil war. Ehrgeiz und Ruhmsucht sind wertvolle Reizmittel für den Dichter, um sich an großen Aufgaben und kühnen Problemen zu versuchen. Aber allein aus dem Streben, es anders und besser zu machen, als andere, anderen den Kranz abzureißen, ist noch keine große Dichtung entstanden. Wir haben im Gegenteil massenhafte Beispiele, das stärkste wohl an Grillparzers Hero, daß große Dichter von ihren besten Werken während der Arbeit sehr gering dachten. Auch Kleist hatte sich früher dahin geäußert, er begreife nicht, wie ein Dichter das Kind seiner Liebe einem so rohen Haufen, wie die Menschen sind, übergeben könne! Ohne diesen Paroxismus der Ruhmsucht machte Kleist bald darauf in Königsberg wieder schüchterne Versuche in der Dichtung. Seine Vorstellung von seiner Fähigkeit, sagt er, sei jetzt nur mehr der Schatten von seiner ehemaligen in Dresden. Er unterscheidet zwischen dem dichterischen Drang und der Leistung: er findet nur mehr schön, was er sich vorstellt, nicht was er leistet. Er dichtet blos mehr, weil er es nicht lassen kann. Gerade das waren die echten Stunden der dichterischen Weihe, in denen er den Kuß der Muse empfing. Gerade jetzt geht er der Periode seiner großen Dichtungen entgegen, die er nicht mehr wie die Schroffensteiner und den Guiscard vor der Vollendung mit eigener Hand zerstörte.[1])

---

[1]) Seitdem diese Untersuchung zu Papier gebracht wurde, sind zwei auf die Stoffgeschichte der Kleistischen Dramen bezügliche Werke erschienen: 1. Krause's Die Amazonensage, kritisch untersucht und gedeutet, Berlin, Wilhelmi 1894, die sich mit Niejahrs Untersuchungen berührt; 2. von Heinemanns „Geschichte der Normannen in Unteritalien und Sicilien bis zum Aussterben des normannischen Königshauses“, erster Band, Leipzig, Pfeffer 1894 (111 ff. und 363 ff.); wo

2. Die Ironie bei Heinrich von Kleist.

Heinrich von Kleist ist der größte Meister in der analytischen Form, die er im Drama wie in der Erzählung bevorzugt. Nicht linkisch handhabt er sie wie die Schicksalstragöden, die immer etwas zu vertuschen oder zu verstecken haben, damit die Wahrheit nicht zu früh aufkomme. Er ist auch abwechslungsreicher als Ibsen, bei dem doch immer, wie in der alten Schicksalstragödie, durch den Eintritt einer fremden Person in einen abgeschlossenen Kreis die Enthüllung zu Stande kommt. Kleist dagegen bedient sich der analytischen Methode mit einer Kühnheit und Sicherheit, die an Verwegenheit grenzt. Fast in jedem Stück darf er sich die kühne Ironie erlauben, daß die handelnden Personen das als ganz unmöglich voraussehen, was zuletzt auf ganz natürlichem Wege wirklich geschieht. In den Schroffensteinern beruht die Handlung der ersten Akte keineswegs auf Zufällen und Mißverständnissen, sondern auf dem Mißtrauen und auf dem ersten Verdacht, der sich später als grundlos herausstellt („Wenn ihr euch totschlagt, ist es ein Versehen" höhnt die Hexe Ursula die feindlichen Alten aus und der wahnsinnige Johann greift das Wort auf, wie auch Penthesilea ausruft: „So war es ein Versehen. Küsse, Bisse — das reimt sich, und wer recht von Herzen liebt, kann schon das eine für das andere greifen.") Schon hier, wo nur grundloser Argwohn und grundloses Mißtrauen ein Netz von Mißverständnissen und Zufällen gestrickt haben, das die handelnden Personen unentwirrbar zu umfangen droht, lüftet Kleist (2. Aufzug, 3. Scene) ironisch einmal dieses Netz. Sylvester kommt immer wieder darauf zurück, daß sein Verdacht nicht mehr Grund habe als der Ruperts und immer wieder stockt das Gespräch an dem Punkte, wo der Weg zur Wahrheit führt. Noch deutlicher sagt Walther im Zerbrochenen Krug (Zolling 2, 48) ahnungslos voraus, was sich erfüllt: „Wenn Ihr selbst den Krug zerschlagen hättet, könntet Ihr von Euch ab den Verdacht nicht eifriger hinwälzen auf den jungen Mann, als jetzt". Ebenso Kunigunde im Käthchen von Heilbronn (3, 86): „Bei Gott und wenn's des Kaisers Tochter wäre!" Varus im Teutoburger Wald (3, 240 ff.): „Kommt her und sprecht: Marbod und Hermann verständen heimlich sich in dieser Fehde, und so wie der im Antlitz mir, so stünde der mir schon im Rücken, mich hier mit Dolchen in den Staub zu werfen: beim Styx, ich glaubt' es noch; ich habs schon vor drei Tagen, als ich den Lippstrom überschifft, geahnt!" Am kühnsten in der Marquise

die Memoiren der Komnena benutzt sind, aber für Kleist nicht mehr abfällt, als ein genaues Verzeichnis der älteren Quellen, die vielleicht eine Untersuchung lohnen würden.

von O., die ja auch nach der analytischen Methode behandelt ist: „Wenn mir eine Frau sagte, daß sie ein Gefühl hätte eben so wie ich jetzt, da ich die Tasse ergriff, so würde ich bei mir denken, daß sie in gesegneten Umständen wäre. Frau von G . . . sagte, sie verstände sie nicht. Die Marquise erklärte sich noch einmal, daß sie eben jetzt eine Sensation gehabt hätte, wie damals, als sie mit ihrer zweiten Tochter schwanger war. Frau von G . . . sagte, sie würde vielleicht den Phantasus gebären und lachte. Morpheus wenigstens, versetzte die Marquise, oder einer der Träume aus seinem Gefolge, würde sein Vater sein; und scherzte gleichfalls." (Von den Kindern der Marquise, die Kleist für seine Novelle nicht brauchen konnte, ist nebenbei gesagt nicht mehr die Rede: ein deutliches Beispiel, wie frei sich auch ein realistischer Dichter in Nebenzügen bewegt.) So zahlreiche Belege geben uns das Recht, auch im Fragment des Robert Guiscard Beziehungen auf Zukünftiges anzunehmen.

3. Lieblingsmotive des Dichters.

Man hat beobachtet, wie sich bei Kleist gewisse Bilder, Redewendungen und nebensächliche Motive wiederholen; ich erinnere an das Bild von der Perserbraut, das aus dem Kätchen in den Prinzen von Homburg gewandert ist, an den Schwur beim Dey von Tunis, an das auch bei Schiller beliebte Bild vom Wetterstrahl, dem Kätchens Graf seinen Namen verdankt, u. s. w. Im Kätchen schickt Kunigunde die Heldin in ein brennendes Haus, das gleich darauf zusammenbricht; ähnlich im Erdbeben von Chili (Zolling 4, 5): „Josepha stürzte sich unerschrocken durch den Dampf, der ihr entgegenqualmte, in das von allen Seiten schon zusammenfallende Gebäude, und gleich als ob alle Engel des Himmels sie umschwärmten" — im Kätchen ist das später sichtbar dargestellt — „trat sie mit dem Säugling unbeschädigt wieder aus dem Portal hervor. Sie wollte der Aebtissin, welche die Hände über ihr Haupt zusammenschlug, eben in die Arme sinken, als diese, mit fast allen ihren Klosterfrauen, von einem herabfallenden Giebel des Hauses auf eine schmähliche Art erschlagen ward." Ebenso im Kohlhaas (4, 85 f.): „Kohlhaas, der in eben diesem Augenblick in einem kleinen mit Stroh bedeckten Schuppen seine beiden Rappen erblickte, fragte den Knecht: warum er die Rappen nicht rette? und da dieser, indem er den Schlüssel in die Stallthür steckte, antwortete: der Schuppen stehe ja schon in Flammen; so warf Kohlhaas den Schlüssel, nachdem er ihn mit Heftigkeit aus der Stallthüre gerissen, über die Mauer, trieb den Knecht mit hageldichten flachen Hieben der Klinge in den brennenden Schuppen hinein, und zwang ihn unter entsetzlichem Gelächter der Umstehenden die Rappen zu retten. Gleich-

wohl als der Knecht schreckensblaß, wenige Momente, bevor der Schuppen hinter ihm zusammenstürzte, mit den Pferden, die er an der Hand hielt, daraus hervortrat, fand er den Kohlhaas nicht mehr." Aehnlich und zugleich mit Reminiscenzen an die Heldenthat des Tempelherrn im Nathan wird im Findling von Elviren (4, 208) erzählt: „Ihr Vater, ein bemittelter Tuchfärber in Genua, bewohnte ein Haus, das, wie es sein Handwerk erforderte, mit der hinteren Seite hart an den mit Quadersteinen eingefaßten Rand des Meeres stieß; große am Giebel eingefugte Balken, an welchen die gefärbten Tücher aufgehängt wurden, liefen mehrere Ellen weit über die See hinaus. Einst in einer unglücklichen Nacht, als Feuer das Haus ergriff, und gleich, als ob es von Pech und Schwefel erbaut wäre, zu gleicher Zeit in allen Gemächern, aus welchen es zusammengesetzt war, emporknitterte, flüchtete sich, überall von Flammen geschreckt, die dreizehnjährige Elvire von Treppe zu Treppe, und befand sich, sie wußte selbst nicht wie, auf einem dieser Balken. Das arme Kind wußte, zwischen Himmel und Erde schwebend, gar nicht, wie es sich retten sollte; hinter ihr der brennende Giebel, dessen Glut vom Winde gepeitscht, schon den Balken angefressen hatte, und unter ihr die weite, öde, entsetzliche See. Schon wollte sie sich allen Heiligen empfehlen, und unter zwei Uebeln des kleinere wählend in die Fluten hinabspringen, als plötzlich ein junger Genueser vom Geschlecht der Patrizier am Eingang erschien, seinen Mantel über den Balken warf, sie umfaßte, und sich mit ebensoviel Mut als Gewandtheit an einem der feuchten Tüchern, die an dem Balken herniederhingen, in die See mit ihr herabließ. Hier griffen Gondeln, die auf dem Hafen schwammen, sie auf und brachten sie unter vielem Jauchzen des Volks ans Ufer; doch es fand sich, daß der junge Held schon beim Durchgang durch das Haus durch einen vom Gesims desselben herabfallenden Stein eine schwere Wunde am Kopf empfangen hatte, die ihn auch bald, seiner Sinne nicht mächtig, am Boden niederstreckte."

Es ist nicht ohne Beziehung auf das gleiche Motiv in der Schillerischen Ballade, wenn im Prinzen von Homburg der Sieg des jungen Helden zweimal als Verfolgung des Drachen bezeichnet wird. Natalie (Zolling 3, 348): „Die Schranke jugendlich durchbrochen, trat er dem Lindwurm männlich nicht aufs Haupt?" und (a. a. O. 371) Kottwitz: „Der Drache ward, der Dir die Marken trotzig verwüstete, mit blutgem Hirn verjagt." Aber auch im Kohlhaas (4, 90) zieht der Landvogt aus, um den Drachen (Kohlhaas), der das Land verwüstete, zu fangen. Bei dem Prinzen von Homburg liegen übrigens die Reminiscenzen an Egmont deutlicher vor, als die an Max Piccolomini: auch Egmont ist ja ein dämonischer Nachtwandler; er glaubt so wenig,

daß es mit seiner Hinrichtung ernst sei, als der Prinz von Homburg; er preist das süße Leben, die schöne freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens, wie der Prinz von Homburg nur leben will und nicht fragt, ob es unehrlich sei; er empfindet leise Todesfurcht und tröstet sich mit dem Gedanken an die Schlacht, wie Natalie dem Prinzen vorstellt, daß das Grab ihm nicht finsterer sein könne, als es sich ihm tausendmal in der Schlacht gezeigt habe; endlich ist auch die Schilderung des Grabes (durch Brackenburg) mit der des Prinzen zu vergleichen.

Auch die Scene zwischen Kohlhaas und Luther (Zolling 4, 100), wo der Roßhändler sich weigert, das Sakrament zu nehmen, weil er seinem Todfeind verzeihen müßte, hat ihr Seitenstück in dem Findling (4, 220 f.), wo Piachi hartnäckig die Absolution verweigert, weil er seinen Gegner in der Hölle wiederzufinden und seine Rache, die er auf Erden nur unvollständig befriedigen konnte, wieder aufzunehmen hofft. In dem Katechismus der Deutschen (4, 326) kommt der welcher liebt in den Himmel, der welcher haßt in die Hölle, der aber welcher weder liebt noch haßt in die siebente, tiefste und unterste Hölle. Auch anderswo meine ich diesen Gedanken bei Kleist gelesen zu haben, kann die Stelle aber auch bei fleißigem Suchen nicht wieder finden.

4. Zum Stil der Kleistischen Erzählungen.

Bei einer neuerlichen Lektüre der Kleistischen Erzählungen habe ich mein Augenmerk besonders auf jene Stellen gerichtet, wo die Person des Dichters und des Erzählers in dem Wortlaut des Textes hinter den erzählten Handlungen hervortritt. Diese Stellen sind, schon ihrer Seltenheit wegen, interessant genug, um einmal verzeichnet zu werden. Es darf freilich nicht übersehen werden, daß sich die Person des Erzählers nicht bloß im Stil, sondern auch in dem verrät, was zwischen den Zeilen liegt: z. B. in den Urteilen über Personen und Handlungen, in dem Gesichtspunkte, von dem aus der Dichter die Vorgänge betrachtet u. s. w.

In dem Erdbeben von Chili stellt sich der Dichter nach einer knappen Angabe von Ort und Zeit sofort auf die Seite des männlichen Helden, von dessen Standpunkt aus er die Ereignisse betrachtet. Die Geschichte der Geliebten wird erst dann erzählt, als die Liebenden durch die wunderbare Fügung des Himmels vereinigt sich in die Arme sinken. Der Dichter erzählt zwar (von 4, 5, Zeile 13 ff. ab, bei Zolling) im eigenen Namen, aber man fühlt sogleich, daß er nur berichtet, was Josepha dem Geliebten mitgeteilt hat; und nachträglich findet dieses Gefühl auch seine Bestätigung (4, 6, 25 ff.): „Dies alles erzählte sie jetzt voll Rührung dem Jeronimo und reichte ihm,

da sie vollendet hatte, den Knaben zum Küssen dar." Ebenso wird auch das Erdbeben von Chili erst in seinen Einzelheiten geschildert, als die beteiligten Personen wieder zur Besinnung gekommen sind und sich ihre Erlebnisse selber mitteilen können (4, 8, 26 ff.): „man erzählte, wie . . .; wie . . .; wie . . . ." Man sieht, wie deutlich Kleist der Erzählung in direkter Rede aus dem Wege geht und wie genau er, trotz dem Bestreben uns die Gegenstände möglichst unmittelbar vor die Augen zu stellen, die epische Form beobachtet.

Auch in der Marquise von O . . . . wird die Handlung zunächst vom Standpunkt der Marquise und ihrer Familie erzählt: die entscheidende Situation wird mit einem Gedankenstrich übersprungen, weil die Marquise das Bewußtsein verloren hat, und nur die Befehle des Grafen nach seiner schändlichen That, von denen sie durch ihre Frauen erfahren hat, werden mitgeteilt. In der Folge liegt es noch mehr im Interesse des Dichters, den Standpunkt der Familie einzuhalten, weil sonst das Geheimnis des Grafen hätte sofort verraten werden müssen. Diesen Standpunkt hält der Dichter so streng fest, daß er, wie so gern in seinen Dramen, eine falsche Nachricht vom Tode des Grafen eintreffen läßt. Unter den Worten: „Julietta! diese Kugel rächt Dich!" soll der Graf gefallen sein. Hier lüftet der Dichter, vorbereitend, ein wenig den Schleier: die Marquise macht sich Vorwürfe, daß sie den Grafen bei seiner, vielleicht aus Bescheidenheit, wie sie meinte, herrührenden Weigerung, im Schlosse zu erscheinen, nicht selbst aufgesucht habe (4, 21, 23); und um die Unwahrscheinlichkeit zu umgehen, daß die Marquise an dem Namen Julietta (dem ihrigen, den aber der Leser noch nicht erfahren hat) keinen Anstoß genommen habe, läßt er sie die Unglückliche (mit dem Zusatz:) ihre Namensschwester, an die er noch im Tode gedacht habe, bedauern. Daß der Graf nicht gestorben ist, erfährt der Leser erst mit der Familie aus dem eigenen Munde des Grafen selbst, dessen dringliche Werbung um die Hand der Marquise uns allerdings verdächtiger erscheint als der Familie der Marquise und namentlich als der Marquise selbst, die bei einer genauen Erforschung ihres Gedächtnisses, wann der befürchtete Fall eingetreten sein könnte, und bei der Erinnerung an den Ausruf des Grafen (Julietta!) in Verbindung mit seiner ungestümen Werbung doch kaum im Zweifel bleiben könnte. Vom Standpunkt der Familie heißt es dann wieder, als die Werbung des Grafen nicht sogleich angenommen wird, „man sah ihn bei diesen Worten sich entfärben", und er bleibt für den ganzen weiteren Rest des Tages im Hause unsichtbar d. h. er verschwindet auch für den Leser. Die Erzählung wird von da ab immer vom Standpunkt der Familie fortgeführt, bis sich die Marquise von ihren Eltern trennt: jetzt werden

parallele Vorgänge, gleichzeitige Ereignisse nach einander erzählt und der Schauplatz wechselt mit den handelnden Personen. Aber auch hier ist mit den handelnden Personen der Standpunkt des Erzählers gegeben: daß die Marquise einen ihr nachgeschickten zweiten Brief bei Seite gelegt hatte, wird uns deutlich durch den Zusatz motiviert (4, 45, 9): „wie man nachher durch den Boten erfuhr." Noch in der letzten Scene vermutet die Marquise in dem Grafen keineswegs den erwarteten Vater ihres Kindes; aber die Mutter „flüstert ihr etwas in das Ohr" (4, 55, 15); was? wird nicht gesagt, aber der Leser errät es.

Noch weniger tritt die Person im Michael Kohlhaas in den Vordergrund, wenigstens in der ersten Hälfte. Immer sieht Kleist hier die Handlung mit den Augen der jeweilig auf der Scene befindlichen Personen. Erst in der zweiten Hälfte, wo Kohlhaas seine Kinder in das Verhör mitzunehmen im Begriffe steht, heißt es, daß ihn dazu Gedanken mancherlei Art bestimmt hätten, „die zu entwickeln zu weitläuftig sind" (4, 119, 30 f.); und bald darauf (4, 121, 33 f.), als Kohlhaas im Begriffe steht, eines Geschäftes wegen aus Dresden in die Heimat zu reisen, wird gesagt, daß an diesem Entschluß „wie wir nicht zweifeln", weniger das besagte Geschäft, als die Absicht seine Lage zu prüfen, Anteil hatte, „zu welchem vielleicht auch noch Gründe anderer Art mitwirkten, die wir jedem, der in seiner Brust Bescheid weiß, zu erraten überlassen wollen." Ebenso heißt es später, daß die Krone Polens mit dem Hause Sachsen, um welchen Gegenstand willen wissen wir nicht (4, 130, 10 f.), im Streit lag. Auch Urteile über den Wert oder Unwert einer Handlung oder eines Berichtes finden sich hier öfter: so wird die Handlung des Knechtes (4, 128, 5) im vorübergehen als eine „List schlechter Art" bezeichnet und 4, 48, 17 trägt Kleist einen Lieblingsgedanken vor: „wie denn die Wahrscheinlichkeit nicht immer auf Seiten der Wahrheit ist, so traf es sich, daß hier etwas geschehen war, das wir zwar berichten, die Freiheit aber, daran zu zweifeln, demjenigen, dem es wohlgefällt, zugestehen müssen; ein Gedanke, den Kleist in den Abendblättern mit denselben Worten wiederholt (4, 378, 12 f.): „und doch ist die Wahrscheinlichkeit, wie die Erfahrung lehrt, nicht immer auf Seiten der Wahrheit." Ebenso wird es dahingestellt gelassen, wohin sich der Kurfürst von Sachsen nach der Bestätigung des Todesurteils gewendet habe (4, 151, 26 ff.): „Wohin er eigentlich ging, und ob er sich nach Dessau wandte (wie er vorgab), lassen wir dahingestellt sein, indem die Chroniken, aus deren Vergleichung wir Be-

richt erstatten, an dieser Stelle auf befremdende Weise einander widersprechen und aufheben. In den letzten Tagen kommt dann ein Abgesandter Luthers zu Kohlhaas „mit einem eigenhändigen, ohne Zweifel sehr merkwürdigen Brief, der aber verloren gegangen ist (4, 152, 14 f.); und die weiteren Schicksale des an Leib und Seele zerrissenen Kurfürsten von Sachsen muß der Leser „in der Geschichte nachlesen". Man sieht, daß allerdings diesem zweiten Teil die Bestimmtheit des ersten fehlt; wir werden ihn deshalb aber doch nicht als „Vortragsmonolog" betrachten, sondern in diesen subjektiven Zusätzen einfach stilistische Wendungen sehen, die jedem Erzähler erlaubt sind und auch bei Turgenjew und den neuesten Erzählern vorkommen, die ihre Helden nachlässig und geringschätzig „irgend" eine Kleinigkeit erzählen oder vergessen lassen, gerade zu dem Zweck um dadurch die Glaubwürdigkeit ihrer bestimmten Angaben zu erhöhen.

In den späteren Erzählungen kommen ähnliche Berufungen, aber seltener, vor. In der Verlobung von St. Domingo werden die historischen Voraussetzungen, der Kampf zwischen den Schwarzen und den Weißen, mit den Worten eingeleitet: „nun weiß jedermann, daß im Jahre 1803, als der General Dessalines . . . ." (4, 157, 9). Dieselbe Berufung auf die Kenntnis des Lesers in der Heiligen Cäcilia (4, 194, 12 ff.): „In den Nonnenklöstern führen, auf das Spiel jeder Art der Instrumente geübt, die Nonnen, wie bekannt, ihre Musiken selber auf; oft mit einer Präzision, einem Verstand und einer Empfindung, die man in männlichen Orchestern (vielleicht wegen der weiblichen Geschlechtsart dieser geheimnisvollen Kunst) vermißt"; und im Zweikampf (4, 227, 13): „Nun muß man wissen, daß Frau Wittib Hildegarde die unbescholtenste und makelloseste Frau des Landes war." Auch hier handelt es sich bloß um eine stilistische Wendung, und es ist ganz dasselbe, wenn Kleist etwa zur Erklärung eines später zu erzählenden Vorganges das Faktum vorausschickt, ohne auf den Leser Rücksicht zu nehmen: „In dem Kirchenstaat herrscht ein Gesetz, nach welchem kein Verbrecher zum Tode geführt werden kann, bevor er die Absolution empfangen" (4, 220, 10 ff.). Auch Zusätze, in denen der Erzähler aus Unkenntnis oder Unlust nähere Angaben ablehnt, kommen immer noch vor. In der Heiligen Cäcilia (4, 201, 27 ff.): „Dies und noch Mehreres sagt Veit Gotthelf der Tuchhändler, das wir hier, weil wir zur Einsicht in den inneren Zusammenhang der Sache genug gesagt zu haben meinen, unterdrücken". Im Findling (4, 207, 20): „Er dankte später einen Kommis ab, mit dem er aus mancherlei Gründen unzufrieden war." Im Zweikampf

(4, 233, 6 ff.): „Inzwischen war von den Herren von Breda, Littegardens Brüdern, ein Schreiben bei dem Gericht zu Basel eingelaufen, worin sie das arme Weib, sei es nun, daß sie dieselbe wirklich für schuldig hielten, oder daß sie sonst Gründe haben mochten, sie zu verderben, ganz und gar als eine überwiesene Verbrecherin der Verfolgung der Gesetze preisgaben." Nur einmal tritt der Dichter den erzählten Thatsachen vom Standpunkt seiner vorgeschrittenen Zeit gegenüber. Im „Zweikampf" frißt ein ätzender, der ganzen damaligen Heilkunst unbekannter Eiter dem bösen Jakob dem Rotbart auf eine krebsartige Weise die Hand ab, so daß man ihm erst die Hand und dann den Arm abnehmen muß. „Aber auch dies als eine Radikalkur gepriesene Heilmittel vergrößerte nur, wie man heutzutage leicht eingesehen haben würde, statt ihm abzuhelfen, das Uebel" (4, 246, 25 ff.)

Vergleicht man diese wenigen Stellen, in denen die Person des Erzählers hervortritt, etwa mit den Erzählungen Wielands, so wird der Gegensatz am stärksten hervortreten. Bei Wieland haben wir immer den Dichter in der Eigenschaft und Person des Erzählenden vor uns, der sich an sein Publikum wendet. Bei Kleist verrät sich nur in wenigen stilistischen Wendungen die Person des Erzählenden und die Rücksicht auf den Leser. Wir hören nicht erzählen und wir sehen nicht den arbeitenden Dichter, sondern er verschwindet hinter den erzählten Thatsachen. Niemand hat das Bedürfnis oder das Recht, zu fragen: wer ist denn der, der hier redet oder erzählt? Der Dichter steht wie der Dramatiker außerhalb seines Werkes, auf dem Titelblatt wie dort auf dem Theaterzettel. Er redet nicht zu uns, sondern er bedient sich der Sprache, die für den Dichter blos das Medium der Darstellung ist und hier gar keinen mimischen Charakter hat.

5. Die Sosiasscenen im Amphitryon.

Es ist, so viel ich sehe, noch nicht beobachtet, wie genau sich die ernsten und die heiteren Scenen im Amphitryon entsprechen. Die Sosiasscenen sind zum größten Teile nur Parallelscenen zu den Amphitryonscenen, zu denen sie das parodistische Gegenstück bilden. Dieselben Verwechslungen und Mißverständnisse, wie dort mit Alkmene, ergeben sich hier mit Charis, der Frau des Sosias. Wenn Jupiter die Alkmene nach einer glücklichen Nacht in Gestalt des Ampitryon verläßt, so muß Charis gleich darauf dem falschen Sosias Merkur Vorwürfe machen, daß er sie zu wenig beachtet hat; mit dem Stolz der Alkmene kontrastiert die Tugendprahlerei der Charis. Dasselbe Mißverständnis in Betreff der gestrigen Begegnung ruft dann im zweiten Akt nach der Scene zwischen Alkmene und Amphitryon den

Streit zwischen Sosias und Charis hervor; nur zürnt Charis wieder im Gegenteil, weil Sosias nicht bei ihr geschlafen hat. Gegenüber Alkmene, die den Gott für ihren Gatten hält, steht nun Charis, die ihren Mann für einen Gott hält und sich vor ihm in den Staub wirft, weil sie die Ehre des göttlichen Besuches gar nicht hoch genug anschlagen kann. Noch deutlicher sind die Parallelscenen dann im dritten Akt. Der echte Amphitryon will das Haus besetzen: der falsche soll ihm nicht entkommen, der mit Alkmene und den Gästen an seinem Tische sitzt. Gleich darauf begegnen sich auch, voll der Gefräßigkeit der Hanswurste, die beiden Sosias, als Parodien ihrer Herren: auch der echte Sosias ist aus seinem Hause gestoßen und von seinem Tisch verbannt, aber gutmütiger als sein Herr will er mit dem falschen, den er als seinen Zwillingsbruder betrachtet (vgl. Shakespeares Dromio), sein Essen teilen. So ergänzen und fordern sich gegenseitig die ernsten und die heitern Scenen des Stückes.

Der bildliche Ausdruck in den Briefen des Fürsten Bismarck.

Von Hugo Blümner in Zürich.

Es wird heutzutage wohl von keinem Einsichtigen mehr bezweifelt, daß in den künftigen Literaturgeschichten des 19. Jahrhunderts dem Fürsten Bismarck eine ganz hervorragende Stelle wird angewiesen werden müssen. Daß der Gründer der deutschen Einheit einer der Sprachgewaltigsten unsrer Zeit ist, weiß man längst; jedes Blatt in der stattlichen Bändereihe seiner politischen Reden, von seiner kurzen Jungfernrede im ersten vereinigten Landtage (17. Mai 1847) bis zur letzten großen, 42 Jahre später im deutschen Reichstage gehaltenen Rede (18. Mai 1889) legt davon Zeugnis ab. Daß er auch ein Meister der historischen Darstellung ist, das zeigen nicht nur viele Stellen in diesen Reden, wo er gelegentlich sich eine Abschweifung auf das Gebiet der Geschichte erlaubt, das werden uns, wie man von vornherein sich überzeugt halten darf, dereinst auch seine Memoiren lehren. Eine dritte Seite von Bismarcks Bedeutung für unsere Sprache und Literatur tritt in seinen Briefen hervor: die des anmutigen, humorvollen Plauderers. Seitdem jenes Bändchen „Bismarckbriefe“ mit den herrlichen, an Schwester und Gattin gerichteten vertraulichen Briefen

veröffentlicht wurde, sind freilich solche briefliche Herzensergießungen des Fürsten, die ihn uns von so rein menschlicher Seite zeigen und uns Zwergen den Titanen persönlich so nahe bringen, nur sehr spärlich bekannt geworden; aber auch die politischen Briefe, deren wir durch die Publikationen der letzten Jahre eine beträchtliche Anzahl kennen gelernt haben, vornehmlich an Manteuffel, an Gerlach, an Roon, bewegen sich häufig in ähnlicher Richtung. Welcher Unterschied zwischen einem offiziellen Bericht des Bundestagsgesandten v. Bismarck an seinen Chef oder gar an den König, und einem vertraulichen Schreiben desselben Herrn v. Bismarck an den väterlichen Gönner oder den nahestehenden Freund! Bisweilen sind die Gegenstände, die in beiden zur Behandlung kommen, ganz nahe verwandt oder sogar dieselben; aber dort strenge Zurückhaltung, kein überflüssiges Wort, kein keckes Bild, kein Heraustreten aus dem amtlichen Stile: hier ein sich gehen lassen im behaglichen Tone des Plauderers, überall blitzt ein Funke auf, es sprüht von geistreichen Bildern und Gleichnissen, kleine Bosheiten und Pikanterieen fehlen nicht; über allem aber lächelt verklärend diejenige Eigenschaft Bismarcks, die wir neben seiner unverbrüchlichen Vasallentreue und Vaterlandsliebe ganz besonders als eine echt deutsche bezeichnen möchten, wenn wir auch kein ganz entsprechendes deutsches Wort dafür besitzen: sein Humor!

Bismarcks Humor zeigt sich vornehmlich nach zwei Seiten hin: einmal in der Schilderung von Persönlichkeiten oder Begebenheiten, und zweitens, und da ganz besonders, in seinem bildlichen Ausdruck. Ich habe in meinem Büchlein „Der bildliche Ausdruck in den Reden des Fürsten Bismarck" (Leipzig 1891) hervorgehoben, daß in den Reden Bismarcks die Bilder und Vergleiche nicht zum Schmuck der Rede, sondern dazu bestimmt sind, den von ihm dargelegten Gedanken durch die Vergleichung recht zu verdeutlichen, ihn gewissermaßen plastisch zu versinnlichen; sie sind daher mit Vorliebe Gebieten entnommen, die dem Sprecher ebenso geläufig und verständlich sind, wie dem Hörer. Auch in den Briefen ist das vielfach der Zweck seiner Bilder; sie dienen ihm dazu, seine Auffassung irgendwelcher Angelegenheit, seine Charakterisierung irgend einer Persönlichkeit schärfer zu präzisieren, als es mit abstrakten Redewendungen möglich wäre. Daneben freilich treffen wir nicht selten auf Bilder oder Vergleiche, die rein der Lust am bildlichen Ausdruck entsprungen sind. Denn der bildliche Ausdruck ist bei Bismarck, man könnte fast sagen, zur zweiten Natur geworden; mit den Gedanken strömen ihm auch die Bilder, aus allen möglichen Gebieten, näher oder ferner liegenden, zu, aber immer scharf und deutlich, niemals verschwommen oder hinkend.

Ich habe in dem genannten Buche eine Zusammenstellung der

in den Reden enthaltenen Bilder und Gleichnisse gegeben, nach den Gebieten, denen sie entnommen sind, geordnet. Es ist mehrfach bedauert worden, daß ich die Briefe nicht mit hineingezogen habe; doch unterließ ich es damals, weil mir die Anzahl der bis dahin veröffentlichten Briefe dafür nicht ausreichend genug schien. Diese Versäumnis möchte ich nunmehr, da das Material inzwischen beträchtlich gewachsen ist, nachholen. Es wird zwar auch nicht viel mehr als eine Aneinanderreihung von Citaten werden: nur möchte ich mich davor verwahren, einer solchen Aneinanderreihung gerade in diesem Falle das Epitheton „trocken“ zu geben. Denn die meisten dieser Citate bleiben, auch aus dem Zusammenhang herausgerissen, köstliche Perlen Bismarckschen Humors, der hier in den Briefen noch viel mehr zur Geltung kommt, als in den Reden, wo größere Zurückhaltung geboten war. Wenn ich bei dieser Zusammenstellung, wie in meinem Schriftchen über die Bilder in den Reden, als Prinzip der Einteilung die Gebiete nehme, aus denen die Bilder entnommen sind, so geschieht es, weil mir diese Art der Behandlung, so viel sich vielleicht auch dagegen einwenden läßt, immer noch als die passendste erscheint. In einzelnen Fällen könnte es sich ja lohnen, nicht vom Gleichniß, sondern vom Verglichenen auszugehen, beispielshalber einmal zusammenzustellen, in welch mannichfaltigen Formen Bismarck das Verhältnis Oesterreichs zu Preußen darstellt, oder unter welch verschiedenen Bildern er seinem Ingrimm über die verhaßte Bureaukratie Luft macht; aber durchführen läßt sich diese Behandlungsweise nicht. Noch bemerke ich, daß mir bei der folgenden Uebersicht Vollständigkeit gänzlich fern liegt; namentlich verzichte ich von vornherein auf Anführung aller solcher Bilder oder Vergleiche, in denen Bismarck sich nicht originell oder schöpferisch zeigt.

Beginnen wir mit einigen, dem Ehe- und Familienleben entnommenen Bildern. Von den Bundestagsgesandten der ehemaligen Rheinbundstaaten und deren Verhalten bei einem drohenden Konflikt mit Frankreich heißt es an Gerlach (7. Januar 1853): „ihre Physiognomie wollte ungefähr sagen: Wir sind die Braut, um die der Osten und der Westen werben.“ Sehr prägnant wird das Bundesverhältnis zu Oesterreich unter dem Bilde einer Ehe charakterisiert, an Graf Goltz (20. Februar 1865): „Es scheint mir zweckmäßiger, die einmal bestehende Ehe trotz kleiner Hauskriege einstweilen fortzusetzen, und wenn die Scheidung notwendig wird, die Verhältnisse zu nehmen, wie sie dann sind, als schon jetzt das Band unter allen Nachteilen zweifelloser Perfidie zu zerreißen, ohne die Sicherheit, jetzt bessere Bedingungen in einer neuen Verbindung zu finden, als später.“

Das galt für 1865; zehn Jahre früher rechtfertigte Bismarck gegenüber Gerlach, der von einer zum napoleonischen Frankreich hin-

neigenden Politik nichts wissen wollte, diese mit dem drastischen Vergleich (21. Dezember 1854): „das Unglück, was Sie aus einer Verbindung mit Frankreich für uns kommen sehen, erwarte ich vielmehr aus unserer Hingabe für Oesterreich; aber aus dem Grunde, weil mich ein Bettgenosse viel leichter betrügen, vergiften, erdrosseln kann, als ein Fremder, mit dem ich in gelegentliche Geschäftsverbindung trete, besonders wenn der Bettgenosse der ruchlosere und feigere ist." Und wie das Bild, Preußen und Oesterreich als Ehepaar zu fassen, weitere Vergleiche nach sich zog, zeigt der auf die deutschen Kleinstaaten bezügliche Passus, an Gerlach (18. Mai 1854): „wie kann man sich wundern, daß die älteren Kinder in der Bundesfamilie sich erwachsen vorkommen, nachdem man sie in Bregenz, Frankfurt und Darmstadt das große Wort in den Zwistigkeiten beider Eltern hat mitreden lassen."

Unter den auf Haus und Hof, im weitern Sinne überhaupt auf Baulichkeiten bezüglichen Bildern sind als besonders charakteristisch die folgenden herauszuheben. Inbezug auf die zur Beratung stehende Kreisordnung schreibt Bismarck an v. Diest-Daber (31. August 1869): „Gelingt es, diesen wichtigen Flügel des Gebäudes wohnlich zu restaurieren, so folgt das corps de logis und der Rest." Daß Bismarck das Bild von der Konstruktion einer Wölbung gern gebraucht, zeigen auch seine Reden; von den Briefen gehört hierher: an Gerlach (3. Februar 1854): „die jetzige Parteikonstellation ist eine sehr künstliche, und wenn er einen Stein des Gebäudes deplacirt, so ist unberechenbar, was nachstürzt und wie es zu liegen kommt", und an Manteuffel (11. Februar 1855): „Die Südwestspitze ist eine Art Schlußstein des deutschen Gewölbes, dessen Fall von schwerer Bedeutung werden kann, und der der Stütze deshalb ebenso wert als bedürftig erscheint." Einsturz drohende Bauten, Risse 2c. wendet er auch gern als Vergleich an; an Manteuffel (26. April 1856): „es bedarf auch keiner besonderen Verführung, die Ratten aus dem Hause zu locken, wenn es dem Einsturz droht", und an seine Gemahlin (14. August 1865): „Wir arbeiten eifrig an Erhaltung des Friedens und Verklebung der Risse im Bau", ein Bild, durch das das Vergebliche jener Friedensbestrebungen vom Jahre 1865 vortrefflich gekennzeichnet wird. — Bekannt ist ferner, daß Bismarck die Redensart „jemand an die Wand drücken" gern zur Anwendung bringt; sie findet sich bei ihm in Reden und Briefen öfters, aber auch da, wie er ja überhaupt den allgemeinsten Bildern durch seine Art der Anwendung etwas Besonderes zu geben weiß, in originellen Wendungen. Heißt es an Gerlach (19. Dezember 1853) nur schlechtweg: „dabei sind wir ihm im Wege, wir mögen uns an die Wand drücken, wie wir wollen", so schreibt er (25. Oktober 1854) an denselben in fortgesetztem Bilde: „sie sind der Meinung, wir

seien an die Wand gedrückt und der heillosen Wirkung dieser Ansicht kann man nur entgegentreten, wenn jene in ihr Calcul die Möglichkeit aufnehmen müssen, daß wir die Wand umwerfen“: ferner an Roon (24. Oktober 1868): „Ich sehe nicht ein, warum wir uns aus Kammerfieber sofort an die Wand stellen, an die gedrängt zu werden immer noch Zeit bleibt“, und an Fürst Putbus (17. November 1869): „wir werden durch den Antrag an eine Wand gedrückt, die gar kein Ausweichen gestattet.“

Was Hausrat u. dgl. anlangt, so hat Bismarck von jeher die Uhr ganz besonders bevorzugt, in immer neuen und meist originellen Wendungen. Wie hübsch sagt er, inbezug auf seine und Gerlachs politische Ueberzeugungen, in einem Briefe an diesen (17. April 1854): „wie ich es stets gewohnt bin, meine politische Uhr nach der Ihrigen zu stellen oder sie schon gleichgehend zu finden“; und zwar boshaft, aber köstlich schreibt er an denselben inbezug auf Robert v. d. Goltz (10. Juli 1853): „. . . . so kann ich nur sagen, daß dem Menschen am 31. Oktober 1849 die Uhr des Verstandes stillgestanden hat und noch heut auf dieselbe dämlige Stunde zeigt.“ Sonst wären als hierher gehörig nur noch zu notieren die Worte, die er an seine Gemahlin schrieb, als die Frage, ob er preußischer Ministerpräsident werden sollte, immer aufs neue auftauchte (1. Juni 1862): „soll es nicht sein, so wird Gott die Suchenden schon einen Dummen auftreiben lassen, der sich zum Topfdeckel hergiebt; soll es sein, dann voran! wie unsere Kutscher sagten, wenn sie die Leine nahmen.“ Endlich noch eine Wendung, die in ihrer bezeichnenden Kürze den Eindruck einer sprichwörtlichen macht, und die dabei meines Wissens doch eigene Erfindung ist, an Gerlach inbezug auf Graf Nesselrode (9. Januar 1856): „sonst würde ich ihn für einen rohen Menschen halten, der glimmende Dochte nicht zu behandeln weiß.“

Wenden wir uns zu den von der Kleidung entlehnten Bildern, so treffen wir in einem der frühsten uns vorliegenden Briefe auf eine bekannte Redensart, die aber hier besonders durch den verblüffenden Zusatz komisch wirkt, an Frau v. Arnim (9. April 1845): „es ist hübsch, wenn man seine Neigungen nicht mit den Hemden wechseln kann, so selten letzteres auch geschehen mag!“ Wenn Bismarck an Gerlach schreibt (6. Januar 1855): „daß wir uns lieber mit Verachtung von Welt und Wetter in unsern surtout von 300,000 Mann einknöpfen, als in London und Wien betteln und an den Thüren herumklopfen sollen“, so ist diese Stelle so recht ein charakteristisches Beispiel für sein überall hervortretendes Bestreben, im bildlichen Ausdruck modern, zeitgemäß zu sein, sich nicht mit Flitterwerk aus alten Rumpelkammern zu behängen; und so nimmt er hier nicht den

„Harnisch“, den wohl ein anderer zum Vergleich herangezogen hätte, sondern den modischen „surtout“. Ebenfalls an Gerlach gerichtet ist die Stelle (11. April 1855): „man erzählt sich, wie Schwarzenberg .... sich lange besonnen habe, wer wohl unter den höheren Chargen der ungefährlichste Schwachkopf sei, wie man einem Lakaien seinen Rock zum Aufheben giebt“; und an seine Gemahlin (1. Mai 1852): „Die besten Leute werden eitel, ohne daß sie es merken, und gewöhnen sich an die Tribüne, wie an ein Toilettenstück, mit dem sie vor dem Publikum sich producieren.“

In dieselbe Rubrik kann man ziehen: an Gerlach (22. Juni 1851): „ohne daß wir dabei das Band des Bundestages um so viel fester zu schnüren brauchen, daß es uns unbequem sitzt“; und da der Stock oder Stab ja auch gewissermaßen zur Kleidung gehört, so führen wir hier auch die tiefempfundenen Worte an André v. Roman (26. Dezember 1865) an: „wenn ich .... hoffe, daß seine (Gottes) Gnade auch mir in den Gefahren und Zweifeln meines Berufes den Stab demütigen Glaubens nicht nehmen werde, an dem ich meinen Weg zu finden suche.“

Recht ergiebig ist das Kapitel Speise und Trank, und was damit zusammenhängt. Sehr hübsch schreibt Bismarck an Gerlach (13. April 1854): „als an der Quelle sitzender Chef de cuisine politique .... lassen Sie mir einiges aus dem Menu Ihrer Leistungen zukommen“. Ebenfalls in die Küche führt uns der Passus an Roon (27. August 1869): „Wollen Sie da hinaus, dann müssen Sie den Topf 8 Tage lang am Feuer erhalten“. In einem Briefe an seine Gemahlin (18. Mai 1851) spricht er sich sehr unumwunden über seine Kollegen vom Bundestage aus, unter Benutzung einer bekannten sprichwörtlichen Redensart: „Ich habe nie daran gezweifelt, daß sie alle mit Wasser kochen; aber eine solche nüchterne, einfältige Wassersuppe, in der auch nicht ein einziges Fettauge zu spüren ist, überrascht mich.“ Gern bedient er sich in humoristischer Anwendung des Bildes der Sauce; an Wagener (5. Juni 1851): „die Herren erwarten, daß ihnen der Bundestag die gebratene Taube mit vormärzlicher Sauce in den Mund schieben wird“; an seine Gemahlin (3. Juli 1851): „Sei darauf gefaßt, daß hier oder in Sanssouci mit Sauce aufgewärmt wird, was Du etwa in den Vassalken oder in der Badehütte flüsterst“; an Gerlach (9. Mai 1852): „ist jemand zu tadeln in der Sache, so ist es die Mittelpartei, die sich nicht entschließen kann, ein Gericht, welches ihnen der König vorsetzt, ohne die Zuthat einer selbstgemachten Sauce zu verschlucken“; und an denselben (15. Juni 1855): „wenn man nicht noch einige Sauce stärkender Auslegung von Westen her über den deutschen Hammel gegossen hätte.“

Fast zu poetischem Schwung aber erheben sich einige Bilder, die

an Trinken und Wein anknüpfen, vor allem die herrliche Stelle, in der Bismarck so demütig und bescheiden von sich, von seiner Studienzeit und von seiner Zukunft spricht, eine Stelle, die uns heute mit ihrem prophetischen Geiste doppelt packen muß, an seine Gemahlin (3. Juli 1851): „Möchte es doch Gott gefallen, mit seinem klaren und starken Wein dies Gefäß zu füllen, in dem damals der Champagner einundzwanzigjähriger Jugend nutzlos verbrauste und schale Neigen zurückließ." Sehr originell ist ein Ausspruch, der sich auf den Wechsel in der Person des österreichischen Bundestagsgesandten bezieht; an Stelle von Prokesch-Osten sollte ein anderer kommen, und da schreibt Bismarck betreffs Prokeschs an Gerlach (25. November 1853): „wenn wir ihn hier los werden, was hilft es, daß man uns einen weniger ungeschliffenen Becher reicht, wenn der Wein, den man uns darin kredenzt, nicht besser wird." Inbezug auf König Wilhelm schreibt er an Roon (24. November 1869): „Auch unser Herr ist heut anders besaitet als 1862; er hat den Kelch der Popularität getrunken und will ihn nicht zerschlagen." Allbekannt und ungemein bezeichnend für Bismarcks politische Rolle im Feldzuge von 1866 sind die Worte, die er bald nach Königgrätz an seine Gemahlin richtete (9. Juli 1866): „Aber wir sind eben so schnell berauscht wie verzagt, und ich habe die undankbare Aufgabe, Wasser in den brausenden Wein zu gießen und geltend zu machen, daß wir nicht allein in Europa leben, sondern mit noch drei Nachbarn." Nicht ohne Lächeln wird man heut eine Aeußerung aus der Konfliktszeit lesen, an Roon (12. April 1862): „Auf die Wahlen wird das nur wie ein von der aufgelösten Kammer errungener Sieg, wie ein Schnaps für die erlahmende Fortschrittspartei wirken." Hunger und Durst sind beliebte Metaphern; aber wie eigenartig treten sie uns in folgenden Stellen entgegen, an Roon (2. Juni 1861): „seit vierzehn Jahren haben wir der Nation Geschmack an Politik beigebracht, ihr aber den Appetit nicht befriedigt, und sie sucht die Nahrung in den Gassen", und an Gerlach (25. Oktober 1854): „aber wir lassen die Leute glauben, daß wir in edler Fassung verdursten [1]) werden, wenn uns das Röhrenwasser absolut reinlicher Bundestreue ausbleibt, während die Oesterreicher offen beteuern, daß sie aus jeder Pfütze trinken werden, um ihren Bundesgenossen ins Gesicht zu spucken." Die Freiheit des Briefstils gestattet endlich auch, Gebiete ins Bereich der Bildersprache zu ziehen, die für die öffentliche Rede ungeeignet erscheinen: so hier die Verdauung. Recht derb, aber köstlich witzig sind die darauf bezüglichen Stellen, an Wagener (7. Juni

[1]) Die mir vorliegende zweite Ausgabe des Bismarck-Gerlachschen Briefwechsels hat hier „verdunsten", doch ist das offenbar ein Lesefehler.

1850): „Die Bureaukratie aber ist krebsfräßig an Haupt und an Gliedern, nur ihr Magen ist gesund, und die Gesetz-Exkremente, die sie von sich giebt, sind der natürlichste Dreck von der Welt“; und an denselben (7. November 1850): „Mir ist wie ein Alp vom Herzen gefallen, wenn auch Heydt und Ladenberg, die wir glaubten mit verdaut zu haben, mir sauer wieder aufstoßen.“

Daß bei der Richtung der Bismarckschen Metaphern nach der Seite des Realen auch allerlei Vorgänge des täglichen Lebens von ihm zu Vergleichen herangezogen werden, ist selbstverständlich. Ganz besonders sind es eben solche Vergleiche, durch die er irgend einen Gedanken recht deutlich veranschaulichen will. Es geht wiederum auf Oesterreich, wenn er an Gerlach (25. November 1853) schreibt: „wir begehen dabei, wie mir scheint, stets den Fehler eines blöden Jungen, der sich von seinem an Arroganz und Pfiffigkeit überlegenen Compagnon überzeugen läßt, wie unrecht er thut, sich ihm nicht zu opfern“; und an denselben (10. Juni 1854): „wir aber werden vermutlich die Kleinen brutalisiren und sehr stolz sein, daß Oesterreich uns würdigt, sich auf unsern Arm zu stützen, während es sich die Airs giebt, als führe es uns mit überlegener Kraft und Einsicht.“ Sehr hübsch charakterisiert er die ermüdenden kleinen Kämpfe im Coteriewesen, an Gerlach (10. Juli 1853): „Es ist wie das Summen der Mücken im heißen Bett, das Schlagen danach irritirt einen mehr, als ihr Stechen“; und die damalige politische Ohnmacht Preußens bezeichnet treffend die Bemerkung an denselben (9. April 1854): „so muß ich sagen, daß wir nicht imstande sind, auf der mäßigsten Höhe zu stehen, ohne schwindlig zu werden und ohnmächtig in die Arme des nächsten nervenstärkenden Mannes zu sinken.“

Bisweilen veranschaulicht Bismarck etwas durch ein nicht einem bestimmten faktischen Vorgange entnommenes Bild, sondern durch eine eigens dafür erfundene Analogie, die aber darum doch nicht weniger aus dem Leben gegriffen ist. Als es sich beim Krimkriege darum handelte, wie Preußen sich zu Rußland stellen solle, schreibt er an Gerlach (20. April 1854): „Wenn ich mir denke, daß mein Schwager mich mit einer erheblichen Summe anpumpen wollte, so würde ich vielleicht, unter Berufung auf meine Pflichten als Familienvater, ablehnen, aber ich würde weit entfernt davon sein, mir aus dieser Weigerung ein Verdienst in der öffentlichen Meinung herzuleiten, vielmehr das aufrichtigste Bedauern an den Tag legen, auch wenn ich es nicht fühlte. Dem analog denke ich mir die Art, wie wir Rußland einen Korb geben sollten.“ Direkt eigenen Beobachtungen und Erfahrungen entspringen die folgenden treffenden Vergleiche an Gerlach (10. Juni 1854): „unsere Presse stimmt schon wieder ihre Spottlieder

darüber an, daß diese Staaten kleiner sind als Preußen, ganz in dem Genre, wie ein neuer Edelmann den Roturier verhöhnt"; und an denselben (27. April 1855): „Die Engländer sind sehr kleinlaut, seit dem Besuche des (französischen) Kaiserpaares. Ich habe auf dem Lande wohl ähnliches erlebt, wenn ein reicher Parvenu einen alten Edelmann besuchte, der ihm eine große Hypothek schuldig war." — Wer je in einer kleinen Stadt gelebt hat, wird die Komik zu würdigen wissen, die darin liegt, wenn Bismarck an Gerlach (6. Februar 1852) von der „unter dem Namen Bundesversammlung bekannten Honoratioren-ressource" schreibt. Wie sehr er sich aber auch in fremde Situationen versetzen kann, mag der treffende Vergleich lehren, an denselben (13. April 1854): „die Kammerdebatte hat mich amüsiert, und ist mir dabei etwa wie dem rauflustigen Schmiedegesellen zu Muthe, der den Lärm einer Keilerei hört."

Sehr gern entlehnt Bismarck, wie es ja die deutsche Sprache überhaupt thut, seine Bilder vom Spiel. Auch da aber benutzt er nicht bloß die bekannten Metaphern, sondern geht seine eigenen Wege. Man lese die Stelle an Manteuffel (26. Mai 1851): „ihre Auffassung scheint mir die eines Spielers zu sein, der die Chancen wahrnimmt, in ihrer Ausbeutung zugleich Nahrung für Eitelkeit sucht und zu letzterem Behufe die Drapirung der kecken und verachtenden Sorglosigkeit eines eleganten Kavaliers aus leichtfertiger Schule zu Hilfe nimmt"; und die dramatisch ausgeführte an Gerlach (8. April 1856): „mit der auswärtigen Politik dieser mächtigen (englischen) Nation schaltet Palmerston wie ein zorniger, alter Trunkenbold, der Töpfe und Tassen zerschlägt, weil er sein Geld verspielt hat."

Im speziellen knüpft er meist an Karten- und Schachspiel an; zu jenem gehört an Gerlach (30. Mai 1857): „daß es gewissermaßen den alleinigen Trumpf im Spiele bildet, von dem die niedrigste Karte noch die höchste jeder andern Farbe sticht"; zu diesem an denselben (25. Oktober 1854): „für uns kommt es nur darauf an, den Glauben zu erhalten, daß wir noch Züge haben, ehe wir matt sind"; ferner an denselben (2. Mai 1857): „so aber zählt mir Frankreich, ohne Rücksicht auf die jeweilige Person an seiner Spitze, nur als ein Stein, und zwar ein unvermeidlicher in dem Schachspiel der Politik" und an Usedom (30. Oktober 1867): „eine Macht wie Preußen kann in ihrer gegenwärtigen Stellung nur mit vollkommen sicheren Unterlagen, mit klarer Uebersicht über den Stand des Schachbrettes Stellung nehmen." — Auch des Duells darf hier gedacht werden; in bezeichnender Weise legt Bismarck die Situation dar (es handelt sich um die allzugroße Langmut Preußens) in einem Briefe an Gerlach (25. Oktober 1854): „würden Sie, wenn im Duell auf Hieb Ihr Gegner eine Pistole auf

Sie zieht, die Ihrige im Sack behalten, ohne auch nur damit zu drohen, daß Sie auch eine hätten, und sich lieber in verständiger Quartparade lahm schießen lassen?"

Unter den körperlichen Uebungen bevorzugt Bismarck, wie im Leben, so auch in seiner Metapher vornehmlich Schwimmen und Reiten, während an die Turnkunst höchstens die eine Stelle erinnert, an Gerlach (20. Juli 1855): „Das Resultat bleibt immer, daß Oesterreich vor den Augen der Weltmächte einen großen Anlauf genommen hat, um hinter den Koulissen des Bundes einen ganz kleinen Sprung zu machen, der lediglich ein Luftsprung ist." Wer kennt nicht das prächtige Wort an Frau v. Arnim (12. November 1858): „Die Aussicht auf frischen ehrlichen Kampf, ohne durch irgend eine amtliche Fessel geniert zu sein, gewissermaßen in politischen Schwimmhosen." An dieselbe schreibt er, als bereits von Uebernahme des Ministerpostens die Rede war (17. Januar 1862): „Vor dem Ministerium habe ich geradezu Furcht, wie vor kaltem Bade"; und über die Parlamentspolitiker an seine Gemahlin (3. August 1866): „Die Leutchen haben alle nicht genug zu thun, sehen nichts als ihre eigene Nase und üben ihre Schwimmkunst auf der stürmischen Welle der Phrase." — Häufiger aber und noch anschaulicher sind die vom Reiten entnommenen Gleichnisse. Wenn er an Manteuffel schreibt (28. Dezember 1851): „Schlagen wir es vor, so möchte das weiße Pferd der Welfen anfangs etwas stutzen und Sattel und Zaum wittern", so bot hierbei das hannoversche Wappentier bequemen Anlaß zum Bilde; ausgeführter ist das folgende an Gerlach (18. Mai 1854): „Prokesch hat ein ehrgeiziges Verlangen, seinem Cabinette den Bund als wohlgeschultes Campagnepferd vorzuführen und Lob für seine byzantinischen Reiterkünste zu ernten, und findet es natürlich erbitternd, daß der gleichgültige Bundesgaul den Druck seiner lügenhaften Schenkel gar nicht annimmt, sondern selbständig hinter dem Zügel bleibt." Als aber dreiviertel Jahr später Prokesch von Frankfurt fortgeht, da hat sich das Bild umgedreht und wird auf ihn selbst angewendet, an Gerlach (26. Februar 1855): „daß Prokesch fortgeht, ist mir nicht lieb. Ich betrachte das ähnlich, als wenn ich ein stätisches Pferd, das ich drei Jahre geritten habe und dessen Tücken ich genau kenne, gegen ein eben so böses und fremdes Pferd vertauschen soll." Man vergleiche ferner an Manteuffel (19. Dezember 1854): „Den General Reitzenstein ‚in Fühlung zu halten' ist nicht ganz leicht; er sitzt ziemlich steif auf seinem General-Lieutenantspferd"; und an Gerlach (11. Juni 1855): „wer zwischen Oesterreich und dem Katholizismus sich schließlich als Pferd, und wer als Reiter herausstellt, das muß die Geschichte lehren". Und die bekannten Worte an Roon (13. Dezember 1872): „der König,

als Reiter im Sattel, weiß wohl kaum, daß und wie er in mir ein braves Pferd zu Schanden geritten hat."

Auch die Bilder vom Karren oder Wagen liebt Bismarck und hat sich ihrer in seinen Reden mit Vorliebe bedient. Aus den Briefen gehört hierher, an Gerlach (16. März 1853): „wodurch dann früher oder später der Bundeskarren, an dem das preußische Pferd nach vorn, das österreichische nach hinten zieht, in Trümmer gehen muß"; an denselben (6. Februar 1856): „bleibt aber die Karre dort im bisherigen Gleise, so würde ich es für unser Unglück halten, wenn wir mit solchen Kutschern mitfahren sollten, um die Zeit, wo das böse Wetter kommt"; ferner an Roon (29. August 1869): „Wenn der Karren, auf dem wir fahren, zerschlagen werden soll, so will ich mich wenigstens von dem Verdachte der Mitschuld frei halten", und an Fürst Putbus (17. November 1869): „In der deutschen Politik sind der Regierung so tiefe und feste Geleise vorgezeichnet, daß sie ohne schwere Beschädigung des Staatswagens gar nicht aus denselben heraus kann."

Bilder vom Reisen finden wir nur ein paar, aber sehr charakteristische, das eine, wieder das Verhältnis zu Oesterreich kennzeichnend, an Manteuffel (26. April 1856): „wir würden ja da mit nichts erreichen, als gebunden an einen so unberechenbaren und übelwollenden Passagier, wie Oesterreich, in das unbekannte Land der Zukunft hineinzureisen";[1] und das andere geißelt das Schwanken in der Wahl einer einzuschlagenden Politik, an Gerlach (15. Dezember 1854): „man kann über Stimmings und über Kohlhasenbrück nach Potsdam kommen, man kann aber nicht teils auf dem einen und teils auf dem andern Wege streckenweis gehn". Hübsche Bilder vom Eisenbahnwesen bieten die Reden mehr als die Briefe; rühren letztere doch großenteils aus einer Zeit her, wo dies neue Gebiet der Metapher sich erst Boden erobern mußte. Hier sei nur angeführt eine Stelle, deren Bild ungemein bezeichnend ist für eine Zeit, wo die Schienenwege überall das Alte zu verdrängen anfingen, an Gerlach (5. April 1856): „unser Interesse für die alte Verfassung wird von mehr als $^3/_4$ meiner Collegen im Lichte der Liebhaberei des Altertümlers aufgefaßt, der den Bau einer Eisenbahn hindert, um eine ihm interessante Ruine zu conserviren."

Wir können hier noch zwei Stellen anschließen, die zeigen, wie Bismarck oft dasselbe Bild in ganz verschiedener Weise sich vor Augen stellt. Beide Stellen gehen auf die Politik, die Preußen Oesterreich gegenüber einzuschlagen hat; da schreibt Bismarck an Gerlach (30. Juni 1855): „wir müssen Oesterreich die Brücke offen halten, aber nicht

[1] Im Text steht gedruckt „hineinzugreifen", was jedenfalls ein Versehen ist.

selbst über die Brücke gehen, auch nicht einen Fuß darauf setzen", und drei Wochen später (20. Juli 1855) an denselben: „Daß aber Oesterreich mit dieser Phrase befriedigt ist, sehe ich als ein gutes Zeichen an und halte es für besser, ihnen ein werthloses Brett hinzuwerfen, auf dem sie, wenn sie wollen, herüberkommen können, als ihnen trocken zu sagen: Wir kommen nicht zu Euch hinüber."

Von den Gewerben und ihrer Technik entnimmt Bismarck seine Bilder nur selten, und durchweg nur so weit, als diese Gebiete auch dem Nichtfachmann zugänglich und verständlich sind. So viel von der Müllerei weiß am Ende jeder, daß er einen Vergleich versteht, wie den folgenden an Gerlach (19. Oktober 1854): „wollen und können wir nicht dergleichen, so müssen wir mit dem Westen gehn und das Wasser der deutschen öffentlichen Meinung in unsere eigenen Schleusen ableiten, aber nicht vor die österreichische Mühle führen"; auch wer nie ein Tretrad gesehen hat und es nur von der sprichwörtlichen Anwendung her kennt, vermag dem anschaulichen Bilde zu folgen, das Bismarck in den unerfreulichen Tagen der Konfliktszeit von seiner Thätigkeit entwirft, indem er an seine Gemahlin (12. Juli 1865) schreibt: „Das Tretrad geht Tag für Tag seinen Weg, und ich komme mir vor, wie der müde Gaul darauf, der es unter sich fortschiebt, ohne von der Stelle zu gelangen." Etwas ungewöhnlich ist das Bild in einem Briefe an Gerlach (8. Januar 1853): „daß er unsern Interessen durch zu große Geflissentlichkeit mitunter geschadet und seine Arbeit zu sehr mit weißem Faden genäht habe", aber es frappiert, wenn man es näher ins Auge faßt, durch seine Deutlichkeit und wäre ganz geeignet, als Seitenstück zum „roten Faden" in unserm Bilderschatz aufgenommen zu werden. Anschaulich ist auch, was er inbezug auf die Neugestaltung des Reiches im Jahre 1866 an Herzog Ernst v. Coburg-Gotha (9. Juni 1866) schrieb: „Erreichen wir jetzt, was in der Anlage steht, oder Besseres, so mögen unsere Kinder und Enkel den Block handlicher ausdrechseln und poliren."

Die Bilder vom Maschinenwesen, deren sich Bismarck in seinen Reden sehr gern bedient, sind in den Briefen seltner und nicht durch besondere Wendungen beachtenswert; dagegen zeigen zwei andere Stellen, in denen er die uns geläufige Trope des Hebels anwendet, wie unter seiner Hand auch die vulgärsten Bilder Farbe und Leben gewinnen; nämlich an Gerlach (3. April 1855): „der Verbündete, der am langen Ende des Hebels sitzt"; und an denselben wenige Wochen später (27. April 1855): „Hier in Frankfurt ist nichts zu machen, wenn es sich um Initiative handelt. Jeder Hebel, den ich anfasse, ist morsches Holz, das mir in der Hand bröckelt, sobald es sich um tant soit peu an der österreichischen Bewegung handelt."

Wenig zahlreich sind auch die der Musik entnommenen Bilder; ich hebe deren zwei heraus, an Wagener (5. Juni 1851): „Beneidenswert ist die Disciplin, welche in Oesterreich und seinen Vertretern alles, was vom Kaiser bezahlt wird, nach gleichem Takt sich bewegen läßt. Bei uns singt jeder seine eigene Melodie"; und an Roon (20. November 1869): „In dem Moment, wo Fleury in Petersburg die Sturmglocke über Nord-Schleswig läutet, sollte man doch die Tonart abwarten, die sie giebt."

Indessen wenn Fürst Bismarck auch nicht „musikalisch" im Sinne des Musikausübenden ist, so ist er doch ein warmer Freund der Musik; und welche feine Empfindung er nach dieser Seite hin besitzt, dafür sprechen zwei Stellen in seinen Briefen, auf die ich als Beleg dafür auch in meiner Schrift über Bismarcks Reden hingewiesen habe, nämlich an seine Gemahlin (3. Juli 1851): „Es ist mir, als wenn man an einem schönen Septembertage das gelbwerdende Laub betrachtet: gesund und heiter, aber etwas Wehmut, etwas Heimweh, Sehnsucht nach Wald, See, Küste,[1]) Dir und Kindern, alles mit Sonnenuntergang und Beethoven vermischt"; und daß den Calembourg an seine Gemahlin (29. Juli 1862): „Der Fluß Adour, an dem Bayonne liegt, begrenzt dieses B-moll der Haide", nur ein Mensch mit feinem musikalischen Gefühl machen konnte, liegt auf der Hand.

Auch das Theater liefert in Bismarcks Briefen mehrere passende Vergleiche; so werden in einem Schreiben an Arnim (23. Dezember 1873) die Gesandten der deutschen Kleinstaaten in Paris „diplomatische Figuranten in partibus" genannt, und etwas unehrerbietig schreibt er inbezug auf die feierliche Ceremonie der Eröffnung des preußischen Landtags an seine Gemahlin (26. November 1856): „um bei Halle im Schnee sitzen zu bleiben und demnächst unter der Rubrik „Volk, Edelleute, Häscher und Priester" den Effekt des großen Ensemble im weißen Saale mit einer kostenlosen Nuance zu beleben. Ich erwarte noch eine Antwort aus Berlin darüber, ob ich als Decoration oder als Mitspieler verlangt werde." Mit bitterem Hohne wird die Rolle, die Oesterreich gern Preußen spielen lassen wollte, gekennzeichnet durch den Vergleich an Gerlach (9. Juli 1853): „[Oesterreich] wird uns die Rolle zuweisen, wie Don Juan dem Leporello bei der Bauernprügelei, ohne auch nur Schön Dank dafür zu sagen", und so treffend ist die Analogie, daß Bismarck mehrere Jahre später noch sie wiederholt, an Manteuffel (26. April 1856): „[Das Wiener Cabinet] wird den Don Juan bei allen Cabinetten spielen, wenn es einen so stämmigen

[1]) Sämtliche Abdrucke dieses Briefes geben hier den offenbaren Lesefehler „Wüste".

Leporello wie Preußen mißbrauchen kann." — Ebenfalls auf theatralische Reminiscenzen werden wir zurückführen dürfen, an Gerlach (29. Oktober 1855): „indem er [Prokesch] seine Mission durch die von ihm abhängigen Blätter in bengalisches Feuer setzen ließ." Endlich führen wir hier noch, als einem verwandten Gebiet öffentlicher Schaustellungen entnommen, das bittere Wort aus der Zeit der Mißstimmung infolge nicht befriedigender Thätigkeit an, das sich zum Glück so wenig bewahrheitet hat, an Frau v. Arnim (17. Januar 1862): „Vor drei Jahren hätte ich noch einen brauchbaren Minister abgegeben, jetzt komme ich mir in Gedanken daran vor wie ein kranker Kunstreiter."

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Zur Geschichte der Robinsonaden.

Von Selmar Kleemann in Quedlinburg.

1. Kippenberg hat, wie er in seiner verdienstlichen Schrift „Robinson in Deutschland bis zur Insel Felsenburg. (1731—43.)" S. 64 und in der angehängten Bibliographie unter II, 9 bemerkt, den Geistlichen Robinson nicht gesehen. Auch dieser Titel ist wie bei so vielen Robinsonaden nur ein neues Aushängeschild des spekulativen Buchhändlers für ein altes Buch; darunter birgt sich „Zuchellis merkwürdige Missions- und Reisebeschreibung". Der vollständige Titel des auf der Hamburger Stadtbibliothek vorhandenen Buches lautet: Merckwürdige Mißions- | und | Reise-Beschreibung | Nach Congo in Ethiopien, | Worinnen | Nicht allein alles dasjenige, was sich auf dieser Reise aus | Steyermarck, durch Italien, Spanien, Portugall und Indien biß nach | Ethiopien denckwürdiges zugetragen, sondern auch die Sitten und Gebräuche der | Heydnischen Indianer, ihre Abgötterey und Aberglauben, ihre Regiments-Verfassung, | ihre innerliche und auswärtige Kriege, ihr Handel und Wandel, ihre Kranckheiten | und derselben Curen, ihre Art zu begraben, die Früchte, Bäume, Thiere, | Fische u. s. w. so das Land hervor bringet | Desgleichen wie die Verfassung der Mißion in diesem Lande beschaffen, | und wie eine große Menge Einwohner durch den Autorem von dem Heydni- | schen Unglauben zur Christlichen Catholischen Religion bekehrt und | getaufft worden, | Nebst unzehlig vielen andern curiösen und lesenswürdigen Sachen | beschrieben werden | von | P. Antonio Zucchelli von Gradisca, | Predigern des Cappuciner-Ordens in Steyermarck und ehemals | Apostol. Missionario in Congo. | Aus der Italiänischen Sprache in die Hoch-Teutsche übersetzt. | CVM CENSVRA ET APPROBATIONE SVPERIORVM. | Franckfurt am Mayn, Ao. 1715. | Zu finden bey Johann Ludewig Gleditsch | und Moritz Georg Weidemann. | (623 S. und Register.) Eine Ausgabe dieses Buches unter dem neuen lockenden Titel einer Robinsonade (Erfurt 1723) bestätigt Stolles bibliotheca anonymorum et pseudonymorum unter Nr. 2275 und ein Auktionskatalog der Breitkopfschen Buchhandlung in Leipzig vom Jahre 1785 unter Nr. 7263. Georgi, Allgemeines Europäisches Bücher-Lexikon führt eine Ausgabe Leipzig bei Weidemann 1724 an.

2. In Stolles angeführter Schrift steht unter No. 2276: „Robinson (der Schlesische). Sunt qui hunc librum exigui ualoris & commatis, tribuunt Christ. Stieffio, Rectori Gymnas. Elisab. Vratislav."

3. Der Moralische Robinson ist von einem stud. theol. Kettner verfaßt. Kettner schrieb auch „Vertraute Conferentz der Einwohner im Reiche der Todten, über ihre im Reiche der Lebendigen gehabten Fata und Zufälle, Altona 1723" (3 Stücke; ob mehr erschienen?). Er studierte in Wittenberg. „Nachdem derselbe sich von da, allwo er seine Fata gehabt, wegbegeben, hat er ein Weib genommen, und damit sich in Errleben, einem Flecken an den Märckischen Grentzen niedergelassen, bald aber von da sich in das Braunschweigische gewendet." (Die andere Continuation der Gründlichen Nachricht Von denen Journalen, Ephemeridibus, Monatlichen Extracten u. s. w. mitgetheilt von H. P. L. M. Leipzig und Gardelegen, In Verlegung Ernst Heinrich Campen 1724 S. 121). „Der Autor hat den Moralischen Robinson aufgesetzet, um, wie es scheine, sich an diesem und jenem, darüber er doch zum Inspector nicht gesetzet, zu reiben; so läßt sich auch nicht verantworten, wenn man eines und des andern grobe Aufführung in gewissen Städten oder Provintzen gantz einer Commune zuschreiben will. Wittenberg mit seiner Universität, wo der Autor doch studiret, bleibet nicht verschonet; wodurch er etwa seine Unpartheylichkeit entdecken will. Die Reflexiones, so er aus der Moral über diese und jene Sache machet, sind sonst nicht uneben". (ebenda S. 127).

4. In der erwähnten „Andern Continuation" S. 118 wird auch ein „Eilfertiger Robinson" angeführt, dessen Vorhandensein bis jetzt wohl nicht bekannt ist.

Zu Goethes „Laune des Verliebten."

Von Alexander von Weilen in Wien.

Im Jahre 1761 erschien zu Paris ein anonymes Werkchen „Les rêves d'Aristobule, philosophe Grec", das im Jahre 1762 zu Carlsruhe neu herausgegeben wurde. Es erfreute sich großer Verbreitung und Beliebtheit, daher es Garnier noch in seiner großen Sammlung „Voyages imaginaises, Songes, visions et romans caballistiques" im 31. Bande (S. 189—246) mit Lobsprüchen einbegleitete. Der ihm unbekannte Verfasser ist Ph. Ch. Levesque (1736—1812), Uebersetzer Petrarcas und Theophrasts. Im vierten Traume, überschrieben „L'amour", sieht sich der Autor in einer reizenden Gegend, eine schöne Nymphe entflammt sein Herz. Lange wagt er kein Geständnis, aus Schüchternheit, endlich erklären sie sich gegenseitig, aber das junge Glück lassen ihm seine fortwährenden Zweifel, ob sie ihn wirklich liebe, nicht ganz genießen. „Peut on aimer et ne se point tourmenter? ... M'aimes tu? lui disois-je souvent. Peux tu le demander? répondoit-elle. Ne te l'ai je pas assez prouvé! ne te l'ai-je pas assez dit? Ah, m'écriois je, repète le sans cesse, je ne l'aurai j'amais assez entendu. C'est par trop d'amour, que je crains, que tu ne m'aimes moins. Ah qu'il m'est doux de te dicter ainsi que je veux que tu me dises!" Aber noch schwerere Qual ist ihm beschieden. Junge Schäfer dieser Gegenden bemühten sich vergebens um seine Schöne. „Tous l'adoraient et j'étais seul aimé d'elle; mais j'eusse été trop heureux si j'avois pu le croire. Je n'aurois pas voulu qu'elle les regardât, qu'elle leur parlât. Si elle jettait les yeux sur l'un d'eux,

je le regardois à l'instant comme un rival; mais les yeux de ma nymphe retomboient sur moi et j'étois appaisé." Sie braucht nur kurze Zeit abwesend zu sein, so erwacht in ihm der Verdacht, sie treffe mit einem Andern zusammen. Manchmal macht er ihr Vorwürfe, aber immer wurde er von ihren sanften Antworten beschämt, ohne daß sie ihm Ruhe geben konnten. Eines Tages gaben die Schäfer ein Fest, und sie wurde eingeladen: „ah! lui dis-je; tu vas donc t'éloigner de moi? Veux tu que je puisse être tranquille? Tu vas te trouver au milieu de tant de bergers aimables, ils te parleront de leur amour avec tant de chaleur, tant de vivacité! Pourras tu y être insensible? N'y en aura t'il pas un dans le nombre, qui tu croiras sincère? Croire un amant sincère, c'est être prête à l'aimer. Dans les danses que tu vas exécuter, tu seras obligée de caractériser l'amour, ô douleur! tu vas feindre de l'amour pour un autre que pour moi! Un autre verra les yeux se porter sur lui avec tendresse; il te verra par tes gestes, par des pas enseignés par Vénus l'inviter à volupté! L'art seul, que tu possèdes si bien, aura part à tes mouvemens; mais peut être se croir-a-t-il adoré; peut-être osera-t-il . . dieux! je ne puis y penser. Eh bien, viens avec moi, me dit-elle; tu seras plus tranquille: tes yeux seront toujours sur moi, tu éclaireras jusqu'au moindre de mes regards. Que j'aille avec toi! que je me montre à cette fête! que j'écoute les tendres propos que les bergers te vont tenir! que je les voie s'empresser auprès de toi, se disputer ta conquête; l'un prendre ta main, l'autre peut-être oser porter sur ta bouche... j'aimerois mieux tomber dans les enfers! Si tu ne veux point m'accompagner, je n'iroi point, je reste auprès de toi. Que je seroi bien dédommagée des plaisirs de la fête. Crois tu que j'en puisse goûter d'autres que ceux que j'éprouve avec toi? Eh, ne vois tu pas que je suis un insensé? Mes folles craintes t'arrêtent! Va goûter les plaisirs, ils sont tous faits pour toi; n'en prive point les habitans de ces lieux. Va, pars; ils sont déjà tous rassemblés, ils t'attendent et ton retardement porte la tristesse dans tous les coeurs. Pars, je sens à présent que je suis tranquille." Sie geht und läßt ihn in der furchtbarsten Verwirrung zurück. Er malt sich die Untreue seiner Geliebten in den lebhaftesten Vorstellungen aus; er hört Liebesworte, die ihr zugeflüstert werden, er vernimmt ihre zärtliche Erwiderung, er sieht das Paar aus dem Kreise schleichen, das nahe Gehölz aufsuchen . . . so martert er sich, bis sie zurückkehrt.

Daß manche Motive, wie das des Schäferfestes, ja auch manche Stellen des Dialoges, besonders in der fünften Scene (Der junge Goethe 1, 130 ff.) bei Goethe sich auffallend mit dieser Erzählung berühren, liegt auf der Hand. Vielleicht ist auch in Hinblick auf die Charakteristik der Heldin in der Prosaquelle Amine in der ersten Fassung allzu zärtlich ausgefallen, wie Cornelia tadelte (vgl. Rötteken, Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 3, 186). Für den eigentlichen Konflikt konnte Goethe nichts gewinnen, denn der Schluß der Erzählung ist äußerst matt geraten. Nach und nach schwächt sich die Leidenschaft Aristobuls sehr ab, sie konnte sich entfernen, Andere durften sich ihr nähern, ohne daß er ärgerlich wurde. Sie tadelte seine Kälte, bald sah er auch selbst, daß er sie nicht mehr liebe. Beim Erwachen dankt er den Göttern, daß sie ihm die ganze Grausamkeit der schrecklichen Leidenschaft im Traume gezeigt.

Ein Gegenstück zu Mahomets Gesang.

Mitgeteilt von Jakob Minor in Wien.

Im Teutschen Merkur 1774 August S. 152 steht das folgende, mit X unterzeichnete Gedicht:

Der Strom und die kleinen Bäche.

Einst schwoll in breiter Fläche
Ein Strom von fremden Fluthen auf.
Bewundert, sprach der Freche,
Ihr andern kleinen Bäche
Den majestätschen Lauf
Des Königes der Flüsse,
Und huldigt seiner Macht.

Es hörts ein Schmerlenbach und lacht,
Und spricht, du Prahler, wisse,
Du wärest nicht der Fürst der Flüsse,
Wenn wir dich nicht dazu gemacht.

Ein deutliches Gegenstück zu dem Gesang Mahomets im Göttinger Musenalmanach 1774. Unmittelbar darauf folgt im Merkur die Uebersetzung des Beaumarchais'schen Memoires gegen Clavigo, mit W. S. J. unterzeichnet und mit manchen Anklängen an die Uebersetzung Goethes in dem Ende Mai geschriebenen, aber erst im August veröffentlichten Clavigo. Sollte die Uebersetzung aus Goethes Kreis stammen?

Zwei Goethische Lesarten.

Von Jakob Minor in Wien.

1. Zu Faust II.

Zu Faust II V. 5192—5 (1. Akt) verzeichnet die Weimarische Ausgabe (15, 2, 17) die folgende, nur in einer sehr undeutlichen Skizze erhaltene Lesart:

Räzel Spiele Rathen Lamm
Alles war vergebens
Lange suchten wir den Stamm
Eines Lebens.
Phillus (verschrieben für Phallus?) selbst der heilige [oder
den heiligen] Mann.

Düntzer (Zur Goetheforschung, S. 282) findet E. Schmidts Vermutung „Phallus" entsetzlich: „Bei der Art, wie Goethes undeutliche Züge auch in der Weimarischen Ausgabe zuweilen verlesen sind, wäre es nicht unmöglich, daß dieser Niklas geschrieben, da St. Niklas „der heilige Mann" heißt. An manchen Orten wurde der Niklasabend, wie im Norden meist Christabend, auf Veranlassung der Bescheerung gesellschaftlich gefeiert. Wir wissen, daß Goethe den Niklasabend 1781 am Hof zu Gotha sehr lustig verlebte, wo ihm Austern und Punsch bescheert wurde."

Wenn man zu den Augen E. Schmidts ein besseres Vertrauen hat, dann liegt es am nächsten bei dem heiligen Manne an Michael Constantin Psellus zu denken, geb. zu Konstantinopel 1020, gest. ungefähr 1110. Er studierte zu Athen und erwarb sich den Titel Φιλοσόφων ὕπατος. Die Kaiserin Theodora übertrug ihm eine Friedensmission bei Isaak Komnenes und er genoß auch das Vertrauen des Michael Dukas, nach dessen Absetzung er sich ins Kloster zurückzog. In den Memoiren der Anna Komnena, durch die ich auf ihn aufmerksam geworden bin, heißt es (bei Schiller 1, 107 f.) von ihm: „Dieser Psellus war sehr wenig in die Schulen der Gelehrten gegangen, er ersetzte aber den Mangel erworbener Kenntnisse durch sein treffliches Genie, welches er nächst Gott seiner Mutter und der Jungfrau Maria zu danken hatte, vor deren Bilde, in der Kirche des h. Cyrus die erstere ganze Nächte hindurch weinte, und für ihren Sohn Weisheit erbat. Daher kam es denn, daß er für den gelehrtesten Mann seiner Zeit galt, der die griechische und chaldäische Weisheit in ihrem ganzen Umfang kannte." Was Goethe den heiligen Mann sagen lassen wollte, läßt sich nicht erraten. Vielleicht kann man es aus seinen Schriften (De operatione daemonum oder de lapidum virtutibus) erfahren, die mir nicht zu Gebote stehen.

2. Zum Heidenröslein.

Die Lesart in den Blättern von Deutscher Art und Kunst, die noch in Suphans Ausgabe 5,194 im Text steht: „Aber er vergaß darnach" läßt sich durch die folgende Erwägung als Druckfehler für „aber es vergaß darnach" bestimmt nachweisen. Die entsprechenden Verse in Goethes Schriften lauten: „Half ihr doch kein Weh und Ach, mußte es eben leiden". Goethe hat in den früheren Zeilen von dem Röslein immer in dem grammatischen Geschlecht (es) geredet; wenn er hier in das natürliche Geschlecht (ihr) überspringt, so geschieht das bloß, weil ihm sich auch auf den Knaben beziehen ließe, und der Dichter diesem Mißverständnis offenbar vorbeugen will. Darum muß auch an der entsprechenden Stelle der ersten Fassung es stehen.

Der Falke.

Von Jakob Minor in Wien.

Weder bei Ullrich im Literaturblatt für germanische und romanische Philologie (1885 Nr. 11 Sp. 452) noch in R. Anschütz' Erlanger Dissertation (1892) über Boccaccio's Novelle vom Falken finde ich die polnische Version erwähnt, die in den Erzählungen von Lucian Siemienski unter dem Titel: „Das Reh als Eheprokurator" enthalten ist. Vgl. die Uebersetzung von Philipp Löbenstein in Reclams Universalbibliothek Nr. 918 f. S. 197 ff. (Ob die Bearbeitungen in der Bibliothek der Romane, von Josef Richter [Gödeke 5², 318] und Fouqué a. a. O. berücksichtigt sind, kann ich augenblicklich nicht einsehen).

Die zweite Aufführung von Kabale und Liebe in Frankfurt am Main.

Von Jakob Minor in Wien.

Elise Mentzel setzt die zweite Aufführung von „Kabale und Liebe“ in Frankfurt a. M., die bekanntlich in Anwesenheit des Dichters und gelegentlich des Gastspiels von Iffland und Beil stattfand, auf den 2. Mai 1784. (Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst III. Folge, 4. Band, 1893 S. 103 f.). Sie stützt sich dabei auf das Frankfurter Staats-Ristretto vom 7. Mai 1784, das unter dem 4. berichtet: Freitag den 30. April sei Ifflands „Verbrechen aus Ehrsucht“, am 1. Mai Schröders „Väterliche Rache“, am 2. Mai „Kabale und Liebe“ gegeben worden. Hier liegt aber ein Druckfehler vor. Schiller schreibt am 1. Mai in gleichlautenden Briefen, mit denen sich E. Mentzel leider gar nicht auseinandersetzt, an Dalberg und Rennschüb, am Montag sei Kabale und Liebe; also am 3. Mai. Das Frankfurter Staats-Ristretto läßt die Schauspieler am 4. früh morgens abreisen; sie werden nicht einen Tag in Frankfurt verbummelt haben, sondern sogleich nach beendetem Gastspiel abgereist sein. Aus dem bei E. Mentzel S. 107 f. verzeichneten Repertoir ergibt sich nun, daß an Sonntagen auch in Frankfurt nicht gespielt wurde; der 2. Mai ist also schon als Sonntag unmöglich, und die Vorstellung fand, wie Schiller schreibt, am Montag den 3. Mai statt.

Zu den Literaturangaben über Großmann S. 83 verzeichne ich: Julius Duboc's Briefpublikationen, Im Neuen Reich 1879 und in seinen Dramaturgischen Blättern; Akademische Blätter 16 ff.; Schütz' Leben und Briefwechsel 2, 350 f.; Heinemann, Zur Erinnerung an Lessing 166; Knebels Nachlaß 2, 155 ff.; Schröder an Gotter (bei Litzmann) 98. Ueber die Frau: Reinecke, Biographien der Schauspielerinnen, 1, (Kopenhagen und Leipzig 1787).

Aus Briefen von Dorothea Veit an Schleiermacher.

Mitgeteilt von Fritz Jonas in Berlin.

Aus den Briefen Dorothea Veits an Schleiermacher' sind die wichtigsten Stellen gedruckt. Fortgelassen sind fast alle ihre Urteile über Karoline Schlegel sowohl die günstigen am Anfange ihrer Bekanntschaft wie die heftigen und ungünstigen, nachdem Karolinens Verhältnis zu Schelling enger und enger wurde. Seit der Veröffentlichung ihrer Brieffragmente im 3. Bande der Sammlung: Aus Schleiermachers Leben in Briefen, ist die Persönlichkeit Karoline Schlegels durch Waitz' bekanntes Buch „Caroline“ erst in ihrer Bedeutung für die Literaturgeschichte zur Darstellung gekommen, und wie auch das Urteil über sie schwankt und kaum jemand ihr Privatleben zumal in einzelnen Zeitabschnitten wird verteidigen wollen, darin stimme ich Wilhelm Scherer zu, der mit wahrem Enthusiasmus durch ihre Briefe erfüllt wurde: Karoline ist die vollkommenste Verwirklichung des Typus, zu dem sie gehört, des Typus der ästhetischen Frauen aus der Zeit und dem Kreise der Romantiker. Was gehen uns Karolinens Fehler und Verirrungen, namentlich als solche der einzelnen Person an? Aber ihre Talente und ihre eigenartigen Eigenschaften, durch die sie auf bedeutende Männer ihrer Zeit eine nachhaltige Wirkung ausübte und die durch ihre Briefe auch jetzt noch geistvolle Männer, wie Scherer enthusiasmieren konnten, — die machen doch eigentlich ihr Wesen aus und rechtfertigen, daß ihr Bild uns erhalten

bleibe. Ich möchte ein Wort aus einem Briefe Dorothea Veits an Schleiermacher vom 14. Februar 1800 auf Karoline anwenden, das Dorothea damals mit Bezug auf Brinkmann geschrieben hat: „Mit den Fehlern der Menschen geht es mir, wie mit allen Dingen, sie erscheinen in der Entfernung kleiner; die Eigenschaften aber erscheinen wie Himmelskörper in der Entfernung durch den Glanz der Sonne als leuchtende Sterne.“

Scherer freute sich des dem Waitzschen Buche beigegebenen Portraits Karolinens, fügte aber bedauernd hinzu: „Daß ich nichts Genaueres über Gestalt und Gang weiß, ist mir ein wenig fatal.“ Gerade derartige Einzelheiten über Karolinens Aeußeres wie auch Urteile über ihr Wesen möchte ich aus den Briefen Dorothea Veits hier vorlegen, die bittersten Bemerkungen aus der Zeit der nur zu bald erfolgten völligen Entfremdung beider Frauen, die zum Teil den Charakter bösen Leumunds anzunehmen scheinen, übergehe ich.

Einen interessanten Einblick in das Schlegelsche Hauswesen in Jena bietet Dorotheas erster Brief aus Jena vom 11. Oktober, 1799. Hier heißt es:

„Ja Schleyermacher es geht mir wohl. Ich genieße einer schönen Ruhe, mit Geselligkeit verbunden, die Menschen begegnen mir mit Liebe und zuvorkommender Freundlichkeit, ich habe eine schöne Wohnung, kann jeden Augenblick in den schönsten Gegenden spazieren gehen — — kurz denken Sie sich ein recht liebes Leben. Ich bin vom ersten Augenblick an wie zu Hause gewesen, es war nicht einen Augenblick fremd zwischen uns; daher fällt auch die Gêne ganz weg, die ich mir eingebildet habe mit fremden Domestiquen fertig werden zu müssen, sie sind wie meine eigne, und Caroline weiß mit der besten Art von der Welt, das Gouvernement mit mir zu theilen, dadurch daß sie mir eins oder das andre ohne allen Zwang verrichten läßt, so wie Thee machen, Kaffee einschenken, die Stube aufräumen, heraus geben; diese Manier hat mich gleich vom ersten Tage an, wie Mittherrschaft betrachten lassen. Bis jetzt leben wir ganz still unter uns, ich habe noch gar keine Gelegenheit gehabt irgend ein andres Kleid als das gewöhnliche tägliche anzuziehen; und es soll wie man sich vornimmt den ganzen Winter so bleiben, denn Schlegels haben jede Gesellschaft, Club, Concert, und alles öffentliche, aufgegeben. Ein jeder hat sein eigen wohl eingerichtetes kleines Quartier in demselben Hause, wir sind jeder allein, oder man besucht sich auch einander. Schelling ist Mittags Gast. Auf den Abend wird Italiänisch in der Communautät getrieben. Nemlich Dante. — Schlegels sind Meister, wir übrigen die Schüler. Gegen 10 Uhr, ist jeder wieder in seiner Clause. Ticks Gegenwart wird nichts abändern, als daß statt dem Dante, oft irgend eine andre Vorlesung gehalten werden wird.

Caroline ist wirklich sehr liebenswürdig lieber Freund! Wäre sie es auch nur in dieser einzigen Rücksicht, daß sie die Wirthin so leicht, und in einer so angenehmen Manier macht, daß es jedem wohl im Hause werden muß. Sie ist es aber noch in mancher anderen Rücksicht, sie ist dienstfertig, gefällig und unermüdlich es einem jeden Recht zu machen. Sie spricht hübsch, manchmahl mit etwas Pathos, aber in der Gesellschaft zeichnet sie sich eben nicht durch Einfälle oder Witz aus, so wie sie überhaupt sich von ihren eigentlichen Verdiensten nichts merken läßt. Sie ist gewöhnlich in Gesellschaft, wie eine jede andre artige Frau. Von Arroganz habe ich noch nichts gemerkt, das heißt, sie spricht, oder urtheilt nicht leicht von Dingen die sie nicht versteht, obgleich sie oft ein eigenes Urtheil hat, und es zu behaupten sucht. Aber Capricen, und Launen, kommen oft mit einiger Heftigkeit zum Vorschein, doch weiß sie es gleich darauf mit sehr guter Art wieder vergessen zu machen wenn sie etwas hartes gesagt hat. Auch ist sie gar nicht so lebhaft und lustig, als man nach ihren Briefen schließen sollte; ob das nur momentane trübe Stimmung, oder wirklicher Hang zur Schwehrmuth

ist? Das kann ich noch nicht beurtheilen. — Die Levi sagte mir: sie sey sehr hübsch coquette gegen ihren Mann; daß möchte ich wohl folgenderweise einschränken: sie ist sehr coquette! wirklich recht sehr aber doch auch hübsch, das kann man ihr nicht ganz nehmen. Zugleich störte ihr Coquetterie die Gesellschaft nicht, weil sie nicht was man nennt ins blaue hinein coquettirt, sondern irgend einen Zweck zu ihrem End und Ziel macht und wer wäre denn nicht gern discret? da sie so bescheiden ist? Den Fehler der Frauen die so ins unendliche hinein coquettiren, den hat sie nicht, nemlich den: jede andre um sich zu verdunkeln; sie freut sich im Gegentheil mit jedes fremde Verdienst. Auch daß sie sich so in den Geschäfften und im Beruf, und in den Arbeiten des Mannes mischt, ist nicht ganz ihre Arroganz, sondern W. Schuld, der sie nicht selten gezwungen mit hinein mischt. Sie ist nicht schön, aber sehr angenehm und gefällig. Eine Art Gesicht, und sogar eine entfernte Aehnlichkeit von der Madame Waitsch, auch darin, daß sie jugendlicher scheint als sie ist, sie hat braunes Haar, das sie kurz und kraus um den Kopf trägt, sie ist so groß als ich, aber ihre Figur ist feiner und grazieuser. in der Figur und im Blick hat sie etwas von der cidevant Fraenkel, auch Schnitt und Farbe der Augen. Sie kleidet sich simpel aber nett, und in einen recht guten Geschmack; so ist auch die Einrichtung und die Meubles im ganzen Hause, und so der Tisch, nett, reinlich, zierlich und einfach. Da sie sich alles was sie braucht selbst macht, so ändert sie ohne große Kosten ihren Anzug sehr oft, und erscheint immer frisch und niedlich, auch sitzt ihr alles sehr gut. — Von der Gegend habe ich nicht recht viel genießen können des Wetters halber. Heute war ein leidlicher Tag, ich war auch draussen in einen Spaziergang der am Ufer der Saale angelegt ist und der das Paradies heißt. Gegendbeschreibung erwarten Sie wohl nicht von mir, aber sie können denken, was eine angenehme gebirgige Gegend für eine Berlinerin ist! auf dem [Wege] von Leipzig hieher, sind die Gegenden so romantisch und groß, daß ich mir nicht gut denken kann, wie die Schweiz, oder das schlesische Gebürge einem etwas erhabeneres zeigen könnte, und zugleich so lieblich, und wohlthuend. — Jena selbst ist eine häßliche Stadt, aber ich sehe sie nicht viel, wir wohnen alle in einer Art von Hinterhause, alle Fenster gehen nach dem Hofe zu. Ganz unten wohne ich, eine Treppe hoch Caroline, dann Wilhelm und zuletzt ganz in die Höhe wohnt Friedrich. Die Art wie der Ehestand zwischen den beyden existirt, ist (die ewigen ängstlichen Neckereyen und Zänkereyen abgerechnet) recht so wie ich es mir unter gebildeten Menschen denke; nemlich es ist nicht viel vom Sakrament zu merken; sie leben mehr als liebende Freunde zusammen, die freywillig zusammen sind. Mir sind aber die manchmahl gar weit gehenden kleinen Zänkereyen ängstlich, Caroline lacht mich deßwegen aus, aber ich muß jedesmahl fortlaufen wenn so etwas vorkömt."

Hier folgt eine in dem Buch Aus Schleiermachers Leben in Briefen 3, 127 abgedruckte Stelle über Hardenberg und die Klage, daß sie Goethe nicht zu sehen bekomme, der zu niemand als zu Schiller gehe und zu Schiller gehe man nicht. Aus dem Schluß des Briefes führe ich nur noch folgende Stellen an:

„Nachdem man mich schon viele Tage erwartet hatte, kam ich endlich doch unerwartet; aber wie mein Herz immer stärker klopfte, als ich zuerst die Spitzen der Berge sah die Jena einschließen, dann von den Bergen es im Thal lange sah, ehe ich es erreichte und dann das Thor, die Straße, das Haus und ich nun ausstieg und fremd war, und Friedrich endlich die Stufen herab kam, leise und bedächtig, als wäre er gar nicht ungeduldig — dann Caroline mit Freundlichkeit — — es war eine eigne Empfindung . . . Die Fichte habe ich besucht, Gott bewahre uns! wie konnte der Mann seinen Mangel an Poesie so beurkunden! Ehrlich und gutmüthig aber ist sie gewiß."

In Dorotheas nächstem Briefe vom 28. Oktober 1799 findet sich dann über Karoline folgende, ebenfalls ungedruckte Stelle:

„Caroline ist liebenswürdig, und bleibt es, trotz der nähern Bekanntschaft; Ewig Schade daß sie ihr seltnes Talent für die Kunst nicht übt, und mit Ernst bildet. So nimmt ihr aber die schöne Weiblichkeit alle Zeit und alle Gedanken. Im Grunde aber glaube ich nicht, daß sie zu dem Leben, wie es ihr hier angewiesen ist rechte Liebe hat. Ihr Wunsch ist wahrscheinlich, einen glänzenden Weg zu gehen. Sie ist freundlich, und lebhaft, aber nie vergnügt, nie fröhlich. Auch ist oft ein Zerstreut seyn, eine merkliche Abwesenheit in ihrem Wesen merklich ... kurz ich glaube nicht daß sie glücklich ist."

Im Brief vom 16. Januar 1800 heißt es, nachdem von Wilhelm Schlegels Plan gesprochen ist, den Winter, um mit Tiecks zusammen zu sein, in Berlin zu verbringen:

„ob Car[oline] mit nach Berlin kömt, ist äußerst zweifelhaft. Ueberhaupt ergeben sich jetzt Dinge, die der Mund nicht hört, das Herz nicht sieht, kein Auge sagt, und kein Ohr sieht, sagt Zettel."

Und die Nachschrift des Briefes lautet:

„Was in aller Welt werden Sie nur zur Fichten sagen? Schade daß es keine burlescas mehr giebt, er und sie neben einander sind vollkommen italiänische Masken. Sapin et Sapine könnten sie heißen."

Lange währte die Freundschaft nicht: im Briefe vom 14. Februar meldet Dorothea, Karoline gehe mit ihrer Tochter nach Dresden, sie selbst möchte es auch gern: „Eine Hauptursache ist, warum ich jetzt nicht kann: daß zwischen Caroline und Friedrich sich eine gewiße Antipathie entspinnt — — Sie kennen das am Friedrich, es ist das Ungeheuer das ihn mitten aus den Blumen der Freundschaft entgegen fährt — nur daß es dieses mahl nicht der gewöhnliche Frosch der öffentlichen Meynung ist; wir könnten es vielleicht schicklich, eine hurtige Spinne mit künstlichen Geweben nennen, der er ausweichen will."

Und weiter unten heißt es:

„Caroline kömt nicht mit [nämlich mit Wilhelm nach Berlin] sie bleibt in Dresden bis auf weiteres. Warum und wie so Caroline nicht mit Wilhelm reist, ist zu weitläuftig zu schreiben, dieses mündlich!"

In den Briefen aus dem März 1800 meldet Dorothea dem Freunde dann, daß Karoline ernstlich erkrankt sei an einem Nerven Fieber.

„Ich muß also," schreibt sie, „viel um ihr seyn. Und überhaupt geht alles bunt durch einander

Wie Mäusedreck und Koriander.

Zwar dieser Hauptwirrwar verwirrt mich jezt weiter nicht viel, ich schaue sehr vornehm drein, und bin von beyden Parteyen so viel als möglich geehrt, und wohl angesehen."

Von nun an steigert sich die Erbitterung Friedrichs und Dorotheas gegen Karoline und auch gegen Wilhelm, dem sie vorwarfen, er habe Friedrich bewogen, mit Schelling öffentlich zu brechen, dann habe er sich mit Schelling vertragen und Friedrich stecken lassen. Die Berichte Dorotheas werden jetzt so bitter, daß ich keine Freude daran finden könnte, die ganze Misere der Familienzänkerei aufzudecken. Das letzte vielleicht noch leidlich objektiv ruhige Urteil ist wohl im Briefe vom 4. April 1800 zu finden, der so beginnt:

„Mit dem Nervenfieber hat es freylich ein Ende aber Karoline ist doch noch immer bettlägerig und hinlänglich elend, sie leidet an hysterischen Zufällen jezt, und das mit einer so peinlichen Langwierigkeit, daß uns allen beynahe die Geduld dabey vergeht. Die Aerzte können uns nicht Hoffnung zu ihrer völligen Wiederherstellung geben, als bis sie in ein Bad reisen kan, welches in der Mitte

Mays geschehen soll ..... Auch wäre es recht gut wen Caroline fort wäre. Die Verzwicktheit und Verkehrtheit ist gar zu groß, auch kan sie unmöglich dabey wieder gesund werden, ihr Zustand erfordert die größte Ruhe, und wie sollte sie diese wohl erhalten, bey der angestrengten Aufmerksamkeit, den launigen Troz, und die trozige Laune der beyden Männer, auseinander zu halten; mit allen den kleinlichen Absichten und Mühseligkeiten, die ein so häßlich schmuziges Verhältniß notwendig macht? — Mir gebe der Himmel Gesundheit, und erhalte mir die Gabe, meine Verhältnisse gerade, einfach und rein, zu erschaffen, so mag das übrige werden, wie es will und kann!"

Der völlige Bruch konnte nicht ausbleiben; das mag denn noch ein Bruchstück aus dem Brief vom 28. April 1800 darthun:

„Karoline fährt fort krank zu seyn, und zwar hat sie seit länger als 8 Tagen einen Friesel Ausschlag, den die Aerzte als die lezte Crisis angeben, und uns auf dessen Ende vertrösten. Während einige Tage fand ich für gut (nemlich auf F. Zureden) nicht zu ihr hinauf zu gehen, und diesesmahl hatte er Recht. Dies war für mich eine gute Crisis. Es zog eine Erklärung nach sich, die meinen Zustand schon dadurch verbesserte, daß sie es nun wißen, was man mir bieten kann, und was nicht? besonders bin ich auch in dieser Ruhe Zeit mit mir selbst bekannter, und mehr ins Reine mit meinem Gefühl der Nichtachtung gekommen für gewiße Personen. Daß mir diese hier würde beschwerlich seyn, hätte ich nicht gedacht eh ich herkam. — Welch ein barockes Gemisch von Atrocität und Zartgefühl, von absichtlicher List und Gedankenlosen Unverstand! — Der Geliebte, ein hochmüthiger troziger Prahler, den man weis Gott rasend lieben muß, um ihn liebenswürdig zu finden. W. hebt unaufhörlich die Fersen in die Höhe um sich mit Leichtigkeit in den Lebenssattel zu schwingen; ist er aber glücklich hinein, so ist er zu schwerfällig wieder heraus zu kommen; au reste il est fort bon garcon. Es sind nur wie Friedrich sagt, drey Teufel in ihm gefahren; nemlich: der Hofmeister, der Professor, und der Ehemann. Nach dem Bade gehe ich freylich nicht mit; wir wären sehr froh wenn sie nur erst sain et sauf in der Erzbischöflichen Nähe residirte! Das geht aber nicht so leicht als man denkt, weil sie auf Charlotte warten will, um diese zu allerley zu bereden; W. hilft ihr treulich und unterstüzt ihre Gesuche bei Charlotten, Friedrich arbeitet dagegen aus allen Kräften, von allen Seiten wird gerufen: Dazu hast du nicht Recht! — kurz es ist ein rechter Brey."

Schleiermacher scheint diesen Brei auch wenig schmackhaft gefunden zu haben und seine Freundin Dorothea auch auf den auffallend schnellen und schroffen Umschlag ihres Urteils über Karoline hingewiesen zu haben. Sie erwiderte ihm am 15. Mai: „Was mein hartes Urtheil über Carolinens Geist betrifft, darin mögen Sie sehr recht haben; Friedrich meynte es auch. Ich habe im Ganzen geirrt; der Geist war für mich das höchste, nicht der Verstand, den habe ich zu sehr mit der Klugheit verwechselt. Mein eigenes anfängliches Urtheil darf aber nicht gegen mich auftreten; ich war von zu vielen frohen Empfindungen damals überrascht, als daß ich dem Mißtrauen, das mich gleich in der ersten Zeit (gerade über ihren Geist) beschlich, hätte Raum geben sollen. Was mir nicht einleuchten wollte, hielt ich für meine eigne Schwerfälligkeit, und Unverstand; und da ich zugleich mich ihr für ihre Aufnahme verbunden fühlte, so betäubte ich mich selbst gegen jede mißfällige Bemerkung."

Wer will bei so anerkannten Widersprüchen, so verzwickten Verhältnissen und so problematischen Naturen ein sicheres Urteil gewinnen? Ich aber möchte Dorotheens erstes Urteil immer noch für zuverlässiger halten, als das nach erklärter Fehde, wo sie eben Partei ist und parteiisch urteilt.

Recensionen und Referate.

Meyer Erich, Maria Landgräfin von Hessen, geborene Prinzessin von England. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts. Gotha 1894. Fr. A. Perthes.

Das Leben der Heldin dieses Buches fällt in die Jahre 1723—1772, der Schauplatz — ist der Hof Georg II. von England, dessen vorjüngste Tochter die Landgräfin war, Kassel, Göttingen, Kopenhagen, Rinteln und Hanau. Die Landgräfin war mit jenem Erbprinzen von Hessen-Kassel vermählt, der durch seinen Uebertritt zum Katholizismus um die Mitte des Jahrhunderts so viel Aufsehen erregt hat. Sie ward ihrem Gatten frühzeitig entfremdet und ging schon als junge Frau ganz in der Erziehung ihrer drei Söhne auf; von 1754 an, wo dem Erbprinzen die sogenannte Assecurationsakte abgedrungen wurde, hatte der Vater auch nicht den geringsten Einfluß mehr auf die Kinder, in der Grafschaft Hanau führte sie nach dem Tode des alten Landgrafen Wilhelm die vormundschaftliche Regierung für ihren ältesten Sohn und bewies sich dabei als wahre Landesmutter, unablässig bemüht, die Wunden, die der siebenjährige Krieg dem Ländchen geschlagen hatte, zu heilen. Und so steht denn ihre Lebensthätigkeit allerdings in Zusammenhang mit den großen geschichtlichen Ereignissen. Aber nicht dieser Zusammenhang ist es, der ihre Biographie anziehend macht, sondern ihre Persönlichkeit allein, die sich am reinsten in ihrem Verhältnis zu den Kindern darstellt. Einige von den vielen Briefen, die die Landgräfin an ihren ältesten Sohn schrieb, hat schon Bernhardi in der Einleitung zu seiner Ausgabe der Denkwürdigkeiten des Landgrafen Karl (des zweiten Sohnes Marias) mitgeteilt, Meyer schöpft nun mit vollen Händen aus ihnen und was er daraus mitteilt, bildet unserer Meinung nach den Hauptreiz seines Buches: es zeigt in der That „die allgemein menschlichen Empfindungen aller Zeiten in nicht gemeiner Höhe und seltener Reinheit". Für die Zeitgeschichte aber — Kenntnis politischer, literarischer, sozialer Zustände — liefern weder die Briefe der Landgräfin, noch was sonst der Verfasser an ungedruckten und zum Teil noch nie verwerteten Materialien benützt hat, eine nennenswerte Ausbeute, und wir können ihm

darum den Vorwurf überflüssiger Breite nicht ersparen. Wäre uns dieses Lebensbild statt in 351 in 150 Seiten geboten worden, es hätte an Bestimmtheit nichts zu verlieren gebraucht, vielleicht hätte es gewonnen, ein größerer Leserkreis wäre ihm gewiß. Besonders die Kapitel, die von dem Gemahl der Landgräfin handeln, vertrügen eine starke Kürzung, da ja schon vor 24 Jahren Theodor Hartwig diese Persönlichkeit und vor allem die einzig denkwürdige Handlung ihres Lebens, den Religionswechsel, zum Vorwurf eines besonderen Buches gemacht hat. — Von Einzelheiten heben wir eine Schilderung der Frankfurter Krönungsfeierlichkeiten vom Jahre 1764 hervor, die sich in einem der Briefe Mariens S. 326 f. findet: sie ist nicht ganz so bitter und unerfreulich wie die des Reichsritters von Lang, weicht aber doch auch von der behaglich-optimistischen Darstellung Goethes weit ab.

E. G.

Widmann M., Albrecht von Hallers Staatsromane und Hallers Bedeutung als politischer Schriftsteller. Eine literargeschichtliche Studie. Biel, Verlag von Ernst Kuhn. 1894. ℳ 2.40.

An dem Buche Widmanns vermisse ich vor allem eine genügende Durcharbeitung seines Stoffes, eine Fortentwickelung der von ihm aufgestellten Gesichtspunkte und mitunter auch die wirkliche Kenntnis der herangezogenen Quellen. Besonders schwach ist die Einleitung „Zur Geschichte des Staatsromanes". Hier hätte man eine Zusammenfassung der prägnantesten Gruppen der Staatsromane erwartet, wobei sich gemeinsames ihrer Tendenz und ihrem Programme nach ergeben hätte; man hätte auch Gruppen von entschieden didaktischem, andere von vorwiegend satirischem Charakter und solche aufstellen können, die mit dem Reiseroman oder mit dem höfischen Intriguenroman Verwandtschaft zeigen. Oder man hätte den Staatsroman mit Kleinwächter in den volkswirtschaftlichen (kommunistischen, sozialistischen, konservativen) und den politischen scheiden und vielleicht mit Mischler auch noch den anderen Wissenszweigen angehörenden bezw. den rein belletristischen Staatsroman annehmen können. Wäre etwa noch von den einzelnen Romanen oder doch von den einzelnen Gruppen in ein paar Schlagworten Hauptmotive und Tendenz charakterisiert worden, so hätte jede dieser Einteilungen etwas Fruchtbares und Förderndes gehabt. Statt dessen teilt Widmann in den historischen und utopischen Staatsroman ein, ohne damit einen Fortschritt gegen Mohl zu erreichen, der „Schilderungen freigeschaffener staatlicher und gesellschaftlicher Zustände" und „Idealisierung bestehender Einrichtungen" unterscheidet. Auch Widmann wird nicht immer angeben können, wo das frei erfundene (Utopische) anfängt, ein Vorwurf, den Kleinwächter gegen Mohls Einteilung erhebt und den Widmann auch auf Kleinwächter ausdehnen will. Hieran schließt sich eine Aufzählung „historischer Staatsromane", deren Vollständigkeit wir voraussetzen wollen.

Inwieweit die einzelnen Romane sich mehr oder weniger an historische Ueberlieferung halten, wäre, wenigstens als Stichprobe, nachzuweisen; die vagen Angaben auf S. 13 bringen uns nicht vorwärts. Wielands „Goldener Spiegel“ gehört ja gewiß zu jener Gruppe, die Widmann historische Staatsromane nennt. Aber ob man Scheschian, trotz aller Beziehungen, ohne weiters als „historischen Boden“ betrachten kann, bezweifle ich. Desgleichen müßte die Grenze zwischen Staatsroman und Reiseroman genau abgesteckt und festgestellt werden, was zu der einen und was zu der anderen Kategorie gehört und worin beide sich scheiden. Die „Insel Felsenburg“ gehört zweifellos zu den Staatsromanen und zwar, nach Widmanns Terminologie, zu den utopistischen. Es ist nicht einzusehen, warum er gerade hier über Mohl nicht hinausgehen zu müssen glaubt. Ebenso wäre es Sache des Verfassers gewesen, unbekümmert um Mohl und Kleinwächter, mit der „Argenis“ ins Reine zu kommen. Sie gehört, wie er ja ganz richtig andeutet, zu seiner historischen Gruppe der Staatsromane. Die „Argenis“ ist ein Staatsroman, nicht bloß, weil sie unter leicht durchsichtiger Maske bestehende Staatsformen satirisiert (vgl. die neue Uebersetzung von Gustav Waltz, München, Bassermann 1891), sondern ganz besonders wegen der eingestreuten Abhandlungen, die sich mit gewissen, den Staatsromanen typischen Materien, wie Rechtspflege, stehende Heere, Nutzen der Gesandten, Hofgunst und Fürstenfreundschaft u. s. w. beschäftigen. Widmann, der dies ja im großen und ganzen erkannte, wenngleich er, wie eingangs angedeutet, die Romane auf ihre Motive hin nicht durchgearbeitet hat, müßte also die „Argenis“ einfach unter die „historischen Staatsromane“ aufnehmen. Seine Bedenken („das dichterische Interesse überwiegt bei weitem“, „die genannten Abhandlungen könnten sehr gut wegbleiben“) sind nicht stichhaltig; man denke nur an Wielands „goldenen Spiegel“. Auch den Romanen des 17. Jahrhunderts steht der Verfasser etwas unsicher und, dünkt mich, mit einem methodischen Fehler gegenüber. Sind die Romane von Bucholtz, Ziegler, Lohenstein u. s. w. (von Lohensteinischem Schwulst zu sprechen ist nachgerade ziemlich abgebraucht) wirklich keine Staatsromane, so hätte er sich eben nicht mit ihnen beschäftigen dürfen, ohne seine ganze Darstellung zu retardieren; zum mindesten hätten sie weit mehr, als „die Insel Felsenburg“ und „Ardinghello“ in die Anmerkung gehört. Vielleicht wäre dem Verfasser die Stellung dieser „Staats-, Liebes- und Heldengeschichten“ zu der von ihm behandelten Gattung deutlicher geworden, wenn er sich der außerordentlichen Wirkung erinnert hätte, die vornehmlich ein galanter Hofroman, Honoré d'Urfés „Asträa und Seladon“, der 1680 ins Deutsche übersetzt wurde, und mit und nach ihm viele andere auf die Hofkreise ausgeübt haben. Die „Asträa“ bewirkte in Deutschland die Gründung eines Schäferbundes „Akademie der wahren Liebenden“, an dem sich 29 deutsche Prinzen und Prinzessinnen beteiligten. Unzählige Hofintriguen gingen von diesen bald schäferliches, bald kriegerisches Kostume

tragenden galanten Hofromanen und dem Kreise ihrer Autoren und Leser aus, die sich auf alle Länder verteilte. Es ist demnach wohl kein Zufall, wenn in Frankreich und Deutschland auf den lockeren, tändelnden Hofroman, der soviel von den Begebnissen und — Geheimnissen der Höfe verriet, als ihm gut schien, der ernste, lehrhafte, bessernde Staatsroman folgte. — Wichtig ist in diesem Abschnitte eigentlich nur der Nachweis zweier wenig bekannter Staatsromane des 18. Jahrhunderts: eines holländischen, des Friso von Haren, des einzigen in Versen geschriebenen Staatsromanes, und eines deutschen, des Psammetich von Justi. Eine instruktivere Analyse beider wäre sehr erwünscht. Immerhin gelungener als die Einleitung ist jener Teil des Buches, der sich mit Haller beschäftigt, wennngleich er über die Arbeiten Hirzels und Freys nicht allzuweit hinauskommt. Die Frage, ob es sich nicht empfohlen hätte, an Stelle der gedrängten Inhaltsangabe des Usong, die ja an sich die Lektüre des Buches noch keineswegs ersetzt, lieber gleich den Abschnitt „Der politische Teil des Usong" und dessen Resultate folgen zu lassen, sei nur nebenbei aufgeworfen. Gewiß gehört dieser Abschnitt, sowie der folgende „Entstehung" zu den lehrreicheren des Buches; der letztgenannte sollte nur etwas mehr durchgearbeitet sein, anstatt die Briefstellen Hallers und seiner Freunde neben einander abzudrucken. In wieweit den „Quellen" erschöpfend nachgegangen wurde, vermag ich nicht nachzuprüfen; besonders sorgsam ist Widmann auch hier nicht verfahren. Wendungen, wie „Diese Dinge sind zumeist Hallers Zuthaten" oder „So übergeht Haller" u. s. w. haben in einer exakten Quellenuntersuchung nichts zu thun. Es hätte sich empfohlen die „ganze Reihe von Reisewerken", die Haller durchstudiert hat, nicht ganz aus den Augen zu verlieren. Zu den „Ausgaben" bemerke ich, daß die unter 2 angeführte Ausgabe, die Widmann nicht in der Hand gehabt hat, im selben Jahre auch (oder nur?) in Bern, im Verlage der neuen Buchhandlung, erschienen ist. Vermag er für die Ausgabe 5, die er ebensowenig wie 2, 3 und 4 kennt, keinen anderen Beleg als die Briefstelle Hallers an Gemmingen zu bringen, so ist deren Existenz, von der Goedeke nichts weiß, sehr fraglich; die Stelle kann sich auch auf 6 beziehen. Auch von den Uebersetzungen kennt Widmann nur 1. Ungefähr dieselben Mängel, wie die Behandlung des „Usong" zeigt die des „Alfred" und des „Fabius und Cato." Bei der Besprechung des neuerwachten Interesses für das „Nordische" zu Anfang der siebziger Jahre hätte wohl Gerstenberg, über dessen Stellung zu diesem Stoffkreise wir eine Untersuchung zu erwarten haben, nicht vergessen werden sollen. Sehr leicht hat sichs der Verfasser mit den Quellen zu „Alfred" gemacht. Mit allgemeinen Wendungen, wie „ausgiebig benützt", „nicht viel anderes, als ein Auszug" kommen wir nicht viel weiter. „Fabius und Cato" ist am sorgfältigsten behandelt, nur wird wiederum das Quellenstudium als ein „umständliches und wenig dankbares Unternehmen" vernachlässigt, während doch schon der kurze und sehr primitive

Versuch eines Vergleiches mit Montesquieu dem Verfasser eine bessere Meinung über die Fruchtbarkeit solcher Untersuchungen hätte beibringen können. Der Abschnitt „Haller als politischer Schriftsteller" könnte als ein gelungener bezeichnet werden, ließe der historische Sinn des Verfassers nicht manches zu wünschen übrig. In breiter Weise wird dargethan, daß Hallers Romane nicht nur in seinem „politisch veranlagten Geist wurzelten", sondern daß die herrschenden Zeitverhältnisse des vorigen Jahrhunderts „an der Entstehung der Romane natürlich ebenfalls ihren Anteil" hätten; Josef II., Friedrich d. Gr., Montesquieu und Rousseau werden wie neu gefundene Faktoren in Rechnung gestellt, während man doch dem Literarhistoriker die Kenntnis dieser Verhältnisse ohne weiteres geglaubt hätte. Von diesem methodischen Fehler abgesehen, sind aber die einzelnen Züge, die Haller für seine Romane von den europäischen Potentaten und Regierungen entlehnte, die bis ins Einzelne nachgewiesene Beeinflussung durch die französischen Physiokraten, besonders durch Montesquieu, glücklich herausgehoben, wobei freilich die Vorliebe des Verfassers für den Abdruck und die Gegenüberstellung ganzer Absätze sich wieder bemerkbar macht. Dilettantisch erscheint, um auch einmal eine Einzelheit der Darstellung zu berühren, die Behauptung: „Mit Montesquieu und Rousseau nennt man gewöhnlich auch Voltaire in einem Atemzuge", worauf der Verfasser es für notwendig hält, darzulegen, warum er hier von dieser Gewohnheit abgehe. Im ganzen begnügt sich der Verfasser, das Verhältnis zu Montesquieu und zu Rousseau herauszuarbeiten, einzelne Parallelstellen aus Fénelon und Iselin zu citieren und einige Stichproben inbezug auf Mirabeau und K. F. Moser zu versuchen. Recht oberflächlich ist die Beurteilung von Wielands „Goldenem Spiegel", der sich angeblich „mit diesen Dingen mehr spielend beschäftigt" und von Engels „Fürstenspiegel". Ich würde dieses Buch weit lieber eine Sammlung von Flugblättern gegen den Despotismus, durch praktische Beispiele unterstützt, als mit Widmann eine „Musterkarte von Anekdoten aus dem Leben von Monarchen und Ministern" nennen. Die „Schwäche" des Werkes will ich vorläufig dahingestellt sein lassen. Am besten kennt sich der Verfasser offenbar in seinem Kapitel: „Hallers Verhältnis zum aristokratischen Regiment in Bern" aus. Der historische Exkurs über Bern hat absoluten Wert, die gesellschaftlichen, politischen und Theaterverhältnisse, wie sie in den sechziger und siebziger Jahren in Bern bestanden und sich in den Romanen Hallers wiederspiegeln, sind deutlich und nutzbringend herausgehoben. Hier hätte das Buch schließen können: Der folgende Absatz „Die literarischen Vorbilder der Romane und Wielands ‚Goldener Spiegel'" bringt nicht nur die gewohnten konventionellen Urteile über Wieland, sondern auch den Beweis, daß der Verfasser auch Dinge in den Bereich seiner Betrachtungen zieht, deren thatsächliche Kenntnis ihm offenbar abgeht. Wie kommt er dazu, in Marmontels „Belisaire", dem er ja meinetwegen

„Rhetorik und oberflächliche Eleganz der französischen Bildung", „schwülstige und sentimentale Partien" u. dgl. zum Vorwurfe machen mag, „Schilderungen frivoler Liebesscenen" zu finden? Weiß er nicht (mir ist die Wiener Ausgabe von 1767 und die wörtliche Leipziger Uebersetzung von 1770 zugänglich), daß den akademischen Unterredungen des Justinian und des Belisaire, die er „rhetorisch und schwülstig" nennt, auch nicht ein Hauch von Frivolität anhaftet und daß darin auch kein irgendwie frivoles oder erotisches Thema angeschlagen wird, daß außer der sterbenden Gattin des Belisaire nur noch als einziges weibliches Wesen ganz episodisch die Tochter Eudoxia, die empfindsame und tugendhafte Pflegerin ihrer Eltern auftritt, die schließlich von ihrem Vater dem nicht minder empfindsamen und tugendhaften Tiber zur Ehe gegeben wird? Derartige kühne Behauptungen, für die Widmann den Wahrheitsbeweis kaum erbringen dürfte, schädigen naturgemäß den Kredit des ganzen Buches. Endlich folgt noch ein Abschnitt „Die Hauptgedanken der Romane", der nur schon gesagtes wiederholt und bei zweckmäßigerer Abfassung der früheren Abschnitte ganz gut hätte wegbleiben können, ein zweiter „Die Aufnahme der Romane durch die Zeitgenossen", der die im 18. Jahrhundert allgemein üblichen überschwänglichen Anerkennungsschreiben der Freunde und die zumeist abfälligen Urteile der Kritik zusammenstellt und ein ziemlich nichtssagendes Schlußwort über „Die Bedeutung der Romane". Alles in allem läßt Widmanns Buch reichlich Raum für eine erfolgreichere einschlägige Bethätigung.

Prag. Rudolf Fürst.

Litzmann B., Friedrich Ludwig Schröder. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Theatergeschichte. Erster und zweiter Teil. Hamburg und Leipzig. Leopold Voß. 1890 und 1894.

Wenn irgend etwas davon zeugt, daß unsere literargeschichtliche Forschung noch gesundes Blut in sich hat und fähig ist, mit dem wirklichen Leben der Gegenwart Schritt zu halten, so ist es das fröhliche Erwachen einer wissenschaftlichen Theatergeschichte. Lange genug hat unsere Literaturgeschichtsschreibung auf dem Standpunkte der Stubenwissenschaft verharrt und das gedruckte Buch zum ausschließlichen Gegenstande ihrer Liebe gemacht, während sie an den kräftigen und lebensvollen Aeußerungen des dargestellten Kunstwerks mit naserümpfender Verachtung vorüberging. So war denn geraume Zeit hindurch die Theatergeschichte eine unbestrittene Domäne des Dilettantismus, dessen Saat schließlich so üppig ins Kraut schoß, daß es bald anfing bedenklich zu werden. Die Gründe aufzuzählen, weshalb dem jetzt anders geworden ist, würde uns zu weit führen; unter denjenigen Einwirkungen aber, die unmittelbar aus dem Leben heraus zu dieser Aenderung beigetragen haben, möchten wir doch den kräftigen und gesunden Einfluß Richard Wagners erwähnen, der die Bühne zu erneuter hoher Bedeutung

erhoben und damit die Stellung der Nation zum Theater wesentlich verschoben hat. Wir haben allen Anlaß, uns darüber zu freuen, daß unsere Wissenschaft diese Schwenkung der öffentlichen Meinung gegenüber der darstellenden Kunst mitgemacht hat und schulden denjenigen Dank, die das Signal dazu gegeben haben. Unter ihnen nimmt Litzmann eine hervorragende Stelle ein.

Als vor nunmehr vier Jahren der erste Band seiner Schröder-Biographie erschien, mag wohl hie und da die Frage nach der Existenzberechtigung des Buches aufgeworfen worden sein. Besitzen wir doch gerade von Schröder ein Lebensbild von der Hand eines Zeitgenossen, dem sich an Umfang und Reichhaltigkeit des Materiales wenige theatergeschichtliche Werke vergleichen können: die Biographie von F. L. W. Meyer von Bramstedt. Aber schon auf dem Titelblatte seines Buches hat Litzmann allem Widerspruche die Spitze abgebrochen: wenn Meyer seine Schrift einen „Beitrag zur Kunde des Menschen und des Künstlers" nennt, so soll Litzmanns Werk vielmehr als „Beitrag zur deutschen Literatur- und Theatergeschichte" gelten. In seiner Vorrede spricht er es dann noch deutlicher aus, daß er Schröders Stellung in und seine Beziehungen zu den literarischen Fragen und Bewegungen seiner Zeit zum Kern- und Ausgangspunkte seiner Darstellungen genommen habe. Daß er sich die Vorteile eines reicheren Materiales und größerer Objektivität als sie dem Freunde und Zeitgenossen zu Gebote stehen konnten, gleichfalls zu nutze gemacht hat, versteht sich wohl von selbst.

Litzmann ist seinem Programm durchaus treu geblieben, ohne deshalb im geringsten einseitig zu werden. Im Gegenteil ist seine Schilderung von dem Leben und Treiben des Schauspielervölkchens so anziehend, munter und farbenreich wie man es nur wünschen kann. Mit sorgsamer Liebe folgt er den Spuren von Schröders Mutter und von Ackermann von dem Augenblicke an, wo das Paar zum erstenmal bei Schönemann die Bühne betritt, und gibt damit, wie unwillkürlich, aber doch mit vollstem Bewußtsein, eine ganze Entwickelungsgeschichte der deutschen Schauspielkunst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts im kleinen. Die Wechselbeziehungen zwischen Literatur und Theater werden überall deutlich hervorgehoben, ohne daß sie jemals überschätzt würden. Besonders fein, namentlich in ihrer sicheren Durchführung, erscheint mir hiebei Litzmanns Beobachtung, wie neben dem Wechsel des literarischen Geschmacks auch Ackermanns menschliche und künstlerische Individualität der Entwickelung eines eigenartigen realistischen Stils bei seiner Truppe Vorschub leistet; so etwas findet der bloße fleißige Arbeiter niemals heraus, sondern nur derjenige, der zu beobachten und wirklich zu schauen versteht. — Wenn Litzmann hie und da etwas weitschweifig wird, so mag die verführerische Anziehungskraft seines Stoffes daran Schuld gewesen sein; auf so lange Exkurse aber, wie er sie uns gelegentlich des Aufenthaltes von Ackermanns Truppe in der Schweiz bietet, hätte er füglich verzichten können. Aehnliches kommt übrigens auch im zweiten Bande

vor: die Würdigung Richeys, Brokes' und Hagedorns daselbst ist zwar an sich vortrefflich, überschreitet aber doch wohl die Grenzen des Notwendigen um ein Beträchtliches. —

Daß Schröder als ein echtes Theaterkind aufwuchs, hat Litzmann die Aufgabe erleichtert, seine Lebensschicksale mit der Entwickelungsgeschichte des deutschen Theaters zu verknüpfen; allerdings ist diese Erleichterung nur scheinbar: Schröders inneren Entwickelungsgang gerade in seinen Knabenjahren verständlich zu machen, konnte einzig einem fertigen Psychologen gelingen. Aber auch als solcher hat sich Litzmann glänzend erwiesen: ohne daß er, wie sein Vorgänger Meyer, schönfärbte oder die Thatsachen verdunkelte, vermag er uns die Verirrungen des verwahrlosten Knaben verständlich zu machen und eben darum verzeihlich erscheinen zu lassen. Auch wie der Jüngling dazu kommt, sich vor allem der Tanzkunst zu widmen, wird sorgfältig nachgewiesen, desgleichen seine wachsende Zuwendung zur wirklichen Kunst, zu welcher vor allem Ekhofs Beispiel zum Sporn wurde. Merkwürdig ist nur, daß im ganzen Verlaufe des Buches nicht ein einzigesmal auf den inneren Zusammenhang von Schröders Tanzkunst mit der starken Entwickelung seiner mimischen Fähigkeiten hingewiesen wird. Daß hier aber wahrscheinlich eines aus dem andern hervorgegangen ist, dafür sprechen mehrere Beispiele aus der Gegenwart.

Wie Litzmann im ersten Bande die Aufgabe zu lösen hatte, uns seinen Helden durch allerlei Irrungen und Wirrungen hindurch verstehen zu lehren, so hat er dagegen im zweiten mit Recht vor allem auf das überaus Klare, man möchte fast sagen Planvolle, in Schröders fernerer Entwickelung hingewiesen. Wie der Tänzer zum komischen Darsteller und dieser wieder zum tragischen ganz allmählich heranreift, das führt er uns eben so einfach wie überzeugend vor. Seine enge Fühlung zur zeitgenössischen Literatur wird zum Teil aus seiner Direktionsthätigkeit hergeleitet, ohne daß sein eigenes Urteil oder wesentliche persönliche Einflüsse, wie der Bodes, übergangen würden. So sehen wir denn Schröder immer mehr der Hauptaufgabe seines Lebens, der Einführung Shakespeares auf der deutschen Bühne, entgegenreifen.

Daß Litzmann diese künstlerische That seines Helden am eingehendsten und sorgfältigsten gewürdigt hat, versteht sich von selbst, und gerade hier erweist er sich als sicheren Beurteiler. Die Schröderschen Bearbeitungen Shakespearischer Stücke sind ihm ebensowenig die elenden Verballhornungen, als welche sie uns heute erscheinen müssen, wie die „Verbesserungen“, wofür die Zeitgenossen sie hielten; sie zu erklären und aus den Zeitumständen verstehen zu lehren, betrachtet er einzig als seine Aufgabe. Vor allem ist ihm der Beweis dafür, daß Schröder trotz aller Mängel seiner Ueberarbeitungen den meisten seiner Zeitgenossen im Verständnis des großen Briten voraus war, vortrefflich gelungen: die Gegenüberstellung Brockmanns, welcher den

Hamlet im Geiste Sternes (!) auffaßte und Schröders, der sich in derselben Rolle unserer Auffassung auffallend näherte, ist ungemein lehrreich zum Verständnis der „Aufnahme" Shakespeares in Deutschland. So liebevoll aber Litzmann die Stellung seines Helden zu Shakespeare darstellt, so geht er doch durchaus nicht darauf aus, ihn um jeden Preis zu rechtfertigen. Seine Mißgriffe in der Wahl der aufgeführten Stücke (Richard II., Heinrich IV., Maß für Maß) werden ebenso richtig hervorgehoben wie seine Irrtümer in der Darstellung. Noch etwas stärker hätte das ganz Vereinzelte von Schröders Versuchen hervorgehoben werden können; auch vermißt man schmerzlich eine kurze Darstellung der unmittelbaren Wirkung seines Experimentes. Wir finden plötzlich seinen Hamlet oder Lear in Berlin, Gotha, Wien, München und Mannheim auf der Bühne, ohne über die Ausdehnung und Art dieser überraschenden Verbreitung der Stücke so recht ins Reine zu kommen.

Mit vieler Liebe sind eine Reihe von Nebenfiguren herausgearbeitet: wer in Zukunft über Ekhof oder die Mad. Hensel eingehende Belehrung sucht, dem kann man nur raten, zunächst Litzmanns Schröder aufzuschlagen. Die dilettantische, schon wegen ihres fürchterlichen Stiles ungenießbare Biographie Ekhofs von Uhde (im 4. Bande von Gottschalls Neuem Plutarch) ist gerade im wesentlichsten Punkte, in der erschöpfenden Charakteristik des Altmeisters von Litzmann weit überholt. Daß sich dabei in Ekhofs Charakter mehr unsympathische Eigenschaften gefunden haben, als man bisher hat glauben wollen, ist ein Ergebnis, an dem sich nicht wird rütteln lassen; in Ekhofs letzten Lebensjahren, während seiner Tätigkeit bei Seylers Truppe und am Gothaischen Hoftheater, traten seine Fehler wohl nur deshalb weniger auffällig hervor, weil er damals den Theater-Pabst in optima forma machen und seinen Herschgelüsten wie seiner Rollensucht ungestört nachgehen konnte. -- Mit Recht wird hervorgehoben, daß nicht nur sein, sondern auch der Mad. Hensel Können wesentlich im Deklamatorischen lag. Ueber die Befähigung der Hensel zur Tragödie scheinen mir dagegen die Akten noch nicht geschlossen zu sein; auch kann ich Litzmanns Ansicht nicht unbedingt beistimmen, daß Lessing sie in der Dramaturgie versteckt getadelt habe. In der „Würdigung" ihrer menschlichen Untugenden hat aber Litzmann gewiß nicht übertrieben.

Mit fast künstlerischer Vollendung sind zwei Frauengestalten geschildert, die in Schröders Leben wichtige Rollen spielen: seine Geliebte Susanna Mecour und seine Stiefschwester Charlotte Ackermann. Die halbverschollene Mecour mußte überhaupt erst zu neuem Leben erweckt werden; Meyers orakelhafte Angaben über sie bedurften teils der Deutung, teils der Berichtigung. Diese Mühe hat sich aber verlohnt: es hat sich herausgestellt, daß die sympathische Schauspielerin auf Schröders Charakter- und Geistesentwickelung einen ganz hervorragenden Einfluß ausgeübt hat. — Charlotte

Ackermanns frühes und tragisches Ende hat eine ganz neue Beleuchtung erfahren, und wenn auch Litzmanns Untersuchung darüber mit einem Fragezeichen schließt, so gewährt sie doch einen ungleich tieferen Einblick in die Verhältnisse als Meyers absichtlich verschleiernde Darstellung. Mag ein Selbstmord vorliegen oder nicht, soviel ist gewiß, daß ihr Tod sich aus der herben Charakter-Veranlagung der Schröder-Ackermannischen Familie und den daraus erwachsenen unerquicklichen Verhältnissen erklärt.

Den Apparat zu seiner Arbeit, den Litzmann ursprünglich seinem Werke anhängen wollte, beabsichtigt er jetzt, soweit er allgemeineres Interesse beanspruchen kann, in einem besonderen Hefte seine „theatergeschichtlichen Forschungen“ zu veröffentlichen. Ich für mein Teil bedaure dies und kann Litzmanns Ansicht nicht teilen, daß die bisherigen Anmerkungen zu seinem Buche den Fachmann ohnedies genügend über seine Quellen unterrichteten; wenigstens für den ersten Band trifft das gewiß nicht zu. — Rühmlich hervorgehoben zu werden verdient die glänzende und abgerundete Form von Litzmanns Darstellung; das ist wirklich einmal „fröhliche Wissenschaft“! Nur seine Neigung zum bildlichen Ausdruck hätte er etwas beschränken dürfen. Wenn jedem Erfolg- oder Mißerfolghaben ein „Lächeln des Glücks“ oder ein „Schiffbruchleiden“ entspricht, wenn der Theaterdirektor stets „in die Campagne zieht“ oder „auf der Kommando-Brücke steht,“ so wirkt das auf die Dauer ermüdend und man sehnt sich nach dem nüchternen Alltags-Ausdruck. Doch vermag dieser kleine Mangel natürlich nicht den Wert des Werkes zu beeinträchtigen.

Den Schlußband der Schröder-Biographie, welchen Litzmann in baldige Aussicht stellt, werden wir freudig willkommen heißen.

Leipzig. Rudolf Schlößer.

Filtsch E., Goethes religiöse Entwickelung. Ein Beitrag zu seiner inneren Lebensgeschichte. Perthes. Gotha 1894. M. 5.

„Wie diese treue liebe Seele von ihrem Glauben voll, der ganz allein ihr selig machend ist, sich heilig quäle, daß sie den liebsten Mann verloren halten soll“ — das ist Handlung und Inhalt des ganzen Buches. Der Autor ist ein evangelischer Pfarrer von ausgesprochen liberaler Richtung; es kann ihm doch nicht genügen, Goethe in dem Sinn einen Christen zu nennen, wie er es zweifellos war: als einen Mann, der die höchste Tugend der Ehrfurcht vor allem auch der Offenbarung Gottes im religiösen Gemüt entgegenbrachte und seine Verehrung für alles Schöne und Große vor Christi Lehre und Erscheinung selbstverständlich nicht Halt machen ließ. Nur dann zieht er sich auf den Standpunkt zurück, schon damit Goethes Christenthum ausgemacht zu halten, wenn er heftigen Aeußerungen des Dichters wehrlos gegenübersteht (S. 136, vgl. S. 239 u. ö.); überall sonst bemüht er sich, darüber hinaus ein engeres Verhältnis Goethes zu dem

Lehrinhalt der christlichen Religion zu erweisen. Es geht dabei nicht ohne bedenkliche Interpretationskünste ab, indem Stellen von unerwünschter Gesinnung wie die Worte des Prometheus lediglich als „Stimmungsbilder" aufgefaßt werden (S. 69) oder gar nur als „Aeußerungen von Geistreichigkeit" (S. 202), jede christlich gefärbte Meinung auch nur einer so individuellen Gestalt wie der „schönen Seele" Frl. v. Klettenberg dagegen für Goethes eignes Gefühl in Anspruch genommen wird (S. 191). Dabei faßt Filtsch den springenden Punkt meines Erachtens einmal völlig richtig, wenn er erklärt, Goethe habe „die Einzigartigkeit Christi auf einem andern als dem rein religiösen Gebiet" bestritten und den Unterschied des in Christo zu findenden Heils von dem anderer Söhne Gottes nur als einen Unterschied des Grades, nicht der Art anerkannt (S. 133). An eben diesem Punkt hätte Filtsch am besten einsetzen können, um eine wirkliche Entwickelungsgeschichte des religiösen Bewußtseins bei Goethe zu gewinnen, während man nun bei seiner annalistischen Aufzählung aller irgend einschlagenden Aeußerungen eine „Entwickelung" kaum bemerkt; obendrein wird die Uebersicht durch Wiederholungen erschwert (S. 242 und S. 283 werden die gleichen Verse angeführt u. a.). Jener Punkt aber wäre am besten geeignet, die Windungen und Wandlungen in Goethes Stellung zur Religion und zum Christenthum insbesondere abzumessen. Denn von hier kommen wir mit Einem Schritt in das Allerheiligste seiner Gedankenwelt: zu der tiefen Allliebe seines Herzens. Goethes „Toleranz" hat nichts von dem leicht peinlichen Beigeschmack einer mitleidigen Erlaubnis, sie beruht vielmehr auf seiner Ueberzeugung, daß Alles voll sei des Gottes. Kein Frommer hat eine lebhaftere Vorstellung von der Allgegenwart Gottes gehabt. Deshalb widerstrebte es ihm, nach Art des Rationalismus überall nur Menschenwerk zu sehen; deshalb widerstrebte es ihm aber auch erst recht, ungeheure Teile der Menschheit und der Weltgeschichte durch eine tiefe Kluft von der allein gottbegnadeten Christenwelt getrennt zu glauben. Weil aber jene Liebe aus dem Herzen kam und nicht aus dem Verstand, deshalb kannte sie auch Unterschiede. Eine gewisse Antipathie gegen den Katholicismus ist schwerlich abzustreiten, wenn man auch in des Verfassers Ausführungen, so bald er hierauf zu sprechen kommt, die Milde des Urteils schmerzlich vermißt, die er selbst an dem Dichter rühmt („die innere Unwahrheit des katholischen Kultus" S. 152, „Roms hierarchische Verdummungspolitik und aller geschmackloser Brauch und Widersinn in seinem Kultus" S. 179, vgl. S. 154 u. ö., besonders auch S. 189 Anm.). Diese Antipathie hat Goethe aber nicht gehindert, die katholische Lehre von den Sakramenten zu verteidigen (vgl. S. 243), und in der „Natürlichen Tochter" sowie im Schluß des „Faust" den religiösen Typen eine specifisch katholische Färbung zu geben. Denn er sah eben in den Hauptgestaltungen der Religion überhaupt, und wieder in denen des Christenthums nur verschiedene Versuche der Menschennatur zu demselben Ziel hin, alle irrend, aber alle der Erlösung

fähig. So stellen die „Geheimnisse" die Religionen neben einander, so der „Ewige Jude" katholische und protestantische Geistlichkeit:

Reformation hätt ihren Schmaus
Und nahm den Pfaffen Hof und Haus,
Um wieder Pfaffen nein zu pflanzen,
Die nur in allem Grund der Sachen
Mehr schwätzen, weniger Grimassen machen.

(Filtsch S. 71 übergeht diese bezeichnende Stelle.) Jeder Form des religiösen Triebes gestand Goethe besondere Blüthezeiten, gestand er eigene Begabungen im Guten und Schlimmen zu. Während dies aber der Untergrund all seiner Meinungen über Religion blieb, trat doch später ein zweiter Hauptgedanke modificierend hinzu: die Idee der aufsteigenden Entwickelung. Unter Mitwirkung Herders wird seit der italienischen Reise der in seiner vollen Stärke von Goethe erst jetzt gewonnene Begriff des Klassischen auf die christliche Religion angewandt. Von der historischen Betrachtung aus kehrt so der Dichter zu der „Einzigkeit" des Christentums zurück, die in den Frankfurter pietistischen Tagen ihm selbstverständlich gewesen, nachher ihm verloren gegangen war. Am stärksten accentuieren diesen Standpunkt die „Wanderjahre".

Und so finden wir auch hier, daß Goethe, was er von seinen Vätern ererbt hat, in langer Lebensarbeit erwirbt, um es dann im Alter in Fülle zu haben. Wie lehrreich wäre dies im Einzelnen zu zeigen gewesen! Weit über die literarhistorische Bedeutung heraus hätte die Schrift unseres Verfassers Wichtigkeit gewinnen können, wenn er ganz objektiv eine Religionsgeschichte Goethes gegeben hätte. Was erhält sich von dem durch Tradition Ueberkommenen? und wie lange das Einzelne? Wann starb etwa der Glaube an Gebeterhörung ab, den Filtsch (S. 191) so unwahrscheinlich lang aufrecht erhalten will? Und anderseits: aus welchen Gebieten drang Neues in Goethes religiöse Empfindungen ein? Am besten thäte man, dies in Form einer Dogmatik mit Belegstellen für Goethes Hauptperioden zusammenzustellen — keine schwere und eine gewiß sehr belehrende Arbeit. Aber in Filtsch ist doch der Apologet zu mächtig: wie er sich auf jede Andeutung specifisch christlicher, specifisch lutherischer, specifisch liberal-evangelischer Meinung stürzt, verwirrt er sich selbst den Pfad und übersät ihn mit zerbrochenen Aesten und abgerissenen Blättern. Eine fleißige, wenn auch nicht immer kritische Belegsammlung, eine mit herzlichem Anteil, aber mit geringem schriftstellerischen Geschick (mißverständliche Sätze z. B. S. 34, 335) geschriebene Verteidigung Goethes gegen orthodoxe Angriffe, ein erfreuliches Zeugnis für Goethes lebendiges Fortwirken unter den deutschen Pionieren in „Halbasien" können wir in dem Werkchen dankbar begrüßen; zu Goethes innerer Lebensgeschichte aber bringt es (selbst in dem kurzen Ueberblick S. 357 f.) fast nur Bausteine und auch die nicht immer glücklich behauen. Vielleicht

betrachtet der Verfasser selbst diese Studien nur als Vorarbeit; er könnte auf sie ein sorgfältiger ausgearbeitetes und — kürzer gefaßtes Schriftchen setzen, dem wir mit Anteil entgegensehen möchten. —

Von Einzelheiten heben wir den hübschen Einfall hervor, daß Goethe mit besonderer Absicht „Pandora" an den Schluß seiner Ausgabe gestellt habe (S. 255); nicht übel ist der Vergleich Lavaters mit Jules Verne (S. 49); mißglückt sind die Ausführungen über die religiöse Stimmung im „Werther" (S. 54), irrig die Datierung der „Natur" auf 1824 (S. 43 Anmerkung).

Berlin. Richard M. Meyer.

Neue Faustschriften. 1) Faust von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von K. J. Schröer. Erster Teil. Dritte, durchaus revidierte Auflage. Leipzig, O. R. Reisland 1892. — 2) Goethes Faust. Edited by Calvin Thomas, Professor of Germanic Languages and Literatures in the University of Michigan. Volume I: The First Part. Boston, U. S. A.: D. C. Heath & Co., Publishers, 1892. — 3) Goethes Faust. Von Kuno Fischer. Dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage. Zwei Bände. Stuttgart 1893. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger. 8 M. — 4) Goethes Faust als einheitliche Dichtung erläutert von Hermann Baumgart. Erster Band. Königsberg in Pr. Verlag von Wilh. Koch. 1893. 4 M. — 5) Goethes Faustdichtung in ihrer künstlerischen Einheit dargestellt von Veit Valentin. Berlin, Verlag von Emil Felber. 1894. 5.40 M.

Unerschöpflich ist der Stoff, den Goethes Faust der Betrachtung und Auslegung darbietet. Nicht allein wegen der Fülle der ästhetischen, philosophischen und philologischen Probleme, die ja schließlich doch alle ihre Lösung finden oder als unlösbar erkannt werden müssen, sondern weil jede neue Generation zu dem Gedicht eine andere Stellung einnimmt, weil mit der Veränderung der Anschauungen auch die Betrachtungsweise und die Auffassung des Ganzen wie der Einzelheiten unaufhörlich wechselt.

Die jüngsten Phasen der Faustforschung geben von diesem Wandel deutliches Zeugnis. Seitdem, vornehmlich durch Wilhelm Scherers mächtigen Einfluß, die Goethe Wissenschaft in erster Linie Goethe Philologie geworden war, herrschte etwa ein Jahrzehnt hindurch die von ihm begründete Methode vor. Trotzdem eines der wichtigsten ihrer Ergebnisse, die Hypothese des Fausts in Prosa, von vornherein vielfach angezweifelt und schließlich durch den glücklichen Fund des Urfausts im Jahre 1887 widerlegt wurde, gab doch gerade diese Entdeckung zusammen mit der Publikation des gesamten handschriftlichen Materials in der Weimarer Ausgabe der Arbeit im Sinne

Scherers neue Nahrung; denn nun war es möglich, das, worauf er besonders hingestrebt hatte, die innere Entwicklungsgeschichte des Faust, mit weit höherer Sicherheit festzustellen, als zuvor. Noch einmal trat eine Hochflut von Untersuchungen auf, die, vornehmlich mit den Mitteln der Stilkritik arbeitend, das Werden des Gedichts festzustellen suchten. Aber nur ein geringer Teil ihrer Ergebnisse konnte den Unbefangenen befriedigen, vor allem weil die Gleichsetzung von Stilwechsel und verschiedener Entstehungszeit, wie andrerseits von Stil- und Zeitgleichheit sich bei tieferer Erkenntnis von Goethes Schaffen gerade bei diesem Dichter als unzuverlässige Grundlage erwies.

Das Jahr 1890 brachte aus dem Munde von Erich Schmidt, dem Schüler und Nachfolger Scherers, das unumwundene Eingeständnis dieser Thatsache. Damit war diese Periode der Faustforschung in der Hauptsache abgeschlossen und es hat nun eine neue begonnen, deren Aufgabe es sein muß, die ästhetische und philosophische Methode, wie sie vor Scherers Einwirkung herrschte, in strengerer Weise als früher und in engster Verbindung mit der Textgeschichte fortzuführen. Die Errungenschaft des verflossenen Jahrzehnts ist die Ueberzeugung, daß alle Faustarbeit, mag sie auch mit ihrem Haupte in den Wolkenhimmel der Spekulation hineinragen, mit festen Füßen auf dem Boden der philologischen Kritik stehen muß. Hinzu tritt nun die Forderung, daß die philologischen Untersuchungen, selbst wenn sie ins einzelnste tiefbohrend sich versenken, doch in irgend einer Weise der Erkenntnis höherer Art nützlich sein sollen.

Damit ist dem größten Teil der Faustschriften, die vor und während der großen Schererschen Sündflut entstanden sind, das Urteil gesprochen. Sie hat den zuvor so fruchtbaren Humus des schöngeistigen und philosophierenden Dilettantentums weggeschwemmt und den Untergrund mit einer Schlammmasse überzogen, die zwar viele fruchtbare Bestandteile enthält, aber erst gesiebt und von totem Gestein gereinigt werden muß, damit nun die Bestellung des alten Ackers von neuem beginnen kann.

Bedürfte es eines Beweises für das Gesagte, so könnte er nicht besser geliefert werden, als durch eine zusammenfassende Besprechung der fünf im Titel genannten, neu erschienenen Faustschriften. Zwei unter ihnen liegen allerdings nur in neuen Auflagen vor; jedoch sie kündigen sich beide als gründlich überarbeitet an und dürfen daraufhin geprüft werden, ob sie noch den Anforderungen der Gegenwart stand halten.

Schröers kommentierte Ausgabe (Nr. 1) ist im Laufe von zehn Jahren dreimal erschienen. Das bedeutet einen Erfolg, wie ihn keine andere Fausterklärung bisher errungen hat. Er ist begründet durch die Vorzüge der Arbeit, vor allem durch den oft betonten Grundsatz des Herausgebers, Alles zu erklären, keiner Schwierigkeit aus dem Wege zu gehen und überall wenigstens eine Deutung zu versuchen, ferner durch die Fülle des gebotenen Materials in den Anmerkungen und die Verständlichkeit des Ausdrucks; nicht

minder jedoch durch die Mängel, da Schröer, indem er dem großen Publikum genugzuthun suchte, die wissenschaftlichen Anforderungen vielfach unbefriedigt lassen mußte oder seiner ganzen Betrachtungsart nach nicht erfüllen wollte.

Schon beim ersten Erscheinen des Kommentars hat Scherer (Aufsätze über Goethe S. 291 f.) ein kurzes Urteil darüber abgegeben, das im allgemeinen mit dem hier Gesagten übereinstimmt und seitdem ist so viel darüber gesagt und geschrieben worden, die Ausgabe hat so weite Verbreitung gefunden, daß es überflüssig erscheint, ihre Eigenart und ihre Einzelheiten jetzt wieder einer näheren Besprechung zu unterziehen.

Nur das neue, was die dritte Auflage bietet, soll hier betrachtet werden. Sie kündigt sich als „durchaus revidiert“ an, und erweckt so die Erwartung, daß man die letzten Errungenschaften der Forschung darin berücksichtigt und für die Erklärung verwertet finden werde.

Das erweist sich aber schon beim Lesen der Einleitung als Irrtum. Zwar ist ihr wiederum ein neuer Kopf zugewachsen, so daß sie nun gleich dem Cerberus den Eingang Suchenden mit dreifältigem langgezogenem Anruf begrüßt; aber in dem Akkord ist kein neuer Ton zu vernehmen. Wie in den früheren Vorreden herrscht auch in der dritten statt festem Ergreifen der Dinge ein allgemeines Nebeln und Schwebeln, das wenige Thatsächliche ist nicht sehr zuverlässig, so die unbedingte Zurückführung des „Satyros“, des Eindringens des Mephistopheles beim Kaiser, der Beschwörung der Helena und der Reimpaare auf Hans Sachs (S. XX), die Vermutung, daß Goethe durch Lessings Anregung zum Faust hingeführt wurde und der Satz, daß Goethe gleich Lessing Faust zu retten gedachte (S. XXII). Auch absolut Falsches fällt schon unangenehm auf: das Erscheinen des ältesten Faustbuches 1586 (S. XXII), „es irrt der Mensch, so lang er lebt“ (S. XXIII).

Die eigentliche Einleitung über die Entstehung von Goethes Faust ist gegenüber den früheren Auflagen wenig verändert. Alte Fehler finden sich wieder, wie S. XXXVIII die falsche Datierung von Mendelssohns Brief an Lessing vom 19. März (statt November) 1755, kleine Zusätze und Striche können die Ungleichmäßigkeit der Behandlung nicht ändern. Noch breiter als früher ist die gewiß falsche Behauptung bewiesen, daß die Ausgestaltung der Gretchentragödie vor die Friederikenzeit zu setzen sei, die Angabe Riemers und Eckermanns, daß die Anfänge des Faust ins Jahr 1769 fielen, soll nach Schröers Annahme (S. XLVI) eine Aeußerung Goethes sein. Zu den dürftigen Angaben über Faustsage und Faustbücher ist einiges hinzugekommen (die konfuse Bibliographie der Neudrucke auf S. XLIX zeugt von wenig Sorgfalt); aber von einigermaßen vollständiger Kenntnis der neueren Literatur ist wenig zu bemerken, z. B. ist Schröer Bielschowskys Ausgabe des Schwiegerlingschen Puppenspiels und Szamatólskis Neudruck

des Christlich Meynenden offenbar unbekannt geblieben. Von verschiedenen Plänen der Dichtung will er noch immer nichts wissen.

Das hängt damit zusammen, daß der Urfaust und die übrigen Materialien zur Entstehungsgeschichte nicht genügend berücksichtigt sind, weder hier in der Einleitung noch später im Kommentar. Das ist der Hauptvorwurf, der dieser neuen Auflage gemacht werden muß und durch den sie das Recht, sich eine „durchaus revidierte“ zu nennen, verliert. Schröer behauptet ohne Einschränkung, daß die Vertragsscene zu den ältesten Teilen der Dichtung gehöre (S. LVII), er sucht zu beweisen, daß der Inhalt der großen Lücke des Fragments, V. 606—1769, schon in Frankfurt entstanden sei (S. LXII ff.), er sagt (S. LXIX): „Dagegen (gegenüber den Umarbeitungen der Mitschuldigen) steht der Text des Faust unverändert fest. Ja, hier fehlt sogar (in allen Ausgaben) durchaus die Sorgfalt einer letzten Redaktion. Da steht der Text (mit ganz geringen nichtssagenden Ausnahmen) fest und hat nie eine Umarbeitung erfahren. Dies ist höchst wichtig und muß hervorgehoben werden, gegenüber denjenigen, die annehmen möchten, Goethe habe hier den Text wiederholt gemodelt“. Und weiter (S. LXX): „Sind die Teile, die schon im Fragment gedruckt waren und die wir daher vergleichen können, unverändert geblieben, so werden die 1790 schon vorhandenen, aber noch nicht veröffentlichten Teile auch kaum eine andere Bearbeitung erfahren haben“. Und die Kerkerscene? Ueber ihre Entstehung im Jahre 1773 redet Schröer des langen und breiten, giebt dabei auch zu, daß sie damals „noch der Umarbeitung in Verse entbehrte“, läßt aber trotzdem seine angeführten Behauptungen über die Ursprünglichkeit der endgiltigen Form ruhig stehen. Die Grundlage der ganzen Textgeschichte bildet bei ihm eben noch das Fragment von 1790, wie die Uebersichtstafel auf S. LXXX f. beweist. Die Scene „Trüber Tag. Feld“ scheint ihm früher als 1797 gedichtet. Er vermutet das spätere Entstehen des Monologs in „Wald und Höhle“, daß von der Valentin-Scene einiges schon um 1775 niedergeschrieben sei, daß die Dom-Scene ursprünglich eine Seelenmesse für Gretchens Mutter sein sollte.

Ebenso wenig wie der Urfaust haben Tagebücher und Lesarten eine genügende Verwertung gefunden. „Unüberlesen blieb der zweite Teil des Faust versiegelt bis nach seinem Tode“, heißt es S. LXXI. Man vergleiche dagegen das Tagebuch vom Januar 1832. Der Schauplatz der ersten Begegnung Fausts und Gretchens wird trotz Paralipomenon 24 nach Frankfurt verlegt. Der Kampf gegen das Phantom des Fausts in Prosa wird ganz in der früheren Weise geführt.

Wünschen wir diesem Epimenides ein baldiges Erwachen!

Die Gestaltung des Textes schließt sich eng der Weimarer Ausgabe an, deren Zählung jetzt an Stelle der früheren dreifachen mit Recht allein beibehalten worden ist. Abweichungen finden sich z. B. V. 503 Webe,

514 Nicht dir? 540 'raus, vor 2450 eine zerbrochene (statt zerbrochne) Krone (aus S).

Die Lesarten sind fortgefallen, weil sie in der Weimarer Ausgabe zu finden seien; doch sind sie an zahlreichen Stellen ohne ersichtbaren Grund stehen geblieben und zwar durchgängig ohne Berücksichtigung von U.

Im Kommentar ist sehr wenig geändert, manches als neu bezeichnete alt, wie die Anmerkungen zu V. 1607, 3962. Eine wirkliche Bereicherung unsrer Kenntnisse kann nirgend festgestellt werden. Parallelen, wie die zu V. 200 f. angeführte Erinnerung an Goethes Abschied von den Tanzmeisterstöchtern in Straßburg oder zu V. 2048 an Kestner 27. Januar 1773 „wird sein wie der heiligen Götter eine" (als Beweis für gleichzeitige Entstehung der Scene) dienen zu nichts. Die Bemerkung zum Osterspaziergang: „Die Scene entstand wahrscheinlich im August 1775" dürfte auf vielfachen Widerspruch stoßen.

Alte Fehler sind nicht verbessert. So steht zu V. 2317 noch immer zu lesen, daß der Weintraubenzauber schon im ersten Faustbuche erzählt werde, trotzdem Schröer selbst die Notiz Max Kochs anführt, wo der Irrtum berichtigt ist. Ebenso hätte er leicht feststellen können, daß die zu V. 2392 erwähnte Schrift „Gustav III." kein Trauerspiel, sondern ein psychologisch-moralisches Gemälde in vier Bänden von G. K. Horst ist.

Die Drucklegung der neuen Auflage läßt die nötige Sorgfalt vermissen. Außer den am Schlusse angezeigten Druckfehlern sind mir beim Lesen noch zahlreiche andere aufgefallen, ohne daß ich jedoch eine durchgängige Nachprüfung unternommen hätte. Nur einiges falsche in Namen und Zahlen sei erwähnt: S. LV 1775 statt 1725, S. LXXXIV Behrichs statt Behrischs, S. 17 Meisters Lehrjahre 11, 2 statt 2, 2, S. 20 17. Mai 1799 statt 17. März 1799, S. 27 1799 statt 1599, S. 155 28. Juli 1799 statt 26. Juli 1799.

Die vorstehenden Bemerkungen sollen nur zeigen, daß Schröers Ausgabe in ihrem jetzigen Zustand nicht den Anforderungen entspricht, die wir heute an einen Faustkommentar stellen dürfen. Schröers Arbeit gehört trotz ihrer wiederholten Auffrischungen noch immer völlig jener Epoche der Faustforschung an, die wir, um auf das vorhin gebrauchte Bild zurückzugreifen, die antediluvianische nennen können. Liebevolle Versenkung in Goethes Natur, Freude an der poetischen Schönheit der Dichtung und das Streben, ihren Gedankengehalt durch Aufhellung der Dunkelheiten im einzelnen auch andern zu vermitteln, hat ihn bei jahrelanger Beschäftigung mit dem Faust geleitet, und ihm manche glückliche Entdeckung gelingen, ihn vieles Neue zur Erklärung beitragen lassen. Als seine Ausgabe 1882 zuerst erschien, konnte sie berechtigte Anerkennung der maßgebenden Richter finden, und heute noch wird sie jedem Benutzer reiche Belehrung gewähren. Keiner, der sich eingehend mit dem Faust befaßt, kann sie unbeachtet lassen;

aber freilich wird es jetzt kaum angehen, sich in allem diesem Führer anzuvertrauen. Dazu bedürfte es erst einer gründlichen Umarbeitung vor allem der Abschnitte, die auf die Textgeschichte sich beziehen. Denn zehn Jahre voll wichtiger Entdeckungen sind seit ihrem ersten Erscheinen verflossen und das ist im Leben der Wissenschaft eine lange Zeit. Hoffen wir, daß Schröers Faust bald neu verjüngt vor uns erscheine, an Kraft dazu wird es dem so verdienstvollen Herausgeber sicher nicht fehlen.

Die Mängel von Schröers Ausgabe in ihrem gegenwärtigen Zustand erkennt man recht deutlich, wenn man sie mit der eines Ausländers, des Amerikaners Calvin Thomas (Nr. 2) vergleicht. In ihr sind die Resultate der neuesten Forschungen ausgiebig verwertet, kaum eine Veröffentlichung von einiger Wichtigkeit ist unbeachtet geblieben. Das war allerdings nur dadurch möglich, daß die Deutschen des Staates Michigan, an dessen Universität Thomas lehrt, ihm die Mittel zur Schöpfung der größten in Amerika vorhandenen Goethe-Bibliothek gewährten. So hat an dem Werke das der amerikanischen Wissenschaft zu hoher Ehre gereicht, auch die Liebe der Deutschen zur vaterländischen Sprache und Dichtung ihren Anteil.

Aber freilich verschwindet das Verdienst der Stoffsammlung neben dem weit höheren, wie Thomas diesen Stoff verwertet, mit eignem Denken und Forschen durchdrungen und bereichert hat.

Der erste Teil, der bisher allein vorliegt, beweist das bereits in vollem Maße. Die leitende Absicht ist, dem Studium des Meisterwerkes Goethes als eines Ganzen zu Hilfe zu kommen. Deshalb sollen die Vorurteile, die dem Verständnis vor allem des zweiten Teils entgegenstehen, beseitigt werden. Calvin geht in seiner Begeisterung für ihn so weit, daß er behauptet, der Leser werde bald dazu kommen, daß er den Genuß am zweiten Teile dem an der Tragödie, die den ersten beschließt, weit vorziehen werde, — eine Behauptung, die sich wohl nur bei sehr wenigen bewahrheiten wird, die auch schon zeigt, daß die Stärke des Herausgebers nicht im Nachfühlen und Darlegen des poetischen Gehaltes beruht.

In der That arbeitet er vornehmlich als Philologe und Freund der Bestimmtheit. Alle seine thatsächlichen Angaben sind zuverlässig; wo er sich auf den unsichern Boden der Hypothesen begibt, weiß er in der Regel mit wissenschaftlich geschultem Gange von einem Punkte zum andern fortzuschreiten und verfehlt nur selten den richtigen Weg. Seinen Vorgängern folgt er nirgend blind und bewahrt überall eignes Urteil, das nur an wenigen Stellen in scharfsinnigen Vermutungen etwas zu weit geht. Im allgemeinen muß man durchaus seine ruhige Skepsis, besonders gegenüber Scherer und Kögel, anerkennen.

Die umfangreiche Einleitung (75 Seiten) soll dem Leser den richtigen Standpunkt zur Betrachtung des Werkes anweisen. In einigen vorläufigen Bemerkungen über Faust und das Studium des Faust wird ein kurzer

Ueberblick der Entstehungsgeschichte gegeben, und auf den Symbolismus des Faust, als die Hauptschwierigkeit für das Verständnis, hingewiesen.

Der zweite Abschnitt behandelt die Sage und die Faustliteratur vor Goethes Zeit. Hier hätten wohl die neu entdeckten Nachrichten über den historischen Faust (Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 2, 156 und 314; 3, 177) Erwähnung verdient und die früheren und gleichzeitig unternommenen dramatischen Bearbeitungen, besonders die Lessings, etwas eingehender behandelt werden können.

Vortrefflich geraten ist das dritte Kapitel: „Preparatory Experiences of Goethe“. Die Wurzeln der Dichtung in Goethes Leben werden aufgedeckt und verfolgt, ohne übermäßiges Suchen nach einzelnen Beziehungen, mehr auf den Gang seiner Geistesentwicklung im allgemeinen gestützt. Der Satz über die Leipziger Dichtungen: „And whatever he had written had usually been praised by admiring friends“ bliebe als unbeweisbar besser fort.

Sehr nützlich ist der Hinweis auf die Uebertreibungen in Herders Theorieen neben der bedingungslosen Lobpreisung und Ueberschätzung seines Einflusses auf den jungen Goethe, die so häufig zu finden ist.

Thomas sucht einen ersten Plan, der schon vor der Wetzlarer Zeit festgestanden haben soll, zu rekonstruieren. Er schließt sich dabei im allgemeinen Scherer an und betont besonders, daß Mephistopheles vor Abschluß des Vertrages Fausts Begleiter gewesen sei, zuerst in Hundsgestalt, dann als Diener. Er sei in dieser Fassung ein Plagegeist, später erst soll er zum Verführer geworden sein. Auch der ganze zweite Teil ist schon in diesem Plane mit enthalten: Auftreten am Fürstenhof mit Beschwörungen, Helena und ihr wunderbarer Sohn, am Schluß befriedigende Thätigkeit und beglücktes Ende Fausts im Hinblick auf Nachruhm und Nutzen seines Daseins für die kommenden Geschlechter. Faust könne nicht verdammt werden, weil Goethe nicht mit Vorbedacht seine eigne Seele zur Hölle fahren lassen könne.

Calvin Thomas stützt sich bei diesen Aufstellungen wohl auf die bekannte Stelle in Goethes letztem Brief an W. v. Humboldt: „von vorne herein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich“. Ich kann im Anschluß an Scherer (Aus Goethes Frühzeit S. 92) diese Worte nur so verstehen, daß Goethe, als er den Faust begann, einzig die Anfangsscenen klar überschaute, während das Folgende noch in unsicherm Halbdunkel lag, so daß von einem Plan in der Art des von Thomas entworfenen nicht die Rede sein konnte, als die Ausführung begann. Einzelne Scenen in Volksbuch und Puppenspiel faßt der Dichter ins Auge, weil sie ihm zum Gefäß eigener Stimmungen und Gedanken geeignet scheinen, der Held wird zum Kraftmenschen, zu einem Kerl in der Art seines Cäsar und Götz, wie dort herrscht die Technik des Schönerarititätenkastens: schnell wechselnde,

stark effektvolle Bilder ohne engere Verbindung. Daß eine Entwicklung vorgeführt, daß Faust am Ende gerettet werden sollte, dafür haben wir gar keine Beweise, ja alles spricht eigentlich, wenn wir das sonstige dichterische Verfahren Goethes zu Anfang der siebziger Jahre betrachten, dagegen. Wie im Götz dramatisierte Geschichte, so gab er hier dramatisierte Sage, äußerlich gewiß mit weit engerem Anschluß an die Vorlage, als man anzunehmen pflegt. Es kam für Goethe gar nicht in Betracht, daß Lessing seinen Faust retten wollte, Lessing, der ihm in dieser Zeit als Dramatiker und Dramaturg so fern stand.

Der Kampf des Uebermenschen gegen die ganze übrige Welt war sein Thema; wollte er es überhaupt zum Austrag bringen, so konnte das Ende auf dem Boden seiner realistischen Kunst, die jedes metaphysische Hilfsmittel von sich wies, nur der Untergang eines der beiden kämpfenden Teile sein, und zwar selbstverständlich der des Helden.

Bei diesen Betrachtungen können wir mit weit höherer Sicherheit vorgehen, als bei den beliebten Fragen: ob Knittelverse vor das Jahr 1773 fallen, ob der Urfaust alles bis dahin gedichtete enthalten habe (beides wird von Thomas verneint) und ähnlichen, weil wir uns hier auf die Kenntnis der Natur des Dichters und seiner Auffassung der Kunst in einem bestimmten Zeitraum stützen, während bei den Untersuchungen über einzelne Punkte der bezeichneten Art die durch den Zufall überlieferten Zeugnisse das Maßgebende sind.

Damit soll nicht gesagt werden, daß solche Zeugnisse an sich zu verwerfen oder unbeachtet zu lassen seien; aber wohl muß bei zeitlichen und stofflichen Parallelen eine höhere Vorsicht beobachtet werden, als gewöhnlich ihnen gegenüber angewandt wird. Wenn Thomas z. B. für die Auffassung des Erdgeistes und Fausts Verhältnis zu ihm, insbesondere für die schwierige scenische Anweisung „in widerlicher Gestalt“ den Schluß des Wertherbriefes vom 18. August heranzieht: „Und so taumle ich beängstigt, Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her: ich sehe nichts, als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer“, — so fällt in der That auf einen wichtigen und dunklen Punkt des Faust neues Licht. Wenn er aber mit den bekannten Briefstellen die Entstehung des Osterspaziergangs in der vorweimarischen Zeit nachzuweisen sucht, so mag das zwar auf den ersten Blick blenden und zur Beistimmung verführen, doch wird bei genauer Prüfung des Wertes dieser oberflächlichen Uebereinstimmungen und ihres Gewichtes im Verhältnis zu den Gegengründen, die Schale auf der Seite der Entstehung in den neunziger Jahren sinken. Nach dem, was Erich Schmidt jüngst darüber in der großen neuen Einleitung zum dritten Abdruck von U (S. LXII ff.) gesagt hat, dürfte wohl kein Zweifel daran bestehen.

Gewiß wird auch Thomas durch die sorgsamen Erörterungen dieser Einleitung bewogen werden, einzelnes noch vorsichtiger zu fassen, obwohl

er es bisher schon nicht an ruhiger Bedachtsamkeit den philologischen Heißspornen gegenüber hat fehlen lassen. Hier und da gerät er jedoch in ihr Fahrwasser und läßt sich von ihm zu weit forttragen. Die Scene „Wald und Höhle“ setzt er der Konzeption nach noch vor die Leipziger Studienjahre, wegen der Uebereinstimmung mit Dichtung und Wahrheit VI (Weimarische Ausgabe 27, 13 Z. 18—14, Z. 20). An allzu selbstherrliche Philologenart erinnert es auch, wenn Thomas Mephistos Monolog V. 1851/67, wohl gestützt auf Kuno Fischers Ausführungen, unter die Paralipomena verweist, weil er dem Vertrage, der später gedichtet sei, widerspreche, wenn er ferner das „doch morgen“ in V. 598 „einfach unlogisch“ nennt.

Einen Mangel in philologischer Hinsicht sehen wir andrerseits darin, daß für die Geschichte der Weiterdichtung von 1797 an die Tagebücher nicht berücksichtigt sind.

Neben der philologischen Betrachtungsart geht mit ihr verbunden die ästhetische schon bei der Entstehungsgeschichte her. Die Gründe für Goethes verächtliche Ansicht von seinem großen Werke in den neunziger Jahren sind gut dargelegt, überall wird die Einheit gebührend hervorgehoben, ja vielleicht zu eng definiert. Die chronologischen Schwierigkeiten, die sich aus der starken Betonung der Termine Ostern und Walpurgis ergeben, sucht Thomas auf die spätere Fixierung der Scene „Vor dem Thor“ (im Anschluß an Kögel) und auf die nachträgliche Einschiebung der Walpurgisnacht zurückzuführen und berücksichtigt zu wenig, daß eine solche Strenge der Berechnung bei der phantastischen äußeren Form der Dichtung nicht angebracht ist. Die Walpurgisnacht verwirft Thomas überhaupt völlig als störenden und überflüssigen Bestandteil. Ich darf dagegen wohl auf meine jüngst erschienene Schrift „Die Walpurgisnacht im ersten Teile von Goethes Faust“ (Leipzig 1894) verweisen, wo ich die Berechtigung und die hohe Bedeutsamkeit der Scene im Gefüge des Ganzen bewiesen zu haben glaube.

Die Verschiebung von „Wald und Höhle“ in A erklärt Thomas dadurch, daß Fausts Verhältnis zu Gretchen ursprünglich dem Egmonts zu Klärchen gleichen, nun aber reiner erscheinen sollte, indem Gretchen nur einmal sündigte. Etwas philisterhaft sieht nämlich Thomas die Sünde allein darin, daß Gretchen sich dem Geliebten hingiebt, während doch Goethe ihre Schuld, wenn von einer solchen die Rede sein kann, nur darein setzt, daß sie sich von der Leidenschaft völlig überwältigen läßt, während jener letzte Schritt ihr selbst und gewiß auch ihm daneben „fast nichts“ (V. 3520) erscheint. Auch Valentins Monolog scheint doch eine häufige Wiederholung des nächtlichen Besuchs zu beweisen.

In dem fünften Abschnitt der Einleitung, betitelt „Der vollständige erste Teil“, wird durch Analyse der innere Zusammenhang aller Scenen nachgewiesen. Faust ist unzufrieden, vor der Natur machtlos „ein Mann

allein" zu stehen. Er empfindet seine menschliche Existenz als eine drückende Fessel, statt in ihr ein Mittel zu freiem Wirken zu sehen. Das ist das „Verworrene", und die „Klarheit", zu der ihn der Herr führen will, wird in der Veränderung seiner Stellung zum Leben beruhen. Er gelangt schließlich zu einer, die man Resignation ohne Apathie nennen kann. Der Dialog mit Wagner zeigt Fausts falschen Idealismus in einer etwas gesunderen Form als der vorhergehende Monolog. In dem zweiten Gespräch mit Mephistopheles, wo Faust alle menschlichen Bestrebungen und Ideale verwirft, ist seine Verworrenheit auf dem Gipfel. In völliger Verzweiflung schließt er den Vertrag, den Thomas scharfsinnig und durchaus zutreffend deutet. Er stützt sich dabei auf Fausts skeptisches Verhältnis zur Unsterblichkeit der Seele.

Ihn kümmert nur dieses Leben, für ihn wie für uns liegt, wie Thomas behauptet, der Mittelpunkt der Interessen im diesseitigen Dasein. Mephistopheles ist nicht der böse Feind, sondern ein gebildeter Mann, der eine bestimmte Lebensanschauung repräsentiert, und die Frage ist, ob er es erreichen wird, daß diese auch Faust annehmbar erscheint. Wenn Mephistopheles gewinnt, wird Faust zu dem Grundsatze gelangen: Iß, trink und sei guter Dinge, denn morgen mußt du sterben. Wenn Faust gewinnt, sind zwei Möglichkeiten offen. Entweder er wird bis zum Ende an den Ketten der Menschennatur zerren und sein Dasein für eine Last halten, dann folgt daraus der Schluß, daß das Leben in der That ein Uebel ist, das schlimmste darin der Glaube an die Ueberlegenheit über das vergängliche Tier, oder sein Idealismus wird unüberwindlich bleiben, aber geklärt, gemäßigt und auf Ziele gerichtet, die dem Leben Würde und Wert geben.

Die Liebe zu Gretchen kann Faust nicht befriedigen, weil er dabei immer den Stachel des Gewissens fühlt. Er bleibt „sich des rechten Weges wohl bewußt", fähig, im Kerker den härtesten Schmerz zu fühlen; und, wie er sich gewünscht hat, der Menschheit Wohl und Wehe auf seinen Busen zu häufen, so faßt ihn nun der Menschheit ganzer Jammer an. Durch die Gretchentragödie ist er noch nicht zur Klarheit geführt worden, im Gegenteil seine Verworrenheit scheint noch größer geworden zu sein, die Wette ist noch nicht entschieden und so erscheint es als der denkbar größte und schlimmste Irrtum in der Erklärung des Gedichts, den zweiten Teil für einen nachträglichen Einfall des Dichters, für ein überflüssiges Anhängsel zu halten.

Auf die musterhafte Darlegung des inneren Ganges, die ebenso durch Selbständigkeit wie durch Klarheit der Gedanken ausgezeichnet ist, läßt Thomas noch als Schluß der Einleitung eine Zergliederung der Hauptcharaktere folgen. Faust wird in nahe Beziehung zu Goethes eigner Persönlichkeit gesetzt, jedoch mit Ablehnung direkter Parallelen zwischen seinen Stimmungen und Erlebnissen und bestimmten Zuständen und Vorgängen in Goethes Dasein.

Das Wesen des Mephistopheles beruht in der cynischen Feindschaft gegen allen Idealismus. Die einzelnen Modelle werden auf das Maß ihrer Verwandtschaft mit ihm geprüft, bei Herder bemerkt Thomas richtig gegen Hermann Grimm, daß in den vorweimarischen Scenen, wo Herder allein Einfluß üben konnte, nichts davon bemerkbar ist. Mephistos Abneigung gegen Gefühlsüberschwang und Erregbarkeit wird gut auf die Tendenzen der Sturm- und Drangzeit zurückgeführt mit Beziehung auf Goethes „inneren Mephistopheles".

Wagner soll, wie schon früher von Kern, gerettet werden, er sei kein verächtlicher Pedant. Das Frankfurter Gretchen hält Thomas für eine Kopie ihrer Namensschwester im Faust, die er vor allem auf Friederike zurückführt.

Ebenso reiche Anerkennung wie die Einleitung verdient der Kommentar, der auf den tadellos sorgfältigen Text folgt. Die Anmerkungen zu jeder Scene werden mit einer größeren Bemerkung eröffnet, in der das Nötige zur richtigen Auffassung im Rahmen des Ganzen und zur Entstehungsgeschichte mit stetem Verweis auf die Einleitung gegeben ist. In den einzelnen Erklärungen hat Thomas selbstverständlich viel von seinen Vorgängern übernommen, vieles, was nur dem Verständnis des Ausländers dienen soll, ist für uns überflüssig, aber auch hier ist Eigenes von Wert nicht selten zu treffen. Dafür sei besonders auf die vortreffliche Auslegung von V. 328/9 verwiesen, auf die Anführung von Spinozas „sub specie aeternitatis" zu V. 349, auf das vorsichtige Verhalten zu Scherers Hypothesen über den ersten Monolog (S. 251 ff.), auf die Heranziehung von Satyros V. 305 bis 313 für V. 447/53, auf das Citat Jes. 66, 11—12 zu V. 455/9. Auch das darf als Verdienst bezeichnet werden, daß Thomas keine Erklärung des Hexeneinmaleins und der rätselhaften Stimmen der Brockenfahrt versucht.

Daneben sind allerdings auch eine Anzahl von Deutungen als gewagt oder sicher falsch zu bekämpfen. So die von V. 83/4, daß die nahen Freunde nicht so leicht zu rühren seien, wie die große Menge, V. 122 „What, think you, will delight a full house (Euch ethical dat.)". Gegen die Behauptung, daß der Erdgeist eine Erfindung Goethes sei, die aus keinem Mythos stamme, ist zu vergleichen Graffunder, der Erdgeist und Mephistopheles in Goethes Faust (Preußische Jahrbücher 1891, 2, 700—725). Der Verweis auf die Campo Santo-Gemälde in Pisa zu V. 714/7 ist nicht angebracht, weil Goethe sie erst lange nach Vollendung des ersten Teils genauer kennen gelernt hat. V. 1256 ist „du bist mir gewiß" durch „I know about you" nicht richtig wiedergegeben. Auch die Uebersetzung von V. 1710 „if I continue as I am" halte ich für falsch, Faust will Beharren und Knechtschaft als für Ihn identisch bezeichnen. Zu V. 2256 ist die Bemerkung Schröers, daß Altmayer Faust und Mephistopheles für Weinreisende halte, wiederholt. V. 2351/61 nennt Thomas „this

somewhat irrelevant banter“; aber die Verse sind sehr ernst gemeint. Auch er sagt, daß Goethe bei den Gretchenscenen Frankfurt vorschwebte; es ist aber sicher eine „kleine Reichsstadt“. Falsch übersetzt ist V. 2727 „der große Hans“ mit the grand gentleman im Gegensatz zum common man. Dagegen, daß „Gartenhäuschen“ als ein Teil der vorhergehenden Scene von Goethe gedacht sei, spricht in U „schon lange lieb' ich dich“ und der doppelte Abschied V. 3195 und 3207/8. Der Rattenfänger in V. 3669 wird auf den Rattenfänger von Hameln bezogen, besser wäre der Verweis auf die Kampfscene Romeo und Julie III, 1: „Tybalt, you rat-catcher, will you walk?“

Sonderbar erscheint die Annahme (zur Domscene), daß Gretchen ihrer Mutter den Schlaftrunk öfters gegeben habe, dabei unvorsichtig geworden sei und die Dosis nach mehreren Monaten einmal überschritten habe, was außerdem nicht zu Thomas' Behauptung, daß Gretchen nur einmal sich vergangen, stimmt. Das „Verbirg dich“ (V. 3821) soll ironisch gemeint sein. Unverständlich ist die Bemerkung zu „Trüber Tag. Feld“ Z. 79, daß die Zauberrosse später durch den Zaubermantel ersetzt wurden.

Neben solchen Ausstellungen an Einzelnheiten des Kommentars wird sich auch über das Maß des Gebotenen im allgemeinen streiten lassen. Was erklärt werden muß und was nicht, darüber wird nie Einigkeit herzustellen sein, weil die Anforderungen zu verschieden sind. Aber mir scheint doch, daß Thomas, zumal mit Rücksicht auf seine des Deutschen nur mangelhaft kundigen Leser, hier hätte stellenweise mehr geben sollen. Jedenfalls ist aber Knappheit ein Fehler, der einem Faustkommentar eher verziehen werden kann als übermäßige Geschwätzigkeit, wenn nur die Hauptsachen genügend beleuchtet sind.

Das ist hier in vollem Maße geschehen und über wirklich Wichtiges fehlt nirgend genügende Auskunft. Wenn wir noch hinzufügen, daß auch der Druck (kleine Fehler sind nur auf S. 318, 319 und 329 zu bemerken) und die äußere Gestalt des Buches vortrefflich sind, so dürfen wir wohl nach allem Gesagten die Behauptung für gerechtfertigt halten, daß die Faustausgabe von Thomas äußerlich und innerlich eine Leistung ersten Ranges darstellt, der der wärmste Dank gebührt, und wir können nur wünschen, daß unsern trefflichen älteren Ausgaben bald eine deutsche zur Seite trete, die ebenso wie diese ausländische dem heutigen Stande der Wissenschaft entspreche.

Gegenwärtig besitzen wir nur ein Werk, das den Mangel eines völlig genügenden Faustkommentar einigermaßen ersetzen kann; es ist Kuno Fischers nun zum dritten Male vorliegende Schrift (Nr. 3). Der Geschichtschreiber der neueren Philosophie bewährt die viel gerühmten Vorzüge, die ihn auszeichnen, auch wo er sich auf das Feld der Dichtung begibt: Schärfe und Klarheit der einzelnen Gedanken wie der Beweisführung,

Beherrschung des Gegenstandes und eine Darstellung, die ihn als Meister der bei uns so seltenen Kunst zeigt, ernste und schwierige Gegenstände in eine reizvolle und anmutige Form zu kleiden, ohne an den gequälten Witz des Feuilletons oder die verstiegenen Phrasen schöngeistiger Aesthetiker zu streifen. Fischer steht den jüngsten Phasen der Faustforschung nicht gerade freundlich gegenüber; in der Vorrede der neuen Auflage erläßt er eine geharnischte Erklärung gegen „die Auswüchse der entwicklungsgeschichtlichen Betrachtungsart, die lächerlichen Spiele der Entlehnungssucht u. s. w." Aber er selbst hat seinen Gegenstand durchaus im Sinne der entwicklungsgeschichtlichen Methode behandelt und wenn sein Buch jetzt statt des einen schmalen Bändchens der ersten Auflage deren zwei umfangreichere umfaßt, so dankt es dieses Wachstum doch in der Hauptsache den inzwischen erreichten Resultaten dieser Methode, bei der freilich das richtige Maß leicht überschritten wird. Dafür hat auch Fischer einen Beweis geliefert, indem er (2, 27) die bekannten seligen Spaziergänger als Zeugen für die Frankfurter Entstehung des Osterspaziergangs anführt. Und wenn er die Scene „Nacht. Offen Feld" der Lenore Bürgers nachgebildet nennt (II, 54), so ist wohl auch er gegen den Bacillus der Entlehnungssucht nicht ganz immun geblieben.

Im allgemeinen war freilich Fischer der Gefahr solcher Mißgriffe weit weniger ausgesetzt als viele andre. Sein Blick richtete sich überall auf die großen Fragen der geschichtlichen Entwicklung und die Hauptpunkte des philosophischen Gehaltes des Faust; mit Kleinigkeiten gibt er sich nie um ihrer selbst willen ab, sondern nur, wo es gilt, aus ihnen für seine höheren Zwecke Nutzen zu ziehen oder seiner Abneigung gegen einzelne Hypothesen Ausdruck zu verleihen.

Der erste Band behandelt die Faustdichtung vor Goethe. Von den ältesten Zeugnissen der Magussage geht er aus, verfolgt sie durch das Altertum, das Mittelalter und dann in ihrer letzten, höchsten Ausbildung in der Faustsage. Alles ist kurz gefaßt, dabei von leuchtender Klarheit und Bestimmtheit, auch in den Einzelheiten bis auf wenige Stellen genau. Zu den Kreisen der Fausttradition müßte zumal auf Grund der oben (S. 631) erwähnten neuen Zeugnisse noch ein dritter, ein Erfurter Kreis kommen. Da einmal die zeitgenössischen Aeußerungen über Faust zusammengestellt sind, hätten mit leichter Mühe auch die wenigen fehlenden (Hondorff, Bullinger, Thurneysser, Theatrum diabolorum) genannt werden können. Die Erfurter Kapitel des Faustbuchs stehen schon in der Ausgabe von 1589 (Zarncke C), nicht erst im Berliner Druck von 1590 (1, 104). (Derselbe Irrtum findet sich auch in dem Werke Baumgarts, das weiter unten zu besprechen ist). Das Volksbuch des Christlich Meynenden erschien nicht erst 1728 (1, 150), wie Szamatólskis Neudruck lehrt.

Fischers Vermutung, daß die englische Uebersetzung von 1592 Mar-

lowes Quelle war, wird durch Breymanns Beweisführung in der Einleitung zum Neudruck (Halle 1886) widerlegt, wenn man nicht annehmen will, daß Marlowe sich auf den verlorenen ersten Druck des englischen Faustbuches (der von 1592 hat im Titel die Worte „newly printed and amended") gestützt hat.

Wann „Faust" in Deutschland zum ersten Male aufgeführt worden ist, wissen wir nicht. Die erste bezeugte Darstellung ist die in Graz 1608, nicht die in Dresden 1626, die Fischer als die früheste nennt (1, 178).

Der Behauptung, daß Goethe den Faust nie von Schauspielern dargestellt gesehen habe, steht die von Erich Schmidt (Archiv für Literaturgeschichte 8, 360) dargelegte Möglichkeit während der Straßburger Zeit entgegen.

Für den zweiten Band, der Entstehung, Idee und Komposition des Goetheschen Faust behandelt, bedingte der Urfaust eine Anzahl von Zusätzen und Aenderungen, die sich vor allem auf den Seiten 47—60 finden. Die Chronologie ist gegen früher nicht verändert. Noch immer hält Fischer die Anfangsscenen für das älteste und glaubt, daß die im Frühjahr 1788 entstandene neue Scene der Monolog in „Wald und Höhle" sei. Darin wird ihm wohl allgemein zugestimmt werden, weniger in Bezug auf seine Beweisführung, daß die Hauptscenen der Gretchentragödie mit Einschluß der letzten vor dem Frühjahr 1775 vollendet sein mußten, da Heinrich Leopold Wagner dieselben kannte und Goethe im April 1775 den Verkehr mit ihm abbrach. Nachweislich hat Goethe auch später noch mit Wagner in Verkehr gestanden, noch zu dessen Ostern 1776 erschienener Mercier-Uebersetzung beigetragen. Wagner las seine wohl noch nicht lange vollendete „Kindermörderin" am 18. Juli 1776 in Straßburg vor, und wir dürfen den Zeitraum, der zwischen Goethes Mitteilungen über den Stoff und Wagners Ausnützung derselben lag, nicht weit bemessen, da Wagner sich gewiß beeilt haben wird, damit ihm nicht Goethe zuvor kam. An sich liegt sehr wenig daran, ob die Gretchenscenen 1774 oder 75 niedergeschrieben sind. Daß die Konzeption älter war, wird ja ohnehin Niemand bezweifeln.

Der Mittelpunkt aller Ausführungen Fischers, die These der alten und der neuen Dichtung, hat sich durch die Entdeckung des Urfaust nicht verschoben, ist eher durch ihn zu noch höherer Gewißheit erhoben worden. Die Frage ist nur, ob nicht innerhalb der alten Dichtung, wo dem Erdgeist die führende Rolle zufällt und Mephistopheles Elementargeist ist, auf Grund des neuen Fundes zwei verschiedene Stadien anzunehmen sind, deren erstes vor allem in Bezug auf die dramatische Technik unter dem zweiten steht.

Die neuen Teile des Fragments sind sichtbar aus der Absicht hervorgewachsen, eine straffere Verbindung der vorher getrennten Massen und eine Einheit der Handlung in strengerem Sinne herzustellen. Die Hexenküche ist nur als eine solche Verbindungsbrücke künstlerisch zu rechtfertigen,

„Wald und Höhle“ soll an die vergangenen Zustände des Helden erinnern und die „Walpurgisnacht“ diente zunächst wohl zur Ausfüllung der Lücke in Fausts Erlebnissen zwischen Valentins Ermordung und „Trüber Tag. Feld“. Die Mängel, die hier ausgeglichen werden sollten, sind aber gewiß Goethen erst zu Bewußtsein gekommen, als er in Rom die Arbeit wieder aufnahm, und deshalb kann ich nicht daran glauben, daß der Plan zur Walpurgisnacht schon von der Harzreise 1777 datiere, wie Fischer sagt.

Ebenso halte ich auch die Folgerungen, die er aus seiner an sich gewiß richtigen Auffassung des früheren Mephistopheles als Elementargeist zieht, für zu weit gehend. Der Teufel der Volkssage spukte aus Goethes Erinnerung doch immer in die beabsichtigte neue Gestaltung des Verführers hinein, so daß Inkonsequenzen, die aus der Vermischung dieser beiden Auffassungen der Figur sich ergeben, nicht notwendig verschiedene Pläne und verschiedene Entstehungszeiten bedingen. Es ist wahr, daß der Monolog V. 1851—67 mit dem Wortlaut des Vertrags und Mephistos Absichten in Widerspruch steht, aber hier liegt vielleicht schon einer der Fälle aus späterer Zeit vor, wo Goethe seine Gestalten zum Ausdruck seiner eignen Gedanken benutzt, unbekümmert um ihre sonstige Charakteristik.

Auch die Ausdrücke der Befriedigung, die Faust hier und da entfahren, kann man ohne „Klügeleien“ mit der Wette in Einklang bringen. Man braucht sich nur zu fragen, ob er wirklich in dem Zustande, den er momentan für einen befriedigenden hält, dauernde Beruhigung finden kann, ob er seine Lage so beurteilt, daß der Wunsch nach Veränderung, das Streben bei ihm erstorben ist (und das ist doch der Punkt, auf den der Vertrag hinausläuft), und die Antwort wird verneinend ausfallen. Mag Faust wirklich in einzelnen Augenblicken von irgend einer Erscheinung, einem Gefühl, einem Zustand sich befriedigt glauben, das ist eine Selbsttäuschung, die sich bald in erhöhter Qual rächen muß, wenn er einsieht, daß er wiederum das Unmögliche nicht erreicht hat, wonach er strebt: Genuß ohne Illusion. Die Gretchentragödie, die ursprünglich allerdings ohne Rücksicht auf den Vertrag komponiert ist, paßt sich doch ihm völlig an, weil sie eben selbst auf der Höhe der scheinbaren Beglückung Faust kein wahres Glück verleiht.

Fischers Ausführungen gelten fast ausschließlich dem ersten Teil, der zweite wird nur bei der Entstehungsgeschichte mit berücksichtigt. Wie weit dieser in den Bruchstücken, welche Eckermann (1824) las, gediehen war, können wir doch auf Grund der Paralipomena ziemlich genau bestimmen, und brauchen nicht, wie Fischer (2, 112) ein absolutes Ignoramus auszusprechen. Ueber den zweiten Teil und über so manche Punkte im ersten, die in den vorliegenden Bänden nur flüchtig oder gar nicht berührt sind, erwarten wir von dem dritten Auskunft, den der Verfasser am Schlusse in Aussicht stellt und der den Gang der Fausttragödie im Einzelnen verfolgen soll.

Daraus wird auch die Einheit des ganzen Werkes sich klarer ergeben, als aus dem bisher Vorhandenen, wo durch die ausschließliche Betonung des ersten Teils leicht die Meinung erweckt wird, als halte Fischer zu denen, die den zweiten als nachträgliche Zuthat betrachten. Zwar widerspricht dem der Umstand, daß er wiederholt die Einheit betont; aber worein setzt er sie? In die Persönlichkeit des Dichters: Faust ist ein Bild der Entwicklung Goethes, die andere, die architektonische Einheit, sei durch Widersprüche gestört, die aus dem Einbauen der alten Dichtung in die 1797 neu entworfene entsprängen.

Von einer künstlerischen Einheit, die so, wie Fischer sie definiert, in der Entwicklung des Dichters beruht, kann ich mir keine Vorstellung machen. Denn Entwicklung ist doch eine Folge von verschiedenartigen Zuständen, deren jeder eine andere Gemüts- und Geistesverfassung bedingt, und in der das wesentliche gerade das uneinheitliche, der Wechsel ist. Das Zusammenhaltende kann da in der Einheit der Person liegen, aber Niemand wird diese für genügend ansehen. Mögen auch die Hauptetappen der Handlung im allgemeinen den Stadien von Goethes Entwicklung entsprechen und so eine gewisse Kontinuität besitzen, für zahllose frei erfundene oder aus der Ueberlieferung hergenommene Einzelheiten wird das Leben des Dichters keine Parallelen darbieten und sie werden sich unter das aufgestellte Prinzip nicht unterordnen. Außerdem ist dieser Beweis der Einheit schon deshalb zu verwerfen, weil er nicht aus dem Werke selbst gezogen, sondern mit Hilfe eines von außen hereingetragenen Faktors gewonnen wäre.

Es giebt nur eine Art von künstlerischer Einheit, diejenige, die Fischer die architektonische nennt, die in dem gegenseitigen sich Bedingen und Tragen aller Teile besteht und sich darthut in dem Eindruck der Notwendigkeit und der Harmonie aller dieser Teile.

Diese Einheit soll nun nach Fischer beim Faust, wie er jetzt vorliegt, nicht vorhanden sein. Es leidet keinen Zweifel, daß Goethe sie angestrebt hat; sonst hätte er im Faust ja überhaupt kein Kunstwerk schaffen wollen, und er hat es außerdem zweimal an wichtigen Wendepunkten der Arbeit, 1787 und nach dem Abschluß, ausgesprochen, daß er hoffe, Niemand solle das Alte vom Neuen sondern. Es heißt also zunächst Goethes Können das schlechte Zeugnis ausstellen, es sei hinter dem Wollen gewaltig zurückgeblieben, wenn man behauptet, daß die Verschmelzung der älteren und der neuen Partien so wenig gelungen ist, daß höchst störende Widersprüche stehen blieben. Es heißt aber ferner den Faust als künstlerisches Ganzes überhaupt vernichten, wenn man ihm die Einheit abspricht. Sie *muß* nachzuweisen sein und muß nachgewiesen werden.

Zwei Wege bieten sich zu diesem Ziele dar. Nimmt man verschiedene Pläne aus verschiedenen Zeiten an, so gilt es zu zeigen, daß in dem letzten (also demjenigen von 1797) und seiner Ausführung die Einheit gewahrt

worden ist, trotzdem das schon Vorhandene, auf anderer Grundlage aufgeführte, in ihn aufgenommen wurde. Es ist zu beweisen, daß über den Widersprüchen, die nicht zu leugnen sind, eine höhere Kunsteinheit steht, in der sie sich ausgleichen. Nimmt man dagegen einen einzigen Plan, eine der Ausführung vorhergehende und sie bestimmende Idee an, so können Widersprüche überhaupt nicht zugegeben werden, es erwächst die schwierige und bedenkliche Aufgabe, den Thatbestand, wo er widerspruchsvoll erscheint, so zu beleuchten, daß Alles sich in eine ungestörte Harmonie auflöst. Das ist aber nur möglich, wenn man das widersprechende in der Dichtung dadurch motiviert, daß die Idee es fordert.

Hierin liegt die Verführung und stellenweise sogar die Nötigung zum Konstruieren, zum Unterlegen an Stelle des Auslegens, zum spitzfindigen Deuteln an Stelle besonnen klaren Deutens. Dieser Gefahr sind die älteren Fausterklärer zum großen Teil erlegen, und man sollte meinen, daß sich durch die Untersuchungen und Funde der letzten fünfzehn Jahre die Erkenntnis der verschiedenen Phasen der Faustdichtung so gestärkt hätte, daß sie heute nicht mehr drohte.

Dennoch sehen wir, daß ein feinsinniger Aesthetiker und gründlicher Denker jetzt noch in ihre Netze fallen konnte; denn Baumgart sucht in seiner Schrift, deren erster Teil erschienen ist (Nr. 4), wieder hinter das Wesen des Faust durch den Nachweis einer überall waltenden Idee zu kommen, nur mit dem Unterschied gegen die früheren Versuche dieser Art, daß er Urfaust und Fragment wenigstens als frühere Stadien in der Ausführung des von vornherein feststehenden Planes gelten läßt. Der Faust ist ihm (S. 60) ein symbolisch gefaßtes Programm von Goethes Leben, Grundanlage und Charakter von Anfang an klar bestimmt und fest erfaßt, in der Ausführung dann dem jedesmal errungenen höheren Standpunkt entsprechend und diesen bezeichnend. Der Plan Goethes vereinigt die beiden Faustpläne Lessings, den symbolischen und den bürgerlich realistischen. Baumgart hat sie in einer wohl gelungenen Untersuchung mit tief gründendem Scharfsinn rekonstruiert und nachgewiesen, daß Lessings Kraft an ihrer Ausführung scheitern mußte.

Den Kern des in der Idee einheitlichen, in der Ausführung doppelseitigen goethischen Planes soll nun „von Goethes Jünglingsjahren bis zum letzten Atemzuge des Greises“ Fausts Verhältnis zum Erdgeist und sein daraus entspringendes Verhältnis zu Mephistopheles bilden.

Die eigentliche Hauptperson des ganzen Dramas ist der Erdgeist, das von Goethe neu in die Sage eingeführte Symbol alles Lebens, als dessen Gesandter Mephisto von Anfang bis zu Ende handelt. Der Teufel im idealistischen Sinne, im Sinne der Sage ist überhaupt nicht mehr vorhanden, wenn Mephistopheles sich transzendental gebärdet, ironisiert er nur den forschenden Frager. Faust glaubt nicht an den Teufel und alle Gefahren,

die für ihn eintreten, entspringen nur aus seinem unbezähmbaren Lebensdrange, in dem er, nachdem er vor dem Gesicht des Erdgeistes zusammengebrochen ist, diesen dennoch in stückweisem Erfahren, wenn auch ewig unbefriedigt, aufsuchen will, um des Welttreibens Meister zu werden.

Durch die Magie will Faust nicht zu tieferer Erkenntnis gelangen, sondern einen Ausweg aus der Enge, die ihn umgiebt, ins Leben finden, sie ist überhaupt nur ein Symbol für die Weltanschauung von der Immanenz der Gottheit. Nur eine Beschwörung kommt im ganzen Faust vor, die des Erdgeistes (S. 152), die des Pudels wird als eine Hallucination, ein Traum Fausts von Baumgart gedeutet und das darauf folgende Gespräch mit Mephistopheles ist in Wahrheit Fausts Spekulation über das Wesen des bösen Prinzips, ein dialektischer Prozeß, der sich im Innern Fausts abspielt (S. 164 f.). Zwischen der ersten und der zweiten Mephistopheles-Scene soll eine lange Entwicklung Fausts liegen, den Geisterchor in der zweiten lassen die klagenden Stimmen aus dem Bereiche des Erdgeistes ertönen. Die Worte „heute gleich beim Doktorschmaus" sind eine ironisch scherzhafte Wendung für den Beginn einer neuen Studien-Praxis Fausts, eine Deutung, der man doch schon die Thatsache entgegen halten muß, daß mit dem Doktorschmaus das Studium zu enden und nicht zu beginnen pflegt.

Das von Mephistopheles aufgestellte Programm, „Wir sehn die kleine, dann die große Welt", findet in der Hexenküche und der Walpurgisnacht seine Ausführung in symbolischer Form. Ich kann freilich nicht einsehen, weshalb die Hexenküche die kleine und die Walpurgisnacht die große Welt bedeutet, denn beide sind nach Baumgart Schilderungen der zeitgenössischen Gesellschaft und Literatur in durchweg allegorisch gemeinten Bildern, der Hexenkessel ist die Dichtung, sein Ueberschäumen die Sturm- und Drangperiode, die Meerkatze die Kritik und der Meerkater das Autorengesindel (S. 294). Hier riecht es, mein ich, nach der Hexenküche Loupiers! Der Trank bewirkt nach Baumgart nicht etwa eine körperliche Verjüngung, sondern er bedeutet die aus der Erfahrung geschöpfte Kenntnis und Gewöhnung des Welt- und Gesellschaftslebens.

Aehnlich waltet auch in der Walpurgisnacht und besonders im Intermezzo die Deutungssucht, die jede Erscheinung nur als Bild eines hinter ihr stehenden Abstraktums auffaßt.

Die „realistischen Scenen", wo sich dieses Bestreben nicht bethätigen kann, vor allem die Gretchentragödie werden von Baumgart weit kürzer abgemacht. Faust darf, wie Baumgart erklärt, nie als beglückter Liebhaber erscheinen, man kann die Gretchentragödie nur verstehen, wenn man sich fortwährend gegenwärtig hält, daß der Held der Handlung unter einer schweren geistig-sittlichen Erkrankung leidet, daß sein Gebahren gegen Gretchen seinem eigentlichen Wesen widerspricht, nur Maske ist.

Es ist unmöglich, hier den Gang des, wie anerkannt werden muß,

völlig konsequenten Beweises Baumgarts für die Einheit des Gedichtes, der bis jetzt nur den ersten Teil und die erste Scene des zweiten umfaßt, zu verfolgen; ich habe mich darauf beschränkt, seinen Ausgangs- und Kernpunkt anzugeben und einige Proben der Methode, die er im weitern Verlauf anwendet, zu liefern.

Es wird dadurch wohl klar geworden sein, daß Baumgart sich an die Art der alten philosophischen Erklärer anschließt, seine Grundidee läßt sich unmittelbar auf Hegel zurückführen. Diese Betrachtungsart, bei der sich das Leben verflüchtigt und nur ein Bodensatz von abstrakten Begriffen und mageren Allegorieen zurückbleibt, kann heute nicht mehr auf Beifall rechnen, weil sie, um die Rätsel der Dichtung zu lösen, diese selbst aufopfert, und dem Dichter Freude an der Mystifikation oder mindestens ein künstlerisch ganz ungerechtfertigtes Verhüllen des Abstrakten in symbolische und allegorische Bilder imputiert. Sicherlich bedarf es zur Verkörperung eines so umfangreichen und gedankentiefen Stoffes, wie der Faust ist, symbolischer Behelfe; aber wenn dieselben wirklich in so überwiegender Masse die Dichtung erdrückten und in so dichter Umhüllung ihre eigentliche Bedeutung versteckten, wäre der erste Teil des Faust nun und nimmer das Werk, das die unmittelbarste und höchste Wirkung ausübt. Diese verdankt er seinem reichen Gehalt an Gefühl und poetischer Schönheit, dem Packenden des Stoffes und der Kraft der Ausführung. Das sind positive Eigenschaften, deren Nachweis eine weit dankbarere und aussichtsreichere Aufgabe bildet, als die Herausschälung des philosophischen Kernes.

Die ästhetische Einheit ist leichter und sicherer nachzuweisen als die philosophische. Valentin hat es in seiner Schrift (Nr. 5) mit Erfolg versucht, indem er gleichsam aus dem Werke den Plan von 1797 rekonstruierte. Er giebt zu (S. 3), daß im Urfaust noch kein über die tief ergreifende, unmittelbar packende poetische Wirkung der Einzelschicksale hinausgehender, weltumspannender Plan zu erkennen ist; aber er sucht zu zeigen, daß Goethes dichterische Kraft es vermocht hat, das früher Entstandene dem späteren Plane unterzuordnen und so eine vollkommene Einheit herzustellen.

Aus dem Stoff leitet er bestimmte Voraussetzungen der Gestaltung ab. Derselbe bedingte die Annahme der vorkopernikanischen Weltanschauung, der menschlichen Seligkeit als Zweck des Daseins. Die Seele befindet sich nach dem Tode entweder im Himmel oder in der Hölle, an deren Spitzen der Herr und der Satan stehen, beide mit den sie umgebenden Geistern körperlich gestaltet. Gott kann nur das Gute wollen, der Satan nur das Böse; zwischen beiden steht der Mensch, der die freie Entscheidung und damit die volle Verantwortlichkeit für sein Handeln hat. Der Mensch, der über die ihm von Gott gesetzten Schranken mit Hilfe der Magie hinausgreift und mit den Geistern in Verkehr tritt, wird dadurch schuldig und von der Vertreterin Gottes auf Erden, der Kirche, zu ewiger Verdammnis verurteilt.

In dieser Form, der alten der Faustsage, ist der moralisch-religiöse Zweck die Hauptsache. Er kommt bei Lessing in Konflikt mit der Humanität, die Faust nicht untergehen lassen will, und bei Goethe tritt an seine Stelle die neue ethische Bedeutung des Stoffes, indem Faust nicht mehr nach Macht und Genuß, sondern nach höchster Erkenntnis strebt und durch diese den Frieden der Seele erreichen will. Diesen kann aber nur Bethätigung der angeborenen Kräfte für ein hohes Ziel, nicht fruchtloses Grübeln gewähren. Gott will Faust, der dahinein verfallen ist, herausreißen und dazu giebt er ihm den Teufel bei. Dieser kann wiederum Faust nur im thätigen Leben gewinnen, wenn er nicht mehr vom Erkenntnistriebe beherrscht wird, und muß so, indem er glaubt für sich zu wirken, den Plan Gottes erfüllen. Faust weiß von den Plänen beider nichts und bleibt seiner guten Natur überlassen (S. 23 ff.).

Auf dieser Grundlage baut sich die Handlung auf, die nach Valentin in drei Teile gegliedert ist: Die vorbereitende Handlung im Himmel und auf Erden (Verbindung mit der Magie bis zum Abschluß des Vertrages), der Ausgang der Handlung auf Erden (Lossagung von der Magie und Tod Fausts) und im Himmel, und zwischen beiden die Haupthandlung, die in einer Anzahl von Episoden die Versuche Fausts, sich Befriedigung zu verschaffen, darstellt. Dabei hat zuerst Mephisto die Führung. Dem Vertrage gemäß muß er Faust zu befriedigen suchen, das geht ihm aber als Teufel, der gerade den Seelenfrieden zu zerstören sucht, gegen die Natur, und so hofft er durch Betrug sein Ziel zu erreichen, indem Faust sich mit einer scheinbaren, statt einer wirklichen Befriedigung begnügen soll. (Aus dieser Voraussetzung wird von Valentin S. 67 der viel umstrittene Monolog „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft" sehr gut erklärt.) Fausts bessere Natur läßt sich aber durch die Ränke des Teufels nicht überwinden und sucht schließlich selbständig den Weg zum wahrhaften Heil in dem auf ein großes Ziel gerichteten Wirken für die Menschheit im Gegensatz zu dem früheren Streben nach egoistischem Genuß. Er entzieht sich so dem Einfluß des Mephistopheles und sagt sich schließlich auch von der Magie los, wird wieder wie im Beginn ein Mann, der allein vor der Natur steht. Diese streng einheitliche Handlung vollzieht sich in einer Reihe von kleineren geschlossenen Bildern, Episoden, die zwar ein besonderes Ganzes bilden, aber aufs engste unter sich verbunden und sämtlich für die Haupthandlung unentbehrlich sind. Valentin teilt sie in sechs solche Episoden, jede mit einer „Vorbereitung"; die ersten drei von der Schülerscene bis zum Flammen- und Geldzauber am Hofe des Kaisers sollen den wachsenden Einfluß des Mephistopheles verkörpern, die letzten drei die Abnahme dieses Einflusses vom Gange zu den Müttern bis zur Lossagung von der Magie. Valentins Neigung, den Bau des ganzen Dramas als symmetrisch darzustellen, hat ihn hier wohl zu weit geführt. Das Auftreten Fausts am Hofe des Kaisers

läßt sich schwerlich der Periode, wo Mephistopheles' Macht über Faust steigt, zurechnen und wird mit den Worten „Lust an der Zauberkraft" nicht genügend bezeichnet; denn wie sollte Faust sich lediglich dieser leeren Lust hier hingeben, nachdem er eben zuvor den Entschluß ausgesprochen hat, „zum höchsten Dasein immerfort zu streben" (oder, wie Valentin will, „zum höchsten Dasein immer fortzustreben?") Die Peripetie liegt nicht vor dem Gange zu den Müttern, sondern am Schluß des ersten Teiles, und der Anfang des zweiten steht schon unter der Devise „Thatengenuß nach Außen", zu dem der Kaiser die Möglichkeit gewähren soll. Bereits hier ist Faust der Führende und Mephistopheles muß ihn an den Hof bringen. Sagt doch Valentin selbst, daß Fausts Auftreten dort für jenen sehr gefährlich ist, weil Faust nun handeln muß, und auch handeln will.

Das Streben, überall eine symmetrische künstlerische Anlage nachzuweisen, führt Valentin dazu, einzelne größere Episoden (klassische Walpurgisnacht, Helena, die ausleitende Handlung im Himmel) wieder in je fünf Akte zu zerlegen. Dabei geht es aber nicht ohne einige Gewaltsamkeit ab, so, wenn die nebensächliche Scene V. 10783—10848 als besondere „Handlung" bezeichnet wird.

Indessen erscheinen diese Einzelheiten nebensächlich im Vergleich zu dem überaus geschickt und geistvoll geführten Beweis der inneren, künstlerischen Einheit des Gedichts. Den Hauptgrund für die Annahme eines doppelten oder gar dreifachen Planes, der in der wechselnden Bedeutung des Erdgeistes lag, beseitigt Valentin dadurch, daß er annimmt, in der ersten Scene handle der Erdgeist Gottes Absichten gemäß, in den folgenden, wo er von Faust erwähnt wird, glaube dieser sich noch echt tragisch im Schutze des Erdgeistes, während er in Wahrheit schutzlos den Versuchungen des Bösen preisgegeben sei.

Zwei andere große Schwierigkeiten boten bei dem Nachweis einer einheitlichen Handlung die beiden Walpurgisnächte. Die romantische soll für Mephistopheles das Mittel sein, Faust von Gretchen loszureißen (das ist aber da gar nicht mehr nötig), die Motivierung der klassischen und der „Helena" bedarf eines längeren Beweises. Um zu zeigen, daß Faust durch die von Mephisto gebotenen materiellen Mittel nicht zu befriedigen ist, müssen alle Seiten der Materie nach Befriedigung durchsucht werden und dann entsteht die Frage: Wie, wenn Faust nicht gerade in dieser Zeit gelebt hätte, vielleicht würde ihm eine andere doch die sinnliche Befriedigung gewährt haben? Als Symbol tritt für die ganze Vergangenheit das klassische Griechentum ein, weil, wenn irgendwo, hier Befriedigung zu erlangen war, und als Vertreterin der höchsten körperlichen Vollkommenheit und der höchsten Kultur soll Helena mit Faust sich vereinigen. Um sie wieder zu beleben, muß eine neue Lebensenergie, der Homunkulus, geschaffen werden, sich mit stofflichen Elementen verbinden und dann Helenas Gestaltung an-

nehmen. (Das Gefolge der Helena scheint nach Seite 196 von dieser Lebensenergie auch einzelne Teile abbekommen zu haben). Nach dem Scheiden Helenas wird die nun wieder freigewordene Energie zur Wolke, die Faust hinwegträgt. Dieser hat auch mit Helena keine dauernde Befriedigung gefunden, er hat im Beisammensein mit ihr zugleich alle folgenden Weltalter bis auf die neueste Zeit überblickt, die er im Dasein des Euphorion mit erlebte, und so bleibt ihm nur übrig, sich, um zum Ziele zu gelangen, real eine neue Welt zu erbauen, wie es Euphorion ideal versucht hat.

Das ist zu kompliziert, als daß es dem wirklichen Plane Goethes entspräche, der als alter Herr nach einem selbstgesteckten Ziel mit holdem Irren hinzuschweifen liebte, nicht aber konsequent dieses Ziel im Auge behielt. Dafür daß Homunkulus den Lebenskeim für Helena bildete, ist nicht die Spur eines Beweises zu finden, ebenso wenig dafür, daß Goethe eine geschlossene Folge der späteren Zeitalter an Fausts Auge vorüberziehen lassen will, wenn Lynkeus als Vertreter der Völkerwanderung auftritt, und auf ihn die stahlumwitterten Ritter des Mittelalters und Euphorion als Verkörperung der neueren Zeit folgen. Allerdings beweist nicht alles bewußte Absichten, was der Aesthetiker, der als Prophet die Träume des Dichters deutet, aus ihnen herausliest; aber bei solchen Deutungen, wie die erwähnten, hat doch das Streben, die Einheit absolut zu beweisen, dazu geführt, dem Dichter Absichten unterzuschieben, die dem Wesen seines Werkes fremd sind, weil der Begriff der Einheit zu eng gefaßt wurde.

So genau, wie Valentin annimmt, hat Goethe nicht motiviert. Nicht in jeder einzelnen Scene ist ein Fortschritt zum Ziele der Handlung geschehen, und diese begreift nicht nur die Austragung der Wette zwischen den Herrn und Mephistopheles und die Erfüllung des Vertrages in sich. Valentin legt diese Anschauung zu Grunde, muß aber trotzdem an manchen Stellen von ihr abweichen, wenn er z. B. in der klassischen Walpurgisnacht den Unterschied des trügerischen Schaffens der Erde und des zum wahrhaften Sein führenden Schaffens des Wassers verkörpert sieht, was doch den Hauptzweck gar nicht fördert. Andrerseits bringt er vieles in zu enge Verbindung mit diesem Hauptzweck: der Ostergesang, der Geisterchor „Weh! Weh! du hast sie zerstört", die Läuterung durch die Elfen am Beginn des zweiten Teils soll auf unmittelbares Eingreifen Gottes zurückgehen, während doch sonst Gott sich jeder thätigen Anteilnahme enthält und ausdrücklich im Prolog erklärt, er wolle Mephistopheles freies Spiel lassen. Das Intermezzo soll der Absicht Mephistos dienen, Faust von dem Gedanken an Gretchen loszureißen und bis zum Morgen zu fesseln, die Satansscenen, die darauf folgen sollten, habe Goethe fallen lassen, weil sie von seinem Bestreben, die ersten Einzelentwürfe zu einem künstlerischen Ganzen zu gestalten, abgelenkt hätten. Dagegen ist einzuwenden, daß diese Ent-

würfe jünger sind, als der endgiltige Plan. Hätte Valentin sie benutzt, so würde er für die Einheit eine neue Stütze erhalten haben.

Auch ohne dies erscheint sie bei ihm durchaus gesichert. Wenn wir selbst diejenigen Punkte, in denen er zu weit zu gehen scheint, außer Betracht lassen, so bleibt doch noch ein völlig genügender Beweis für den hohen künstlerischen Wert der ganzen Conception übrig, der in der am Schlusse gewonnenen Ueberzeugung gipfelt, daß Goethe im Faust nicht eine allegorische Einkleidung einer Vernunftidee, sondern die höchste Verkörperung einer künstlerischen Idee geliefert hat und daß das Ziel ein ästhetisches, kein moralisches oder philosophisches war.

Die „architektonische" Einheit des ganzen Faustdramas von neuem und stärker als je zuvor bewiesen zu haben, ist das große Verdienst von Valentins Schrift. Mag man auch seinen geistreichen Hypothesen über Fausts Anrufungen des Erdgeistes nicht zustimmen, mag hier in der That ein Widerspruch zwischen Früherem und Späterem bleiben, so hat er doch die Einheit in so vielen andern Hauptpunkten unumstößlich dargethan, daß sie allen vernünftigen Ansprüchen genügt. Sein Werk gewährt durch seine Tendenz und seine Ausführung ein kräftiges Gegenmittel gegen die schädigenden Einflüsse der Chorizonten und kommt gerade zur rechten Zeit, um die ästhetische Betrachtungsweise wieder neben der philologischen zu Ehren zu bringen.

Leipzig. Georg Witkowski.

Haym R., Briefe von Wilhelm von Humboldt an Georg Heinrich Ludwig Nicolovius, mit zwei Anhängen. (Quellenschriften zur neueren deutschen Literatur- und Geistesgeschichte, herausgegeben von A. Leitzmann. 1. Band.) Berlin, Felber 1894. ℳ 3.

Georg Heinrich Ludwig Nicolovius war Wilhelm von Humboldts nächster Amtsgenosse während der Zeit seiner Leitung des preußischen Unterrichtswesens in den Jahren 1809 und 1810, nachdem sich beide Männer schon 1796 in Eutin während Humboldts norddeutscher Reise flüchtig kennen gelernt hatten, ohne gegenseitig einen tieferen Eindruck von einander zu empfangen. Während der gemeinsamen Arbeit an der geistigen Wiedergeburt des preußischen Staates nach den Tagen von Jena und Tilsit schlossen sie sich trotz der Verschiedenheit ihrer innern Bildungsform, trotz des Gegensatzes der vorwiegend antiken Weltanschauung bei dem einen und der vorwiegend christlichen bei dem andern, in Einverständnis, Offenheit und Treue an einander an; für diese Gefühle findet Humboldt rührende Worte. Nach nur anderthalbjährigem gemeinsamen Wirken aus der engeren amtlichen und geschäftlichen Verbindung gerissen, bewahren sie sich für das ganze Leben eine Vertraulichkeit in der Besprechung der wichtigsten politischen Fragen, wie sie nur zwischen ganz edeln und großen Menschen bestehen kann. Ueber

Nicolovius' Leben und Art besitzen wir die schöne Denkschrift von der Hand seines Sohnes Alfred (Bonn 1841), zu der Friedländers Artikel in der Allgemeinen deutschen Biographie nichts Wesentliches hat zusetzen können. Auch unsre Briefe dienen naturgemäß mehr der nähern Kenntnis des Briefschreibers als des Adressaten; sie gehen vom Jahre 1809 bis wenige Wochen vor Humboldts Tode 1835. Ihr Inhalt ist mannigfacher Art: persönlich, psychologisch, geschäftlich, vor Allem politisch. Humboldt äußert sich hier einem Manne gegenüber, dem er vollkommene Offenheit entgegenbringen konnte, ohne jeden Rückhalt über den Gang der preußischen Politik in der Erhebungs- und Reaktionszeit, kritisiert mit seiner Meisterschaft die tonangebenden Persönlichkeiten, legt Hoffnungen und Befürchtungen dar, die die Geschichte meist dann bewahrheitet hat, und läßt sich aperçuartig in seiner klaren und scharfen Weise über die Prinzipien der Verwaltung, ihre Formen und ihre Organisation aus; eine Perle ist in dieser Hinsicht der schöne Brief Nr. 16 vom 18. Juni 1816, der nicht mit Unrecht schon in dem Feuilleton einer großen deutschen Zeitung wieder abgedruckt worden ist. Wir können als dankbare Leser dem Herausgeber, dem die Kenntnis Wilhelm von Humboldts schon so sehr viel zu verdanken hat, nur recht geben, wenn er es für angemessener hielt, diese Briefe in unverkürzter Ganzheit als mit Auswahl und nur teilweise abdrucken zu lassen.

Zwei Anhänge sind dem Buche beigegeben: der erste enthält 7 Briefe Humboldts aus den Jahren 1787—1789 an seinen Studienfreund Beer, der zweite 8 Humboldtsche Briefe an Achim von Arnim und Friedrich August Wolf aus den Jahren 1809 und 1810. Jene enthalten philosophische, vorwiegend metaphysische Erörterungen und zeigen, wie Humboldts Spekulation aus dem Banne Mendelssohns sich losringt und sich zu Kant hinüberwendet; diese betreffen Einzelheiten aus der Zeit von Humboldts Unterrichtsleitung, sind jedoch nicht ohne allgemeinere Aussichten und Gesichtspunkte.

Ein paar Einzelbemerkungen seien noch gestattet. 5, 8. Seine eigne Ansicht über Pestalozzis Methode entwickelt Humboldt in einem Briefe an Goethe aus Rom vom 23. August 1804 (Briefwechsel S. 223); Goethe ließ die Stelle alsbald im Intelligenzblatt der Jenaer allgemeinen Literaturzeitung abdrucken (vgl. Briefe an Eichstädt S. 106). — 16, 12. Ueber die Berufung des Gießener Theologen Schmidt vgl. noch Humboldt an Wolf Gesammelte Werke 5, 270 und Aus Schleiermachers Leben 4, 169. — 40, 8. Der Aufsatz, der hier zitiert wird, hat den Titel „Der Freiherr von Gagern an den Fürsten von Metternich den teutschen Bund betreffend" (Ludens Nemesis 7, 593). — Der 41, 20 erwähnte R. ist kein andrer, als Friedrich von Raumer, wie aus Lebensnachrichten über Niebuhr 2, 144, 169 klar hervorgeht. — 53, 14. Julie Hochwächter, einer rügischen Familie entstammend, war später Vorsteherin des Lazaretverwaltungsrats: vgl. Arndt, Briefe an eine Freundin S. 272, 274, 320, 321, 358, 360, 378. — Der

55, 5 erwähnte Baron Browne begegnet häufig in Humboldts Briefen an Schellersheim. — 122, 32. Schröder war Kriegsrat und Rendant der Hauptkasse der wissenschaftlichen Anstalten: vgl. Köpke, Gründung der Universität zu Berlin S. 71, 204.

Jena. Albert Leitzmann.

Reich E., Grillparzers Dramen. Fünfzehn Vorlesungen. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1894. 3 M.

Ein neues Buch über Grillparzers Dramen. Schon beim Anblick des Titels möchte man Grabbes: Entschuldige dein Dasein! ausrufen, und der Verfasser ist dieser Verpflichtung auch im Vorworte nachgekommen. Nachdem er eine Reihe von Forschern aufgezählt, die für ihn nur: Vestigia non terrent zu bedeuten scheinen, leitet er, „der weitaus jüngste unter den genannten dreißig", wie er selbstgefällig dem Leser zu verstehen giebt, seine Rechtfertigung daraus ab, daß er eigene Ansichten zur Diskussion zu stellen wünsche. Ich gestehe offen, daß ich einem wissenschaftlichen Werke, das aus Vorlesungen entstanden, ein gewisses Mißtrauen von vorne herein entgegen bringe. Das gesprochene Wort ist etwas anderes als das gedruckte, die Schule — das bleibt das Kolleg doch immer in höherem Sinne — etwas anderes als Forschung und Schriftstellerei. Ein gutes Kollegienheft braucht nicht druckreif zu sein; ein gutes Buch wird sich selten in derselben Weise mündlich vortragen lassen. Daß ein schlechtes Kolleg ein schlechtes Buch giebt, das erweist sich hier am allerdeutlichsten.

Nicht nur die Vorgänger, auch der Nachfolger schreckt Reich nicht; er bedauert, das Erscheinen der großen Grillparzer Biographie, der wir alle mit hoffnungsvoller Erwartung entgegensehen, nicht abwarten zu können: „ich hätte es vorgezogen, dieses Werk statt der heute noch sehr lückenhaften biographischen Vorarbeiten für meine ästhetischen Betrachtungen benutzen zu können." Unbescheidener kann man schwer über ein noch gar nicht erschienenes Buch sprechen, und der ganze Dünkel, dessen sich mancher Aesthetiker gegen den Literarhistoriker schuldig macht, liegt in der Scheidung zwischen dem „Biographischen" und dem „Aesthetischen". Woraus schließt der Verfasser, daß nicht allen Ansprüchen Rechnung getragen werden wird und seine „ästhetischen Betrachtungen" entbehrlich werden könnten? Ich glaube, es wird viele geben, die, wo es sich um ästhetische Würdigung handelt, lieber zu Sauers knapper, wortkarger Einleitung zu Grillparzers Werken greifen, als sich durch das pretiöse und verworrene Buch Reichs durchwinden werden.

Worin liegt nun das Neue? Gleich die Vorrede sagt es deutlich: „Es ist einer der Hauptzwecke meiner Arbeit, die realistischen Züge in Grillparzers Schaffen hervorzuheben, darzuthun, daß er kein Klassiker-Epigone, sondern ein Vorbote neuer Kunstweise war". Dieses Schlagwort

„Grillparzer als Moderner“ tönt uns nun Schritt für Schritt entgegen. Schon bei der Ahnfrau ist er „der erste Problemdichter im modernen Sinne“, er mahnt ihn oft an Ibsen, an Hauptmann, in „Des Meeres und der Liebe Wellen“ ist er ihm „der Mann, der zuerst vom Klassizismus ablenkend, den noch unbetretenen Weg zum Drama des Realismus, selbst in extremen Bestrebungen zu bahnen suchte.“ Daß Grillparzers Wege andere sind, als die der Klassiker, haben vor Reich viele gesehen, auch sein Hauptgewährsmann, Volkelt, schon in einem ganzen Abschnitte hübsch ausgeführt. Nur haben Andere nicht vergessen, daß vor Grillparzer Einer kam, der ihm schon in der analogen Anlage seines Wesens, in der aus „Verbindung von Ueberkraft und Schwäche“ entstehenden Eigenart der Tragik den Weg gewiesen: Heinrich von Kleist. Ihn, als Vorgänger Grillparzers, in welcher Stellung er noch viel mehr als es bisher geschehen, betrachtet werden muß, hat Reich einfach ignoriert, und damit ist er zu seinen einseitigen Aufstellungen gelangt. Das eine Schlagwort zieht aber alle andern nach sich: er wird nicht müde, vom „Milieu“ zu sprechen, das goldene Vließ wird ihm geradezu zur „Tragödie des Milieu“. Daß den Figuren eines Dramas etwas von ihrer Erziehung und Umgebung anhaften muß, wie Reich bei jeder Gelegenheit hervorhebt, hat Grillparzer gewiß nicht entdeckt, jedes Schillersche Drama bietet dasselbe. Gerade das aber, was man heute unter „Milieu“ versteht, das Zurücktreten des Individuellen hinter die Umgebung, findet sich bei Grillparzer nicht, im Gegenteile, mit Volkelt vermissen wir sogar eine derartige Vertiefung und erklären daraus Grillparzers tragische Individualität in dem Typus „der dem Leben nicht gewachsenen Innerlichkeit“. Reich aber erscheint diese Charakteristik zu schwach; er möchte seinen Dichter kräftiger haben. „Der Trieb nach einem wunschlos in sich befriedigten Leben stiller Beschaulichkeit war nicht der unserm Dramatiker ursprünglich eingeborne“, als Nachsatz müßte man erwarten: sondern er erscheint nur gelegentlich, oder er ist von fremdem Einfluß diktiert. Aber was folgt? „vielmehr bemeisterte er sich seiner, weil man am heftigsten begehrt, was man am schmerzlichsten entbehrt.“ Reich erinnert an den Verfasser des Heliand, der seinem Christus streitbare Züge lieh: so arbeitet er gerne Nebenfiguren stark heraus, die Ungestümes, Jugendliches zeigen, wie Don Cäsar und Herzog Otto, er legt Wert auf die wenigen Worte, die Rudolf von Habsburg über seine Jugend spricht, während die Aeußerungen des Mißmuts, ebenso wie die des Aristokratismus, den der Verfasser auch nicht gerne an Grillparzer sieht, zurückgedrängt werden. Wozu das dient, das wird plötzlich klar, wo die geradezu ekelerregende Phrase auftaucht: „Grillparzer als Erzieher“. Aber es kommt noch besser: Grillparzer muß auch Sozialist werden. Die Tiraden Jaromirs, die so echt der Ritter- und Räuberromantik angehören und sich fast in jedem derartigen Romane wiederfinden, machen ihm die Ahnfrau zum sozialen Drama. Er entdeckt im Treuen Diener eine

„gewisse polemische Wendung gegen das erbliche Herrscheramt", in einem Stücke, das in der Rettung des königlichen Kindes gipfelt.

Grillparzer hat in einem Epigramme gesagt:

Sie haben drei oder vier Worte,
Die wiederholen sie an jedem Orte.

Mit Vorliebe betont Reich seine ästhetischen Zwecke, beim Bruderzwist lehnt er jede Frage nach Vorbildern ab, für den Kunstphilosophen ist es „das Richtigste, das Werk zu betrachten, als behandle es Geschicke eines nach Zeit und Raum weitentlegenen Staates und Herrscherhauses, nur so wird die wichtigste Vorbedingung jedes ästhetischen Urteils, volle Unparteilichkeit, gebührend erfüllt." Aehnlich — unbefangen betrachtet er auch den Dramatiker: „Der Dramatiker Grillparzer gehört eigentlich keiner Zeit an". Er steht also auf dem schroffsten Standpunkt der Allseligkeit des Nichtwissens. Hier sind wir wieder in dem Falle, wo Forschung und Aesthetik gegen einander stehen, nach Scherers Worte ist da die eine oder die andere auf falschem Wege. Geben wir aber zu, er wollte ein rein ästhetisches Buch schreiben, so wie Volkelt. Ueberrascht sehen wir die Disposition: die erste Vorlesung eröffnet mit den Jugenddramen, als zweite folgt die Ahnfrau, als dritte Sappho . . . die vierzehnte bringt Libussa, die fünfzehnte faßt mit einem Schlußworte zusammen. Das ist doch rein chronologische Betrachtung, sogar in der alleräußerlichsten Weise, ich habe mir eine ästhetische Ausführung immer anders, nach bestimmten Gesichtspunkten und Gruppierungen vorgestellt. Aber das ist hier nicht einmal versucht: ganz spärlich sind die Verbindungen zwischen den einzelnen Dramen hergestellt, der Entwicklungsgang des Dichters, der sich so schön in seiner Aufwärtsbewegung nach Seite der individuellen Charakteristik, in dem parallelen Herabsinken der dramatischen Technik verfolgen läßt, kaum angedeutet. Wie sich Grillparzers Sprache entwickelt, wie sich die ungeschickte Art des Exponierens in den Jugendstücken durch Erzählungen schon im Robert von der Normandie in Shakespearische Kunst wandelt, bis sie zum Meisterstücke im Treuen Diener wird, um in der Libussa ganz in für den Zuschauer berechneten Bericht zurückzusinken — davon kein Wort. Nirgends ein zusammenfassendes Bild der Frauengestalten, kein Aufzeigen ihrer Entwicklung, wie sie sich z. B. so schön von der Sappho zur Libussa verfolgen ließe, das ganze Buch besteht aus hingeworfenen Bemerkungen. Die Frage nach den Quellen hat der Verfasser, wie es scheint, seiner ästhetischen Betrachtungsweise zu Ehren ganz bei Seite geschoben, wenn auch diese nur immer Luftgebäude aufweisen kann, sobald sie jene außer Acht läßt. Aber er hat es auch vernachlässigt, den Wurzeln Grillparzers, seiner Heimat, nachzugraben, und das Land um den Kahlenberg, das ist Grillparzers „Milieu", wie ihm der Dichter selbst hätte lehren können. Wie auffällig dies in den griechischen Dramen zu Tage tritt, habe ich (Zeitschrift für die öster-

reichischen Gymnasien 1893) gezeigt. Das Wiener Theater muß noch genau in seinem Repertoire studiert werden, es mag noch manches für Grillparzer da zu holen sein. Ueber Traumstücke auf der Wiener Bühne gedenke ich einmal ausführlich zu handeln. 1833 klagt die Theater-Zeitung über die Unmasse derartiger Stücke. Ist es nicht auffallende Uebereinstimmung, daß in „Die Wanderung durch das Leben", einem Schauspiel nach dem Französischen von Meisl, am 30. Oktober 1833 gegeben, eine junge Stickerin, zwischen einem ehrlichen armen Barbiergesellen und einem blendenden Verführer, einem Spieler in ihrer Liebe schwankend, am Schlusse des ersten Aktes einschlummert, träumt, wie sie als die Gemahlin des Spielers des Diebstahls verdächtig, vor der Polizei fliehend, sich in die Seine stürzt, von dem echten Liebhaber gefolgt, und mit einem Aufschrei erwachend sich in ihrer Dachstube wiederfindet, um sich mit einem bescheidenen Lose glücklich zu erklären? Schon 1818 erschien von dem Parodisten der Ahnfrau, Welling, ein Volksmärchen in 3 Akten: „Der Liebesschwur," im Leopoldstädter Theater aufgeführt, in dem ein Sturz vom Turm als Abschluß eines Traumes vorgeführt wird. Für die Libussa wäre nicht nur an eine Erzählung Schießlers: „Die böhmischen Amazonen" zu erinnern, Josef Lenz bringt am 16. September 1817 im Leopoldstädter Theater: „Wlasta, oder die kriegerischen Mädchen in Böhmen," dem am 19. Juli 1818 ein zweiter Teil: „Scharka, die Retterin Böhmens, oder Der Hunnenkönig" folgte. 1823 erschien eine Oper von Köllner-Werdenau: „Die böhmischen Amazonen." 1841 brachte Told, der die Sappho parodiert, „Traum ein Leben" in „Traumleben oder Zufriedenheit die Quelle des Glücks" 1835 nachgeahmt hatte, „Wastl oder die böhmischen Amazonen." Der genannte Meisl hatte 1826 ein historisch romantisches Schauspiel „Rudolf von Habsburg oder die Sterner und die Psitticher" in Scene gehen lassen.

Schon der erste Abschnitt zeigt eine Eigenheit des Verfassers, Trivialitäten im Tone der Offenbarung vorzutragen. Ein Beispiel für viele: Er redet von der Generationentheorie, die er als Fortschritt gegen die frühere generalisierende Manier preist; nur müsse man noch mehr specialisiren: „zum mindesten für die raschlebige Neuzeit darf man die Behauptung wagen, daß derselbe Mensch nicht etwa dreißig, sondern 15, selbst bloß 10 Jahre früher oder später geboren, ein wesentlich anderes Leben geführt hätte." — Ganz flüchtig werden die Jugenddramen gestreift, nur als „Orientierung für jene Leser, die bloß eine der älteren Grillparzer-Ausgaben besitzen." Nun, für die ist recht schlimm gesorgt: sie werden keinen Begriff durch Reichs „überkurze Charakteristik" bekommen, und schließlich haben auch wissenschaftliche Vorlesungen keine neueren Ausgaben zu ersetzen. Die reine Lust des Widerspruchs läßt ihn gegen Sauers Beurteilung der Blanka von Castilien polemisieren. Die Jugendversuche bieten viel für Grillparzers Schaffen. „Seelengröße" läßt einen älteren Mann in würdigster

Weise um ein junges Mädchen freien, er entsagt schließlich. Neben dem Treuen Diener klingt hier das Sappho-Motiv an, wenn Grillparzer skizziert: „Liebe für Rinaldo, Ehrfurcht für Guido.“ Ein Motiv kehrt in der Ahnfrau ganz wieder:

Benedetto. Da griff mein Herr ihr Schiff an, enterte, erstieg das Schiff, befreite den Gespielen Eurer Jugend und bekam dabei den Schuß in den Arm.

Gianetta. O, das ist prächtig!

Benedetto (fixiert sie). Signor Vercelli wurde verwundet!

Gianetta. Das wird ja wohl bald heil sein. Glaubst Du das nicht, Benedetto?

Benedetto (zuckt die Achseln).

Gianetta. O gewiß, gewiß! Ich habe Balsam von Mekka, das soll ihn schon heilen!

Vergleiche die Meldung des Hauptmanns an Bertha von der Verwundung ihres Vaters im 4. Akte. Robert von der Normandie durchklingt schon die Sehnsucht nach Ruhe, Fiesco-Elemente begegnen häufig, während Alfred eine starke Beeinflussung durch den Goetz bis ins Detail hinein verrät. — Bei der Ahnfrau tritt Reich als Verteidiger auf, insofern er sie nicht als Schicksalstragödie gelten lassen will. Sie zählt ihm zu jener Gattung, welche die Braut von Messina, die Gespenster, ja auch Rosmersholm zugehört. Im gewissen Sinne hat Reich recht. Die genannten Dramen sind Schicksalsdramen, wo man die Vererbungstheorie unbedingt als die neuere medizinische Form des alten Schicksalsgedankens bezeichnen muß. Soll man hier alle die Motive, welche die Ahnfrau zur Schicksalstragödie stempeln, nochmals aufzählen: Der Zufall führt den Jaromir in die Hände der Räuber, der Zufall läßt ihm seine Schwester zur Geliebten werden, der Zufall führt seine Hand gegen die Brust des Vaters . . . wer will noch mehr? Die Stellen, welche Reich S. 24 aus Schreyvogels Aenderungen anführt, zeigen nur wieder, daß er die unklare Schicksalsidee klarer herausarbeitete, was ich ihm zum Verdienste anrechnen muß. Diesem hingestürmten Stücke tritt Reich mit zu viel psychologischen Erwägungen entgegen. Er liest aus der prächtigen Tirade: „Ja, ich bins, du Unglückselige“ Selbstverachtung heraus; ich sehe viel eher einen gewissen Stolz, ein Imponierenwollen, das Jaromir auch gelingt. Auch darin kann ich dem Verfasser nicht beistimmen, daß die Ortsveränderung im 5. Akte von Vorteil sei; wir dürfen aus dem Dunstkreis nicht heraus an die frische Luft. In der Sappho entdeckt er einen „hochmodernen“ Konflikt, den er, als hätte er die „Einsamen Menschen“ zu dichten, erzählt. Welcher Konflikt ist denn nicht hochmodern? Und ein derartiger Herzenskonflikt wird es immer bleiben, ohne daß man von einer „Russin, die in Zürich studiert und den Doktorhut erworben,“ zu faseln braucht. In dem Vorspiele des goldenen

Vließes, dem Gastfreund, bemüht sich Reich Phryxus mit einer Schuld zu belasten. Peronto — schon der Jugendversuch Drahomira rief den Großen Gott Peron an — hat ihm das Fell nicht unzweideutig gegeben, er hat Tempelraub verübt. Ich kann dies mit bestem Willen aus dem Stücke nicht herauslesen, und sehe in Phryxus, der vertrauensvoll sogar seine Waffen ablegt, den Schutzflehenden, nicht den Eroberer. Als Mord erscheint sowohl Medea als Aietes selbst diese That, und „kein Mensch, kein Gott löset die Bande, mit denen die Unthat sich selber verstrickt.“ Es ist aber noch gar nicht ausgemacht, daß das goldene Vließ eine Schicksalstragödie ist, wenn auch schicksalmäßige Motive nicht ganz fehlen (siehe Volkelt S. 171). Gerade dieses Drama steht im innigsten Zusammenhange mit Kleists Penthesilea, wie schon Schwering und meine erwähnte Anzeige hervorgehoben. Man vergleiche die wartenden Griechen vor dem Erscheinen Jasons, die Liebesscene auf dem Schlachtfelde, wo Jason, genau wie Achill, das wundersame Weib bestaunt, als käme sie von einem fremden Sterne. Auch eine Nebenfigur wie Gora findet ihre Entsprechung. Auch daß Jason, „nur weil ritterliche Ehre ihn bindet“, Medea mit sich nimmt, scheint mir unrichtig: noch lebt ja die ganze unbefriedigte Sinnlichkeit in ihm, trotz des Grauens, und die Entfremdung tritt erst auf der langen Seefahrt ein. So ist Reich auch weiterhin, wo er gegen seine Vorgänger polemisiert, meist unglücklich. Dagegen ist seine Charakteristik Bancbans nicht übel gelungen, gleich aber begegnen wieder ganz schiefe Bemerkungen, so wenn er Erny mit Emilia vergleicht und findet, daß „Emiliens Neigung für den Prinzen Gonzaga im Lauf des Stückes wächst.“ Auffallend ist ein Anklang an den Faust, wenn Erny im ersten Akte sagt:

> Was sah er wohl, das ihn zu solchem
> Tolldreisten, frevlen Treiben gab den Mut?

Die Spanier schweben Grillparzer in diesem Drama wohl besonders stark vor. Wie ein Richter von Zalamea erscheint zum Schlusse der König und Bancban stellt seine persönliche Empfindung hinter sein Amt zurück. Zu „Des Meeres und der Liebe Wellen“ zieht er den Faust ganz überflüssiger Weise herbei. Hat Reich kurz vorher Bancbans Verstummen an Ernys Leiche, ohne hier mit einem Worte Kleists zu gedenken, bedingungslos bewundert, und ausgerufen: „Mit wenig Silben viel ausdrücken . . . das ist echt dramatischer Styl, mag man ihn nun shakespearisch oder naturalistisch heißen,“ so freut er sich der Turmscene, in der Grillparzer den Pfad gereifter Kunst schreitet, „die dem Gefühl passenden Ausdruck gewährt“, und sein Dichter wird ihm auch hier „ein Wegweiser echter, moderner Kunst.“ Hier hätte er betonen sollen, wie ganz anders die Situation und die Menschen sind, und sowohl das Verstummen wie das Aussprechen hätte sich ohne „Moderne“ gerechtfertigt. Ueber den vierten Akt hat Dingelstedt einmal einer jungen Schauspielerin ein außerordentlich bezeichnendes Wort

gesagt, in welchem Erinnerungsgefühle er gespielt werden müsse, — allerdings so bezeichnend, daß es unreproduzierbar bleibt. Ich eile über Traum ein Leben und Weh dem der lügt, die keinen Anlaß zu weiteren Bemerkungen geben, außer daß ich für letzteres Stück auf meine Auffassung als Hypostase der Commedia dell'arte hinweise, zur Esther, deren Betrachtung der Verfasser als pièce de resistance zu bezeichnen scheint, nachdem er sich schon in der Vorrede und später nochmals unter vielen Bücklingen vor Baron Berger entschuldigt, anderer Meinung als er zu sein. Auch ich habe manche Bedenken gegen die „Dramaturgischen Vorlesungen" Bergers. Aber gerade seine Betrachtung der Esther zählt zu den glänzendsten Analysen, die wir über dramatische Fragmente besitzen. Den äußern Stützpunkt bildet das Gespräch mit Frau von Littrow. Ihm stellt Reich scharf die Aeußerungen zu Laube und Zimmermann gegenüber. Damit diese ins Gewicht fallen könnten, müßten sie, nach meiner Ansicht, einen anderen wirklichen Plan entwickeln, der den ersterwähnten umstößt. Zu Laube hat Grillparzer nur geäußert, daß er den Plan total vergessen habe. Zimmermann hat etwas mehr gehört; ein dem biblischen Originale nahe verwandter Gang und Abschluß war beabsichtigt. „Die Esther und Mardochai ganz nach der Bibel. Zuletzt sollte sich alles ganz gut lösen, mehr wie im Schauspiel."

Dem widerspricht das Gespräch mit Frau von Littrow, das einen Entwurf mit vielen Gedächtnislücken giebt, wenigstens was den Schluß betrifft. Denn die Bemerkung: „ganz nach der Bibel" ist zu allgemein, um die Durchführung der Esther Figur in der später mitgeteilten Weise auszuschließen. Es ist nicht viel mehr als eine ganz vage Quellenangabe. Was Grillparzer gegen Frau von Littrow entwickelt, scheint Reich eine durch das viele Fragen abgerungene neue Dichtung zu sein, von der er bei Entstehung der Esther selbst keine Ahnung hatte. Ich gebe zu, daß dies nicht ganz unmöglich, wiewohl mir eine derartige momentane Produktion für das dichterische Schaffen des alten Grillparzer unwahrscheinlich ist. Aber ich brauche nur an die Selbstbekenntnisse Grillparzers über das plötzliche Entschwinden eines Stoffes und sein ebenso plötzliches Auftauchen, wie es ihm z. B. bei dem goldenen Vließe begegnete, zu erinnern, um auch ein wirkliches Auftauchen alter Gedanken plausibel erscheinen zu lassen. Ganz psychologisch erweckt neues Fragen neue Bilder, die sich allerdings nicht recht aneinander schließen wollen, Mittelglieder fehlen. Auffallend bleibt, daß ihm zwei Schlüsse vorschweben, vielleicht daß der Tod Esthers durch Erinnerung an ihre Glaubensschwester in der Jüdin von Toledo ihm zunächst vor Augen trat und er dann verbessernd hinzufügt: „Oder führt ein qualvolles Leben neben dem krankhaft erregten König." Damit läßt sich der Satz „Zuletzt läßt sich alles ganz gut lösen, mehr wie im Schauspiel" in seiner Allgemeinheit vielleicht vereinigen, wenn mir auch ein tragischer Ausgang wahrscheinlicher vorkommt. So ließe sich wohl Frau von Littrows Mitteilung nicht von

vorne herein von der Hand weisen, eben so wenig aber Reichs Ansicht — wenn wir das Fragment nicht besäßen. Da dieses aber vorliegt, und dem aufmerksamen Leser die etwas verborgenen Fallen weist, muß diese Darstellung als wirkliche Erinnerung Grillparzers aufgefaßt werden.

Im Fragmente tritt uns Esther zuerst mit Mardochai zusammen entgegen. Sie widerstrebt seinem Forschen und Grübeln, ihr Sinn ist nicht auf das Große gerichtet, sie liebt vom Menschen zum Menschen. Für seine begeisterten Reden hat sie kein Ohr, für das jüdische Volk und seine Beglückung interessiert sie sich gar nicht. Erst wie er ihr von Größe spricht, bezieht sie dieselbe sofort auf sich, der königlichen Werbung gedenkend. Sie weiß sich schön, fast spöttisch setzt sie Mardochais Hymnen die Verachtung, die die Nachbarn dem Juden entgegenbringen, entgegen. Die Form der Werbung mißfällt ihr, doch willig folgt sie dem Rate ihres Oheims, sie zieht dahin: „Fast scheints ein Märchen" ist ihr einziges Wort, das schon zeigt, daß sie auch an märchenhafte Erhebung aus dem Staube denkt. Sie ist in allen ihren Reden klar, bestimmt, der Verstand überwiegt in ihr. So, nicht „bloß dem Zwange gehorchend", wie Reich meint, kommt sie an des Königs Hof. Sie durchschaut sofort, was sie Hamann bedeutungsvoll macht. Ihre Wünsche verhehlt sie hinter dem klugen Worte: „Ich fürchte nicht, ihm etwa zu gefallen."

Hamanns Belehrung nimmt sie willig an, nachdem sie ja durchschaut, wie ihre Interessen verknüpft sind. Ganz falsch sind da Reichs Einwendungen, gerade, weil Hamann so rät, müßte sie das Gegenteil thun. Sie hört auch, wie die andern „sich marktend selber ausboten". Was natürlicher, als daß sie sofort begreift, mit dem Versuche eines Gesprächs, das Reich ihr raten würde, wenn sie Königin werden wolle, sei da nichts zu holen. Ihr tritt Ahasver, der „das Vertrauen auf die Menschen verloren", entgegen, und ihm diese Empfindung wiederzugeben, wenigstens ihr gegenüber, ist der Zweck der großen Scene, in der sich Wahrheit und Lüge kaum unterscheidbar vereint. Sie zieht Ahasver an, schon durch die Ruhe, mit der sie der Majestät begegnet. Es ist kein Zufall, daß sie fast die nämlichen Worte wiederholt, die Hamann so entzückt: „Vielmehr ist meine Furcht nunmehr zerstreut". Und wenn sie nun Vasthi nennt, thut sie im reinsten Sinne das Beste für den König, den sie schnell in seiner Stimmung durchschaut und erkannt hat, zugleich aber fördert sie auch halb unbewußt ihr Interesse. Denn wieder vermeidet sie das Selbstanbieten, wodurch sich die Andern so unmöglich gemacht. Sie weiß ganz gut, daß sie damit nicht „ihren Kopf wagt", wie Reich meint. Daß sich auch wirkliche Neigung für den König einstellt, ist nicht zu bezweifeln. Aber die Unwahrheit bleibt nicht ferne. Wie hat sie bei ihrer Abholung ihr Judentum gleich hervorkehren lassen wollen und jetzt verschweigt sie es, wo der König ausdrücklich nach ihrem Namen fragt. Erst aus dem Nachlasse Grillparzers ist ein weiteres Bruchstück ans Licht getreten, das jeden Zweifel an der Richtigkeit der

vorgetragenen Ansichten schwinden lassen muß. Im 3. Akte verleugnet Esther Mardochai ausdrücklich. Reich erklärt dies als neue Wendung „ihrem früheren Wesen zuwider". Ein Dramatiker wie Grillparzer sollte dies nicht vorbereitet haben? Damit fällt auch Reichs ganze weitere Reconstruktion, in die ich nicht weiter eingehe. Esther bleibt sich jedenfalls treu: nach den ersten Worten, die sie gegen Mardochai sprach, kämpft sie weiter für sich und den, den sie liebt, was gilt ihr Mardochais Juda? — Für die Jüdin von Toledo hatte Berger gut vorgearbeitet; daß Manrique den Tod der Jüdin nicht gefordert, sondern nach dem Ausspruche der Königin erst forscht, ob er sich nicht verhört, ist unrichtig; er wollte nur die Königin selbst das Verdikt fällen lassen. Wird gelegentlich zuviel mit Selbstbekenntnissen einer Dichtung gearbeitet, so faßt Reich Rudolf II. wieder zu wenig als persönlichstes Aussprechen Grillparzers.

Diese herausgehobenen Bemerkungen und Ausführungen mögen zeigen, wie wenig Reich seiner Aufgabe entsprochen, im Ganzen wie im Einzelnen. Einer der schlimmsten Punkte bleibt noch übrig: die Darstellung. Ich habe selten noch unklarere und verworrenere Charakteristiken gelesen. Man höre, was er über die Braut von Messina sagt: „Die Fürstin treibt, nachdem Cesar in voller Hast davongestürzt, um der geraubten Schwester nachzusetzen, ohne noch zu wissen, wo der Ueberfall geschehen, auch den besonneneren Manuel, den bei seiner Frage nach dem Thatort freilich noch andere Gründe leiten, ohne Antwort von hinnen, was um so sonderbarer auf das Publikum wirkt, als unmittelbar darauf Cesar, seine Uebereilung einsehend, rückkehrt, und nun seinerseits die Auskunft erhält, welche Don Manuel zu Teil geworden, alle Rätsel sogleich gelöst hätte." Derartige Ungetüme lauern auf Schritt und Tritt. Es gibt Sätze, die mir auch nach wiederholtem Lesen nicht ganz verständlich geworden sind.

Es ist schmerzlich, wenn man ein Buch verurteilen muß, das aus redlichstem Fleiße und ehrlichstem Streben entstanden ist. Aber gegen leichtfertige Buchmacherei aufzutreten, ist eine heilige Pflicht, die die Wissenschaft ihren Jüngern auferlegt. Wäre Reichs Buch einfach schlecht, ich hätte es mit einigen Worten abgethan. Ich habe mich mit ihm auseinandergesetzt, weil ich die Empfindung habe, daß Reich mit ernster, wissenschaftlicher Arbeit Besseres leisten kann. Es fehlt nicht an guten, öfters sogar sehr charakterisierenden Einfällen, aber — „Einfälle sind noch keine Gedanken" sagt Grillparzer. Ich wünsche vom ganzen Herzen dem Verfasser die von seinem Dichter so hoch gepriesene „Sammlung"; sie wird ihm werden, wenn er seine Studien nicht über Nacht auf den Markt wirft und sie ruhig zur Vollendung reifen läßt, mag er auch dann nicht „der weitaus jüngste unter den Grillparzer-Forschern" sein.

Wien. Alexander von Weilen.

Bibliographie.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin. 15. Jahrgang 1893. 1. Abteilung.

1. Allgemeine Lexikographie. — 2. Namenkunde. — 3. Allgemeine und indogermanische Sprachwissenschaft. — 4. Neuhochdeutsch. — 5. Deutsche Mundartenforschung (außer Niederdeutsch). — 6. Literaturgeschichte (Poetik). — 7. Altertumskunde. — 8. Kulturgeschichte. — 9. Recht. — 10. Mythologie und Volkskunde (Sagenforschung).

Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte Band 7 Heft 9.

Zenker R., Heines achtes Traumbild und Burns' Jolly Beggars. Der Verfasser sucht darzuthun, daß Anordnung und Ton des Heinischen Gedichtes von Burns 1785 gedichteten „Lustigen Bettlern" angeregt sei. Der Beweis scheint mir nicht gelungen, da die allgemeinen Uebereinstimmungen — eine Reihe von Selbstberichten verunglückter Helden, grotesk-humoristischer Ton, die Liebe als Hauptfaktor — bei Heine solcher Anregung nicht bedurften, Einzelentlehnungen aber fehlen, während Heine bei Benutzung fremder Muster sich selten wirksame Momente entgehen läßt. Ganz abzustreiten ist die Möglichkeit einer Einwirkung des englischen Gedichtes immerhin nicht; um sie zu stützen wären weitere Beziehungen zwischen Burns und Heine aufzusuchen. — Auf R. M. Meyers Aufsatz (Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 5, 156) ist keine Rücksicht genommen.

Liliencron R. v., Aus dem Grenzgebiete der Literatur und Musik: berichtet über die Kompositionen der Minnesinger.

Keidel G., Die Eselherz- (Hirschherz- Eberherz-) Fabel.

Leitzmann A., Ein vergessener französischer Aufsatz W. v. Humboldts. Dankenswerter Abdruck eines Auszugs aus der Abhandlung über Hermann und Dorothea, den Humboldt 1800 für Fr. v. Stael in französischer Sprache verfaßte, aus dem „Magasin encyclopédique ou journal des sciences, des lettres et des arts" 1799 Band 5. — Eine Vergleichung mit dem Originalwerk hat Leitzmann nicht gegeben, stellt aber S. 269 „eine genauere Würdigung in größerem Zusammenhange" in Aussicht.

Schlößer R., Ein Brief über Kasseler Theaterzustände vor 100 Jahren S. 291: Gotter schreibt 25. August 1766 an seine Schwester; der Brief — nach Angabe des Herausgebers vielleicht schon in der unauffindbaren „Deutschen Theater-Chronik" 18. Mai 1876 gedruckt — berichtet über Oper und Ballet.

Steinthal P., Aus den Geschichten früherer Existenzen Buddhas. II. —

Besprechungen. A. Biese bespricht eine Anzahl von Schriften zur Geschichte des Naturgefühls S. 311 f. in unangenehm selbstgefälligem Ton. Ich übersehe die Literatur über den Gegenstand, so weit sie neuere Dichter betrifft, nicht genügend, um beurteilen zu können, ob Biese hier ebenso willkürlich und unzureichend auswählt wie beim Mittelalter. Er erwähnt Schriften zu Luther S. 334, den Robinsonaden S. 335, Goethe S. 335 f., Uhland, Mörike, Heine S. 337 und einige Schriften allgemeineren Inhalts S. 338 f.

Holstein H., M. Herrmann Albrecht von Eyb S. 340 f.: Referat mit einigen kleinen Ausstellungen. — M. Koch, L. Fränkel Shakespeare und das Tagelied S. 345: kurzes Referat mit Nachtrag in Bezug auf Bürger und Immermann. R. M. Meyer.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht Jahrgang 8.

Heft 5 und 6. Hildebrand R., Humor im Kinderliede.

Düntzer H., Der Aktuarius Salzmann, Goethes Straßburger Mentor.

Freybe A., Altwestfälisches Volkstum in Werner Rolevincks De laude Saxoniae nunc Westphaliae dictae.

Landmann K., Zur neuesten Nibelungen-Literatur II. Behandelt auch moderne Dichtungen.

Fränkel L., Zu Otto Roquettes 70. Geburtstag.

Englert A., Nachtrag zu dem Scherzgespräche Zeitschrift 7, 272 ff. Wird in älteren Weihnachtsspielen nachgewiesen.

May O., Noch einmal zu Schlegels Arion.

H. D. Zur Wortbetonung.

Heft 7. Vogel Th., Zur Datierung von Goethes Ode „Das Göttliche“. Bekämpft v. Loepers in die Weimarische Ausgabe übergegangene Vermutung, daß die Ode dem Briefe an Johanna Fahlmer vom 10. April 1775 beigegeben war und schließt sich an Viehoff an, der sie in den April 1782 verlegt.

Aus dem Nachlasse August Kobersteins, Ueber den befriedigenden Schluß einer Tragödie, mit besonderer Beziehung auf Stücke von Lessing, Schiller, Goethe und Shakespeare. Ein Vortrag, den Koberstein am 20. Februar 1838 im literarischen Verein zu Naumburg gehalten hat.

Prem S. M., „Agnes Bernauer“ von Martin Greif.

Lichtenheld A., Zur epischen Technik und zu Goethes „Novelle“.

Fränkel L., Zu „Schurle-Murle“.

Festschrift zum siebzigsten Geburtstage Rudolf Hildebrands.

Als Nachtrag zu der Besprechung oben Seite 428 sei hier noch erwähnt, daß E. Wolffs Aufsatz über Gottscheds Stellung in der Geschichte der deutschen Sprache wichtige Beiträge zur Geschichte der geistigen Entwickelung einzelner Provinzen Deutschlands, besonders Oesterreichs enthält. Von dem benützten brieflichen Material seien hervorgehoben Briefe von Lamprecht aus Hamburg 30. Juli 1735 Seite 226; von Daniel Stoppe aus Hirschberg in Schlesien 22. September 1734 Seite 227; von J. Chr. Steinbart aus Züllichau, 30. September 1735 Seite 227; von J. M. Grimm aus Frankfurt 1. Juni 1745 mit Grüßen von Hofrat Olenschlager Seite 232, 4. November 1748 Seite 236; von Pfarrer Brucker aus Kaufbeuren, 1. Januar 1744, aus Augsburg, 15 April 1749, 14. Dezember 1753 Seite 236; von zwei Brüdern Suke aus Wien 1738 und 1740 Seite 240; von J. B. v. Antesperg 1734 Seite 241; von Grafen v. Seckendorf aus Graz, 8. September 1740 mit biographischen Daten über J. S. Popowitsch Seite 242; von Scheyb, 1749—1754 Seite 245 ff. (von diesem das Bruchstück eines Gedichtes bei Gottscheds Abreise von Wien Seite 251); von Clauder an Bodmer Seite

258; wichtige Ergänzung zu dem bei Danzel gedruckten Briefe Bodmers an Gottsched 30. Juli 1728 Seite 259; von Haller an Bodmer 2. September 1733 S. 292, an Gottsched 15. Januar 1735 S. 260, 292; von Gellert an Johann Adolf Schlegel Februar 1756, 18. Oktober 1768 S. 264 f.; von C. L. v. Hagedorn aus Hamburg 2. Januar 1731 S. 286; von Rektor Overbeck aus Lübeck 25. April 1748 S. 286; von Jerusalem 8. Juni 1748 S. 286 f.; von Gleim an Wieland 10. März 1755 S. 295. — S. 232 Verse eines D. G. H. Behr aus Straßburg an Gottsched 6. Mai 1743; Poetische Gegenschriften gegen Gottsched aus der Pfalz S. 224 f. — Das „Ragout à la mode oder des Neologischen Wörter-Buchs erste Zugabe von Mir selbst 1755" soll nach dem Exemplar im Besitz von G. Witkowski in Leipzig von G. F. Meier herrühren S. 295. — „Die ganze Aesthetik in einer Nuß, in ein Nüßchen gebracht; oder Nachlese der Neologie 1755" rührt von Schönaich; die „Erläuterungen über die ganze Aesthetik in einer Nuß. Frey-Singen 1755" von Reichel her. Die Autorschaft beider ist durch einen Brief von Reichel an Gottsched (9. Januar 1755) belegt S. 296 f.

Zeitschrift für deutsche Sprache Jahrgang 8.

Heft 2, 3. Ipsen P. L., Wechsel von Zeit und Modus.

Heft 2. Schrader H., Der deutsche Michel.

Sanders D., „Die Waffen nieder!" von B. v. Suttner. — Die Endsilbe „bar." — Am Sonntag den — oder dem ersten April. — Eine Rechtschreibungsfrage. — „Die ewige Braut" von H. Spielberg. — Aus einem Briefe des Sanitätsrates Dr. Ed. Mayer in Halle a./S. — „Die Schwestern" von Ida Boy-Ed. — „Schwertlilie" von Sophie Junghans. — Zum 4. Bande des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe. — Tirolisch Falot = Schelm.

Düsel Fr., Nachtrag zu dem Aufsatz: Die Kerkerscene in Goethes Faust.

Sanders D., Zum österreichischen Sprachgebrauch. — Vereinzelte beim Lesen niedergeschriebene Bemerkungen.

Heft 3. Schrader H., Der Mummenschanz im zweiten Faust.

Sanders D., Fällig; überfällig. — Einige kleine sprachliche Bemerkungen zu einem Aufsatz in der Gegenwart LXV S. 45. — Zwei kurze sprachliche Bemerkungen zu dem Roman „Kleopatra" von G. Ebers. — Zu Paul Wolff's „Weidmann." — Windbruch. — Weidmannsheil, Roman von Hans Werder. — Zur österreichischen Mundart. — In der Silvesternacht. Eine Dorfgeschichte von Anton Andrea. — Aus einem Aufsatz von Eugen Zabel. — Zu einem Aufsatz: Annette v. Droste-Hülshoff und Levin Schücking von M. L. — Wie. —

Ein Brief von P. L. Ipsen in Kopenhagen an den Herausgeber und dessen Antwort auf einzelne Punkte. R. Rosenbaum.

Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins Jahrgang 9 Nr. 6.

Steinecke V., Die deutsche Bergmannssprache.

Aus den Zweigvereinen. Bonn: Vortrag von Hennighausen über Klemens Brentano und die deutsche Sprachforschung zu Zeit der Romantiker. — Kiel: Am 13. April begründete Keck seine Konjektur einer Stelle der Goetheschen Iphigenie (Aufzug 1, Auftritt 2, Arkas . . . „doch haben hingeworf'ne Worte mich belehrt, daß seine Seele fest den (nach dem Vortragenden „der") Wunsch ergriffen hat, dich zu besitzen") aus dem landläufigen Sprachgebrauch und dem des Dichters im besonderen. — Vortrag über Lütke-Namensen. — München: Grimm W., Ueber den Laut im deutschen Liede und die Gesetze der Lautverbindungen.

Alemannia Jahrgang 17 Heft 1.

Joachimsohn P., Zur städtischen und klösterlichen Geschichtsschreibung Augsburgs im 15. Jahrhundert. Eine Ergänzung zu seiner demnächst erscheinenden Monographie über Sigismund Meisterlin.

Bolte J., Zu Georg Wickrams Schriften. Ergänzungen zu Goedeke.

Englert A., Zur Bibliographie des Fischartischen Bienenkorbs. Richtigstellung und Ergänzung der Angaben Vilmars.

Sarrazin J., Die Schulmeister und das Weihnachtsingen vor 100 Jahren.

Beck P., Ein Pamphlet wider Schubart. Abdruck eines anonymen, wahrscheinlich in Augsburg erschienenen Schmähgedichts auf Schubarts Gefangennahme: „Ecce! Schubart von Ala der Erzvogel im Mausen auf dem Asperg Im Herzogthum Würtenberg. auf seinen so glücklich — als triumphirlichen Einfluge daselbsten, deutsch-kronickmäßig herausgegeben worden mit Genehmhaltung seiner hohen Gönnern. KRONJNBERG gedruckt mit neuen Schriften, 1777."

Pfaff F., Die Sage von den Ahornhäusern.

Heilig O., Aberglaube und Bräuche der Bauern im Taubergrund. (Fortsetzung zu Alemannia 20, 280 ff.)

Heilig O., Neue Bastlösereime aus Franken und Alemannien. (Nachtrag zu Alemannia 20, 200 ff.)

Englert A., Bastlösereime aus dem Spessart.

Unseld W., Der Tod in schwäbischen Sprichwörtern und Redensarten.

Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen Band 92.

Heft 2—4. Die Briefe der Herzogin Luise Dorothee von Sachsen-Gotha an Voltaire. Nr. 55—99. Anhang: Brief der Gräfin von Bassewitz an Voltaire, 3. Mai 1763.

Heft 3. 4. Leitzmann A., Ungedruckte Briefe Georg Forsters. IV. An Christian Gottlob Heyne 2) 1785—1790. Nr. 37—48 aus Wilna. — Nr. 49. Von der Reise nach Mainz, Heiligenstadt, 4. April 1788. — Nr. 50. Göttingen, 5. Juli 1788. — Nr. 51—92 aus Mainz. Viele Einzelheiten über Forsters Familienleben und über seine wissenschaftlichen Arbeiten. — S. 274. Ueber Heinses Ardinghello. — S. 294. Iffland. — 297. Schlosser.

Henkel H., Goethes satirisch-humoristische Dichtungen dramatischer Form. Prologe. Dialoge. Scenische Bilder. S. 330 ff. Walpurgisnacht und Walpurgisnachtstraum.

Revue de l'enseignement des langues vivantes 11e année Nr. 4.

Büchner A., Gustav Freytag und seine Journalisten.

Dreyfuß M, Vie de l'heureux Petit Maître d'Ecole Maria Wuz a Auenthal par Jean Paul. (Suite.) Uebersetzung.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1894.

Heft 6. Weilen A. v., Recension von Hehn „Ueber Goethes Hermann und Dorothea".

Heft 7. Minor J., Zwei Recensionen Bürgerischer Dichtungen von A. W. Schlegel. Zum Jubiläum mitgeteilt. Abdruck der Recension über Bürgers Gedichte 1789 in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen vom 9. Juli 1789 und des Aufsatzes Ueber Bürgers Hohes Lied im Neuen deutschen Museum, Februar und März 1790.

Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik Band 149 und 150, Heft 5 und 6.

Biese A., Zum psychologischen Moment im Unterricht.

Hoenig B., G. A. Bürgers Nachtfeier der Venus und Schillers Triumph der Liebe in ihrem Verhältnisse zu dem Lateinischen Pervigilium Veneris. (Fortsetzung.)

Lothholz, Hermann Sauppe. Nekrolog.

Pädagogisches Archiv Band 36 Nr. 6.

Reinhardt K., Die Schulordnung in Comenius' Unterrichtslehre und die Frankfurter Lehrpläne (Aus den Schriften der Comenius-Gesellschaft).

Zeitschrift für weibliche Bildung in Schule und Haus 22. Jahrgang Heft 10.

Wasserzieher, Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar.

Zeitschrift für Turnen und Jugendspiel Jahrgang 3 Nr. 4—7.

Jäger, Schillers „Horen" vom Spiel und der 1. Spielkongreß in Berlin.

Philosophische Studien Band 10 Heft 3.

Meumann E., Untersuchungen zur Psychologie und Aesthetik des Rhythmus. 3. Kapitel. Der Rhythmus des gesprochenen Wortes. § 1. Einleitung. — § 2. Die Elemente des Versrhythmus. — § 3. Der metrische Standpunkt in der Poesie und seine Beziehungen zur Psychologie des Versrhythmus. — 4. Kapitel. Anfänge zu experimenteller Erforschung des Rhythmus.

Zeitschrift für Kirchengeschichte Band 15 Heft 1.

Nobbe H., Das Superintendentenamt, seine Stellung und Aufgabe nach den evangelischen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts.

Kolde Th., Ueber die Echtheit des Luther zugeschriebenen Schriftchens „Convocatio Concilii liberi Christiani etc." Weder das lateinische Original noch die erweiternde deutsche Uebersetzung rühren nach Inhalt und Form von Luther her. Kolde versetzt das Schriftstück in die Zeit kurz vor dem Tode des Clemens (gest. 25. September 1534) als der Pabst im Frühjahr 1534 durch ein Breve an den Kurfürsten von Mainz die Verzögerung des Konzils mit der notwendigen Rücksicht auf den König von Frankreich entschuldigte. „Es spiegelt sich darin die verzweifelte Stimmung ab, die in einem Schreiben des Herzogs Georg von Sachsen an den päpstlichen Nuntius in Wien vom 14. Juni 1534 zu so drastischem Ausdruck kam. Man könnte daher den Verfasser der Satire in den Kreisen der humanistischen Exspektanten suchen, die alle ihre Hoffnung auf das Konzil setzten, indessen wäre auch denkbar, daß derselbe gar nicht aus Deutschland stammt."

Reusch H., Archivalische Beiträge zur Geschichte des Jesuitenordens. In Döllingers Nachlaß fand sich eine Sammlung von Abschriften von Altenstücken vor, die sich jetzt in München befinden und ohne Zweifel aus dem Jesuitenkollegium zu München und Ingolstadt stammen. Auszüge daraus.

Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und dem Cistercienser-Orden Jahrgang 15 Heft 2.

Hammerle A. J., Ein Beitrag zur Geschichte der ehemaligen Salzburger Benediktiner-Universität. Abdruck zweier Albums der marianischen Congregatio Major mit Namen und Autographen berühmter Persönlichkeiten und Studierender von vornehmer Abkunft aus dem 17. und 18. Jahrhundert.

Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft Jahrgang 10 Heft 2.

Liliencron R. v., Die Vesper-Gottesdienste in der evangelischen Kirche (im

Anschluß an die Schrift von M. Herold Vesperale oder die Nachmittage unserer Feste und ihre gottesdienstliche Bereicherung).

Jacobs E., Der Organist Joachim Mager in Wernigerode (1607 bis 1678), ein Beitrag zur Geschichte der Musik seiner Zeit, besonders der Orgel.

Friedländer M., Das Lied vom Kanapee. Geht dem Ursprung und der Einbürgerung des Wortes Kanapee nach. Das Lied vom Kanapee weist er zuerst in einer Handschrift aus dem Jahre 1740 nach und verfolgt Text und Melodie bis auf die neueste Zeit.

Spitta Ph., Mendelssohn über Schumanns „Paradies und Peri". Brief an die Verlagshandlung Ewer & Co. in London, Berlin, 27. Januar 1844.

Friedländer M., Das volkstümliche Lied. Ergänzungen zu B. Seyferts Aufsatz 10, 33 ff. zugleich Nachträge zu 9, 184 (das Lied „Wo man singet, laß dich ruhig nieder" ist von Seume, nicht von Fellinger) und 8, 277.

Monatsschrift für Musikgeschichte herausgegeben von der Gesellschaft für Musikforschung Jahrgang 26 Nr. 6.

Das alte deutsche mehrstimmige Lied und seine Meister. (Fortsetzung.) Stephan Mahu, Cosmas Alderin[us], Mathias Eckel.

Beilage: Zwickauer Musik-Katalog Bogen 14. Theoretische Werke 209—228.

Centralblatt für Bibliothekswesen Jahrgang 11 Heft 6.

Joachimsohn P., Aus der Bibliothek Sigismund Gossembrots. Wichtige Beiträge zur Lebens- und Bildungsgeschichte des Augsburger Humanisten. Joachimsohn hat Teile seiner Bibliothek in Basler und Münchner Handschriften wiedererkannt und stellt aus deren Marginalien den Katalog von Gossembrots Bibliothek zusammen.

Horn E., Vorläufige Antwort an Herrn Professor Kaufmann.

Beiheft XIII. Die Inkunabeln der kgl. Universitäts-Bibliothek zu Bonn. Ein Beitrag zur Bücherkunde des XV. Jahrhunderts von E. Voullième. Mit einem Vorwort des Bibliotheksdirektors C. Schaarschmidt.

Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und der historischen Klasse der k. b. Akademie der Wissenschaften in München 1894 Heft 1.

Paul H., Ueber die Aufgaben der wissenschaftlichen Lexikographie mit besonderer Rücksicht auf das deutsche Wörterbuch.

Wölfflin, Die neuen Aufgaben des Thesaurus linguae latinae.

Jahrbücher der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Neue Folge Heft 20.

Leuchtenberger G., Die Phantasie, ihr Wesen, ihre Wirkungsweise und ihr Wert.

Neubauer H., Ueber die Berechtigung des Chors in Schillers Braut von Messina.

Venediger E., Die deutsche Kaisersage. Vortrag. (26. Januar 1894).

Sitzungsberichte: Topf G., Ueber Personifikationen (23. August 1893). — Bärwinkel R., Ein Blick in die Kirchengeschichte Erfurts im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts (11. Oktober 1893).

Nachrichten von der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Geschäftliche Mitteilungen 1894 Nr. 1.

Wilamowitz-Moellendorf U. v., Gedächtnisrede auf Hermann Sauppe. S. 43. „Auch auf die Texte unserer großen Dichter übertrug er sie [seine

kritische Methode], und wie er an der kritischen Ausgabe Schillers mit thätig gewesen ist, so war er auch unter die Bearbeiter der Weimarer Goetheausgabe berufen, in der übrigens die Kritik, die er an einigen schweren Gedichten geübt hatte, keineswegs genügend beherzigt ist." Eine Auswahl seiner kleinen Schriften wird versprochen.

Beilage 1. De vita Hermanni Sauppii exponitur. Concept. — Beilage 2. Drei Gedichte Sauppes a) Liebe. Dies Sonett mit einem zweiten „Seligkeit und Schmerz" ist unter dem Pseudonym Hermann Selten in dem Musenalmanach für das Jahr 1832, herausgegeben von A. Wendt gedruckt. Die ein wenig abweichende erste Fassung, die im Nachlasse erhalten ist, nennt den angeredeten Freund, Erhardt, und gibt das Datum 17. Februar 1831, Erhardts Geburtstag, an. — b) Glückwunsch. „Herrn Stadtphysikus Dr. Kuhn in Dresden zu seinem fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläum, den 19. Dezember 1830." — c) An die Gattin mit Arndts Gedichten, 25. Dezember 1850. — Beilage 3. Ein Zeugnis Gottfried Hermanns über Sauppe. 1832.

Wellhausen J., Gedächtnisrede auf Paul de Lagarde.

Frensdorff F., Zur Erinnerung an August Kluckhohn (geboren 6. Juli 1832, gestorben 19. Mai 1893.)

Mitteilungen aus dem germanischen Nationalmuseum 1894. Nr. VIII. IX.

Bösch H., Zwei Weintafeln des 17. Jahrhunderts im germanischen Museum.

Hampe Th., Spruchsprecher, Meistersinger und Hochzeitlader, vornehmlich in Nürnberg. III. (Schluß.) Abdruck und Erklärung eines Gedichtes von Wilhelm Weber nach der Handschrift des germanischen Museums L 2137: „Ein lobspruch von den hochzeitladern und laidbittern." Abbildung aus einem Nürnberger Trachtenbuch: „Ein Hochzeitlader und der Spruch-Sprecher, bey denen Handwercks-Zusammenkünften".

Hans Bösch, Inhalt eines Balsambüchsleins. Nach einer Aufzeichnung aus dem Jahre 1616.

Bösch H., Ein rheinisches Wandkästchen des 16. Jahrhunderts.

Katalog der Holzstöcke vom XV.—XVIII. Jahrhundert. Bogen 2.

Akademischer Verein deutscher Historiker in Wien. Bericht über das IV. Vereinsjahr (1892—1893).

Schuster R., Ueber wissenschaftliche Fälschungen und ihre Kritik. Vortrag.

Jahrbuch der Königlich preußischen Kunstsammlungen Band 15 Heft 2.

Julius Meyer (Nekrolog). Seine Beziehungen zu D. F. Strauß hervorgehoben.

Seidel P., Friedrich der Große, als Sammler. (Schluß.) Briefe des Agenten Mettra in Paris an de Catt. Fortsetzung und Ergänzung der 13, 206 ff. gedruckten Korrespondenz.

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde Jahrgang 4 Heft 3.

Lukas F., Das Ei als kosmogonische Vorstellung.

Feilberg H. F., Die Zahlen im dänischen Brauch und Volksglauben

Maurer K., Die Hölle auf Island.

Ivanoff S., Die Sitten der Türken in Bulgarien.

Ilwof F., Haus- und Hofmarken.

Sartori P., Der Schuh im Volksglauben: Citate aus Gerok S. 283 Anmerkung, aus Heine S. 302, Hans Sachs ebenda.

Herrmann A., Der volkstümliche Kalenderglaube in Ungarn.

Kleine Mitteilungen: Zaubersprüche, Aberglauben, Dialektpoesie in Tirol von A. Pichler. S. 331: Nachrichten über J. Fr. Primisser, Franz K. Zoller, K. v. Lutterotti, Obrist Hans von Staus (ein bäuerlicher Satiriker). — Das Lied vom Pater Guardian, v. H. Diels, mit Singespiel und Noten. S. 332. — Steyermarckischer Raufsiodl S. 335.

Bücheranzeigen S. 337 f.: Erks Liederhort, fortgesetzt von Böhme, besprochen von K. Weinhold S. 338. — Hempelmanns Smiede. Ein westfälischer Roman aus der „guten alten Zeit" in münsterland-niederdeutscher Sprache von Ferd. Krieger, besprochen von D. S. 344. — Aus den Sitzungs-Protokollen. — Seitenfüllung aus Gossensaß. — Tafel mit Hausmarken. R. M. Meyer.

Am Ur-Quell Monatsschrift für Volkskunde Band 5 Heft 6.

Wiedemann A., Eine Besitzergreifung im 17. Jahrhundert.

Sprenger R., Die Wurzel des Lebens.

Post A. H., Mitteilungen aus dem bremischen Volkleben.

Merkens H., Das Hochzeit-Heulbier im Brohlthal.

Krauß F. S., Geheime Sprachweisen. Eine Umfrage. Beiträge von L. G. Rath, D. T. Marshall.

Mestorf J., Mandl L., Volksmann H., Bauopfer.

Köhler R., Die Haut (das Fell, den Bast) verſaufen. Eine Umfrage. Beiträge von P. Ch. Martens, H. Theen, H. v. d. Würth.

Schell, Woher kommen die Kinder. Eine Umfrage. Beiträge von O. Schell, Walesch, W. Beyer.

Archivio per lo Studio della tradizioni popolari XIII, 1.

Schmollis C., Sacra rappresentazione della Passione di Gesu Cristo in Boemia.

Zeitschrift für Ethnologie Band 26, Heft 2 und 3.

S. 88. Mitteilung des H. Treichel über ein Friedensband mit Versen auf den Frieden von Hubertusburg.

S. 125. Baer über Criminal-Anthropologie: ein paar Worte über Galls System, nichts über Lavaters Physiognomik und verwandte Bestrebungen seiner Zeit. R. M. Meyer.

Zeitschrift für Kulturgeschichte Neue (4.) Folge Band 1 Heft 5—6.

Caro J., Aus den Tagen der Königin Elisabeth von England (John Dee, Albrecht Laski, Giordano Bruno, Shakespeare; mancherlei über „Occultismus" des faustischen Zeitalters).

Eye A. v., Die Geschichte des Sitzens (über deutsche Stühle S. 408 f.); Kanapee und Sofa S. 411, ohne Bezugnahme auf ihre Rolle im deutschen Lied, worüber M. Friedländer in der Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft 1894 (vgl. oben S. 663).

Steinhausen G., Der vollkommene Hofmann. Ein Lebensideal des Rococo mit zahlreichen Belegen aus deutschen Sittenbüchern des 16.—18. Jahrhunderts: Moscherosch, Talander, v. Rohr, Fortunander, Thomasius, Melissander, Chr. Weise; Hohberg; über Leibniz S. 421; Birken; über Anton Ulrich von Braunschweig S. 423.

Goette R., Liebesleben und Liebesdienst in der Liedesdichtung des deutschen Mittelalters: Hervorbrechen des Volksliedes S. 444, Spielleute und Volkslied S. 445, Volkslied S. 448 f., minnigliche Themata im Volkslied S. 450 f., Minnedienst im Volkslied S. 456 f., Tagelied S. 461; Zusammenfassung S. 465.

Mitteilungen und Notizen S. 467 f.: deutscher Historikertag S. 467; Zeitschriftenaufsätze kulturhistorischen Inhalts S. 469—471.

Besprechungen. Sommerlad, Ueber Wesen und Aufgaben der Wirtschaftsgeschichte (G. Liebe) S. 472. Hottenroth, Handbuch der deutschen Tracht (Steinhausen) S. 474. Deicke, Kortum (F. Kauffmann) S. 475.

R. M. Meyer.

Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft Band 11 Heft 1.

Kaufmann G., Zur Gründung der Wittenberger Universität.

Dümmler E., Eine Schilderung Kaiser Josephs II. und seines Hofes. Nach dem Tagebuch eines jungen Zürichers, Johann Heinrich Landolt, der sich vom 14. Juni bis 6. September in Wien aufhielt. S. 166 Ueber die Aufklärung in Wien. S. 172 Ueber Sonnenfels. S. 174 Pezl (Pezzel) muß Kaunitz Abends aus den interessantesten neuen Werken der deutschen Literatur vorlesen.

Historische Zeitschrift. Neue Folge. Band 37 Heft 1.

Bailleu P., Karl August, Goethe und der Fürstenbund. Geht von einer abfälligen Besprechung des Buches von Lorenz „Goethes politische Lehrjahre" aus und würdigt Weimars Stellung zum Fürstenbund und Karl Augusts späteres Verhalten zu Preußen nach bisher nicht benützten Akten. Ueber die Verhandlungen des preußischen Bevollmächtigten Geheimrat v. Böhmer in Weimar 1783 liegt dessen Bericht vor, der als Beilage mitgeteilt wird, ebenso die (nur formellen und stilistischen) Anmerkungen, die Goethe zu dem Entwurf der Vertragsurkunde gemacht hat. Das Bruchstück eines Briefes von Karl August an Frau v. Coudenhoven, 28. April 1788, wird mitgeteilt; die Frage nach dem Verbleib des Nachlasses der Frau v. Coudenhoven aufgeworfen; ein literarisches Denkmal für Karl August von Weimar verlangt, „wie es Baden seinem Karl Friedrich soeben errichtet." Dann werde es auch erst möglich sein, den Anteil Goethes an der Politik Karl Augusts näher festzustellen. Heute ließe sich mit Sicherheit nicht mehr behaupten, als „daß Goethe, anregend oder empfangend, an den geheimsten Staatsgeschäften des Herzogs den vertrautesten Anteil gehabt hat."

Denkschriften Theodor von Bernhardis. III. Zum polnischen Aufstande von 1863.

Varrentrapp K., Briefe Pufendorfs an Falaiseau, Friese und Weigel. Ergänzungen zu den Mitteilungen in Band 70 der Historischen Zeitschrift.

Beiträge zur vaterländischen Geschichte. Herausgegeben von der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel. Neue Folge. Band 4 Heft 2. (Der ganzen Reihe 14. Band.)

Heß J. W., Geschichte des Schulwesens der Landschaft Basel bis 1830. — 1. Zeitraum 1524—1660. — 2. Zeitraum 1660—1759. — 3. Zeitraum 1759—1830.

Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen Jahrgang 32 Nr. 4.

Literarische Beilage: Vernichtende Kritik über zwei Aufsätze von A. John „Zur Volkskunde des Egerlandes" in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1892, Heft 3, und „Zur Kulturgeschichte des westlichen Böhmens" in der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, Band 3.

XXI.—XXV. Jahresbericht des historischen Vereins zu Brandenburg a. d. H. 1894.

Bericht über eine Abhandlung von Dr. Löbner (25. Mai 1888) über das geistige Leben in Brandenburg in der Mitte des 16. Jahrhunderts, worin besonders G. Sabinus, Bömichen und die an den Schulen gepflegte Dicht-

kunst behandelt wurde. — Von mehreren Mitgliedern wurde bei dieser Gelegenheit auf die Bibliotheken der dortigen Kirchen aufmerksam gemacht, als auf noch unbenutzte Schatzkammern namentlich auch in betreff einheimischer Dichtungen.

Bericht über zwei Vorträge von Jork (31. Januar 1890): 1. Ueber einen Beitrag zur Geschichte der Buchdruckerei in Stadt und Mark Brandenburg, Ergänzungen zu seinem vor 14 Jahren darüber gehaltenen Vortrag, und 2. Ueber das Verdrehen beim Tanzen und das Verbot desselben.

Bericht über den Vortrag von Tschirch (27. Oktober 1892) über Balthasar Kindermann oder Kurandor, den brandenburgischen Dichter des 17. Jahrhunderts, 1636—1706.

Tschirch O., Tägliche Aufzeichnungen des Pfarrherrn Joachim Garcaeus in Soran und Brandenburg aus den Jahren 1617—1632. Auf Grund der von Erich Niederstedt nach dem Original angefertigten Abschrift mit einer historischen Einleitung und erläuternden Anmerkungen herausgegeben. Wichtige kulturhistorische Quelle. — Anhang. Urkunden und Ausführungen zur Geschichte der Stadt Brandenburg im 16. und 17. Jahrhundert.

Katalog der Bibliothek des Historischen Vereins zu Brandenburg a. d. H.

Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte Band 7 (1. Hälfte).

Krauske O., Die Briefe des Kronprinzen Friedrich von Preußen an den Fürsten Leopold und an die Prinzen von Anhalt-Dessau. Regesten.

Koser R., Aus der Korrespondenz der französischen Gesandtschaft zu Berlin 1746—1756. Mitteilungen aus dem Pariser Archiv. Berichte von Richard Franz Talbot, Earl of Tyrconnell. S. 88 ein bemerkenswertes Gesamtbild des Berliner Hofes: Tableau de la cour de Berlin aus dem Jahre 1751, bereits abgedruckt in dem Journal de l'Institut historique Tome V, 1836.

Ulmann H., Aus amtlichen Berichten Wilhelms von Humboldt im Jahre 1816. Ein Bericht an den König aus Frankfurt a. M. vom 17. August 1816 über den Vorsitz in der Bundesversammlung, ein Bericht an den Staatskanzler, Frankfurt a. M., 9. Januar 1816 über die Preßfreiheit. „Eine aus umfassender Aufgrabung der Quellen geschöpfte Würdigung des Staatsmannes Wilhelm von Humboldt" wird gewünscht.

Hirsch F., Die Erziehung der älteren Söhne des Großen Kurfürsten. Darin auch Briefe und Verse des Kurprinzen.

Bobé L., Das Haseldorfer Familienarchiv und seine Briefsammlungen. Ein Beitrag zur Geschichte der Feldzüge des großen Kurfürsten. Gibt Nachricht von den unvollständig erhaltenen Memoiren und dem reichen militärischen Briefwechsel des General-Kriegs-Kommissärs und späteren Gesandten Detlev von Ahlefeldt 1617—1686. „Er hinterließ außer seiner sorgfältig geordneten Korrespondenz und seinen Lebenserinnerungen eine Reihe von historischen, politischen und philosophischen Abhandlungen, wovon einzelne gedruckt sind. Für die Geheimwissenschaften hatte er eine besondere Neigung (vgl. das einst so beliebte Volksbuch Höllischer Morpheus, zuerst 1704 erschienen). Ahlefeldt hatte bei seinen Zeitgenossen den Ruf hoher Gelehrsamkeit. Seine große, nach seinem Tode zerstreute Bibliothek war einst berühmt. Die zahlreichen Fest- und Trauerreden von seiner Hand, lateinische und deutsche, zeichnen sich durch musterhaften Stil aus . . . Er eifert in seinen Schriften mit großer Beredsamkeit gegen die Sittenverderbnis, die Spiel- und Duellenwut seiner Zeit."

Ribbeck W., Ein Brief über den erwarteten Uebertritt des großen Kurfürsten zum Katholicismus. Der Sekretär der päpstlichen Breven P. Apostino Favorito an den Bischof von Paderborn, Ferdinand von Fürstenberg, Rom, 6. März 1677.

Kerler D., Markgraf Karl Alexander von Brandenburg-Ansbach und sein Hof im Jahre 1758. Schreiben des Baron Widmann an die österreichischen Minister nach einer von Widmann dem Fürstbischof Adam Friedrich von Würzburg überschickten Abschrift.

Gruner J. v., Wittgensteins Aufenthalt in Teplitz im Jahre 1812.

Neue Erscheinungen: Landwehr H. bespricht die Neuausgabe der Schrift von E. G. Roth über Paul Gerhardt mit Einleitung von S. Lommatzsch (Berlin, F. Schulze 1894), verspricht eine besondere Studie über Gerhardts Geburts- und Todesdatum und verlangt eine „wirklich kritische Biographie Gerhardts."

Ueber das Buch von O. Lorenz Goethes politische Lehrjahre hielt Bailleu in der Sitzung des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg vom 10. Januar 1894 einen Vortrag, der im folgenden Heft der „Forschungen" abgedruckt werden soll. Vgl. oben S. 666.

Das Erzgebirge. Gemeinverständliche wissenschaftliche Aufsätze, herausgegeben vom Erzgebirgsverein Chemnitz Band 2 Heft 2.

Weinhold E., Flurnamen aus dem Erzgebirge.

Quartalblätter des Historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen. Neue Folge. Band 1.

Nr. 9. Bericht über einen Vortrag von R. Löbell (20. März 1893): Johann Heinrich Merck als Verfasser des Anti-Necker und Friedrich Karl von Moser. Mercks handschriftlich erhaltene Schrift Anti-Necker, gegen Mosers Schrift: „Necker. In Briefen an Herrn Iselin" (Frankfurt 1782) gerichtet, wird analysiert. Sie zeigt von Mercks wildem Haß gegen Moser und wirft tiefe Schatten auf seinen Charakter.

Adamy R., Ludwig Lindenschmit. Gedächtnisrede, gehalten in der außerordentlichen Versammlung des historischen Vereins, Montag, den 6. März 1893.

Nr. 10. Bericht über einen Vortrag von E. Otto (17. April 1893) über Feste, Spiele und Tänze zu Butzbach im Mittelalter und zur Zeit der Reformation. Nach dem reichen Aktenmaterial. In der Zeit von 1417—1596 sind 17 Vorstellungen von Volksschauspielen nachgewiesen, mit Ausnahme von Pamphilus Gengenbachs „Spiel der zehn Alter" nach den Titeln lauter biblische Dramen.

Nr. 11. Bericht über einen Vortrag von A. Strack „Ueber eine Alsfelder Dichterin des vorigen Jahrhunderts" (23. Juli 1893). Johanne Marie Elisabethe Merk geb. Neubauer 1736—1773. Sie war mit einem Stiefbruder des bekannten Goethischen Freundes verheiratet. Zwei Sammlungen „Gedichte eines Frauenzimmers" wurden 1759 und 1760 von Johannes Lampe herausgegeben; ferner verfaßte sie vier Sammlungen von „Versuchen in prosaischen Stücken," deren erster 1763 erschien.

Jahrbuch des Deutschen Gebirgsvereines für das Jeschken- und Isergebirge Jahrgang 4 (10. Jahrgang der „Mitteilungen".)

Pohl A., Volkstümliche Ortsbezeichnungen im Isergebirge. (Als Fortsetzung des Artikels „Vergessene Ortsnamen" im Jahrbuche für 1893.) Das Forstrevier Karlsthal und die Kolonien Strickerhäuser und Kobelhäuser.

Ag., Volkssagen aus dem Isergebirge, gesammelt und bearbeitet. II. Teil. (versificiert!)

Neues Lausitzisches Magazin Band 70 Heft 1.

Knothe H., Die Hausmarken in der Oberlausitz.

Eitner, 10 Jahre aus Görlitzens Vergangenheit (von 1567—1577). Nach den Aufzeichnungen des Mathematikers Barthol. Scultetus (Barth. Schulz) 1540—1614.

Stöckhardt E., Lausitzer und Schlesier, die der Kaiserlichen Leopoldino-Carolinischen Deutschen Akademie der Naturforscher angehört haben oder angehören.

Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde Jahrgang 5 (Erste Hälfte).

Bremer F. P., Claude Chansonette aus Metz 1497 (?) — 1550. 1. Kapitel. Der Notar Didier Chansonette, eigentlich Dietrich Liedel, in seiner Junggesellenzeit (1486—1497). — Anfang einer umfassenden Monographie, welche die früheren Darstellungen des Lebens Cantiunculas auf Grund reichhaltigen unbenutzten Materials ergänzt.

Schorbach K., Zur Bibliographie der Goldnen Bulle. Die Bibliothek des Bezirks-Archivs in Metz besitzt einen seltenen deutschen Druck der Goldnen Bulle aus dem 15. Jahrhundert, den Schorbach als einen Druck des Martin Flach in Basel nachweist. Seine Entstehungszeit wird wegen seiner engen typologischen Verwandtschaft mit dem datierten Ackermann von Böhmen (1473), ungefähr 1473 oder 1474 fallen. Weitere Mitteilungen über die Drucke Martin Flachs stehen in Aussicht.

Aus der Bücherschau: In den Mitteilungen der Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler im Elsaß II. Folge, 16. Band S. 10 ff. giebt Heinrich Schlosser eine interessante Untersuchung über Johann Michael Moscherosch und die Burg Geroldseck im Wasgau. Unabhängig von Martin (Jahrbuch 3, 1 ff.) und Arthur Benoit (Gemeindezeitung für Elsaß-Lothringen 1879) ist Schlosser zu dem Resultat gekommen, daß die Burg Geroldseck mit Geroldseck a. d. Saar bei Finstingen identisch sei. „Er aber bringt nun den unumstößlichen Beweis für diese Ansicht und weist eingehend alle Oertlichkeiten, ja selbst Wege, Wiesen und Wälder, von denen Moscherosch spricht, in der Finstinger Gegend nach. Da findet sich noch heute Moscheroschs Brudergarten und der Brunnen dabei, der Altweg, ein Echo gegenüber der Burg, die Ringmatt, das Dorf Steinsal rc. Auch Persönlichkeiten aus den Gedichten weiß Schlosser mit solchen, die in Finstingen oder in der Saargegend lebten, zu identifizieren. So ist der ‚schwarze Amtmann' Moscherosch selbst, von Held Kalofels wird es sehr wahrscheinlich gemacht, daß ein Herr v. Steincallenfels gemeint sei."

Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung Band 26.

Streitberg W., Der Name Wiesbaden.

Spielmann C., Die Mennoniten und ihre Bedeutung für die Kultur in Nassau.

Bericht über den Vortrag von Oberst v. Cohausen über „die Volkstrachten in Nassau" und von Major Schlieben über „St. Georg als Drachenkämpfer" (24. Januar 1894).

Bericht über den Vortrag von Genth „Aberglaube und Volksmedizin in der Gegenwart." Anregung zur Zusammenstellung der Ueberreste des Volksaberglaubens, speziell in Nassau.

Blätter des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich. Neue Folge. Jahrgang 28 Nr. 1—4.

Zeidler J., Ueber Jesuiten und Ordensleute als Theaterdichter und P. Ferdinand Rosner insbesondere. Nach einem im Vereine für Landeskunde von Niederösterreich am 10. Februar 1893 gehaltenen Vortrage. (Schluß). Im Texte sowohl wie in den Anmerkungen ist ein reiches Material verarbeitet, das zum Teil in der Wiener Theaterausstellung vereinigt war. Ausführlich besprochen wird das Drama: Pietas victrix sive Flavius Constantinus Magnus de Maxentio Tyranno Victor 1659 gedruckt, das aber älter ist, schon 1627 aufgeführt wurde. — S. 16 ff. Titel und Auszüge aus einer Wiener

Griseldis 1692. — S. 20 f. Ein Theaterzettel des Salzburger Akademie-Theaters 1764. Ein Urteil über dieses Theater von Mabillon. — S. 25 f. Analyse eines Melker Festspieles 1701. — S. 31 f. Daten über Pater Ferdinand Rosner, geb. 26. Juli 1709 zu Wien, Benediktiner zu Ettal und Freising, wo er 1778 starb, Bearbeiter des Ammergauer Spieles. — Beilage. Scenen eines Wiener Stückes „Kunz von Kauffungen" aus dem Jahre 1694.

Niederösterreichischer Landesfreund III, 4.

Calliano C., Niederösterreichische Volkssagen.

Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg Heft 10.

Ehrenberg R., Hans Kleberg, „der gute Deutsche". Sein Leben und sein Charakter.

Wernicke E., Zur Nürnberger Künstlergeschichte. Zusammenstellungen aus Urkundenbüchern des Nürnberger Stadtarchivs.

Donaubauer, Nürnberg in der Mitte des dreißigjährigen Krieges.

Müller Nikolaus, Beiträge zum Briefwechsel des ältern Hieronymus Baumgärtner und seiner Familie. Müller bereitet eine Monographie über Baumgärtner vor. Neue Briefe von ihm an Melanchthon gedenkt er in seinen Nachträgen zur Melanchthon-Korrespondenz bald veröffentlichen zu können. — 1. 2. Hieronymus Baumgärtner an seine Frau, Regensburg, 19. und 22. Mai 1541. — 3. 4. Werner von Muckental an Sibylla Baumgärtner. Vohburg, 8. und 22. Juli 1544. — 5. B. Schrenuckh an Sibylla Baumgärtner, München, 30. Juli 1544. — 6. Veit Dietrich an Sibylla Baumgärtner, Nürnberg 1545. — 7. Hieronymus Baumgärtner an seine Frau, Windsheim, 3. August 1545. — 8. David Baumgärtner an Hieronymus Baumgärtner, Baumgarten 16. April 1557. — 9. Hieronymus Baumgärtner an David Baumgärtner, Nürnberg, 20. April 1557. — 10. Hieronymus Baumgärtner an Kaspar Peucer, Nürnberg, 4. April 1563.

52. Bericht über das Museum Francisco-Carolinum. Nebst der 46. Lieferung der Beiträge zur Landeskunde von Oesterreich ob der Enns.

Czerny A., Die Anfänge der Reformation in der Stadt Steyr 1520—1527. I. Bruder Patricius in Steyr. — II. Religiöse Zustände im Lande und der Stadt Steyr. — III. Die Predigten des Calixtus und ihr Einfluß auf das religiöse Leben in Steyr. — IV. Citation des Calixtus vor das bischöfliche Tribunal in Passau, Intercession der Steyrer. — V. Fortgesetzte Anstrengungen der Steyrer im Interesse des Calixtus. — VI. Die Austreibung des Calixtus. — VII. Rückblick und Schluß.

Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen Jahrgang 9 Heft 1.

Ehrenberg H., Das Posener Theater in südpreußischer Zeit. Im Wesentlichen eine aktenmäßige Ergänzung zu des Verfassers 1889 bei Merzbach in Posen erschienenem Vortrag über den gleichen Gegenstand. Einleitung: Geistliche Passionsspiele in Polen. Schul- und Handwerks-Komödien. Fahrende Leute. Theater am Königlichen Hofe in Warschau und in den Palästen der Magnaten. Sulkowskisches Theater in Reisen. (Im fürstlich Sulkowskischen Familien-Archiv befinden sich unter anderen Theaterakten auch der Briefwechsel zwischen Sulkowski und dem General Romanius wegen des Theaterdirektors von Kurz und der durch ihn angerichteten Verwirrungen, Nachrichten über Frau Neuhoff, über Frau Teresa von Kurtz, über die Waesersche Gesellschaft u. s. w.; Manuskripte vom „Sclavenhändler von Smirna," von „Röschen und Colas"). Koschmin. Racot. Posen. — I. Erste Anfänge des deutschen Theaters in Posen. Karl Kasimir Döbbelin. Bau und Errichtung eines Schauspielhauses. Rechnungssachen. — II. Theateraufführungen von 1796 bis 1804.

Döbbelin. Boguslawski. Riesam. — III. Aufführungen im neuen Schauspielhaus von 1804 bis 1806. — Anhang: Verzeichnis der zu Posen von 1803 bis 1806 aufgeführten Stücke, soweit sie sich ermitteln ließen.

Prümers R., Provinzial-Blätter für das Großherzogtum Posen. 1846 von Professor Czwalina herausgegeben. Nach mündlicher Ueberlieferung waren außer dem Redakteur der Professor Müller und der Assessor Raabski, vielleicht auch der Gerichtsdirektor Arent in Rogasen dabei thätig. Vermutlich fallen diesem die mit A . . . bezeichneten Artikel zu. Aus einem Aktenstücke des Kgl. Staats-Archivs zu Posen ergiebt sich, daß der Redaktion ein großer Teil der Materialien mühelos zufloß und zwar auf Veranlassung des damaligen Oberpräsidenten von Beuermann durch die Landräte und Pfarrer. Daraus ergeben sich die Verfasser einzelner Artikel. Andere kamen nicht zum Abdruck, da die Zeitschrift bald einging.

Schulz F., Der erlöste Jüngling. (Eine Volkssage.)

Schulz F., Der spukende Schäfer.

Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens Band 28.

Schubert H., Sigismund Justus Ehrhardts Leben und Schriften.

Pfotenhauer, Schlesier auf der Universität Bologna.

Grünhagen C., Schlesisches aus dem brittischen Museum. — Stammbuch des Dr. Daniel Rindfleisch aus Breslau. Emblemata saecularia ed. Theod. de Bry, Frankfurt 1593, durchschossen, um als album amicorum zu dienen. Gehörte wahrscheinlich dem älteren Dr. David Rindfleisch oder Bucretius (gest. 1621), mit zahlreichen Einzeichnungen fast ausschließlich aus Breslau 1602—1619.

Reimann E., Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Röpell. Ein Nekrolog.

Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. Neue Folge. Jahrgang 3 Heft 1—3.

Pfister A., Aus den Tagen des Herzogs Ludwig Eugen von Württemberg. Nach bis daher unbenützten Aufzeichnungen zusammengestellt. — Mitteilungen aus einem umfangreichen Werke über des Herzogs Regierung, welche dessen Geheimer Sekretär Johann Christoph Schwab im Jahre 1796/97 niederschrieb: Von der Politik des Herzogs und von seinem Tode. — Ueber die Persönlichkeit Ludwig Eugens. — Von seiner Regierungsthätigkeit. — Das Verhältnis Ludwig Eugens zu seiner Familie. — S. 135 Ueber Joh. Wilh. Petersen. — S. 135 Ueber Professor Danz. — S. 137 Ueber Professor Elben. — S. 138. 173 f. Ueber Herzog Karl und Herzogin Franziska. — S. 159 Ueber die Aufhebung der Karlsakademie. — Anlagen. Zwölf Briefe des Prinzen Ludwig Eugen an den Professor Ploucquet hat Schwab seinen Aufzeichnungen beigefügt. „Der Inhalt der Korrespondenz bewegt sich meist in Betrachtungen philosophischer Sätze und giebt einen außerordentlich vorteilhaften Einblick in die geistige Thätigkeit des Prinzen.“ Abgedruckt ist nur eine Stelle aus diesen Briefen. — Ludwig Eugen an den landschaftlichen Engeren Ausschuß, 31. Mai 1786, über sein Verhalten gegen Franziska von Hohenheim.

Hafner T., Die ältesten evangelischen Familien Ravensburgs 1561—1761. Ein Beitrag zur Geschlechterkunde.

Beck P., Sebastian Sailer, Kanzelredner, schwäbischer Humorist, Volks- und Dialektdichter. Beck faßt hier seine bisherigen Forschungen über Sailer in einem darstellenden Aufsatz zusammen. Benutzte auch Handschriftliches von Sailer. Ergänzt die Sailersche Bibliographie in Birlingers Alemannia 19, 36—42 durch ein religiöses Werk Magdalena moriens 1773.

Loeffler E. v., Ein Ulmer Berichterstatter im Feldlager vor Metz 1552. Nach den Akten des Ulmer Stadtarchivs bearbeitet.

Strebel, Aus dem städtischen Archiv von Rothenburg o. d. T. Relatio Herrn Utzen und Herrn Stocken, wie es zu Würtzburg mit dem examine abgeloffen praes. den 13. Juli 1660.

Deutsche Rundschau 1894 Juli.

Heyse P., Goethes Dramen in ihrem Verhältnis zur heutigen Bühne. Rede, gehalten in der Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft zu Weimar den 17. Mai 1894.

Hanslick E., Aus meinem Leben. (Schluß). XLI—XLIII.

Legras J., Heinrich Heine in Paris. Neue Briefe und Urkunden aus seinem Nachlaß. (Schluß). — An Buloz, den Herausgeber der Revue des deux Mondes 1855 mit einem Exemplar der Poëmes et Légendes, empfiehlt ihm den Atta Troll. — An den Nationalökonomen Michel Chevalier, 24. Februar 1855, nimmt dessen Vermittlung bei Emile Pereire in einer finanziellen Spekulation in Anspruch. — Undatierter Brief an Philarète Chasler, wahrscheinlich aus dem Mai 1855, nach einem stark corrigierten Entwurf. Erwartet von ihm eine Recension der französischen Ausgabe seiner Werke. Freimütiges Lob St. Beuves. — Eine Reihe Briefe an unbekannte Adressaten aus dem Jahre 1855, sämtlich Begleitschreiben eines der französischen Bände, welche Heine 1855 herausgab; vom 6. März 1855 vielleicht an Guizot, jedenfalls zu dem Zweck geschrieben um die Gerüchte zu widerlegen, welche ihn der Verunglimpfung Guizots beschuldigten; ein zweiter aus dem April mit der Lutèce wahrscheinlich an Guizot, in welchem von der Arbeit an seinen Memoiren die Rede ist. Er ist in seiner Darstellung noch nicht bis zu der Zeit gekommen, in der Guizot eine politische Rolle gespielt hat. Legras schließt daraus, daß man den Umfang der Memoiren bisher überhaupt für zu hoch angeschlagen habe. — An Thiers gleichzeitig ein äußerst wichtiger, für Heines politisches Verhalten entscheidender Brief, der leider nur verstümmelt mitgeteilt ist. — An einen Diplomaten mit den Poëmes et Légendes wahrscheinlich Anfang Juli 1855 mit einer interessanten Aeußerung über Metternich. — An Thiers mit demselben Buch; dieser Brief liegt in zwei von einander stark abweichenden Koncepten vom 7. und vom 16. Juli vor. — Ein Fragment, in dem wieder von den Memoiren die Rede ist, „ein Werk in Form von Memoiren, in welchem ich alle meine Kräfte aufbiete, die Wahrheit, und die ganze Wahrheit über die Menschen und die Dinge unserer zeitgenössischen Gesellschaft zu sagen." — Eine endgiltige Stellungnahme zu diesen höchst bedeutsamen Schriftstücken wird wohl erst möglich sein, wenn sie unverkürzt in der Ursprache vorliegen werden. — Der Brief an Campe, 19. Dezember 1844 (im vorigen Heft) ist bereits 1868 in Maximilian Heines Erinnerungen S. 90 veröffentlicht.

Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardis (1847—1887). Die letzten Zeiten der „neuen Aera." (Januar bis März 1862). Ueber eine Unterredung Auerbachs mit König Wilhelm. — Duncker — Haym und die Preußischen Jahrbücher.

Nord und Süd 1894 Juli.

R. v. Gottschall, Adolf Friedrich Graf von Schack.

Deutsche Revue 1894.

Juni und Juli. Poschinger H. v., Erinnerungen aus dem Leben von Hans Viktor von Unruh (Fortsetzung.)

Kinkel Johanna, Erinnerungsblätter (Fortsetzung). In Karlsruhe wird ihr die Aufenthaltskarte verweigert. Sie gilt als die eigentliche Anstifterin des politischen Verhaltens ihres Gatten. Ihre Unterredung mit dem Verteidiger

Dr. Hepp. Begegnung mit ihrem Manne, während er zu einem Verhör geführt wird. Reist nach Baden-Baden um von General Gröben die Erlaubnis zum Aufenthalt in Karlsruhe zu erwirken, was ihr nur in beschränktem Maße gelingt. Reist nach Freiburg, erfährt dort die bevorstehende Hinrichtung Kinkels. Unterredung mit Graf von der Knesenbeck. Rückkehr nach Karlsruhe. Unterredung mit Brandenstein. Folgt Kinkel nach Rastatt, wohnt in Baden-Baden.

Juni. Crispi bei Bismarck. Aus dem Reisetagebuch eines Vertrauten des italienischen Ministerpräsidenten. Ueber die französischen Redewendungen „trinken wie ein Schweizer", „betrunken wie ein Pole". Ueber den deutschen Ausdruck „eine polnische Wirtschaft."

Ungedruckte Briefe von Ferdinand Gregorovius. II. Mitgeteilt von M. Jacobson. Auszüge aus Briefen an seinen Lehrer Karl Rosenkranz während der Jahre 1842—1872. — Neidenburg, 13. November 1842: „ohne Philosophie ist das Leben ein Traum." — Neidenburg, 7. Januar 1843. Mit seiner Satire „Konrad Siebenhorns Höllenbriefe an seine lieben Freunde in Deutschland, herausgegeben von Ferdinand Fuchsmund." — Soldau, 16. März 1845. Ueber die flüchtige Anwandlung den Stoff der Gudrun zu dramatisieren. Ueber seinen Roman Werdomar und Wladislaw. Sein Verhältnis zum Polentum. — Capri, 21. August 1853 mit „Korsika". — Rom, 6. April 1854 über dasselbe Buch. Ueber seine Uebersetzung der Vocerati ..... „ich bin einmal verdorben für alle Vorzimmer, die es auch in unserer deutschen Literatur reichlich gibt, und gehe meiner Wege" .... „Wenn sich Deutschland so ungeheueren historischen Momenten gegenüber nicht aufrafft, geraten wir tiefer in die Dekadenz hinunter als wir schon sind; und eine Dorfgeschichte wird uns so hoch kommen wie eine Tragödie des Aeschylus." — Roma, 20. Dezember 1854. Prachtvolle Worte über den Einfluß, den Rom auf ihn ausgeübt. Ueber die Vocerati. — Roma, 17. März 1856. Ueber die Widmung seiner Uebersetzung des Giovanni Meli an Rosenkranz. — Roma, 2. April 1857. Ueber Rosenkranz' „Die Poesie und ihre Geschichte." Meli: „Diese Gedichte sind wie kleine Gemmen und daher dem großen Publikum unzugänglich. Sie und mein pompejanisches Gedicht Euphorion, welches ich nunmehr nach Deutschland habe abgehen lassen, sind mir [wie?] ein tröstlich Kraut auf den Mauern Roms gewachsen. Wenn der Euphorion zu Ihnen gelangt, wünsche ich, daß Sie ihm genau auf die Finger sehen; denn nach einer langen Kultur des Hexameters (die beste Schule für prosaische Rede, die ich mit Hilfe dieser klassischen Luft glücklich hinter mir zu haben glaube), glaubte ich solche Verse hinzustellen, welche, leichter und melodischer als die des Platen, unserer Sprache ein Recht auf diesen stilvollsten aller Rhythmen geben dürfen. Ihr Urteil wird mich strafen oder lohnen." Ueber die Geschichte der Stadt Rom. — Rom, 31. Oktober 1859. Ueber Rosenkranz' mächtigen Einfluß auf ihn. Ueber das Vordringen der deutschen Philosophie in Italien. „In Monte Casino fand ich auch die Schriften Kuno Fischers, dessen Art mir geistvoll, aber noch schroff und jugendlich erschien." — Nennt das Schillerfest das einzige und rührende symbolum unitatis, welches der stille Mann jenseits des Rheins (Napoleon) belächeln wird. — Rom, 14. Dezember 1873. Ueber Rosenkranz' Autobiographie. Feiert Rosenkranz in schönen Worten als den weithinwirkenden Lehrer der Humanität in Königsberg, der Ostpreußen zurückgegeben was es an Herder verloren hatte. — Ueber Gervinus und Hillebrands Nekrolog auf diesen.

Juli. Poschinger H. v., Fürst Bismarck und die Parlamentarier. Aus dem im Herbst erscheinenden zweiten Bande des so betitelten Werkes.

Preußische Jahrbücher Band 77 Heft 1.

Minor J., Zum Jubiläum des Bundes zwischen Goethe und Schiller. Geschichte ihrer Beziehungen bis 1794.

Neue Deutsche Rundschau; Freie Bühne. Jahrgang 5.

Heft 6 und 7. Bie O. Das Persönliche und der Kampf des Individuums (Zwischen den Künsten, 3. und 4. Fortsetzung) II. Kapitel: Das Persönliche.

Heft 6. Hans von Bülows Briefe an Richard Pohl (1. Fortsetzung) XVII. Berlin, 27. September 1861: „Und bei der Gelegenheit noch eine Bitte: ich habe ein paar andere Lieder von Dir in Arbeit (für Sologesang natürlich), unter andern „Ueberwunden." Dieses wird mir gelingen, wenn Du Deinerseits dazu beiträgst. Dieser Beitrag würde bestehen in der gefälligen Modifikation der beiden letzten Strophen. Die Anlage des Liedes heischt Rekapitulation der Melodie der ersten. Dafür kann ich aber die weiblichen Reime schlechterdings nicht brauchen. Aendere also freundlichst; ich brauche ein „verlor" und ein „bezwang" mit den entsprechenden andern beiden Verkürzungen: das wirst Du mir recht schön machen, nicht wahr?" — XVIII. Berlin, 2. Oktober 1861. — „Dein Projekt „Poëtik" finden Lißt und ich vortrefflich, wenn Du's bald lieferst, sehr unpraktisch dagegen, wenn es nur als Hemmschuh für das Fortschreiten des Lessing dienen soll." Wünscht ihm mehr „Leichtsinn zum Abschließen." — XIX. Berlin, 31. Dezember 1861. „Besten Dank für die Textänderung und das sehr gelungene und poetische Lied ‚Versöhnung', das ich für mich zur Komposition geeignet erkläre." — XX. Biebrich a./Rh. bei Schmölda, 31. Juli 1862. Während Wagners Anwesenheit. „Die Meistersinger von Nürnberg — kapitales Meisterwerk. — Hälfte des ersten Aktes ist fertig skizzirt — ungeheurer Musikreichtum — ein Humor, gegen den der Shakespearsche fadenscheinig." — XXI. Berlin, 3. Dezember 1862. Gegen Berlioz' Schrift über Wagner à travers chants. Vorschläge zu Uebersetzung des Titels. — XXII. Berlin, 22. Dezember 1862. — XXIII. Berlin, 7. Februar 1863. „Uhlandfeier famos. Nicht ein Flecken, nicht ein Versehen fiel vor. Auerbachs Rede allerdings scheußlich, aber angemessen in ihrer Art."

Vom Fels zum Meer 1893/94 S. 309 ff.

Pröhle H., Gottfried August Bürger. Zu seinem hundertjährigen Todestage am 8. Juni 1894.

Velhagen und Klasings Monatshefte Jahrgang 8 Heft 10.

Kreyenberg G., F. W. Weber, der Dichter von „Dreizehnlinden." Ein Lebensbild.

Heimgarten Jahrgang 18 Heft 10.

Reiterer K., Allerlei Volksbräuche. Aus Steiermarks Bergen. Krauthacg'sangeln. Ostereierverse. Sennstreit. Zimmererbriefe u. a.

Eine Lektion für das deutsche Lesepublikum. Abdruck eines Briefes von Wilhelm Jordan an eine Frankfurter Dame, die ein Exemplar seines Lustspieles „Die Liebesleugner" von ihm verlangt hatte. (Aus der österreichisch-ungarischen Buchhändler-Korrespondenz.)

Neue Revue (Wiener Literatur-Zeitung) Jahrgang 5.

Nr. 29. Heuberger, Richard Wagners Vorbilder.

Nr. 30. Pap J., „Euphorion".

Oesterreichisch-Ungarische Revue Jahrgang 9 Band 16 Heft 3.

Werner R. M., Ludwig August Frankl. Ein Erinnerungsblatt. Charakteristik des Menschen und des Dichters. Persönliche Erinnerungen. S. 170. Ein Ausspruch Leitners über das vormärzliche Polizeisystem: „Es war ein merkwürdiges Gefühl, zu wissen, daß jeder Dichter auf der Polizei sein „Kastl" hatte, in das alles hineinkam, was gegen ihn vorlag." S. 178 ff. Vergleich zwischen Frankls „Die Kinderlose" und Lenaus „Anna".

Piger F. P., Geburt und Taufe, Tod und Begräbnis in Oberösterreich.

Ungarische Revue Jahrgang 14 Heft 3, 4.

Kurze Sitzungsberichte. 5. März 1894: Zoltán Beöthy „Bilderzusammensetzung und Stimmungswechsel. Ein Kapitel aus der Aesthetik." Der Verfasser faßt das Ergebnis seiner durch Herbeiziehung zahlreicher Beispiele aus den verschiedenen Kunstgattungen erläuterten Erörterungen in folgenden allgemeinen Satz zusammen: „Die den einzelnen Elementen und Bildern entsprechenden Stimmungen, Empfindungen werden durch einander modifiziert oder verwandeln sich zu ganz neuen, entsprechend jener neuen Bedeutung und der dieselbe ausdrückenden neuen Form, in welche die einzelnen Elemente zusammengefaßt werden und welche sie in ihrem neuen Verhältnis erlangen."

Vortragssitzung am 12. März 1894: Die Vorrede zu L. Steins umfangreichem Werk über die Philosophie der Renaissancezeit unter dem Titel: „Das Grundgesetz der Geschichte des Geistes" wurde vorgelesen. „Verfasser ist ein Anhänger jener Richtung, welche, auf naturwissenschaftlicher Basis stehend, auch die Philosophie auf exakte Grundlagen zu stellen wünscht. Buckle hat das Gesetz der Kausalität auf die historische Forschung ausgedehnt. Daß aber dieses Gesetz allein zur Erklärung der Erscheinungen der Geschichte nicht ausreicht, beweist das Ergebnis, zu welchem es gelangt ist, nämlich, daß sich die Fähigkeiten der Menschen im Laufe der Geschichte überhaupt nicht entwickelt haben. Demgegenüber bedeutet das Auftreten Darwins, welcher uns die Anwendung des Begriffs der Entwicklung gelehrt hat, einen großen Fortschritt. Diesem zufolge können wir sagen, daß das große Gesetz der Geistesgeschichte die Entwicklung auf Grund des immanenten teleologischen Prinzips sei. Stein will dieses Prinzip auf die Geschichte der Philosophie der Renaissancezeit anwenden. Die beiden großen historischen Prinzipien: Entwicklung und Kausalität fordern als ihre Ergänzung das Prinzip der Kontinuität. Verfasser zeichnet hierauf in großen Zügen die philosophischen Richtungen des Mittelalters und entwickelt, daß die Philosophie der Renaissance zur Darstellung des großen geistigen Grundgesetzes besonders geeignet sei."

Schweizerische Rundschau Jahrgang 4 Nr. 6.

Ernst A. W., Heinrich Leuthold als Uebersetzer (Fortsetzung).

Revue des Deux Mondes 123, 4.

Thorel J., La littérature wagnérienne en Allemagne.

Revue de Paris 1894 Juni.

Breton J., Notes d'un étudiant français en Allemagne.

Revue d'Alsace 1894 Januar—März.

Hochstetter, G. Wickram.

Deutsche Dichtung Band 16.

Heft 6, 7, 8. (Franzos K.) Ernst Schulze und Adelheid Tychsen. Nach den ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen Schulzes. VI. VII. VIII. S. 144 über A. W. Schlegel. — S. 168 ff. Schulzes Beziehungen zur Familie Egloffstein.

Heft 6. (Franzos K.) Neues von und über Schiller. Ungedruckte Briefe von Schiller und L. F. Huber. Schiller an K. W. F. von Funk, Jena, 13. Februar 1797. Ueber Funks Abhandlung über Robert Guiscard. Ueber Schillers historische Arbeiten. — L. F. Huber an Göschen, Mainz, 10. März 1792. Ein ungünstiges Urteil über Schillers Charakter.

Blätter für litterarische Unterhaltung 1894 Nr. 27.

Krauß R., Graf Alexander von Württemberg. Zum 7. Juli 1894.

Die Grenzboten 53. Jahrgang.

Nr. 24, 25. Düsel F., Gottfried August Bürger zu seinem hundertjährigen Todestage († den 8. Juni 1794). Fortsetzung und Schluß.

Nr. 25. (G. Wustmann) Das Lied vom Kanapee. Besprechung von Friedländers Aufsatz. Vgl. oben S. 663. Glaubt „daß in der Fassung von 1747 doch im wesentlichen die älteste Gestalt des Liedes vorliege."

Nr. 27. Jansen F. G., Robert Schumann und Vesque von Püttlingen. Mehrere Briefe von Schumann an Vesque, die in der Lebensskizze Vesques von seiner Tochter (Wien 1887) keine Aufnahme fanden, werden mitgeteilt. Das abgedruckte Gedicht an Klara Wieck ist von Grillparzer; die Schlußzeilen sind eine später hinzugefügte Fortsetzung (Werke 1⁵, 237 f.). Für uns mag es von Interesse sein zu erfahren, wie sich Schumann 1838/39 vergebens bemühte, seine Zeitschrift nach Wien zu verpflanzen.

Das Magazin für Litteratur 1894.

Nr. 25. Lorenz O., Wilhelm Roscher † 4. Juni 1894. Mit Briefen Roschers.

Nr. 27, 28. Gedichte von Friedrich Nietzsche 1. An die Melancholie (Gimmelwald, Sommer 1871). — 2. Der Wanderer. — 3. Der Herbst.

Gegenwart Band 45 Nr. 24.

B. G., Persönliche Erinnerungen an Ludwig Pfau.

Die Gesellschaft Jahrgang 10 Heft 7.

Eisner F., Julius Kulka. Ein Erinnerungsblatt.

Panizza O., Die „unsittlichen" Gebrüder Grimm und die neue „Sittlichkeit" jüdisch-deutscher Verlagsbuchhändler.

Herzog L., Die Passionsspiele im deutschen Böhmerwalde (Höritz).

Die Familie Band 2 Heft 5.

Richter A., Frau Gottsched (Schluß).

Das deutsche Sprüchwort als Erzieher.

Eine heitere Scene aus Pestallozis Leben.

Protestantische Kirchenzeitung für das evangelische Deutschland 1894.

Nr. 22—24. Fritsche M., Die Mission im Lichte der Philosophie Schopenhauers.

Nr. 22. Werner A., Joh. Fabricius Montanus.

Ethische Kultur Jahrgang 2.

Nr. 25. Petersen G. P., Versittlichung der deutschen Literatur. Aus der Hamburgischen Schulzeitung abgedruckt. Ueber die Grimmischen Märchen.

Nr. 28. Gižicki Lily von, Der ethische Gehalt des Parsifal (Wagner).

Aus Richard Wagners Werken. Zusammenstellung von Citaten.

Schrattenthals Frauen-Zeitung Jahrgang 1.

Nr. 18. 19. Unsere Briefmappe. K. Simrock an Marie von Hanstein, Bonn, 31. Dezember 1875; Marie von Hanstein an K. Weiß-Schrattenthal, Berlin, 23. März 1878, 23. Dezember 1879.

Nr. 20. Schrattenthal K., Betty Paoli. Gedenkblatt.

Ueber Land und Meer Band 72 Jahrgang 36 Nr. 36.

Gesky Th., Freiligrath-Gedenkfeier in Aßmannshausen.

Der Zuschauer II, 11.

Berg, Bürger und Schiller. Auch ein Gedenk-Artikel.

Allgemeine Künstler- und Schriftsteller-Zeitung Jahrgang 7 Nr. 10.

Haßlwander F., Gottfried August Bürger. (Ein Lebensbild zur Erinnerung an seinen hundertjährigen Todestag.)

Deutsche Litteraturzeitung Jahrgang 15 Nr. 25.

Weilen A. v., Heitmüller Adam Gottfried Uhlich. Mit kleinen Berichtigungen und Ergänzungen.

Nr. 29. Witkowski G., Prem Goethe.

Sauer A., Peschel Theodor Körners Tagebuch und Kriegslieder aus dem Jahre 1813.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1894.

Nr. 66, 69. Haarhaus J. R., Auf Goethes Spuren. Reiseskizzen. 6. Venedig und venezianisches Leben. 2. 3.

Nr. 65. Christian Gottlieb Salzmann. Zu seinem 150. Jahrestage.

Nr. 68. Gottfried August Bürger. Ein Gedächtnisblatt zu seinem hundertsten Todestage.

Nr. 76. E. G., Der Kuckuck (im Volksliede).

Nr. 79. Beck M., Abraham a Sancta Clara. Ein Erinnerungsblatt zu seinem 250jährigen Geburtstage (4. Juli 1644.)

Nr. 82. Willy Doenges, Zur zwanzigsten Wiederkehr des Todestages Fritz Reuters.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1894.

Nr. 156/130. Gottschall R. v., Adolf Friedrich Graf von Schack. II.

Nr. 159/132. Horn P., Adolf Friedrich Graf von Schack als Orientalist.

Nr. 162/135. Geiger L., Wann ist Bettina geboren? Das in neuerer Zeit angezweifelte Datum 4. April 1785 wird aus den Kirchenbüchern festgestellt. Bettina war also zur Zeit, als sie ihren Briefwechsel mit Goethe begann, 22 Jahre alt.

Nr. 171/142, 173/143. J. S. [J. Sadger], Gerhart Hauptmann. Von einem Nervenpathologen.

Nr. 174/144. O. K-g., Zur Geschichte derer von Schack.

Nr. 176/146. Weilen A. v., Ein Zwischenspiel des Cervantes in moderner Bearbeitung. Verfolgt in Anknüpfung an E. Götts „Verbotene Früchte" den Stoff von Cervantes La cueva de Salamanca durch die Weltliteratur.

Nr. 178/148. Steig R., Sophie Mereaus Bild in Clemens Brentanos Dichtung.

Nr. 182/151, 184/153. Gnad E., Arthur Fittger.

Nr. 187/155. Bettelheim A., „Ein zweites Leben" von Franz Nissel. Weist auf ein verschollenes Jugendstück Nissels hin, das dieser 1854 für das Carltheater schrieb. Der Ausgabe von Nissels Leben sollen nächstens „noch weitere Konfessionen und Urkunden aus dem Hausarchiv" folgen.

Nr. 190/158. Reinhardstöttner K. v., Graf v. Schack und die romanische Literatur.

Nr. 195/162. Sadger J., Henrik Ibsen, Rosmersholm. Eine psychiatrisch-ästhetische Studie. — Ueber Grillparzers „Jüdin von Toledo" und „Der arme Spielmann."

Ruland C., Ueber die dem Goethe-National-Museum zuteil gewordenen Bereicherungen. (Aus der Weimarischen Zeitung.)

Vossische Zeitung 23. Juni ff.

K. Th. Gaedertz. Neue Erinnerungen von und an Fritz Reuter.

Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung 1894 Nr. 23, 24, 26.

Schlenther P., Gottfried August Bürger. I. Bürger im Kampf ums Dasein. — II. Bürger im Kampf um die Liebe. — III. Bürger im Kampf um die Kunst.

Vierte Beilage zum Dresdner Anzeiger 1894 Nr. 202 und 205.

Thdr. Dstl. [Theodor Distel], Zu Schillers Aufenthalt in Loschwitz u. s. w. 1785 ff.

Frankfurter Zeitung Nr. 198 Erstes Morgenblatt.

Müller G. A., Ein Brief der Sophie Laroche an den Kriegsrat Merck. 18. Mai 1772.

Hamburger Nachrichten 1894, 10. Juni.

-th- Abdruck des Hamburger Theaterzettels vom 21. Mai 1779. Erste Aufführung des Macbeth in Schröders Bearbeitung.

Hamburgischer Correspondent 1894.

Beilage (Zeitung für Literatur, Kunst und Wissenschaft) Nr. 5. Wolff E., Zur Pathologie der modernen Literatur. Verfolgt die Anfänge der modernen Literatur bis auf die Sturm- und Drangperiode zurück.

Morgen-Ausgabe Nr. 347. Wolff E., Schiller-Vergötterung und Goethe-Verketzerung. Recension des Buches von Portig.

Beilage Nr. 11. Schiller-Vergötterung und Goethe-Verketzerung. Portig G., Entgegnung. — Wolff E., Antwort des Recensenten.

Morgen-Ausgabe Nr. 410. Wolff E., zum letzten Mal Herrn Portigs Schiller-Goethe-Schrift. Gegen eine Notiz in der Belletristisch-Literarischen Beilage der „Hamburger Nachrichten" vom 3. Juni.

Koblenzer Zeitung 1894, 28. März.

Wülfing, Friedrich Mohr als Vorkämpfer des allgemeinen deutschen Sprachvereins.

Neue freie Presse 1894.

21. Juni. Berger, A. Freiherr v., Deinhardstein. Zu seinem hundertjährigen Geburtstage).

2. und 9. Juni. Ed. H. [Eduard Hanslick]. Aus Briefen von Billroth V. VI. 22. Mai 1891. Ueber Strauß' kleine Schriften. Ueber das Verhältnis der Zukunft zu Kunst und Wissenschaft. — 26. September 1891. Ueber seine Aphorismen zur Anatomie und Psycho-Physiologie des Musikalischen. Ueber moderne Literatur. „Es geht mir fast schon wie Grillparzer, der einmal zu Brücke vor einer Akademie-Sitzung sagte: ‚Was soll ich armer alter Mann den ganzen Tag thun? Schreiben kann ich nicht mehr. Lesen? Ja, alle guten Bücher habe ich wiederholt gelesen; — nun soll ich auf meine alten Tage die schlechten Bücher lesen! Das ist doch zu hart!'" — Ueber die Musik vor 1848.

Elster E., Die Aufgaben der Literaturgeschichte. Akademische Antrittsrede. Halle a. S. Niemeyer.

Uebersicht über die Leistungen der Deutschen Böhmens auf dem Gebiete der Wissenschaft, Kunst und Literatur im Jahre 1892. Herausgegeben von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Prag. Selbstverlag.

Darin für uns von Wert die Abschnitte über die humanistischen Wissenschaften und über die Dichtung.

Hart J., Geschichte der Weltliteratur und des Theaters aller Zeiten und Völker. 1. Band. (Hausschatz des Wissens, Band 25). Berlin, Pauli. 7.50 M.

Brugier G., Geschichte der Deutschen National-Literatur. Nebst kurzgefaßter Poetik. Für Schule und Selbstbelehrung. Mit einem Titelbild, vielen Proben und einem Glossar. Neunte, vermehrte und verbesserte Auflage. Freiburg im Breisgau, Herder.

Parmentier J., Kurze Geschichte der deutschen Literatur von einem Franzosen. Paris, Laisnay.

Koegel R., Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgange des Mittel-

alters. Erster Band. Bis zur Mitte des elften Jahrhunderts. Erster Teil. Die stabreimende Dichtung und die gotische Prosa. Straßburg, Trübner. 10 *M.*
Schneegans H., Geschichte der grotesken Satire. Straßburg, Trübner. 18 *M.*
Strehlke Fr., Deutsche Lieder in lateinischer Uebersetzung. 2. Auflage. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1 *M.*
Allgemeine Deutsche Biographie 182. und 183. Lieferung (Band 37, Lieferung 2 und 3) v. Suntheim — Anselm Franz Fürst von Thurn und Taxis.

Als besonders wichtig für uns seien folgende Artikel erwähnt: L. v. Suntheim, Chronist und Geograph, gest. 1513 (Heyd). — K. F. Süpfle, Schulmann 1799—1871 (Koldewey). — J. A. Suppantschitsch, deutsch-österreichischer Dichter und topographischer Schriftsteller 1788—1833 (Schlossar). — Suppig, Schauspieler in der Gesellschaft der Neuberin (H. A. Lier). — J. U. Surgant, Lehrer des geistlichen Rechts und namhafter Homiletiker, gest. 1503 (Bernoulli). — L. Surius, Karthäuser, Verfasser des „Lebens der Heiligen“ 1522—1578 (Reusch). — H. Suso (Seuse), deutscher Mystiker des 14. Jahrhunderts (Strauch). — F. G. Süskind, Direktor des königlich württembergischen Studienrats, mit Benutzung schriftlicher autograph. Mitteilungen von der Familie (Schott). — J. Sutell, der Reformator von Göttingen und Schweinfurt 1504—1575 (Kretzschmar). — J. R. Suter, Chronist und Numismatiker 1655—1730 (Schumann). — J. Sutner, Dichter 1784—1835 (Holland). — J. W. Süvern, der Reformator des preußischen Schulwesens 1775—1829. Ein umfangreicher 39 S. starker Artikel, der, weil er die Geschichte der Reform des Unterrichtswesens seit 1808 aus den Akten darstellt, zugleich als Ergänzung für die früheren Artikel Altenstein, W. v. Humboldt, Nicolovius, Schleiermacher, Schuckmann dient, überdies enthält er Angaben über nebensächliche bei dieser Reform beteiligte Personen. Die Darstellung beruht auf einer Sammlung von Auszügen aus den Akten des Unterrichtsministeriums und des Geheimen Staatsarchivs, welche zum Zwecke der Fortsetzung des „Schleiermacher“ von Dilthey gemacht worden ist (Dilthey). — E. Spantenius, Prediger 1576—1624, dessen gleichnamiger Sohn, Professor der Theologie in Rostock 1618—1674, und dessen Enkel Schulmann 1652—1717 (Hofmeister). — E. Swerinckhuizen, reformierter Theolog des 16. Jahrhunderts 1550—1606 (J. C. van Slee). — Gerhard van Swieten, berühmter Arzt, hochverdient um den geistigen Aufschwung in Oesterreich 1700—1772 (D. Jacoby). — F. v. Sydow, Dichter und Schriftsteller 1780—1845 (Mendheim). — Wilhelmine v. Sydow, Schriftstellerin 1789 bis 1867 (Mendheim). — F. Sylburg, Philolog des 16. Jahrhunderts 1536—1596 (Koldewey). — J. Sylvanus, Antitrinitarier, enthauptet 1572 (Tschackert). — Petrus Sylvius, katholischer Schriftsteller der Reformationszeit 1470—circa 1547 (Reusch). — J. D. Symanski, Dichter 1789—1857; mit Benützung von Akten des k. preuß. Kriegsministeriums, aber von seinen zahlreichen durch die Regierung verbotenen Zeitschriften ist es trotz allen Bemühungen nicht gelungen ein einziges Exemplar aufzutreiben (K. Lohmeyer). — Daniel Symonis (Salemyndonis), dramatischer Dichter 1637—1685. Mit neuen Daten (M. Wehrmann). — J. J. Syrbius, lutherischer Theologe † 1738 (Tschackert). — A. F. W. Sack, berühmter protestantischer Kanzelredner, hervorragender apologetischer Schriftsteller 1703—1786, dessen Sohn der protestantische Bischof F. S. G. Sack 1738—1817 und dessen Enkel der preußische Hof- und Domprediger F. F. A. Sack 1788—1842 (Lommatzsch). — B. H. F. Ph. Sander, protestantischer Geistlicher und Politiker 1806—1874 (Sander). — J. K. Schade, namhafter lutherischer Prediger aus der Spener-Franckeschen Schule, fruchtbarer asketischer Schriftsteller und Dichter bekannter

geistlicher Lieder 1666—1698 (Lommatzsch). — A. M. Schulze, evangelischer Theolog und Schulmann 1808—1881 (Schumann). — Junker Hans Jakob v. Staal von Solothurn, Staatsmann und Chronist 1589—1657 nach Akten und der ungedruckten Familienchronik (Franz Fäh). — J. Standonck, bedeutender Pädagog des 15. Jahrhunderts gest. 1504 (J. C. van Slee). — E. Straube, novellistischer Schriftsteller 1801—1872 (Brümmer). — A. W. Strobel, Historiker und Literarhistoriker 1792—1850 (Wiegand). — K. Chr. Tadey, Pädagog und Theolog 1802—1841 (Carstens). — G. L. F. Tafel, Philolog 1787—1860; mit Benützung des Nachlasses (Carl Neumann). — J. F. J. Tafel, Professor der Philosophie, der Herausgeber Swedenborgs 1796—1863 (H. Spitta). — J. Taffin, reformierter Theolog des 16. Jahrhunderts 1529—1602 (J. C. van Slee). — Johann Talitz von Liechtensee, Sammler einer zuerst 1645 gedruckten Schwanksammlung „Kurtzweiliger Reyßgespan" (Pariser). — J. Tandler, österreichischer Schriftsteller 1807—1891 auf Grund von Mitteilungen der Witwe, welche die Herausgabe verschiedener ungedruckter und versprengter Erzeugnisse Tandlers vorbereitet (L. Fränkel). — K. Tangl, österreichischer Philologe und Historiker 1799—1866 (v. Krones). — Adam Tanner, Jesuit 1572—1632 (Reusch). — G. Tanner, Humanist und Rechtsgelehrter im 16. Jahrhundert (Eisnhrt). — K. R. Tanner, schweizerischer Dichter und Staatsmann 1794—1849 (D. Jacoby). — Tannhäuser, Minnesänger und Held der Volkssage (R. M. Meyer). — G. Tannstetter (Collimitius) humanistisch gebildeter Mathematiker, Astronom und Astrologe 1482—1535 (K. Hartfelder). — E. Tappe, Humanist und Sprichwörtersammler in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Mit Ergänzungen und Berichtigungen zu der oben S. 428 angeführten Abhandlung. Tappe machte sich in Köln ansässig und muß schon um 1541 gestorben sein. Der erste Druck seiner Sprichwörtersammlung ist verschollen. Zwei andere seiner Schriften „Waidwerck vnd Federspiel" Straßburg 1542 und De re aedificatoria libri decem Leonis Baptistae Alberti Straßburg 1541 werden hier zum ersten Mal nachgewiesen (Fränkel). — J. Tarnow 1586—1629 und dessen Oheim P. Tarnow 1562—1633, lutherische Theologen (Tschackert). — Fanny Tarnow, Schriftstellerin 1779—1862 (Mendheim). — F. W. L. Tarnowski, Schriftsteller 1811—1847 (Brümmer). — H. Tartarotti, Geschichtsforscher 1706—1761 (Reusch). — H. Tast, erster Reformator in Schleswig-Holstein 1490—1551 (Carstens). — Marcus Tatius (Alpinus), humanistischer Dichter des 16. Jahrhunderts (Westermayer). — E. H. Taube, evangelischer Geistlicher 1819—1892 (Tschackert). — J. S. Tauber, österreichischer Dichter 1822—1879 (A. S.). — F. Taubmann, Humanist 1565—1613 „Eine abschließende und kritische Biographie fehlt noch, wäre übrigens ebenso verdienstlich wie schwierig" (Fränkel). — K. Chr. T. Tauchnitz, Buchdrucker und Buchhändler in Leipzig 1761—1836. Nach Akten des Leipziger Ratsarchivs u. a. (Wustmann). — Franziska Gräfin von Tauffkirchen-Engelburg, Schriftstellerin 1802—1851 (Mendheim). — Johann Tauler, der Mystiker (Preger). — Th. Taulow von Rosenthal, erster geheimer Hausarchivar des jetzigen k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien 1702—1779. Mit Benützung von Akten des Staatsarchivs (V. Kratochvil). — Nicolaus Taurellus, Mediziner und Philosoph 1547—1606 (Karl Groos). — Jacobus Taurinus, Prediger und Theolog 1576—1618 (J. C. van Slee). — G. F. Taute, Philosoph 1794—1862 (W. Rein).

Bamberger L., Gesammelte Schriften. 2. Band. Charakteristiken. Berlin, Rosenbaum und Hart. 5 M.

Sander F., Deo Patriae Litteris. Gesammelte Vorträge und Aufsätze. Erste Reihe. Breslau, Sperber. 3 M.

Ein verdienter schlesischer Schulmann vereinigt in diesem Bande eine größere Anzahl von anregenden Aufsätzen, von denen die folgenden für uns besonderen Wert haben: I. Luthers Grundlehre: Die Rechtfertigung allein durch den Glauben. Breslau 1883. — II. Dante Alighieri über Papsttum, Bann und Absolution. Oldenburg 1876. — III. Marsilius von Padua, der Anwalt des Friedens. Gronau 1872. — IV. Aus der Heimat der gotischen Baukunst. Gronau 1872. — V. Burg Steckelberg und Ulrich von Hutten. Schlüchtern 1873. — IX. Die Aufhebung des Ediktes von Nantes und das Potsdamer Edikt des großen Kurfürsten. Breslau 1885. — X. Die Insel Atlantis. Ein literargeschichtlicher Streifzug. Bunzlau 1893.

Schack A. F. Graf v., Perspektiven. Vermischte Schriften. Erster Band. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt. 5 M.

Inhalt: Aphorismen über das Drama. — Erinnerungen an Frankreich. — Meine Erstlingsdichtung. — Karl Eduard von Liphart. — Literarisches aus Spanien und Italien. — Ein Kuriosum der Literatur. — Ueber indische Poesie. — Hernan Perez del Pulgar, der Thatenreiche. — Ein Wort über arabische Poesie. — Die Reise nach dem Parnaß.

Grelling R., Streifzüge. Gesammelte Aufsätze. Berlin, Bibliographisches Bureau.

Bahr H., Studien zur Kritik der Moderne. Mit dem Portrait des Verfassers in Lichtdruck. Frankfurt a. M. Rütten und Loening. 7 M.

Aus dem Inhalt: I. Kritisches. 1. Kritik. — 2. Die Zukunft der Literatur. — 3. Die Décadence. — 4. Symbolisten. — 5. Satanismus. — II. Literatur. 1. Das jüngste Deutschland. 1) Die Anfänge der Bewegung. 2) Die sozialistische und die naturalistische Episode. 3) Neue Zeichen. — 2. Das junge Oesterreich. — 3. Vom jüngsten Frankreich. — 4. Vom jüngsten Spanien. — 5. Ferdinand von Saar (zum sechzigsten Geburtstage). — 6. Adalbert von Goldschmidt. — 7. Loris. — 8. G. Macasy. — 9. Anatole France. — 10. Edouard Rod. — 11. Henri Lovedan. — 12. Maurice Barrès. — 13. Ferdinand Brunetière. — 14. José-Maria de Heredia. — 15. Don Juan Valera. — 16. Don Pedro de Alarcon. — IV. Theater. 4. Der neue Stil. Ansichten verschiedener, u. a. auch von Alfred Freiherrn von Berger.

Guenther, William Barstow v. Ein Lebensbild. (Aus der Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen). Posen, Jolowicz. 80 Pf.

Welti J. J., Erinnerungen an Dr. Georg Geilfus. Winterthur.

Schiemann Th., Viktor Hehn. Ein Lebensbild mit Portrait. Stuttgart, Cotta.

Dr. Oswald Seidensticker, Professor an der Universität von Pensylvanien. Ein Lebensbild, herausgegeben vom Philadelphia Pionier-Verein. Philadelphia, Schaefer und Koradi. 3 M.

Lamprecht K., Deutsche Geschichte V. Band, 1. Hälfte. Berlin, Gaertner. 6 M.

Gebler H., Die Kirchenordnung des Domstifts Ratzeburg. Programm. Ratzeburg.

Westermayer H., Die Brandenburg-Nürnbergische Kirchenvisitation und Kirchenordnung. 1528—1533. Auf Grund der Akten dargestellt. Erlangen, Junge. 2.40 M.

Tschackert P., Herzog Albrecht von Preußen als reformatorische Persönlichkeit. (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, Nr. 45.) Halle, Niemeyer. 1.20 *M.*

Henne am Rhyn, O., Die Freimaurer, deren Ursprung, Geschichte, Verfassung, Religion und Politik. 4. Auflage. Leipzig, Spohr. 1.50 *M.*

Kaufmann D., Zur Geschichte jüdischer Familien. II. R. Jair Chajjim Bacharach (1638—1702) und seine Ahnen. Trier, S. Mayer. 4 *M.*

Fäh F., Johann Rudolf Wettstein. Ein Zeit- und Lebensbild. Zur Säkularerinnerung. 1. Theil. (72. Neujahrsblatt, herausgegeben von der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen.) Basel, Reich. 1.40 *M.*

Börckel A., Adam Lux, ein Opfer der Schreckenszeit. Mainz, Zabern.

Guglia E., Kaiserin Maria Ludovica von Oesterreich (1787—1816). Nach ungedruckten Briefen. Mit 6 Abbildungen. (Oesterreichische Bibliothek. Herausgeber: A. Ilg. Band 3.) Wien, Graeser. 1 fl. —

Die Kaiserin Maria Ludovica, die dritte Gemahlin des Kaiser Franz, die bisher nur in Goethes Gedichten weiter gelebt hatte, wird der Nachwelt in dieser schönen, feinen und liebevollen Darstellung wieder lebendig vor Augen gestellt. Zwar verzichtet der Verfasser auf eine abschließende Charakteristik, will sich nicht vermessen ein deutliches Bild von ihr zu zeichnen, da nicht einmal Goethe sich das zugetraut hatte. Er begnügt sich damit, einzelne zerstreute Züge gesammelt zu haben: nun versuche jeder, was er selber sich daraus für ein Bildnis gestalte. In der That gewinnen wir erst jetzt eine Vorstellung von dieser ausgezeichneten Frau und verstehen Goethes Bewunderung erst jetzt ganz, da wir sie in ihren vertrauten Briefen an ihre Eltern und Geschwister, an ihren Gatten und ihre Stiefkinder kennen lernen. Von bezaubernder Liebenswürdigkeit ist ihre Gestalt umflossen. In die schwierigsten Lagen wußte sie sich mit Anmut zu schicken; mutiger, energischer, kühner als die sie umgebenden Männer wollte sie in die Ereignisse jener bewegten Zeit eingreifen, ohne die Macht dazu zu gewinnen. Mit unendlicher Liebe umfaßt sie alles, was ihr nahe steht, flammender Haß gegen den Erbfeind erfüllt sie. Ihr langes Leiden breitet einen Schleier von Entsagung über ihr ganzes Wesen; ihr früher Tod wirft seine Schatten voraus: eine Engelgestalt schwebt sie über die Erde dahin. Schon die besten der Zeitgenossen stellten sie der Königin Louise von Preußen an die Seite. Die für uns wichtigste Periode ihres Lebens, ihren Verkehr mit Goethe überblickt man hier in klarer übersichtlicher Darstellung. Guglia hat alles, was Werner und Düntzer gesammelt und was ihm die jenen noch unbekannten Tagebücher Goethes darboten, geschickt verwertet. Gerade dafür aber war aus den Briefen der Kaiserin wenig zu gewinnen; sie enthalten kaum den Namen des Dichters, spiegeln aber doch den Eindruck wieder, den seine Gedichte auf sie machten. Für die Geschichte des geistigen Lebens in Oesterreich ist vieles aus dem Buche zu lernen. Bemerkenswert scheint mir ihr Urteil über Steigenteich, mit dessen Wahl für eine Sendung an den König von Preußen im Jahre 1809 sie nicht einverstanden ist: „Man sagt, daß der Major ein guter Comödienschreiber ist, vielleicht will man, daß er jetzt unsere Tragödie schreibt, die bald, bald sich entwickeln wird“ (S. 85). Wenn sie Zacharias Werner für einen Propagandisten des von ihr supponierten römischen Tugendbundes hielt, so ist dies charakteristisch für die zweideutige Stellung des Mannes, den andre wieder als im Dienst der österreichischen Regierung stehend ansahen.

Jähns M., Feldmarschall Moltke. 1. Teil. Lehr- und Wanderjahre. (Geisteshelden. — Führende Geister. — Eine Sammlung von Biographieen. Heraus-

gegeben von A. Bettelheim. 10. und 11. Band. (Der II. Sammlung 4. und 5. Band.) Berlin, E. Hofmann & Co. 3.60 ℳ.

Hase K. v., Ideale und Irrtümer. Jugenderinnerungen. 5. Abdruck. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 4 ℳ.

Thikötter J., Jugenderinnerungen eines deutschen Theologen. Bremen, Heinsius. 4 ℳ.

Aus den Tagebuchblättern des Grafen A. Keyserling. Philosophisch-religiöse Gedanken mit einzelnen Zusätzen aus Briefen. Herausgegeben von seiner Tochter Freifrau Helene von Taube. Mit einer Lebensskizze, verfaßt von Graf Leo Keyserling. Stuttgart, Cotta. 6 ℳ.

Heinsius W., Bücherlexikon. 19. Band, 12.—16. Lieferung. Leipzig, Brockhaus. à 3 ℳ.

Warnecke, Bücherzeichen (Ex libris) des XV. und XVI. Jahrhunderts von Dürer, Burgmair, Beham, Virgil Solis, Jost Amman u. A. 2.—5. Heft. Berlin, Stargardt. à 5 ℳ.

Heitz P., Dietrich von Bern (Sigenot). 14 Straßburger Originalholzstöcke aus einer „allen Bibliographen völlig unbekannten Ausgabe" des XVI. Jahrhunderts. Straßburg, Heitz.

Der Heidelberger Druck des Dietrich von Bern aus dem Jahre 1490 wurde durch Schorbach vor Kurzem reproduziert. Zu Ergänzung dazu legt Heitz diese 14 Holzstöcke vor, welche „sehr viel Anlehnung" an die des Heidelberger Drucks zeigen, aber einer andern verschollenen Ausgabe des 16. Jahrhunderts angehören. Aus Christian Müllers Druckerei scheinen sie nicht zu stammen. Heitz hofft durch diese wie durch frühere ähnliche Veröffentlichungen dazu beizutragen, daß der Name des Druckers dieser Volksbücher ermittelt werde. Die Vorbemerkung ergänzt auch Schorbachs Bibliographie nach Wellers Annalen.

Das Archiv und die Bibliothek der Stadt Köln. Festschrift zur 23. Jahres-Versammlung des hansischen Geschichtsvereins zu Köln Pfingsten 1894 und der bei dieser Gelegenheit am 16. Mai vollzogenen Grundsteinlegung des neuen Archiv- und Bibliothekgebäudes Köln. Du Mont-Schauberg. 1.60 ℳ.

Litzmann B., Das deutsche Drama in den literarischen Bewegungen der Gegenwart. Vorlesungen, gehalten an der Universität Bonn. Zweite Auflage. Hamburg, Voß. 4 ℳ.

Hauffen A., Ueber das Höritzer Passionsspiel. Nebst einer Einleitung über die Geschichte unseres geistlichen Schauspiels und einem kurzen Bericht über andere deutschböhmische Volksschauspiele (Sammlung Gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag Nr. 192. Juli 1894.) 15 Kr.

Eine frische übersichtliche Darstellung für weitere Kreise. Sehr brauchbar ist die Zusammenstellung der Deutsch-böhmischen Volksschauspiele S. 7—10; wichtig die Notiz S. 12, daß Professor J. J. Ammann in Krummau noch „viele ungehobene Schätze" in seinem Pulte berge: „Lieder und Sagen, Volksschauspiele von Moses und vom ägyptischen Josef, von Hirlanda, von Kaiser Max auf der Martinswand u. a."

Weddigen O., Geschichte des königlichen Theaters in Wiesbaden. Nebst einem Prologe zur Eröffnung des neuen Schauspielhauses, sowie mit Abbildungen des alten und neuen Theaters und des Zuschauerraums in Letzterem. Wiesbaden, Quiel. 3 ℳ.

Stolz J., Allgemeine Geschichte der Musik. Graz, Wagner. 4 M.
Wirth K. B., Der evangelische Liederschatz, seine Entstehung und seine Verwertung für unseren evangelischen Christenstand. 2. Teil. Nürnberg, Korn. 3.50 M.
Richard Wagner. Echte Briefe an Ferdinand Praeger. Kritik der Praegerschen Veröffentlichungen von Houston Stewart Chamberlain. Vorwort von Hans von Wolzogen. Bayreuth, Grau.

Inhalt: Vorwort von Hans von Wolzogen. — Kritische Vorarbeit von Houston Stewart Chamberlain (nach den Bayreuther Blättern 1893 VII.) — Richard Wagners echte Briefe an Ferdinand Praeger. Nachträge von Houston Stewart Chamberlain. I. nach den Bayreuther Blättern 1894 I—III vgl. oben S. 189). II. nach Ashton Ellis' neuesten Veröffentlichungen. — Brief Richard Wagners an August Roeckel nach Prag, Dresden, 2. Mai 1849.

Woermann K., Was uns die Kunstgeschichte lehrt. Einige Bemerkungen über alte, neue und neueste Malerei. 3. Auflage. Dresden, Ehlermann. 3 M.
Lutsch H., Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien. Band 4, 2. Hälfte. Die Kunstdenkmäler des Regierungs-Bezirks Oppeln. 2. Hälfte. Breslau, Korn. 3.60 M.
Lochner v. Hüttenbach Freiherr v., Ein neu aufgefundenes Gemälde Albrecht Dürers. Der segnende Heiland. Kunstgeschichtliche Studie. München, Berlin, Spamer. 1 M.
Disselhoff J., Albrecht Dürer, Luthers Freund und Mitstreiter. 2. Auflage. Kaiserswerth, Buchhandlung der Diakonissen-Anstalt. 15 Pf.
Disselhoff J., Ernst Rietschel, der Schöpfer des Lutherdenkmals. 2. Auflage. Kaiserswerth, Buchhandlung der Diakonissen-Anstalt. 15 Pf.

Lévy-Buhl L., La philosophie de Jacobi. Paris, Alcan.
Drews A., Kants Naturphilosophie als Grundlage seines Systems. Berlin, Mitscher und Röstell. 10 M.
Heinze M., Vorlesungen Kants über Metaphysik aus drei Semestern. Aus den Abhandlungen der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. Leipzig, Hirzel. 8 M.
Grundmann R., Die Entwicklung der Aesthetik Kants. Mit besonderer Rücksicht auf einige bisher unbeachtete Quellen. Dissertation. Leipzig.
Natorp P., Pestalozzis Ideen über Arbeiterbildung und soziale Frage. Heilbronn, Salzer. 40 Pf. Vgl. oben S. 464.
Schopenhauers sämtliche Werke in 12 Bänden. Mit Einleitung von R. Steiner. 1. Band (Cotta'sche Bibliothek der Weltliteratur Band 241). Stuttgart, Cotta. 1 M.
Simon Th., Leib und Seele bei Fechner und Lotze als Vertretern zweier maßgebenden Weltanschauungen. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 2.40 M.
Werdyo L., Marx als Philosoph. Bern, Siebert. 1.50 M.
Porück J., Die Religion der Zukunft. Eine Studie zur Prüfung der Ideen des Grafen Leo Tolstoi und Friedrich Nietzsches. Berlin, Gottheiner. 1 M.

Bergemann P., Die evolutionistische Ethik als Grundlage der wissenschaftlichen Pädagogik (Pädagogische Zeit- und Streitfragen. Flugschriften zur Kenntnis der pädagogischen Bestrebungen der Gegenwart. Herausgegeben von J. Meyer Heft 36 und 37). Wiesbaden, Behrend. à 60 Pf.
Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften aus alter und neuer Zeit. Mit Biographien, Erläuterungen und erklärenden Anmerkungen, herausgegeben von J. Gansen, A. Keller und B. Schulz. Paderborn, Schöningh. à 24 Pf.

Lieferung 92—95. Des Johannes Murmelius pädagogische Schriften, übersetzt, erläutert und mit einer Einleitung versehen von J. Freundgen. 4.—7. Lieferung. — 96—98. F. E. v. Rochows ausgewählte pädagogische Schriften. Von J. Gansen. 1.—3. Lieferung.

Dörpfeld F. W., Gesammelte Schriften. 1. Band. Beiträge zur pädagogischen Psychologie. 2. Teil. Gütersloh, C. Bertelsmann. 50 ₰.
Inhalt: Die schulgemäße Bildung der Begriffe. 2. Auflage.

Spitzner J., Beitrag zur Kritik der Unterrichts- und Erziehungslehre des Desiderius Erasmus auf Grund seiner „Declamatio de pueris liberaliter instituendis.“ Dissertation. Leipzig.

Nesemann F., Comenii Lesnae excidium und vindicationis famae et conscientiae calumniae tertia et quarta. Mit 3 Beilagen. Programm. Lissa.

Die Begründung der Comenius-Gesellschaft. Aktenstücke und Satzungen. (Aus den Monatsheften der Comenius-Gesellschaft.) Berlin, Münster, Bredt.

Trinius A., Festschrift zur Feier der Enthüllung des Denkmals in Sömmerda für Christian Gotthilf Salzmann, geb. 1. Juni 1744, gest. 31. Oktober 1811. Ein Gedenkblatt zum 150. Geburtstage. Sömmerda (Erfurt, Neumann). 60 ₰.

Pohlisch G., Ueber die pädagogischen Verdienste des Domherrn E. v. Rochow. Zwickau (Leipzig, Fock). 2 ℳ.

Lütholz F., Ueber das Verhältnis Rochows zum Philanthropismus. Dissertation. Leipzig.

Kühn B., Kurze Darstellung und Kritik der praktischen Ideen Herbarts vom Standpunkt religiöser Heteronomie. Dissertation. Leipzig, Fock.

Steinbrinck K. W., Nachtrag zu Ferd. Gumpert, Friedrich Roths Leben und Schriften. Programm. Buxtehude.

Lemmen A., Das niedere Schulwesen im Erzstift Trier, besonders während des 17. und 18. Jahrhunderts. I. Programm. Prüm.

Lemcke H., Beiträge zur Geschichte der Stettiner Ratsschule in fünf Jahrhunderten. I. Urkunden II. Programm. Stettin.

Beyer Th., Die ältesten Schüler des Neustettiner Gymnasiums. 2. Teil. Neustettin, Hedwig-Gymnasium.

Horčička A., Die Lateinschule in Schlagenwald (1554—1624). Ein Beitrag zur Geschichte der Reformation. Jahresbericht des k. k. Neustädter deutschen Staats-Gymnasiums in Prag am Graben.

Kuhl J., Geschichte der Stadt Jülich insbesondere des früheren Gymnasiums zu Jülich. 3. Teil 1742—1815. Jülich, Fischer. 5 ℳ.

Hertzberg G., Kurze Uebersicht über die Geschichte der Universität Halle a. S. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Halle a. S., Anton. 1 ℳ.

Blanckmeister F., Die theologische Fakultät der Universität Leipzig. Geschichte einer altberühmten theologischen Bildungsstätte. Leipzig, F. Richter. 50 ₰.

Velhagen & Klasing's Sammlung deutscher Schulausgaben. 1., 3—5., 19—21., 24. und 45. Lieferung. (Neuer Abdruck.) Bielefeld, Velhagen & Klasing.
Inhalt: 1. Hermann und Dorothea. Von Goethe. Herausgegeben von J. Wychgram. — 3. Egmont. Ein Trauerspiel von Goethe. Hrsg. von G. Bötticher. — 4. Goethes Gedichte. Auswahl. Hrsg. von R. Franz. — 5. Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit von Goethe. Hrsg. von Dr. W. Nöldeke. 1. Bändchen. — 19. Die Jungfrau von Orleans. Eine romantische Tragödie von Schiller. Hrsg. von J. Wychgram. — 20. Maria Stuart. Trauerspiel von Schiller. Hrsg. von C. Rauch. — 21. Wilhelm Tell. Ein Schauspiel von Schiller. Hrsg. von A. Thorbecke. Mit 1 Ueber-

sichtskarte. — 24. Wallenstein. Ein dramatisches Gedicht von Schiller. Hrsg. von C. Michaelis. 2. Bändchen. Wallensteins Tod. — 45. Ausgewählte Dichtungen von Klopstock. Hrsg. von K. Heinemann.

Rothe P., Das Ideal und das Leben (Schiller). Eine pädagogische Arbeit. Programm. Eisleben.

Amerikanische Schulausgaben deutscher Klassiker.

Schillers Maria Stuart. Von Lewis A. Rhoades. Boston, D. C. Heath & Co., 1894. Die Einleitung enthält: Composition of the drama, Schillers sources, Critical discussion of the tragedy, characterization, language and meter. Der Text ist der „Deutschen National-Literatur" (Borberger) entnommen. Die 32 Seiten „Notes" beabsichtigen „to give aid whenever the pupil, who knows the ordinary facts of German grammar, would be puzzled in mating a correct and felicitous translation."

Schillers Wallenstein. Von W. H. Carruth. New-York. Henry Holt & Co. „The purpose has been to minimize the proportion of translation and grammatical notes (20 Seiten), and to give as much as feasible for the literary and historical appreciation of the drama." (Vorrede.) Die Einleitung giebt 1) a very brief outline of the Thirty Years' War (neuere Werke sind hierbei nicht benutzt worden), 2) a separate and more detailed account of the events of the winter of 1633—4, in which the action of the drama occurs, 3) a discussion of Wallenstein's character, with a review of the conditions of judgment upon the question of his guilt („The language used by Schiller in the course of his narrative had sometimes indicated a conviction of the general's guilt. But the feeling thus expressed at the close of the poet's historical treatment seems to have lived on in him and urged him to something like a vindication of Wallenstein in the drama. It is rather an excuse than a vindication. The material for vindication was not accessible to Schiller. So the drama of the Wallenstein may be taken as the apology for the history of Wallenstein"), 4) some suggestions upon the discrimination of the dramatic and the historical characters, 5) the genesis of the trilogy, 6) its characteristics as a tragedy, and 7) its metrical structure."

Gustav Freytags Soll und Haben. Von Ida W. Bultmann. Boston. Ginn & Comp. Das Werk enthält „a careful abridgment, in which such connecting passages have been supplied that the thread of the story has not been broken" und „full and careful annotation" (in Fußnoten). Letztere zeigen fast auf jeder Seite „an inexperienced editor", wie sich die Dame in der Vorrede selbst nennt. W. H. Rosenstengel.

Bruinier J. W., Faust vor Goethe. Untersuchungen. I. Das Engelsche Volksschauspiel Doktor Johann Faust als Fälschung erwiesen. Halle, Niemeyer. 2.80 *M.*

Der II. Teil: Das Volksschauspiel vom Doktor Faust. Seine Quellen und Ausbildungen, erscheint im Laufe des Jahres 1894. Der III. Teil: Das Widmannsche Faustwerk befindet sich in Vorbereitung.

Krauß R., Württembergische Fürsten in Sage und Dichtung. Vortrag, gehalten bei der Generalversammlung des Gesamtvereines der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in der Hauptversammlung vom 23. September 1893. Stuttgart, Kohlhammer.

Der Verfasser verfolgt die Schicksale der Württembergischen Fürsten von den Anfängen des Grafenhauses bis zum ersten König, wie sie sich im Volks-

gemüte spiegeln, im Munde der Dichter verwandelt und verherrlicht werden. An die gleichzeitigen historischen Gedichte reiht er die modernen Dichterwerke jedesmal an. Vollständigkeit ist ausgeschlossen; „nur das Bedeutende, das Charakteristische, das Vorbildliche soll aus der Masse des Stoffes herausgehoben werden“; dennoch hätte beim Juden Süß Otto Ludwigs dramatischer Plan erwähnt werden müssen. Die Werke der Schwäbischen Dichterschule sieht man gern in dieser Folge an sich vorbeiziehen und manche erscheinen im neuen Licht. So wird der Literarhistoriker nicht übersehen dürfen, was hier von Justinus Kerners „Reichsten Fürsten“ gesagt wird: „In Württemberg . . . . genießt das Lied fast beispiellose Popularität: von den Schulkindern wird es auswendig gelernt, in allen Ständen des Volkes wird es gesungen, so daß es mit Hilfe einer geschickten Melodie zu einer förmlichen Württembergischen Volkshymne geworden ist“.

Aurelias Sagenkreis. Die schönsten Geschichten, Sagen und Märchen von Baden-Baden und dem Schwarzwalde. 2. Auflage. Baden-Baden, Wild. 2 ℳ.

Borchardt W., Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde nach Sinn und Ursprung erläutert. In gänzlicher Neubearbeitung herausgegeben von G. Wustmann. 3. und 4. Auflage. Leipzig, Brockhaus. 6 ℳ.

Benedix R., Katechismus der deutschen Verskunst. 3. Auflage. Leipzig, Weber. 1.50 ℳ.

Meumann E., Untersuchungen zur Psychologie und Aesthetik des Rhythmus. Habilitationsschrift. Leipzig. Vgl. oben S. 439 und 662.

Heyne M., Deutsches Wörterbuch. Neue Subskriptions-Ausgabe in 30 Lieferungen à 1 ℳ. Leipzig, Hirzel.

Fraustadt F., Ueber das Verhältnis von Barclays „Ship of fools“ zur lateinischen, französischen und deutschen Quelle. Dissertation. Breslau.

Luther M., Sämtliche Schriften, herausgegeben von J. G. Walch. Aufs Neue herausgegeben im Auftrag des Ministeriums der deutschen ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio und anderen Staaten. Neue revidierte Stereotyp-Ausgabe. Band 9: Auslegung des Neuen Testaments. (Schluß) Luthers große Auslegung der Epistel an die Galater und die übrigen exegetischen Schriften. St. Louis, Mo. Zwickau, Schriften-Verein der sep. ev.-luth. Gemeinden in Sachsen. 15 ℳ.

Willkomm O. H. Th., Was ist von der beabsichtigten Revision der Lutherischen Bibelübersetzung zu halten? 2. Auflage. Zwickau, Schriften-Verein der sep. ev.-luth. Gemeinden in Sachsen. 10 ₰.

Lenz M., Luthers Gedanken über die politische Gewalt. Berlin.

Bahlmann P., Deutschlands katholische Katechismen bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Mit einer Beilage: Tafel des christlichen Lebens (ca. 1480). Münster, Regensberg. 1.60 ℳ.

Bahlmann P., Die Wiedertäufer zu Münster. Eine bibliographische Zusammenstellung. (Aus: „Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde Westfalens“ mit Nachträgen und Register). Münster, Regensberg. 1 ℳ. Vgl. oben S. 200.

Philippus Melanchthon, Declamationes. Ausgewählt und herausgegeben von Karl Hartfelder. Heft 2 (Lateinische Literaturdenkmäler des XV. und XVI. Jahrhunderts. Herausgegeben von Max Herrmann 9). Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1 ℳ.

Pusch K., Ueber Sebastian Franks Sprichwörtersammlung vom Jahre 1541. Programm. Hildburghausen.

Fischart J., Das Jesuiterhütlein. Satirisches Gedicht. (Meyers Volksbücher Nr. 1055). Leipzig, Bibliographisches Institut. 10 ₰.

Dau A., Der Simplicissimus und Chr. Weises Drei Erznarren. Programm. Schwerin.

Altenkrüger E., Friedrich Nicolais Jugendschriften. Teil 1. Berliner Dissertation. Berlin, Sittenfeld.

Enthält nur Kapitel 1: Leben 1733—1765 und Kapitel 2. Literarische Anfänge. Die vollständige Arbeit erscheint demnächst in Carl Heymanns Verlag in Berlin. — Aus den angehängten Thesen: 1. Weilens Vermutung, die Straßburger Tragödie Saulus habe Moritz von Hessen zum Verfasser, ist unhaltbar. — 2. Das Xenion „Zwei Jahrzehnte kostest Du mir ꝛc." bezieht sich auf Schillers Verhältnis zu Kant, nicht auf das Goethes zu Shakespeare.

Lessings Werke, Illustrierte Ausgabe. 2. Auflage, 24.—30. Lieferung. Wien, Bensinger. à 50 ₰.

Kont J., Lessing et l'antiquité. Étude sur l'hellénisme et la critique dogmatique en Allemagne au XVIII[e] siècle. Tome I. Paris, Leroux.

Wohlthat A., zur Charakteristik und Geschichte der Genieperiode. Kiel. Dissertation.

Grimm H., Goethe. Vorlesungen gehalten an der kgl. Universität zu Berlin. Fünfte durch einen neuen Vorbericht vermehrte Auflage. Berlin 1894. Hertz. 7 ℳ.

Die Vorlesungen erscheinen in unveränderter Gestalt. Eine Zeittafel und ein sehr ausführliches Register sind beigegeben; ferner als Anhang die Widmung der vierten Auflage, die Vorreden zur vierten und dritten Auflage.

Becker H., Goethe als Geograph (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Margaretenschule zu Berlin. Ostern 1894.) Berlin, Gärtner. 1 ℳ.

Müller Gustav A., Urkundliche Forschungen zu Goethes Sesenheimer Idylle und Friederikens Jugendgeschichte. Auf Grund des Sesenheimer Gemeindearchivs. Mit einer korrigierten Kopie und einer Wiedergabe des Falckschen Friederikenportaits, sowie fünf Beigaben. Bühl (Baden), Konkordia. 3.50 ℳ.

Bojanowski P. v., Karl August als Chef des 6. preußischen Kürassier-Regiments 1787—1794. Mit einer Silhouette des Herzogs. Weimar, Böhlau. 3 ℳ.

Eckermann, Gespräche mit Goethe. Mit Einleitung, Anmerkungen und Namen- und Sachregister, herausgegeben von A. v. der Linden. (In 8 Lieferungen). 1. Lieferung. Leipzig, Barsdorf. 40 ₰.

Goethes Werke. Band 13—15. Stuttgart, Cotta. à 1.10 ℳ.

Goethes Werke, illustrierte Ausgabe. 4 Auflage. 2.—5. Lieferung. Stuttgart, Verlagsanstalt. à 50 ₰.

Goldhan A. H., Ueber die Einwirkung des Goethischen Werthers und Wilhelm Meisters auf die Entwicklung Edward Bulwers. Dissertation, Leipzig. Vgl. oben S. 186.

Schillers sämtliche Werke in 16 Bänden. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. 16. Band. Dramatischer Nachlaß. Stuttgart, Cotta. 1.10 ℳ.

Schillers Briefe. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Kritische Gesamtausgabe. Vierter Band. Deutsche Verlags-Anstalt. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. 3 ℳ.

Briefe Nr. 735—1053 vom 1. September 1794 bis 28. Juni 1796. Davon ungedruckt: der größere Teil von Nr. 814 an Huber, Jena, 19. Februar 1795 über das Studium der Kantischen Philosophie; Nr. 824, Jena, 2. März 1795, wahrscheinlich an den Königsberger Buchhändler G. L. Hartung, ein Begleitbrief zu einer Sendung an Kant; Nr. 942 an G. Voigt, Jena, 1. November 1795 in einer akademischen Angelegenheit. Der oben Seite 136 von Hirzel mitgeteilte Brief an Haug ist als Nr. 991 nach einer anderen Abschrift gedruckt. In den Anmerkungen sind ungedruckte Briefe an Schiller gedruckt: Seite 518 und 556 f. von Kosegarten, S. 559 von Knebel.

Kettner G., Schillerstudien. Beilage zum Jahresbericht der Königlichen Landesschule Pforta. Naumburg a. S.

Inhalt: I. Die Verzeichnisse der Dramen und dramatischen Pläne. Datierungen. — II. Die „Polizey." Datierung und Quellennachweise. Seite 11 Erklärung der Xenie 694 im 8. Bande der Schriften der Goethe-Gesellschaft. — III. Zur „Prinzessin von Zelle" und zum „Don Karlos." Einfluß der „Princesse de Cleves" und der „Princesse de Montpensier" von der Gräfin de la Fayette. — IV. „Die Verschwörung gegen Venedig". (Marino Falieri.) Seite 26 zum „Martinuzzi". — Seite 27 zu Grillparzers „Marino Falieri." — V. Zu den „Malthesern". Zwei neue Fragmente. — VI. Die Komposition von „Kabale und Liebe." — VII. „Zur Braut von Messina." Einfluß von Beaumonts und Fletschers A King and no King.

Zschokkes ausgewählte Werke in 4 Bänden. 1. Band (Cottasche Volksbibliothek, Band 39). Stuttgart, Cotta. 50 Pf.

Zschokke, Das Abenteuer der Neujahrsnacht. Novelle. Das blaue Wunder. Novelle. (Allgemeine Volksbibliothek Nr. 2, 3.) Neusalza, Oeser. 20 Pf.

Kleist H. v., Michael Kohlhaas. Eine Erzählung. (Allgemeine Volksbibliothek Nr. 12, 13). Neusalza, Oeser. à 10 Pf.

Bonafous R., Henri de Kleist, sa vie et ses oeuvres. Paris, Hachette et Co.

Körner Th., Der Nachtwächter, Joseph Heyderich. (Allgemeine Volks-Bibliothek Nr. 1.) Neusalza, Oeser. 10 Pf.

Zimmer H., Theodor Körners Leben und Werke. (Meyers Volksbücher Nr. 1039.) Leipzig, Bibliographisches Institut. 10 Pf.

Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder, gesammelt von L. Achim von Arnim und Klemens Brentano. 3 Bände (Meyers Volksbücher Nr. 1041 bis 1054). Leipzig, Bibliographisches Institut. 1.30 M.

Fränkel L., Ludwig Uhlands Leben und Werke. (Meyers Volksbücher Nr. 1038.) Leipzig, Bibliographisches Institut. 10 Pf.

Houwald A. Freiherr v., Stammbaum der Familie von Houwald in Deutschland und Russisch-Polen. Nebst geschichtlicher Einleitung. Nach urkundlichen Quellen zusammengestellt. Berlin, Stargardt. 12 M.

E. Th. A. Hoffmanns ausgewählte Werke in 6 Bänden. 2.—6. Band (Cottasche Volksbibliothek, Band 34—38). Stuttgart, Cotta. à 50 Pf.

E. Th. A. Hoffmanns ausgewählte Werke in 4 Bänden. Mit Einleitung von Josef Lautenbacher. 2. und 3. Band. (Cottasche Bibliothek der Weltliteratur, Band 238, 240.) Stuttgart, Cotta. à 1 M.

Hauff W., Lichtenstein, Eine romantische Sage. (Allgemeine Volksbibliothek Nr. 4—11.) Neusalza, Oeser. 80 Pf.

Hauff W., Lichtenstein. Band 2. (Die besten Romane der Weltliteratur Band 13.) Teschen, Prochaska.

Greinz R. H., Heinrich Heine und das deutsche Volkslied. Eine kritische Untersuchung nach dem Stoffgebiete der Heineschen Lyrik. (Kultur- und Literaturbilder Heft 2.) Neuwied und Leipzig, Schupp. 1.50 M.

Castelli J. F., Die Schwäbin. Lustspiel in einem Aufzug. Durchgesehen und herausgegeben von C. F. Wittmann. (Universalbibliothek Nr. 3229.) Leipzig, Reclam. 20 Pf.

Deinhardstein J. L., Hans Sachs. Schauspiel. Durchgesehen und herausgegeben von C. F. Wittmann. (Universalbibliothek Nr. 3215.) Leipzig, Reclam. 20 Pf.

Halm F., Der Sohn der Wildnis. Dramatisches Gedicht. 9. Auflage. Wien, Gerold. 1.20 M.

Halm F., Wildfeuer. Dramatisches Gedicht. 6. Auflage. Wien, Gerold. 1.20 M.

Benedix R., Volkstheater. Ausgewählte größere Lustspiele. 21. Band. Leipzig, Weber. 1 M.

Inhalt: Eigensinn. Die Hochzeitsreise. Zwei Lustspiele.

Auerbachs Schriften. 41.—46. Lieferung. Stuttgart, Cotta. à 25 Pf.

Weddes Gesammelte Werke. 1. Band. Hamburg, Grüning.

Keiter H., Fr. W. Weber, der Dichter von „Dreizehnlinden". Eine Studie. 4. Auflage. Paderborn, Schöningh. 60 Pf.

Spitzer D., Letzte Wiener Spaziergänge. Mit einer Charakteristik seines Lebens und seiner Schriften von Max Kalbeck. Wien, Literarische Gesellschaft. 4.20 M.

Meixner A., Gedichte. Nach seinem Tode gesammelt und herausgegeben von seiner Schwester Betty Titze. Freiwaldau, Druck und Verlag von Betty Titze. 2.50 fl.

Baisch O., Lieder und Sinnsprüche. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von C. Liebreich. Mit Porträt des Dichters, Radierungen und Federzeichnungen von Hermann Baisch. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlags-Anstalt.

Truxa H. M., Hedwig Wolf. Eine literarische Frauengestalt Oesterreichs. Mit 1 Portrait, 1 Abbildung und 5 Novellen aus dem Nachlasse Hedwig Wolfs. Wien. Selbstverlag. 1 M. Vgl. oben S. 455.

Hansjakob Heinrich, Aus meiner Studienzeit. Erinnerungen. Heidelberg, Weiß.

Kayser-Langerhannß Agnes, Erinnerungen aus meinem Leben. Dresden, Bruno Schulze.

Ein gedrängter Lebensabriß als Vorläufer einer ausführlicheren Darstellung. Die genaue Aufzählung aller Werke der Dichterin macht die Schrift für den Bibliographen brauchbar.

Nachrichten.

Die „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen" hat beschlossen, die volkskundliche Durchforschung von Deutsch-Böhmen in Angriff zu nehmen und hat Herrn Dr. Adolf Hauffen in Prag mit der Durchführung dieser Arbeit betraut. Mit der Versendung der „Fragebogen zur Sammlung der volkstümlichen Ueberlieferungen in Deutsch-Böhmen" (Prag, Verlag der Gesellschaft) ist bereits begonnen worden.

Die Autographensammlung des „Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen" hat eine höchst ansehnliche Vermehrung erfahren durch Herrn Bezirks-

hauptmann P. M. Klar, der dem Vereine eine sehr reichhaltige Korrespondenz aus dem Nachlasse seines Vaters Paul Alois Klar, des Herausgebers des Taschenbuches „Libussa", zugewendet hat.

Die philosophische Fakultät der Columbia-Universität veröffentlicht in unregelmäßigen Zwischenräumen Beiträge zur Philosophie, Psychologie, und Pädagogik, bestehend aus den wichtigsten Dissertationen, eingereicht von denjenigen Kandidaten, welche sich das Doktordiplom der Philosophie erwerben wollen und auch aus Arbeiten der Professoren selbst. Bibliotheken und Spezialisten, welche sich für die Sache interessieren, werden aufgefordert, sich baldigst an die dortige philosophische Fakultät zu wenden. Bis jetzt erschienen: Fr. H. Jacobi, A Study in the Origin of German Realism, von D. Norman Wilde; Kant's Inaugural Dissertation of 1770, ins Englische übersetzt, mit einer Einleitung und Besprechung von D. W. F. Eckoff, Professor der Philosophie und Pädagogik an der Universität von Colorado.

Im Nachlasse der Witwe Fritz Reuters haben sich ungedruckte Schriften des Dichters, u. A. eine Sammlung „Läuschen und Rimels" vorgefunden, die nach dem Wortlaute des Testamentes Eigentum der Schillerstiftung geworden sind.

Philipp Losch in Göttingen ist mit einer Arbeit über des Beatus Rhenanus Speculum aistheticum beschäftigt.

Der nächste Band des Jahrbuches der Grillparzer Gesellschaft soll u. A. enthalten: Auszüge aus Bauernfelds Tagebüchern; Erinnerungen der Baronin Knorr an Grillparzer, mitgeteilt von Lemmermeyer; einen Aufsatz über Johann N. Bachmayr von Minor; eine Studie über „Grillparzer und die Natur" von Adolf Foglar.

Nachträge und Berichtigungen.

Nachtrag zu S. 288 f. Von Wilhelm Seelmann erfahre ich soeben, daß ich mit meiner Entdeckung des Rollenhagenschen Abecedariums und dem Abdruck des Dialektzeugnisses einen Posttag zu spät gekommen bin. Seelmann selbst hat die Stelle im neuesten „Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung" (18, 121 ff.) veröffentlicht.

Berlin, 18. Juli 1894. Max Herrmann.

Zu S. 302. Die Note zu Vers 56 ist zu streichen, da Vers 61 „Vnd ledig ist veralt" dem dum inculta senescit doch entspricht. Zu derselben Strophe hätten die Verse

„Bald stützt er einen Baum, der von der Frucht gebeuget
Vor Last zerbrechen will und sich zur Erde neiget"

(Opitz, Lob des Feldlebens) angeführt werden sollen.

Zu S. 337 macht Edward Schröder in Marburg darauf aufmerksam, daß auf den alten Volkswitz (von dem es wohl auch eine humanistische Fassung „nōs pōmă nătāmur" gibt) angespielt wird: „Da schwimmen wir, sagte der Roßapfel, und schwamm mit den richtigen Aepfeln." Es ist also zu lesen: Nos poma.

S. 341 Z. 22 lies: Scene statt: Sinne.

S. 394 Z. 6 v. u. lies: Erdmannsdorf statt: Erdmannsdörfer.

Zum Jubiläum Kuno Fischers.

Heute, am 23. Juli, feiert Kuno Fischer in Heidelberg seinen siebzigsten Geburtstag. Durch seine rühmlichst bekannten Schriften zur Goethe- und zur Schiller-Literatur gehört er auch unseren Fachkreisen an und an seine Geschichte der Philosophie wird in künftigen Zeiten die literaturgeschichtliche Forschung gewiß noch weit häufiger anknüpfen, als es gegenwärtig der Fall ist. Aber auch in methodologischer Hinsicht könnte die Literaturgeschichte von Kuno Fischer so manches lernen.

Es werden heutzutage von Philologen und Literaturhistorikern so viele Bücher geschrieben, in denen es sich um die Reproduktion der theoretischen oder philosophischen Gedankengänge eines Schriftstellers handelt. Hier besteht die Hauptaufgabe darin, die Hauptsachen von den Nebensachen, das notwendige von dem zufälligen, das originelle von dem traditionellen, das wichtige von dem unwichtigen, den Lehrsatz von dem Beispiel zu unterscheiden. Die richtige Auswahl und Verknüpfung der Gedanken im Sinne des zu reproduzierenden Autors erscheint auf den ersten Blick als eine selbstverständliche Sache und als ein geringes Verdienst. Sie sind es aber in der That nicht; sie setzen nicht bloß das genaueste Verständnis eines philosophischen Autors voraus, sondern auch eine congeniale Begabung und ein hervorragendes Talent der Darstellung. Manche Bücher, die heute über theoretische und philosophische Fragen geschrieben werden, geben von dem behandelten Autor ein durchaus falsches Bild. Sie reißen einen Gedanken oder einen Satz aus dem Zusammenhang heraus, bringen ihn mit einem andern in eine oft ganz zufällige, bloß den Wortlaut betreffende Parallele und führen auf diesem schwanken Grunde ein haltloses Kartengebäude auf. Anderen gelingt es wenigstens, den mit dem Autor nicht gründlich vertrauten Leser zu überzeugen; greift er aber nach diesem selbst, dann findet er, daß dort von lauter Dingen die Rede war, die hier wohl zufällig und nebensächlich ab und zu vorkommen, aber im Zusammenhang der Gedanken keineswegs die Knotenpunkte bilden. Man fängt sogar an, solche Bücher, in denen niemand den behandelten Autor wiedererkennt, für besonders geistreich zu halten. Die höchste Aufgabe des Geschichtschreibers der Philosophie wird aber immer die möglichst knappe Reproduktion der Systeme und im Anschluß an sie die Kritik bilden. R. Haym, W. Dilthey und Kuno Fischer sind hier unter den Lebenden die Meister; ihre Namen hätten auf der Liste der geistigen Anreger in unserer Wissenschaft (oben S. 19) eben so wenig als der Name Bernays fehlen dürfen. In diesem Sinne schließen wir uns den zahlreichen übrigen an, die dem verehrten Schriftsteller und Lehrer heute ihre Glückwünsche darbringen.

Attersee, 23. Juli 1894. J. Minor.

Im Manuskript abgeschlossen am 1. August, im Satz am 6. September 1894.

Druck von Lorenz Ellwanger, vorm. Th. Burger, Bayreuth.

Wielands höfische Dichtungen.

Von Bernhard Seuffert in Graz.

(Schluß.)

Im Frühjahr 1775 hatte Wieland eine in der Nähe der Wartburg lokalisierte Legende vom Mönch und der Nonne, die auf dem Gipfel des Mittelsteins, versteinert wie Niobe, ihre Liebe büßen und verewigen, poetisch gestaltet und damit dem damals eben aufkommenden Geschmack für Klostergeschichten ein wirkungsvolles Beispiel geboten. Anna Amalia wünschte das Sujet in einer Kantate musikalisch behandelt zu sehen. Wieland gehorchte, der Kapellmeister Wolf besorgte die Musik zu der neuen Dichtung, die schon im August des gleichen Jahres erschien. Was früher im behaglichen Plauderton, schalkhaft und heiter erzählt war, so daß die unschuldsvolle Seelenliebe Klärchens und Sixtens doch als heiße Sinnenglut erschien, ist hier tragisch gefaßt. So gründlich ist die Umstilisierung, daß nur ein einziger Vers sich gleicht; ja sogar der Name Klärchen wird durch Seraphine ersetzt: der dem Alltagsgebrauch fremde und zugleich Aetherisches bedeutende Name entspricht der höheren Stimmung.

Am liebsten hätte Wieland ein kleines musikalisches Drama gebildet, beschränkte sich aber, dem Auftrage der Herrin gehorsam, seiner Einführung und kurzen Zwischenbemerkungen Monologe folgen zu lassen, wodurch das Ganze dem Monodrama angeglichen wird. Und die monologischen Teile gelingen ihm besser als die gehobene Erzählung, wenn auch das gleiche freie Versmaß der Kantate beide vereinigt. Wielands Talent war nicht feierlich, nicht tragisch; da wo er als Erzähler in eigner Person sprach, war ihm nur der

launige und witzige Ton des lachenden Philosophen, des vergnüglichen Plauderers natürlich; der Seelenkundige durchschaute die Triebfedern der Gefühle seiner Helden, schelmisch stellte er sich, als ob er ihre Selbsttäuschungen anerkenne, verriet aber allzeit durch neckische Wendungen sein besseres Wissen. Bei dieser Anlage fiel es ihm überhaupt schwer, auch wo er in eine fremde Rolle sich zu versetzen ehrlich bemüht war, einer würdevollen Figur ernstes Leben zu verleihen. Und auch diesmal sprach seine Seraphine mehr leere Worte, als sie vordem als Klärchen gethan.

Ihr unerhörter Liebesschmerz allein ist für die Kantate aus der Legende ausgehoben, ihn klagt sie dem Monde, ihn klagt sie dem Himmel; todessehnsüchtig wird sie von Schreckbildern geängstigt. Da erhebt sich ihre Sprache zu der des geängsteten Goetheschen Gretchens:

> Gott, welch ein Schauder faßt mich?
> Diese Mauern wanken
> Die Erde weicht — der Abgrund thut sich auf —
> Wo flieh ich hin? — O rettet, rettet,
> O alle Engel, rettet mich!

Alle Leiden, auch jenseits des Grabes will sie auf sich nehmen, nur lieben muß ihr Herz, ewig lieben. So endet dies hohe Lied der Liebe. Nichts ist von der Legende bewahrt als das eine Motiv. Und es ist bezeichnend, daß nur Seraphinens Liebe sich darstellt, Sixt ist verschwunden; nicht die stürmische Leidenschaft des Mannes, der, im erzählenden Gedichte, rascher als Klärchen aufbricht zur traumverheißenen Begegnung, der unruhvoll verlangend laut ihren Namen durch den Fichtenwald ruft, der auch der Freiheit Luft in langen Zügen einzieht da er aus des Klosters Enge trat, nicht diese kräftigere Figur wählte Wieland für die Kantate; dem zarteren Weibe allein gibt er Worte. Der Mann mag stürmen, handeln, ihm ziemt nicht unthätige Klage; das Weib verzehrt sich in der leidenden Liebe. So strenge hat Wieland diese Auffassung geltend gemacht, daß er Seraphine nicht wie einst Klärchen dem Geliebten zuführt; sie bleibt im Kloster. Damit wird ihr Gefühl zum Tragischen gesteigert: obgleich ans Gelübde gebunden kann sie die

unerfüllbare, sei's auch sündige Liebe nicht von sich werfen: „Ihn lieben muß mein Herz, ihn ewig lieben ... Kein Fegfeu'r schrecket mich" ...

Dies schlagende Beispiel, wie innig das Formale in Wielands Kunst mit dem Inhalte zusammenhängt, verdanken wir der Anregung der „durch ihr Herz und ihre Liebe zu den Musen noch mehr als durch die glänzendste Geburt großen Fürstin". Wie stark der Einfluß war, den ihr nachempfindender Geschmack allzeit auf Wielands Dichtung übte, läßt sich kaum ermessen. Die Bewunderung, die vom ersten Augenblick an ihr der enthusiastische Verehrer von Geist und Anmut und Schönheit entgegenbrachte, ist niemals gesunken. Je länger er neben ihr lebte, desto überzeugter ward er, daß sie „eines der liebenswürdigsten und herrlichsten Gemische von Menschheit, Weiblichkeit und Fürstlichkeit sei, das je auf diesem Erdenrund gesehen worden". Der Verkehr ward näher und enger Jahr um Jahr, die gemeinsame Liebe des Schönen band sie aneinander. Die Herzogin weckte das Beste in ihm mit ermutigenden Wünschen, mit verständigem Beifall. Sie ließ sich von ihm führen und stützen auf ihren Wegen; ihm gab sie ihre Uebersetzungen aus lateinischen und griechischen Autoren zum Ueberprüfen, ihre fürs „Tiefurter Journal" beigesteuerte Verdeutschung der Firenzuolaschen „Psyche" zum Nachbessern; ihm legte sie auch kleinere Dichtungen, ja selbst Briefe zur Begutachtung vor. Seine bei aller unterthäniger Höflichkeit doch offenherzige Sprache immer dankbar gehört zu haben gibt der Fürstin das schönste Zeugnis ernsten Willens, lauteren Bildungstriebes und, was mehr ist, einer wahrhaft großen Seele. Was zu solchem Verkehre beide zusammenband, war außer dem persönlichen vollen Vertrauen der einen, der persönlichen vollen Hingabe des andern der gleiche Dienst der Musen, in dem sie wetteiferten. So war es eine ehrliche Huldigung, wenn Wieland seine Herrin Olympia nannte, wie Ariost seine durch Schönheit und Liebestreue ausgezeichnete holländische Fürstin benannt hatte. Gewiß aber machte den aus dem „Rasenden Roland" geläufigen, auch in der deutschen Renaissancepoesie üblichen, von Goethe für die Mutter seiner „Elmire" verwendeten Namen in Wielands Ohr

voller klingen, daß die Griechen mancher Göttin dies Beiwort gegeben, daß sie die Musen als Olympiades bezeichnet haben: seine Fürstin war ihm eine olympische Schutzherrin alles Schönen und Lieben, war ihm auch die Muse Ilm-Athens, war ihm eine aus dem Olymp zur Erde herabgestiegene Göttin.

Am 24. Oktober 1777, dem Geburtstage der Herzogin, redete er sie zum ersten Male öffentlich als Olympia an. Er hat die Widmung später mit dem Titel „Zweierlei Götterglück“ versehen. Die Götter langweilen sich im Olymp, erzählt der Poet, und besuchen die Erde. Der erste Teil des Gedichtes ist etwas wunderlich, er sieht wie die Einleitung eines größeren Werkes aus, die er doch nicht ist. Jupiter, erzählt Wieland, schickt Merkur auf die Erde mit dem Auftrag: „sieh dich um — vielleicht giebt's was zu sah'n“ — und ohne daß Merkurs Erdfahrt weiter berührt oder abgewartet wird, schleicht Jupiter en masque hinweg und „wird bei Leda — Schwan“. Wenn in einer Widmung für die Herzogin eine leichtfertige Anspielung auf gewisse Verhältnisse des Weimarer Lebens nicht gar so unwahrscheinlich wäre, würde man gerne zur Erklärung dieser Skizze eine voraussetzen, zumal neckische Persifflage recht in Wielands Neigungen liegt. Hat die Herzogin aber die Erzählung nicht aus Vorfällen der Gesellschaft ergänzen können, so blieb sie auch für sie unvollendet wie für uns Heutige. Nicht einmal als Gegenstück zu den folgenden unter sich harmonischen zwei Teilen kann sie befriedigen.

Der zweite Abschnitt zeigt Apollo unter den Hirten. Er lernt die Menschen lieben, lernt selbst die Wollust da zu sein, lernt was Lieben ist, lernt den freien Scherz, das wohlgemute Lachen, das traute freundliche Geschwätz, lernt was Gefallen ist. Aber er lehrt auch; er erfindet, wie derlei in der damaligen Idylle so gerne erzählt wird, die Leier und macht das Hirtenvolk tanzen und glücklich sein, lehrt es ein feineres Gefühl, stimmt die Herzen zu sanften Freuden, süßen Schmerzen; „die Langeweile flieht“. Und der Dichter zeigt uns den Gott in Hirtentracht beim warmen Abendglanz im Rosenbusche zu Chloens Füßen, sie flicht am Kranz, er schlägt die Leier: die oft besungene Schäferstunde, die übliche Idyllen-

situation. Da fühlt Apollo die Wonne des Mitgefühls, ein Mensch und nur ein Mensch zu sein, und spürt dagegen den Contrast seiner olympischen Existenz: „in ihren Freuden selbst sind Götter stets allein".

Wiederholt hat Wieland mit seiner Fürstin die Frage erörtert, ob die Götter dieser Erde, die Herrscher, glücklich seien, ob sie Freude haben können. Und nun im dritten Teile des Gedichtes vergleicht er ihr Leben mit dem Apolls unter den Hirten und hält den Vergleich noch im Glückwunschgedicht zum Neujahr 1782 fest, wo er sie bittet, ihr Götteramt unter den Menschen lange zu verwalten. Was Apoll bei den Hirten lernte und lehrte, sie hat es vom Throne herabsteigend längst gelernt, gelehrt. Nun lebt sie wie Apoll im Hirtenthal in der freien deutschen Waldesnatur, Ettersburgs ist zu ergänzen. Auch hieher haben sie die Musen, die sie liebt, pflegt und schützt, begleitet; sie reichen ihr den Stift, sie geben ihr Melodien ein. So schafft sie aus dem Hain Elysium. Mit einem Seitenhieb auf Klopstocks zudringlichen Tadel des Weimarer Lebens, auf den Midasstamm, den Uhu und die Eule, durch welche Ausdrücke er auf sein „Urteil des Midas" zurückweist und Goethes „Vögel" vorbereitet, preist Wieland den Herd der Priesterin der Natur und der Pieriden und wünscht seiner Herrin den süßen Frieden, den sie mit ihrem offenen Sinn und ihrem fühlenden Herzen von beiden gewinnen könne.

Ohne die Enge eines regelmäßigen Metrums, ohne die Enge pünktlich wiederkehrender Reime gleiten die Verse wohllautend und bewegt, leicht, flüssig, wie dem Augenblick spielend entsprungen, dahin und haben Herders und Goethes Beifall wohl verdient. Behaglich, ohne Eile, ohne lästiges Verweilen malt der Dichter bald ein Naturbild bald ein Seelenbild und füllt die Hirtenidylle wie die Ettersburger Waldidylle mit äußerem und innerem Leben. Keine kecke Zeichnung ist's, kein deutlicher Realismus, aber sinnfällig genug, und vor allem gefällig. Ein Stückchen Wahrheit und ein Stückchen Schein; glänzendes Kostüm breitet sich über einen einfachen Kern, wahre Empfindung spricht sich aus in einer Form, die sie nicht schwermütig nehmen läßt. Das alles belästigt nirgends, ergreift nicht, aber gefällt und unterhält.

Und in diesem Stile beharren im Wesentlichen die Gratulationsgedichte, gleichviel ob antikes oder romantisches Gewand gewählt oder gar mit Feenhaftem und Orientalischem vermischt ist. In solchen Verkleidungen gefiel sich zeitlebens Wielands gesamte Dichtung, ohne daß er je auf volle historische Treue Wert legte. Er war kein Realist, obwohl er mehr und mehr zu strenger geschichtlicher Kenntnis durchdrang und schließlich im längst geplanten „Aristipp“ nur wenig gegen die äußere Färbung verstieß. Die ideale Ferne war ihm immer nur ein bequemes Kunstmittel, moderne Gedanken und Gefühle zu poetisieren. So hielt er es auch bei den meisten Gelegenheitsgedichten. Sie gerade enthielten oft das Allerneueste: Anspielungen auf allerlei Ereignisse der Hofkreise, auf die gemeinsame Lektüre, auf dies oder jenes Große und Kleine, was die Weimarer Gesellschaft berührte und an sich — wie auch die Gelegenheit der Dichtung selbst — selten rein poetisch war. Seine seelische Empfindung bei frohem Anlaß unmittelbar in einfachem Liede auszusprechen, war Wielands Talent oder doch seiner Bildung versagt. Drum entlehnte er sich gerne vielerlei poetischen Putz und Flitter, die uns Heutigen spielerisch vorkommen wie die malerischen Arabesken der Rokokobildkunst, die uns aber doch gefallen. Und diese und keine andere Wirkung verlangte Wieland von diesen Werkchen. Er hielt sich an Boileau's Vorschrift: „N'offrez rien au lecteur que ce qui peut lui plaire.“

Es ist ein schöner Zufall, daß unter den ältesten Olympiagedichten eines auf eine Oesersche Zeichnung ist. Die Herzogin besaß von seiner Hand eine Nachbildung der Maria Magdalena des Cigagni. Wielands Verse vom 4. Januar 1781 führen aus, hier sei nicht eine heilige Büßerin zu schauen, Oesern hätten die Grazien Apolls einen losen Streich gespielt und er habe anstatt der Heiligen Amors Schwester gezeichnet. So erging es auch Wieland leicht — ich denke z. B. an Seraphine —, wie man denn überhaupt oft bei ihm an den Stil seines Freundes Oeser erinnert wird. Der Uebergang aus dem Rokoko in den Klassizismus ist an beiden Künstlern wahrnehmbar. Zwar Oeser war, um mich an Goethes Charakteristik zu halten, ein „Feind des Schnörkel-

und Muschelwesens", der Wieland nicht war; aber auf das Angenehme und Gefällige ging auch Oesers Hauptabsehen und alles was er hervorbrachte war auch von einer eignen Grazie begleitet; gerne verliehen beide ihren Dingen einen humoristischen Anstrich. Oesers Figuren haben etwas Allgemeines an sich, verschwommen sind die Umrisse, leise das Kolorit; eben das ist Wielands Gestalten und Situationen eigen; beide Künstler mahnen in ihren Werken ans Leben, ohne es voll geben zu wollen und zu können.

Ganz in Oesers Geist ist Wielands Gedicht zum 1781er Geburtstage der Herzogin. Die Tiefurter Preisfrage über Musik und Malerei, deren schon gedacht wurde, gab die Anregung zum Thema: Jede der Künste soll sich bemühen, der Fürstin, die beide pflegt, Unsterblichkeit zu sichern. Polyhymnias Leier tönt süß und majestätisch, schmelzend und kühn; die Natur lauscht ihr; aber Apoll entscheidet: alle ihre Zaubereien seien dunkle Rätsel, wenn andre Musen ihr nicht Sprache leihen. Dann aber zeigt Apelles' schöne Lehrerin ein Bild Olympias: ihr huldigen die Grazien, die Musen, alle Tugenden, und über ihr schweben Zeus' Töchter, die Bitten, mit Wünschen für ihr Leben am Throne des Göttervaters. Dies Bild — es könnte von Oeser gemalt sein — trägt Klio „den hohen Musenberg hinauf und stellt es am Altar des ew'gen Nachruhms auf". So ist der Wettstreit zu Gunsten der Malerei entschieden: der Kunst gebührt der Vorrang, die der Herzogin deutlicher zu huldigen vermag. —

Als eine Probe, wie Wieland es verstand, aus nichts eine bunte Welt hervorzuzaubern, soll der ungedruckte Glückwunsch zum Neujahr 1783 hier stehen.

An
Die Durchlauchtigste Herzogin
Anna Amalia
In der ersten Stunde des Jahrs
1783.

Was hab ich, leider! ohne Frucht
an diesem Abend nicht versucht,
um, meiner Fürstin zu Preis und Ehren,

in dieser GratulantenZeit
die dreymal drey Castalische Dören
zu einem Liede zu beschwören?
Und weil die Musen sonder Streit
zur guten GeisterSchaar gehören,
die man (wie Doctor Obereit
und andre weise Männer lehren)
durch Anziehn nur gewinnen kann,
griff ich das Werck mit Räuchern an;
goß Storax und Borax, Musk und Mazis,
und Jusquiam und Aloës
und sieben andre Species
die Avicenna, Psellus und Razis
uns vorgeschrieben, auf Kohlengluth,
in vollem Glauben und festem Muth
die vorbesagten Castalischen Féen
leibhaftig, alle drey zumal,
vor meinem Pult erscheinen zu sehen.
Der Rauch stieg, wie zu AlpenHöhen
ein Nebel aus einem engen Thal,
in Wolken hoch zum SternenSaal
empor — Allein, bey allen Busen
der großen Diana zu Ephesus!
wer, mir zum bittersten Verdruß,
nicht kam — das waren meine Musen.

Izt fieng mir, wie ich sagen muß,
die Galle mächtig an zu sprudeln.
Nein! rief ich, in meinem Zorn, beim Styx!
So sollen die Jungfern mich nicht hudeln!
Erscheinen sie nicht augenblicks,
mit einem demuthsvollen Knicks
ihr bestes Lied mir vorzududeln:
so soll, ich schwörs beim Wunderzahn
des OberMeisters aller Affen,
beym großen Zaubrer Hanneman,
so soll Hans Faust mir Recht verschaffen!
Wiewohl ich mit Herrn Urian
sonst auf dem besten Fuß nicht stehe,
und, weil er mir von Jugend an
schon manchen bösen Tück gethan,
ihm sonst gern aus dem Wege gehe,

für diesmal bringt die Noth mich dran.
Es schlägt schon Eins! Bald kräht der Hahn
und auch ein Blatt nur voll zu reimen
ist keine Minute zu versäumen.

Zwar muß ich bekennen, erlauchte Frau,
mir ward ein wenig grün und blau
vorm Auge, da ich den ersten Bogen
zum Zauberkreis um mich gezogen.
Allein nun war der Rubicon
passiert, und nennt mir den Haymons Sohn
dem nicht das Hertz, wenn's Ernst gilt, schlottert!
Genug, ich stund in meinem Kreis
und laß — zwar freylich ein wenig leis' —
(mit unter ward auch wohl gestottert)
mit hochemporgehaltnem Stab
den gantzen Höllenzwang herab,
durch den sonst, wie wir alle wissen,
die Geister unterm Monde stracks
auf allen Vieren, wie ein Dachs,
herangekrochen kommen müßen.
Allein, wo auch der Fehler gesteckt,
das Zauberwerk blieb ohne Effect.
Citieren kann jeder die Geister freylich;
doch, ob sie kommen wollen, das steht
bey ihnen! — „Unglüklicher Poet!
Ist dies dein Lohn? So lang' und treulich
dienst du den Hexen vom Helikon
wohl sechs und dreissig Jahre schon
und drüber! Hast so treubeflissen
so manchen schönen Gänsekiel
in ihrem sauren Dienst zerbissen,
so manche Stanze gedreht, soviel
nach Reimen, wie Cacadus nach Nüssen,
und Baham nach Fliegen, haschen müßen,
und ach! so manches Ries Pappier
für sie besudelt und zerrißen,
und das ist nun der Danck dafür!"

So rief ich mit gesenkten Ohren,
allein die Musen hörtens nicht;
und, Zauber, Rauchwerk, Oel und Licht
kurz, Malz und Hopfen war verlohren!

Ja freylich im gantzen Heiligen Reich
ist diesen eigensinnigen Miezen
von alten zieraffischen Cantatrizen
kein Maid of Honour an Laune gleich.
Ich möchte wie Orlando rasen,
wenn ich bedencke, wie leicht es auch
den Mädchen war, mit Einem Hauch
die schönsten Verse mir einzublasen!
Nun sitz' ich, sauge wie ein Gauch
am Daumen, ziehe mich bey der Nasen,
kratz' hinterm Ohr, reib' an der Stirne,
und strappaziere mein Gehirne
und melkte doch eher von einem Bock
den besten Wein aus Languedoc
als einen einzigen Fingerhut
voll Witz aus meinem Occiput.

Was nun zu machen? Allenfalls
gleich einem Schwan mit langem Hals
was am Gesange fehlt durch Heulen
ersetzen? Wir würden die Ehre zwar
Mit mancher zehnten Muse theilen:
doch scheint in solchen Fällen klar,
das Klügste sey zum Schluße zu eilen;
denn Heulen quadriert doch nur auf Eulen,
und Persifflieren bringt Gefahr.
Drum wünsch' ich ohne längeres Weilen
mit diesen treugemeynten Zeilen
Der Besten Fürstin zum neuen Jahr
Dreyhundert Fünf und Sechzig Tage,
an denen von der ganzen Schaar
der magern Sorgen keine nage:
auf jeden Tag an reinem Ertrage
stets volle vier und zwanzig Stunden
die Stunde zu Sechzig Minuten gezählt,
und jede Minute zu Sechzig Secunden,
und jede Secunde, daß keine fehlt,
von einem reinen Genuß beseelt,
mit etwas dessen man gerne sich wieder
erinnert wenn alles andre fehlt,
und frey von allem was Seel' und Glieder,
was Augen, Ohren und — Füße quält.

Im übrigen ist, zumal im grünen
von Longus und von Lucian
als Cammerjunkern sich bedienen
zu lassen, immer wohlgethan.
Zwar sind die Herren, an denen man
sich schon zweytausend Jahre zu Tode
gelesen, ein wenig aus der Mode;
doch immer für eine Episode
noch gut genug, und haben auch
vor andern edeln Cammerthieren
die Tugend und den löblichen Brauch
die Fürsten nicht länger zu ennuyieren
als Ihnen selbst belieben mag.
Das übrige alles was dieser Tag
zu wünschen pflegt, sey den Najaden
Sylfiden, Dryaden und Oreaden
und allen den geistigen iden und aden,
die mit der Sublunarischen Welt
gern oder ungern sich beladen,
ins Werk zu setzen heimgestellt!
Wohl dem, dem Alles wie's ist gefällt!
Und so empfehl ich mich zu Gnaden.

Die Dichtung ist nicht für uns Heutige geschrieben, sie ist für die Leser von dazumal verfaßt; und nicht einmal für alle damalige Welt, nur für den Weimarer Hof. Das muß man sich bei der Beurteilung im Gedächtnis halten, wenn man gerecht sein will. Denn das Schöne mag zwar ewig sein, die Erscheinung des Schönen ist nach Zeiten und Orten veränderlich, der Geschmack, der das Schöne gestaltet, das gestaltete recipiert, ist historisch wandelbar. Auch der Sinn, das Gefühl für das was poetisch an sich ist, poetisch im Stoffe und in seiner Auffassung, poetisch darin, daß die menschliche Seele den Stoff ganz durchtränkt hat, auch dieses Gefühl ist Schwankungen des Geschmackes unterworfen, wenn auch geringeren als der Sinn für die Kunstform, bei der jeder Fortschritt der Technik neue Ansprüche des Geschmacks erweckt. Der an sich poetische Inhalt kann selbst in roherer Erscheinungsform noch nach Jahrhunderten und nach Jahrhunderten wieder lebendig wirken, während der Reiz der feinsten Kunstgestaltung

nur in Zeiten geringerer oder doch anderer Technik wieder recht gewürdigt wird.

Fragen wir nun, ist Wielands Gedicht heute noch irgendwie wirksam? Ich denke, jeder Leser, der nicht ausschließlich an naturalistischer Dichtung sich freuen kann, wird es zwar gedehnt, nicht tief, spielerisch und altmodisch, aber doch anmutig und gefällig und launig finden. Wodurch erreicht Wieland diese Wirkung? Es lohnt sich, die Mittel seiner Kunst an einem Beispiele genauer zu prüfen, zumal sich dabei hervorstechende Züge seiner Art und seines Vermögens überhaupt erkennen lassen. Nur darf man nicht vergessen, daß wir ins letzte Geheimnis ästhetischer Wirkung nirgends einzudringen vermögen, auch nicht mit Hilfe der Philosophie; nur darf man nicht vergessen, daß die philologische Betrachtung der Erkenntnis poetischer Wirkung zwar am zuverlässigsten nahe kommt, wenn es auch die bequemen Verächter philologischer Literarhistorie und Poetik nicht wahr haben wollen, aber doch eben nur nahe kommt.

Statt den Neujahrswunsch allein zu geben, hat Wieland hier eine Erzählung vorangestellt. Er erfindet, seiner überwiegend epischen Begabung gemäß, eine Vorgeschichte der Begrüßungszeilen, die besagt, daß ihm kein Lied gelungen, kein witziger Einfall gekommen sei. Und diese klagende Vorgeschichte selbst ist ein witziger Einfall, ist ein Reimgedicht. Er hat, so trägt er der Herzogin vor, die Musen als gute Geister zuerst durch Rauchopfer „anziehen" wollen; der Ausdruck ist gebraucht, wie vom Erdgeist in Goethes „Faust": „Du hast mich mächtig angezogen." Die Musen aber erschienen nicht. So versucht der Dichter, sie als böse Geister mit Fausts Höllenzwang zu citieren, wie Goethes Faust gegenüber dem Pudel den Schlüssel Salomonis verwendet; aber auch da stellen sie sich nicht ein. Er schilt sie undankbar, daß sie ihn, der ihnen doch so lange gedient habe, nun im Stiche ließen. Ohne ihren Beistand falle ihm aber nichts ein, drum müsse er schließen. Und er schließt mit dem Glückwunsch, den er angeblich nicht in Verse zu kleiden vermag. Man wird das nicht eine bedeutende und originelle Erfindung nennen dürfen; doch bleibt

es ein nur dem Geistvollen gelingender Scherz, das Vorgeben, etwas nicht aussprechen zu können, als Mittel zu benützen, um eben dies doch auszusprechen. Zweifellos ist es mehr ein rhetorischer Kunstgriff als ein rein poetisches Schaffen, ein Witzspiel, und darum erinnert es unwillkürlich an die vielfach auf Verhüllung und Ueberraschung angelegte Poesie des siebenzehnten Jahrhunderts. Auch die Neigung zur Breite und zum Häufen möchte an die alte Mode mahnen, wenn sie nicht Wielands ganzer Schriftstellerei überhaupt eigen und im vorliegenden Gedicht als Mittel zur Spannung wohl am Platze wäre. Sie wirkt diesmal nicht bombastisch, obwohl sie die Bedeutung des Geringfügigen und Einfachen auch hier wie überall äußerlich hebt; sie wirkt vielmehr wie gewöhnliche lässig bequeme Sprechweise, die sich ja auch nicht kurzer Bestimmtheit befleißigt.

Diesen Eindruck üblichen Unterhaltungstones weckt ebenso das Knittelversmaß, da Wieland sich seiner hier in dem handschriftlich überreichten Gelegenheitsgedicht mit größerer Behaglichkeit bedient als in den für den Druck bestimmten Werken gleichen Maßes. Er verschlingt die Reime mit völliger Freiheit. Und doch benützt er die scheinbar nachlässig plaudernde Freiheit zum Beweise seiner Kunstgeübtheit, indem er sich darin gefällt, einen Reim lange fest zu halten; mehrmals hat er fünf bis sieben Zeilen durch den Reim gebunden. Dies Kunststück der Reimgewandtheit will als solches, nicht als Förderung höherer ästhetisch-rhythmischer oder syntaktischer Absichten empfunden werden. Den Dichter befriedigte der fortgeführte Gleichklang als Zeichen für die Ueberwindung der Reimschwierigkeit, in der er gleich seinem ästhetischen Führer Boileau einen großen Reiz sah. Und mit Recht; ist es doch eine geläufige Wahrnehmung, daß das Bemerken besonderer Kunstfertigkeit überall Wohlgefallen erregt; gerne wird ja die spielerische Schnitzerei an einem Kirschkern oder dergleichen betrachtet, ohne daß sie schön sein müßte; die besondere Geschicklichkeit des Künstlers in der Handhabung seines Materiales, des Steines, der Farbe, der Sprache oder eines andern, wird mit dem bewundernden Ausruf anerkannt: „und wie das gemacht ist!“ Wieland war sich

dieses erst neuestens wieder erkannten Teiles der ästhetischen Wirkung klar bewußt; er schrieb einmal mit Rücksicht auf die Stanzenform in seinem „Merkur": „Die überwundene Schwierigkeit ist für den Liebhaber der Kunst, wenn alles Uebrige seine Richtigkeit hat, ein Vergnügen mehr." In der Praxis war sie für ihn gelegentlich das Hauptvergnügen. Auf den Wohllaut der Verse war der musikalisch empfängliche Poet allezeit sorgsamst bedacht.

Und doch war ihm der Reim nicht bloß Wohlklang; er wußte ihn überdies gewissermaßen sachlich zu verwerten, ihn z. B. hier in dem Gelegenheitsgedicht zu komischer Wirkung zu benützen. Wenn er „gesteckt" und „Effekt", „Fingerhut" und „Occiput", „Styx", „augenblicks" und „Knicks" mit einander bindet, so thut er es wegen der bekannten Erfahrung, daß das Zusammenstellen von fremden und einheimischen Wörtern im Reime überrascht und zumal dann lächerlich wirkt, wenn ein vornehmes Wort so ernster Bedeutung wie „Styx" mit einem gewöhnlichen leichten Sinnes wie „Knicks" gebunden wird. Dieses der Parodie verwandte Kunstmittel hat Wieland seit seinen „Komischen Erzählungen" sehr oft gebraucht und in den Dienst der Ironie gestellt, mit der er stets den starken Eindruck des Erhabenen abzuschwächen sucht. Denselben Zweck verfolgt und erreicht er, wenn er die Musen als Hexen, als Jungfern oder als „Dören" anredet und sie im Reime als eigensinnige Miezen und zieraffische Kantatrizen herabzieht. Er spricht recht menschlich ungeniert von den Gespielinnen Apolls, er will sie in diesem Gedichte nicht wie ein Heldendichter als huldvolle Göttinnen zeichnen, zumal sie dem Gratulanten ihre Hilfe versagen.

Solch witzige Verknüpfung von Hohem und Niedrigem hat er denn durchaus festgehalten; absichtlich greift er zu vulgären Ausdrücken wie „strapazieren, hudeln, dudeln", verwendet niedere Bilder wie das Melken eines Bockes, oder erlaubt sich umgekehrt einen heroischen Vergleich für ein geringes Ereignis, indem er seinen eignen Verdruß mit dem Rasen Rolands in Parallele setzt. Auch hiedurch entfernt er seinen Glückwunsch von den gespreizten Gratulationen der „Galanten", von den servilen Festtagsreden der

höfischen Poeten, auch hiedurch paßt er ihn in den Ton geselliger Konversation seiner Zeit ein. Er will nicht feierlich huldigen, er will unterhaltend dienen. Er legt nicht den wappengestickten Mantel des Hofdichters um; aber er erniedrigt sich auch nicht zum schellentragenden Hofnarren. Er bleibt der Gelehrte, der mit Anspielungen auf alte und neueste Literatur seine Rede schmückt, der, wieder zu witziger Wirkung, Kostumewidriges mischt, Antikes, Orientalisches und Einheimisches durch einander schüttelt und sich beispielsweise nicht scheut, die Musen castalische Feen zu titulieren. Man mag das kleinliche Mittelchen nennen; wo sie so ungesucht sich einstellen wie hier, sind sie doch mehr als schale Späße. Wieland selbst fiel es nicht ein, derlei für vollwertigen Humor auszugeben; er hat in den „Abderiten" auch dazu seine Fähigkeit erwiesen, jedoch in anderer Weise. Hier galt es leicht zu scherzen. Er hatte naive Freude am Farbenspiel des Kaleidoskops, aber er trieb doch nicht nur eitel Tändelei mit buntem Kram. Wer diese Art von Belustigung in vielen Werken dieses Dichters findet, der wird für die Eigenart seines Wesens auch hieraus einen ernsten Schluß ziehen: für Wielands Geist war nichts fern, nichts tot; alles war nah und lebensvoll, und darum sieht er, mit weitem Blick vieles umspannend und den Kern der ewig sich wiederholenden Erscheinungen erfassend, in jeglichen Zeiten und an jeglichen Orten, in Sage und Märchen, in Historischem und Gegenwärtigem das Unvergängliche, das Aehnliche oder Gleiche.

Viele seiner Dichtungen haben den poetischen Schimmer der idealen Ferne, der die naturalistische Beschränktheit auf einen bestimmten Ort und eine bestimmte Zeit aufhebt, ja der unwahr scheint und doch nur über die Wahrheit ausgegossen ist. Denn auch für Wieland gilt das Wort, daß erlebt ist was er darstellt. Nur daß es sich bei ihm ausschließlicher um seelische Erlebnisse handelt als bei Goethe, daß aus seinem an Ereignissen so viel ärmeren Leben die äußere Situation selten zu entnehmen war, also zumeist anderswoher entlehnt oder erfunden werden mußte. Und so ist bei ihm noch weniger so dargestellt, wie er's erlebte, als bei Goethe. Diese Entfernung von der vollen Realität wird dann

bei Wieland wesentlich vergrößert durch seine auf diesen Blättern wiederholt betonte Vorliebe für die „Poesie des Stiles", wie er es einmal mit Bezug auf Ariost nannte, für den Reiz der Formgebung, der ihn so fesselte, daß er ihm selbst mit Aufopferung der lauteren Stimmung des Gegenstandes nachgiebt. Für jeden formalen Künstler ist die charakteristische Wahrheit, die individuelle Besonderheit minderwertig gegenüber dem Triumph der alles angleichenden und ausgleichenden idealen Technik. Und wir finden auch an solcher Art von Kunst Geschmack, wenn sie wie bei Wieland nicht bloß im äußeren Gestalten sich offenbart, sondern tief im Geiste und Wesen des Künstlers begründet ist.

Durch diese verwischende Technik mutet auch das Reale, was mitgeteilt wird, nicht als wahr an. So sind in dem oben eingerückten Gedichte, das auch hierin als Beispiel dienen kann, die Zeit und die Situation genau fixiert. Während des erzählten Vorganges schlägt die Uhr die erste Stunde nach Mitternacht; der Dichter sitzt, sein Gehirn um einen Einfall anstrengend, am Schreibtische, saugt am Daumen, zieht sich bei der Nase, kratzt sich hinterm Ohr, reibt sich die Stirne, ähnlich wie Boileau einmal schreibt: „J'ai beau frotter mon frons, j'ai beau mordre mes doigts, je ne puis arracher du creux de ma cervelle que de vers . . forcés"... Beide Dichter geben realistische Bestimmungen, die, an sich völlig glaubhaft, doch nicht geglaubt werden. Bei dem im ganzen Gedichte zu Grunde liegenden Widerstreit zwischen dem, was der Dichter sagt, und dem, was er wirklich schafft, erwecken sie den Eindruck der Fiktion. Dem Poeten, der oft und eben auch jetzt sich als reimgewandter Verseschmied und witziger Erfinder zeigt, glaubt man nicht, daß er wirklich so hilflos die Nacht über sich plage. Die Uebertreibung in der Ausmalung der realen Lage wirkt gerade und gewiß absichtlich dazu, die Details nur als anderwärts beobachtete und für diesen Moment übertragene, nicht als thatsächlich jetzt erlebte empfinden zu lassen. Man versteht nur, daß der Dichter sich selbst persifflieren, die Adressatin des Gedichtes auf seine Kosten zum Lachen reizen will; daß sie an die Beschwörungen, an seine Angst und Hilflosigkeit glaube, verlangt der Dichter nicht

von ihr und kann es nicht erwarten; er weiß ja, wie wohl ihr bekannt ist, daß er ein aufgeklärter Kopf und federgeübter Poet sei.

Wahr an dem Gedichte ist nur die Absicht, von Herzen Glück zu wünschen; und die Redlichkeit dieser Wünsche kommt inmitten all des Scheinzaubers deutlich zum Ausdruck. Wahr sind einige Anspielungen auf Dinge des Weimarer Lebens. Mit der Maid of honour streift Wieland die schlagfertige Hofdame der Herzogin, Luise von Goechhausen. Selbst die Fußschmerzen der Fürstin zu erwähnen scheut er sich nicht. Und Longus und Lucian waren wirklich ihre Lektüre mit Villoison und Wieland. Des Longus Schäferroman von Daphnis und Chloe, ein Lieblingsbuch Geßners und anderer deutscher Idylliker dieser Zeit, hatte Villoison herausgegeben; mit der Lucian-Uebersetzung war Wieland vielleicht damals schon beschäftigt. Wenn er in der Vorrede seiner Verdeutschung, congenial den Griechen charakterisierend, unter anderem von ihm rühmt, er gebe den gemeinsten und bekanntesten Dingen die Grazie der Neuheit, so möchte man dies Lob gern auf dieses Wielandische Gedicht anwenden. Das liegt zum kleineren Teile an der Auffassung und der Verbindung der Sache; es liegt mehr in der Wahl und Verwendung der Worte. „Oefters wird ein Vers vortrefflich, bloß wenn ein alltäglich Wort durch eine schlaue Stellung unverhofft zum neuen wird.“ So hat er eine Zeile aus Horaz' Pisonen-Epistel übertragen und den Fingerzeig befolgt. Nicht also das Poetische des Inhaltes, das wir seit den Romantikern und besonders heutzutage ausschließlich oder doch überwiegend als das Merkmal echter Dichtung anzuerkennen pflegen, neben dem wir der Formgebung nur eine dienende, wenn auch fördernde Rolle einräumen, sondern, um den Wielandischen Ausdruck beizubehalten, die Poesie des Stiles ist das Geheimnis dieses Erfolges. Und da sie für alle Werke der reifen Zeit Wielands einen wesentlichen Teil ihrer Vollkommenheit ausmacht, so enthält, wie ich meine, die Erläuterung, die ich dieser an sich nicht hervorragenden Hofdichtung beigab, zugleich eine Charakteristik Wielandischer Dichtung überhaupt, und darum mag ihre Ausführlichkeit berechtigt erscheinen. Immer war er eingedenk der Boileauschen Regel: „Le vers le

mieux rempli, la plus noble pensée, ne peut plaire à l'esprit quand l'oreille est blessée." Doch nicht auf kalte Formenschönheit ging er aus. Ihm, dem Parteigänger der Grazienphilosophie, dem es auf bewegte und bewegende Schönheit ankam, hatte sein Meister Horaz nicht vergebens zugerufen: „Non satis est pulchra esse poemata, dulcia sunto." Er legt in seiner Uebersetzung der Epistel den Vers also aus: ein Gedicht solle nicht nur fehlerfrei sein, dem Verstande gefallen, es müsse auch den Sinnen schmeicheln und das Herz rühren. Den Sinnen zu schmeicheln und das Herz zu rühren hat der Dichter des „Oberon" wahrlich verstanden. —

Für die nächsten der den Weimarer Fürstlichkeiten gewidmeten Dichtungen ist die Eigenart des besprochenen Glückwunsches das gemeinsame Kennzeichen. Ich darf deshalb rascher über sie hinweggleiten. Zum Neujahr 1784 überreichte Wieland seiner Herrin ein Rokokomärchen. Die „Anekdote aus dem Olymp" hat Aurorens Saal als Scene. Da sitzen die Götter beim Nektarfrühstück, die Göttinnen mit der Wahl des nächsten Ballstaates beschäftigt. Merkur kommt à la Montgolfier geflogen und fordert — wie Aurora im ersten der Herzogin geweihten Festspiel — Alle auf, Anna Amalia zu beschenken. Gerne sind sie bereit; aber wie Amor in jenem Geburtstagsspiel bekennen mußte, die Fürstin besitze schon Alles, so müssen jetzt die Pieriden eingestehen, daß sie in ihrem ganzen Kram nichts fänden, was ihr nicht schon eigen sei. Apoll weiß zu raten: die Herrn und Fräulein Commensalen bedürften wohl, ihre Fürstin zu amüsieren, einen Zentner — attisch Salz. Dazu spendet Bacchus Wein zur Erregung des Witzes der Kammerherrn. Die Grazien überreichen Rosen, Flora verspricht für der Herzogin Hain zu sorgen (wie dann auch im Geburtstagsgedichte des gleichen Jahres), die Horen und andere Götter verheißen gutes Wetter, Pomona schenkt Citronen und Pomeranzen. Und mit dem damit gefüllten Körbchen, wozu also das Gedicht eigentlich die Begleitverse bildet, fliegt Merkur hinab zur Fürstin. Auch einen Auftrag Amors hat er zu bestellen: zwar sei er nicht in der Herzogin Gunst, nur sein Bruder Hymen genieße ihre unverdiente

Huld; doch sei es ihm schon viel Genuß, daß sie sich lieben lassen muß. „Das kann der Herr in's Ohr ihr sagen.“

Im Impromptu zum 24. Oktober 1787 spricht Wieland vom Apfel Evas, dem des Paris und dem Apfel der Genesung aus „Tausend und eine Nacht“: der erste habe die Menschen aus dem Paradiese vertrieben, der zweite Ilion zerstört, den dritten aber wünsche er der Herzogin. Auch dies hat einen Bezug auf die damalige Unterhaltung des Kreises: Wieland war mit der Auslese von Feen- und Geistermärchen für sein nur zum kleinen Teil originales Sammelwerk „Dschinnistan“ beschäftigt. Und wieder am gleichen Tage des nächsten Jahres legt Wieland ein Impromptu vor, ein kurzes Zwiegespräch zwischen dem Dichter und der Muse. Es endet:

Kurz, läßt du mich allein,
so soll mein Herz mir statt der Muse seyn!
Muse. Mein alter Freund, das Herz — das Herz allein
wird selten sich mit großem Vortheil zeigen.
Ich. So sagt es desto mehr durch Schweigen.

Mit so geschickter Wendung half er sich aus, wenn ihm die Erfindungskraft augenblicks versagte.

Seltener scheint er fortan mit poetischem Gruße sich eingestellt zu haben. Nach Italien sandte er der Fürstin seine Beiträge zum Historischen Kalender für Damen mit einer versificierten Epistel am 1. Januar 1790. Auf ihren Aufenthalt in Rom weist das Geburtstagsgedicht dieses Jahres hin, dankbar ihrer Wiederkehr gedenkend, betend daß die Erinnerung ihr Herz fürder belebe, schwörend den Dienst der Musen und Grazien fort zu üben. Höher ist der Gesang gestimmt. Das Glück, die so lange entbehrte Fürstin wieder zu besitzen, empfindet der Dichter zu ernst, um den alten Ton fröhlicher Unterhaltungsscherze anschlagen zu können. Auch rief ihn die französische Revolution aus heiteren Träumen in eine rauhe Gegenwart, und mit dem Bedachte des geschulten Politikers, als wahrer deutscher Vaterlandsfreund verfolgt er ihren Verlauf. Das nächste, was er seiner Fürstin überreicht, sind die in Lucianischer Form gehaltenen „Göttergespräche“, die zum Teil der Revolution

gelten. Und er schreibt in das Buch Widmungsverse ein, die wieder Anna Amalia als der Künste Schutz und Zier feiern und ihrem Reiche, dem der Musen, Bestand wünschen, da das Reich der Nemesis im Anzug sein solle.

Noch einmal nur, so weit ich sehe, gab er Verse zum 24. Oktober. Er legte sie der Herrin mit mehreren Bänden seiner Werke, deren in diesem Jahre 1795 zehn erschienen, zu Füßen. Diesmal schlägt er den Ton des Hymnus an. Ihm, der den Lauf der Welt so trüb ansah, daß er die goldne Zeit der Poesie geschlossen wähnte, ihm, der mit alternden Gliedern mannhafter ward denn je und als feuriger Patriot seine Deutschen mahnte und warnte vor dem Verderbnis der Nachbarn, ihm entströmen die Worte würdevoller als zuvor. Und darum möge auch dieses charakteristische Carmen hier Platz finden.

An die
Durchlauchtigste Herzogin
Anna Amalia
am 24. October 1795.

Welchem der Götter oder welcher Göttin
Würden die Frühlingsblumen, und die Früchte,
Die der Sommer und Herbst aus goldnem Füllhorn
Schütten, mit größerm Rechte wohl geweihet,
Als der allerfreuenden Sonne, von deren
Strahlen jene den Schmelz der bunten Farben
Diese die süßen Labungskräfte borgen!

Laß dann, Fürstin, auch Du, an diesem froh'sten
Tage des Jahres, da die Deinen alle,
Den Altar der heiligen Treu' umgebend,
Deinem Genius kleine Gaben opfern,
Laß, o beste Fürstin, auch Dir die Blumen
Und die Früchte gefallen, die in Deinen
Milden Strahlen entfaltet und gezeitigt,
Meine Muse zu Deinen Füßen hinlegt!
Und o! möchte Dein Festtag, den wir heute
Jubelnd feyern, so oft uns noch beglücken,
Bis die allbezwingende Zeit das lezte
Blättchen von diesem Weyhgeschenk verzehrt hat!

Vorher und nachher hat Wieland außer den Glückwunschgedichten noch vereinzelte Verse für die Herzogin oder in ihrem Auftrage geschrieben. Zu den ersteren gehört ein Lied, das die Antwort ist auf ein Gedicht der Fürstin „an die Rose", zu den andern eine „Charade"; ein Reimbrieflein verrät, daß er sie auf den Wunsch seiner Herrin entworfen hat. Dies Spiel trieb die Gesellschaft wohl am liebsten zur Zeit des „Tiefurter Journals", Wieland aber gab sich auch später noch damit ab und mag der hohen Frau Gefallen an solcher Uebung des Witzes wach erhalten haben. Zwei derartige Versuche Wielands sind überliefert, sie sollen für ein Freundinnenkränzchen seiner Töchter um das Jahr 1810 verfaßt sein. Der eine davon, mit dem Titel „Charade", mir nur in Abschrift bekannt, mag uns ersetzen, was der Hofpoet auf Befehl seiner Fürstin zusammengereimt hatte; ja mich dünkt das Stücklein älter und für die Mädchenstube nur wieder vorgesucht, nachdem es schon vor Jahren vielleicht gerade die Herzogin unterhalten hatte.

Mein erstes wird blos durch sein Uebermaß
Oft lächerlich, oft gar abscheulich
Veränderts aber Form und Namen, dann wirds freilich
Ein niedlich Ding zum Ernst und Spaß
Zu brauchen, lieblich oft, auch manchmal sehr beschwerlich,
Doch Amorn und dem Komus unentbehrlich.
Schon manchen weisen Mann bracht es beinah von Sinnen,
Doch ist nichts mächtiger, die Herzen zu gewinnen.
Ich füllte leicht ein ganzes Blatt
Zu seinem Lob, doch sapienti sat!
Mein Zweites steht zwei Stufen nur vom Engel
Ist an sich selber eben recht,
Und nur am menschlichen Geschlecht
Die Quelle aller seiner Mängel.
Mein Ganzes ist ein drollig Mittelding,
Vermuthlich habt Ihrs schon errathen;
Man braucht es, daß ich wüßte, nicht
Zu ritterlichen Heldenthaten,
Doch steht ein goldner Schmuck ihm trefflich zu Gesicht,
Und Päbsten selbst und Fürsten großer Staaten
Erzeigt' es ehemals Dienstespflicht.

Die Lösung will ich nicht verraten. Tiefer ist das Rätsel, das „Perlemutter“ zum Gegenstand hat, doch kann die eine Probe dieser geselligen Gabe Wielands hier genügen.

In den Jahren seines Aufenthaltes in Osmannstedt scheint Wielands höfische Gelegenheitsdichtung geschwiegen zu haben; während seiner Entfernung aus der erlauchten Gesellschaft fehlte ihr die lebendige Anregung, deren sie bedurfte, da sie nichts äußerlich Gemachtes sondern natürlichen Ursprungs war. Die briefliche und wiederholte persönliche Beziehung zu den Weimaranern genügte nicht zu ihrer Befruchtung; erst als Wieland wieder in die Residenz zurückgezogen war, trieb sie neue Blüten. Das letzte Zeugnis, daß Anna Amalia seinen dichterischen Dienst beanspruchte, geben die ein Jahr vor ihrem Tode auf ihren Befehl verfaßten Verse an Tischbein.

Briefe beweisen, wie dankbar die Herzogin Wielands Gedichte allzeit aufnahm. Wahrscheinlich hat er regelmäßiger, als bisher bekannt wurde, sich als poetischer Gratulant eingestellt. Mag er auch manchmal ein eben vollendetes größeres Werk dargebracht haben — wie er das Manuskript seiner Uebersetzung der Euripideischen Helena ihr zum 24. Oktober 1802 zueignete —, mag er manchmal mit prosaischem Wort und mündlicher Rede seine Wünsche ausgesprochen haben: es ist nicht zu vermuten, daß in den dreizehn Neujahrs- und Geburtstags-Versen und in den paar Reimen bei andern Anlässen seine Dichtung an Anna Amalia vollständig begriffen sei. Er selbst hat nur fünf Olympiagedichte, mit einem neuen Widmungsverse an einander geschlossen, in seine Werkesammlung aufgenommen, zwei nicht, die er doch im „Merkur“ schon veröffentlicht hatte; drei weitere sind später von andern gedruckt worden. —

Aber nicht nur Anna Amalia, auch andern Angehörigen des fürstlichen Hauses huldigte Wielands Muse. Wie neben „Aurora“ die „Wahl des Herkules“ steht, so neben den Neujahrsgedichten an Amalia eines wenigstens — und es wird kaum das einzige gewesen sein — an Karl August. Die bequemen Knittelverse mit

allerlei Anspielungen auf Märchen und Historien stammen ungefähr aus der Zeit, da der Herzog die Widmung der Wielandischen Uebersetzung der Briefe Horazens annahm. Zum Schlusse wünscht der Dichter „als Erben von Vater- und Mutter-Tugend bald einen tapfern Prinzen der Jugend".

Die Erfüllung dieses Wunsches, die Geburt des ersehnten Erbprinzen, gab ihm den Anlaß, sich mit einer großen Kantate der Herzogin Luise zu nähern. Sie wurde mit Wolfs Musik im Konzert bei Hofe am 9. März 1783 „zu ganz allgemeinem Beifall" aufgeführt. Arien und Recitative wechseln. Ein Willkommruf begrüßt den lange Gehofften; Karl August wird als Vater angesprochen; neues Leben ströme über das Land, des Kindes Wachstum sei Frühlingsgeist und Sonnenschein, Heil bringe es und unerschöpflichen Segen. Und nun ein Bild des Mutterglückes: der Sohn schlummert in Luisens Schoß, das Mutterauge ruht auf ihm mit liebeströmenden Blicken „und drückt mit Einem Kuß die Tugenden ihm ein, die einst sein Volk beglücken". Germaniens Genius und der Sachsen Schutzgeist schweben über dem Kinde. Der Treueschwur des Volkes schließt das schwungvolle Werk. Auch durch die Uebersetzung von Villoisons „Idyllion auf die Geburt Karl Friedrichs" hat sich Wieland an dem frohen Ereignis beteiligt; beide Dichtungen gab er in den „Merkur".

Jahre vergehen. Das Kind wächst heran, die Schwester Karoline blüht daneben auf. Wiederholt dankt Wieland der kindlichen Verehrung der Prinzessin mit leichten Versen; Serena nannte er die jungfräuliche schöne Seele, wie er einst seine Braut angeredet hatte; und der Name blieb ihr im Weimarer Kreise. Ein paar Geburtstagslieder haben sich erhalten; zu ihrer Verlobung mit dem Erbgroßherzog von Mecklenburg sprach er poetischen Scheidegruß: Aus unsern Augen rückst du, doch nicht aus unserm Herzen —

Versüßen wird der Trennung bittre Schmerzen
Dein Engelsbild, der Blick, worin so schön, so zart,
Die ernste Weisheit sich mit holder Anmuth paart.

Wohl ihm, dem glücklichsten von Deutschlands Fürstensöhnen,
Der dich erkor sein Leben zu verschönen!
Sein guter Genius wirst du zur Seit' ihm stehn
Und seinen eignen Werth durch deinen noch erhöhn.

Für die Scheidende war Wieland eine andere gnädige Gönnerin geblieben: Maria Paulowna. Junge Mädchen hatten der hohen Frau bei ihrem Einzuge in Weimar die Huldigung aller Töchter des Landes mit wenigen Versen Wielands geleistet. Zu ihrem 21. Geburtstage richtet er an die Grazien als letzte Bitte ihres greisen Priesters den Wunsch, der Großfürstin ewige Jugend zu verleihen. Und ein Jahr später, 1807, erfleht er in sehnsüchtigen Worten ihre Rückkehr nach Weimar, als ob er fühle, der Tod seiner ersten geliebtesten Fürstin stehe so nahe bevor, daß er der stützenden Hand der jugendlichen Schutzherrin für sein welkes Alter bedürfe. Am feierlichsten aber beging er im Jahre 1810 ihr Geburtsfest. Aus Merlins, des Zauberers und Propheten Munde weissagt er ihr glorienvolles Los:

Ein Gottbeschirmter Sprößling wird aus Ihr
Dem alten Heldenstamm entkeimen,
Dem eines Gottes Hand sie eingeimpft.
Kräftig und fröhlich wird er unter'm Einfluß
Geneigter Sterne schnell zum Baum erwachsen,
In dessen Schatten einst Thuiskon's Enkel,
Geschwellt von neuen Lebenssäften, auferstehn,
Den Erdenkreis mit allen Segnungen
Der Eintracht und des Fleißes zu beglücken. . . . .
Dem Retter seines Volks . . . .
Ihm schwebt die Siegesgöttin überall zur Seite,
Und wenn die Heldenarbeit einst vollbracht ist — dann
Wird Nemesis den blut'gen Rächerstahl
Auf ewig in die goldne Scheide bergen,
Und vom Olympus wird, im strahlenden Chor
Der Tugenden, der Musen, und der Künste,
Des Ueberflusses und des Völkerglücks,
Asträa zu den Menschen wiederkehren.

Hoffnungsfreudig sah der Dichter in die Zukunft. Zwar seinen Augen war nicht mehr vergönnt, das Kind zu schauen, das

er prophezeit. Vorahnend aber blickt er in die Zeit, da dieses Kind zum Mann erwachsen, sieht seine patriotischen Träume erfüllt, sieht wie unter Maria Paulownas Sohn Karl Alexander Thuiskons Enkel auferstehen, in Eintracht sich verbinden und nach der sieggekrönten Heldenarbeit dem einigen deutschen Lande mit neubelebtem Fleiße neuen Wohlstand bringen. Und vertrauend dem, was er durch lange Jahre in Weimar hatte wachsen und gedeihen sehen, weiß er voraus, der greise Sänger, daß hier das Reich „der Tugenden, der Musen und der Künste", das Reich, das Olympia, seine Gönnerin, und sein erlauchter Schüler Karl August aufgerichtet, noch währen und beglücken werde in den Tagen Karl Alexanders und Sophiens.

Wahrlich bewährt sich an Wieland das Wort, daß Dichter Seher sind. Was einer Stunde flüchtige Gelegenheit ihm eingab, voller hat sich's erfüllt und reicher, als seine kühnsten Wünsche zu fordern wagten. Aus der Zeit der tiefsten Erniedrigung des Vaterlandes schallt eines schwachen Greises starke Stimme, verkündend des deutschen Reiches Macht und Herrlichkeit.

Mit hohem Klange tönet die Folge von Dichtungen, die er seinem Hofe dargebracht, weihevoll aus. So lange des deutschen Lebens kleine Enge ihn umschränkte, lieh er gern ihr den gefälligen Schmuck leichten Witzspieles, blinkender Kunstfertigkeit. Als aber fremde Knechtung den Genius Deutschlands wach rief, schlug er, in unerschütterlicher Treue zu seinem geliebten Fürstenhause und Volke stehend, ernster und gewaltiger in die Saiten. Der in weltfernen Idealen träumte, lebte doch in der Gegenwart. Der vor der Schönheit Idol betete, war erfüllt von der Wahrheit des Lebens. Das Gesetz, das er einmal Schillers „Don Carlos" entgegenhielt, war auch für ihn Gesetz: „Nichts als das Wahre ist schön."

Bibliographisch-kritische Studien über Johann Christian Günther.

Von Arthur Kopp in Berlin.

1. Ausgaben.

Die einzige Büchersammlung, welche sämtliche Originalausgaben von J. C. Günthers Gedichten in vollkommen lückenloser Folge besitzt, ist die Königliche Landesbibliothek zu Berlin, und der einzige Gelehrte, welcher diese Ausgaben eingehend geprüft und verglichen hat, ist Berthold Litzmann, wie dieser Gelehrte überhaupt bisher der einzige geblieben ist, der Günthers Gedichte und die Nachrichten über sein Leben mit wissenschaftlicher Methode und sichrer Kritik durchforscht hat. Litzmann hat bisher für den schlesischen Dichterjüngling das Beste und überhaupt fast allein etwas Beachtenswertes geleistet. Seiner 1880 erschienenen „Textkritik" gebührt die hervorragendste Stelle von allen Schriften über Günther; nicht allein der in Büchern niedergelegte Stoff ist hier im weitesten Umfange herangezogen, sondern auch aus den vorhandenen aber vorher kaum beachteten handschriftlichen Quellen alles irgendwie Brauchbare mit der größten Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt, mit rühmlichster Umsicht und Urteilskraft ans Licht gefördert.

Bei der Aufzählung und Beschreibung der Ausgaben müssen die auf Grund der Berliner Exemplare von Litzmann gemachten Notizen ihm später ein wenig durcheinander geraten sein. Nach Anmerkung 33 auf S. 17 soll die zweite Auflage (v. J. 1726) der ersten Fortsetzung gegen die erste Auflage eine Vermehrung um zwei Gedichte aufweisen, diese Vermehrung tritt aber erst mit der dritten Auflage der Fortsetzung ein (1730 erschienen); Litzmanns Anmerkung hätte demnach statt bei der von ihm mit 3 b bezeichneten Ausgabe (S. 17) vielmehr bei 4 b (S. 18) stehen müssen. — S. 19 liest man in den Anmerkungen: „35 . . . Die Widmung an Beuchel ist im Exemplar der Berliner Bibliothek — (Yk 3296) — verbunden und steht vor 5 d." „36. Mit der . . . Zuschrift an Beuchel ist dem Berliner Exemplar seltsamerweise, außer der dazu gehörigen Vorrede, die zu 2 b vorgebunden." 5 d bezeichnet bei Litzmann den vierten Teil (oder 3. Fortsetzung), erschienen 1735. Das Berliner Exemplar Yk 3296 weist vor diesem vierten Teil vorgeheftet auf: 1) Zuschrift an Beuchelt,

3 Blätter, fälschlicherweise von der 2. Fortsetzung desselben Exemplars hierher verpflanzt; 2) „Vorrede. Geneigter Leser! Zusagen macht Schuld ..." 1 Bl., ebendaher entnommen (also 5c, oder allenfalls 2c, nicht 2b); 3) „Vorrede. Geneigter Leser! Derselbe wird ohne mich schon wissen, wie gütig allemal gegenwärtige Sammlung aufgenommen worden ..." 3 Bl., durchaus an ihrem gehörigen Platze vor dem vierten Teil, für welchen sie geschrieben ist, befindlich. —

Am allerbefremdlichsten ist aber eine Bemerkung, welche man S. 13 liest. Nachdem von der Thatsache, daß die zweite Ausgabe der ersten Teilsammlung drei Bogen weniger als die erste Ausgabe derselben enthält, gesprochen ist, heißt es weiter: „Diese Abweichung kommt aber daher, daß in der ersten Auflage 39 Seiten doppelt gedruckt sind — p. 359—397 enthalten dasselbe, wie p. 398—409 (Z. 8 v. oben) p. 330 (Z. 8 v. unten) — 359 (Z. 4 v. oben). (Dafür fehlen in der ersten Auflage, die im Register derselben verzeichneten 6 Gedichte, die die zweite Auflage auf p. 218—240 enthält.)" In den Berliner Exemplaren bietet sich keine Grundlage für diese Bemerkung. Wenn die erste Auflage, vom Jahre 1724, 528 — die zweite, vom Jahre 1725, nur 488 Seiten aufweist, so liegt das daran, daß die Seiten der zweiten Auflage vermöge des größeren Formates durchgängig mehr Zeilen fassen, als die Seiten der ersten Auflage. Eine dieserhalb an ihn gerichtete Anfrage hatte Herr Professor Litzmann die Freundlichkeit folgendermaßen zu beantworten: „Die Angabe wegen der doppelt gedruckten Seiten fußt zunächst auf meinem Handexemplar der Editio princeps. Daß die Berliner Ausgabe diesen Fehldruck nicht enthalten sollte, ist mir unbegreiflich. Denn nur dadurch ist ja die große Abweichung von der 2. Auflage erklärt." Litzmanns Handexemplar ist also von der Berliner Ausgabe verschieden, obschon beide Frankfurt und Leipzig 1724 auf dem Titelblatte zeigen. Die Berliner Ausgabe vom Jahre 1724 enthält nicht nur alle Gedichte der späteren Ausgaben, sondern sogar eins mehr, welches in Litzmanns Handexemplar fehlt, das überhaupt seit 1724 niemals wieder unter den Güntherschen Gedichten abgedruckt und von keinem, der sich mit Günther beschäftigt hat, jemals wieder erwähnt worden ist. Auch Litzmann hat trotz sorgfältiger Vergleichung der Ausgaben nichts davon bemerkt. Das Berliner Exemplar der ersten Ausgabe enthält S. 351 ff. das Gedicht: „Als er Ihrentwegen Einen schweren Traum hatte. Laß mich schlafen, liebste Seele! ..." Dasselbe besteht aus 10 achtzeiligen Strophen. Der Grund für die spätere Weglassung besteht in der ekelerregenden Schmutzigkeit des Gedichts. Dasselbe bildet in der That den Gipfelpunkt für die schamlose, fast hündische Lüsternheit eines widernatürlich befleckten Knabenhirns. Es übertrifft noch jenes empörend rohe Gedicht, das Litz-

mann handschriftlich vorgefunden und wohl nur verleitet durch Finderstolz wiederholt abzudrucken gewagt hat (vollständig Textkritik S. 118 ff.) Das Gedicht „Laß mich schlafen . . .“ wieder abzudrucken, wird hoffentlich niemand wagen. Merkwürdigerweise hat sich aber das Gedicht, während es aus den Sammlungen verwiesen ist, auf Unwegen als herrenloses Gemeingut doch in der Kenntnis weiterer Kreise erhalten. Eine Abschrift aller seiner 10 Strophen befindet sich in dem Liederbuche des Freiherrn von Crailsheim (Berliner Bibliothek Ms. germ. 4° 722 S. 544—48), und, auf die Hälfte der Strophen verkürzt, von den anstößigsten Stellen gesäubert, läßt sich das Gedicht in fliegenden Liederdrucken fürs Volk bis in den Beginn dieses Jahrhunderts nachweisen.

Sehr unangenehm macht es sich bemerkbar, daß sich bisher keine übereinstimmende Art die Ausgaben der Güntherschen Gedichte durch Ziffern und Buchstaben kurz zu bezeichnen hat herausstellen können. Vor Litzmann kannte niemand auch nur annähernd alle Ausgaben, Litzmann aber hat bei der Aufzählung und Beschreibung der Berliner Exemplare eine so unglückliche Schematisierung angewandt, daß man schwerlich seinen Zeichen sich anzuschließen sich bewegen lassen wird. Einfacher und einleuchtender ist vielleicht folgende Uebersicht:

	A Gedichte [Teil 1.]	*B* Fortsetzung Gedichte [Teil 2.]	*C* 2te Fortsetzung Gedichte Teil 3.	*D* 3te Fortsetzung Gedichte Teil 4.	
Yk 3286	Nr. 1. 1724.	—	—	—	Herausgeber Fessel.
Yk 3288	Nr. 2. 1725. 2. Auflage	Nr. 3. 1725.	[Nr. 6]	—	
[Yk 3290]	[Nr. 4]	[Nr. 3]	—	—	
Yk 3292	Nr. 4. 1726. 3. Auflage	Nr. 5. 1726. 2. Auflage	Nr. 6. 1727.	—	
Yk 3294	Nr. 7. 1730. 4. Auflage	Nr. 8. 1730. 3. Auflage	Nr. 9. 1731.	—	
Yk 3296	Nr. 10. 1733. 5. Auflage	Nr. 11. 1733. 4. Auflage	Nr. 12. 1733.	Nr. 13. 1735.	
	A	*B*	*C*	*D*	

	G Gesamtausgabe.		*N* Nachlese.	
Yk 3301	Nr. 14. 1735.	Herausgeber Fessel.	—	
Yk 3306	Nr. 15. 1739. 2. Auflage		—	
Yk 3311	Nr. 16. 1742. 3. Auflage		Nr. 17. 1742.	Herausgeber Arletius.
[Yk 3312]	—		[Nr. 17]	
Yk 3322	[Nr. 20]		Nr. 18. 1745. 2. Auflage	
Yk 3316	Nr. 19. 1746. 4. Auflage		—	
Yk 3321	Nr. 20. 1751. 5. Auflage		Nr. 21. 1751.	
Yk 3326	Nr. 22. 1764. 6. Auflage.	Herausgeber Straube.	—	

2. Zeitfolge.

Ein Verzeichnis aller ihrer Zeitfolge nach fest bestimmten Gedichte hat nur der alte Biograph Günthers, der mit Recht viel angefochtene Steinbach, zu liefern versucht. Aber dieses Verzeichnis muß man sich aus der ganzen Biographie, über welche dasselbe abschnittweise verteilt ist, zusammensuchen; zudem wimmelt es von groben Schnitzern, welche teilweise der Unwissenheit, teilweise der Nachlässigkeit des Verfassers zur Last gelegt werden müssen; vor allem ist es aber deshalb sehr unvollständig und mangelhaft ausgefallen, weil Steinbach manche Quellen nicht benutzen konnte, die erst später nach Erscheinen seines kümmerlichen Machwerks zum Vorschein kamen. Noch nirgends ist es hervorgehoben, daß die Nachlese, welche gerade für Zeitfolge und Lebenslauf ungemein viel Wichtiges bringt, außer dem Bereiche Steinbachs lag, dessen Schrift über Günther bereits 1738 erschien, während die Nachlese zum ersten Mal 1742 herauskam. Steinbach stützte sich bei seiner Darstellung abgesehen von einigen persönlichen, nicht sehr zuverlässigen Mitteilungen fast ausschließlich auf die erste Gesamtausgabe vom Jahre 1735, welche noch kein Register hatte und in welcher von den Gedichten der früheren Teilausgaben außer 4 auch in allen spätern Gesamtausgaben fehlenden auch die später als Anhang wieder mit aufgenommenen Gedichte S. 1103—78 weggelassen waren. Nur bisweilen zog er die Teilausgaben zur Vergleichung heran, so einige Male, wo er in seiner Gesamtausgabe ein Gedicht vermißte. Andrer Hilfsmittel bediente er sich fast gar nicht. Die modernen Biographen, besonders Litzmann und vor ihm Kalbeck, haben zwar manche chronologische Einzelheit berichtigt, dabei aber noch immer viel zu thun übrig gelassen — ein chronologisches regestenartiges System, dem sich etwa noch zu ermittelnde Einzelheiten leicht einordnen ließen, das als zuverlässige Grundlage für gediegenen Ausbau, als Gerippe für genauere Gliederung und lebensvollere Darstellung dienen könnte, fehlt bisher ganz. Für unnötig wird aber eine solche Vorarbeit von niemanden gehalten werden, der da weiß, wie mühsam es ist, sich durch ziemlich zahlreiche Schriften durcharbeiten zu müssen, die ohne jede zuverlässige Grundlage beglaubigter Thatsachen und Zeitangaben das Leben des Dichters ausführlich darstellen und stets neue Irrtümer auf alte häufen. Bei den größten Ansprüchen die gröblichsten Fehler begangen zu haben, soweit es sich um Günther handelt, bleibt Tittmann vorbehalten.

Ein Aufsatz wie der vorliegende, der innerhalb der systematischen Zusammenfassung viele durchaus neue Beobachtungen enthält, wird hoffentlich ordnend und klärend zu wirken imstande sein.

Striegau.

1695. 8. April. Johann Christian Günther zu Striegau geboren. Der Geburtstag findet sich mit unanfechtbarer Zuverlässigkeit genau vermerkt in den Kirchenbüchern der evangelischen Kirche zu Gränowitz und der katholischen zu Striegau sowie in einem 1716 verfaßten lateinischen Gedichte, N[2] 183, worin der Dichter selbst einen Abriß seines Lebens entworfen hat. Tittmanns Zweifel sind also ganz ungerechtfertigt.

Schweidnitz.

1710. Für dieses Jahr ist im Album der Schweidnitzer Gnadenschule unter den neu hinzugekommenen Schülern als erster J. C. Günther vermerkt; nach einigen andern Eintragungen folgt als erstes genaues Datum der 26. Januar. Damals war also Günther bereits einige Zeit in Schweidnitz, vielleicht schon seit Herbst 1709. Vgl. Litzmann S. 144.

1710. 6. März. *G* 901, *D* 22: Als Herr Gottfried Fuchsius, Pastor zur Schweidnitz, An. 1710. den 6. Martii seinen Namens-Tag begieng. 1. Laß dich deine Söhne küssen, Atlaß unsers Heiligthums! . . . 6 sechszeilige Strophen.

1711. 14. Oktober. *G* 1131, *C* 69: Als Die Hochwohlgebohrne Frau, Frau Hedwig von Wentzky, vermählte von Bock, Ihr hohes Namens-Fest den 14. Octob. A. 1711 erfreulichst begieng. Hochwohlgebohrne Frau! es kommt ein schlechtes Blat Von einer kühnen Faust zu Dero werthen Händen . . . 14 sechszeilige Strophen, deren letzte den Namen Hedwig als Akrostichon aufweist.

1712. 23. April. *G* 1129, *C* 66: Als Der Hoch- und Wohlgebohrne Herr, Herr Wolff George von Bock und Polach, Sein hohes Namens-Fest den 23. April. A. 1712. erfreulichst begieng. Brich an, erfreutes Licht! laß deine Freuden-Stunden Mit angenehmer Pracht an diesem Morgen sehn . . . 11 vierzeilige Strophen.

G 1130, *C* 68: Auf das den 23. April. A. 1712. glücklichst erlebte Namens-Fest Des Hoch- und Wohlgebohrnen Herrn, Herrn Wolff George von Bock und Polach, Im Namen seines treu-gehorsamsten Sohnes. O Höchst-beglückter Tag! o angenehme Stunde! Worüber sich mein Hertz nicht sattsam freuen kan . . 5 sechszeilige Strophen.

1712. 5. September. *G* 1075, *C* 145: Als der Hochwürdige, Groszachtbare und Hochgelahrte Herr Gottfried Fuchsius, Der Evangel. Kirche und Schulen vor Schweidnitz Hoch-verdienter Inspector Pastor primarius und Scholarcha, Seinen jüngsten Sohn, Theobald Gottfried, den 5. Sept. A. 1712. beerdigen ließ. In selbst-eignen Namen. Nimm, grosser Aaron! von deines Knechtes Händen Den schlechten Trauer-Thon bey tausend Thränen an . . . 22 vierzeilige Strophen. *G* fälschlich 5. 9. 1711, *C* richtig 1712, siehe Steinbach S. 14, Litzmann S. 125.

1713. 27. Januar. *G* 1088, *A* 523, *A*[2] 482: Die auch in Ihrer Asche Als ein Muster Des preißwürdigen Frauenzimmers verehrte Frau Anna Helena, verw. von Zedlitz rc. Welche A. 1713. den 27. Jan. in dem HErrn entschlieff. Im Nahmen eines andern. Wem Neid und Aberwitz nicht die Vernunfft bethört, Wird den verworffnen Spruch und eitlen Satz verfluchen . . . 19 achtzeilige Strophen.

1713. *G* 879, *D* 24: Commigraturis Vitembergam Amicis Amoris & studiorum Consuetudine Conjunctissimis Ernesto Sigismundo Orthio, & Christiano Marbachio Suidnicensibus bene precatur Johannes Christianus Güntherus, Streg. An. 1713. QVae semel

nostris agitata votis Musa cessisti, redeas precamur . . . 14 vierzeilige — sapphische — Strophen.

1713. *G* 887, *B* 54: Juvenibus Ornatissimis Johanni Godofredo Fischero Svidnicensi, & Caspari Andersio Reichenbachensi, Abitum ex Schola Svidnicensi in Academias A. 1713. parantibus gratulatur. Suscipe, Lecta Cohors, nostri documenta favoris, Silvestres hilari suscipe fronte modos! . . . 9 Distichen.

G 561, *B* 55: Auf Des Herrn Caspar Anders, Seinen Abzug aus Schweidnitz. In fremdem Nahmen. Sonnet. Nichts anders, als Verdruß, bestürmet Seel' und Geist, Mein Anders! . . . 14 Zeilen.

1713. Oktober. *G* 779, *A* 508, *A*² 464: Wem sich das Glück vermählt, Den pflegt Die Braut zu küssen; Weil nun Herr Ebersbach Sein Kleinod heimgeführt, So lehrt Er Daß auch Ihn ein guter Stern regiert, Drum solte seine Pflicht in diese Reime schlüssen. Zürnt, Grossen Dichter! nicht, daß der verdorbne Kiel In euren Nectar-Safft den Pinsel tauchen will . . . 7 vierzehnzeilige Strophen. Daß diese Hochzeit im Oktober 1713 stattfand, ergibt sich aus dem Trostgedicht, welches Günther nach dem am 13. Juli 1715 erfolgten Tode Ebersbachs an dessen Witwe richtete. Dort heißt es, sie habe des Glückes Gunst, d. h. die Ehe, sieben Viertel Jahre genossen.

1713. 1. November *G* 1067, *D* 95: Der Frühling im Herbste in dem Garten der Liebe, Bey der Hoch-Adel. Schweinich-Seidlitzischen Vermählung. An. 1713. den 1. Nov. Aurora zog nunmehr den Purpur aus der See, Und stieg von Thetis Schooß erröthet in die Höh . . . 20 vierzehnzeilige Strophen.

G 1059, *B* 87: Bey des Wohlgebohrnen Herrn, Herrn George Wilhelm von Schweinichen, und der Wohlgebohrnen Fräulein, Fräulein Helena Elisabeth, gebohrner Von Seidlitz, den 21. Novembr. An 1713. vollzogenen höchst-vergnügten Verbindung. In fremdem Nahmen. Daß noch die gantze Welt in ihren Angeln geht, Das Meer die Gräntzen hält, die Erde feste steht . . . 25 zehnzeilige Strophen. Nach Sinapius, Des Schlesischen Adels Anderer Theil . . . 1728, S. 986 fand die Hochzeit am 1. November 1713 statt.

1714. 8. Januar. *G* 563, *D* 140: Auf das Absterben Des Herrn von R . . . Im Nahmen seines Sohnes. Schweidnitz 1714. Sonnet. Mein Vater! zürne nicht, wenn ein bestürtzter Sohn Sich vor Bekümmerniß zu deiner Baare setzet . . . 14 Zeilen. Nach Leuschner, Ad Cunradi Silesiam Togatam Spicilegium 23, 1757, starb Gotthard Friedrich von Reibnitz, auf welchen allein dies Gedicht sich beziehen kann, am 8. Januar 1714. Steinbach S. 14 gibt den 5. Dezember 1714; weil *D* nur 1714, *G* gar keine Zeitangabe hat, so stellte er in seinem Entwurf das Gedicht an das Ende des Jahres 1714, und da unmittelbar vorher als das letzte Gedicht aus diesem Jahre dasjenige auf Schmolck vom 5. Dezember (siehe unten) anzumerken war, übertrug er versehentlich den 5. Dezember auch auf das folgende Gedicht. Das ist ein schlagender Beweis für die Nachlässigkeit Steinbachs.

1714. 19. März. *G* 882, *B* 43: Nobilissimae Fratrum Germanorum Georgii: Heinrici, Guilielmi, Gotthardi: Reibnitziorum, Equitum Silesiorum Trigae Musas Vratislavienses salutaturae, Svidnicensibus vero XIV. Calend. Aprilis A. 1714. valedicenti bene precatur. Longa quid Ausonium corrumpunt otia plectrum? . . . 176 Verse = 88 Distichen. Steinbach S. 14 datirt 14. April, wahrscheinlich, weil ihm das römische Kalenderwesen unbekannt war.

1714. *G* 904, *A* 502, A^2 458: Als Schweidnitz einen Hahn aus seinem Neste stieß, Befahl die Pallas Ihn in ihre Schoß zu jagen; Weil nun das Freundschaffts-Recht mich Ihn begleiten hieß, So dachte seine Schuld in diesem abzutragen. 1. Wie glücklich lebt doch eine Stadt, die mit Athen den Preiß der freyen Künste hat . . . 6 sechszeilige Strophen. Vgl. das Gedicht vom 21. Juli 1714. Siehe Steinbach S. 14.

1714. *G* 953, *B* 49: Dein Abschied, werther Freund, erfordert dieses Blat, das Phöbus Lorbeer-Baum zwar nicht getragen hat; Doch wirst Du meiner Pflicht ein holdes Auge schencken, so soll auch allezeit an seinen Jachmann dencken J. C. Günther . . . Cantata. Recitat. Ihr Musen steigt von eurer Höh . . . 131 Zeilen.

1714. 31. Mai. *G* 1083, *A* 516, A^2 474: Auf den tödtlichen Hintritt des weyland Wohlgebohrnen Ritters und Herren Hn. Joach. Siegmund von Seidlitz, Der beyden Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer Hoch- meritirten Landes-Eltisten, A 1714. den 31. May. Im Namen eines andern. Welch Unglück wittert sich? wie wenn ein Mord-Comet Die Lüffte blutig macht . . . 43 vierzeilige Strophen.

1714. 21. Juni. *G* 1054, *D* 70: Auf das Nahmens-Fest seines Vaters, den 21. Junii An. 1714. Die Einfalt paaret sich mit meiner Redlichkeit . . . 12 vierzeilige Strophen.

1714. 21. Juli. *G* 1095, *C* 183: Send-Schreiben an Herrn J. G. H. in Schweidnitz den 21. Jul. A. 1714. Entschuldige, mein Freund! die Faulheit meiner Hand, Die dir den Abschieds-Brief nicht eher zugesandt . . . Datum in Museo Noctu ab hora undecima usque ad dimidiam quartae partem. 32 vierzeilige Strophen. Das Gedicht ist an den bereits in Leipzig studirenden Johann Gottfried Hahn von Schweidnitz ausgerichtet. Die Ueberschrift in *C* könnte leicht misdeutet werden. Nachdem Günther in der Nacht diesen Brief aufgesetzt hatte, verfaßte er am nächsten Tage, wahrscheinlich als Nachschrift dazu, ein kürzeres, nämlich folgendes:

1714. 22. Juli. *G* 1074, *D* 294: An Herrn H . . . Schweidnitz den 22. Jul. A. 1714. Ich bloß, Char — — — und der verbuhlte B . . [lies: Ich, Blaß, Charisius und der verbuhlte Bock . . . siehe Litzmann S. 91] 10 Zeilen.

1714. 12. September. *G* 777, *C* 73: Auf die Den 12. Sept. A. 1714. in Pilgrams-Dorff glücklich vollzogene Räderisch-Kanitzische Verbindung. Im Namen eines andern. Laß, Wohlgeborne Braut! wo nur die Emsigkeit Im Küssen dir es itzt nicht gantz und gar verbeut, Den wohl-versorgten Mund von seiner Arbeit feyren . . . 5 vierzehnzeilige Strophen.

G 223, *C* 75: Auf das Räderisch-Kanitzische Hochzeit-Fest. In fremdem Namen. So bist du endlich, schöne Braut! Eh man es dir noch zugetraut, Der Venus in das Garn gelaufen . . . 12 sechszeilige Strophen.

1714. 16. September. *G* 1078, *A* 504, A^2 480: Als Herr Gottfried Fuchsius, Past. Prim. Der Evangelischen Kirche vor Schweidnitz A. 1714. den 16. Sept. Als ein tapffrer Streiter Jesu Christi Aus der streitenden Kirche in die triumphirende seinen seeligen Eingang hielte. Im Nahmen der allda studierenden Schul-Jugend. Die Lüffte waffnen sich mit schweren Donner-Keilen . . . 10 achtzeilige Strophen.

1714. 5. Dezember. *G* 902, *A* 497, A^2 453: Als Herr Benjamin Schmolcke, Pastor Primarius der Evangelischen Kirchen vor Schweidnitz zum

Inspectore der dasigen Schule A. 1714. den 5ten Decembr. introduciret wurde. 1. Weinet nicht, verwayste Kinder! . . . 9 sechszeilige Strophen.

1714. *N* 224, *N²* 262: An seine Schöne, als sie ihr Namensfest begieng. Schweidnitz 1714. Wenn dieses welke Blatt, du englische Grisette . . . 54 Zeilen.

1715. Neujahr. *G* 949, *C* 8: Unterthänigstes Abend-Opffer, Welches Ihrer Hoch-Reichs-Gräfl. Excellenz, dem Hoch-Gebohrnen Herrn, Herrn Hans Anton Schaffgotsch . . . Bey dem glücklich erschienenen Zeit-Wechsel des 1715. Jahres in einer Cantata anzündeten Ihro Hoch-Reichs-Gräfl. Excellenz in der Evangelischen Gnaden-Schule vor Schweidnitz studirende Unterthänigste Knechte . . . Diß ist die Losung unsrer Pflicht . . . 108 Zeilen.

1715. 5. Februar. *G* 532, *C* 97: Die den 5. Febr. A. 1715. in Schweidnitz glücklich-vollzogene Fuchsius- und Schrammische Verbindung Bediente eine Vielen Mißgünstigen Sonder Ursach Verhaßte Feder . . . Verdammte Tadelsucht! du Seuche dieser Zeit . . . 11 zehnzeilige Strophen.

1715. 22. Februar. *G* 871, *C* 149: Kampff und Sieg Der Frau Agneta Philippina Rüdigern, geb. Sabbathin, Des Herrn Christ. Heinr. Rüdigers, Bürgers und Papiermachers in Schweidnitz, hertzlich-geliebten Ehe-Frauen, Welche den 22. Febr. des 1715. Jahres den Himmel mit der Erde, Ihr Wochen-Bette aber mit der längst gewünschten Bahre verwechselte. In selbst eignen Namen . . . Endlich ist die frohe Zeit und der Tag des Heils erschienen . . . 18 vierzeilige Strophen.

1715. 28. Februar. *G* 1080, *D* 167: Den seeligen Hintritt Der Fr. Agnetha Philippina Rüdigern . . . bediente den 28. Febr. A. 1715. Als am Tage der Beerdigung, mit der begehrten Abschieds-Aria J. C. G. I. Zench aus, gefangne Seele! Weil Stahl und Kercker bricht . . . 9 achtzeilige Strophen.

1715. 11. April. *G* 668, *A* 485, *A²* 441: Auf das Absterben Der wohlgebohrnen Frauen Hedwig von Menzky, Vermählten von Bock, Frauen auf Roschkowitz, A. 1715. den 11. Apr. Wie bald ein Paradieß so Schlang als Tod gebähre . . . 19 achtzeilige Strophen.

G 672, *D* 154: Die Zeit, Als ein allgemeines Nichts, Bey der Baare Der Wohlgebohrnen Frauen Hedwig von Bock, Gebohrnen von Wentzky. Der Schul-Staub hat mir zwar die Augen nicht verdorben Noch die Philosophie den Kopff verwirrt gemacht . . . 8 achtzeilige Strophen.

1715. 13. Juli. *G* 892, *A* 472, *A²* 428: In Exsequias Perquam Reverendi Viri Dn. M. Davidis Ebersbachii, Diaconi Ecclesiae Svidnicensis A. MDCCXV. beate defuncti. Continuant stabili filique urnaeque potentes Funera lege deae . . . 242 Hexameter.

G 802, *D* 151: Auf das Absterben Des Herrn M. Ebersbachs in Schweidnitz. 1. Verwaiste Magdalis! die Sprache trüber Augen . . . 12 sechszeilige Strophen. Leuschner, Spicilegium 1. ad Cunradi Silesiam togatam 1752 gibt als Lebenszeit Dav. Ebersbachs an die Zeit 6/9 1683 — 13/7 1715. Dadurch lassen sich die beiden vorstehenden Gedichte genau datieren, und einigermaßen genau läßt sich die Abfassungszeit für das von Günther gelieferte Hochzeitsgedicht bestimmen, da es in dem deutschen Gedicht an die Witwe beim Beginn der siebenten Strophe heißt: Du hast des Glückes Gunst bey sieben Viertel Jahren Als eine Magd gebraucht . . .

1715. 17. 18. und 25. September. *G* 945, *C* 1: Die an Ihro Kayserl. Majestät

Bey denen von der Schul-Jugend vor Schweidnitz A. 1715. den 17. 18. und 25. Sept. vorgestellten Dramatibus abgesungene unterthänigste Gratulation. Irene. Friede, Friede! Die Losung ist nun allgemein ... 110 Zeilen. Vgl. Litzmann S. 126.

G 957—1047, *C* 243—360: Die Von Theodosio bereute und von der Schul-Jugend vor Schweidnitz den 24. Sept. A. 1715. vorgestellte Eifersucht. Vorbericht ... Spielende Personen ... Der Friede singt nebst der Gerechtigkeit ... bey dem Aufzuge des Vorhangs: 1. Stille! stille! Daß kein Thon die Luft erfülle, Unser Kayser schlummert ein ...

Frankfurt a/O.

1715. 11. November wurde Günther zu Frankfurt a/O. immatriculirt, woselbst bereits am 20. Januar 1715 sein Schulfreund „Fridericus de Bock, eques Silesius" eingetragen worden war, siehe Publikationen aus den Preußischen Staatsarchiven, 36. Band. Aeltere Universitätsmatrikeln, I. Universität Frankfurt a/O., 2, 294, 296.

1715. 15. November. *G* 629, *B* 219: Schreiben an seine Magdalis von Franckfurth an der Oder, An. 1715 den 15. Nov. Mein Engel! nimm von mir so viel getreue Grüsse, Als Tropffen mir anietzt aus Kiel und Augen gehn ... 11 vierzeilige Strophen.

Wittenberg.

1715. 25. November. Die im Gewahrsam der kgl. Universitäts-Bibliothek zu Halle befindliche Wittenberger Matrikel zum Jahre 1715 vermerkt: Mense Novembri — 25. Jo. Christianus Güntherus, Strega — Sil. Med. Stud. Die Biographen irren, wenn sie nach Steinbach S. 19 Günther erst im December nach Wittenberg kommen lassen.

1715. 16. December. *N* 126, *N*² 136: In des Herrn von Reibnitz Stammbuch. Anno 1715 den 13 Septemb. Die Feder ziert den Helm und adelt Fahn und Schwerdt ... 8 Zeilen. Das wahrscheinlich richtigere Datum dieses Gedichts gibt Litzmann S. 93 aus einer Abschrift: Wittenberg d. 16. Xber 1715.

1715. 29. December. *G* 851, *D* 49: Schreiben An Herrn B. - - S. - - Aus Wittenberg den 29. Dec. 1715. Davids Harffe, Grosser Mann! die dein Finger künstlich spielet ... 6 vierzeilige Strophen. Das Gedicht ist an Benj. Schmolck nach Schweidnitz gerichtet.

1716. Neujahr. *G* 586, *B* 176: An einen ... guten Freund. Freund von der alten Welt, an Treue, nicht an Jahren! Es küßt dich meine Pflicht durch dieses stumme Blat ... 39 vierzeilige Strophen. Das Gedicht ist, wie sich aus dem Inhalt entnehmen läßt, von Wittenberg aus an einen in Leipzig Medicin studirenden Schweidnitzer Schulfreund Günthers gerichtet, wahrscheinlich an Hahn. Der im Eingange desselben erwähnte Jahreswechsel könnte von vornherein 1716 und 1717 bedeuten, diese beiden Neujahrstage kommen als die einzigen in die Wittenberger Zeit fallenden allein in Betracht, doch deutet manches darauf, daß Günther damals erst kurze Zeit in Wittenberg war, weshalb sich Neujahr 1716 mit einiger Sicherheit ansetzen läßt.

1716. 14. Januar. *G* 538, *A* 109, *A*² 97: Das bey der An. 1716. d. 14. Jan. In Schweidnitz glücklich-vollzogenen Taüber- und Jachmannischen Vermählung, Aus dem Nahmen der Jungfer Braut Maria Euphrosina errathene Wohl und Weh Ihres veränderten Standes. Betrug und Einfalt hat den Wahn zur Welt gebracht ... 7 vierzehnzeilige Strophen.

1716. 30. April. *G* 508, *B* 39: Träumende Gedancken, Als Der Wohl-Edle, Großachtbare und Wohlgelahrte Herr Johann Christian Ernesti, Von Tännstädt aus Thüringen, den 30. April. A. 1716. auf der Weltberühmten Universität Wittenberg als Doctor Philosophiae ernennet wurde, entworffen Im Nahmen eines andern. 1. Der Traumgott führte mich bey angebrochner Nacht Aus meiner Lager-Stadt in unbekannte Gräntzen . . . 11 achtzeilige Strophen.

1716. 1. Mai. *G* 524, *C* 34: Als Der Hoch-Edle und Hochgelahrte Herr, Herr Ernst Christian Schrödter . . . die hohe Würde eines Pro-Rectoris Academici A. 1716. den 1. May Auf der Welt-berühmten Universität Wittenberg zum erstenmal erlangte. In fremdem Namen. Zwey Schlüssel öffnen uns das Thor der Ewigkeit . . . 12 achtzeilige Strophen.

1716. *N* 151, *N*² 183: Elegia, qua, ut intempestivo poeseos latinae abortu, Viri Magnifici, Domini Decani, Comitisque Palatini iussui obtemperaturus, patriam, parentes, natales, vitaeque, hucusque ductae rationem profitetur Auctor a. 1716. Me licet a partu nullum susceperit ostrum . . . 34 Distichen.

1716. 3. Mai. Litzmann S. 35: Stammbuchblatt.

Parturiunt montes nascetur ridiculus mus;
Foecundi calices carmina plura negant.
Nobilissimo mansuetiorumque musarum
felicissimo cultori nomen addebat
Vitembergae 1716 Joh. Christ. Günther Streg.
die 3. Maji poet. Caes. med. stud.

1716. 14. Mai. *G* 676, *C* 123: Schuldiges Beyleid Bey dem Grabe Des weiland Wohl-Edlen, Hochachtbaren und Wohlgelahrten Herrn Johann Gottlieb Kaysers, Von Liegnitz aus Schlesien, Der Heil. Schrifft eifrigst Beflissenen, welcher den 14. May A. 1716. in Wittenberg erblaßte. Im Namen der sämtlich allhier studirenden Schlesier. So ists! die Todten-Uhr wird niemals wandelbar, Ihr Zeiger irret nicht, ihr Rad geht schnell und richtig . . . 9 achtzeilige Strophen.

1716. 27. Mai. *G* 228, *C* 126: Den entseelten Cörper Des weiland Wohl-Edlen, Groß-Achtbaren und Wohlgelahrten Herrn Johann August Hertels, Von Arens-Nest aus Sachsen, Der Heil. Schrifft eifrigst-Beflissenen, begleitete den 27. May A. 1716. Auf der Universität Wittenberg nach seiner Ruhe-Stätte Des Seligst Verstorbenen gewesene sämtliche Tisch-Compagnie. I. Und dennoch schmeckt die Frucht der Weisheit nach dem Brode, Das dort der Himmel treuffeln heist . . . Satz und Gegensatz von je 32 Zeilen, Zusatz von 18 Zeilen.

1716. 10. Juli. *G* 623, *B* 223: Schreiben. An seine Magdalis. aus Wittenberg. Anno 1716. den 10. Julii. Wie hör' ich das von dir, betrübte Magdalis! Daß deine Schönheit weint, und sich dadurch verzehret? . . . 25 vierzeilige Strophen.

1716. 2. August. *G* 619, *C* 160: Trost-Schreiben an einen sehr guten Freund, wegen Absterben seiner geliebten Margaris in Leipzig. Aus Wittenberg den 2. Aug. A. 1716. Laß dich, betrübter Freund! in deinem Kummer grüssen . . . 40 vierzeilige Strophen. In einer Abschrift (siehe Litzmann S. 94) trägt das Gedicht die Ueberschrift: „Ad Hahnium natu maximum in obitum filiae Menckenianae desponsatae.“

1716. 24. August. *N* 156, *N*² 188: Pyrus a Musis in Heliconem translata; quo vaticinio viro inveni nobilissimo atque doctissimo Christiano Gotthelf Birnbaumio, musarum elegantiorum filio po-

tius quam cultori, futuram olim ex litteris gloriam gratulatur. Vitembergae ad Albim d. IX. Kal. Sept. A. R. S. CIↃ IↃCCXXI.' Heic ubi Saxonici medius fere terminus agri Coldicium e laeto moenia rure trahit . . . 9 Distichen. Die Ausgabe gibt falsch 1721, Litzmann S. 94 aus einer Breslauer Abschrift richtig CIↃIↃCCXVI.

1717. 15. Januar. *G* 607, *C* 132: Auf das Absterben Der Frau Cleophe Salome Löscherin, gebohrne Sittigin, Herrn Caspar Löschers, Hochberühmten Theol. Doctoris zu Wittenberg, Hertzlich-liebgewesenen Frau Ehe-Liebsten, Im Namen derer bey dem Herrn D. Schröer sich befindenden Haus-Bursche. Was legt die Ehrsucht nicht für Müh und Kosten an . . . 12 sechszeilige Strophen.

G 610, *C* 139: Als . . . Frau Cleophe Salome geb. Sittigin, Des Magnifici . . . Herrn Caspar Löschers . . . Frau Ehe-Liebste den 15. Jan. A. 1717. dieses Zeitliche mit dem Ewigen verwechselte. Im Namen des Convictorii. Die ungebundne Faust der obersten Gewalt Mißt uns den Lebens-Weg mit einer kurtzen Ruthe . . . 7 zehnzeilige Strophen.

G 614, *C* 136: Auf den tödtlichen Hintritt Der Frau Cleophe Salome geb. Sittigin, Als Herrn D. Caspar Löschers . . . Frau Ehe-Liebsten. Im Namen des Hrn. D. Vaters seiner Tisch-Compagnie. Bestürtztes Priester-Haus! bisher hat nur das Ohr Den mündlichen Bericht von deiner Qual empfangen . . . 7 zehnzeilige Strophen.

Ein viertes Gedicht über denselben Todesfall siehe unter dem Datum: 14. Febr. 1717.

1717. 11. Februar. *G* 511, *B* 17: Apollo ein Patient, Wurde, als der Wohl-Edle, Großachtbare und Wohlgelahrte Herr Johann Siegmund Hahn die wohlverdiente Würde eines Doctoris Philosophiae den 11. Febr. Anno 1717. in Leipzig rühmlichst erlangte, In einem eilfertigen Gedichte vorgestellet . . . Vergebliche Gedult! Die Hoffnung beßrer Zeiten Speist mein Verlangen nur mit faulen Fischen ab . . . 31 achtzeilige Strophen.

[*G* 403, *B* 27: Auf das den 11. Febr. 1717. bey der in Leipzig gehaltenen Magister-Promotion Tit. Herrn Joh. Siegmund Hahns, SS. Theol. Studiosi, celebrirte Fest . . . Ists möglich, daß du noch in mein Versprechen dringst . . . Steinbach S. 21 Anmerkung g sagt von diesem Gedichte: es „ist gar nicht seine Arbeit, sondern ist von dem Herrn Milich, jur. cand. des Herrn Rath Milichs Sohne, der auch gar einen geschickten Reim schrieb, aufgesetzt worden." Bestätigt wird die Unechtheit dieses Gedichts durch den Vorbericht zu *N*²: „Das daselbst p. 403 u. f. befindliche Gedichte, ist nicht Günthers, sondern Hrn. Johann Gottlieb Milichs, weil. geschworn. Amtsadv. des Fürstenthums Schweidnitz und Jauer."]

1717. 14. Februar. *G* 612, *C* 142: Billige Thränen über den unvermutheten Hintritt Der weiland Hoch-Edelgebohrnen Frauen, Frauen Cleophe Salome Löscherin, geb. Sittigin, Am Tage ihrer Gedächtniß-Predigt, als am 14. Febr. A. 1717. vergossen. Im Namen ihres Sohnes. Diß ist der Donner-Schlag nach vielem Wetterleuchten, Diß ist der Strahl, den mir das Blitzen prophezeit . . . 6 zwölfzeilige Strophen.

1717. 20. Februar. *N* 72, *N*² 75: Der an dem Lübeckischen Staatshimmel in eine Sonne verwandelte Stern, an dem Beyspiele Herrn Daniel Müllers, als derselbe den 20 des Hornungs 1717 die höchste Bürgermeisterwürde zu Lübeck erlangte. In fremdem Namen. Der Geist der

Poesie bemühte sich, den Ruhm   Der Helden auf das Tuch der blauen Luft zu schildern . . . 6 zwölfzeilige Strophen.

[1717. 12. April. *G* 1134, *C* 102: Pastorell Auf das Lier- und Kätzlerische Hochzeit-Festin, Welches A. 1717. den 12. April in Hirschberg höchst-erwünscht celebriret wurde. In fremdem Namen. Als Titan seinen Pracht des Purpurs ausgestellt . . . Steinbach S. 24: „— dieses Gedichte scheinet nicht allein deßwegen, weil er in Hirschberg um die Zeit noch nicht bekannt gewesen, seine Arbeit nicht zu seyn, sondern auch wegen der allzu schlechten Ausarbeitung —."]

1717. 17. April. *G* 666, *B* 119: Kindliches Thränen-Opffer bey der Grufft Des Hoch- und Wohlgebohrnen Herrn George Gottfried, Frey-Herrns von Eben und Brunnen, Welcher den 17. April. Anno MDCCXVII. plötzlich verstorben. Im Namen eines andern. Du erster Aufenthalt der Teutschen Pierinnen!   Mein mit Elysien vergliches Vater-Land! . . . 9 achtzeilige Strophen.

1717. 26. April. *G* 616, *B* 130: Bey dem Grabe des Wohl-Edlen und Wohlgelahrten Herrn M. Christan Friederich Kranewitters, Ord. Philosoph. Adjuncti und der Stadt-Schulen in Wittenberg wohlverdient gewesenen Rectoris, Welcher den 26. April. An. 1717. in dem HErrn entschlieff. Im Nahmen anderer. Mit dir Wohl-Seligster! hats weiter keine Noth; Was an und um dich ist, das spricht von lauter Glücke . . . 24 vierzeilige Strophen.

G 226, *D* 160: Die gefährliche Lebens-Schule Bey Beerdigung Des Hrn. M. Christian Friedrich Kranewitters, Der Wittenbergischen Stadt-Schulen Rectoris. 1. Das Leben gleichet einer Schule, Wo die Gefahr ihr Amt beschützt . . 9 achtzeilige Strophen.

1717. 30. April. *G* 161, *B* 36: Der von der Weisheit gefundene und belohnte Fleiß als dem Wohl-Edlen und Wohlgelahrten Herrn Michael Pietsch, auf der Welt-berühmten Universität Wittenberg der wohl-verdiente Philosophische Magister-Hut den 30. April. A. 1717 rühmlichst aufgesetzt wurde. Im Nahmen eines andern. 1. Die Weisheit gieng jüngsthin spatzieren . . . 11 achtzeilige Strophen.

1717. 30. April. *G* 548, *B* 32: Als der Wohl-Edle und Wohlgelahrte Herr Samuel Oelßner, auf der Welt-berühmten Universität Wittenberg A. 1717. den 30. Apr. die längst-verdiente Magister-Würde erhielt. Im Nahmen eines andern. Erschrick nicht, werther Freund! Dir wird ein Kind gebracht,   Das, wie du selbst erfährst, den Nahmen dir verlängert . . . 2 achtzeilige Strophen.

1717. 27. Mai. *G* 645, *B* 7: Lob- und Danck-Altar, welchen dem Hoch-Ehrwürdigen und Hochgelahrten Herrn Johann Hermann von Elswich, Rendsburgens. Holsat. Assessori Facult. Philos. in Wittenberg, Jetzo beruffenem Haupt-Prediger an der Cosmae und Damiani Kirche zu Stade, Als er vor seiner Abreise den 27. May A. 1717 den wohlverdienten Gradum eines Licentiati Theologiae erhielt, aufrichteten dessen bisher gewesene Auditores. 1. Weil es nicht anders ist und der Vorsehungs-Schluß . . . 7 zwölfzeilige Strophen.

Leipzig.

1717. *G* 190, *D* 270: Als Orpheus mit verliebten Thränen . . . 16 achtzeilige Strophen. In der ersten Zeit des Aufenthaltes in Leipzig verfaßt.

1717. 26. August. *G* 641, *C* 27: Auf das glücklich erschienene Gebuhrts-Fest. Welches der Hoch-Edle, Hoch-Achtbare und Hochgelahrte Herr D.

Michael Ernestus Ettmüller, Anatom. & Chirurg. Prof. Publ. wie auch Assessor der Medic. Facultät zu Leipzig, den 26. Augusti celebrirte. Im Namen der Tisch-Compagnie. Vor Wehmuth drückt man ja noch wohl ein Auge zu   Wenn Schmertz und Ungedult den Haß des Lebens zeiget . . . 9 zehnzeilige Strophen.

G 1126, *C* 31: Cantata auf eben das vorige Gebuhrts-Fest. Aria. Ihr Sterne, spart die Silber-Kertzen,   Und zieht die matten Strahlen ein . . . 72 Zeilen.

1717. 25. September. *N* 131, *N²* 141: An Hrn. Christ. Gotth. Birnbaum. Leipzig, den 25. Septembr. 1717. Dein Landsmann ändert itzt, mein Birnbaum, sein Quartier,   Er lauft, er dringt, er reist, und will mit Macht zu dir . . . 9 vierzeilige Strophen.

1717. 27. Oktober. *G* 377, *B* 1: Das Ruhm-würdige Verdienst der von dem Hoch-Edlen und Hochgelahrten Herrn Johann Gottfried Hahn, von Schweidnitz aus Schlesien, Zu Leipzig den 27. Octobr. An. 1717 öffentlich erhaltenen hohen Doctor-Würde . . . Ich weiß in Wahrheit nicht, ob mich Crispin behext . . . 39 vierzeilige Strophen.

G 650, *C* 38: Als . . . Herr Johann Gottfried Hahn, Medicinae Licentiatus, Den 28. Octobr. A. 1717. Auf der berühmten Universität Leipzig das Medicinische Doctorat rühmlichst erhielt. In anderm Namen. Ich darff, Hoch-Edler Freund! mit keiner Schmeicheley Dein mir geneigtes Hertz anitzt zum Ablaß bitten . . . 6 achtzeilige Strophen.

G 574, *C* 44: Als . . . Herr Lic. Johann Gottfried Hahn, A. 1717. d. 28. Octobr. die Würde eines Doctoris Medicinae in Leipzig erhielt. Im Namen eines andern. Solt' ich der eintzige von deinen Dienern seyn,   Der, Grund gelehrter Hahn! bey deinen Ehren schwiege . . . 8 vierzeilige Strophen. Vgl. Litzmann S. 128.

1717. 10. November. *N²* 69: Die Wirthschaft keuscher Liebe bey dem zu Bunzlau im Jahr 1717 den 10 November gefeyerten Longolins- und Kranzischen Hochzeitfeste. In fremdem Namen. Ich soll, vermählte Schwester Braut,   Bey deiner Ehrenfreude singen . . . 9 zehnzeilige Strophen.

G 654, *B* 58: Die steigende Gelehrsamkeit, Als der Wohl-Edle und Wohlgelahrte Herr Gottfried Steiger, A. MDCCXVII. d. 10. Nov. Von der Welt-berühmten Universität Leipzig nach wohlgeendigten Studiis Academicis sich wieder nach Hause begab. Im Nahmen eines andern. 1. Laßts seyn, daß wir vorlängst die unverlöschte Gluth   Der Vesta von Athen nicht mehr zu nähren wissen . . . 8 zehnzeilige Strophen.

1717. 6. Dezember. *N* 48, *N²* 50: An Hrn. Christ. Gotth. Birnbaum Leipzig, den 6 Dec. 1717. Vergieb auch meiner Menschlichkeit   Die Schwachheit angebohrner Triebe . . . 7 achtzeilige Strophen.

1717. 16. Dezember. *G* 754, *A* 480, *A²* 437: Als Herr M. Christian Stieff, P. P. In dem Gymnasio zu St. Mar. Magd. in Breßlau Anno 1717. das Rectorat erhielt. Im Nahmen eines andern. Reiß, Theurer Gryphius! die Riegel von der Grufft, Vertrag das alte Licht, gewohne neue Lufft . . . 25 vierzeilige Strophen. Das Gedicht ist im Namen Th. Speers geschrieben, siehe Litzmann S. 127 Einzeldruck: „Als . . . Stieff . . . das Rectorat erhielt, wollte gratuliren ein desselben entfernter doch wohlbekandter Diener und Freund T. S. j. u. c. Leipzig 1717.“

1718. Neujahr. *N* 63, *N²* 63: An Herrn Christian Gotthelf Birnbaum, Mathem. et Phil. Studios. in Leipzig, bey dem Antritt des 1718ten

Jahres. Du fromm und redliches Geblüte, Es halten dich nur Kluge werth . . . 5 zwölfzeilige Strophen.

1718. 5. Februar. N^2 80: An Herrn Johann August Heinichen, als derselbe zu Halle im Jahr 1718 den 5 Febr. Licentiat in der Arzneykunst ward. Im Namen vier aufrichtiger Freunde. Zu läugnen ist es nicht, wir würden, möcht es seyn, Doch ohne Schimpf gesagt, des Arztes gern entbehren . . . 8 zehnzeilige Strophen. Litmann S. 128 Einzeldruck: „An . . . Heinichen, Lips. Misn. . . . Im Namen vier auffrichtiger Freunde, Die es Mit Ihm Hertzlich Meinen. Leipzig. Christ. Scholvien."

1718. 17. Februar. *G* 164, *C* 56: Das Neueste von dem Parnasso erzehlte bey der von Herrn Johann George Schneidern, Lauba-Lusat. S. S. Theol. Stud. & Phil. Baccal. den 17. Febr. A. 1718. in Leipzig nach Verdienst erhaltenen Magister-Würde Johann Christian Günther . . . Der Bote mit der Schlangen-Ruthe Kam wieder auf dem Pindus an . . . 18 achtzeilige Strophen.

G 169, *C* 62: Den Auf hohen Schulen mit Vernunfft Vorgenommenen Zeit-Vertreib Bewunderte an dem Exempel Des Herrn Johann George Schneiders, Von Lauben aus der Lausitz, Der Heil. Schrifft eifrigst Beflissenen, Bey seiner Im Jahr 1718. den 17. Febr. in Leipzig nach Verdienst erlangten Philosophischen Würde, Desselben bisher gewesene Tisch-Gesellschafft. Wir satteln zwar auf dein Begehren, Gelehrter Freund! den Pegasus . . . 11 achtzeilige Strophen.

G 409, *A* 512, A^2 469: Als Herr Christian Gottlieb Hilischer Von Bernstadt aus Schlesien An. 1718. den 17. Februar. in Leipzig die Magister-Würde erhielt. Im Nahmen anderer. Im kleinen Israel der recht gelehrten Welt . . . 25 vierzeilige Strophen.

1718. 13. März. Brand in Striegau, wobei auch Günthers Vaterhaus niederbrannte, ein Unglück, das in der Folgezeit vom Dichter häufig zur Erklärung und beweglichen Schilderung seiner traurigen Lage benutzt wird. Wittig S. 81.

1718. 24. März. *G* 807, *B* 140: Bey dem Grabe des weyland Wohl-Edlen und Hochgelahrten Herrn Johann Christoph Erners, Schmiedeb. Siles. A. MDCCXVIII. d. 24. Martii. Im Namen anderer. 1. Verhängniß! Rase fort! verlängre Zorn und Wüten, Zerreib den Dornen-Wald mit samt den bösen Blüthen . . . 12 sechszeilige Strophen. *G*: 14. März.

1718. 11. April. *G* 335, *A* 194, A^2 177: Cantata Als der Wohlgebohrne Herr, Herr Daniel Gottlob von Nickisch und Roseneck nach rühmlichst abgelegten Studiis und Exercitiis den 11. April. A. 1718. Sich wiederum nach Hause in Schlesien begeben wolte. Im Nahmen eines andern. Pallas Lipsiensis et Silesia. Aria. Pall. Wilt du meinen Sohn entführen? . . . 85 Zeilen.

G 569, *A* 45, A^2 40: Auf den An. 1718 glücklich geschehenen Abzug des Herrn von Nickisch. Begleitet, wen ihr wolt, ihr matten Pierinnen, Und hinkt, so gut ihr könnt, in Elegieen mit! . . . 48 vierzeilige Strophen.

G 648, *D* 1: Als der wohlgebohrne Herr, Herr Daniel Gottlob von Nickisch und Roseneck, Erb-Herr auf Ober- und Nieder-Adelsdorff ꝛc. ꝛc. Nach rühmlichst geführten Studiis und Exercitiis, Den 11. Aprill des 1718. Jahres höchstvergnügt von der Welt-berühmten Universität Leipzig nach Hause gieng. Im Namen eines Andern. Wenn, Wohlgebohrner Herr, mein kalt- und heißrer Thon Der Laute, die

du rührst, an Lieblichkeit nicht gleichet: So wisse, daß du selbst Apollens ächter Sohn . . . 8 achtzeilige Strophen.

1718. 12. Mai. *G* 575, *A* 499, *A*[2] 455: Als Hr. Siegemund Gottlieb Schröter nach rühmlichst absolvirten Studiis academicis Anno 1718. den 12. May Seine Rück-Reise glücklich antrat. Im Namen eines andern. Ich soll, gelehrter Freund! und will Dich auch begleiten; Das erste macht die Pflicht, das andre thut die Treu . . . 18 vierzeilige Strophen.

1718. *G* 795, *A* 80, *A*[2] 72: Auf das An. 1718. vollzogene Straßburger- und Assigische Hochzeit-Festin. Im Nahmen eines andern. Flor, Boy und Mantel weg! gleich ietzund ists ein Jahr, Seit dem ein Klage-Brief mir Weh und Ach gebahr . . . 22 vierzeilige Strophen. In heißer Sommerszeit verfertigt, wie aus mehreren Stellen des Gedichts hervorgeht. Vgl. Steinbach S. 38.

1718. *G* 491, *A* 416, *A*[2] 375: Der Entlarvte Crispinus Von Schweidnitz aus Schlesien, oder die Von denen Musen gestriegelte Tadel-Sucht . . . Bescheidener Leser! Verdienest du den Titul mit Recht, so müssen dir freylich nachfolgende Blätter einige vor mich nicht gar zu vortheilhafftige Gedancken in den Kopf setzen . . . Tartuffe, Thrax, Gargil, und wer ihr alle seyd! . . . 52 zehnzeilige Strophen . . . Komm, komm dem Helden nach, er eilt mit Roß und Wagen; Er eilt, er sticht, er schlägt; Triumph! wir müssens sagen. Aber zum Beschlusse rathe ich nunmehr dem Herrn Krausen in allem Ernst, er lasse hinfort die Leute zufrieden . . . Geht er in sich, und bedenckt seine eigene Ehre, so mache ich mit diesem Blatte der von ihm angefangenen Feder-Katzbalgerey ein nachdrückliches Ende.

1718. 21. Juli. Friede von Passarowitz.
G 123, *A* 62, *A*[2] 55: Auf den Zwischen Ihro Kayserl. Majestät und der Pforte An. 1718. geschlossenen Frieden. 1. Eugen ist fort. Ihr Musen nach! . . . 50 zehnzeilige Strophen.

1718. 15. September. *G* 450, *A* 229, *A*[2] 206: Bey der An. 1718. den 15. Septembr. in Striegau glücklich gefeyreten Mäntler- und Mentzelischen Hochzeit-Freude. Geschlagne Vater-Stadt! . . . 34 vierzeilige Strophen.

1718. 26. September. *N*[2] 83: Auf Herrn M. Johann Friedrich Freiesleben zu Erfurt im Jahr 1718 den 26 Sept. geschehene Erklärung zum Lehrer beyder Rechte. In fremdem Namen. Der Mensch, das kleine Thier, verfährt oft ziemlich toll, Verachtet, was er doch am höchsten schätzen soll . . . 10 zehnzeilige Strophen. Vgl. Litzmann S. 128.

1718. 4. October. *N*[2] 78: Auf das zu Erfurt im Jahr 1718 den 4 Octob. gefeyerte Ziegler- und Riedelische Vermählungsfest. In fremdem Namen. Verwandter Bräutigam, ich komme doppelt an . . . 6 zehnzeilige Strophen. Vgl. Litzmann S. 129.

1718. 12. October. *G* 651, *B* 11: Als . . . Herr Christian Adam Gorn, Jaurov. Sil. A. 1718. den 12. Octobr. die Würde eines Doctoris Medicinae auf der Universität Halle rühmlichst erhielt. Im Nahmen anderer. 1. Du bist, Wohl-Edler Freund! der erst aus unsrer Zunfft, Um dessen Doctor-Hut wir Lorbeer-Reiser stecken . . . 7 zehnzeilige Strophen. Litzmann S. 128 Einzeldruck: Als . . . Gorn . . . erhielt gratulirte das Collegium disputatorium Svidnico-Jauroviense . . .
C. F. Weichmann's Poesie der Nieder-Sachsen . . . 2. Th. 1732 S. 57: Die krönende Hygea, als der Hoch-Edle . . . C. A. Gorn den 12. Octob. 1718 zu Halle Med. Dr. ward, für sich und seine übrigen Tisch-Genossen zu Leipzig entworffen. Mich. Chrn. Brandenburg. Vergebt es, die ihr schreibt, was Geist und Feuer heget u. s. w.

G 381, *A* 223, *A*² 201: Als der Hoch-Edle und Hochgelahrte Herr, Herr Christian Adam Gorn den 13. Octobr. An. 1718. Auf der berühmten Universität Halle in Doctorem Medicinae promovirte. Im Nahmen Zweyer Freunde. Wir wissen, werther Freund! daß Tugend, Kunst und Fleiß   Sich durch sich selbst erhöhn . . . 19 vierzeilige Strophen.

N 137, *N*² 175: An Herrn Christian Adam Gorn, von Jauer aus Schlesien, als er zu Halle den 14 October 1718 die höchste Würde in der Arzneykunst erhielt. Edler Freund, ich traute mir kaum die Sünde zu verbeten . . . 16 vierzeilige Strophen. Vgl. Litzmann S. 129.

G 748, *C* 40: Als . . . Herr Christian Adam Gorn, von Jauer aus Schlesien, Auf der berühmten Universität Halle A. 1718. den 14. Octobr. in Doctorem Medicinae promovirte. In fremdem Namen. Ich seh, Hoch-Edler Freund, mit was für Recht und Pracht Hygeens Heiligthum dich itzt zum Priester macht . . . 20 vierzeilige Strophen. (Erst später verfaßt „fast drey Wochen").

1718. 18. Oktober. *N*² 159: Der in der Handelschaft der Liebe entstandene, aber noch nicht völlig erörterte Streit: Ob die Witwen oder die Jungfern die beste Waare zum Heyrathen seyn? Ward bey Gelegenheit des Küster- und Wilkischen Hochzeitfestes in Osterwyck, im Jahre 1718. den 18. des Weinmonats unparteyisch erzählet. In fremdem Nahmen. Honny soit qui mal y pense. Der Liebe fruchtbar Reich zeigt so viel Seltenheiten . . . 55 vierzeilige Strophen. Vgl. Litzmann S. 128.

1718. 25. October. *G* 541, *C* 112: Bey der den 25. Octobr. A. 1718. in Leipzig Winckler- und Kistnerischen Mariage. Im Namen einiger guter Freunde. Nur fort, vergnügtes Paar! und laß dich nichts verstöhren . . . 8 achtzeilige Strophen.

1718. 1. November. *G* 664, *C* 87: Die angenehmste Post-Reise, erwogen Bey dem den 1. Nov. A. 1718. in Leipzig glücklich gefeyerten Mauersberger- und Ritzischen Hochzeit-Feste. Im Namen anderer. Halt, werther Bräutigam! und steig nicht eher auf,   Als bis wir dir vorher die süsse Post gesegnen . . . 8 achtzeilige Strophen.

1718. 15. November. *G* 750, *A* 207, *A*² 187: Die dem Hoch-Edlen und Hochgelahrten Herrn Hrn. Christian Adam Born, Med. Doctori Bey dem A. 1718. den 15. Nov. geschehenen Abschiede von der Leipziger Universität Vor den In einer gefährlichen Kranckheit erfahrnen medicinischen Fleiß bezeigte schuldige Danckbarkeit. Im Nahmen eines andern. 1. Gefällt die Dankbarkeit in ihrem Hirten-Kleide . . . 12 sechszeilige Strophen. Vgl. Litzmann S. 130.

G 385, *A* 93, *A*² 84: Auf die nach erhaltener Doctor-Würde in Halle An. 1718. aus Leipzig geschehene Retour Herrn Christian Adam Gorns . . . Ihr Mütter seyd nur gut! . . . 80 vierzeilige Strophen.

1719. Neujahr. *G* 729, *A* 217, *A*² 196: Das Dem Hochgebohrnen Herrn, Herrn Woldemar Freyherrn von Löwendal, Ihro Königl. Majestät in Pohlen und Chur-Fürstl. Durchl. zu Sachsen Hochansehnlichen Ober-Hof-Marschall ꝛc. An dem glücklich-erschienenen Neu-Jahrs-Tage des 1719. Jahres dargebrachte unterthänige Freuden-Opffer eines Clienten. Im Nahmen eines andern. Hochwohlgebohrner Herr! Herr, dessen Blut und Geist   Des Fürsten rechter Arm, des Landes Joseph heist . . . 23 vierzeilige Strophen.

1719. 11. Januar. *G* 661, *A* 347, *A*² 313: So fängt mein Bräutigam Sein Neu-Jahr glücklich an, Und hebt an Seiner Braut das Kleinod der von Seher: Wofern des Bruders Wunsch die Freude mehren kan, So steigt ihr Wachsthum stets, Wie ietzt das Welt-Licht höher. Herr Bruder! Sieh nicht scheel, wenn diß mein Lorber-Blat Den Blick der schönen Braut Dir kurtze Zeit entrücket . . . 9 achtzeilige Strophen.

G 887, *A* 468, *A*² 424: Nuptiis Dan. Gottl. de Nickisch & Roseneck et Johannae Ursulae de Seher. Anno 1719. celebratis. Vota suos habuere Deos . . . 53 Distichen. Steinbach S. 62 erwähnt das lateinische Gedicht ohne das deutsche und setzt es fälschlich an's Ende des Jahres 1719, wie er immer die Gedichte, bei welchen die Ausgaben nur das Jahr angeben, am Ende des Jahres nennt. Das genaue Datum der Hochzeit bietet Sinapius, Schlesischer Curiositäten 1. Vorstellung 1720. S 664.

1719. 23. Januar. *G* 603, *B* 122: Auf den Tod Des Herrn Bürgemeister Schachers. in Leipzig. 1. Wofern, Entschlaffner Greiß! dein Sarg Empfindung hat, So opfert ihm mein Kiel dieß welcke Lorbeer-Blat . . . 4 sechszeilige Strophen.

G 605, *B* 123: Auf Das Absterben des Vorhergehenden Im Nahmen eines guten Freundes, Der in des Verstorbenen Hause wohnete. 1. Des Traurens Nachbarschaft steckt gleichfalls meine Glieder, Hochseelig-Edles Haupt! mit Reu und Mitleid an . . . 6 zehnzeilige Strophen.

G 604, *B* 126: Auf den Hintritt des Vorigen. Im Nahmen eines noch andern Freundes, Der ebenfalls in des Seligen Hause wohnete. Ich halt' es mir erlaubt, bey Thränen mit zu weinen, Und unter Boy und Flohr der Leiche nachzugehn . . . 15 vierzeilige Strophen. Steinbach läßt fälschlicherweise den Tod Schachers in den März fallen, S. 42. Das richtige Datum hätte er finden können in C. E. Sieuls Leipziger Jahr-Geschichte. 1719. S. 60 ff. Danach ist Quirin Hartmann Schacher, Bürgermeister von Leipzig, geboren den 21. November 1659, gestorben den 23. Januar 1719. Ein Gedicht mit dem richtigen Datum ist Steinbach ebenfalls entgangen. Auserlesene . . . Gedichte . . . 22. Stück 1720. S. 151: Auf das Absterben Tit. Herrn Bürgermeisters Schachers zu Leipzig, den 23. Jan. 1719. Im Namen eines andern. M. C. F. Lentz. Auch Kade in den Grenzboten weiß von beiden Stellen nichts.

1719. 14. Februar. *G* 598, *A* 202, *A*² 183: Auf das in Hirschberg den 14. Febr. A. 1719. glücklich vollzogene Gottfried- und Mentzelische Hochzeit-Fest. Im Nahmen eines andern. Komm Liebe zum Triumph, und laß den Sieges-Wagen Den Wolck' und Glantz umringt, von Taub- und Schwänen ziehn! . . . 24 vierzeilige Strophen.

1719. 16. Februar. *G* 406, *B* 14: Als Herr Johann Gottlob Nimptsch, Phil. & bonarum Artium Baccal. A. 1719. den 16. Febr. die wohlverdiente Magister-Würde in Leipzig rühmlichst erlangte. Im Nahmen anderer. So thut sich unsre Zunfft durch Frucht und Blüthe vor . . . 20 vierzeilige Strophen.

1719. 20. Februar. *G* 453, *D* 121: Auf die Klug- und Liebische Verbindung, A. 1719. den 20. Febr. Es ist mir doch erlaubt . . . 17 vierzeilige Strophen.

1719. 4. März. *G* 233, *C* 153: Auf Das frühe und höchst-schmertzliche Abscheiden Der weiland Edlen Johanna Magdalena Casparin, Herrn Michael

Caspari, Berühmten Kauff- und Handels-Mannes in Schmiedeberg, Mittelsten Jungfer Tochter, Welche die rühmlich geführte Wallfahrt ihres Lebens A. 1719. den 4. Mart. beschloß. Jn fremdem Namen. So gehst du schon so früh zu rüste, Du angenehmes Sonnen-Kind . . . 12 achtzeilige Strophen

1719. 16. März. *G* 732, *C* 12: Als Tit. plen. Herr Lange zum Bürgermeister in Leipzig erwählet wurde. Du wunderst dich vielleicht, berühmt- und kluger Mann! Woher ich so viel Hertz und Freyheit nehmen kan . . . 50 vierzeilige Strophen. Nach C. E. Siculs Leipziger Jahr Geschichte. 1719. Anderer Theil. S. 14 kam Gottfried Lange am 16. März 1719 von Dresden her in Leipzig an, „um sich wiederum, wie vormals, beständig allhier aufzuhalten und seine hiesigen hohen Aemter abzuwarten." Vgl. Kade, Grenzboten 1890, S. 72, wo zur Ermittelung des Datums unnötigerweise auf archivalische Quellen zurückgegangen wird.

1719. 9. April. *G* 580, *A* 296, *A²* 266: An Herrn - - - Vertraut- und werther Freund! Ach! laß Dir was erzehlen: Jch werde wiederum, (o spotte nicht!) verliebt . . . Vier Jahr entbehr' ich schon die schöne Leonore, Mein Hertz verließ mit Jhr die Uebung süsser Gluth . . . Jch sang und spielte zwar, doch nichts als Klage-Lieder, Dort um das Elb-Athen, hier um den Pleissen-Strand: Nun, dacht' ich, kommt dir doch die liebe Zeit nicht wieder, Die Schweidnitz dazumahl in Deinem Lager fand . . . Die Schwalbe bringt den Lentz, die Störche warme Tage, Und Amor mir vielleicht die guthe Bothschafft bey: Daß dieses Oster-Fest der Gräntz-Stein meiner Plage, Und Glück und Wohl mit ihm in naher Ankunfft sey . . . 29 vierzeilige Strophen. Der erste Osterfeiertag im Jahre 1719 fiel auf den 9. April.

1719. 21. April. *G* 809, *B* 134: Als Der Wohl-Edle und Wohlgelahrte Herr Martin Förster, J. V. Studiosus Von Brieg aus Schlesien Den 21. April. des 1719. Jahres Auf der weit-berühmten Universität Halle das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselte. Jm Namen der daselbst studirenden Landes-Leute. Wenn schon der Mandel-Baum um Haar und Scheitel blüht . . . 17 vierzeilige Strophen.

1719. 27. April. *G* 737, *A* 190, *A²* 173: Als der Hoch-Edle und Hochgelahrte Herr Herr Johann Burchard Mencke J. V. D. Die hoch-verdiente Würde eines Rectoris Magnifici in Leipzig den 27. April des 1719. Jahres zum vierdten mahl erhielt. Die Wahrheit sey mir gram, wofern ich, grosser Mencke! Dein rein und zärtlich Ohr aus blinder Kühnheit kräncke . . . 23 vierzeilige Strophen.

1719. 29. April. *G* 757, *A* 198, *A²* 181: Als Herr David Laupitz auf der Universität Wittenberg Anno 1719. den 29. Apr. die Magister-Würde erhielt. Jm Nahmen eines andern. Jndessen, da mein Fleiß schon in der Vater-Stadt Mehr Uebung in der Cur als in den Reimen hat . . . 15 vierzeilige Strophen.

G 1056, *B* 33: Als der Wohl-Edle, Großachtbare und Wohlgelahrte Herr David Laupitz, Svidn. Sil. A. 1719. den 29. April in Wittenberg die Magister-Würde erhielt. Jm Nahmen anderer. 1. Wenn dir, Hochwerther Freund, dieß Blat gefallen solte, Müst unsre Poesie schon gantz vollkommen seyn . . . 8 achtzeilige Strophen.

1719. 26. Juni. *G* 294, *D* 345: Als Leonore sich endlich zum Lieben bewegen ließ. Leipzig, A. 1719. den 26. Jun. Aria. 1. Eleonore ließ ihr Hertze Nicht länger unempfindlich seyn . . . 12 sechszeilige Strophen.

1719. 11. Juli. *G* 601, *A* 1, *A²* 1: Auf die den 11. Julii 1719. in Brieg

glücklich vollzogene Tscherning- und Hämpelische Verbindung. Im Nahmen eines andern. Vergnügt- und werthes Paar! . . . 15 vierzeilige Strophen. *N* 133, *N*² 168: An Hrn. Nicol. Siegm. v. Senitz und Rudelsdorf, Erbherrn auf Sponsberg, bey desselben im 1719 Jahre den 11 Julii in Rankau vollzogenen Vermählung. In fremdem Namen. Inzwischen daß mein Fleiß in unsrer Lindenstadt Asträens Heiligthum zu seinem Tempel hat . . . 117 Zeilen, hinter dem 31. Verse fehlt eine Zeile, zu den Versen 61. 62 fehlen die eigentlich zu erwartenden zwei weiblichen Reimzeilen; die 115 + 1 Zeilen bilden 29 regelrechte vierzeilige Strophen von je einem männlichen und weiblichen ungetrennten Reimpaare.

1719. *G* 837, *D* 195: Letzte Gedancken. Nun empfind ichs endlich auch, was Verdruß und Arbeit können, Und wie zeitig Creutz und Gram unsrer Jugend Marck verbrennen . . . 57 vierzeilige Strophen. Vgl. Litzmann S. 97.

Dresden.

1719. 10. August. *G* 181, *D* 318: Ode. Dreßden, den 10. Aug. A. 1719. 1. Euch Musen dankt mein treu Gemüthe, Wofern ich etwas gelt und bin . . . 4 achtzeilige Strophen.

1719. 16. August. *G* 577, *D* 71: Schreiben an Hr. Br[andenburg] aus Mecklenburg SS. Theol. Stud. in Leipzig, Aus Dreßden den 16. Aug. 1719. Freund! welchen Fleiß und Geist vom Pöbel unterscheidet, Freund! dem der Musen Gunst vor tausend andern lacht . . . 27 vierzeilige Strophen.

1719. *G* 709, *A* 398, *A*² 359: Unterthänigste Lob-Schrifft Auf Ihro Königlichen Majestät in Pohlen und Chur-Fürstl. Durchl. von Sachsen, Herrn Friedrichs Augusti, unvergleichliche Thaten. Die Ehr-Furcht spricht mich loß, mein König und mein Held! Wofern mein schwacher Vers auf iede Sylbe fällt . . . 97 vierzeilige Strophen.

1719. 22. August. *G* 269, *D* 384: Aria. An seine Schöne. Voran, den 22. Aug. A. 1719. 1. Nun Kind! ich kan dich nicht mehr bitten, Behalt mein Hertz in treuer Brust! . . . 7 sechszeilige Strophen.

1719. *G* 354, *D* 386: Cantate. Dreßden in den Königlichen Garten gebracht. Aria. Allein und doch vergnügt: Geh Delila mit Band und Schlingen . . . 32 Zeilen.

1719. 2. September. *G* 183, *D* 321: Auf der Abreise von Dreßden in sein geliebtes Schlesien. Den 2. Sept. An. 1719. 1. Kommt, tröstet mich, ihr alten Tage! Und last euch einmahl wieder sehn . . . 10 achtzeilige Strophen.

Schweidnitz.

1719. 15. September. *G* 185, *D* 355: Als er A. 1719. den 15. Sept. wieder nach Schweidnitz kam. Du ehmals liebster Ort der treuen Leonore! . . . 5 sechszeilige Strophen.

1719. . *G* 693, *B* 215: An seine Lehungen. Nach so viel Angst und Neid . . . 13 sechszeilige Strophen.

Breslau.

1719. Dezember. *G* 557, *D* 361: An Leonoren, als er sie nach vier Jahren das erste mal wieder empfieng. Die Regung ist zu scharf . . . 6 Alexandriner. Siehe Kalbeck S. 53, Litzmann S. 43.

1719. 22. Dezember. *G* 695, *B* 230: Schreiben An seine Leonore. Von Breßlau A. 1719. den 22. Decembr. 1. Ach Kind! ach liebstes Kind!

was war das vor Vergnügen? Der Himmel geb' uns doch dergleichen Nächte viel . . . 9 sechszeilige Strophen. *G* hat den Druckfehler 1729, vgl. Steinbach S. 55, Litzmann S. 101.

1719. 25. Dezember. *N* 194, *N*² 228: An seine Schöne. Breßlau den 25 Dec. 1719. Mein Herz, was fangen wir noch mit einander an? Es scheint, wir werden bald dem Kummer weichen müssen . . . 6 vierzeilige Strophen.

1719. Dezember. *G* 719, *A* 22, *A*² 20: Das Ebenbild der Wahrheit und Gerechtigkeit, vorgestellet in einem kurtzen Entwurff des Lebens Hrn. Frantz Antonii Grafen von Sporck. Ein innerlicher Kampff, Hochwohlgebohrnes Haupt, Hat meiner Muse noch das Glücke nicht erlaubt . . . 87 vierzeilige Strophen.

1720. Neujahr. *N*² 249: Dem Seidelischen Hause in Zittau Zum Neujahr 1720. Schreib, sprach die Schuldigkeit: schweig, sprach die Poesie . . . Bruchstück, 36 Zeilen = 9 vierzeilige Strophen, dann eine unvollständige Zeile, mit welcher der Text abbricht.

1720. 19. Januar. *G* 890, *B* 128: In obitum Eleonorae Magdalenae Augustissimi olim Imperatoris Leopoldi Viduae. Occidit! (Ah tantos horret renovare dolores Mens, denuo lacrymas Austria flere Tuas!) . . . 22 Distichen.

1720? *G* 699, *D* 185: An Gott Um Weisheit und Liebe des Freundes. Zwey Hertzen, deren Bund Verstand und Liebe schliest Und die einander bloß zu Freunden auserkiest . . . 10 vierzeilige Strophen.

1720. *G* 186, *D* 313: Aria. An seinen guten Freund und Bruder, auf der Reise nach Jauer. 1. Bruder! komm und laß uns wandern, Habe Leid und Lust gemein . . . 7 achtzeilige Strophen.

Lauban.

1720. 29. Februar. *G* 310, *D* 378: Aria. An Leonoren. Lauban, den 29. Febr. A. 1720. 1. Die Trennung dient zu größrer Freude, Drum thu doch nicht so sehr um mich! . . . 15 sechszeilige Strophen. Vgl. Steinbach S. 64, Litzmann S. 103.

1720. *G* 742, *A* 491, *A*² 447: Lob-Gedichte Auf Plen. cum Tit. Herrn von Löwenstäth, An. 1720. Du zürnest doch wol nicht, berühmter Maecenat . . . 35 vierzeilige Strophen.

1720. *N* 50, *N*² 52: An Herrn M — — von R — — i. v. c. Anno 1720. Gesundheit, Glück und Trost, und alles ist nun hin: Mich wundert, daß ich noch der Feder mächtig bin . . . 28 sechszeilige Strophen.

1720. März. *N* 145, *N*² 153, Kalbeck S. 43—50: An seinen vertrauten Freund H. . von Augspurg, aus Lauban nach Leipzig. Ein jung und treues Blut vergaß der Frühlingslust, Bey Schlägen um das Haupt und Pfeilen in der Brust . . . 43 vierzeilige Strophen. Vers 33. 34: „lies den Klagebrief, Der nächst in Austens Hand und Menkens Hände lief". Statt Mencken ist hier Marckard zu lesen, sieh Kalbeck S. 44. Ein Brief an Mencken folgte erst später am 14. April. V. 148 „wir leben itzt im Merzen". H. = Haas.

1720. März. *G* 827, *A* 143, *A*² 130: [An die Frau von Breßler.] Vergib nur, Gnädigste, die Grobheit armer Noth! . . . 6 vierzeilige Strophen. Z. 22: Die Marter-Woch ist da. Sonntag Palmarum fiel im J. 1720 auf den 24. März, die Charwoche demnach 24.—30. März.

1720. 2. April. Bey der Wiederkunfft der Nacht auf den 2. Apr. 1720. in Lauban. Ach! kan Natur und Jahr dich ja nicht gantz vermissen,

Es schleicht doch immermehr, du sonst beliebte Nacht! ... 20 vierzeilige Strophen.

1720. 6. April. *G* 479, *B* 163: Schreiben An Herrn D. J. • G. • H. • nach L. • Aus Lauben A. 1720. den 6. April. Erwarte nicht, mein Freund! der so viel Werth und Huld ... Ein lang und nett Gedicht! Ich bin in Deiner Schuld ... 52 vierzeilige Strophen. An Johann Gottfried Hahn in Breslau.

1720. 9. April. *N* 7, *N*² 8: Bußgedanken über den Zustand der Welt. Den 9 April 1720. Gerechter Gott, in was vor Zeiten ... Geräth nicht unser Lebenslauf? ... 10 zehnzeilige Strophen; in der 9. Strophe fehlt die 7. Zeile.

1720. 14. April. *N* 267, *N*² 241: Schreiben an Ihro Magnificenz, Hrn. Johann Burchard Menken, aus Lauban den 14 April 1720. Im Fall Du schwören kannst ... 57 vierzeilige Strophen, die gedruckte Form gibt ein Concept wieder, welches zahlreiche unausgefüllte Lücken aufweist.

1720. 20. April. *N* 226, *N*² 264: Fragmentum elegiae ad Dn. D. Jo. Jac. Mascovium, d. XXII. April. a. MDCCXX. Lauba scriptae. Quam mihi fata negant, quam spes optare veretur, ... En! venit a minimo missa Cliente Salus ... 10 Distichen, und als Anfangswort des elften Exul—.

1720. 10. Juli. *G* 316, *D* 400: Auf die Morgen-Zeit Bey Erinnerung Leonorens. Den 10. Jul. 1720. 1. Ich seh Dich zwar Du angenehmer Morgen, Und zwar nicht sonder Zärtlichkeit ... 6 achtzeilige Strophen. Vgl. Steinbach S. 65.

1720. 17. Juli. *G* 113, *D* 275: Als er zu sterben wünschte. Den 17. Jul. 1720. Schreib an und laß Dir dieses Licht ... Von nun an zum Gedächtniß dienen ... 5 zehnzeilige Strophen.

1720. 20. Juli. *N* 30, *N*² 31: Er tröstet sich und seinen Freund. Den 20 Jul. 1720. Gott Lob, ich merk es innerlich, ... Des Höchsten Eifer lindert sich ... 9 sechszeilige Strophen.

1720. 21. Juli. *G* 208, *D* 267: Er klaget in der Einsamkeit. Den 21. Jul. 1720. 1. Hier, wo mich niemand weiß ... 8 zehnzeilige Strophen.

1720 *N* 37, *N*² 39: Auf der Reise hinter Lemberg disseits nach Schlesien. So gehn wir nun auf gutes Glücke, ... Und keiner weiß, womit, wohin? ... 7 achtzeilige Strophen. Schluß: „Das Pilgersdorfer Lustgefilde Wirst Tröstung zu; Die Deutung zeigt uns hier im Bilde: Wir wandeln nach der Armen Ruh". Es geht also die Reise wahrscheinlich von Lauban über Löwenberg, Pilgersdorf, Armenruh u. s. w. nach Breslau.

Breslau.

1720. 10. August. *N* 164, *N*² 196: Als er im Garten mit Lehngen spatzieren gieng. Ach! liebstes Lehnchen, fühlst du hier ... Mein Herz im Blute wallen ... 7 achtzeilige Strophen, in sehr fragmentarischem Zustande. Kalbeck S. 14, Litzmann S. 43: Vratislaviae d. 10. August 1720.

Brieg.

[1720. 23. August. Kalbeck S. 54: „Eine unvollendete Strophe mit dem Datum Brieg den 23. August;

Hat dies noch meiner Noth gefehlt,
Schon gut, ihr falschen Pierinnen ..."]

1720. *G* 194, *D* 319: Bey einer vertrauten Compagnie in Brieg. Drey gelehrt und treue Brüder Hielten ein Collegium . . . 8 sechszeilige Strophen.

Kreuzburg.

1721. 1. April. *G* 626, *D* 356: An die Phyllis. Den 1. April Anno 1721. Heist diß mein Brüderchen? sind diß die Sehnsuchts-Triebe, Mich, wie du selber schreibst, von Hertzen gern zu sehn? . . . 30 vierzeilige Strophen.

1721. *G* 769, *D* 38; An die Frau von Breßlerin. Dein Feuer und dein Geist, galant und muntres Weib, Sind Kennern rechter Kunst ein süsser Zeit-Vertreib . . . 8 vierzeilige Strophen. Darin: Die Pohlsche Barbarey hat mich gantz fremden Gast Mit äusserlicher Gunst ein Viertel Jahr umfaßt . . .

Unstet und planlos wechselnder Aufenthalt.

1721. *G* 114, *A* 85, *A*² 76: Abschieds-Gedanken Bey Gelegenheit Einiger schweren Leibes-Zufälle. 1. Bey so nahen Todes-Zeichen Zittert meine Schwachheit nicht . . . 27 achtzeilige Strophen. Kalbeck S. 3, Litzmann S. 64, 109.

1721. 9. Juni. *G* 421, *C* 90: Die Vergnügte Vermählung Des Hoch-Edlen, Vesten und Hochgelahrten Herrn, Herrn Ernst Siegmund Lindners, Königl. Preußischen Hof-Raths und Erb-Herrns auf Scharffen-Ort, Mit der Viel Ehr- und Tugend-belobten Jungfer Johanna Eleonora Hennigin, so den 9. Junii A. 1721. in Jauer geschahe. Honny soit qui mal y pense. Daß Frauen, wenn sie gehn, ein blinder Appetit Auf wunderliches Zeug und tumme Speisen zieht . . . 22 vierzeilige Strophen.

1721. 15. August. *G* 373, *A* 15, *A*² 15: Auf die den 15. Aug. A. 1721. in Schlesien glücklich-geschehene Wiederkunfft Des Hrn. Ernst Rudolph Nickisch von Roseneck . . . Willkommen wiederum, gelehrter Maecenat! So schallt es am Parnass, so ruft mein stummes Blat . . . 35 vierzeilige Strophen.

1721. 7. October. *G* 424, *A* 117, *A*² 105: Das wider viele ungegründete Vorwürffe vertheidigte Frauenzimmer Bey der A. 1721. den 7. Oct. in Liegnitz vollzogenen doppelten Aßmannischen Verbindung. Seneca . . . Kaum hatte der galante Träumer am Briegschen Pindus Lerm gemacht . . . 92 vierzeilige Strophen, Z. 329.30 bilden dazwischen noch eine unvollständige Strophe, so daß das Gedicht aus 370 Zeilen besteht.

G 782, *A* 333, *A*² 300: Als Aßmann seiner Aßmannin Den Wittwen-Flor entzwey gerissen, Und Seinen Jung-Gesellen-Krantz Davor im Stiche lassen müssen, Fiel Einem seiner alten Freunde Der Dichter Kasten plötzlich ein, Woraus noch diese Hochzeit-Grillen zu guter Letzt entflogen seyn: Was Wunder! so sie künftig hin sich wie der Bräutigam verstecken, Und gleichfalls in neun Monathen im neuen Kasten Junge hecken. Dein Glücke, werther Freund! ergötzt mich allemal . . . 18 vierzeilige Strophen.

G 348, *B* 104: Cantata. auf doppelt-Aßmannische Verbindung Weil ich noch die Augen habe, Hegt mein Hertz die alte Glut . . . 95 Zeilen.

1721. 22. October. *G* 1105, *A* 447, *A*² 404: Auf Die glückliche Verbindung Herrn Zacharias Hülses, Schöppen und Apotheckers in Goldberg, Mit der Sitt-Ehr- und Tugend-belobten Jungfer Anna Christina Lührin, So A. 1721. den 22. Octobr. geschahe, Im Nahmen eines nahen Vetters,

Der Gerne Käme. Und freylich wär es meine Pflicht; Jedoch ich komm' und komme nicht . . . Dieses Stück bewegt sich überwiegend in ungebundener Rede mit eingestreuten Versen.

1721. 28. October. *G* 443, *C* 78: Den andern Theil Der zeitlichen Glückseligkeit betrachtete bey dem Hübner- und Hoffmannischen Hochzeit-Feste, so in Lemberg den 28. Octobr. A. 1721. vollzogen wurde, in der Vergnügung einer wahren ehelichen Liebe. Im Namen eines andern. Man spotte, wie man will, den weisen Epicur . . . 63 vierzeilige Strophen. In *C* fehlt Z. 6.

1721. 8. December. *G* 804, *C* 115: Der frühzeitige Verlust eines treu-geliebten Freundes, Als Des weiland Edlen Herrn Johann Gottlieb Büttners, Des Herrn Elias Büttners, Vornehmen Kauff- und Handels-Mannes in Schmiedeberg ältesten Herrn Sohnes, Welcher den 8. Dec. A. 1721 in seine Grufft versencket wurde, beklaget. Im Namen eines andern. Diß hat man von der Welt; man wird mit Angst gebohren, Mit Hoffnung, Wunsch und Fleiß zum Nächsten-Dienst erkohren . . . 15 sechszeilige Strophen. Vgl. Steinbach S. 84.

1721. 24. December. *G* 393, *A* 54, A^2 48: Auf das den 24. Dec. An. 1721. glücklich-erschienene Nahmens-Fest Herrn Adam Christian Thebesius, Medicinae Doctoris und Practici in Hirschberg . . . Ich bähne mir den Weg, Du hocherfahrner Mann, Zur Ehre Deiner Huld, so gut ich etwan kan . . . 40 vierzeilige Strophen.

[1722. Neujahr. Kalbeck S. 67 ff gibt den Wortlaut einiger Briefe, die (3—5.7) aus Schmiedeberg als dem Aufenthaltsorte Günthers zum Neujahr 1722 an Landshuter Gönner gerichtet sind.]

1722. 17. Januar. *G* 740, *C* 20: Auf die glückliche Entbindung der Frauen, Fru. Mariane Elisabeth von Breßlerin, geb. von Wirth, mit einem jungen Sohne. In selbst eignem Namen. Reiß Boy und Flor entzwey, gelehrte Gönnerin! . . . 20 vierzeilige Strophen. Sinapius 2, 547 zählt die 5 Kinder der Dame auf und nennt als fünftes und letztes Karl Wilhelm, geb. 17. Januar 1722. Wie die andern Kinder wird auch dieser Sohn früh gestorben sein, vielleicht noch im Laufe desselben Jahres. Höchst bemerkenswert ist die Uebereinstimmung des Namens mit dem 1722 ebenfalls in zartem Kindesalter verstorbenen Karl Wilhelm von Günthers Leonore. Auch wurde sowohl Leonore wie Mariane gerade in diesem Jahr Witwe.

1722. 24. Januar. *G* 1161, *D* 133: Bey der Baare Des weyland Wohl-Ehrwürdigen, Groß-Achtbaren und Wohl-gelahrten Herrn Gottfried Keßlers, Der Evangel. Gnaden-Kirchen vor Landeshutt Wohl-meritirten Herrn Senioris, Welcher Den 24. Januar. An. 1722. sanfft und seelig verschied. Im Nahmen eines Andern. Des Seel. Herrn Senioris auff seinen Lager gehaltene Abschieds-Rede. Hilff, oder tödte mich, du allzu strenger Gott, Und mache deinen Arm nicht zu der Feinde Spott . . . 23 vierzeilige Strophen. Litzmann S. 132 Einzeldruck: „Bey der Baare . . . verschied, suchte sein schuldiges Mitleid an den Tag zu legen Theodorus Speer." Litzmann erklärt das Gedicht für unecht.

1722. 9. Februar. *G* 1094, *D* 42: Schreiben an Herr M . . in Landes-Hut, Aus Schmiedeberg den 9. Febr. A. 1722. Bruder! denck an deinen Freund, der dich wohl nicht wieder siehet, Und vergieb mir, wenn ich dich offtermahls aus Noth bemühet . . . 3 vierzeilige Strophen. M . . = Michael.

1722. 16. Februar. *G* 461, *A* 319, A^2 287: Als der Wohl-Edle Herr Tobias Gettwert Mit Frauen Susanna verwittw. Hornigin, geb. Her-

mannin, Anno 1722. den 16. Februar. Sein Ehe-Verbündniß vollzog. Dein Fest, mein Bräutigam! ist guter Lieder wehrt, Du hast sie auch mit Recht von meiner Pflicht begehrt . . . 44 vierzeilige Strophen.

1722. *G* 472, *A* 359, *A*² 322: An Herrn ‥‥ Wie ists? Calliope! Wie? sind wir nicht mehr Freunde? . . . 67 vierzeilige Strophen. Auf dieses Gedicht nimmt eine Stelle in einem Briefe Günthers vom 28. Februar 1722 Bezug, Kalbeck S. 75: An H. Hanns Gottfried von Beuchel . . . „Sie werden innerhalb 10 biß 12 Tagen in einem vor Sie verfertigten geschriebenen Getichte meinen ehrlichen Vorsatz weitläufftiger lesen . . .“ Vgl. Litzmann S. 113.

1722. *G* 855, *A* 371, *A*² 333: Den Unwillen Eines redlichen und getreuen Vaters suchte durch diese Vorstellung Bey dem Abschiede aus seinem Vaterlande zu besänfftigen Ein gehorsamer Sohn. Im Nahmen eines andern . . . Und wie lange soll ich noch Dich, mein Vater! selbst zu sprechen Mit vergeblichem Bemühn Hoffnung, Glück und Kräffte schwächen? . . . 104 vierzeilige Strophen. Das Gedicht muß Ende März bis Anfang April 1722 verfaßt sein; in mehreren Briefen bei Kalbeck S. 76 ff., deren erster Landeshut den 8. April 1722 datirt ist, erwähnt Günther dies Gedicht. Die dabei ausgesprochene Absicht es drucken zu lassen blieb wohl unausgeführt. Die Anmerkung: Im Nahmen eines andern: fehlt in *G*, ist vom Herausgeber in *A* wohl auch nur geflissentlich gesetzt, um über die rücksichtlos und nackt vorgestellten persönlichen Verhältnisse einen leichten Schleier zu breiten. Vgl. Litzmann S. 112.

1722. 29. April. *G* 785, *D* 110: Bey der den 29. April A. 1722. in Altona vergnügt vollbrachten Dietrich-Kopperischen Heimführung übersendete sein Versprechen Ein guter Freund aus Schlesien. Da nichts als Streit und Zanck mir jetzt die Feder schwächt . . . 20 vierzeilige Strophen.

1722. 12. Mai. *G* 793, *C* 94: Auf die glückliche Von Längercke- und Richterische Verbindung, Welche den 12. May A. 1722. in Hamburg vollzogen wurde. In anderm Namen. Vergönne mir die Lust . . . 17 vierzeilige Strophen.

1722. 20. Mai. *G* 592, *A* 354, *A*² 317: Das vor diesem von Jungfer Eleonora Magdalena Michälin erwählte, Durch (Gott gebe!) glückliche Vermählung aber, So mit dem Wohl-Edlen Herrn Benjamin Adolph, Vornehmen Kauff- und Handels-Mann, Den 20. May A. 1722. In Hirschberg vollzogen wurde, Verschmähte Closter-Leben, Dargestellet von einem, der seine Zeit nicht im Closter, sondern in Frucht-bringender Gesellschafft vertreibet. Im Nahmen eines andern. Beglückt-vergnügte Braut! Sind dieses deine Schlüsse, Die ehemals dein Schwuhr so Felsenfest gemacht? . . . 30 vierzeilige Strophen.

1722. 26. Mai. *G* 800, *A* 162, *A*² 148: Auf den A. 1722 in Breßlau geschehenen tödtlichen Hintritt Herrn Ferdinand Ludwig von Breßler und Aschenburg des Raths daselbst. 1. Was Recht und Wahrheit liebt . . . 6 zwölfzeilige Strophen. Litzmann S. 131 Einzeldruck: „Den entseelten Körper des weyland Hochgebohrnen Herrn . . . von Breßler und Aschenburg, Ihro Röm. Kais. u. Kathol. Maj. Rathes wie auch Hochverdienten Commercienraths im Herzogthum Schlesien und der Stadt Breßlau Hochansehnlichen Rathsverwandten und Cämmerers &c. begleitete bei dessen solennen Exequien in Breßlau den 26 Mai 1722 Mit seyner betrübten Schuldigkeit des Vornehmen Hochbestürtzten Hauses gehorsamster Johann Christian Günther . . . Breßler war am 7. Mai 1722 gestorben.“

[1722. 21. Juni. Kalbeck S. 56, Litzmann S. 61: Taschenbuch Günthers, vorne datirt Landeshut den 21. Juni 1722.]

1722. 23. Juni. *G* 585, *D* 54: Abschieds-Schreiben an Hr. D. . . . Landshutt, den 23. Jun. An. 1722. In Eil muß auch noch, werther Freund! Mein Pegasus vor dir erscheinen . . . 2 achtzeilige Strophen. Litzmann S. 81 Originalmanuscript: A Monsieur / Monsieur Dressler / mon tres estimé / Amy a / Schmiedeberg / . . . Facsimile davon bei Fulda.

1722. 23. Juni. *G* 658, *D* 15: An Herrn M . . . Als seinen guten Freund. Landes-Hut den 23. Junii An. 1722. 1. Du meyntest nechster Zeit, getreu- und Edler Freund! Ich schertzte gar zu viel mit meinen Castalinnen . . . 5 achtzeilige Strophen.

1722. *N* 142, N^2 150: Abschiedsschreiben an einen guten Freund. Nun, Bruder, laß mich auch in Fried und Freundschaft fort: Mein Schlesien entdeckt vor mich noch keinen Ort . . . 20 vierzeilige Strophen. An Th. Speer in Landshut; vgl. Litzmann S. 81.

1722. 13. Juli. *G* 747, *C* 72: Wir Phoebus und die Musen-Schaar bekennen hiermit offenbar, wo Noth, vor all' und ieden Ständen, daß unser junger Zetritz frey, und weiter nicht gehalten sey, mit Paucken längre Zeit als Lehrling zu verschwenden . . . Den andern Monat nach dem May, sechs und eilfhundert zwantzig zwey, der Neu-Mond hieß gleich Margarethä, der Phoebus und die Musen-Schaar (L. S.) von der für dißmal Cantzler war Ein Mediciner und Poete.

Mit eigner Hand auf meiner Stuben
Schrieb ich als Zeuge Görge Dluben
Bestallter Musicus der Stadt,
Die Land und Kut im Namen hat.

15 sechszeilige Strophen und die vierzeilige Unterschrift, die sich in allen Auflagen von *G* verstümmelt zeigt. Im Jahre 1722 trat, wie man aus Kalendern leicht feststellen kann, Montag Margarethä, den 13. Juli in der That um $10^3/_4$ Uhr Vormittags Neumond ein.

1722. 3. August. *G* 177, *B* 79: Auf das Nahmens-Fest der Jungfer Magdalena Sparrin, So A. 1722. den 3. August. einfiel. Aria. 1. Die Morgen-Röthe deiner Jugend, O Du schon früh galantes Kind! Verspricht uns Rosen aller Tugend . . . 5 sechszeilige Strophen.

1722. 8. August. *G* 175, *B* 76: Auf das Gebuhrts-Fest der Jungfer Regina Dammin, Welches A. 1722. den 8. Aug. einfiel. Aria. 1. Schönen Kindern Lieder singen Ist das Amt der Poesie . . . 10 achtzeilige Strophen.

1722. 8. August. *G* 248, *D* 398: Aria. Als er im Lieben unglücklich war. Den 8. Aug. A. 1722. 1. O Welch ängstliches Betrüben Bringt ein Lieben Sonder Hoffnung schöner Gunst! . . . 7 sechszeilige Strophen. Im Gedicht wird als Ursache seiner Liebespein Amaranthis genannt, was nichts als eine durch Buchstabenumstellung hervorgebrachte, leichtverhüllte Namensform für Mariane ist. Es ist gar nicht daran zu zweifeln, daß Günther Frau von Breßler, seine vermögende, vornehme, schöne, liebenswürdige und auch noch einigermaßen jugendliche Gönnerin wie zu Lebzeiten ihres Mannes so erst recht als Witwe mit seinen überall sofort aufflackernden Liebesgelüsten und Anträgen verfolgt hat. Die Gedichte an Amaranthis und an Amarinde sind sicher an keine andre als die Frau von Breßler gerichtet. (Amaranthis, Amarinde-Mariane wie Olorene-Leonore, Anione-Johanne, Selinde-Elise, Gerynthо-Günther u. a. m.)

1722. 10. August. *G* 1152, *D* 76: Auf das Nahmens-Fest des Hr. L.. K.. in Hirschberg den 10. Aug. A. 1722. 1. Nun ist es wohl auch einmahl Zeit Ein Zeugniß frommer Redlichkeit Mit schlechten Worten darzubringen . . . 12 sechszeilige Strophen. L.. K.. = Lorenz Krügel. Litzmann S. 76.

1722. *G* 636, *D* 295: Antwort-Schreiben einer Braut an einen gewissen Pf . . . Monsieur! sie spahren die Caressen . . . 14 vierzeilige Strophen. „Der Kirch-Hof unter meinem Kleide Ist nicht vor ihren Leib bestimmt."

N 100, *N*² 110: Im Namen eines Bräutigams an seine Braut in Hirschberg. Mein Engel liebt, ich liebe mit . . . 9 sechszeilige Strophen. „Viel Freyer haben dich begehrt, Du allerliebste Christiane" . . . „Ein solcher Kirchhof ist wohl werth, Daß man sich vor der Zeit verzehrt."

1722. 25. August. *G* 219, *A* 4, *A*² 4: Auf die den 25. Aug. 1722. in Hirschberg glücklich-vollzogene Verbindung Herrn Gottlieb Schälis, mit Jungfer Johanna Christiana Kirchhoffin. 1. Nächst stritten Wahrheit, Glück und Liebe Um Vorzug, Stärcke, Rang und Ruhm . . . 18 achtzeilige Strophen. Schluß: „Hier wo der Bober mit dem Zacken Sich brüderlich zusammen fügt, Und wo des Hochzeit-Bettes Knacken Den angenehmsten Kirchhoff wiegt."

G 351, *D* 92: Cantata Bey der Schäl- und Kirchhoffischen Verbindung. Aria. Hemmt ihr geilen Welt-Syrenen Den gefährlichen Gesang . . . 80 Zeilen.

1722. *G* 137, *A* 147, *A*² 133: Lob-Gedichte auf Jhro Hoch-Gräfliche Excellentz Herrn Frantz Anton von Sporck . . . 1. Was täuscht mich vor ein süsser Traum? . Wie? oder hör' ich wirklich singen? . . . 42 zehnzeilige Strophen.

G 547, *D* 292: Auf das Kukus-Bad in Böhmen. Die Tugend kam und sah die schöne Gegend an, Hier wo der Elben-Strohm das Kukus-Ufer netzet . . . 10 Zeilen.

1722. 25. August. *G* 1094, *D* 41: An den Herrn Hanß Christoph von Beuchel. Aus dem Kukus-Bad den 25. Aug. A. 1722 Betrogne Poesie! komm, pack den Plunder ein, Und laß in Schlesien die Stümper glücklich seyn! . . . 3 vierzeilige Strophen.

G 188, *D* 20: Abschieds-Aria. an einen sehr guten Freund. Herrn R - - von Landeshut. . . . Gehab dich wohl, du lieber Freund . . . 8 achtzeilige Strophen. R - - ist Rasper. Litzmann S. 115.

Jena.

1722. 30. October. *N* 75, *N*² 87: An Herrn Johann Ehrenfried Schlenker, als derselbe den 30ten des Weinmonats 1722 in Leyden die Doctorwürde erhielt. Nun sage mir, warum, gelehrt- und edler Freund, Dein Wissen und dein Fleiß zum Krankenbette dringet . . . 7 zehnzeilige Strophen.

1722. 14. November. *G* 1142, *C* 120: Auf das frühzeitige Absterben Der Hoch-Edelgebohrnen Jungfer, Jungfer Sophia Margaret. Henrietta Beckin, Herrn Caspar Achatius Becks, Beyder Rechten Hoch-berühmten Doctoris, ältesten Jungfer Tochter, so den 18. Aug. 1720. diese Welt erblickte, und den 14. Nov. A. 1722. wiederum verschied. Im Namen Anderer. So geht nun Lieb' und Tod sogar ein Bündniß ein . . . 10 achtzeilige Strophen.

G 820, *D* 137: Auf das Absterben der Jungfer Sophia Margaretha Henrietta Beckin. Dein Mund, gelehrtes Haupt! . . . 21 vierzeilige Strophen.

1722. 18. November. *G* 1115, *B* 115: Die Den 18. Novembr. Anno 1722. In Hartmannsdorff glücklich geschloßne Hoch-Frey Herrl. Gerßdorff-Richthoffische Liebes-Alliance. Reiß, schöne Wittwe, doch nur endlich Den Flor von Scheitel und Gesicht . . . 12 achtzeilige Strophen.

1719. 11. Jauuar. *G* 661, *A* 347, *A*² 313: So fängt mein Bräutigam Sein Neu-Jahr glücklich an, Und hebt an Seiner Braut das Kleinod der von Seher: Woferu des Bruders Wunsch die Freude mehren kan, So steigt ihr Wachsthum stets, Wie ietzt das Welt-Licht höher. Herr Bruder! Sieh nicht scheel, wenn diß mein Lorber-Blat Den Blick der schönen Braut Dir kurtze Zeit entrücket . . . 9 achtzeilige Strophen.

G 887, *A* 468, *A*² 424: Nuptiis Dan. Gottl. de Nickisch & Roseneck et Johannae Ursulae de Seher, Anno 1719. celebratis. Vota suos habuere Deos . . . 53 Distichen. Steinbach S. 62 erwähnt das lateinische Gedicht ohne das deutsche und setzt es fälschlich an's Ende des Jahres 1719, wie er immer die Gedichte, bei welchen die Ausgaben nur das Jahr angeben, am Ende des Jahres nennt. Das genaue Datum der Hochzeit bietet Sinapius, Schlesischer Curiositäten 1. Vorstellung 1720. S 664.

1719. 23. Jauuar. *G* 603, *B* 122: Auf den Tod Des Herrn Bürgemeister Schachers. in Leipzig. 1. Wofern, Entschlaffner Greiß! dein Sarg Empfindung hat, So opfert ihm mein Kiel dieß welcke Lorbeer-Blat . . . 4 sechszeilige Strophen.

G 605, *B* 123: Auf Das Absterben des Vorhergehenden Im Nahmen eines guten Freundes, Der in des Verstorbenen Hause wohnete. 1. Des Traurens Nachbarschaft steckt gleichfalls meine Glieder, Hochseelig-Edles Haupt! mit Reu und Mitleid an . . . 6 zehnzeilige Strophen.

G 604, *B* 126: Auf den Hintritt des Vorigen. Im Nahmen eines noch andern Freundes, Der ebenfalls in des Seligen Hause wohnete. Ich halt' es mir erlaubt, bey Thränen mit zu weinen, Und unter Boy und Flohr der Leiche nachzugehn . . . 15 vierzeilige Strophen. Steinbach läßt fälschlicherweise den Tod Schachers in den März fallen, S. 42. Das richtige Datum hätte er finden können in C. E. Siculs Leipziger Jahr-Geschichte. 1719. S. 60 ff. Danach ist Quirin Hartmann Schacher, Bürgermeister von Leipzig, geboren den 21. November 1659, gestorben den 23. Januar 1719. Ein Gedicht mit dem richtigen Datum ist Steinbach ebenfalls entgangen. Auserlesene . . . Gedichte . . . 22. Stück 1720. S. 151: Auf das Absterben Tit. Herrn Bürgermeisters Schachers zu Leipzig, den 23. Jan. 1719. Im Namen eines andern. M. C. F. Lentz. Auch Kade in den Grenzboten weiß von beiden Stellen nichts.

1719. 14. Februar. *G* 598, *A* 202, *A*² 183: Auf das in Hirschberg den 14. Febr. A. 1719. glücklich vollzogene Gottfried- und Mentzelische Hochzeit-Fest. Im Nahmen eines andern. Komm Liebe zum Triumph, und laß den Sieges-Wagen Den Wolck' und Glantz umringt, von Taub- und Schwänen ziehn! . . . 24 vierzeilige Strophen.

1719. 16. Februar. *G* 406, *B* 14: Als Herr Johann Gottlob Rimptsch, Phil. & bonarum Artium Baccal. A. 1719. den 16. Febr. die wohlverdiente Magister-Würde in Leipzig rühmlichst erlangte. Im Nahmen anderer. So thut sich unsre Zunfft durch Frucht und Blüthe vor . . . 20 vierzeilige Strophen.

1719. 20. Februar. *G* 453, *D* 121: Auf die Klug- und Liebische Verbindung, A. 1719. den 20. Febr. Es ist mir doch erlaubt . . . 17 vierzeilige Strophen.

1719. 4. März. *G* 233, *C* 153: Auf Das frühe und höchst-schmertzliche Abscheiden Der weiland Edlen Johanna Magdalena Casparin, Herrn Michael

Inspectore der dasigen Schule A. 1714. den 5ten Decembr. introducirt wurde. 1. Weinet nicht, verwayste Kinder! . . . 9 sechszeilige Strophen.
1714. *N* 224, *N²* 262: An seine Schöne, als sie ihr Namensfest begieng. Schweidnitz 1714. Wenn dieses welke Blatt, du englische Grisette . . . 54 Zeilen.
1715. Neujahr. *G* 949, *C* 8: Unterthänigstes Abend-Opffer, Welches Ihrer Hoch-Reichs-Gräfl. Excellenz, dem Hoch-Gebohrnen Herrn, Herrn Hans Anton Schaffgotsch . . . Bey dem glücklich erschienenen Zeit-Wechsel des 1715. Jahres in einer Cantata anzündeten Ihro Hoch-Reichs-Gräfl. Excellenz in der Evangelischen Gnaden-Schule vor Schweidnitz studirende Unterthänigste Knechte . . . Diß ist die Losung unsrer Pflicht . . . 108 Zeilen.
1715. 5. Februar. *G* 532, *C* 97: Die den 5. Febr. A. 1715. in Schweidnitz glücklich-vollzogene Fuchsius- und Schrammische Verbindung Bediente eine Vielen Mißgünstigen Sonder Ursach Verhaßte Feder . . . Verdammte Tadelsucht! du Seuche dieser Zeit . . . 11 zehnzeilige Strophen.
1715. 22. Februar. *G* 871, *C* 149: Kampff und Sieg Der Frau Agneta Philippina Rüdigern, geb. Sabbathin, Des Herrn Christ. Heinr. Rüdigers, Bürgers und Papiermachers in Schweidnitz, hertzlich-geliebten Ehe-Frauen, Welche den 22. Febr. des 1715. Jahres den Himmel mit der Erde, Ihr Wochen Bette aber mit der längst gewünschten Bahre verwechselte. In selbst eignen Namen . . . Endlich ist die frohe Zeit und der Tag des Heils erschienen . . . 18 vierzeilige Strophen.
1715. 28. Februar. *G* 1080, *D* 167: Den seeligen Hintritt Der Fr. Agnetha Philippina Rüdigern . . . bediente den 28. Febr. A. 1715. Als am Tage der Beerdigung, mit der begehrten Abschieds-Aria J. C. G. I. Zeuch aus, gefangne Seele! Weil Stahl und Kercker bricht . . . 9 achtzeilige Strophen.
1715. 11. April. *G* 668, *A* 485, *A²* 441: Auf das Absterben Der wohlgebohrnen Frauen Hedwig von Menzky, Vermählten von Bock, Frauen auf Roschkowitz, A. 1715. den 11. Apr. Wie bald ein Paradieß so Schlang als Tod gebähre . . . 19 achtzeilige Strophen.
G 672, *D* 154: Die Zeit, Als ein allgemeines Nichts, Bey der Baare Der Wohlgebohrnen Frauen Hedwig von Bock, Gebohrnen von Wentzky. Der Schul-Staub hat mir zwar die Augen nicht verdorben Noch die Philosophie den Kopff verwirrt gemacht . . . 8 achtzeilige Strophen.
1715. 13. Juli. *G* 892, *A* 472, *A²* 428: In Exsequias Perquam Reverendi Viri Dn. M. Davidis Ebersbachii, Diaconi Ecclesiae Svidnicensis A. MDCCXV. beate defuncti. Continuant stabili filique urnaeque potentes Funera lege deae . . . 242 Hexameter.
G 802, *D* 151: Auf das Absterben Des Herrn M. Ebersbachs in Schweidnitz. 1. Verwaiste Magdalis! die Sprache trüber Augen . . . 12 sechszeilige Strophen. Lenschner, Spicilegium 1. ad Cunradi Silesiam togatam 1752 gibt als Lebenszeit Dav. Ebersbachs an die Zeit 6/9 1683 — 13/7 1715. Dadurch lassen sich die beiden vorstehenden Gedichte genau datieren, und einigermaßen genau läßt sich die Abfassungszeit für das von Günther gelieferte Hochzeitsgedicht bestimmen, da es in dem deutschen Gedicht an die Witwe beim Beginn der siebenten Strophe heißt: Du hast des Glückes Gunst bey sieben Viertel Jahren Als eine Magd gebraucht . . .
1715. 17. 18. und 25. September. *G* 945, *C* 1: Die an Ihro Kayserl. Majestät

glücklich vollzogene Tscherning- und Hämpelische Verbindung. Im Nahmen eines andern. Vergnügt- und werthes Paar! . . . 15 vierzeilige Strophen.

N 133, *N*² 168: An Hrn. Nicol. Siegm. v. Seniß und Rudelsdorf, Erbherrn auf Sponsberg, bey desselben im 1719 Jahre den 11 Julii in Naukau vollzogenen Vermählung. In fremdem Namen. Inzwischen daß mein Fleiß in unsrer Lindenstadt Asträens Heiligthum zu seinem Tempel hat . . . 117 Zeilen, hinter dem 31. Verse fehlt eine Zeile, zu den Versen 61. 62 fehlen die eigentlich zu erwartenden zwei weiblichen Reimzeilen; die 115 + 1 Zeilen bilden 29 regelrechte vierzeilige Strophen von je einem männlichen und weiblichen ungetrennten Reimpaare.

1719. *G* 837, *D* 195: Letzte Gedancken. Nun empfind ichs endlich auch, was Verdruß und Arbeit können, Und wie zeitig Creutz und Gram unsrer Jugend Marck verbrennen . . . 57 vierzeilige Strophen. Vgl. Litzmann S. 97.

Dresden.

1719. 10. August. *G* 181, *D* 318: Ode. Dreßden, den 10. Aug. A. 1719. 1. Euch Musen dankt mein treu Gemüthe, Wofern ich etwas gelt und bin . . . 4 achtzeilige Strophen.

1719. 16. August. *G* 577, *D* 71: Schreiben an Hr. Br[andenburg] aus Mecklenburg SS. Theol. Stud. in Leipzig, Aus Dreßden den 16. Aug. 1719. Freund! welchen Fleiß und Geist vom Pöbel unterscheidet, Freund! dem der Musen Gunst vor tausend andern lacht . . . 27 vierzeilige Strophen.

1719. *G* 709, *A* 398, *A*² 359: Unterthänigste Lob-Schrifft Auf Ihro Königlichen Majestät in Pohlen und Chur-Fürstl. Durchl. von Sachsen, Herrn Friedrichs Augusti, unvergleichliche Thaten. Die Ehr-Furcht spricht mich loß, mein König und mein Held! Wofern mein schwacher Vers auf iede Sylbe fällt . . . 97 vierzeilige Strophen.

1719. 22. August. *G* 269, *D* 384: Aria. An seine Schöne. Voran, den 22. Aug. A. 1719. 1. Nun Kind! ich kan dich nicht mehr bitten, Behalt mein Hertz in treuer Brust! . . . 7 sechszeilige Strophen.

1719. *G* 354, *D* 386: Cantate. Dreßden in den Königlichen Garten gebracht. Aria. Allein und doch vergnügt: Geh Delila mit Band und Schlingen . . . 32 Zeilen.

1719. 2. September. *G* 183, *D* 321: Auf der Abreise von Dreßden in sein geliebtes Schlesien. Den 2. Sept. An. 1719. 1. Kommt, tröstet mich, ihr alten Tage! Und last euch einmahl wieder sehn . . . 10 achtzeilige Strophen.

Schweidnitz.

1719. 15. September. *G* 185, *D* 355: Als er A. 1719. den 15. Sept. wieder nach Schweidnitz kam. Du ehmals liebster Ort der treuen Leonore! . . . 5 sechszeilige Strophen.

1719. *G* 693, *B* 215: An seine Lehngen. Nach so viel Angst und Neid . . . 13 sechszeilige Strophen.

Breslau.

1719. Dezember. *G* 557, *D* 361: An Leonoren, als er sie nach vier Jahren das erste mal wieder empfieng. Die Regung ist zu scharf . . . 6 Alexandriner. Siehe Kalbeck S. 53, Litzmann S. 43.

1719. 22. Dezember. *G* 695, *B* 230: Schreiben An seine Leonore. Von Breßlau A. 1719. den 22. Decembr. 1. Ach Kind! ach liebstes Kind!

1716. 30. April. *G* 508, *B* 39: Träumende Gedancken, Als Der Wohl-Edle, Großachtbare und Wohlgelahrte Herr Johann Christian Ernesti, Von Tännstädt aus Thüringen, den 30. April. A. 1716. auf der Welt-berühmten Universität Wittenberg als Doctor Philosophiae ernennet wurde, entworffen Im Nahmen eines andern. 1. Der Traumgott führte mich bey angebrochner Nacht Aus meiner Lager-Stadt in unbekannte Gräntzen . . . 11 achtzeilige Strophen.

1716. 1. Mai. *G* 524, *C* 34: Als Der Hoch-Edle und Hochgelahrte Herr, Herr Ernst Christian Schrödter . . . die hohe Würde eines Pro-Rectoris Academici A. 1716. den 1. May Auf der Welt-berühmten Universität Wittenberg zum erstenmal erlangte. In fremdem Namen. Zwey Schlüssel öffnen uns das Thor der Ewigkeit . . . 12 achtzeilige Strophen.

1716. *N* 151, *N²* 183: Elegia, qua, ut intempestivo poeseos latinae abortu, Viri Magnifici, Domini Decani, Comitisque Palatini iussui obtemperaturus, patriam, parentes, natales, vitaeque, hucusque ductae rationem profitetur Auctor a. 1716. Me licet a partu nullum susceperit ostrum . . . 34 Distichen.

1716. 3. Mai. Litzmann S. 35: Stammbuchblatt.

Parturiunt montes nascetur ridiculus mus;
Foecundi calices carmina plura negant.
Nobilissimo mansuetiorumque musarum
felicissimo cultori nomen addebat
Vitembergae 1716 Joh. Christ. Günther Streg.
die 3. Maji poet. Caes. med. stud.

1716. 14. Mai. *G* 676, *C* 123: Schuldiges Beyleid Bey dem Grabe Des weiland Wohl-Edlen, Hochachtbaren und Wohlgelahrten Herrn Johann Gottlieb Kaysers, Von Liegnitz aus Schlesien, Der Heil. Schrifft eifrigst Beflissenen, welcher den 14. May A. 1716. in Wittenberg erblaßte. Im Namen der sämtlich allhier studirenden Schlesier. So ists! die Todten-Uhr wird niemals wandelbar, Ihr Zeiger irret nicht, ihr Rad geht schnell und richtig . . . 9 achtzeilige Strophen.

1716. 27. Mai. *G* 228, *C* 126: Den entseelten Cörper Des weiland Wohl-Edlen, Groß-Achtbaren und Wohlgelahrten Herrn Johann August Hertels, Von Arens-Nest aus Sachsen, Der Heil. Schrifft eifrigst-Beflissenen, begleitete den 27. May A. 1716. Auf der Universität Wittenberg nach seiner Ruhe-Stätte Des Seligst-Verstorbenen gewesene sämtliche Tisch-Compagnie. I. Und dennoch schmeckt die Frucht der Weisheit nach dem Brode, Das dort der Himmel treuffeln heist . . . Satz und Gegensatz von je 32 Zeilen, Zusatz von 18 Zeilen.

1716. 10. Juli. *G* 623, *B* 223: Schreiben. An seine Magdalis. aus Wittenberg. Anno 1716. den 10. Julii. Wie hör' ich das von dir, betrübte Magdalis! Daß deine Schönheit weint, und sich dadurch verzehret? . . . 25 vierzeilige Strophen.

1716. 2. August. *G* 619, *C* 160: Trost-Schreiben an einen sehr guten Freund, wegen Absterben seiner geliebten Margaris in Leipzig. Aus Wittenberg den 2. Aug. A. 1716. Laß dich, betrübter Freund! in deinem Kummer grüssen . . . 40 vierzeilige Strophen. In einer Abschrift (siehe Litzmann S. 94) trägt das Gedicht die Ueberschrift: „Ad Hahnium natu maximum in obitum filiae Menckenianae desponsatae.“

1716. 24. August. *N* 156, *N²* 188: Pyrus a Musis in Heliconem translata; quo vaticinio viro iuveni nobilissimo atque doctissimo Christiano Gotthelf Birnbaumio, musarum elegantiorum filio po-

So schleich doch unvermerckt, du sonst beliebte Nacht! . . . 20 vierzeilige Strophen.

1720. 6. April. *G* 479, *B* 163: Schreiben An Herrn D. J. . G. . H. . nach B. . Aus Lauben A. 1720. den 6. April. Erwarte nicht, mein Freund! vor so viel Werth und Huld Ein lang und nett Geschwätz! Ich bin in Deiner Schuld . . . 52 vierzeilige Strophen. (An Johann Gottfried Hahn in Breslau.)

1720. 9. April. *N* 7, *N*² 8: Bußgedanken über den Zustand der Welt. Den 9 April 1720. Gerechter Gott, in was vor Zeiten Geräth nicht unser Lebenslauf? . . . 10 zehnzeilige Strophen; in der 9. Strophe fehlt die 8. Zeile.

1720. 14. April. *N* 207, *N*² 241: Schreiben an Ihro Magnificenz, Hrn. Johann Burkhard Menken, aus Lauban den 14 April 1720. Im Fall Du schwören kannst . . . 57 vierzeilige Strophen, die gedruckte Form gibt ein Concept wieder, welches zahlreiche unausgefüllte Lücken aufweist.

1720. 20. April. *N* 226, *N*² 264: **Fragmentum elegiae ad Dn. D. Jo. Jac. Mascovium, d. XXII. April. a. MDCCXX. Lauba scriptae. Quam mihi fata negant, quam spes optare veretur, En! venit a minimo missa Cliente Salus** . . . 10 Distichen, und als Anfangswort des elften **Exul**—.

1720. 10. Juli. *G* 316, *D* 400: Auf die Morgen-Zeit Bey Erinnerung Leonorens. Den 10. Jul. 1720. 1. Ich seh Dich zwar Du angenehmer Morgen, Und zwar nicht sonder Zärtlichkeit . . . 6 achtzeilige Strophen. Vgl. Steinbach S. 65.

1720. 17. Juli. *G* 113, *D* 275: Als er zu sterben wünschte. Den 17. Jul. 1720. Schreib an und laß Dir dieses Licht Von nun an zum Gedächtniß dienen . . . 5 zehnzeilige Strophen.

1720. 20. Juli. *N* 30, *N*² 31: Er tröstet sich und seinen Freund. Den 20 Jul. 1720. Gott Lob, ich merk es innerlich, Des Höchsten Eifer lindert sich . . . 9 sechszeilige Strophen.

1720. 21. Juli. *G* 208, *D* 267: Er klaget in der Einsamkeit. Den 21. Jul. 1720. 1. Hier, wo mich niemand weiß . . . 8 zehnzeilige Strophen.

1720 *N* 37, *N*² 39: Auf der Reise hinter Lemberg disseits nach Schlesien. So gehn wir nun auf gutes Glücke, Und keiner weiß, womit, wohin? . . . 7 achtzeilige Strophen. Schluß: „Das Pilgersdorfer Lustgefilde Wirft Tröstung zu; Die Deutung zeigt uns hier im Bilde: Wir wandeln nach der Armen Ruh". Es geht also die Reise wahrscheinlich von Lauban über Löwenberg, Pilgersdorf, Armenruh u. s. w. nach Breslau.

Breslau.

1720. 10. August. *N* 164, *N*² 196: Als er im Garten mit Lehngen spatzieren gieng. Ach! liebstes Lehnchen, fähst du hier Mein Herz im Blute wallen . . . 7 achtzeilige Strophen, in sehr fragmentarischem Zustande. Kalbeck S. 14, Litzmann S. 43: **Vratislaviae d. 10. August 1720.**

Brieg.

[1720. 23. August. Kalbeck S. 54: „Eine unvollendete Strophe mit dem Datum Brieg den 23. August;

Hat dies noch meiner Noth gefehlt,
Schon gut, ihr falschen Pierinnen . . ."]

Poesie bemühte sich, den Ruhm Der Helden auf das Tuch der blauen Luft zu schildern . . . 6 zwölfzeilige Strophen.

[1717. 12. April. *G* 1134, *C* 102: Pastorell Auf das Lier- und Kätzlerische Hochzeit-Festin, Welches A. 1717. den 12. April in Hirschberg höchst-erwünscht celebriret wurde. In fremdem Namen. Als Titan seinen Pracht des Purpurs ausgestellt . . . Steinbach S. 24: „— dieses Gedichte scheinet nicht allein deßwegen, weil er in Hirschberg um die Zeit noch nicht bekannt gewesen, seine Arbeit nicht zu seyn, sondern auch wegen der allzu schlechten Ausarbeitung —."]

1717. 17. April. *G* 666, *B* 119: Kindliches Thränen-Opffer bey der Grufft Des Hoch- und Wohlgebohrnen Herrn George Gottfried, Frey-Herrns von Eben und Brunnen, Welcher den 17. April. Anno MDCCXVII. plötzlich verstorben. Im Namen eines andern. Du erster Aufenthalt der Teutschen Pierinnen! Mein mit Elysien verglichnes Vater-Land! . . . 9 achtzeilige Strophen.

1717. 26. April. *G* 616, *B* 130: Bey dem Grabe des Wohl-Edlen und Wohlgelahrten Herrn M. Christan Friederich Kranewitters, Ord. Philosoph. Adjuncti und der Stadt-Schulen in Wittenberg wohlverdient gewesenen Rectoris, Welcher den 26. April. An. 1717. in dem HErrn entschlieff. Im Nahmen anderer. Mit dir Wohl-Seligster! hats weiter keine Noth; Was an und um dich ist, das spricht von lauter Glücke . . . 24 vierzeilige Strophen.

G 226, *D* 160: Die gefährliche Lebens-Schule Bey Beerdigung Des Hrn. M. Christian Friedrich Kranewitters, Der Wittenbergischen Stadt-Schulen Rectoris. 1. Das Leben gleichet einer Schule, Wo die Gefahr ihr Amt beschützt . . 9 achtzeilige Strophen.

1717. 30. April. *G* 161, *B* 36: Der von der Weisheit gefundene und belohnte Fleiß als dem Wohl-Edlen und Wohlgelahrten Herrn Michael Pietsch, auf der Welt-berühmten Universität Wittenberg der wohl-verdiente Philosophische Magister-Hut den 30. April. A. 1717 rühmlichst aufgesetzt wurde. Im Nahmen eines andern. 1. Die Weisheit gieng jüngsthin spatzieren . . . 11 achtzeilige Strophen.

1717. 30. April. *G* 548, *B* 32: Als der Wohl-Edle und Wohlgelahrte Herr Samuel Oelßner, auf der Welt-berühmten Universität Wittenberg A. 1717. den 30. Apr. die längst-verdiente Magister-Würde erhielt. Im Nahmen eines andern. Erschrick nicht, werther Freund! Dir wird ein Kind gebracht, Das, wie du selbst erfährst, den Nahmen dir verlängert . . . 2 achtzeilige Strophen.

1717. 27. Mai. *G* 645, *B* 7: Lob- und Danck-Altar, welchen dem Hoch-Ehrwürdigen und Hochgelahrten Herrn Johann Hermann von Elswich, Rendsburgens. Holsat. Assessori Facult. Philos. in Wittenberg, Jetzo beruffenem Haupt-Prediger an der Cosmae und Damiani Kirche zu Stade, Als er vor seiner Abreise den 27. May A. 1717 den wohlverdienten Gradum eines Licentiati Theologiae erhielt, aufrichteten dessen bisher gewesene Auditores. 1. Weil es nicht anders ist und der Vorsehungs-Schluß . . . 7 zwölfzeilige Strophen.

Leipzig.

1717. *G* 190, *D* 270: Als Orpheus mit verliebten Thränen . . . 16 achtzeilige Strophen. In der ersten Zeit des Aufenthaltes in Leipzig verfaßt.

1717. 26. August. *G* 641, *C* 27: Auf das glücklich erschienene Gebuhrts-Fest. Welches der Hoch-Edle, Hoch-Achtbare und Hochgelahrte Herr D.

Der Gerne Käme. Und freylich wär es meine Pflicht: Jedoch ich komm' und komme nicht . . . Dieses Stück bewegt sich überwiegend in ungebundener Rede mit eingestreuten Versen.

1721. 28. October. *G* 443, *C* 78: Den andern Theil Der zeitlichen Glückseligkeit betrachtete bey dem Hübner- und Hoffmannischen Hochzeit-Feste, so in Lemberg den 28. Octobr. A. 1721. vollzogen wurde, in der Vergnügung einer wahren ehelichen Liebe. Im Namen eines andern. Man spotte, wie man will, den weisen Epicur . . . 63 vierzeilige Strophen. In *C* fehlt Z. 6.

1721. 8. December. *G* 804, *C* 115: Der frühzeitige Verlust eines treu-geliebten Freundes, Als Des weiland Edlen Herrn Johann Gottlieb Büttners, Des Herrn Elias Büttners, Vornehmen Kauff- und Handels-Mannes in Schmiedeberg ältesten Herrn Sohnes, Welcher den 8. Dec. A. 1721 in seine Grufft versencket wurde, beklaget. Im Namen eines andern. Diß hat man von der Welt; man wird mit Angst gebohren, Mit Hoffnung, Wunsch und Fleiß zum Nächsten-Dienst erkohren . . . 15 sechszeilige Strophen. Vgl. Steinbach S. 84.

1721. 24. December. *G* 393, *A* 54, A^2 48: Auf das den 24. Dec. An. 1721. glücklich-erschienene Nahmens-Fest Herrn Adam Christian Thebesius, Medicinae Doctoris und Practici in Hirschberg . . . Ich bähne mir den Weg, Du hocherfahrner Mann, Zur Ehre Deiner Huld, so gut ich etwan kan . . . 40 vierzeilige Strophen.

[1722. Neujahr. Kalbeck S. 67 ff gibt den Wortlaut einiger Briefe, die (3—5.7) aus Schmiedeberg als dem Aufenthaltsorte Günthers zum Neujahr 1722 an Landshuter Gönner gerichtet sind.]

1722. 17. Januar. *G* 740, *C* 20: Auf die glückliche Entbindung der Frauen, Fru. Mariane Elisabeth von Breßlerin, geb. von Wirth, mit einem jungen Sohne. In selbst eignem Namen. Reiß Boy und Flor entzwey, gelehrte Gönnerin! . . . 20 vierzeilige Strophen. Sinapius 2, 547 zählt die 5 Kinder der Dame auf und nennt als fünftes und letztes Karl Wilhelm, geb. 17. Januar 1722. Wie die andern Kinder wird auch dieser Sohn früh gestorben sein, vielleicht noch im Laufe desselben Jahres. Höchst bemerkenswert ist die Uebereinstimmung des Namens mit dem 1722 ebenfalls in zartem Kindesalter verstorbenen Karl Wilhelm von Günthers Leonore. Auch wurde sowohl Leonore wie Mariane gerade in diesem Jahr Witwe.

1722. 24. Januar. *G* 1161, *D* 133: Bey der Baare Des weyland Wohl-Ehrwürdigen, Groß-Achtbaren und Wohl-gelahrten Herrn Gottfried Keßlers, Der Evangel. Gnaden-Kirchen vor Landeshutt Wohl-meritirten Herrn Senioris, Welcher Den 24. Januar. An. 1722. sanfft und seelig verschied. Im Nahmen eines Andern. Des Seel. Herrn Senioris auff seinen Lager gehaltene Abschieds-Rede. Hilff, oder tödte mich, du allzu strenger Gott, Und mache deinen Arm nicht zu der Feinde Spott . . . 23 vierzeilige Strophen. Litzmann S. 132 Einzeldruck: „Bey der Baare . . . verschied, suchte sein schuldiges Mitleid an den Tag zu legen Theodorus Speer.“ Litzmann erklärt das Gedicht für unecht.

1722. 9. Februar. *G* 1094, *D* 42: Schreiben an Herr M . . in Landes-Hut, Aus Schmiedeberg den 9. Febr. A. 1722. Bruder! denck an deinen Freund, der dich wohl nicht wieder siehet, Und vergieb mir, wenn ich dich offtermahls aus Noth bemühet . . . 3 vierzeilige Strophen. M . . = Michael.

1722. 16. Februar. *G* 461, *A* 319, A^2 287: Als der Wohl-Edle Herr Tobias Gettwert Mit Frauen Susanna verwittw. Hornigin, geb. Her-

Jahres. Du fromm und redliches Geblüte, Es halten dich nur Kluge werth . . . 5 zwölfzeilige Strophen.

1718. 5. Februar. N^2 80: An Herrn Johann August Heinichen, als derselbe zu Halle im Jahr 1718 den 5 Febr. Licentiat in der Arzneykunst ward. Im Namen vier aufrichtiger Freunde. Zu läugnen ist es nicht, wir würden, möcht es seyn, Doch ohne Schimpf gesagt, des Arztes gern entbehren . . . 8 zehnzeilige Strophen. Litzmann S. 128 Einzeldruck: „An . . . Heinichen, Lips. Misn. . . . Im Namen vier auffrichtiger Freunde, Die es Mit Ihm Hertzlich Meinen. Leipzig. Christ. Scholvien."

1718. 17. Februar. *G* 164, *C* 56: Das Neueste von dem Parnasso erzehlte bey der von Herrn Johann George Schneidern, Lauba-Lusat. S. S. Theol. Stud. & Phil. Baccal. den 17. Febr. A. 1718. in Leipzig nach Verdienst erhaltenen Magister-Würde Johann Christian Günther . . . Der Bote mit der Schlangen-Ruthe Kam wieder auf dem Pindus an . . . 18 achtzeilige Strophen.

G 169, *C* 62: Den Auf hohen Schulen mit Vernunfft Vorgenommenen Zeit-Vertreib Bewunderte an dem Exempel Des Herrn Johann George Schneiders, Von Lauben aus der Laußitz, Der Heil. Schrifft eifrigst Beflissenen, Bey seiner Im Jahr 1718. den 17. Febr. in Leipzig nach Verdienst erlangten Philosophischen Würde, Desselben bisher gewesene Tisch-Gesellschafft. Wir sattlen zwar auf dein Begehren, Gelehrter Freund! den Pegasus . . . 11 achtzeilige Strophen.

G 409, *A* 512, A^2 469: Als Herr Christian Gottlieb Hilischer Von Bernstadt aus Schlesien An. 1718. den 17. Februar. in Leipzig die Magister-Würde erhielt. Im Nahmen anderer. Im kleinen Israel der recht gelehrten Welt . . . 25 vierzeilige Strophen.

1718. 13. März. Brand in Striegau, wobei auch Günthers Vaterhaus niederbrannte, ein Unglück, das in der Folgezeit vom Dichter häufig zur Erklärung und beweglichen Schilderung seiner traurigen Lage benutzt wird. Wittig S. 81.

1718. 24. März. *G* 807, *B* 140: Bey dem Grabe des weyland Wohl-Edlen und Hochgelahrten Herrn Johann Christoph Exners, Schmiedeb. Siles. A. MDCCXVIII. d. 24. Martii. Im Namen anderer. 1. Verhängniß! Rase fort! verlängre Zorn und Wüten, Zerreib den Dornen-Wald mit samt den bösen Blüthen . . . 12 sechszeilige Strophen. *G*: 14. März.

1718. 11. April. *G* 335, *A* 194, A^2 177: Cantata Als der Wohlgebohrne Herr, Herr Daniel Gottlob von Nickisch und Roseneck nach rühmlichst abgelegten Studiis und Exercitiis den 11. April. A. 1718. Sich wiederum nach Hause in Schlesien begeben wolte. Im Nahmen eines andern. Pallas Lipsiensis et Silesia. Aria. Pall. Wilt du meinen Sohn entführen? . . . 85 Zeilen.

G 569, *A* 45, A^2 40: Auf den An. 1718 glücklich-geschehenen Abzug des Herrn von Nickisch. Begleitet, wen ihr wolt, ihr matten Pierinnen, Und hinkt, so gut ihr könnt, in Elegieen mit! . . . 48 vierzeilige Strophen.

G 648, *D* 1: Als der wohlgebohrne Herr, Herr Daniel Gottlob von Nickisch und Roseneck, Erb-Herr auf Ober- und Nieder-Adelsdorff 2c. 2c. Nach rühmlichst geführten Studiis und Exercitiis, Den 11. Aprill des 1718. Jahres höchstvergnügt von der Welt-berühmten Universität Leipzig nach Hause gieng. Im Namen eines Andern. Wenn, Wohlgebohrner Herr, mein kalt- und heißrer Thon Der Laute, die

1722. 1. December. *G* 790, *D* 113: Die beste Vorsorge der Liebe bey herannahendem Winter, bey der Erhardt- und Krausischen Verbindung. So recht, vergnügte Braut! du schickst dich in die Zeit . . . 22 vierzeilige Strophen. *D* ohne Datum, *G*: „An. 1722. den 1 Dec."

1722. *G* 518, *A* 9, *A*² 9: Zufällige Gedancken Von dem Nutzen oder Lust der Bücher-Saale, als Herr Christian Gottlieb Buder zum Bibliothecario Der Universitäts-Bibliothec zu Jena ernennet wurde. Im Nahmen anderer. 1. Ein Kopff, der von Geburt mehr Spreu als Grütze führt . . . 12 zehnzeilige Strophen.

1722. 19. December. *G* 398, *D* 36: Als der Wohl-Edle, Groß-Achtbare und Wohlgelahrte Herr Johann Conrad Spörl, Phil. Mag. A. 1722. den 19. Decembr. zu Jena Pro Loco eine Dissertation De imagine Dei in homine, mit vielem Ruhm hielt. Im Namen Anderer. Verschmäh, Gelehrter Freund! den Spätling unsrer Pflicht Und die vor deinen Ruhm geweihten Lieder nicht! . . . 16 vierzeilige Strophen.

1723. Neujahr. *G* 659, *B* 65: Neu-Jahrs-Wunsch eines Sohnes an seinen Vater. Im Nahmen eines andern. 1. Es ist, Hochwerthes Haupt! die alte Schuldigkeit. Womit dir ietzt mein Kiel ein jährlich Opffer bringet . . . 6 zehnzeilige Strophen.

1723. 11. Januar. *G* 214, *A* 39, *A*² 34: Herbst-Gedancken, Bey der den 11. Januar. An. 1723. glücklich-vollzogenen Verbindung Hrn. Johann Gottfried Lautzkes, Mit Jungfer Eva Rosina Herbstin. 1. Es rühme wer da will im Lentzen Die neue Lufft, den grünen May . . . 21 achtzeilige Strophen.

G 787, *D* 105: Indem der Liebe Gunst Herr Latzkens Schlaff-Gemach mit einem schönen Herbste zieret, So folgt ein Freund, wie sichs gebühret, Der Pflicht und Schuldigkeit in diesen Reimen nach. Die Liebe, sagt man sonst, kan alles in der Welt . . . 26 vierzeilige Strophen. Nach Steinbach S. 110 beide Gedichte bereits früher in Schmiedeberg aus dem Stegreife dictirt.

G 178, *C* 52: Namens-Reim an Mad. E. R. H. Es haben viel ihr Zeit-Vertreiben Von Bäumen ungemeiner Frucht . . . 4 sechszeilige Strophen. Mit den vorigen beiden Gedichten muß dieses auch der Zeit nach zusammengehören.

1723. 24. Januar. *G* 815, *D* 157: Auf das Absterben Des Herrn Johann Jacob Vogts, Fürstl. Sächsischen Eisenachischen Hof- und Univ. Apotheckers in Jena. Vermöchten Ubung, Witz . . . 12 sechszeilige Strophen. *D* ohne Datum, *G*: „1723. den 24. Jenner."

1723. 3. Februar. *G* 459, *B* 108: Bey der Tramp- und Gerlachischen Vermählung, welche a. MDCCXXIII. d. 3. Febr. in Brieg vergnügt vollzogen wurde. Im Nahmen eines andern. Nun setz' ich recht mit Lust die müde Feder an . . . 20 vierzeilige Strophen.

1723. Februar. *G* 596, *D* 123: Auf die Knörr- und Merckleinische Hochzeit. A. 1723. Von weiten fühlen wir ein Theil der heissen Flammen, Die jetzo, Schwester Braut! in deinen Adern gehn . . . 23 vierzeilige Strophen. „— Du hast die Zeit erwehlet, In der der Februar uns warme Stuben gönnt."

1723. 20. Februar. *G* 638, *D* 27: Auf das A. 1723. den 20. Febr. veränderte Logis des Herrn Burc. Gotth. Struvens, Berühmten Prof. Jur. in Jena. Antenor, dessen Geist die Klugheit fruchtbar macht . . . 9 zehnzeilige Strophen.

1723. 15. März. Günther † als stud. theol. in Jena.

Alliteration in Klopstocks Messias?

Von Wilhelm Creizenach in Krakau.

Hamel in seiner Schrift „Zur Textgeschichte des Klopstockschen Messias" (Rostock 1879 S. 34 f.) behauptet, daß Klopstock durch das Studium der altgermanischen Poesie (c. 1765) dazu angeregt worden sei, das Kunstmittel der Alliteration in seinen Messias einzuführen. Als Beweis führt er eine Reihe von Stellen aus dem 18. Gesang an, z. B.:

Nach den **S**tunden, der Erde be**st**immt, ist am Abend die **S**tunde,
Welche richtet, gekommen. Ihr hieltet **W**ahn sie; sie aber
Ist gekommen. So **w**ähnte der **W**urm, seit gestern Be**w**ohner
Eines Staubs rc. rc.

In einer Besprechung von Hamels Schrift (Litterarisches Centralblatt 1879, Sp. 1062) habe ich darauf hingewiesen, daß diese Behauptung unmöglich richtig sein könne, denn es ließen sich auch in den Teilen des Messias, die in die Zeit vor Klopstocks germanistische Studien fallen, mit leichter Mühe ähnliche Gleichklänge nachweisen, die offenbar vom Dichter nicht beabsichtigt waren. Ich dachte dabei vor allem an die Anfangszeilen:

Sing, unsterbliche **S**eele, der **s**ündigen Menschen Erlösung,
Die der **M**essias auf Erden in seiner **M**enschheit vollendet.

Durch diesen Einwand wurde Hamel zu einer Modifikation seiner früheren Ansicht veranlaßt (vgl. dessen Klopstockstudien Heft 3, Rostock 1880. S. XI. ff.). Indem er bestreitet, daß die Gleichklänge in den früheren Gesängen unbeabsichtigt seien, behauptet er nunmehr, Klopstock habe schon lange Zeit vor seiner Beschäftigung mit der altgermanischen Poesie durch Bodmers Uebersetzung von Miltons verlorenem Paradies und durch eine Stelle in einem Aufsatz Bodmers über Miltons Schreibart das Kunstmittel der Alliteration kennen gelernt. Dieser Ansicht haben sich dann auch Muncker (Klopstock S. 126) und Minor (Neuhochdeutsche Metrik S. 339 f.) angeschlossen.

Betrachten wir nur die Gründe Hamels etwas näher. Die Stelle in Bodmers Aufsatz, auf die er sich bezieht, lautet wörtlich: „Das Schlimmste, das Addison und Schaftsbury davon (d. h. von der Schreibart in Miltons Epos) gesagt haben, war, daß man in seinen Worten eine Art Geschälles wahrnehme, wie zum Exempel in folgenden Stellen: Er bracht eine Welt von Weh in die Welt; dieses führte uns in Versuchung, daß wir es auch mit ihm versuchten; du wirst

dann sehen, ob wir kommen, den Thron des Allmächtigen zu verehren oder zu verheeren." Es bedarf keiner weiteren Ausführung, daß Klopstock durch diese Stelle kaum zur Anwendung der Alliteration veranlaßt werden konnte. Von den Stellen aus Bodmers Milton-Uebersetzung, die Hamel citiert, möge die erste als Beispiel dienen: „Hernach regieret er seinen **F**lug in der Höhe mit ausgespannten **F**lügeln, und schwebet in der dunkelbraunen **L**uft, welche eine ungewöhnliche **L**ast fühlete, bis er an das trockene **L**and hinunterstieg; wenn je **L**and war, was beständig in einem gediegenen Feuer brannte, wie der **S**ee in einem flüssigen siedet. Er schien an **F**arbe wie ein **F**elsen." Endlich citiert Hamel noch angeblich alliterierende Stellen aus Youngs Nachtgedanken, aus denen Klopstock englisch lernte, allerdings erst vier Jahre nach dem Erscheinen der drei ersten Gesänge des Messias. Von den zwei Stellen die er citiert lautet die erste:

The rest are on the Wing: How **f**leet their **F**light!
Already has the **f**atel **T**rain **t**ook **f**ire;
A moment, and the World's blown up to thee;
The Sun is **D**arkness, and the Stars are **D**ust.

Bei allen diesen Gleichklängen — daß von Alliteration im eigentlichen Sinn hier nicht die Rede sein kann, brauche ich den Lesern dieser Zeitschrift nicht erst auseinanderzusetzen — bei allen diesen Gleichklängen also handelt es sich ohne Zweifel um einen bloßen Zufall. Dies wird am deutlichsten werden, wenn wir zur Vergleichung Stellen aus französischen, lateinischen und griechischen Dichtern heranziehen, die ich nicht, wie dies offenbar Hamel that, für meinen Zweck eigens ausgewählt habe. Ich wähle vielmehr aufs Geratewohl ein paar Stellen heraus, die ein Jeder im Gymnasium auswendig gelernt hat. Zuerst der Anfang von Athalies Traum:

C'était **p**endant l'horreur d'une **p**rofonde nuit.
Ma **m**ère Jésabel devant **m**oi s'est **m**ontrée
Comme au jour de sa **m**ort **p**ompeusement **p**arée
Ses malheurs n'**a**vrient point **a**battu sa fierté u. s. w.

oder den Anfang der ersten Ekloge:

Tityre, **t**u patulae recubans sub **t**egmine fagi
Silvestrem tenui **M**usam **m**editaris avena

oder den Anfang der Odyssee:

Ἄνδρα μοι ἔννεπε Μοῦσα πολύτροπον ὃς μάλα πολλὰ
Πλάγχθη ἐπεὶ Τροίης ἱερὸν πτολίεθρον ἔπερσεν.

Diejenigen, welche an die Alliterationen in Klopstocks Messias glauben, könnten mir angesichts dieser Stellen höchstens noch entgegen-

halten, daß Racine, Virgil und Homer sich selber unbewußt und Jahrtausende hindurch auch den Hörern und Lesern unbewußt das Kunstmittel der Alliteration verwendet hätten, daß es mir vorbehalten gewesen sei, dieß zu entdecken, daß ich aber, wie das thörichte Huhn in der Fabel, den Wert des gefundenen Edelsteins nicht erkannte.

Die Anschauungen Herders über den Ursprung der Sprache, ihre Voraussetzungen in der Philosophie seiner Zeit und ihr Fortwirken.

Von Friedrich Lauchert in Straßburg i. E.

I.

Am Ende des Jahres 1770 schrieb Herder in Straßburg seine nachher von der Berliner Akademie preisgekrönte „Abhandlung über den Ursprung der Sprache“,[1]) äußerlich dazu angeregt durch die 1769 von der Akademie gestellte Aufgabe: „En supposant les hommes abandonnés à leurs facultés naturelles, sont-ils en état d'inventer le langage? et par quels moyens parviendront-ils d'eux-mêmes à cette invention?“ Herder hatte sich übrigens schon in frühern Jahren mit dem Problem beschäftigt und trug sich seit mehreren Jahren mit dem Gedanken, einmal in den damals entbrannten, durch Rousseau angeregten Streit über den göttlichen oder menschlichen Ursprung der Sprache einzugreifen. (Vergl. Haym, Herder, 1, 401 f.) Durch die Preisfrage der Akademie und die unfreiwillige Muße in Straßburg kam der Gedanke dann also zur Ausführung.

Herder beantwortet die erste Frage in der Aufgabe der Akademie in bejahendem Sinne, geht aber, wie er in den Schlußworten seiner Schrift ausdrücklich noch hervorhebt, darin noch weiter, daß er nicht bloß die Möglichkeit der Sprachschöpfung aus den sich selbst überlassenen menschlichen Fähigkeiten auseinandersetzte, sondern vielmehr darauf ausgieng, zu beweisen, die Sprache habe nur so entstehen können, aber auch mit Naturnotwendigkeit entstehen müssen; und diesen seinen Satz glaubt er bewiesen zu haben, „wie die vesteste philosophische Wahrheit bewiesen werden kann.“ Als einen Hauptgesichtspunkt, den

---

[1]) Ich citiere nach der ersten Ausgabe (Berlin, Chr. Fr. Voß, 1772) von der die zweite (Zwei Preisschriften, Berlin 1789) nur ein unveränderter Abdruck ist.

er neben diesem positiven Zwecke in seiner Schrift verfolgt habe, betont er ebenfalls hier am Schlusse noch besonders, er würde sich sehr freuen, wenn er mit dieser Abhandlung eine Hypothese verdrängen könnte, „die von allen Seiten betrachtet, dem menschlichen Geist nur zum Nebel und zur Unehre ist, und es zu lange dazu gewesen." Dies ist eben die Hypothese vom göttlichen Ursprung der Sprache, daß nämlich der erste Mensch die Ursprache als fertiges Ganzes durch Unterricht Gottes empfangen habe, wie sie zuletzt von Süßmilch[1]) vertreten war; hier greift Herder ein; gerade das Erscheinen von Süßmilchs Schrift hatte in ihm schon früher den Gedanken erregt, selbst etwas über den Gegenstand zu schreiben.[2])

Haym scheint mir den Ausgangspunkt von Herders Auffassung doch nicht präcis genug zu fassen, wenn er 1, 403 sagt: „Gegen beide Ansichten" (die vorher als die zur Zeit herrschenden Hauptansichten kurz charakterisiert werden, „die theologisch orthodoxe und die aufklärerisch rationalistische", welche letztere die Sprache „durch willkürliches Uebereinkommen der Menschen" entstehen lasse), machte Herder mit Recht Front;" sowie er ebenso in einer dritten Hypothese, der „sensualistischen Theorie des französischen Materialismus," der „die Sache ein wenig gar zu leicht und natürlich vorstellte," „nur kurzsichtigen Irrtum erkennen" konnte. Herder steht in dieser Frage durchaus nicht so sehr über den beiden zuletzt gekennzeichneten Ansichten, als es nach dieser Darstellung scheinen könnte. Dagegen hat Haym weiterhin an einer andern Stelle nach meiner Ansicht das eigentliche Wesen von Herders Theorie getroffen (S. 404): „Wie wir ihn überall" (d. h. in den Schriften seiner ersten Periode), „auch in seiner Aesthetik, zwischen dem Naturalismus der französisch-englischen und dem Rationalismus der deutschen Philosophie geteilt fanden, so auch hier. Mit jener gibt er eine natürliche Erklärung, aber mit dieser sucht er das Prinzip der Erklärung in der Vernunft. Anderwärts bleibt er dabei in einer dualistischen, eklektischen Denkweise hängen. Diesmal trägt ihn die Natur des Problems über solche Halbheit oder solchen Widerstreit hinaus. Die Sprache ist in der That ein Natürlich-Geistiges." — Darnach und in Wirklichkeit stellt sich das Wesen von Herders Anschauung in ihrem Verhältnisse zu den herrschenden Ansichten folgendermaßen heraus: Herder verwirft vollständig die Ansicht vom

---

[1]) Beweis, daß der Ursprung der menschlichen Sprache göttlich sei. Berlin 1766.

[2]) Sieh die von Haym 1, 402 angeführte Stelle aus einem Briefe Herders an Scheffner, vom Oktober 1767: „Da Süßmilch sich in die Sprachenhypothese neuerlich gemischt und es mit Rousseau gegen Moses (Mendelssohn) aufgenommen: so hätte ich wohl Lust, auch einmal ein paar Worte öffentlich zu sagen."

göttlichen Ursprung und polemisiert durchgehends dagegen; er will aber auch keinen tierischen, sondern einen „menschlichen," d. h. einen in der natürlichen Organisation des Menschen mit Notwendigkeit gegebenen, in der ihm eigentümlichen Gabe der Vernunft begründeten Ursprung; er vereinigt also in seiner Art die naturalistische mit der rationalistischen Auffassung und sucht sie in ihrer Vereinigung tiefer zu begründen, während er dabei die einseitigen Ausflüsse beider Richtungen allerdings abweisen muß. Ich will noch bestimmter sagen: in ihrem Wesen ist Herders Anschauung von Ursprung der Sprache rationalistisch; die zu Grunde liegende Auffassung der Vernunft aber ist eine naturalistische.

Der Fassung der Aufgabe entsprechend zerfällt Herders Schrift in zwei Teile, deren erster die Frage behandelt: „Haben die Menschen, ihren Naturfähigkeiten überlassen, sich selbst Sprache erfinden können?" Dies wird in einem ersten Abschnitte zunächst vom rein naturalistischen Standpunkte erwogen, und dieser Richtung werden dabei möglichst weitgehende Zugeständnisse gemacht. Herder nennt im weitern Sinne auch die Naturlaute der Tiere Sprache, und stellt somit den Satz voran: „Schon als Tier hat der Mensch Sprache." (S. 3.) Die heftigen, besonders die schmerzhaften Empfindungen des Tieres äußern sich durch Geschrei, Töne, in denen es Erleichterung findet. Das stellt Herder als Naturgesetz hin (S. 5.): „Hier ist ein empfindsames Wesen, das keine seiner lebhaften Empfindungen in sich einschließen kann; das im ersten überraschenden Augenblick, selbst ohne Willkür und Absicht, jede in Laut äußern muß." Diese Töne der Empfindung vermitteln die Mitteilung der Empfindung an gleichartige, gleichfühlende Geschöpfe, und damit steht jedes einzelne Wesen „mit der ganzen Natur im Bunde." „Diese Seufzer, diese Töne sind Sprache. Es gibt also eine Sprache der Empfindung, die unmittelbares Naturgesetz ist." (S. 6.) Diese Natursprache hat der Mensch ursprünglich mit den Tieren gemein; in ihren Resten ist sie noch wahrnehmbar in den Ausbrüchen starker Leidenschaft. Sie hat nur einfache und wenige Töne, die aber genügend sind für den natürlichen Zustand und in ihrem lebendigen Zusammenhange mit den Geberden, welche die Gefühlsäußerung natürlich begleiten, allgemein verständlich. (S. 8—10.) Nach specielleren Ausführungen schließt Herder diese Auseinandersetzung: „Wollen wir also diese unmittelbaren Laute der Empfindung Sprache nennen, so finde ich ihren Ursprung allerdings sehr natürlich. Er ist nicht bloß nicht übermenschlich: sondern offenbar tierisch: das Naturgesetz einer empfindsamen Maschine." (S. 23.)

Soweit geht Herder mit der Anschauung des Materialismus: er räumt also völlig ein, der Mensch habe wie jede Tiergattung eine Natursprache von Empfindungslauten rein physischen Ursprungs, womit

er, als Tier betrachtet, in einem tierischen Naturzustande, auch vollständig auskommen würde. Dies vorausgesetzt, kommt er nun erst zu seinem Thema, dem Ursprunge der menschlichen Sprache: Diese Naturlaute der Empfindung sind doch offenbar etwas ganz Andres als artikulierte menschliche Sprache, und aus ihnen konnte letztere nie entstehen. Liegt ja doch der Unterschied nicht in einem größern oder geringern Grade der Ausbildung und Verfeinerung der Laute, sondern im innern Wesen der Sache selbst: dort unwillkürlicher, unbewußter Ausbruch sinnlichen Gefühls in unartikulierte Laute, hier mit Absicht und freier Willkür gebrauchte Laute zum Ausdruck von Gedanken. Die meisten damaligen Vertreter der Ansicht vom menschlichen Ursprunge standen allerdings auf jenem bloß naturalistischen Standpunkte; aber aus diesen Voraussetzungen allein, meint Herder, ließ sich eben die Sache nicht überzeugend demonstrieren. Er zeigt dies unter anderm an dem Erklärungsversuche eines der Hauptvertreter, des Franzosen Condillac (Essai sur l'origine des connoissances humaines). Wenn Rousseau (siehe unten), nachdem er die Möglichkeit der Sprachschöpfung auf diesem Wege in Erwägung gezogen, dabei unübersteigliche Schwierigkeiten fand, so findet das Herder sehr begreiflich; nur, meint er, hätte er deßhalb nicht überhaupt „alle menschliche Möglichkeit der Spracherfindung" leugnen sollen. (S. 24 ff.)

Der Hauptfehler lag nach Herder darin, daß man sich über die principielle Grundfrage nicht klar war. Von der Thatsache ausgehend, daß der Mensch das einzige Wesen mit artikulierter Sprache ist und sich eben dadurch von allen Tieren unterscheidet, hätte man sich eben nicht dabei bescheiden sollen, ihn als eine Tiergattung zu betrachten und aus der Tiernatur auch bei ihm Alles herzuleiten, sondern man hätte sich vor Allem über seinen Wesensunterschied von den Tieren klar werden sollen. Von diesem Punkte aus greift also Herder die Sache an. Und nun setzt er vor Allem in längerer Entwicklung auseinander (S. 31—52), daß die Vernunft, die Besonnenheit der eigentliche Charakter der Menschheit sei, dasjenige, was den Unterschied des Menschen vom Tiere, einen Unterschied nicht im Grade sondern in der Art, ausmache. Diese Vernunft, Vernunftmäßigkeit, ist aber keine getrennte Seelenkraft, die der Mensch etwa zu der Summe der tierischen Kräfte noch hinzubekommen hätte, sondern es ist die „seiner Gattung eigne Richtung aller Kräfte", also nicht etwas das erworben werden kann (gegen Rousseaus Theorie, der Mensch habe im Naturzustande die höhern Geisteskräfte nur in der Potenz, en puissance, gehabt, also keine thätige Vernunft, nur eine Vernunftfähigkeit), sondern dem Menschen als Menschen angeboren, so gut wie dem Tiere der Instinkt, und also auch ebenso wie der Instinkt sofort in Wirksamkeit tretend. Denn die

Vernunft ist eben beim Menschen, in seiner ganz andern Art, was beim Tiere der Instinkt, er hat sie statt des Instinkts, der ihm fehlt, und darin liegt eben sein Geschlechtscharakter. Auch den Instinkt jeder Tiergattung faßt Herder als die ihr eigne Richtung aller Kräfte auf, beim Tiere blind und mit Naturnotwendigkeit wirkend in dem Kreise, in dem es sich bewegt, desto dunkler und zugleich untrüglich sicherer, je enger dieser Kreis ist (Kunsttrieb). Unterscheiden sich darin die Tiere gradweise, so „ändert sich mit dem Menschen die Scene ganz“: Er hat einen uneingeschränkten Wirkungskreis und für diesen keinen sicher leitenden Instinkt, sondern freie Besinnung, und wird damit „sich selbst Zweck und Ziel der Bearbeitung.“ Die Tiersprache ist nun in jeder einzelnen Gattung ebenfalls Sache des Instinkts; es ist jeder Gattung ihre ganz bestimmte Art von Naturlauten angeboren, die „ein dunkles sinnliches Einverständnis einer Tiergattung unter einander über ihre Bestimmung, im Kreise ihrer Wirkung“ (S. 35), vermitteln sollen. Der Mensch hat, wie keinen Instinkt, so auch keine solche angeborene Natursprache. Der Ursprung seiner Sprache muß also in Dem gesucht werden, was ihm als Geschlechtscharakter statt des Instinkts eigen ist, in der Vernunft, und damit wird die Sprache „dem Menschen so wesentlich, als — er ein Mensch ist.“ (S. 41.)

Mit der Vernunft des Menschen war also die Erfindung der Sprache gegeben; sie ist gewissermaßen ein Organ, ein „Sinn der Vernunft“ (S. 221). Ohne Sprache keine Thätigkeit der Vernunft, und ohne Vernunft keine Sprache. Nun aber ist die Vernunft oder Besonnenheit dem Menschen wesentlich, keine schlummernde Kraft, sondern die ihm eigne „Richtung aller Kräfte“, die also beim ersten Menschen vom ersten Augenblick an in Wirksamkeit treten mußte, sofern er Mensch war. Und da nun weiter sich die Vernunft nur durch ihr Organ, die Sprache, bethätigen kann, so mußte sie also mit Notwendigkeit sich selbst diese Sprache schaffen. Dies denkt sich Herder folgendermaßen: Die Vernunft mußte sich vom ersten Augenblick an durch eine besonnene Betrachtung der äußern Gegenstände bethätigen; sie mußte die Gegenstände zu erkennen suchen, d. h. sich an denselben unterscheidende Eigenschaften absondern, die als Merkmale für die Gegenstände in der Besinnung deutlich werden mußten. „Dies erste Merkmal der Besinnung war Wort der Seele! Mit ihm ist die menschliche Sprache erfunden.“ (S. 52 f.) Als Beispiel wird die Erkennung des Schafs näher dargelegt (S. 54—56): Die andern Tiere werden entweder durch sinnlichen Instinkt freundlich oder feindlich zu demselben hingezogen oder lassen es als gleichgiltig dunkel an sich vorbeigehn; der Mensch sucht, sobald es ihm vorkommt, ein Merkmal, um es wieder zu erkennen. Das Blöcken wird die Eigenschaft sein, die den stärksten Eindruck macht

und als Merkmal in der Seele bleibt; daran erkennt er das Tier ein andres Mal wieder. Dieses in der Seele deutlich gewordene Merkmal ist aber nichts andres „als ein innerliches Merkwort." Damit war der Name des Schafes gegeben, wenn er auch nie wäre ausgesprochen worden. Und damit, mit dem ersten innern Merkwort, war die Sprache erfunden, „eben so natürlich und dem Menschen notwendig erfunden, als der Mensch ein Mensch war."

Nur hier allein kann nach Herders Ansicht der Ursprung der Sprache gesucht werden; er sieht gar keine andere Möglichkeit. Die frühern Vertreter des menschlichen Ursprungs irrten darin, daß sie entweder die Sprache statt aus der Vernunft aus der physischen Organisation herleiten wollten (mit der „bessern Artikulation der Sprachwerkzeuge" ist's nicht gethan; auch damit hätte kein Tier die Sprache erfunden; und aus „den Schällen der Leidenschaft" oder dem Triebe, „die Natur und also auch ihre Schälle nachzuahmen," hat sie keines erfunden, obwohl das freilich beim Menschen Alles auch dazukommt), oder daß sie dieselbe durch eine willkürliche Vernunftthätigkeit, durch eine Konvention in der schon vorausgesetzten menschlichen Gesellschaft gebildet werden ließen. („Der Wilde, der Einsame im Walde hätte Sprache für sich selbst erfinden müssen, hätte er sie auch nie geredet." Ueberdies widerspricht letztere Meinung Herders ganzer Anschauung vom Menschen und seiner Vernunft; darnach hätten die Menschen bis dahin entweder ohne Vernunft gelebt, oder Vernunft gehabt und bethätigt ohne Sprache. S. 56 ff.) Nun wendet sich Herder gegen Süßmilch (S. 58 ff.); dessen Argument gegen den menschlichen Ursprung, der Mensch habe sich nicht selbst Sprache erfinden können, weil einerseits zu deren Erfindung schon Vernunft gehörte, und andrerseits eine Thätigkeit dieser ohne Sprache doch auch nicht möglich sei, kehrt Herder gegen ihn selbst in seinem Satze: also war eben auch die Erfindung der Sprache dem Menschen ebenso ursprünglich und charakteristisch als der Gebrauch der Vernunft. Ohne Vernunft war der Mensch doch keines göttlichen Unterrichtes fähig, und des Gebrauchs der Vernunft nicht ohne Sprache. Also kämen wir dazu: Der Mensch hätte keine Sprache von Gott empfangen können, ohne schon Sprache „aus eignen Mitteln erfunden" in seiner Seele zu haben. Auch göttliche Nachhilfe zur Erleichterung zugegeben, wie etwa die Eltern die Kinder die Sprache lehren, so hätte er sie, wie die Kinder auch, doch ohne Gebrauch der Vernunft nicht annehmen können; er mußte sie also auch dann, „nur unter höherer Veranstaltung", mit eigenen Kräften selber finden. Sonst, meint Herder, bewegt man sich in lauter Widersprüchen. Denn die Begriffe „Vernunftfähigkeit", „Sprachfähigkeit, womit sonst operiert wird, sind für ihn nur leere Schälle ohne Sinn.

Nach dieser Auseinandersetzung mit den abweichenden Anschauungen kehrt Herder wieder zur weitern Entwickelung seiner eigenen Ansicht zurück. „Die ersten Merkmale zu Elementen der Sprache“ waren also, wie vorher am Beispiele vom Schafe gezeigt, vernommene Töne; diese mußten den lebhaftesten Eindruck machen, und indem der Mensch sie nachahmte, um den tönenden Gegenstand zu bezeichnen, wurden sie zugleich selbst Merkworte. (S. 76 ff.) Auch bei der Erklärung der Namengebung für nicht tönende Gegenstände muß man das Gehör als mittlern und vermittelnden Sinn, als eigentlichen „Lehrmeister der Sprache“ auffassen, wenn man darin nicht eine bloße Willkür annehmen will. Da die Sinne alle „nichts als Vorstellungsarten der Seele“ sind, und die Wahrnehmungen verschiedener Sinne gemeinsam in der Seele, im Bewußtsein zusammenfließen, so tritt oft eine unwillkürliche Verbindung verschiedener Sinneseindrücke in der Vorstellung ein, die keinen logischen Zusammenhang unter sich haben; so also auch ein Zusammenhang der übrigen Sinneseindrücke mit dem des Gehörs, und daraus wird die Bildung jener Worte erklärlich, welche andere Sinneseindrücke bezeichnen: „Die Seele, die im Gedränge solcher zusammenströmenden Empfindungen und in der Bedürfnis war, ein Wort zu schaffen, griff und bekam vielleicht das Wort eines nachbarlichen Sinnes, dessen Gefühl mit diesem zusammenfloß — so wurden für alle und selbst für den kältesten Sinn Worte.“ Dadurch eben, daß die zugleich auch mit den andern Sinnen wahrgenommene Natur tönt, können wir uns Sprache bilden; und das Gehör ist gerade durch seine Stelle als mittlerer Sinn in Bezug auf Lebhaftigkeit der Eindrücke, Ausdehnung seines Wirkungskreises, in der Successivität seiner Eindrücke, vorzüglich geeignet, zugleich durch seine eigenen Wahrnehmungen und durch deren Vermittlung mit denen der andern Sinne, Lehrmeister der Sprache zu werden. Somit ist der Mensch nach seiner ganzen Organisation zur Sprache geschaffen. (S. 92 ff.)

Daß dies der Ursprung der Sprache war, findet Herder aber auch in deren ganzem Bau bestätigt. Nicht wichtige geistige Begriffe sind deren erste Elemente (was man bei der Annahme höhern Ursprungs vermuten sollte), sondern „tönende Verba,“ woran eben „ein hörendes, aufhorchendes Geschöpf“ als Schöpfer der Sprache erkennbar ist. (S. 80 f.) Aus den aufgefaßten Tönen der Naturgegenstände werden zunächst Verba, als Ausdruck tönender Handlungen, und daraus Nomina zur Bezeichnung der Gegenstände selbst. Man sah überall Leben, Handlung in der Natur; daher die Personifikation der Naturgegenstände, daher das Geschlecht der Nomina; die ganze Anlage der Sprache ist also menschlich sinnlich, durch was Alles Herder seine Ansicht vorzüglich bestätigt sieht. Ebenso findet er aber auch die „Analogie der

Sinne," von deren Rolle bei der Sprachschöpfung oben die Rede war, in den Elementen der Sprache thatsächlich belegt. (S. 108 ff.) „Je älter und ursprünglicher die Sprachen sind, desto mehr durchkreuzen sich auch die Gefühle in den Wurzeln der Wörter," woraus eben „das Bedürfnis sich auszudrücken" sichtbar wird. Daher Metaphern, Uebertragungen, am meisten in alten, ursprünglichen Sprachen. Abstrakta, allgemeine Begriffe, sind nicht ursprünglich, wie noch jetzt aus den Sprachen der sogenannten Wilden oder weniger kultivierter Völker ersichtlich ist, denen sie fehlen. Sie müssen eben erst aus sinnlichen Dingen abstrahiert werden; daher hat keine Nation mehr davon, als sie abstrahieren gelernt. (S. 122 ff.) — Aus diesen Anfängen entwickelt sich die Sprache naturgemäß mit der Vernunft und durch die Vernunft weiter „unter allen Völkern, Weltgürteln und Umständen." In dieser weitern Entwickelung erhält sie dann erst einen regelmäßigern kunstvollen Bau, eine ausgebildete und geregelte Grammatik. (S. 127 ff.)

Daran schließt sich nun ein zweiter Teil, dem zweiten Satze der Preisfrage entsprechend: „Auf welchem Wege der Mensch sich am füglichsten hat Sprache erfinden können und müssen?" (S. 143 ff.) Wie wir sahen, hat aber Herder, bei der Art, wie er die Sache angriff und über die gestellte Frage hinausgieng, auch das schon im ersten Teile mit beantwortet. Er kann also zunächst nur, in etwas anderer Anordnung, den wesentlichen Inhalt des ersten Teiles rekapitulieren; daran schließt sich dann die weitere Ausführung, wie nach Herders Vorstellung die fernere Entwickelung der Sprache nach diesen Voraussetzungen ebenso naturgemäß vor sich gieng. In vier „Naturgesetzen" drückt er diesen ganzen Prozeß des Ursprungs und der Fortentwickelung der menschlichen Sprache aus. 1) „Der Mensch ist ein freidenkendes, thätiges Wesen, dessen Kräfte in Progression fortwirken; darum sei er ein Geschöpf der Sprache!" (S. 144 ff.) Der Mensch war eben vom ersten Augenblicke an „das freithätige vernünftige Geschöpf;" und dabei war die erste Thätigkeit des Verstandes, da sie nicht ohne Merkwort geschehen konnte, war „das erste Moment der Besinnung" auch „Moment zu innerer Entstehung der Sprache." Hier gibt nun Herder zu (S. 147): „Ueber die ersten Momente der Sammlung muß freilich die schaffende Vorsicht gewaltet haben." Doch meint er, dies liege außerhalb des Kreises seiner Betrachtung, da er hier den Menschen eben „im ersten Zustande der freien Thätigkeit" nehme. Vom ersten Momente des Daseins an strömt also die äußere Natur auf die Sinne des Menschen ein; die Empfindung des ersten deutlichen Merkmals trifft auf das Gehör, und damit ist sofort „die Genesis der Sprache ein inneres Dringnis." „Und wie von diesem Zustande die Sprache anfängt, so ist die ganze Kette von Zuständen

in der menschlichen Seele von der Art, daß jeder die Sprache fortbildet." Die Tiere haben wohl oft ein starkes sinnliches Gedächtnis, aber keine Reflexion, die einzelnen sinnlichen Fälle innerlich zu verbinden und sich dadurch nutzbar zu machen. Die höheren Tiere bekommen daraus wohl Erfahrung, aber sie haben eben keine Besonnenheit. Dagegen wird der Mensch durch die Besonnenheit geführt, immer zu sammeln und innerlich zu verbinden, wodurch und woran er sich selbst entwickelt und vervollkommnet. Wenn nun keine Besinnung ohne „Wort der Seele" möglich ist, so „werden alle Zustände der Besonnenheit in ihm sprachmäßig; seine Kette von Gedanken wird eine Kette von Worten." Da dem Menschen weiter, was als äußeres Moment dazu kommt, kein Instinkt sagt, was ihm nützlich oder schädlich sei, so muß er sich eben Erfahrung sammeln, die Gegenstände aus Merkmalen kennen lernen, also sie nennen. Durch Verstand und Sprache ist er Beherrscher der sinnlichen Welt, ohne sie müßte er untergehen. Natürlich dürfen wir bei dem Allem nicht an den in der Gesellschaft einseitig gebildeten, sondern an den natürlichen Menschen im Gleichmaße aller Kräfte denken. — 2) „Der Mensch ist in seiner Bestimmung ein Geschöpf der Herde, der Gesellschaft: die Fortbildung einer Sprache wird ihm also natürlich, wesentlich, notwendig." (S. 170 ff.) Der Mensch ist schon durch seine natürliche Schwäche und Hilflosigkeit auf die Gesellschaft angewiesen. Vor Allem aber ist ihm der Geist der Familie wesentlich; und hierin eben liegt ein hochwichtiger Faktor für die Fortbildung der Sprache, wie des menschlichen Unterrichts überhaupt. Die ersten Eindrücke, die das Kind hier von seinen Eltern empfängt, wirken fort; es bildet sich Familiendenkart, Familiensprache. Daraus, daß die Sprache in ihrem ersten rohen Anfange „väterliche Lehre wird," ergibt sich dann schon auch wieder weitere Ordnung und Ausbildung derselben; „wer lernt nicht, indem er lehret?" — 3) „Sowie das ganze menschliche Geschlecht unmöglich Eine Herde bleiben konnte, so konnte es auch nicht Eine Sprache behalten. Es wird also eine Bildung verschiedener Nationalsprachen." (S. 187 ff.) Der „Haus- und Familienton" ist schon Grundlage verschiedener Mundarten. Aeußere Einflüsse und Gewohnheiten wirken auf die Aussprache ein, und bei der örtlichen Trennung setzen sich diese Unterschiede fester. Von Synonymen hält der eine dies, der andere jenes fest. Andere Worte erleiden eine Verschiebung des Begriffs. Dies Alles geht ganz natürlich vor sich, und je lebendiger eine Sprache noch ist, desto veränderlicher ist sie auch. Der Mensch ist für die ganze Erde geschaffen und die ganze Erde für ihn. Seine Sprache ist also „Sprache der Erde; eine neue in jeder neuen Welt, Nationalsprache in jeder Nation." Aber nicht bloß die örtliche Trennung durch Wanderung wurde Grund der Sprachverschiedenheit. Auch

die oft gänzliche Verschiedenheit naher kleiner Völker in Sprache, Denk- und Lebensart sagt nichts gegen die Einheit des Menschengeschlechts und seiner Sprache, da sie in diesem Falle auf „gegenseitigem Familien- und Nationalhaß“ beruht. Da die Sprache „Band der Familie“ ist, so mußte dasselbe Familiengefühl, „da es Nationalhaß wurde,“ Verschiedenheit der Sprache schaffen, wie daraus die Abtrennung in Völker hervorgieng. — 4) „So wie nach aller Wahrscheinlichkeit das menschliche Geschlecht Ein progressives Ganze in einer großen Haushaltung ausmacht: so auch alle Sprachen, und mit ihnen die ganze Kette der Bildung.“ (S. 203 ff.) Nach dem Plane und Zusammenhange in der Fortbildung des Menschengeschlechts wirkt jeder Gedanke des Einzelnen fort für das Ganze. Dies ist auch in der Sprache der Fall: sie ist „eine Schatzkammer menschlicher Gedanken, wo jeder auf seine Art etwas beitrug, eine Summe der Wirksamkeit aller menschlichen Seelen.“ Bei all ihrer Verschiedenheit aber weisen die verschiedenen Sprachen in ihrer gleichartigen Bildung auf einen gemeinsamen, einheitlichen Ursprung hin.

Endlich nimmt Herder für seine Ansicht vom menschlichen Ursprung der Sprache selbst noch die biblische Erzählung von der Namengebung der Tiere, Genesis 2, 19, in Anspruch. (S. 220.) Und um seine Ansicht noch weiter auch vom theologischen Standpunkte aus nach seiner Art zu decken, sagt er schließlich noch, die höhere Hypothese verkleinere Gott, bei der Unvollkommenheit der menschlichen Sprache, wie sie auch alle Selbstthätigkeit der menschlichen Seele leugne; dagegen die Hypothese vom menschlichen Ursprung, sagt er, „zeigt Gott im größesten Lichte: sein Werk, eine menschliche Seele, durch sich selbst eine Sprache schaffend und fortschaffend, weil sie sein Werk, eine menschliche Seele ist.“ . . . „Der Ursprung der Sprache wird also nur auf eine würdige Art göttlich, so fern er menschlich ist.“

II.

Der Unterschied des Herderischen Rationalismus vom vulgären Berliner, Nicolai-Mendelssohnischen Rationalismus liegt in Herders tieferer Auffassung des Wesens der Vernunft. Der Fortschritt in Herders Auffassung des Problems wird im Vergleich mit der Mendelssohns am besten ersichtlich. Zuvor muß ich aber etwas weiter zurückgreifen.

Der ganze damals über den menschlichen oder göttlichen Ursprung der Sprache geführte literarische Streit war ursprünglich veranlaßt durch Rousseaus Behandlung der Frage in seinem „Discours sur l'origine et les fondemens des l'inégalité parmi les hommes,“ [1])

[1]) Geschrieben 1754. Ich citiere nach der Ausgabe: Amsterdam 1759.

die wir also zunächst betrachten müssen. Rousseau findet es unerklärlich, wie der Mensch aus sich selbst zur Sprache hätte kommen können. Sein Naturmensch unterscheidet sich wohl von andern Tieren durch seine Vervollkommnungsfähigkeit; aber er hat die höheren Fähigkeiten nur en puissance, sie treten nicht in Wirksamkeit, schlummern vollständig, so lange er im Naturzustande bleibt, den er also auch nicht aus eigenem Antriebe von innen heraus verlassen wird; „il avoit dans le seul instinct tout ce qu' il lui falloit pour vivre dans l'état de Nature.“ (p. 38.) Dabei leugnet er für seinen Naturmenschen das Bedürfnis und den Drang nach Geselligkeit, leugnet im Besondern auch, daß das Familienleben dem Menschen wesentlich sei. Es war also weder eine innere noch äußere Ursache da, sich eine Sprache zu bilden. Und dazu noch die innere Schwierigkeit: „si les hommes ont eu besoin de la parole pour apprendre à penser, ils ont eu bien plus besoin encore de savoir penser pour trouver l'art de la parole.“ (p. 30.) Er konstruiert sich nun wohl eine Möglichkeit zusammen, wie die Sache gleichwohl hätte vor sich gehen können (p. 27 ff. und nochmals p. 60 ff.): Die wiederkehrenden Erscheinungen der Natur, besonders soweit sie den Menschen persönlich berührten, „produisirent enfin chez lui quelque sorte de réflexion, ou plutôt une prudence machinale qui lui indiquoit les précautions les plus nécessaires à sa sûreté.“ (p. 60.) Diese Art von Reflexion ohne eigentliches Bewußtsein und ohne Sprache ist nun freilich durchaus verschieden von der nach Herder dem Menschen wesentlichen Vernunft oder Besonnenheit; sie ist eigentlich nicht viel besser als der Instinkt, den doch Rousseaus Naturmensch auch haben sollte, und der, wie wir oben hörten, für ihn vollständig ausreichend sein sollte. Aber zur Voraussetzung für die weitere Entwicklung brauchte eben Rousseau zunächst eine Art von Vernunft. Allmählich kam nämlich der Mensch doch in nähere Beziehung zu Seinesgleichen; es bildete sich ein Verkehr auf Grund äußern Bedürfnisses und gegenseitigen Vorteils. Dazu war wohl nicht viel Sprache nötig: „Des cris inarticulés, beaucoup de gestes, et quelques bruits imitatifs, durent composer pendant longtemps la langue universelle, à quoi joignant dans chaque contrée quelques sons articulés et conventionnels dont, comme je l'ai déjà dit, il n'est pas trop facile d'expliquer l'institution, on eut des langues particulières, mais grossières, imparfaites.“ (p. 63.) Dies war also der einzige Weg, auf dem sich Rousseau den menschlichen Ursprung der Sprache möglich dachte. Die artikulierte Sprache wäre ein Produkt willkürlicher Konvention in der sich bildenden Gesellschaft, in ihrer Ausbildung mit dem wachsenden Bedürfnis der Gesellschaft fortschreitend. Im Rousseauschen Natur-

zustande dagegen hatte der Mensch noch keine Sprache gebraucht; da reichte er mit den tierischen Naturlauten vollkommen aus. Diese ganze Entwicklung findet nun aber Rousseau keineswegs natürlich, sondern mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft, so daß er schließlich sagt (p. 36): „Quant à moi, effrayé des difficultés qui se multiplient, et convaincu de l'impossibilité presque démontrée que les langues ayent pu naître et s'établir par des moyens purement humains, je laisse à qui voudra l'entreprendre la discussion de ce difficile problème, lequel a été le plus nécessaire, de la société déjà liée à l'institution des langues, ou des langues déjà inventées à l'établissement de la société."

Im Anschlusse daran, respektive in der Polemik dagegen, nahm Moses Mendelssohn die Frage auf in seinem „Sendschreiben an den Herrn Magister Lessing in Leipzig,"[1]) das sich mit Rousseaus genannter Schrift überhaupt beschäftigt. Mendelssohn, der Rousseaus Voraussetzungen vom Naturzustande in Abrede stellt, findet die Bildung einer menschlichen Gesellschaft ganz natürlich, und ebenso das Zustandekommen einer Sprache, die er aus Konvention zugleich mit der Gesellschaft sich bilden läßt. In der Gesellschaft wurden doch Töne nötig, durch die man sich gegenseitig verständigen konnte, wenn auch zunächst nur in rohen tierartigen Naturlauten. Dabei konnte es aber bei den im Menschen liegenden höhern Fähigkeiten nicht bleiben; diese „dürften wenigstens dazu dienen, daß ein Mensch auf die Töne des andern mehr Aufmerksamkeit verwendete; und wo erst Aufmerksamkeit ist, da kann noch mehr kommen, zumal da das Talent, Töne zu artikulieren, durch diesen oder jenen Zufall sich endlich wohl auch einmal zeigen müßte." Dazu läßt nun Mendelssohn, bei allem seinem flachen Rationalismus, aber doch noch ein anderes Element mitwirken, was der Sache doch einen etwas tieferen Untergrund gibt und diese konventionelle Bildung der Sprache nicht so ganz willkürlich erscheinen läßt. Die Stelle möge hier im Zusammenhang mitgeteilt werden, da sie für die Entstehung von Herders Anschauung höchst wichtig ist: „Gesetzt die natürlichen Menschen hätten sich ein wenig umgesehen: sie hätten in ihren Wäldern Schafe blöcken, Hunde bellen, Vögel singen, und das Meer brausen gehört: sie hätten dieses so oft gehört und die Gegenstände zugleich gesehen, daß die sichtbaren Bilder mit den Tönen in ihrer Seele eine Art von Verbindung erlangt hätten; so werden sie niemals ein Schaf hinter sich blöcken hören, ohne sich das Bild dieses Tieres in ihrer Einbildungskraft vorzustellen. Sie werden auch das Schaf niemals sehen können, ohne den Ton einigermaßen

[1]) Datiert von 1756; zuerst gedruckt in seinen Philosophischen Schriften 1761.

zu empfinden, der sich in ihrer Seele mit diesem Bilde vereinigt hat. Wenn es also einem Wilden einfiele, diesen Ton nachzuahmen (wozu die Tiere selbst nicht selten Lust bekommen): so wird ein anderer Wilde, der diesen nachahmenden Ton von ungefähr hörte, sich das Bild vorstellen, das er mit diesem Ton zu verknüpfen gewohnt ist. Dieses ist der Ursprung der nachahmenden Töne. Setzt man gewisse natürliche Laute hinzu, dadurch ein jedes Tier gewisse Gemütsbewegungen auszudrücken pflegt: so haben wir den ersten Grundriß der Sprache; aber auch nichts mehr als einen schwachen Grundriß, der noch erstaunlich weit von der Sprache entfernt ist, dadurch wir in dem gesellschaftlichen Leben unsere Gedanken auszudrücken pflegen." Die ursprünglichen Elemente mußten sich dann eben im gesellschaftlichen Verkehr natürlich weiter entwickeln. Die nicht tönenden Gegenstände, bei denen es also keine Nachahmung gab, mußten dann freilich willkürlich bezeichnet werden, und da nimmt Mendelssohn einen merkwürdigen Uebergang von der nachahmenden zur willkürlichen Bezeichnung an: Mit dem nachahmenden Laute, meint er, z. B. also mit dem für das Schaf, habe man zugleich die Vorstellung der verschiedenen andern Gegenstände verbunden, mit denen man das so bezeichnete Geschöpf gewöhnlich in Verbindung sah, in diesem Falle die Vorstellung der Wiese, der Blumen darauf, u. s. w.; so habe man dazu kommen können, mit der Nachahmung des Blöckens, mit Weglassung der Zwischenglieder, unter Umständen etwa die Blumen der Wiese zu verstehen, auf der man sich das Schaf weidend dachte. Erst mit der Zeit kam man dann dazu, um Verwirrung zu vermeiden, durch leichte willkürliche Aenderungen die Bezeichnungen zu unterscheiden. Für die ganze Entwickelung könne man ja eine lange Zeit annehmen. „Genug, man hat gesehen, daß zu diesem ersten Schritte keine ausgebildete Vernunft, keine göttliche Eingebung, sondern nichts als eine Einbildungskraft und ein Vermögen sich vollkommener zu machen erfordert wird." „Man sieht, daß alles natürlich hat zugehen können, und daß wir nicht nötig haben, das höchste Wesen mit einer Erfindung zu belästigen, die uns nach Rousseaus Meinung so schädlich gewesen ist." [1])

Der innere Zusammenhang von Herders Ansicht mit der Mendelssohnischen ist augenscheinlich. Der angenommene psychologische Vorgang bei Entstehung der ersten Sprachelemente ist hier wie dort derselbe:

[1]) Thomas Abbt („Allerhand Muthmaßungen über den ältesten Zustand der Menschen." Vermischte Werke Band 6, aus dessen „Geschichte des menschlichen Geschlechts," 1766), der die rationalistische Hypothese mit Mendelssohns eigenen Worten vorträgt, fand diese Entwickelung freilich nicht so selbstverständlich, da er sich nicht davon überzeugen konnte, daß der Mensch aus einem tierischen Urzustande in natürlichem Fortschritt jemals in einen andern hätte übergehen können, so daß er die christliche Vorstellung vom Ursprung des Menschen selbst vom Standpunkte des bloßen Verstandes für befriedigender betrachtete.

durchs Gehör prägen sich der Seele Merkmale ein, unter denen sie sich die Gegenstände vorstellt. Die Wahl des gleichen Beispiels weist sicher darauf hin, daß Herder Mendelssohns Darstellung vor Augen hatte. Nun aber der wesentliche Unterschied: für Herder muß aus dieser Voraussetzung bei seiner Auffassung der Vernunft vom ersten Augenblicke an die Sprache mit Naturnotwendigkeit entstehen; nach Mendelssohn war es teils Zufall, teils Willkür, wenn man mit der Zeit die aufgefaßten Merkmale nachahmte, nachdem sich in der sich bildenden Gesellschaft das praktische Bedürfnis geltend machte, sich gegenseitig zu verständigen. So erklärt dann Herder auch den Ursprung der Bezeichnungen für nicht tönende Gegenstände psychologisch, wo sich Mendelssohn mit einer rohen Willkürlichkeit behelfen mußte. In Mendelssohns Ansicht ist die Auffassung der Merkmale doch eigentlich nur ein instinktiver Vorgang in einem Zustande, wo statt der Vernunft nur erst Vernunftfähigkeit gegeben war; bei Herder geht Alles von der freithätigen Vernunft aus, als dem wesentlichen Charakter der Menschheit.

Eine Aeußerung Wielands über den Ursprung der Sprache, die nicht lange vor Herders Schrift fällt, muß doch noch erwähnt werden, nicht als ob ich einen Einfluß derselben auf Herder annähme — dessen Ansicht hatte sich schon vorher fertig herausgebildet — sondern weil wir darin im Vergleich mit Mendelssohn doch schon einen Fortschritt zu einer tiefern Auffassung finden. Auch Wielands Erörterung ist eine Polemik gegen Rousseau, in den „Betrachtungen über J. J. Rousseaus ursprünglichen Zustand des Menschen.“ [1]) Der erste Zustand der ersten Menschen, meint Wieland, war „eine Art von Kindheit.“ Wenn sie aber mit höhern Fähigkeiten organisiert waren, so mußte sich deren Entwickelung durch Aufmerksamkeit und Uebung von selbst geben, statt daß Rousseau dafür unübersteigliche Schwierigkeiten findet. Der Grundirrtum bei Rousseau ist eben seine Voraussetzung. „Ganz gewiß würde das wilde, ungesellige, dumme, Eicheln fressende Tier, das er seinen Menschen nennt, in Ewigkeit keine Sprache erfunden haben, wie die Sprache Homers und Platons ist. Wer wollte sich die Mühe geben, einen solchen Satz erst durch tiefsinnige Erörterungen zu beweisen? Das heißt die Gründe weitläufig auseinandersetzen,, warum vermöge der Gesetze der Mechanik ein Gichtbrüchiger schwerlich jemals auf dem Seile tanzen lernen wird.“ Die von Rousseau vorgebrachten Schwierigkeiten mußten „wohl gewiß entsetzlich in seinen Augen sein, weil sie ihn beinahe dahin bringen, seine Zuflucht zu einem Deus ex machina

[1]) Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens. 1770.

zu nehmen. Gleichwohl würden alle diese Phantome auf einmal verschwunden sein, wenn er nur diese zwei Sätze, die einfachsten von der Welt, weniger unnatürlich gefunden hätte: Daß die Menschen aller Wahrscheinlichkeit nach von Anfang an in Gesellschaft lebten — und von allen Seiten mit natürlichen Mitteln umgeben sind, die ihnen die Entwicklung ihrer Anlagen erleichtern helfen."

Es ist ersichtlich, inwiefern diese Ansicht mit derjenigen Herders wieder näher verwandt ist, als die Mendelssohns. Mendelssohn fand allerdings die Bildung der Gesellschaft und im Zusammenhange damit die der Sprache den Menschen natürlich, wobei sich aber mit seiner Anschauungsweise doch die Annahme verträgt, daß es lange vorher Menschen gegeben haben konnte, ehe Beides zustande kam; dagegen sagt Wieland: aus dem Rousseauschen Naturmenschen hätte nie etwas Andres werden können als das Tier, das er war. Wie er sich freilich den Vorgang bei Entstehung der Sprache dachte, spricht er näher nicht aus; bei konsequenter Verfolgung seiner nur kurz angedeuteten Gedanken hätte er eigentlich auf Herders Gedankengang hinauskommen müssen. Die weitere Konsequenz hat also dann Herder gezogen, aus seiner Ansicht von der menschlichen Natur: das ist ja eben das Wesen des Menschen, daß er kein mutum pecus ist; wäre er das je gewesen, so konnte er nie in einen andern Zustand übergehen; so aber war bei ihm von Anfang an die Vernunft thätig, und damit war sofort auch die Sprache gegeben.

III.

Die Kritik, welche Herder von Seiten Hamanns erfuhr, und seine eigenen späteren Schwankungen in seinen Ansichten lasse ich vorläufig beiseite, und betrachte zunächst, in welcher Weise seine Ansichten, so wie sie in der Preisschrift ausgesprochen sind, nachgewirkt haben. Diese Frage kommt in der Hauptsache darauf hinaus, wie man den Einfluß Herders auf Wilhelm von Humboldt beurteilt, der als der eigentliche Begründer der modernen Sprachphilosophie gilt.

Darüber herrschen nun sehr widersprechende Ansichten. Haym sagt in seiner Biographie Humboldts (Berlin 1856, S. 494): „Von dem Boden der kritischen Philosophie und des ästhetischen Humanismus ausgehend, erweisen sich die Humboldtschen Ansichten fast durchweg als Läuterung, Ausführung und Rechtfertigung dessen, was zuerst in poetischer Intuition ergriffen zu haben das unbestreitbare Verdienst Herders ist." Und in seinem „Herder" (1, 1880, 408): „Die Herdersche Abhandlung . . . legte den Grund zu einer echten Philosophie der Sprache." W. v. Humboldt stand „durchaus auf den Schultern Herders." „Er (Humboldt) wiederholt die Gedanken Herders — er vertieft, er ver-

feinert, er bestimmt, er klärt sie, er denkt das von jenem gleichsam atemlos Gedachte mit ruhig verweilender Umsicht zum zweiten Male nach und durch." Er vermittelt Herders Ideen mit der fortgeschrittenen wissenschaftlichen Denkweise. „Ein weiterer Fortschritt ist seitdem durch den immer wachsenden Ueberblick und die fortgesetzte Durchforschung des Kosmos der Sprachen, sowie andrerseits durch die Aufmerksamkeit auf die physiologischen Bedingungen der Spracherzeugung gewonnen — allein nur um so ehrenvoller für Herder, daß er bereits ohne diese empirischen Unterlagen, in Kraft seiner genialen Intuition und lebendigen Kombinationsgabe die wesentlichen Elemente der Erklärung sicher und richtig zu ergreifen imstande war." — Dagegen stellt Steinthal („Der Ursprung der Sprache", 4. Auflage 1888, S. 10) ein Nachwirken von Herders Ansichten in Abrede. Dessen Preisschrift ist für ihn „der Geschichte anheimgefallen und nicht mehr von gegenwärtigem Interesse", wenn man sie auch „immer noch mit Nutzen, wenigstens ohne das Gefühl der Empörung über die Rohheit der Betrachtungsweise" lesen könne. Humboldt ist ihm der alleinige Gründer der modernen Sprachphilosophie, und er stellt ausdrücklich in Abrede, daß er dabei von Herder und Hamann „gelernt, an sie angeknüpft" habe. „Humboldt ist nur aus sich und aus seiner Zeit zu begreifen. Der Geist seiner Zeit aber wurde vorbereitet durch Männer wie die genannten. Diese bilden also bloß ideell eine Vorstufe zu Humboldts Sprachwissenschaft, ohne daß sie darum in thatsächlichem Zusammenhange mit derselben stehen." Pott („W. von Humboldt und die Sprachwissenschaft") wiederholt Steinthals Aeußerungen ohne eine weitere eigene Untersuchung. — Bei diesem Auseinandergehen der Urteile verlohnt es sich wohl, Humboldts Ansichten nach dessen Schriften kurz darzustellen.

Es kommen hierbei, abgesehen von gelegentlichen sonstigen Aeußerungen, vornehmlich zwei Schriften Humboldts in Betracht, die akademische Abhandlung „Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung" (1820. Gesammelte Werke, Band 3), und die berühmte Einleitung in sein Werk über die Kawisprache: „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues" (1836). Die Hauptstelle, worin sich Humboldt über den ersten Ursprung der Sprache äußert, finden wir in der Abhandlung über das vergleichende Sprachstudium § 13 (Werke 3, 252 f.): Er findet die Sprache als ein willkürliches Erzeugnis des Verstandes unerklärlich, wenn man für den Entstehungsprozeß auch noch so lange Zeit einräumen wollte. „Die Sprache ließe sich nicht erfinden, wenn nicht ihr Typus schon in dem menschlichen Verstande vorhanden wäre. Damit der Mensch nur ein einziges Wort wahrhaft, nicht als bloßen, sinnlichen Anstoß, sondern als artikulierten, einen Begriff bezeichnenden Laut ver-

stehe, muß schon die Sprache ganz und im Zusammenhange in ihm liegen. Es gibt nichts Einzelnes in der Sprache, jedes ihrer Elemente kündigt sich nur als Teil eines Ganzen an. So natürlich die Annahme allmähliger Ausbildung der Sprachen ist, so konnte die Erfindung nur mit Einem Schlage geschehen." Da der Mensch nur Mensch durch Sprache ist, so muß man auch von der „Untrennbarkeit des menschlichen Bewußtseins und der menschlichen Sprache" ausgehen, wonach die „Verstandeshandlung, welche zum Begreifen eines einzigen Wortes erfordert wird, hernach hinreicht, die ganze Sprache zu fassen." Daher darf sie auch nicht als etwas fertig Gegebenes gedacht werden. „Sie geht notwendig aus [dem Menschen] selbst hervor und gewiß auch nur nach und nach, aber so, daß ihr Organismus nicht zwar als eine tote Masse im Dunkel der Seele liegt, aber als Gesetz die Funktionen der Denkkraft bedingt, und mithin das erste Wort schon die ganze Sprache antönt und voraussetzt. Wenn sich daher dasjenige, wovon es eigentlich nichts Gleiches im ganzen Gebiete des Denkbaren gibt, mit etwas Anderem vergleichen läßt, so kann man an den Naturinstinkt der Tiere erinnern, und die Sprache einen intellektuellen der Vernunft nennen." Die wahre Schwierigkeit der Spracherfindung liegt eben „in der unergründlichen Tiefe der einfachen Verstandeshandlung, die überhaupt zum Verstehen und Hervorbringen der Sprache auch in einem einzigen ihrer Elemente gehört." Dann „folgt alles Uebrige von selbst." „Der Instinkt des Menschen ist aber minder gebunden, und läßt dem Einflusse der Individualität Raum. Daher kann das Werk des Vernunftinstinkts zu größerer oder geringerer Vollkommenheit gedeihen, da das Erzeugnis des tierischen eine stätigere Gleichförmigkeit bewahrt." — „Der Organismus der Sprachen", heißt es an einer andern Stelle (§ 10, S. 248) „entspringt aus dem allgemeinen Vermögen und Bedürfnis des Menschen zu reden," . . . „gehört zur Physiologie des intellektuellen Menschen." Und von der Fortbildung der Sprache und ihrer Einheit in der Einheit der Menschheit, § 19, S. 260 f.: „Die Sprache ist kein freies Erzeugnis des einzelnen Menschen, sondern gehört immer der ganzen Nation an; auch in dieser empfangen die späteren Generationen dieselbe von früher da gewesenen Geschlechtern. Dadurch daß sich in ihr die Vorstellungsweise aller Alter, Geschlechter, Stände, Charakter- und Geistesverschiedenheiten desselben Völkerstamms, dann durch den Uebergang von Wörtern und Sprachen verschiedener Nationen, endlich bei zunehmender Gemeinschaft des ganzen Menschengeschlechts mischt, läutert und umgestaltet, wird die Sprache der große Uebergangspunkt von der Subjektivität zur Objektivität, von der immer beschränkten Individualität zu Alles zugleich in sich befassendem Dasein."

Damit stimmen auch die Aeußerungen in dem Hauptwerke über

die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues überein. Auch hier ist der Hauptgedanke, die Sprache sei dem Menschen vermöge seiner ganzen Organisation wesentlich. Ihre Hervorbringung ist (§ 3, S. 25 in der Ausgabe von Pott, 1880) „ein inneres Bedürfnis der Menschheit, nicht bloß ein äußerliches zur Unterhaltung gemeinschaftlichen Verkehrs, sondern ein in ihrer Natur selbst liegendes, zur Entwicklung ihrer geistigen Kräfte und zur Gewinnung einer Weltanschauung, zu welcher der Mensch nur gelangen kann, indem er sein Denken an dem gemeinschaftlichen Denken mit Anderen zur Klarheit und Bestimmtheit bringt, unentbehrliches." Die Sprache kann von der Vernunft gar nicht getrennt werden; die Sprachen wachsen (§ 7, S. 51) „auf gleich bedingte Weise mit der Geisteskraft empor, und bilden zugleich das belebend anregende Prinzip derselben. Beides aber geht nicht nach einander und abgesondert vor sich, sondern ist durchaus und unzertrennlich dieselbe Handlung des intellektuellen Vermögens." § 9 (S. 64 f.): „Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken. Die intellektuelle Thätigkeit, durchaus geistig, durchaus innerlich, und gewissermaßen spurlos vorübergehend, wird durch den Laut in der Rede äußerlich und wahrnehmbar für die Sinne. Sie und die Sprache sind daher eins und unzertrennlich von einander. Sie ist aber auch in sich an die Notwendigkeit geknüpft, eine Verbindung mit dem Sprachlaute einzugehen; das Denken kann sonst nicht zur Deutlichkeit gelangen, die Vorstellung nicht zum Begriff werden. Die unzertrennliche Verbindung des Gedanken, der Stimmwerkzeuge und des Gehörs zur Sprache liegt unabänderlich in der ursprünglichen, nicht näher zu erklärenden Einrichtung der menschlichen Natur." Die Bedeutung des Gehörs, d. h. der durch dasselbe vermittelten sinnlichen Wahrnehmung für die Sprachbildung wird dann noch etwas näher betrachtet. Eine spätere Stelle (§ 10, S. 92 ff.) setzt auseinander, wie die ursprüngliche Bezeichnung der Begriffe davon abhänge. Diese ist eine dreifache: 1) „die unmittelbar nachahmende;". 2) „die nicht unmittelbar, sondern in einer dritten, dem Laute und dem Gegenstande gemeinschaftlichen Beschaffenheit nachahmende Bezeichnung;" 3) „die Bezeichnung durch Lautähnlichkeit nach der Verwandtschaft der zu bezeichnenden Begriffe." Dabei protestiert Humboldt noch ausdrücklich (§ 9, S. 73 f.) gegen die Annahme „eines eingebildeten Naturzustands" und damit einer Entstehung menschlicher Sprache aus dem äußern Bedürfnis; sie ist vielmehr „auch in ihren Anfängen durchaus menschlich." Die Hervorbringung des artikulierten Lautes kann eben nur (§ 10, S. 79) aus einem Drange der Seele erklärt werden. Die Sprache ist „schon in ihrem ersten und unentbehrlichsten Elemente in der geistigen Natur des Menschen gegründet." Dabei ist die Sprache nie etwas Fertiges, sondern etwas

immer Werdendes; „kein Werk (ἔργον), sondern eine Thätigkeit (ἐνέργεια)," (§ 8, S. 56), eine „Arbeit des Geistes." Und wie die Sprache ein Erzeugnis des ganzen Menschen ist, nicht einer einzelnen Geisteskraft (§ 6, S. 49: sie beruht „immer notwendig auf der Gesamtkraft des Menschen; es läßt sich nichts von ihr ausschließen, da sie Alles umfaßt"), so ist sie zugleich auch ein Werk der gesamten Menschheit (§ 6, S. 47): „Das Dasein der Sprachen beweist, daß es auch geistige Schöpfungen geben kann, welche ganz und gar nicht von Einem Individuum aus auf die übrigen übergehen, sondern nur aus der gleichzeitigen Selbstthätigkeit Aller hervorbrechen können." Die Ursache davon liegt in der innern Einheit der Menschheit; „der einzelne Mensch hängt immer mit einem Ganzen zusammen, mit dem seiner Nation, des Stammes, zu welchem diese gehört, und des gesamten Geschlechts." (S. 44.) Dieser Begriff der Einheit des Menschengeschlechts ist aber bei Humboldt pantheistisch gefaßt; sieh z. B. § 9 (S. 69): „Das Verstehen könnte nicht . . . auf innerer Selbstthätigkeit beruhen, und das gemeinschaftliche Sprechen müßte etwas Andres als bloß gegenseitiges Wecken des Sprachvermögens des Hörenden sein, wenn nicht in der Verschiedenheit der Einzelnen die, sich nur in abgesonderte Individualitäten spaltende, Einheit der menschlichen Natur läge."

In diesen Stellen spricht sich also Humboldts Ansicht vom Ursprunge der Sprache aus. Es dürfte aus dieser Darstellung klar geworden sein, ohne daß es nötig wäre, die angeführten, für sich selbst sprechenden Worte Humboldts erst noch weiter breitzutreten, daß dessen Ansicht doch wirklich in ihrem Wesen nichts Andres ist als die Herderische, klarer und konsequenter durchgeführt, wie dies auch Haym an der oben citierten Stelle ausspricht. Man mag den Fortschritt in Humboldts Darstellung, den Wert seiner weiteren Ausführung der von Herder angeregten Gedanken so hoch anschlagen als man will; nur das sollte man eben doch nicht verkennen, daß Humboldt seine Sprachphilosophie nun einmal nicht aus den Fingern gesogen hat, sondern in seinem System das weiter ausbaut, was Herder angeregt hatte. Die Sprache ist nach Humboldt nichts fertig Gegebenes, an den Menschen von außen Herankommendes, auch kein willkürliches Erzeugnis seines Verstandes, sondern ein notwendiger Ausfluß seiner ganzen innern Naturanlage, eines Vernunftinstinkts; auch nicht aus einem Tierzustande erst sich entwickelnd, sondern von Anfang an menschlich, und dem Menschen wesentlich, weil er Mensch ist; eins mit der Vernunft; die Bildung ihrer Elemente vermittelt durch das Gehör: das Alles sind doch Herders Ideen. Weiter geht Humboldt hauptsächlich darin, daß er die Herderische Anschauung von der Natur des Menschen klarer und tiefer zu fassen sucht, und dabei kommt er konsequenter Weise zum

Pantheismus. Konsequent auf ihre letzten Grundlagen zurückgeführt, kann eben Herders Ansicht nur zu einem pantheistischen oder materialistischen Monismus führen, je nachdem sie angefaßt wird; die Geschichte der ganzen neuern Sprachphilosophie, soweit sie von Herder direkt oder durch Humboldts Vermittlung abhängt, zeigt dies. Daß sich Herder selbst über diese letzten Konsequenzen nicht klar war, kann ja gerne zugegeben werden; darum ist er aber nicht weniger der Vater dieser ganzen Sprachphilosophie.

Die Vorführung neuerer Behandlungen des Problems gehört indessen nicht mehr in das Gebiet der allgemeinen Literaturgeschichte. Es genüge, darauf hingewiesen zu haben, daß die neuere Sprachphilosophie, soweit sie einerseits nicht auf dem Boden des positiven Christentums und der Schöpfungslehre desselben steht, andrerseits aber auch noch nicht auf dem der modernen naturalistisch-materialistischen Weltanschauung, direkt oder indirekt unter Herders Einfluß steht.

IV.

Auf den innern Widerspruch der Herderischen Hypothese mit sich selbst hat alsbald Hamann hingewiesen. „Philologische Einfälle und Zweifel über eine akademische Preis-Schrift" (Schriften, herausgegeben von Roth, 4, 52): „Der platonische Beweis vom menschlichen Ursprung der Sprache[1]) besteht aus zwei Teilen, einem negativen und positiven. Der erste enthält Gründe, daß der Mensch gar kein Tier sei, und der zweite enthält Gründe, daß der Mensch dennoch ein Tier sei." S. 56: Alle für den negativen Teil des Beweises aufgewandte Mühe war schließlich umsonst: „Denn was sagt der ganze positive Teil des platonischen Beweises positiver und ausdrücklicher, als daß der Mensch aus Instinkt denke und rede, — daß die positive Kraft zu denken und zu reden ihm angeboren und unmittelbar natürlich sei; daß sie, wie der Instinkt der Tiere, auf den Punkt eines Merkmals hingerissen, hingezogen oder hingelenkt werde." Aus der weitern, Herder parodierenden Ausführung hebe ich noch hervor, S. 58: „Geh, herrsche über Raubtiere und Meer-Wunder; sei aber stumm und dumm! sprach der Andriantoglyph zum Protoplasten der Sprache. Denn welchen Augenblick du die Frucht deines innern und äußern Instinkts erkennen wirst, wird dein Mund aufgethan werden, und du wirst ein Tier sein voll Instinkt von außen und innen, und dein untierischer Charakter wird verwelken wie Gras."

Hamann sieht den Unterscheidungscharakter des Menschen in der

[1]) D. h. eben der Herderische, dessen Hauptpunkte Hamann vorher mit Herders eigenen Worten zusammenstellte. Warum er ihn den Platonischen nennt, ist a. a. O. S. 60 gesagt.

„richterlichen und obrigkeitlichen Würde“ desselben (S. 40 f.); und von diesem Gesichtspunkte aus ist die Freiheit ihm wesentlich, „das Maximum und Minimum aller unsrer Naturkräfte, und sowohl der Grundtrieb als Endzweck ihrer ganzen Richtung, Entwickelung und Rückkehr.“ . . . „Daher bestimmen weder Instinkt noch Sensus communis den Menschen.“ S. 43: „Zur Freiheit gehören aber nicht nur unbestimmte Kräfte, sondern auch das republikanische Vorrecht, zu ihrer Bestimmung mitwirken zu können. Diese Bedingungen waren zur Natur des Menschen unumgänglich.“ In der Freiheit nun liegt das Vermögen zu lernen. Der Mensch wird eben zu nichts durch einen blinden Instinkt geführt, sondern bei ihm ist alles ein Lernen. S. 47: „Der Mensch lernt alle seine Gliedmaßen und Sinne, also auch Ohr und Auge, brauchen und regieren, weil er lernen kann, lernen muß und ebenso gern lernen will. Folglich ist der Ursprung der Sprache so natürlich und menschlich, als der Ursprung aller unserer Handlungen, Fertigkeiten und Künste. Ohngeachtet aber jeder Lehrling bei seinem Unterricht mitwirkt, nach Verhältnis seiner Neigung, Fähigkeit und Gelegenheit zu lernen; so ist doch Lernen im eigentlichen Verstande eben so wenig Erfindung als bloße Wiedererinnerung.“

In der Thatsache des Bewußtseins und der Freiheit, die an sich die beste Widerlegung alles Materialismus und Naturalismus ist, liegt also der Ausgangspunkt, von wo aus sich allein das Vorhandensein menschlicher Sprache verstehen läßt. Das war ja auch die Voraussetzung Herders, die sich ihm aber unter den Händen eigentümlich verdrehte, so daß aus der frei wirkenden Besonnenheit, die nicht etwa bloße Vernunftfähigkeit sein sollte, auf einmal, sobald sie in Wirksamkeit trat, die treibende Kraft eines Vernunftinstinkts wurde; während er sich also theoretisch darüber klar war, daß die Sprache nur aus Bewußtsein und Freiheit als dem eigentümlichen Charakter des Menschen zu erklären sei, sind diese selbst in der Ausführung seiner Hypothese erst Produkte einer in ihrem ersten Anfange instinktiven Sprachbildung. Hamann nahm Bewußtsein und Freiheit in ihrem richtigen Werte als Grundlage und kam dadurch auf ein Lernen unter göttlicher Leitung als den Weg, auf dem der Mensch Sprache bekam.

Die Sprache ist zugleich göttlich und menschlich. („Des Ritters von Rosencreuz letzte Willensmeinung“, Schriften 4, 23 f.): „Wenn man Gott als die Ursache aller Wirkungen im Großen und Kleinen . . . voraussetzt“, so ist Alles göttlich. „Alles Göttliche ist aber auch menschlich, weil der Mensch weder wirken noch leiden kann, als nach der Analogie seiner Natur, sie sei eine so einfache oder zusammengesetzte Maschine, als sie will. Diese communicatio göttlicher und menschlicher idiomatum ist ein Grundgesetz und der Hauptschlüssel

aller unsrer Erkenntnis und der ganzen sichtbaren Haushaltung. Weil die Werkzeuge der Sprache wenigstens ein Geschenk der alma mater Natur sind, . . . und weil, der höchsten philosophischen Wahrscheinlichkeit gemäß, der Schöpfer dieser künstlichen Werkzeuge auch ihren Gebrauch hat einsetzen wollen und müssen: so ist allerdings der Ursprung der menschlichen Sprache göttlich". In der Wirkung muß sie sich aber „der menschlichen Natur analogisch äußern, und in dieser Beziehung kann der Ursprung der Sprache und noch weniger ihr Fortgang anders als menschlich sein und scheinen". (Dies widerlegt zugleich Herders von der menschlichen Unvollkommenheit der Sprache genommenes Argument.) Aus der innigen Vereinigung des Menschen mit seinem Schöpfer im Stande der Unschuld erklärt sich die Entstehung der Sprache; aus einer Offenbarung Gottes durch die Natur, aber nicht aus der Natur ohne Gott. (S. 33 f.): „Jede Erscheinung der Natur war ein Wort, das Zeichen, Sinnbild und Unterpfand einer neuen geheimen, unaussprechlichen, aber desto innigern Vereinigung, Mitteilung und Gemeinschaft göttlicher Energien und Ideen. Alles, was der Mensch am Anfange hörte, mit Augen sah, beschaute, und seine Hände betasteten, war ein lebendiges Wort; denn Gott war das Wort. Mit diesem Worte im Mund und im Herzen war der Ursprung der Sprache so natürlich, so nahe und leicht, wie ein Kinderspiel; denn die menschliche Natur ist, vom Anfange bis zum Ende der Tage, eben so gleich dem Himmelreiche, als einem Sauerteige, mit dessen Wenigkeit jedes Weib drei Scheffel Mehls zu durchgähren im Stande ist."

Im Anschluß an Hamanns Kritik will ich noch Folgendes bemerken, was Hamann nicht berührt. Wenn Herder die Erzählung von der Namengebung der Tiere in Genesis 2, 19 f. als Bestätigung seiner Hypothese in Anspruch nahm, (sieh oben S. 756), so ist dies eine sehr äußerliche rationalistische Auffassung, die auch den Zusammenhang, in dem die Erzählung erscheint, gar nicht berücksichtigt. Wenn nach den Worten Gottes 2, 18: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei," erzählt wird, wie Gott dem Adam die Tiere vorführte, und dieser sie benannte, ohne eine ihm ähnliche Hilfe zu finden, so kann damit nach den Regeln einer gesunden Exegese nur gesagt sein, daß Gott ihn zur Erkenntnis der Tiere und damit zu der ihrem Wesen entsprechenden Benennung, und dadurch zugleich zur Erkenntnis seines Wesensunterschiedes von ihnen geführt habe.[1])

[1]) Vergl. Reusch, Bibel und Natur, 4. Auflage S. 110: „Das Benennen der Tiere involviert die Erkenntnis ihres Wesens, und mit dieser Erkenntnis der Tiere wird der Mensch auch zu der Erkenntnis geführt, daß er von ihnen wesentlich verschieden und daß also unter ihnen kein ihm gleichgeartetes Wesen, mithin keine adäquate Hilfe vorhanden ist." — P. Schanz, Apologie

V.

Ueber die erste Aeußerung Hamanns, die ironische Anzeige in den „Königsbergischen gelehrten und politischen Zeitungen", war Herder sehr unangenehm berührt und nahm die Sache persönlich. (Haym, 1, 495 ff.) Er ließ sich dann aber, bei näherer persönlicher Aufklärung, bald von seinen Königsberger Sokrates überzeugen. Und während er nun in einem Briefe an Nicolai, dem er wohl mit Recht nicht viele Einsicht in der Sache zutraute, diesem plausibel machen wollte, Hamann's Sprachphilosophie lasse sich ja mit der seinigen vereinigen, und im Grunde habe er es auch nicht anders gemeint (Haym S. 496); so war er sich selbst des tiefern Gegensatzes wohl bewußt, suchte aber nun sich selbst und Hamann darüber zu täuschen, daß das, was er in der Preisschrift vorgetragen hatte, auch gar nicht seine wahre Herzensmeinung gewesen sei. Die „Leibniz-ästhetische Hülle", sagt er in dem Briefe an Hamann vom 1. August 1772,[1]) der den förmlichen Widerruf enthält, sei ja „die einzige Maske" gewesen, unter der er vor der Berliner Akademie erscheinen konnte. Ueberdies bezeichnet er die Abhandlung als eine bloße „Schrift eines Witztölpels," da es ihm mit der Konkurrenz zum Preise gar nicht ernst gewesen sei. „Auch versichere ich Ihnen, daß die Denkart dieser Preisschrift auf mich so wenig Einfluß hat, haben kann und soll, als das Bild, das ich jetzt an die Wand nagle." In seiner „Aeltesten Urkunde der Menschheit" werde er gerade das Gegenteil beweisen.

Das geschah denn auch. Er trägt dort („Aelteste Urkunde" 1774, S. 117 f.) Hamanns Lehre als die seinige vor, obwohl er doch die Möglichkeit der in der Preisschrift vertretenen Ansicht auch nicht ganz verwerfen will. „Der Philosoph mag untersuchen, wie und wie

---

des Christentums, 1, 171: „Man ist zwar nicht gut auf die Theologen zu sprechen, welche die Sprache auf Gott zurückführen. Daran sind vielleicht die Theologen ebensoviel Schuld als ihre Gegner, indem sie die Form der biblischen Erzählung nicht von dem tief-psychologischen Inhalt unterscheiden. Gott hat den Menschen nicht die Sprache eingegossen, aber er hat ihnen mit der Vernunft auch das Sprachvermögen verliehen. Gott hat den Menschen nicht buchstabieren gelehrt, wie die Mutter ihr Kind, aber er hat ihm das Sprachvermögen alsbald anzuwenden Gelegenheit gegeben. Was anders ist mit der anschaulichen Erzählung, Gott habe die Tiere zu Adam geführt, daß er sähe, wie er sie nenne, bezweckt, als zu zeigen, wie Adam auf Gottes Veranlassung Gebrauch von seinem Sprachvermögen machen mußte? Denn so wie Adam jegliches nannte aus den lebendigen Wesen, das ist sein Name. Oder ist etwa die Erklärung der Philosophen besser, wenn sie den ersten Menschen aus der Stummheit heraus wachsen lassen? Die Sprache muß gelernt sein, aber sie kann nicht gelernt werden, wenn keine Anlage dazu, keine Vernunft vorhanden ist."

[1]) Hamanns Schriften 5, 8. — Herders Briefe an J. G. Hamann, herausgegeben von Otto Hoffmann, 1889, S. 65 f.

tief er will: so macht er nur aus, daß er erfinden könne! Vermögen, nächste Möglichkeit und Anlage dazu habe — mehr wird er auch nie ausmachen wollen." Dazu wird die Herderische Preisschrift citiert, (— die „Urkunde" erschien anonym —), worin doch auch nur die Fähigkeit des Menschen zur Spracherfindung behauptet werde. Die Möglichkeit derselben aber zugegeben: wie lange Zeit wäre erforderlich gewesen bis zur Herausbildung einer wirklichen Sprache auf diesem Wege; oder sie war überhaupt kaum möglich, wenn „keine Kraft da war, die weckte und stieß." [1]) Es mußte also diese Besinnung, die nichts als Vermögen d. i. Receptivität war," geweckt werden. Und da durch die Sprache der Gebrauch der Vernunft bedingt ist, der Mensch also nur dadurch Mensch wurde, so mußte ihn „diese weckende Kraft vom ersten Augenblick des Daseins belebt, geleitet, geführt haben." Also „allwaltender Unterricht Gottes", der Ursprung der Sprache „Göttlich und Menschlich, nach Kräften von innen und Bedürfnissen von außen."

Auch in den „Ideen" 1784 (2. Band, 9. Buch, 2, 225) bezeichnet Herder die Sprache als „Wunder einer göttlichen Einsetzung, . . . außer der Genesis lebendiger Wesen vielleicht das größeste der Erdeschöpfung." Dabei wird aber Herders innere Unklarheit über den Gegenstand am besten dadurch gekennzeichnet, daß er zu gleicher Zeit mit der Herausgabe seiner „Ideen" eine Uebersetzung von Monboddos auf roh naturalistischem Standpunkte stehender Schrift „Of the origin and progress of language" veranlassen und mit empfehlender Vorrede begleiten konnte (Werke, herausgegeben von Suphan, 15, 179 ff.), worin er diesem über Alles, was über den Gegenstand geschrieben sei, „willig die Palme reicht", obwohl er dann doch erklärt, daß er die von Monboddo vertretene Affentheorie nicht billigen könne, noch überhaupt die Annahme, daß es je rohe tierartige Menschen ganz ohne Sprache gegeben habe; was bleibt dann aber von Monboddos Theorie noch übrig, wenn derselben so der Boden unter den Füßen weggezogen wird? Hamann äußerte sich über dieses Werk von Monboddo brieflich (Schriften 7, 281): „Seine Hypothese von Erfindung der Sprache ist

[1]) Diese schonende Außerkraftsetzung seiner frühern Hypothese erinnert einigermaßen an den Ausweg, den Matthias Claudius in seiner Recension der Preisschrift einschlug, da er weder seinem Freunde Herder weh thun, noch dessen Ansicht beitreten wollte, (Werke, 8. Aufl. 1865, 1, 75): „Es steht übrigens dahin, ob Herr Herder im Ernst meine, daß alle Sprache diesen Weg Rechtens entstanden sei, oder ob er eine Sprache ausnimmt, der Moses erwähnt, die den Weg der Güte kommt, und eine warme Uebersetzung ist aus der Original-Sprache, darin ein milder unerschöpflicher Schriftsteller den großen Codex Himmels und der Erden en Bas Relief und ronde Bosse für seine Freunde geschrieben hat."

immer in meinen Augen eine Grundlüge, die wie eine schädliche Fliege alle seine übrigen Untersuchungen vereitelt."

Diese spätern Schwankungen und Unklarheiten Herders zeigen zugleich, daß er sich auch über die in der Preisschrift vorgetragene Ansicht nie vollständig klar war, auch damals nicht, als er sie, gewiß aufrichtig davon überzeugt, niederschrieb. Herders große Bedeutung liegt ja überhaupt nicht darin, daß er auf irgend einem Gebiete menschlichen Wissens etwas Fertiges von bleibender Bedeutung geschaffen hätte, sondern in dem Reichtum von Anregungen und neuen Ideen, die er, zum Teil unentwickelt und in sich selbst nicht klar, in Umlauf brachte, wodurch er nach den verschiedensten Richtungen eine gewaltige befruchtende Wirkung ausübte. Ob alle diese von ihm ausgehenden Anregungen und deren weitere Entwicklungen auch wahre und richtige Ideen in sich enthielten und in ihren endlichen Resultaten einen bleibenden Gewinn für die Gesamtbildung der Menschheit brachten, mag hier dahingestellt bleiben, daß aber auch solche Richtungen, bei denen ein solcher Zweifel sehr berechtigt ist, einmal zur Geltung kommen und allseitig ins Licht gesetzt werden, ist für den Fortschritt der Wissenschaft gut und notwendig. So hat auch Herders Schrift über den Ursprung der Sprache ihre nachhaltige Wirkung ausgeübt; und wenn auch seine Ideen ihre späteren konsequenteren Vertreter zum Teil auf bedenkliche Irrwege geführt haben, so bleibt ihm doch, wenn wir bedenken, in welchem Stande er das Problem vorgefunden hatte, das unbestreitbare Verdienst, die philosophische Spekulation über dasselbe, über die Gegensätze eines seichten armseligen Rationalismus und eines etwas geistesarmen Supranaturalismus damaliger Zeit hinaus, in ein tieferes Fahrwasser geleitet zu haben.

Der bildliche Ausdruck in den Briefen des Fürsten Bismarck.

Von Hugo Blümner in Zürich.

(Schluß.)

Eines der eigensten Gebiete der Bismarckischen Metapher ist die Landwirtschaft und was damit zusammenhängt. Hier ist er zu Haus, hier braucht er gleichsam nur zuzugreifen, um überall ein passendes Bild zu fassen. Da haben wir die Gleichnisse von der Bodenwirtschaft, wie an Gerlach (30. Mai 1857): „erinnern Sie sich daran, daß wir jahrelang in schweren Zeiten nicht nur denselben Boden

hatten, sondern auch dieselben Pflanzen darauf zogen", oder an Frau v. Arnim (14. März 1861): „Johanna geht öfter aus und beantwortet unverdrossen alle Erkundigungen nach meiner Gesundheit, als unentbehrlichen Dünger auf den unfruchtbaren Boden der Conversation"; da begegnen wir dem Viehstand in seinen mannigfachen Bestandteilen, so an Gerlach (25. Mai 1856): „das Gesindel von Börsenwucherern und bezahlten Zeitungsschreibern, welches die österreichische Staatskuh an Horn und Euter festhält" (man vgl. damit einen etwas früheren Brief an denselben, 11. Juni 1855: „der ganze Klüngel von Juden und Judengenossen, die sich an den kranken Brüsten der österreichischen Finanz vollsaugen"); und das sehr drastische Bild, das aber — etwas überaus seltenes in den Bismarckschen Vergleichen — nicht ganz zutrifft, ebenfalls an Gerlach (19. März 1856): „Stark ist der Bulle immer noch, aber wo er hinstößt, das weiß er nicht mehr, seit der Naseuring der Oligarchie ihm abgenommen ist." — Sehr bezeichnend schreibt er an denselben (19. März 1856): „Disraeli wird die Drehkrankheit der englischen Politik mit seinen Reden nicht heilen." Der unentbehrlichen Plage jedes Landwirts, den Pferdejuden und ihrer Taktik, begegnen wir in den Reden mehrfach; auch in den Briefen spielt er öfters darauf an, an Gerlach (7. April 1854): „man stellt nach gewohnter Pferdejudenmanier höhere Forderungen", und ausführlicher an denselben (26. Februar 1856): „wenn der Friede erreicht wird, so wird ihm natürlich ein Moment vorhergehen, wo jeder probirt, was er etwa dem Gegner abdrücken kann, und wie ein Pferdejude die Thürklinke faßt, als wollte er gehen." Auch nach den übrigen Teilen eines wohlversehenen Gutshofes führt uns die Uebersicht der Bismarckschen Bilder: nach dem Geflügelhof das geflügelte Wort vom „einfältigen Federvieh der deutschen Presse", an ungenannte Adresse (22. Aug. 1860), und besonders sein beliebtes Wort von der Ente, von deren Flügel das Wasser abgleitet, womit Bismarck so oft sein Gefühl gänzlicher „Wurschtigkeit" gegenüber irgendwelchen Unannehmlichkeiten bezeichnet, vgl. an Gerlach (15. November 1855 und 2. Mai 1857) und an Manteuffel (26. April 1856). Noch einmal treffen wir die Ente in dem prächtig derben Wort — es bezieht sich wiederum auf den drohenden Ministersessel — an Roon (2. Juli 1861): „wenn in 14 Tagen dieses Gewitter spurlos an mir vorübergezogen und ich ruhig bei Muttern wäre, so würde ich mir einen Entensteiß wünschen, um vor Befriedigung damit wackeln zu können." — Dann führt uns unser Weg weiter zum Taubenschlag, an Frau v. Arnim (12. November 1858): „sie sind wie ein Taubenschlag, der den Marder merkt, so verängstigt von Demokraten, Barrikaden, Parlament ꝛc."; von da kommen wir zu den Hunden, an Gerlach (27. Januar 1853): „wem

und wozu nützt es, den Bräutigam der Frl. Montijo zu nörgeln, indem man ihm den Stock hinhält, wie einem bösen Kettenhunde"; an denselben (15. August 1854): „wir ängstigen uns, allein zu sein, und halten uns am Rockschoß von Oesterreich fest, das uns durch Buols Lloyd fortwährend die Ruthe geben läßt, überzeugt, daß wir ihm doch nachlaufen, wie ein herrenloser Pudel"; und ebenfalls an Gerlach (2. März 1855): „er [Thümen] ist ein seelensguter Kerl, aber den Oesterreichern wird er die Packzähne nicht ausziehen. Er ist weiße Salbe durch und durch." Ja auch die Katzen fehlen nicht: an Gerlach (20. April 1854): „Prokesch ist so zuthulich und schwarz-weiß, wie mein Stallkater"; und an denselben (15. Juni 1855): „daß Frankreich seinen Aerger verbeißt und die Wiener Katze nach wie vor streichelt, geht aus vielen Symptomen auch hier hervor." — Dann besuchen wir die Treibhäuser: an ungenannte Adresse (22. August 1860) wird die Bundesverfassung „ein Treib- und Conservirhaus gefährlicher und revolutionärer Particularbestrebungen" genannt. Einem ritterlichen Herrensitz fehlt auch der Park nicht mit seinen alten Bäumen; daran erinnert uns das trübe Wort an Roon (20. November 1873): „der Rest vom alten Stamm, der bleibt, ist faul"; ferner an Gerlach (30. Mai 1857): „wenn meine Ansichten von den Ihrigen abweichen, so suchen Sie die Verschiedenheit im Blättertrieb, und nicht in der Wurzel, für welche ich vielmehr meinen Ueberzeugungen die Gemeinschaft mit den Ihrigen stets vindicire", und an seine Gemahlin (3. Juli 1851): „nach Deinem letzten Briefe muß ich etwas die diplomatische Heckenschere zur Hand nehmen"; vor allem aber die herrlichen, ebenfalls an seine Gemahlin gerichteten Worte, die in demselben Briefe stehen, dessen auf die Studentenjahre bezügliche Stelle wir oben anführten (3. Juli 1851): „Wie manches Laub mag noch an unserm inneren Menschen ausgrünen, schatten, rauschen und werthlos welken, bis wieder vierzehn Jahre vorüber sind." Und endlich betreten wir noch den Obstgarten, wo die Früchte reifen; und da stoßen wir auf die tiefempfundene Stelle, eine besonders leuchtende Perle unter den vielen, die wir hier aneinanderreihen, an Frau v. Arnim (5. Januar 1862): „Varnhagen ist eitel und boshaft, wer ist das nicht? es kommt nur darauf an, wie das Leben die Natur des einen oder des andern reift, mit Wurmstichen, mit Sonne oder mit nassem Wetter, bitter, süß oder faul." Und wenn die sprichwörtliche Redensart von der reifen Birne, die von selbst herabfällt, auch sonst uns geläufig ist, so finden wir sie bei Bismarck wieder in charakteristischer Anwendung, an Gerlach (31. März 1857): „wenn Frankreich eine ähnliche Note nach Kopenhagen richtet, wie die russische, so würde es vielleicht nur nöthig sein, daß der Bund sich den Rock auszöge und in die Hände spuckte, als

wollte er tüchtig anfassen, um die Birne von selber fallen zu sehen"; und an denselben (11. April 1857): „die Großmächte schütteln confidentiell am Baume, und der Bund pflückt officiell die Birne derjenigen dänischen Concessionen, welche sich überhaupt erreichen lassen." In andrer Form an Manteuffel (26. April 1856): „Es scheint nicht, daß die abfälligen Bemühungen Orlows den Apfel schon vom Baume geschüttelt haben, aber wenn er reif ist, fällt er von selbst, und die Russen werden zur rechten Zeit die Mütze darunter halten"; und endlich noch an ungenannte Adresse (1. Juli 1859): „Wenn es uns schlecht geht, so werden die Bundesstaaten von uns abfallen, wie welke Pflaumen im Winde."

Bismarck ist oder war ein leidenschaftlicher Jäger, und auch davon geben seine Gleichnisse Kunde. Namentlich der Fuchs hat es ihm angethan; so an Gerlach (6. November 1852): „ich .... richte mich nach dem feinsten Politiker, den ich auf den jüngsten Jagden kennen gelernt habe und der ruhig im Bau sitzen bleibt, wenn er schlechtes Wetter voraussieht. Ich habe mich deshalb so bald wie möglich in mein Malepartus zurückgezogen"; und dies Bild kehrt öfters wieder, an Gerlach (23. Februar 1853): „Prokesch .... schiebt schließlich, wenn ich den Fuchs aus dem Bau treibe, die Schuld auf einen seiner Unterbeamten"; und an denselben (31. Oktober 1855): „Prokesch liegt still im Bau, wie ein angeschossener Fuchs." Auch sonst begegnen wir Freund Reineke noch öfters; so an Manteuffel (26. April 1856): „und ich könnte dem alten Fuchse im neuen Pelze eben so wenig trauen, wie bisher im räudigen Sommerhaar"; und an Gerlach (21. April 1854): „Gortschakoff ist ein feierlicher, ungelenker Hausnarr, ein Fuchs in Holzschuhen,[1]) wenn er heftig sein will" (ebenso an denselben 15. September 1855). Ebenfalls auf die Fuchsjagd geht das Bild, an Gerlach (12. März 1857): „Rechberg ist für Absendung eines Bundescommissars nach Kopenhagen, er will den Fuchs nicht beißen"; ähnlich an Roon (24. September 1869): „Itzenplitz, der selbst den Fuchs nicht beißen will." Einen ausführlicheren Jägervergleich bietet auch die Stelle an ungenannte Adresse (16. Mai 1864): „die augenblickliche Lage ist aber so geartet, daß es mir zweckdienlich scheint, gegen das Dänenthum auf der Conferenz alle Hunde loszulassen, welche bellen wollen (verzeihen Sie diesen Jägervergleich); das gesammte Geläute der Meute wirkt dahin zusammen, daß die Unterwerfung der Herzogthümer unter Dänemark den Ausländern unmöglich erscheint." —

[1]) Man darf hier daran erinnern, daß Bismarck, wie er an Motley (19. September 1869) schreibt, früher von seinen „intimen Feinden" „der Diplomat in Holzschuhen" genannt wurde.

Und schließlich sei noch angeführt, daß Bismarck die bekannte Redensart „mit Kanonen nach Sperlingen schießen" in einem Briefe an Gerlach (22. Juni 1851) in der Form „mit der Kanone auf die Hühnerjagd gehn" gebraucht.

Die Bilder vom Soldaten- und Kriegswesen sind in den Briefen seltener, als in den Reden, wo wir deren eine beträchtliche Zahl anführen konnten; aber sie sind sehr charakteristisch und zum Theil so fachmäßig, daß ein Nichtsoldat sie gar nicht hätte erfinden können. Das gilt weniger von einem Ausdruck wie an Gerlach (19. Dezember 1853): „unsere Politik hat keinen anderen Exercierplatz als Deutschland"; oder von dem scherzhaft klingenden und doch so ernst gemeinten Wort an Roon (2. Juli 1861): „in den Streit wohlthuender Gefühle für junge Auerhähne einerseits und Wiedersehen von Frau und Kindern andererseits tönte Ihr Commando: „an die Pferde!" mit schrillem Mißklang"; auch nicht, wenn er an Gerlach schreibt (11. Oktober 1852): „oder halten Sie mich deshalb für einen egoistischen Marodeur, der sich aus dem Gefecht drückt, nachdem er mit seinem Beutetheil zufrieden ist"; aber ganz streng militärisch ist die Wendung an Gerlach (11. Februar 1856): „nach Empfang jener Chamade schlagenden Instruktion"[1], und nicht minder zwei Stellen aus Briefen an Roon, die eine (Pfingsten 1862): „In einer Adresse führt eine Kammer Manöver mit markirtem Feind und Platzpatronen auf. Nehmen die Leute das Scheingefecht für ernsten Sieg, und zerstreuen sich plündernd und marodirend auf Königlichem Rechtsboden, so kommt wohl die Zeit, daß der markirte Feind seine Batterien demaskirt und scharf schießt"; die andere (15. Juli 1862): „Das Zeigen eines neuen Bataillons in der ministeriellen Schlachtordnung macht dann vielleicht einen Eindruck, der jetzt nicht erreicht würde." — Auch der Festungskrieg ist vertreten, an Gerlach (29. Oktober 1855): „Die Engländer .... denken sich das ganze Festland wie eine Pulvermine, an die sie nur den Funken zu legen brauchen, um jeden widersetzlichen Monarchen in die Luft zu sprengen"; ferner an Manteuffel (1. Mai 1857): „Der Schlüssel der Position scheint jedenfalls in den Händen der Gräfin Danner zu liegen"; und der so oft von ihm gebrauchten Wendung vom „stehen auf der Bresche" hat er wohl nirgends einen so schönen Ausdruck verliehen, wie in einem Schreiben an Roon (20. November 1873): „ich stehe dienstlich auf der Bresche und mein irdischer Herr hat keine Rückzugslinie, also: vexilla regis prodeant, und ich will, krank oder gesund, die Fahne meines Lehnsherrn halten, gegen meine factiösen Vettern so fest wie gegen Papst, Türken und Franzosen."

[1]) Wer dächte hierbei nicht an die berühmte Emser Depesche!

Sehr zahlreich sind die Bilder vom Seewesen; denn auch da fühlt sich der ehemalige Deichhauptmann zu Hause. Der Vergleich des Staates mit einem Schiff ist ja freilich uralt; aber auch hier begegnen wir neuen und geistreichen Variationen des alten Themas, zumal wieder in den Briefen an Gerlach. So schreibt er diesem (25. Dezember 1851): „Gott zeigt uns, wohin das führt, wenn ein Volk das Festland der Legitimität steuerlos verläßt, um sich dem Malstrom der Revolution anzuvertrauen“, wo der „Malstrom“ gleich ein viel energischeres Bild hervorruft, als etwa ein farbloser „Strudel“; ferner mit hübscher Hineinziehung sprichwörtlicher Wendungen (27. Januar 1853): „wenn wir auch, wie ich hoffe, nicht mit französischem Winde segeln wollen, so erfordert die nothwendige Rücksicht auf etwaige Unverschämtheiten von andrer Seite her, daß wir die Schiffe wenigstens nicht öffentlich verbrennen.“ Sodann äußerst originell (2. Januar 1855): „wenn wir jetzt das Steuerruder des deutschen Schiffes nicht mit entschlossener Initiative ergreifen, so treibt es mit dem Winde österreichischer Einschüchterung und österreichischer Strömung in den französischen Hafen, und wir sind in der Stelle eines widerhaarigen Schiffsjungen auf ihm“. Ferner (25. November 1855): „eine deutsche Politik, in deren Schlepptau zu gehn Preußen sich zur Ehre rechnet und bei der man jede europäische Regierung lieber als Steuermann anerkennt, nur Preußen nicht“; an denselben (21. Dezember 1855): „Der König .... hat gar keine Lust, aus dem gemeinsamen Schiffe zu springen und auf eigene Hand zu schwimmen“; und in prägnanter Kürze (8. April 1856): „wer auf dem Vordertheil sitzt, wird es als Gewinn betrachten, wenn das Schiff hinten zuerst sinkt.“ Hierher gehört auch an seine Gemahlin (2. Juli 1859): „Unsere Politik gleitet mehr und mehr in das österreichische Kielwasser hinein“, und an Fürst Putbus (17. November 1869): „ein Conflikt, in welchem Fluth und Wind mit der ganzen Kraft des deutschen Nationalgefühls zu Gunsten des Hauses der Abgeordneten und gegen das Herrenhaus laufen.“ Gern gebraucht Bismarck auch das Bild von der „Galeere“; so spricht er in einem Briefe an Gerlach (9. April 1854) von der „Rheinbundgaleere“, und bezeichnet das Uebernehmen des Ministerpostens als „eintreten in die Galeere“, an Roon (15. August 1862); an denselben schreibt er (29. August 1869): „Wir sind vielleicht beide zu zornig, um die Galeere weiter rudern zu können, man muß Herz und Gewissen aus Bergisch-märkischem Actien-Pergament haben, um das zu ertragen.“ Sehr scharf ist wieder das Verhältnis Preußens zu Oesterreich charakterisiert in dem schönen Gleichnis an Manteuffel (15. Februar 1854): „Es würde mich ängstigen, wenn wir vor dem möglichen Sturm dadurch Schutz suchten, daß wir unsere schmucke und

seefeste Fregatte an[1]) das wurmstichige alte Orlogschiff von Oesterreich koppelten"; und auf die kleinen deutschen Staaten zielen die beiden Bemerkungen, an Manteuffel (11. Februar 1855): „Die Bundesakte ist das Brett unter ihren Füßen auf der stürmischen See von Europa, sie klammern sich daran und fürchten nur, daß Preußen es selbst aus den Fugen stoßen könnte"; und an ungenannte Adresse (1. Juli 1859): „jeder, dessen Residenz französische Einquartierung bekommt, wird sich landesväterlich auf das Floß eines neuen Rheinbundes retten".

Spärlicher sind die Bilder, die aus andern Berufsarten oder Gebieten des Lebens herrühren. Das Rechtswesen fehlt fast ganz; an Gerlach (31. März 1857): „im Sinne der Realterrition gegen Dänemark, des Vorzeigens der Marterwerkzeuge", gehört mehr ins Gebiet der historischen Metaphern. Etliche sind dem Geldwesen entnommen; so an Manteuffel (23. Februar 1854): „daß man uns bei dieser Gelegenheit mit ziemlich werthloser „Wiener Währung" wird abfinden wollen . . ."; an Roon (2. Juli 1861): „Ich würde mich nicht leicht zu der Erbschaft Schwerins entschließen, schon weil ich mein augenblickliches Gesundheits-Capital dazu nicht ausreichend halte"; an Usedom (April 1868): „Italien schuldet Frankreich nichts. Die Bilanz zeigt klar, auf welcher Seite der Gläubiger steht"; und in scherzhafter Form an Gerlach (19. Dezember 1853): „das kommt mir so vor, als ob man einen Juden unter Hinweisung auf das kanonische Recht mit sittlicher Entrüstung traktiren wollte, weil er Zinsen nimmt."

Gern dagegen gebraucht Bismarck Bilder, die von Krankheiten und Heilmitteln ausgehen. Hier finden wir besonders das Gleichnis vom Blutumlauf und seinem Nutzen für den Organismus gern angewandt; so an Gerlach (5. März 1843): „ich bin nur bei staatlichen Krankheiten gegen Leute, die ihrerseits Gewalt über Recht stellen, für energische Heilmittel eingenommen, — dem gesunden Staatskörper (so weit es in dieser Welt Gesundheit giebt) vindicire ich freie Bewegung, sonst muß er krank werden. Der sechsjährige Blutumlauf ist zu matt und unserer norddeutschen Trägheit zu förderlich"; oder wenn er von der Kammerauflösung an Roon schreibt (2. Juni 1861), sie sei „das heilsamste Mittel, vielleicht das richtigste, zu dem man gelangen kann, um gesunden Blutumlauf herzustellen." Wenn er an Schleinitz schreibt (12. Mai 1859): „Ich sehe in unserm Bundesverhältniß ein Gebrechen Preußens, welches wir früher oder später ferro et igni werden heilen müssen, wenn wir nicht bei Zeiten in günstiger Jahreszeit eine Kur dagegen vornehmen," so erinnert man sich unwillkürlich an jenes andere Wort von der „Blut und Eisen"-

[1]) Die Drucke haben „um", was sicher verlesen (oder verschrieben) ist.

Politik. Diese Krankheitsbilder nehmen mitunter einen ungemein drastischen Anstrich an. Wenn Bismarck an Gerlach (23. Februar 1853) von der liberalen Bureaukratie noch etwas milde schreibt, er halte sie „für den gefährlichsten Krankheitsstoff, der im Leibe Preußens steckt," so nennt er sie etwas später (25. November 1853) unumwunden „die von dem Krebs republikanisch-heidnischer Bildung angefressene Bureaukratie;" und noch erheblich derber drückt er sich in der oben angeführten Stelle an Wagener (7. Juni 1850) aus. Wer könnte ernst bleiben, wenn er in einem Briefe an Gerlach (19. Dezember 1853) folgende Stelle liest: „wenn man uns von Wien die Bruderhand reicht, so habe ich immer den Eindruck, als habe man dort die Krätze, und wünsche uns durch den Händedruck anzustecken, weil es sich zu zweien leichter aushält;" und wie witzig heißt es in einem Schreiben an Roon (22. September 1864): „Mich zieht es sonst nach Berlin; es sitzt dort nahe an unseren politischen Herzen ein geheimräthlicher Rheumatismus im Handels- und Finanzministerium, für den uns bisher das richtige Senfpflaster fehlt." In dasselbe Gebiet der Bildersprache gehört die Stelle an Wagener (4. Juni 1850): „die Buchdruckerkunst ist des Antichristen auserlesenes Rüstzeug mehr als das Schießpulver, welches, nachdem es ursprünglich der Haupthebel, wenigstens der sichtbarste, zum Umsturz natürlicher politischer Ordnung und zum Etablissement des souveränen rocher de bronce war, jetzt mehr den Charakter einer heiligen Arznei gegen die von selbst hervorgerufenen Uebel annimmt, wenn es auch einigermaßen in die Apotheke jenes Arztes gehört, der den Gesichtskrebs durch Amputation des Kopfes heilte. Dieses selbige Mittel auf die Presse anzuwenden, ist mehr ein Phantasiestück in Callots Manier." Hier drängt sich, wie oft in den Reden, seltner in den Briefen, Bild an Bild. Man vergleiche ferner an Gerlach (15. Juni 1855): „Möglich ist, daß Buol unter andern Giftrecepten auch dieses im Nachlaß seines Vorgängers gefunden hat." Auch die an Roon gerichteten Worte (30. November 1867): „Es wird mir sehr schwer auf Ihren Brief zu antworten, weil ich ein herzloser Egoist in diesem Sprudel geworden bin, dicke Steinkruste politischer Erwägung angesetzt, die meine von Jugendheimweh getragene Freundschaft für Sie erst mit einem pommerschen Fußtritt sprengen muß," können wir hier auch anreihen, da es offenbar der Karlsbader Sprudel ist, der Bismarck dieses Gleichnis eingab.

Von Tod und letzten Dingen ist hier nur eine Stelle anzuführen, aus einem Schreiben an Herzog Ernst von Coburg-Gotha (9. Juni 1866): „vielleicht ist die morgen oder übermorgen stattfindende Bundestagssitzung . . . . der erste Ton des glas funèbre für den bisherigen Bund, und wir werden rufen: Le Roi est mort,

vive le Roi! Hoffentlich bleibt dann noch so viel Frist, daß Eurer Hoheit Contingent nicht die Leichenwache bei dem todten Könige in Rastatt zu verrichten genöthigt wird, sondern frische Lorbeeren im Bunde mit dem lebenden suchen darf."

Von Bildern aus dem Stoff der Bibel haben wir hier nur zwei anzuführen, an Gerlach (6. Februar 1852): „unsere kleine Nordseeflotte mag sich aufschwellen, wie ein Leviathan, und drohen, ihre eigene Mutter, die deutsche Einheit zu verschlingen;" und an denselben (2. März 1855): „aber mit dem System, Pilatus durch Herodes zu kontrolliren, wäre nicht viel gewonnen;" dagegen mehrere aus dem Gebiete der klassischen Mythologie: an Gerlach (22. November 1854): „er [Goltz] kann nicht in plötzlicher Reinheit aus dem Schlamm der Partei, wie Venus aus dem Schaum hervorgehn;" an denselben (30. Mai 1857): „das Wasserfaß der Danaiden in der Eschenheimer Gasse;" an denselben (3. April 1855): „die Mission Wedell-Usedom ist eine Art lernaeische Hydra: zwei Köpfe für den einen Bunsen'schen; oder doch der Riese Antaeus, der stets neue Kraft aus der Berührung mit Berlin nimmt;" und (21. Dezember 1855): „das neue Concordat werde bald ein Nessusgewand werden," sowie an Manteuffel (23. Februar 1854): „da . . . . die Seemächte es in Händen haben, die Pandorabüchse von Italien zu öffnen." In die indische Mythologie führt uns das offene Selbstbekenntnis über den Staatsstreich Napoleons, an Gerlach (25. Dezember 1851): „der Antheil des Ormuzd in mir fand das Schauspiel peinlich, während Ariman in den dunkeln Winkeln meines Herzens ein uneingestandenes Behagen verbreitete." Auch die Poesie der deutschen Volksbücher und der Fabeln wird herangezogen, so an Gerlach (15. Dezember 1854): „jeder fürchtet sich vor dem andern, und alle vor Frankreich; die Schwaben auf der Hasenjagd;" ferner an denselben (25. Oktober 1853): „nachdem unser greiser Bundesgenosse in der Bamberger Löwenhaut aus Angst schon früher geschrieen hat, als selbst für seine Sicherheit nützlich war;" ebenfalls an Gerlach (19. Juli 1852): „er verfährt mit der Mittelpartei, wie der Bär mit dem Einsiedler, der die Fliege auf seinem Gesicht mit dem Stein todtwarf und den Einsiedler mit," und (29. Oktober 1855): „die officiösen Wiener Blätter sogar rupfen ihm die Pfauenfedern aus," mit deutlicher Anspielung auf die Fabel von der Krähe.

Auch von historischen Bildern ist nicht viel anzuführen. Die aus der alten Geschichte sind größtenteils aus dem eisernen Bestande unserer Metaphern entnommen und nur einige darunter von freier Erfindung, vor allem eines der ausgeführtesten und witzigsten, an Herzog Ernst v. Coburg-Gotha (9. Juni 1866: „ich begnüge mich

mit dem Wort: qui trop embrasse mal étreint, und mit dem andern, daß Rom nicht an einem Tage gebaut wurde, wenn es auch schon in den ersten Anfängen durch Raub der Sabinerinnen erhebliches Odium auf sich lud. Ich glaube, daß auch dem germanischen Rom der Zukunft, falls Gott ihm überhaupt eine beschéert, einige Gewaltthat an den Sabinern nicht erspart bleiben wird, und ich möchte sie auf ein Minimum reduciren, der Zeit das Weitere überlassend." Mehr originelle treffen wir unter den der mittleren und neueren Geschichte entlehnten Gleichnissen; so an Gerlach (15. Juni 1855): „in Homburg .... ist der Landgraf unsichtbar und verschollen wie ein Karolinger,[1]) und Mr. Blanc, der Spielpächter, sein regierender Majordomus;" ferner an denselben (19. Dezember 1855): „sehr achtbare Leute, sogar mittelalterliche Fürsten, haben sich schon lieber durch eine Kloake gerettet, als daß sie sich haben prügeln oder abwürgen lassen," und an Gerlach (15. Juni 1855): „es liegt das in derselben Richtung, wie wenn die Preußen hier sich forscher vorkommen, wenn sie mit der Prokesch, als wenn sie mit meiner Frau Intimität anknüpfen, oder, um ein historisches Bild zu brauchen, wenn Franz I. sich lieber einem Freunde, als dem Connetable Bourbon ergeben wollte für traitres hält man uns in Wien ebenso gut, wie Franz seinen Landsmann." In der prächtigen Stelle an Wagener (5. Juni 1851): „Die von den kleinen Staaten sind meist karikirte Zopfdiplomaten, die sofort die Berichtphysiognomie aufstecken, wenn ich sie nur um Feuer zur Cigarre bitte, und Blick und Wort mit Regensburger Sorgfalt wählen, wenn sie den Schlüssel zum Abtritt fordern," beschränkt sich freilich das Bild auf das einzige Wort „Regensburger," aber der ganze Passus ist so charakteristisch und so humorvoll, daß es sich lohnt, ihn hier einzufügen. Wir reihen dann noch ein Bild an, das nicht der Geschichte, sondern etwa der Ethnologie entnommen und ebenfalls sehr witzig ist, an Manteuffel (23. Februar 1854): „Ebenso betrachtet er [Prokesch] es als eine besonders dankenswerthe Concession, daß das Wiener Cabinet für jetzt nicht mit den Coalitionsstaaten gegen uns complottirt; das ist das Raisonnement des Beduinen, der es sich als ein besonderes Verdienst bezahlen läßt, daß er den Reisenden, dessen Hülfe er selbst braucht, nicht anfällt, und dabei doch noch denkt, aufgeschoben ist nicht aufgehoben."

Auch Bilder aus dem Gebiete der Literatur bringt Bismarck gern in seinen Reden und Briefen an. So finden wir als hübsche Reminiscenz aus der Schulzeit die Stelle an Gerlach (27. Januar 1853): „wenn ich die Artikel der Kreuzzeitung über die französische

[1]) Ein lapsus calami für „Merovinger."

Heirath lese, so werde ich lebhaft an das Mißbehagen erinnert, welches ich schon auf dem Gymnasium bei Lesung der ungehobelten Schimpfreden empfand, mit welchen die von mir übrigens sehr verehrten homerischen Helden sich vor dem Gefecht zu regaliren pflegten." Mehrfach kommt Shakespeare an die Reihe, in dem Bismarck überhaupt sehr wohl bewandert ist; an Gerlach (25. Dezember 1861): „wie Hamlet, nachdem er den constitutionellen Philister Polonius erstochen hat, zu seiner Mutter, so mag auch der Präsident zu Frankreich sagen: a bloody dead, almost as bad, good mother, as kil a king and marry with his brother, wobei ich den hinkenden Vergleich dahin ausdehne, daß ich den brother durch den cousin, Hamlets Stiefvater durch Louis Philipp, die Orleans, wieder gegeben finde"; ferner an denselben (25. November 1853): „anstatt uns gegenseitig Phrasen zu machen, wie Macbeth dem König Duncan"; und im gleichen Briefe: „die guten Oesterreicher sind wie der Weber Zettel im Sommernachtstraum. Sie haben im Orient ihr Kreuz zu tragen, wollen in Italien die große Rolle spielen und in Deutschland auch den Löwen machen." Auch an Gerlach (29. Mai 1855): „Das Calcul wäre nur da richtig, wo Schwächlich und Bullenkalb auf dem Throne säßen." Eigenartig ist auch die Art, wie Bismarck die bei uns zum geflügelten Wort gewordene Redensart von „des Pudels Kern" als Bild verwendet, unter Erinnerung an die Faustscene, indem er in bezug auf den Frankfurter Fürstentag an Sydow schreibt (August 1863): „Von dem Dampf der Phrase entkleidet, ist des Pudels Kern ein so dürftiger."

Die der Natur, der Tier- und Pflanzenwelt angehörigen Bilder fallen fast alle in das oben besprochene Gebiet der Landwirtschaft oder des Landlebens; anzuführen wären außerdem noch an Gerlach (22. Juni 1851): „dieser .... sieht mich ununterbrochen und schweigend an, wie die Schlange den Kolibri"; und an denselben (23. Februar 1853): „das Beste ist, daß sie sich wie die Spinnen unter einander fressen müssen, wenn sie größer werden wollen, da das Faß der geistlichen Territorien, kleiner Herren und Reichsstädte ziemlich leer ist."

Sehr gern und in sehr hübscher, mitunter sogar in poetisch zu nennender Weise wendet Bismarck Bilder vom Wetter oder von den Jahreszeiten und deren Eigentümlichkeiten an. So schreibt er an Manteuffel (15. Februar 1854): „Die großen Krisen bilden das Wetter, welches Preußens Wachsthum fördert"; an Gerlach (5. März 1854): „die Wolken der holsteinschen Frage und des Rastatter Streites stehen einstweilen am Horizont, aber geben jetzt kein Wasser." An denselben (7. März 1855): „daß Rechbergs Reden wie Frühlingswinde

nach dem bisherigen Winter der preußisch-österreichischen Beziehungen aussehen, ist gewiß"; und an Wagener (7. Juni 1850): „es soll mich nicht wundern, wenn dieses Schäferleben meinen nächsten politischen Leistungen in Erfurt oder Berlin eine Färbung verleiht, die an Beckerath und an laue, blüthenschwangere Sommerlüfte erinnert." Daher sind auch die Metaphern vom „Barometer" bei ihm sehr häufig zu finden, in der Regel auf die Politik bezüglich, wie z. B. an Gerlach (5. April 1856): „diese Herren sind ein besserer Barometer für das Wetter in Wien, als Rechberg", oder an denselben (27. Januar 1853): „man betrachtet sie [die Kreuzzeitung] im Auslande als den zwar nicht auf Tag und Stunde, aber en gros richtig anzeigenden Barometer des politischen Wetters in Preußen"; doch bisweilen auch in persönlicher Beziehung, wie an Frau v. Arnim (16. Juni 1862): „mein Barometerstand ist noch immer auf veränderlich"; und in feiner, origineller Erweiterung des Bildes, an Gerlach (Dezember 1853): „Sie werden am Ende Recht behalten, wenn es regnen will, so hilft kein Stellen des Barometers."

Feuer und Wasser sind zu allgemein in der deutschen Metapher, als daß wir Bilder von besonderer Art der Anwendung häufiger in den Bismarckschen Briefen fänden; zu bemerken wären etwa folgende: an Roon (2. Juni 1861): „Man sollte glauben, daß eine lange und schwere Mißregierung das Volk gegen seine Obrigkeit so erbittert hätte, daß bei jedem Luftzug die Flamme aufschlägt"; an Gerlach (9. Juli 1853): „thun wir aber gar nichts, so kann uns der Rauch doch stark die Augen trüben, wenn das Feuer auch nicht in unser Haus kommt", und an denselben (28. Juni 1854): „meine letzten Briefe sind bei Ihnen wie ein Stein ins Wasser gefallen." Dagegen weiß Bismarck das Meer und seine wechselnde Erscheinung im Bilde mannichfaltig zu verwenden, wie die oben zusammengestellten Bilder vom Seewesen erweisen, wozu wir hier noch hinzufügen die, durch Uebergang in ein anderes Gleichniß allerdings etwas beeinträchtigte Stelle, an v. Sydow (August 1863): „Ich betrachte das österreichische Reformprojekt als eine Schaumwelle, mit welcher Schmerling noch mehr ein Manöver der innern Politik, als einen Schachzug antipreußischer Diplomatie beabsichtigt", und an Fürst Pückler (28. Januar 1864): „die menschliche Unvollkommenheit, die auch mich, trotz des bestimmtesten Gegenwillens, von der Stellung des wohlerzogenen Edelmannes in den Triebsand des Aktenlebens versinken läßt"; vor allem aber jene wundervollen Worte an seine Gemahlin (2. Juli 1859): „Es ist hier doch nur alles eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Thorheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wasserwogen, und das Meer bleibt." Selbst einem so verbrauchten Bilde, wie „der Strom der

Zeit", weiß Bismarcks Gestaltungskraft neue Seiten abzugewinnen. So schreibt er an Gerlach (25. November 1853): „[Oesterreich] muß einige der Alluvionen aufgeben, die der Strom der Zeit an das Präsidium angesetzt hat und vom Ufer des Collegiums abgerissen hat"; an denselben (30. Mai 1857): „sie befördert die Tendenz, unser staatliches Räderwerk, in Gleichgültigkeit gegen das Resultat, maschinenartig fortspielen zu lassen, und auf dem Strome der Zeit, ohne bewußtes Ziel, hinabzutreiben"; und an Roon (27. August 1869): „Aber so lange die Gewässer in demselben Bette, und zwar in dem von uns gegrabenen und beherrschten Bette fließen, ist es m. E. nicht unsere Aufgabe, die Scheidelinie zwischen dem gelben Gewässer des Main und dem klaren unsres Rheines durch eine Betonung mit Preußischer Flagge zu kennzeichnen."

Endlich haben wir noch diejenigen Stellen der Briefe anzuführen, in denen Bismarck Citate aus der Literatur, geflügelte Worte, Sprichwörter u. dgl. in origineller bildlicher Uebertragung anwendet, d. h. nicht wie oben „des Pudels Kern", wo die Metapher in der Situation lag, sondern wo sie in der bildlichen Anwendung der Worte an sich liegt. Das ist der Fall bei einem andern Faustcitat an Gerlach (30. Mai 1857): „aber selbst dann, wenn die revolutionären Erscheinungen noch nicht den Grad von Verjährung hätten, daß man von ihnen sagen könnte, wie die Hexe im Faust von ihrem Höllentrank: 'Hier hab' ich eine Flasche, aus der ich selbst zuweilen nasche, die auch nicht mehr im mind'sten stinkt', hatte man nicht mehr die Keuschheit, sich liebender Berührungen zu enthalten"; und bei der Reminiscenz an den Zauberlehrling, an denselben (9. April 1854): „am 22. März 1848, wo mir die Möglichkeit zu sagen: „Besen seid gewesen" keinen Augenblick zu fehlen schien, sondern nur der Wille." Daneben klingt es wie lustiges Schwingen der Schellenkappe, wenn er an denselben schreibt (28. April 1854): „die Melodie freilich, welche mir durch Privatcorrespondenzen aus den ministeriellen Regionen entgegentönt, ist ganz die des Liedes: 'Es sein einmal drei Schneider gewesen, die waren soeben vom Fieber genesen.' — Ganz besonders reizvoll aber zeigt sich Bismarcks Eigenart in der Art und Weise, wie er bekannte Sprichwörter oder sprichwörtliche Redensarten von bildlichem Charakter anwendet, indem er ihnen jeweilen durch Anpassung an den bestimmten Fall ein ganz anderes Aussehen zu geben weiß. Gilt das schon von einzelnen Ausdrücken, wie wenn er z. B. das Wort „Eselsbrücke" in folgender Art anwendet, an Roon (27. Oktober 1868): „wir können jede Stunde noch auf die Eselsbrücke des Kapital-Verbrauchs treten, die vor der Zeit für die Opposition zu bauen die liberalen Geheimräte . . . uns zumuthen", so tritt das

noch mehr bei sprichwörtlichen Redensarten hervor; so wird der Ausdruck „den Hund am Schwanz aufhängen" bei ihm in einem Briefe an seine Schwester (Ende 1844) zu der scherzhaften Mahnung: „häng den Brauthund nicht am Schwanz auf"; sagen wir „der Katze die Schelle anhängen", so schreibt Bismarck an Gerlach (12. März 1855): „sitzen wir ängstlich still, und sehen sie, daß selbst Preußen dem französischen Kater nicht die Schelle anzuhängen weiß, so u. s. w." Und noch origineller, in einer wunderhübschen Verbindung von Sprichwort und Citat, an denselben (es handelt sich um Nesselrode und dessen Verhalten bei der Neutralisirung des Schwarzen Meeres, 9. Januar 1856): „er müßte .... direkt vor die Pariser Schmiede gehn, und nicht erst durch die hohle Gasse von Wien", und in humoristischer Weiterführung des Bildes ebenfalls an Gerlach (26. Januar 1856): „wir würden die Katze im Sack kaufen, und hundert Katzen mit, die in dem fünffachen Rock noch recht bequem stecken können." So werden auch bekannte, in Satzform übliche Sprichwörter subjektiv gewendet, wie an Manteuffel (14. März 1858): „Ich bitte um Entschuldigung, wenn von dem, wovon das Herz voll ist, mein Tintenfaß überläuft", oder an Roon (Pfingsten 1862): „ich habe im Gegentheil lebhafte Anwandlungen von dem Unternehmungsgeist jenes Thieres, welches auf dem Eise tanzen geht, wenn ihm zu wohl wird"; oder weiter ausgemalt, wie an ungenannte Adresse (22. August 1860): „Eine Hand wäscht die andere, und sehen wir die Wiener Seife nur erst schäumen, so werden wir gerne die Wäsche erwidern."

Es sind ganz besonders derartige Stellen, wie die hier angeführten, in denen Bismarck seine geniale Art der Bildersprache erweist. In den Reden sind die Fälle sehr häufig, wo er ein Bild, das ein Redner vorher in der Debatte gebraucht hat, aufnimmt und nach seiner Art neu wendet; in den Briefen ist dergleichen begreiflicherweise seltner, doch sind auch da einige derartige Stellen zu finden, mit denen wir dann unsere Blumenlese beschließen wollen. Bismarck schreibt, mit Bezug auf sich selbst und v. Rochow, an Manteuffel (12. Juni 1851): „indem er die vorkommenden Fragen gelegentlich schnell und mündlich mit Graf Thun abmacht, ein Verfahren, bei welchem sein 'diplomatischer Säugling,' wie mich die Kölnische Zeitung nannte, um seine Nahrung kommt." Sodann an Manteuffel (November 1851): „Er [Thun] verglich Preußen mit einem Manne, der einmal das Loos von 100,000 Thalern gewonnen hat und seinen Haushalt auf die jährliche Wiederkehr dieses Ereignisses einrichtete. Ich erwiderte, wenn diese Ansichten in Wien so klar wären, wie bei ihm, so sähe ich allerdings voraus, daß Preußen abermals in die bewußte Lotterie werde setzen müssen; ob es gewinnen werde, stehe bei Gott."

Und als ihm (am 1. Dezember 1881) der Verein deutscher Gasthofbesitzer, in Berlin versammelt, telegraphierte, er sende „dem Schlossermeister, der es verstanden hat, den Kyffhäuser zu öffnen," ein herzliches Hoch, da erwiderte der Reichskanzler: „Ich danke verbindlichst für die Meinung und hoffe, daß das Schloß nicht wiederum verdreht wird."

Mit dieser, trotz des scherzhaft klingenden Tones so ernsten Mahnung, die heut, wo der alte „Schlossermeister" sich hat zur Ruhe setzen müssen und seither das Schloß in der That bisweilen etwas „verdreht" zu sein scheint, uns ganz eigentümlich berührt, könnten wir recht gut schließen und all die Stellen, die wir in bunter Reihenfolge vorgeführt haben, für sich selbst sprechen lassen. Allein mancher Leser wird vielleicht wünschen, nicht ganz so ohne Schlußwort entlassen zu werden, und darum seien denn noch ein paar Worte hinzugefügt, die das hier und da bei Besprechung einzelner Bilder Hervorgehobene noch ergänzen mögen.

Nach zwei Seiten hin zeigt sich vornehmlich die Sprachgewalt Bismarcks im bildlichen Ausdruck. Einmal in seiner ganz einzig zu nennenden Gabe, neue Bilder zu finden. Hier steht er, mögen wir uns unter den Rednern und Briefschreibern aller Zeiten und aller Völker umsehen, geradezu unerreicht da. In unserer anderweitigen Literatur giebt es ja genug Schriftsteller, bedeutendere wie geringere, die sich durch den Reichtum ihrer Bildersprache auszeichnen; ich brauche nur an Jean Paul zu erinnern. Aber was von diesem fast durchweg gilt, das muß auch von den meisten andern gesagt werden; man fühlt die Absicht und man ist verstimmt. Man merkt, will ich damit sagen, daß die Bilder eigens ausgedacht, oft geradezu ausgetiftelt sind; sie sind ad hoc hingestellt, um als Bilder zu wirken, sie sind mit Anwendung von Scharfsinn, oft selbst von Gelehrsamkeit ausgeklügelt; aber es giebt nur wenige Begnadigte — Lessing vor allen andern voran —, bei denen sie so von selbst aus dem vollen Schatze bildlicher Anschauung herausfließen, wie bei Bismarck. Und weil sie bei ihm nicht Absicht sind, nicht Schmuck der Rede sein sollen, weil er sie fast nur aus Gebieten wählt, die ihm nahe liegen (daher die besondere Menge von Bildern aus Landwirtschaft und Jagd, aus Soldaten- und Seewesen), darum wirken sie auf uns so unmittelbar, so packend.

Die andere Seite, in der Bismarcks bildlicher Ausdruck sich ausprägt, ist die Art, wie er bekannte, allgemein gebräuchliche Bilder auffaßt. Alles wird bei ihm auf den speciellen Fall angewandt, alles subjektiv, persönlich, und darum anschaulich real. Ein anderer nimmt

etwa ein gebräuchliches Bild, ein in bildlicher Wendung sich ausdrückendes Sprichwort oder dgl. und stellt es für sich hin oder macht die Nutzanwendung davon auf den besondern Fall; Bismarck verbindet beides, er vermeidet die abstrakte Form und weiß so eine innige Verbindung von Gleichnis und Verglichenem herzustellen, die uns beides in greifbarer Gestalt konkret vor Augen führt. Und daß diese seine Art, Rede und Schrift durch das Bild zu würzen, ganz besonders von seinem Humor beherrscht wird, das habe ich schon in den einleitenden Worten hervorgehoben, und die in Fülle beigebrachten Beispiele werden das am besten illustriert haben. Ein Unterschied zwischen dem bildlichen Ausdruck in seinen Reden und dem in seinen Briefen existiert, was das Wesen und die Form anlangt, durchaus nicht; nur sind die Bilder in den Reden oft ausführlicher, weil der Redner nicht bei allen Hörern dasselbe Verständnis voraussetzen durfte, wie der Schreiber des Briefes bei dessen Empfänger; dagegen sind die Bilder in den Briefen freier, lustiger und derber.

Noch einen Punkt möchte ich zum Schluß berühren. Es ist in einigen Besprechungen meiner Schrift über den bildlichen Ausdruck in Bismarcks Reden als ein Mangel bemerkt worden, daß ich auf den Versuch einer chronologischen Betrachtung verzichtet habe; man hat die Ansicht aufgestellt, daß die zwingende Kraft der Bismarckschen Bilder sich erst allmählich entwickelt, daß Bismarck anfangs in seinen Reden dem hergebrachten Pathos parlamentarischer Beredsamkeit noch oft genug seinen Zoll entrichtet habe. Wenn letzteres — bis auf das „oft“ — zuzugeben ist, so muß ich dagegen bestreiten, daß von einer allmählichen Entwicklung der Bismarckschen Bildersprache irgend etwas zu spüren ist. Das erweisen die Briefe, in denen wir seinen bildlichen Ausdruck fast von Anfang an verfolgen können, meiner Ansicht nach zur Evidenz. Alle die Eigenschaften, die wir an diesen Bildern bewundern, ihre Originalität, ihre Mannigfaltigkeit, ihre Anschaulichkeit, stellenweise selbst ihre behaglich ausmalende Breite, wir finden sie da von Anfang an vertreten; wir finden sie namentlich in jener Periode von 1852 bis 1860, aus der wir so viele Briefe und gar keine Reden Bismarcks besitzen. Und nicht anders steht es mit den Reden. Durchblättern wir die Reden aus dem Beginn von Bismarcks parlamentarischer Thätigkeit, aus den Jahren 1847—1852, so stoßen wir auf Wendungen, wie: „auf den Leib der deutschen Einheit den fadenscheinigen Rock einer französischen Constitution ziehen“; „das rothe Unterfutter des Unionsmantels“; „das erste Schaumspritzen der Märzwellen“; „das müde gerittene Pferd, das vorn Mittelalter und hinten Muttermilch heißt“; „die gleichmachende Heckenschere aus Frankfurt“; „die constitutionelle Delila, die dem Simson der Monarchie die Locken verschneidet“, —

um nur ein paar Beispiele aus der Menge der sich darbietenden herauszugreifen; alles Gleichnisse oder Metaphern, die an Kraft, Schärfe, Humor es durchaus mit denen der späteren Reden bis in die letzten Jahre seiner reichskanzlerischen Thätigkeit hinein aufnehmen können. In der That: der Politiker Bismarck wächst, wenn wir seine Briefe und Reden lesen, vor unsern Augen; der Stilist ist im Moment, wo wir ihn kennen lernen, bereits fertig entwickelt. Und das ist eben der beste Beweis dafür, daß der bildliche Ausdruck bei Bismarck nichts allmählich Angenommenes, nichts Angelerntes, sondern etwas ihm Angebornes, Ureigenes ist. Zeit und Erfahrung konnten wohl den Kreis seiner Bilder erweitern, aber nicht ihren Charakter verändern.

Miscellen.

Ein Meisterlied von Doktor Faust.

Mitgeteilt von Johannes Bolte in Berlin.

Obwohl der nachstehenden Dichtung weder ein selbständiger dichterischer Wert noch eine besondre Bedeutung für die Entwickelungsgeschichte der Faustsage innewohnt, wird man doch den Abdruck nicht überflüssig finden, da wir in ihr ein neues Zeugnis für die rasche Verbreitung des ersten Faustbuches von 1587 erhalten. Aus diesem wählte der Nürnberger Meistersänger Friedrich Beer am 1. Juni 1588 Cap. 41 „Von einem Hader zwischen 12 Studenten", allerdings eins der unbedeutendsten Faustabenteuer, aus, um es in ein metrisches Gewand zu kleiden.

Ich entnehme das Lied aus einer Nürnberger Meisterliedersammlung im Berliner Mscr. Germ. quart 575, Bl. 9a. Es ist auch in der Dresdener Handschrift M 5, S. 56 überliefert.

Faustus verzaubert zwölf studenten.

Inn der grundtweyß Frauenlobs.

1.

Eins malß zu Witenberg im Doringerlande
War ein doctor bekandte,
Der war Johan Faustus genenet clar.
Es erhub sich alda ein wilder strauße
Zu negt bey Fausto hauße
Mit zwolff studenten; das nembt eben war,
Wie es erging,
Vernembt die ding:
Der gröste hauff
Warn sieben wider funff, an allen scheüen
Theten einander bleüen.
Wie sich der hader endt, merckt eben drauff!

2.

Doctor Faustus thete den zwolff studenten
Ire augen verblenden,
Das keiner den andren nicht sehen kundt.
Schlugen also blinder weiß allesander
Im zorn sich miteinander,
Keiner den andern kendt zu stundt,
Auch wust gar nicht
In der geschicht,
Wer sein feindt war.
Schlugen doch sehr ein ander nach der bause
In dissem blindem strauße,
Biß der scharmutzel ein endt name gar.

3.

Alß der hader war verichtet durchaußе,
Führt man sie heimb zu hauße
Von disser schlacht gar wol gebleüt alsam.
Alßbaldt do in sein hauß kame ein ider,
Da kundt er sehen wider,
Welchs eim idem gar wol zu gutem kam.
Auß der geschicht
Merckt den bericht:
In lieb vnd leit,
Es sey in schlagen, zancken oder rauffen,
Vertrau keim großen hauffen!
Vntrew triefft iren herren allezeit.

Anno 1588 dichts Fridrich Beer den 1. junij.

Ein ungedruckter Brief Rabeners an Gleim.

Mitgeteilt von Jaro Pawel in Wien.

Der unten publizierte, noch ungedruckte Brief an Gleim, in dem sich Rabeners treue Freundschaft und seine wohlthuende Biederkeit in so klarer Weise vernehmen läßt, fällt in einen Zeitraum, in dem der patriarchalische Freundschaftsbund der Beiträger einer völligen Auflösung entgegenging. April 1747 verließ Gärtner als erster die Leipziger „Jünglingstafel“; ihm folgten bald darauf Gisecke, Zachariae und Schlegel, dann Cramer, der zärtlichste aller Freunde, „der gefällige und sanfte Craft“ und mit ihm Ebert und der für Liebe und Freundschaft besonders empfängliche Klopstock, so daß Rabener, „der seltene Freund voll Treue und Klugheit“ einer gänzlichen Vereinsamung anheimfiel. Daher weht alle die Melancholie und der elegische Ton, der durch das ganze hier mitgeteilte Schreiben geht. Zur Charakteristik Rabeners, des für Witz und Geschmack, für Heiterkeit und Frohsinn so empfänglichen Freundes, liefert das Schreiben einen bezeichnenden Denkstein.

Mein liebster Gleim,

Unser guter Cramer hat mir den Brief von Ihnen richtig zugestellt, und mir dadurch eine Eifersucht benommen, welche ich wider alle meine Freunde

hegte, die zeither mit Briefen von Ihnen groß gethan hatten. Ich würde Ihnen eher geantwortet haben; ich erhielt aber Ihren Brief eben zu der Zeit, als ich im Begriffe war, auf eine verdrüßliche Commission zu reißen, mit der ich noch jezo beschäftigt bin.[1]) Ich lebe seit fünf Wochen hier an dem äußersten Ende des Voigtlandes, mehr bey der böhmischen Grenze, und bin bey meinem ohnedem unwitzigen Berufe so dumm geworden, daß ich mir fast zutraue, wider Bodmer zu schreiben. Ist es das Clima, und ich wünschte wohl, daß es dieses wäre, oder ist es eine andere Ursache, das weiß ich nicht, gnug ich bin noch niemahls von meinem guten Geschmack so abgekommen, als ietzo, und ich weiß nicht, wie ich es noch wagen kann, an Sie, mein liebster Gleim, zu schreiben. Glauben Sie mir, ich bin zu bedauern. Kaum bin ich noch im Stande, die Nürnberger Zeitung mit Geschmack zu lesen, und der Horaz, der mir auch biß in diese traurige Gegend gefolgt ist, liegt ganz verlassen unter meinen Acten; lese ich auch ja einmahl darinnen, so schwöre ich Ihnen, der ist mir so matt, so wässrig, ich sage nicht zu viel, so wässrig, als eine Ode aufs Carlsbad. Verrathen Sie es doch nicht, warum ich Ihnen so traurig vorseufze? Bin ich wohl iezo im Stande, mich des freundschaftlichen Zutrauens zu bedienen, welches Herr Rammler wegen Beurtheilung seiner Horazianischen Übersetzungen gegen mich äußern lassen.[2]) Sie sind so schön, daß es mir in Leipzig Mühe kostete, etwas darinnen zu finden, das ich tadeln könnte, und hier im Voigtlande ist es mir vollends unmöglich. Ich habe seine Übersetzungen mitgenommen, und es war mein rechter Ernst, sie mit aller der Strenge zu beurtheilen, welche oft meinen besten Freunden zu scharf oder zu muthwillig deucht; aber wie bin ich gedemüthigt worden! Hier verstehe ich die deutsche Übersetzung nicht einmahl, und wenn ich den Horaz dagegen halten will, so ist mir auch dieser so fremde, daß es nöthig wäre, ich nähme Spießers Lexicon dazu. Ich behalte mir diese Arbeit und diese Erlaubniß vor, und werde mich nach der Messe gewiß drüber machen. Zu Ende der ersten Meßwoche denke ich wieder in Leipzig zu seyn. Alsdann will ich auch Cramern antwortten. Grüßen Sie ihn mit seiner Frau tausendmal. Wie beneide ich Sie, mein lieber Gleim, daß Sie ihn so nahe haben. Ich glaube nun gewiß, was ich meinen Freunden sonst gesagt habe, daß der Wiz ebenso, wie die Religion, wandert. Noch vor zehn Jahren hatte ich alle meine Freunde in Leipzig um mich. Jezo fehlen mir, Gärtner, Ebert, Zachariä, Giesecke, Klopstock, Schmidt, der ältere Schlegel,[3]) Cramer und alle diese, die noch leben, sind in Niedersachsen. Ich habe es nur Gellerts seinem verdorbenen Magen zu danken, daß er in Leipzig bleibt und sich nicht nach Braunschweig wagt. Spannen sie uns auch etwa Schlegeln[4]) noch ab, so werde ich bey meiner Einsamkeit auf den verzweifelten Einfall kommen, mich zu hengen; oder welches noch widernatürlicher ist, ein Gottschedianer zu werden. Brauchen Sie denn keine Steuer-Commissarien in Halberstadt? Wenn ich mich werde unglücklich genug gemacht haben, so möchte ich mich wohl nach anderen Bauern umsehen, die ich meiner allerunterthänigsten Devotion, und meiner loyalen Liebe zum Vaterlande aufopfern könnte.

---

1) Rabener versah seit 1741 das Amt eines Steuerrevisors des Leipziger Kreises, das mit vielen und beschwerlichen Landreisen verbunden war.

2) Die Publikation erfolgte erst 1769. „Oden (fünfzehn) aus dem Horaz. Berlin, 1769." Vergleiche hierüber Jördens, 4, 293, Anmerkung 1. Nach einem Briefe Abbts aus dem Jahre 1761 (Werke 6, S. 7) hatte Ramler schon um diese Zeit „alle horazischen Oden nach ungefähr ähnlichen Metris deutsch übersetzt." Abbt macht hiezu die Bemerkung, daß Ramler wohl noch zwanzig Jahre daran feilen werde. „denn niemand sei auf den geringsten Ausdruck genauer". Und er behielt Recht. Die vollständige Ausgabe, mit Anmerkungen und Erläuterungen erschien erst nach Ramlers Tode 1800 in 2 Bänden zu Berlin unter dem Titel: „Horazens Oden, übersetzt und mit Anmerkungen erläutert von K. W. Ramler".

3) Johann Elias.

4) Der jüngere Bruder Johann Adolf.

Wenn aber auch dieser Vorschlag nicht angeht, so besuche ich Sie doch gewiß einmahl. Ich muß Sie und Cramer wieder sprechen. Kann ich mir wohl ein größeres Vergnügen wünschen? Ich bin ohnedem begierig, Sie in Ihrer neuen andächtigen Pracht zu sehen.[1]) Ich kann mir nichts lustigers vorstellen, als Gleimen in seinem geistlichen Domino, vor dem Pulte, und einen großen Folianten voll Mönnichsschrift. Nehmen Sie sich nur in Acht, mein lieber Gleim, und intoniren Sie nicht falsch. Wie leicht kann es geschehen, daß Sie anstatt: Veni Creator Spiritus, zu singen, sich versprechen, und das

ἄγε ζωγράφων ἄριστε,
γράφε την ἐμην ἑταιρην.

anstimmen. Was wäre das vor ein Aergernüß, für ihren rechtgläubigen Dom. Leben Sie wohl, nach der Meße schreibe ich mehr. Grüßen Sie Herr Rammlern und alle Freunde und Brüder im Wize. Ich bin allemahl Ihr Freund, und iezo der traurige Exulant

Rabener.

Mühldroff
am 26. September 1750.

Glucks zweimaliges Zusammentreffen mit Klopstock am Hofe Karl Friedrichs von Baden 1774 und 1775.

Von Heinrich Funck in Gernsbach.

Anton Schmid, Franz Muncker und Andere berichten in ihren biographischen Werken und Artikeln über den Ritter von Gluck und über Klopstock, daß der große Tondichter mit dem berühmten Sänger der Messiade im Jahre 1775 den 9. März in Straßburg und acht Tage darauf in Rastatt zusammengetroffen sei. In Rastatt traf Gluck mit Klopstock, wie urkundlich erhärtet ist, am 17. März 1775 zusammen. In Straßburg aber hat niemals eine Zusammenkunft zwischen den beiden genannten Männern stattgefunden. Was über eine solche in den Gluck- und Klopstockbiographien berichtet wird, beruht auf einer von Anton Schmid herrührenden falschen Interpretation des Briefes, welcher am 9. März 1775 von Georg Wilhelm Petersen an Johann Heinrich Merck gerichtet wurde. Ehe nämlich Petersen gegen Ende des Jahres 1774 nach Straßburg, wo er den fraglichen Bref schrieb, übergesiedelt war, hatte er einige Zeit in der badischen Residenz sich aufgehalten, und von dem dortigen Zusammensein des großen Komponisten mit dem Dichter des Messias ist in seinem Briefe an Merck vom 9. März 1775 die Rede.

Gluck ist in Rastatt den 17. März 1775 mit Klopstock zusammengetroffen und schon früher in Karlsruhe mit demselben zusammengewesen. So berichtete schon David Friedrich Strauß in seinem Aufsatze „Klopstock und der Markgraf Karl Friedrich von Baden“; er schöpfte aus dem ausführlichen Memoire, welches der badische Prinzenerzieher Friedrich Dominikus Ring 1786 auf Grund alter Briefe und Notizen über „Klopstock in Carlsruhe“ aufgesetzt hat. Karl Obser jedoch läßt in seinem 1891 in der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins veröffentlichten, Straußens lehrreiche Arbeit ergänzenden Artikel über „Klopstocks

---

1) Eine Anspielung auf Gleims Ernennung zum Domsekretär.

Beziehungen zum Karlsruher Hofe“ Gluck nur einmal mit Klopstock am badischen Hofe zusammenkommen und bemerkt, bei der Erwähnung dieses Zusammentreffens auf der Rückreise Glucks von Paris im März 1775, gegen Ring: „Nach der Denkschrift wäre Gluck sowohl auf der Reise nach Paris, als bei der Heimkehr mit Klopstock zusammen getroffen — eine Gedächtnistäuschung Rings, die man nicht beachtet hat: Glucks Reise nach Paris ist im Herbst 1773 erfolgt.“[1]). Allein der Denkschriftsteller hat sich in Bezug auf das zweimalige Zusammentreffen Glucks mit Klopstock am Hofe des Markgrafen Karl Friedrich von Baden keineswegs getäuscht. Gluck kam eben damals nicht sogleich auf der Hinreise nach Paris im Herbst 1773, sondern erst zu einer Zeit nach Karlsruhe, wo Klopstock bereits dort lebte, nämlich im Spätherbste des Jahres 1774, als nach den ersten Pariser Aufführungen seiner Iphigenie und des umgearbeiteten Orpheus eine Ruhepause für ihn eingetreten war. Den Beweis für diese unsere Behauptung liefern folgende Stellen aus Originalschreiben des bekannten Gluckverehrers Rat Riedel in Wien, welche sich in dem brieflichen Nachlasse Rings erhalten haben.

Riedel schreibt an den Hofrat Ring in Karlsruhe: „Wien, am 12ten 7br 1773. Sie sind in Carlsruh — und ich ziehe im October nach Glucksruh, einem angenehmen Garten und Hause des Ritters von Gluck, meines hiesigen verehrtesten Freundes, welchen Denis den liedergewaltigen Seelenschmelzer nennt.“ — „Wien, vom 23ten 8br 1773. Mein alter respektabler Freund, der Ritter von Gluck, berührt vielleicht auf seiner Reise nach Paris auch Ihr Carlsruh; ich gebe ihm also aufs Geradewohl ein Brieflein an Sie, mein liebster Herr Hofrath, und bitte Sie, ihn und sein Weib und seine adoptirte Tochter so aufzunehmen, wie ich zu Gott hoffe, daß Sie mich aufnehmen würden, wenn ich mit Weib und Kind zu Ihnen käme . . . . Sie können bey Ihren höchsten Herrschaften Ehre einlegen, wenn Sie den Herrn von Gluck dahinbringen, daß er HöchstIhnen etwas aus Klopstocks Oden und aus dessen Hermannsschlacht singt. Und die Fräulein Nanette muß außer den welschen Arien, deren Sie so viel hören können, als Sie wollen, Ihnen auch das Klopstockische Lied singen:

„Ich bin ein deutsches Mädchen,
„Mein Aug' ist blau und sanft mein Blick &c.

. . . Sollte der Herr von Gluck nicht über Carlsruh gehen, so wird er Ihnen ohne Zweifel diese Zeilen von einer benachbarten Post zuschicken. Aber dann ist es mir leid, daß Sie diesen Originalmann nicht von Angesicht zu Angesicht sehen werden. . . . Die bevorstehende Gluckische Abreise und die mit solcher verknüpfte Zerstreuung hindert mich, mehr zu schreiben.“ — „Glucksruh, am 4ten Xbr 1773: Ich ärgere mich, daß Gluck . . . nicht zu Ihnen gekommen ist. Sie hätten gerade drey Personen kennen lernen, die ich unter allen Söhnen und Töchtern der Erde, die ich von Angesicht zu Angesicht gesehen habe, am meisten hochachte und liebe.“ — „Glucksruh, am 11ten 9br 1774: Freund Gluck ist Bringer dieses Briefleins an Freund Ring. Entschuldigen Sie mein langes Stillschweigen.“ — „Glucksruh, am 10ten Xbr 1774: Das weiß Gott, liebster Freund, daß mir Ihr Brief eine wahre Seelenspeise war. . . . Er war mir besonders interessant, weil er von meinen Freunden handelt. Daß diese bey Ihnen wohl aufgenommen werden würden, hatte ich ihnen prophezeyet, und daß meine Prophezeyung erfüllet worden, hat mir die Frau von Gluck bereits gemeldet. Lieb aber war es mir, solches auch von Ihnen zu vernehmen. Es freut mich auch, daß das Deutsche Mädchen Ihren Beyfall hat, mit dem ich mich oft über das: il n'y a rien au dessus de Paris gezankt habe und, wie ich zu Gott hoffe, noch oft zanken werde. Sie sagen mir nichts von Madame Gluck; vermuthlich haben Sie sich

1) Siehe Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins. Neue Folge VI. 2, 244[a].

nicht viel mit ihr unterhalten können. Sie ist würklich an Weisheit und Verstand ein Salomo unter den Weibern. . . . Klopstock und Gluck hätte ich wohl mögen zusammen sehen; vielleicht sehe ich sie noch einmahl; denn ich habe es nicht verredet, wenn Gluck etwa in ein Paar Jahren wieder nach Paris gehet und ich noch lebe und gesund bin, ihn dahin zu begleiten. Es wäre jetzt geschehen, wenn mich nicht Geschäfte, besonders der gute Winkelmann, zurückgehalten hätten."

Es giebt für den Kammerdiener keinen Helden.

Das von Goethe (Wahlverwandtschaften II 5, Ottiliens Tagebuch) wiederholte und erklärte Wort findet sich in dieser Form gewiß zuerst in den Briefen des Fräulein von Aïssé, geboren 1695, gestorben 1733, die es einer Madame Cornuel, gestorben 1694, zuschrieb. Dem Gedanken nach erinnert es freilich an ein von Montaigne überliefertes Wort (vgl. Büchmanns Geflügelte Worte 11. Auflage 1879, Seite 350. Loeper, Goethes Sprüche No. 391). Goethe, der mit der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts, wie man weiß, recht vertraut war, mag diesen Spruch wohl aus den Briefen des Fräulein Aïssé entnommen haben, da die erste Ausgabe dieser Briefe 1787 erschien, fernere 1788 und 1805 folgten. Immerhin ist es wohl der Erwähnung wert, daß sich in einer zu wenig beachteten Zeitschrift oder Sammlung kleiner Schriften Kotzebues „Die Biene" 1809 zweites Heft, Seite 160 in einem großen Auszug aus den Briefen des Fräulein Aïssé Folgendes findet: „Es giebt keinen Helden für seinen Kammerdiener," hat die witzige Madame Cornuel gesagt. Aber es ist ihr auch noch etwas ähnliches entschlüpft, was nicht allein eben so witzig, sondern vielleicht noch wahrer ist, nemlich: „es giebt keinen Kirchenvater für seine Zeitgenossen." Im Original, ich citiere nach E. Asse's Ausgabe Paris 1873 Seite 253 lautet die Stelle: „Je vous renvoie à ce qui disoit madame Cornuel, qu'il n'y avoit point de héros pour les valets de chambre, et point de pères de l'Eglise parmi ses contemporains." Das Zusammentreffen Kotzebues und Goethes kann allerdings zufällig sein, doch ist eine Benutzung des ersteren durch den letzteren nicht ausgeschlossen, denn wenn auch Goethe vom 1. Juni bis 30. Juli 1808 den Text der Wahlverwandtschaften diktierte, so arbeitete er im April 1809 laut dem Tagebuch mehrfach an dem Romane, und es wäre denkbar, daß bei dieser Gelegenheit unser Spruch eingefügt wurde. L. G.

Recensionen und Referate.

Spanier M., Thomas Murners Narrenbeschwörung. (Text und Bilder der ersten Ausgabe.) Mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar. Halle a. S. Max Niemeyer. 1894. (Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts Nr. 119—124.) ℳ 3.60.

Thomas Murners Narrenbeschwörung erschien 1512 bei Hupfuff in Straßburg und wurde 1518 ebendaselbst von Knoblouch fehlerhaft nachgedruckt; weitere zu des Verfassers Lebzeiten veranstaltete Ausgaben sind bisher nicht nachgewiesen worden. Erst 1556 folgte Wickgrams Bearbeitung, die 1558 nochmals gedruckt wurde und in dieser Neuauflage für den Frankfurter Nachdruck von 1565 die Vorlage gewesen ist. Ein Neudruck der allein auf Murner selbst zurückgehenden Originalausgabe fehlte bisher, denn der Ausgabe Goedekes liegt der Nachdruck von 1518 zu Grunde, den dann neuerdings auch Balke kopiert hat, dessen Neudruck in den Beiträgen zur deutschen Sprache und Literatur 18, 41 f. hinreichend charakterisiert worden ist. Durch M. Spaniers mit musterhafter Sorgfalt hergestellte Ausgabe ist nunmehr auch jener erste Druck bequem zugänglich gemacht und damit einem längst empfundenen Bedürfnis in dankenswerter Weise abgeholfen worden. Ganz besonders ist es mit Dank zu begrüßen, daß auch die zum Verständnis des Textes durchaus notwendigen Bilder der ersten Ausgabe, die bis auf 17 dem Brantschen Narrenschiff entnommen sind, in guten wenn auch erheblich verkleinerten Reproduktionen auf photolithographischem Wege dem Neudruck beigefügt sind; wissen wir doch aus den fördernden Hinweisen von Max Rieß in seinen Quellenstudien zu Th. Murners satirisch-didaktischen Dichtungen (Berliner Dissertation 1890), wie geistreich der Franziskaner eine große Zahl von Bildern aus dem Narrenschiff in seiner Dichtung umzudeuten verstanden hat, und wird doch wohl jeder Leser der Narrenbeschwörung wiederholt die Erfahrung gemacht haben, daß manche Schwierigkeiten der Texterklärung erst durch die Anschauung der Bilder zu heben sind. Die Einleitung orientiert in knapper Fassung über die verschiedenen Ausgaben und die Behandlung des Neudrucks, während Anmerkungen und Glossar eine Fülle sachlicher und sprachlicher Erläuterungen bieten, die zur Einführung in das Studium dieser moralsatirischen Dichtung eine willkommene Handhabe und nach Auswahl und Umfang als völlig zweckentsprechend zu

bezeichnen sind. Freilich werden ja über die Grenzen eines solchen Kommentars immer Meinungsverschiedenheiten obwalten, da hier jedes einzelnen Lesers persönliche Wünsche und Bedürfnisse sich geltend machen, doch wird man des Herausgebers freiwillige Beschränkung auf das Notwendigste unter Hinweis auf den Umstand, daß den Benutzern des Neudrucks wohl auch die erforderlichen wissenschaftlichen Hilfsmittel zur Verfügung stehen werden, prinzipiell nur billigen können. Seine Erläuterungen sind knapp und klar, seine sparsamen Konjekturen nüchtern und besonnen, und in allen Fällen, wo er in den Anmerkungen seinen Vorgänger Goedeke berichtigt, wird man ihm meines Erachtens Recht geben müssen. Er bekundet durchweg die genaueste und gründlichste Kenntnis der Schriften Murners, der Quellen, aus denen der federflinke Mönch schöpfte, sowie der gesamten, mit besonnenem Urteil verwerteten Murnerliteratur, und daß er selbst die von ihm gegebenen Erläuterungen, Belege und Parallelen mit leichter Mühe hätte vermehren können, ist nicht zweifelhaft. Das Gebotene genügt jedoch für den Zweck vollständig und wie durch den saubern Textabdruck hat der Herausgeber auch durch den beigefügten Kommentar dem Murnerstudium einen Dienst geleistet, dem die wärmste Anerkennung zu zollen ist. Die beiden satirischen Erstlinge Murners — die Schelmenzunft in der Ausgabe von Ernst Matthias — sind nunmehr in ihrer ersten Fassung bequem zur Hand, womit das Studium dieses interessanten literarischen Charakterkopfes, der, so wenig er uns auch sympathisch sein mag, uns doch immer wieder aufs Neue fesseln wird, für die Folge ganz erheblich erleichtert ist.

Der Herausgeber selbst möchte gewissermaßen als literarhistorische Einleitung zu seiner Ausgabe seinen in den Beiträgen von Paul und Braune 18, 1—71 erschienenen Aufsatz „Ueber Murners Narrenbeschwörung und Schelmenzunft" angesehen wissen, in dem er zum ersten Male die zweifelhafte Frage des chronologischen Verhältnisses beider Dichtungen in einer ebenso eingehenden wie anregenden und ergebnisreichen Untersuchung erörtert hat. Ziemlich allgemein nahm man bisher die Priorität der Schelmenzunft an; auch Goedeke, denn ich vermag nicht recht einzusehen, daß die von Spanier citierte Stelle wirklich den Schein der entgegengesetzten Ansicht erwecken kann. Rieß, der zuletzt die Frage streifte, hielt sie für noch ungelöst und meinte, daß scheinbar ebenso viel Gründe für wie gegen die Priorität jedes Werkes sprächen, während Spanier das Ergebnis seiner Untersuchung kurz und bündig dahin zusammenfaßt: Die Schelmenzunft ist weder eine Skizze noch ein Auszug der Narrenbeschwörung, sondern eine selbständige Dichtung. Sie ist nach der Narrenbeschwörung entstanden und zwar ist diese in den Jahren 1509—1512, jene im Jahre 1512 verfaßt. In die Einleitung des Neudrucks hat er diesen Schlußsatz der Studie als positives Ergebnis hinübergenommen, so daß also er selbst diese für Murners dichterische Schaffensweise überaus wichtige chronologische Frage für end-

gültig gelöst hält. Und daß die sorgsame, keiner Schwierigkeit aus dem Wege gehende Untersuchung jene Schlußfolgerung bis zum höchsten Grade der Wahrscheinlichkeit erhoben hat, ist ohne weiteres zuzugeben; ob wir jedoch auf Grund dieses Beweismaterials über die Konstatierung der Wahrscheinlichkeit hinaus die Priorität der Narrenbeschwörung wirklich schlechtweg als Thatsache behaupten dürfen, scheint mir denn doch nicht ganz unbedenklich. Die Frage ist, da jedes direkte positive Zeugnis fehlt und nur innere Gründe zu ihrer Beantwortung herangezogen werden können, überaus schwierig, und Rieß hat unzweifelhaft Recht mit der Bemerkung, daß eben scheinbar ebenso viel Gründe für wie gegen die Priorität der Narrenbeschwörung vorhanden sind. Mit Murners eigenen Zeugnissen ist nicht viel anzufangen. Die bekannte Stelle der Narrenbeschwörung (18, 81—85), die man in erster Linie für die Priorität der Schelmenzunft ins Feld zu führen pflegt:

Ich muß das vff myn eidt veriehen:
Wer nit so große bitt geschehen,
Ich hett sy gsetzt in die schelmenzunfft
Den sy verlieren all vernunfft —

diese Stelle ist ebensowenig beweiskräftig wie die andere aus der Geuchmat, in der Murner gleichfalls selbst die Priorität der Schelmenzunft zu behaupten scheint:

Ich strafft sy vormals mit vernunfft
Vnd setzt sy in der schelmen zunfft,
Noch deten sy vff schand verharren,
Biß ich beschwur die selben narren.

Denn jene erste Stelle geht, wie Spanier mit Recht bemerkt, nicht auf die Schelmenzunft, sondern auf das 16. Kapitel der Narrenbeschwörung selbst, und daß man Murner mit der Anordnung in der Aufzählung seiner Gedichte in jener zweiten Stelle nicht pedantisch beim Worte nehmen darf, wird man ebenfalls ohne weiteres einräumen müssen. Zudem giebt der Schluß der Geuchmat sowie der Lutherische Narr die umgekehrte Reihenfolge der Entstehung an, so daß also in des Satirikers eigenen Aeußerungen Zeugnis gegen Zeugnis steht und eine positive Antwort nicht zu gewinnen ist. Wichtiger scheint Narrenbeschwörung 66, 28 ff., da der Ausruf: „Als mit in zur Schelmenzunft!", wie Spanier hervorhebt, nicht wohl auf ein schon vorhandenes Gedicht hinweisen kann, und nicht minder verleiht scheinbar die direkte Erklärung in der Entschuldigung zur Schelmenzunft (v. 82 ff.):

Man hatt myr treuwt offt zu erstechen,
Do ich die narren hab beschworen:
Alß treuwen ist an myr verloren;
Do ich die narren wolt beschweren,
Sy meinten ouch myr das zu weren! —

der Priorität der Narrenbeschwörung eine gewisse Wahrscheinlichkeit. Das Gleiche gilt, worauf Spanier ein besonderes Gewicht legt, von dem 16. Kapitel der Narrenbeschwörung, wo in der That das Fehlen des so naheliegenden Hinweises auf die Schelmenzunft die Vermutung nahe legt, daß diese damals noch nicht geschrieben war. Aber in alledem steht, wie gesagt, Zeugnis gegen Zeugnis, so daß wir über einen Wahrscheinlichkeitsbeweis nicht hinauskommen. Spanier behandelt denn auch alle diese Aeußerungen mit großer Behutsamkeit und ist weit entfernt, den seiner These günstigen Zeugnissen ein entscheidendes Gewicht beizulegen; vielmehr ist sein Hauptmittel zur chronologischen Festsetzung die von ihm mit einer Fülle von Belegen bewiesene größere Abhängigkeit der Narrenbeschwörung von Brants Narrenschiff, aus der sich ihm die Priorität jener vor der weit selbständigeren Schelmenzunft mit zwingender Notwendigkeit zu ergeben scheint. Aber beides, die größere Abhängigkeit jener und die größere Selbständigkeit dieser zugegeben, werden wir doch immer nur sagen können, das von ihm behauptete chronologische Verhältnis sei möglich, ja höchst wahrscheinlich, während wir, da diese Beweisführung doch im letzten Grunde auf eine rein ästhetische Abschätzung beider Dichtungen hinausläuft, die positive Behauptung: „es steht fest, daß —" lieber vermeiden möchten. Für mein Gefühl wenigstens überschätzt Spanier den künstlerischen Wert der kleineren Dichtung auf Kosten der trotz aller ihrer Abhängigkeit und lockeren Komposition weit frischeren und humorvolleren größeren, so daß mir das Argument, jene bedeute einen künstlerischen Fortschritt und sei deshalb später anzusetzen, nicht genügend stichhaltig erscheint; auch meine ich, daß überhaupt bei Murners fahriger Schaffensweise dieser ästhetische Maßstab für die Entscheidung chronologischer Fragen nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen ist. Läßt sich in den satirischen Dichtungen des ebenso witzigen und schlagfertigen, wie plumpen und ungeschlachten Kuttenträgers überhaupt ein künstlerischer Fortschritt mit Sicherheit nachweisen? Mir scheint das höchst unwahrscheinlich, denn wenn Einer, so trat er von vornherein fix und fertig, als geschlossene Persönlichkeit auf den Plan, bei der von einem inneren Reifeprozeß nicht eben viel zu entdecken ist. Daß die Schelmenzunft einheitlicher, weil kompendiöser ist als die Narrenbeschwörung, hat doch wohl mehr seinen Grund in dem rein äußeren Zwange der kürzeren und strafferen Komposition, die auch Spanier mehr nur einer spekulativen Tendenz zuzuschreiben geneigt ist, da jene Zeit das Kompendiöse liebte und Murner „wie ein echter Journalist die Zeichen des Tages zu deuten verstand", nicht aber in einem Fortschritt zu künstlerischer Selbständigkeit und gereifter ästhetischer Einsicht. Sonst liegt allenthalben in seinen Dichtungen Gelungenes und Mißlungenes, Erfreuliches und Unerfreuliches wirr durcheinander, weil er bei seinem durchaus improvisatorischen Talent wahllos ausschüttete, was ihm just einfiel, weil er ganz und gar von seinen Launen

und Stimmungen und nicht zuletzt von seinen jeweiligen Vorbildern abhängig war. Daß seine letzte größere satirische Dichtung vom lutherischen Narren an satirischer Kraft und dramatischer Lebendigkeit zugleich seine bedeutendste ist, die sich, wie Scherer gelegentlich bemerkte, selbst neben Huttens lucianischen Dialogen sehen lassen kann, liegt, wie mir scheint, auch mehr nur im Stoff begründet, als in gesteigerter künstlerischer Reife; er hatte hier aus Eberlins Bundesgenossen den überaus glücklichen Grundgedanken der Dichtung entlehnt und der polemische Zorn, die hitzige Kampfesstimmung, nicht zu vergessen die persönliche Gehässigkeit gegen den Wittenberger „Ketzer", gaben dieser den ihr eigentümlichen Schwung und eine Schärfe des Witzes, die der rührigste Schildknappe der alten Kirche vordem noch nie erreicht hatte. Ich meine also, daß Spanier hier ästhetischen Argumenten ein größeres Gewicht beilegt, als sie mir thatsächlich zu besitzen scheinen, und daß demnach das Problem doch noch nicht so glatt gelöst sein dürfte, als es nach seinen Schlußsätzen den Anschein hat. Immerhin bleibt es sein Verdienst, jene wichtige Frage energisch aufgegriffen und in höchst lehrreichen Ausführungen erörtert zu haben; auch wiederhole ich, daß mir selbst das von ihm gewonnene Ergebnis den höchsten Grad der Wahrscheinkeit zu besitzen scheint. Und sein Neudruck bietet nunmehr die beste Handhabe zur Nachprüfung und zu weiteren vergleichenden Studium beider Satiren, aus dem noch in jedem Betracht fruchtbare Ergebnisse zu erwarten sind.

Ein anderer nicht minder wichtiger Punkt, mit dem sich jene literarhistorische Einleitung des Herausgebers beschäftigt, ist die einst von Zarncke in denkbar ungünstigstem Sinne beantwortete Frage der Abhängigkeit unseres Satirikers von seinem Vorbilde Brant, und auch hierüber sind seine Ausführungen höchst dankenswert und ergebnisreich. Sein Ausgangspunkt ist Zarnckes bekannte, viel citierte Aeußerung: Murners Werke, vor Allem seine Narrenbeschwörung, müßten so herausgegeben werden, daß die aus Brants Werken evident entlehnten ganzen Verse kursiv gedruckt würden; es würde das mehr als ein Drittel des Ganzen austragen. In diesen Worten jedoch ist, wie Spanier überzeugend nachweist, das Abhängigkeitsverhältnis des Nachahmers von seinem Vorbilde übertrieben dargestellt und die Abschätzung des Maßes der direkten Entlehnungen thatsächlich unrichtig. Und mehr noch: selbst in den ganz evidenten Parallelen bewahrt sich Murner meist eine gewisse Selbständigkeit, wie er denn beispielsweise nur in den seltensten Fällen mit Brant im Reime zusammentrifft. Auf Grund des Ergebnisses dieser Untersuchungen wendet sich Spanier mit Nachdruck gegen das „Schlagwort": Brant Original und Murner Abschreiber und konstatiert mit einer gewissen Retterfreude: „Einfach abgeschrieben hat Murner Brant überhaupt nicht. Er konnte die Kosten seiner dichterischen Produktion aus Eigenem tragen". Jedenfalls wird es nach seiner Unter-

suchung fortan nicht mehr angängig sein, jene Zarnckesche Behauptung ohne weiteres nachzusprechen. Aber über dieses sichere positive Ergebnis hinaus wendet sich Spanier gegen die behauptete Abhängigkeit Murners von Brant überhaupt in einer Weise, die, fürchte ich, leicht über das richtige Verhältnis einen falschen Eindruck erwecken kann. Nicht daß er jene Abhängigkeit schlechtweg in Abrede stellte, da sie ja im Gegenteil für seine Entscheidung in der chronologischen Frage das hauptsächlichste Mittel ist; ja nach seiner Darstellung (S. 30 f.) wäre sogar die Narrenbeschwörung wesentlich nur das Produkt einer Spekulation gewesen, da Murner, findig und gewandt, wie er war, mit seiner Satire lediglich die außerordentliche Popularität des Narrenschiffes für sich ausnutzen wollte und darum absichtlich eine möglichst enge Verbindung mit jenem berühmten Buche herzustellen beflissen war. Gleichwohl aber ist Murner kein Nachtreter und -beter, sondern eine durchaus freie dichterische Individualität, die sich „in ganz eigenartiger und selbständiger Weise unter Brants Einfluß gestellt hatte". So sucht er immer wieder jenes Abhängigkeitsverhältnis nach Möglichkeit abzuschwächen, um den Franziskaner von jedem Verdacht der Unselbständigkeit und des Nachtretens zu reinigen. Nun glaube ich vor allem, daß von allen Denen, die neuerdings über Murner gehandelt haben, Niemand einen solchen Begriff des Plagiators im Sinne gehabt hat, wie Spanier anzunehmen scheint, selbst dann nicht, wenn sie jenes Zarnckesche Wort „ohne Widerlegung" citierten und mit allem Nachdruck die Abhängigkeit des neuen von dem alten Narrenschiffe hervorhoben. Da der Herausgeber seine Einwendungen auch gegen mich richtet, so darf ich wohl darauf hinweisen, daß ich in meiner Schrift Th. Murner und die Kirche des Mittelalters (Halle 1890) allerdings auf die erlernten äußeren Motive hinwies, aber in demselben Satze alsbald hinzufügte, daß man darum Murner nicht etwa einen gewöhnlichen Kopisten Brants nennen dürfe; daß ich zwar von größeren und kleineren Anleihen bei Brant gesprochen, jedoch sofort hinzugefügt: „aber doch trägt das Ganze (die Narrenbeschwörung) durchaus den Stempel seiner eigenen Individualität, seines leidenschaftlichen Temperaments und seines bissigen Witzes". Der Vorwurf mechanischer Abschreiberei, die Charakteristik eines gewöhnlichen Plagiators ist doch in diesen Worten ganz gewiß nicht enthalten, vielmehr liegt darin, wie mir scheint, die vollste Anerkennung der ganz eigentümlichen, seiner Individualität entsprechenden Art der An- und Entlehnungen, in der nicht zuletzt der schriftstellerische Reiz dieses vielschreibenden Satirikers begründet ist. Aber wenn Zarncke vordem aus dem eindringendsten Brantstudium heraus beim Herantreten an Murner nur die Spuren des Vorgängers sah und in einem unmutigen Worte das Maß der Entlehnungen des jüngeren überschätzte, so sollten wir uns, meine ich, jetzt vor dem entgegengesetzten Extrem hüten und nicht dem Narrenbeschwörer eine Selbständigkeit vindizieren wollen,

die ihm bei aller Anerkennung seines Eigenen thatsächlich nicht zukommt. Ohne das Narrenschiff hätten wir keine Narrenbeschwörung, ohne Brants Text und ohne die Bilder seiner Dichtung würden dem Verfasser des „anderen Narrenschiffs“ seine besten Einfälle schwerlich gekommen sein. Das ist und bleibt der Ausgangspunkt für die literarische Würdigung des Buches und seines Verfassers, und mir scheint, daß man mit dem Betonen dieses thatsächlichen Verhältnisses Murner nichts von seiner eigenen dichterischen Individualität nimmt, oder ihn damit gar als Plagiator an den Pranger stellt. Spanier giebt, ich wiederhole es, alles das zu, und es ist das große Verdienst seiner Ausführungen, daß sie uns gerade diese freie Art der An- und Entlehnungen, dieses zum Teil höchst geistvolle Umdeuten und Umdichten, diese ganz eigenartige Verwertung zufälliger Anregungen möglichst lebendig veranschaulichen; nur werden in seiner Charakteristik der dichterischen Persönlichkeit Murners diese Zugeständnisse hinterher immer wieder so abgeschwächt und verklausuliert, daß der Eindruck dieser Ausführungen leicht ein anderer sein dürfte, als der Verfasser selber beabsichtigte.

Noch einen in jener Abhandlung des Herausgebers kurz berührten Punkt möchte ich auch hier wenigstens streifen. In seiner sehr feinen und zutreffenden Charakteristik der Persönlichkeiten Brants und Murners, von denen sich jener in seiner Darstellung zu diesem verhalte wie der Schulmeister zum Weltmann, kommt Spanier auch auf den sittlichen Gehalt beider Dichtungen zu sprechen und faßt schließlich sein Endurteil über den jüngeren Satiriker in den Satz zusammen, daß man Murner ungerecht beschuldige, wenn man ihn frivoler Darstellung zeihe. Mit solchen sittlichen Werturteilen ist es ein mißliches Ding, da wir Niemandem ins Herz sehen und eines Autors sittlichen Charakter schließlich doch nur nach dem Gesamteindruck seiner literarischen Persönlichkeit beurteilen können. Am schärfsten lautete Scherers Urteil, der (Geschichte des Elsasses 1, 167) schroff, meines Erachtens allzu schroff aussprach, Murners Witz bestehe oft bloß in dem traurigen Mute, Unflätereien der niedrigsten Sorte mit einem Selbstgefühl auszukramen, als wären es Perlen und Diamanten. Jedenfalls muß auch Spanier zugeben, daß Murner die Grenzen realistischer Schilderung bedenklicher Verhältnisse weiter gezogen habe als Brant, und daß er, während dieser bei solchen Anläßen lediglich Bücherweisheit zum Besten gab, stets aus dem reichen Schatze eigener Beobachtung schöpfte, ja manchmal geradezu habe zeigen wollen, daß er trotz Kutte und Doktorbarett von den anstößigen Gebieten auch etwas verstehe. Der Gewinn, der sich daraus für die Sittengeschichte ergiebt, ist klar, aber war diese Manier wirklich möglich ohne eine Einbuße an eigener sittlicher Würde und werden wir unter solchen Umständen „den starken Ton sittlicher Entrüstung“ wirklich allemal für bare Münze nehmen dürfen? Ich habe in meiner oben erwähnten Schrift (S. 78. f.) gerade diese Frage so ausführlich erörtert, daß ich hier darauf

verweisen kann, zumal ich in dem dort begründeten Urteil je länger desto mehr nur noch bestärkt worden bin; ich meine, daß sich kein Leser der Murnerschen Satiren auf die Dauer diesem Eindruck einer von Grund aus leichtfertigen Gesinnung wird entziehen können. Man kann wohl bei Einzelheiten mit Erfolg die frivole Absicht bestreiten, aber für das sittliche Endurteil entscheidet, ich wiederhole es, der Gesamteindruck, und auch hier ist es der Ton, der die Musik macht. Spaniers Hinweis auf Luther, dem ja auch der Vorwurf nicht erspart geblieben sei, daß er „auf Jungfrauen und unschuldige Herzen“ nicht genügend Rücksicht genommen habe, scheint mir wenig glücklich zu sein; denn es handelt sich hier doch nicht bloß um Derbheiten des Ausdrucks, die allein eine solche Parallele allenfalls rechtfertigen könnten, und es wird überdies wohl Niemandem einfallen, dem Satiriker die Grenzen so eng stecken zu wollen, wie dem Theologen und Kanzelredner. Entscheidend für die Beurteilung dieser Frage bleibt, wie wir die Vorfrage beantworten werden, ob nämlich in Murners Sittengedichten wirklich ein positives Lebensideal, ob in ihnen wirklich ein brennender sittlicher Eifer, ein wirklicher Schmerz über die sittlichen Schäden im Volksleben zum Ausdruck kommt, und zum andern, ob die Behandlung seiner eigenen Standesgenossen wirklich dem Bewußtsein der eigenen Integrität entspringt, oder ob der Witz und Hohn, mit denen er das Ansehen der alten Kirche untergrub, eben thatsächlich nichts weiter als Witz und Hohn waren. Und ob man diese Fragen in einem für den Satiriker in der Kutte günstigen Sinne wird beantworten können, scheint mir doch zum mindesten zweifelhaft.

Doch mit jener lehrreichen und fördernden Abhandlung des Herausgebers, die in der That zu dem Neudruck die beste Einleitung bildet, sind seine Beiträge zur Einführung in das Studium der Narrenbeschwörung noch nicht erschöpft. Ich erwähne noch seinen hübschen Aufsatz über Tanz und Lied bei Thomas Murner in der Zeitschrift für deutsche Philologie 26, 201 ff., zu dem jetzt die in den Anmerkungen des Neudrucks enthaltenen zahlreichen Hinweise auf den Gehalt an Sprichwörtern in der Dichtung eine willkommene Ergänzung bieten, sowie seine Mitteilung in der gleichen Zeitschrift 26, 370 ff., die es sehr wahrscheinlich macht, daß dem amüsanten 31. Kapitel der Narrenbeschwörung, der Geschichte von dem armen treuen Weckerlin, ein eigenes Frankfurter Erlebnis Murners zu Grunde liegt. Schon diese gehaltvollen Vorstudien ließen vorweg darüber keinen Zweifel, daß zur Neuherausgabe der Murnerschen Dichtung Niemand so wie er berufen und gerüstet war, und der nun vorliegende Neudruck hat diese Erwartungen in vollstem Maße bestätigt. Dem Murnerstudium ist durch diese mühevolle Arbeit ein außerordentlich wertvoller Dienst geleistet worden, für den dem Herausgeber auch an dieser Stelle aufs wärmste gedankt sei.

Magdeburg. Waldemar Kawerau.

Neue Literatur über Hans Sachs.

1. Genée R., Hans Sachs und seine Zeit. Ein Lebens- und Kulturbild aus der Zeit der Reformation. Mit 166 in den Text gedruckten Abbildungen, vielen Facsimiles nach den Handschriften und Notenbeilagen von Meisterliedern. Leipzig. J. J. Weber. 1894. 10 ℳ
2. Schumann G., Hans Sachs. Nach seinem Leben und nach seinen Dichtungen für das deutsche Volk dargestellt. Billige Jubiläums-Ausgabe. Neuwied und Leipzig. Heusers Verlag. 1894.
3. Kiy V., Hans Sachs. Sein Leben und Wirken zu dessen vierhundertjährigem Geburtstage dem deutschen Volke geschildert. Leipzig. K. Scholtze. 1893.

Genées Buch erschien kurz vor Weihnachten 1893, jedenfalls auch für den Weihnachtstisch berechnet, die Reihe der Werke eröffnend, die im Hinblick auf die 400. Geburtstagsfeier des Hans Sachs ans Licht treten sollten. Es erhebt hohe Ansprüche, es will das „Kulturbild einer bestimmten, ereignisvollen Zeitepoche" darbieten, in welcher „Leben und Wirken des fruchtbarsten und merkwürdigsten deutschen Volksdichters aller Zeiten den durchgehenden Faden bildet", und Genée hofft nichts Geringeres, als daß es „wenigstens als ein Zweig gelten dürfe" in dem Eichkranz, den die „Nachwelt" bei seinem Jubiläumsfeste dem Dichter aufs Haupt setzt.

Genée hat sich schon durch verschiedene Schriften über Hans Sachs bekannt gemacht, die, bescheidener angelegt, doch mit Wärme geschrieben, der Sache, der sie dienen sollten, wohl auch nützlich waren; so hatte ich auch von dieser größeren Arbeit Gutes erwartet, fand mich aber leider arg enttäuscht. Es war für Genée zuviel, ein Kulturbild aus der ereignisvollen Zeit der Reformation und zugleich das Lebensbild eines der thätigsten und längstlebenden Männer jener Zeit schildern zu wollen, und so war die natürliche Folge, daß keines der beiden Probleme auch nur annähernd erschöpfend behandelt ist. Bei der Schilderung der Kulturzustände haben wir bei allzu einseitiger Hervorkehrung des kunsthistorischen Elementes eine vielfach nur ganz äußerliche Aufeinanderfolge von Namen und Persönlichkeiten, bei dem Lebensbilde kommt Genée über das bisher Gangbare nur selten hinaus, und es ist sehr bezeichnend, daß er jetzt in seinem großen Buche streckenweise wörtlich seiner kleinen Einleitung zu „Hans Sachs Leben und ausgewählte Dichtungen, Berlin 1888" nachwandelt, mit welcher er seiner Zeit versicherte, nicht den mindesten literarhistorischen Anspruch erheben zu wollen. Kulturbild und Lebensbild bedrücken einander, statt sich friedlich zu ergänzen und gar unsanft fühlt man sich oft von einem Gebiete auf das andere hinübergestoßen. Fernerliegendes ist vielfach mit allzugroßer Ausführlichkeit behandelt, so umfaßt die Beschreibung der Schedelschen Weltchronik allein 7, die der Hochzeitsgebräuche 11 Seiten. Die unleugbar echte Begeisterung, die Genée für den Menschen Hans Sachs hegt, läßt ihn bestrebt sein,

überall auch auf die menschlichen Seiten seines Helden hinzuweisen, aber dies Streben darf nicht dazu führen nach Art historischer Romane in ganzen Unterredungen bloße Phantasie walten zu lassen und historische Vorgänge mehr oder weniger unglücklich mit unhistorischen Reden zu verbrämen, vgl. z. B. das Gespräch des Vaters Jörg Sachs mit Andreas Sponn über den neugebornen Hans, S. 47 f. Ebenso können ganz ernsthaft gemeinte Bemerkungen, wie Hans Sachs habe bei dem bekannten Besuche Osianders, der zur Herausgabe der „Weissagung vom Papsttum" führte, zuerst erwartet, daß der berühmte Theologe sich ein paar neue Schuhe bei ihm wolle machen lassen (S. 165 f.), oder Sätze wie: „Ja, meinte der gute Hans Sachs, indem er sich mit der Hand bedenklich nach seinem Kopfe fuhr" (S. 166) und dergleichen mehr, doch nur höchst verstimmend wirken. Auch die Darstellung ist manchmal recht anfechtbar, vgl. die Bemerkung über die Nürnberger Türme bei der Rückkehr des Hans Sachs von der Wanderschaft (S. 73) oder S. 233, wo der Empfang Baumgärtners bei seiner Rückkehr aus längerer Gefangenschaft erzählt und zugleich in ungeschickter Weise von dem Aeußeren seines Hauses geredet wird, nur um die Beigabe einer Abbildung zu ermöglichen.

Auch die Besprechung im Einzelnen gibt zu den verschiedensten Anständen Anlaß. Auf das erste, etwas bädekermäßig geratene Kapitel „Nürnberg im 15. Jahrhundert", dem ich den entsprechenden Abschnitt „Nürnberg" in Ch. Schweitzers „Étude" bedeutend vorziehe, folgt die Schilderung der „Jugend und Wanderschaft des Hans Sachs". Hier findet Genée bei dem Meistergesang im „langen Ton Marners" einen Widerspruch zwischen verschiedenen eigenen Angaben des Hans Sachs; dieser habe in der „Summa all meiner Gedicht" das Gedicht „Gloria patri" aus dem Jahre 1514 als „mein erst par" bezeichnet, während im Meistergesangbuch 2 schon zwei von Hans Sachs erfundene Töne aus dem Jahre 1513 stehen, die „silber weis zw prannaw" und der „guelden thon zw ried." Genée stützt sich auf den Ausdruck „mein erst par". Nun zeigt aber ein Blick in den Neudruck von Keller-Goetze, wo das „Valete" 21, 337 abgedruckt ist, daß die Stelle in der Handschrift des Dichters lautete:

Thet ich mich erstlich understahn
Mit gottes hülff zu dichten an
„Das par in dem langen Marner,
Gloria patri . . ."

Genée druckt das Gedicht S. 440 nach einem Einzeldruck vom Jahre 1576 ab, der, wie der 5. Folioband, die Worte „mein erst par" aufweist. Der Einzeldruck aber erschien ebenso wie der 5. Folioband erst nach Hans Sachsens Tode; die von Genée gar nicht berücksichtigte Handschrift hat also von vornherein gegen die Drucke größeres Gewicht, und wir kommen wieder auf die prinzipielle Forderung überall bei Schlüssen aus dem zum Druck gelangten Hans Sachs auch die Handschrift zur Prüfung heranzuziehen.

Die Annahme der falschen Lesart aber war Ursache einer falschen Auffassung dieser ganzen Stelle, indem Genée nach „an“ ein Komma setzt, das bei z. B. Goetze a. a. O. S. 338 mit Recht fehlt, und die falsche Auffassung führte dann wieder zur Annahme des oben angedeuteten Widerspruchs. Wir können ruhig 1513 als Entstehungsjahr für die beiden eigenen Töne ansetzen, dann fing er nicht 1514 überhaupt zu dichten an, sondern dichtete sein erstes Gedicht nach einem der anerkannten „bewährten“ Muster. Hans Sachs hat wohl darum jene ersten Dichtungen nicht erwähnt, weil deren Töne erst viel später (der guelden thon 1541, die silber weis 1532) „bewährt“ wurden und er z. B. den guelden thon bis 1541 noch verschiedenlich verändert hatte, vgl. meine Studien zu Hans Sachs, Neue Folge S. 49.

Die Rückkehr des Hans Sachs in die Vaterstadt und seine Heirat (Kapitel 3) giebt Genée zunächst Veranlassung, sich über Nürnberger Handwerks- und Heiratsgebräuche zu verbreiten, und es hätte meines Erachtens am besten hier, da jetzt sich die Verbindung mit dem Meistergesang vollzieht, auch die eingehende Erörterung über den Meistergesang Platz gefunden, die erst Kapitel 9 bringt, um so mehr als Kapitel 4 „Vom Meistergesang zur Reformation“ überschrieben ist. Hier ist besonders die Frage nach dem Versammlungsort der Meistersänger anders zu behandeln; nach Genée hätten sie etwa von 1520 bis ins 17. Jahrhundert die Marthakirche inne gehabt (S. 109), nachträglich (S. 498) ist allerdings auch eine Singschule zu Wöhrd vom Jahre 1535 erwähnt. Doch erfahren wir schon durch Schnorr von Carolsfeld: „Zur Geschichte des deutschen Meistergesanges“ S. 23 von zwei 1526 in der Spitalkirche gesungenen Liedern; dann erwähnt ein Ratsverlaß vom 15. Januar 1528 die Poetenschule zu St. Lorenz als Versammlungsort der Meistersänger (vgl. Mummenhoff, Die Versammlungsorte der Meistersinger, Fränkischer Kurier Nr. 16 vom 9. Januar 1894, das dort angegebene Datum 7. September 1528 ist in der oben angegebenen Weise zu ändern, der Fehler beruht — nach gütiger eigener Mitteilung des Herrn Archivar Dr. Mummenhoff, dem ich auch die folgenden Notizen verdanke — auf unrichtiger Angabe in Waldaus Vermischten Beiträgen). 1557 waren sie sicher schon in der Predigerkirche, Wanderungen in der Zwischenzeit nicht ausgeschlossen. Die Marthakirche aber erhielten sie erst durch Ratsverlaß vom 3. September 1578. Diese ward 1614 ff. in bedeutendem Maße renoviert und so zogen wohl die Meistersinger im genannten Jahre aus. Wo sie nun zunächst ihre Singschulen abhielten, läßt sich nicht feststellen. Die Katharinenkirche erhielten sie durch Verlaß vom 11. März 1620. Im 17. Jahrhundert kommt es vor, daß sie morgens („vmb frücmesz leuthen“) im Predigerkloster, nach gehaltener Mittagspredigt in St. Kathrina sangen. Einmal finden wir sie in jener Zeit auch wieder in St. Martha, im vorigen Jahrhundert gelegentlich auch in der Vorstadt Wöhrd. Sie sind eben viel gewandert,

bis sie im Katharinenkloster einen Ort fanden, den sie — Unterbrechungen im Einzelnen vielleicht abgerechnet — bis zu Ende, etwa 180 Jahre lang, inne hatten. Neues wertvolles Material für die Kenntnis des Nürnberger Meistergesanges in Hans Sachs späterer Lebenszeit wird ein Gemerkbuch unseres Dichters liefern, das Goetze in Originalhandschrift in der Weimarer Bibliothek aufgefunden, und dessen Abdruck er mir freundlichst überlassen hat. Das Büchlein enthält für sieben Jahre (1555—61) ein genaues Verzeichnis der zu Nürnberg abgehaltenen Singen, die Namen der Teilnehmer, die vorgetragenen Lieder in ihren Anfängen und die Namen der Preisträger. In der „Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte" hat Goetze nähere Nachricht über seinen Fund gegeben.

Das nächste (fünfte) Kapitel bei Genée gehört dem „Volksdichter der Reformation" und bringt neben verschiedenen kunsthistorischen Betrachtungen hauptsächlich die Besprechung der „Wittenbergisch Nachtigall" und der Prosadialoge, während die drei folgenden Abschnitte „Glaubensfestigkeit im Sturm" (152—173), „Dichtung und Leben" (174—215) und „Hausfriede, Fleiſz und Glaubenstreue" (216—245) unter verschiedenen Exkursen die Zeit von Einführung der Reformation bis zum Interim, die Weissagung von Papsttum, den Lobspruch Nürnbergs, das Schembartlaufen, den Kaiserbesuch, die allegorischen Gedichte, Luthers Tod, Interim behandeln. Auch der Beginn der Hans Sachsischen Dramatik fällt hieher: 1527 Lucrecia nach Schöferlin-Wittigs Livius, 1530 Virginia, 1533 biblische Dichtungen. Aber ebenso wie bei den allegorischen Dichtungen, diesem Erbstück des späteren Mittelalters, vermisse ich bei der dramatischen Produktion den Versuch einer historischen Anknüpfung, die wiederum einen Anhalt zur Beurteilung unsres Dichters geben könnte, die kurze Inhaltsangabe Culmann'scher Dramen kann hier nicht genügen. Dagegen behandelt das folgende Kapitel den Meistergesang eingehend und mit offenbarer Liebe für den Gegenstand, wenn auch über einzelnes sich rechten ließe, so vgl. zu der Behauptung Versbau und Längenmaß der Zeilen habe sich nie verändert (S. 276) die Aenderungen, die Hans Sachsens „guelden thon" durchmachte. Im Anhang (S. 408—13) ist die Schulordnung der Nürnberger Meister abgedruckt, ich verweise auch auf die leider noch kaum ausgebeutete, wichtige Handschrift des Hans Sachs von 1517, die in zwei Liedern, dem „verhollen don" Bl. 30ª und in des „Frawenlobs tangen don" Bl. 29ᵇ Tabulaturregeln mit Beispielen und eigenen Bemerkungen des Hans Sachs enthält. Kapitel 10 „Nürnberg in Not" bringt den literarischen Kampf gegen Albrecht Alcibiades. Der im 7. (verlorenen) Spruchbuch enthaltene „Klagspruch der Stadt Nürnberg ob . . . der Belegerung Markgraff Albrechts" (1552) ist als einzige bekannte Separatabschrift einer Hans Sachsischen Spruchdichtung schon früher von Genée aufgefunden und im Anhang S. 414 abgedruckt. Glücklich ist hier der Hinweis, daß Hans Sachs gerade zur Zeit der Belagerung durch den

Markgrafen und kurz nachher ein Drama von der bestraften Ueberhebung König Davids „Wie König David seine Mannschaft zählen ließ“ und zwei Belagerungsdramen, die „Belagerung Samariae“ und die „Belagerung Jerusalems“ dichtete. Die schwächsten Kapitel des ganzen Buches aber sind die beiden letzten „Schauspiele des Hans Sachs“ und „Letzte Lebenszeit“; hier ist augenscheinlich dem Verfasser der Stoff über den Kopf gewachsen, überall nur Ansätze ohne Verarbeitung, mannichfachste Fehler und Irrtümer scheinen Eile der Ausführung zu verraten. Falsch ist, daß alle Fastnachtspiele des Hans Sachs einaktig seien (S. 335), daß niemals in ihnen ein Ehrenhold aufträte (S. 343), die S. 347 angegebene Entstehungsweise der Spruchbücher trifft nur für die beiden ersten zu, schon im dritten arbeitet sich chronologische Reihenfolge durch, das Widmungsgedicht für den zweiten Folioband schrieb Hans Sachs noch vor dem Erscheinen des ersten Bandes, nicht nachher (S. 363); der Titel des (nach Goetze) 39. Fastnachtspieles heißt nicht die „verschmitzte“ (S. 340), sondern die „verschwetzte Buhlschaft“ d. i. die durch Klatscherei wieder zur Aufhebung gelangte Verlobung. Es ist nicht zu sehen, was Genée bei seiner Auffassung von diesem Fastnachtspiel gedacht hat. Ueberhaupt sind Genées Lesungen, soweit ich sie kontrollieren konnte, ebenso wie seine sprachlichen Kenntnisse, durchaus mangelhaft, so ist z. B. im „Klagspruch der stadt Nürnberg“ S. 416 V. 26 gelesen: „Mit haisem wainen sie danach sprach“ und angemerkt: Für „danach sprach“ kann auch „durch sprach“ gelesen werden, während wir einfach die in den ähnlichen allegorischen Gedichten stehende Redensart: „durchprach“ vor uns haben, vgl. „Klagred ob der leych D. Martini Luther“ Keller-Goetze 1, 401: Gar kläglich mit weynen durch brach; „Klag der vertriben Fraw Keuschheyt“ 3, 285: Zu stund mit waynen sie durch brach; „Gesprech dewtschlandes mit dem trewen Eckhart“ (Hans Sachs und die Heldensage S. 104): Mit haisem wainen sie durch prach rc. Schärfste Verurteilung aber verdient der „nach der Handschrift“ veranstaltete, aber thatsächlich verunstaltete Abdruck des Gedichtes „Wunderbarlich traum rc.“ S. 434 ff., der von Unaufmerksamkeiten und falschen Lesungen geradezu wimmelt. Im letzten Kapitel bei Besprechung der Hans Sachsischen Bibliothek S. 359 erwähnt Genée als ihm bekannt ein Exemplar der Sprichwörter des Agricola mit Notizen von der Hand des Hans Sachs, die dieser auch verwertet habe; hierüber mehr zu erfahren, wäre wünschenswert, hoffentlich holt dies Genée nach. Der Anhang bringt zu reiches Material, neben manchem Interessanten auch manches, das, weil auch sonst leicht zugänglich, füglich hätte wegbleiben können. Alles in allem muß ich sagen, daß der Platz, den Genée für seine Arbeit erhofft, dieser nicht gebührt. Ich schließe mit dem Ausdruck des Bedauerns, daß das Urteil über das Gebotene ein günstigeres nicht sein konnte; es war aber hier um so mehr nötig, vorhandene Unzulänglichkeit festzustellen, als die zahlreichen Beigaben und eine

geschickte Reclame dem Buche in den Kreisen des großen Publikums eine gewisse Verbreitung gegeben haben. Das Beste der Arbeit sind die Abbildungen, von denen Genée selbst einige mit kunstfertiger Hand geliefert hat.

Ganz andere Zwecke verfolgt die zweite Schrift. Zur Belehrung und Nacheiferung soll dem deutschen Volke „schlicht und einfach das Leben des ehrsamen Schuhmachermeisters und Dichters Hans Sachs" geschildert werden, denn gerade der Lebenslauf hervorragender Männer, die in niederm Berufe standen, sich dort wohl fühlten, Großes erreichten und zu den besten ihrer Zeit gezählt werden, könne zur Zufriedenheit und freudigem Streben bei der eigenen Arbeit anspornen. Die Darstellung zeigt richtige Orientierung, namentlich enthält die Würdigung des Dichters am Schluß glückliche Bemerkungen. Nur ist viel zuviel Hans Sachsische Poesie abgedruckt, so wiederum die „Wittenbergisch Nachtigall" und das ganze 5aktige Schauspiel von den „ungleichen Kindern Eve." Bei Besprechung des Meistergesanges ist mehrfach von einem „Gebäude" statt einem „Gebände" die Rede (S. 21, 28), das „Narrenschneiden" ist 1536, nicht 1557 gedichtet (S. 214). Im Ganzen aber bietet die Schrift in der That ein volkstümliches Lebensbild des volkstümlichen Mannes.

Die dritte Arbeit gehört zu den Gelegenheitsschriften, die man gewöhnlich mit einer Reihe ähnlicher zusammenfassend zu nennen pflegt. Wenn der Hans Sachs-Lebensbilder in diesem Jahre nur nicht zu viele werden, so daß am Ende jede Kreisstadt über einen eigenen Hans Sachs-Biographen verfügt!

Münster i/W. Karl Drescher.

Paulus N., Johann Wild, ein Mainzer Domprediger des 16. Jahrhunderts. Köln, Bachem 1893.

Die vorliegende Monographie zeigt uns den Mainzer Franziskanermönch Johann Wild (auch Ferus genannt; gestorben 1554) in seiner verschiedenartigen geistlichen Wirksamkeit und beleuchtet seine Stellung zur Kirche. Nach den Darlegungen des Verfassers, eines katholischen Geistlichen, wurde der Mainzer Ordensmann mit Unrecht protestantischerseits als Gegner der römischen Kirche bezeichnet. Die hauptsächlichen Anhaltspunkte zu seiner Darstellung boten dem Verfasser die von ihm ausführlich im Anhang verzeichneten gedruckten Predigten von Wild, aus denen eine große Anzahl von Belegstellen mitgeteilt wird. Wohlthuend berührt in diesen Schriften der milde, versöhnliche Geist, welcher einen erfreulichen Gegensatz zu dem damals auf den Kanzeln üblichen Schelten und Lästern bildet. Sehr bezeichnend für Wilds friedliebende Gesinnung ist der von Paulus hervorgehobene Umstand, daß Luther in den zahlreichen Schriften des Franziskaners kein einziges Mal genannt wird. Möchten sich doch unsere klerikalen Heißsporne

hierin den Mainzer Prediger zum Vorbild nehmen! Wenn sich Wild gegen die Andersgläubigen möglichst schonend verhält, so trägt er anderseits kein Bedenken, die Mißstände an der päpstlichen Kurie und die Mißbräuche in der römischen Kirche mit scharfen Worten zu tadeln. Dies gab vielleicht mehr noch als das Vorkommen einiger den gestrengen Censoren ketzerisch klingender Stellen Papst Sixtus V. Veranlassung, die Schriften des Franziskaners auf den römischen Index zu setzen.

Als Kanzelredner genoß Wild nach dem Zeugnisse mehrerer Zeitgenossen einen bedeutenden Ruf, der bis über die Grenzen seines Vaterlandes hinausragte. Seine Predigten, welche sämtlich bei Franz Behem in Mainz erschienen, sind unzählige Male aufgelegt und sowohl in Deutschland als auch im Ausland vielfach nachgedruckt worden. Schon in dieser Thatsache liegt eine gewisse Bürgschaft für die Gediegenheit seiner Kanzelreden. In der That besaß Wild alle Eigenschaften eines trefflichen Predigers. Seine Vorträge sind in hohem Grade populär, aber nicht etwa in dem Sinne wie die Predigten eines Abraham a Santa Clara. Seine Rede ist nicht durchwürzt mit volkstümlichen Redensarten, Sprichwörtern, anekdotenhaftem Beiwerk. Was ihn zum Volksprediger macht, das ist die große Uebersichtlichkeit seiner Darstellung und die außerordentliche Knappheit, Schlichtheit und Verständlichkeit seiner Sprache, die gegen die schwerfällige Ausdrucksweise so mancher seiner Zeitgenossen glänzend absticht. Ueber diese schriftstellerischen Vorzüge, welche die Arbeiten Wilds auszeichnen, faßt sich Paulus leider sehr kurz. Eine eingehendere Würdigung der literarhistorischen Bedeutung unseres Kanzelredners wäre um so mehr am Platze gewesen, als Paulus dem in Vergessenheit geratenen Ordensmanne mit Rücksicht auf seine Meisterschaft in der Handhabung der deutschen Sprache eine Ehrenstelle in der deutschen Literaturgeschichte eingeräumt wissen will.

München. Anton Englert.

Hauffen A., Johann Fischarts Werke, 2. und 3. Band. (Kürschners Deutsche National-Literatur, Band 18, I. II.) Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. (1893.)

Bis in die jüngste Zeit war das Interesse der Fischartkenner vorzugsweise bibliographischen Studien zugewandt. Solange die verlockende Aussicht bestand, die Fischartliteratur durch Auffindung noch unentdeckter Schriften oder Ausgaben bereichern zu können, waren die Verehrer des großen Satirikers zu eifrig nach dieser Richtung hin thätig, um zu einer ernsteren Beschäftigung mit den Werken des Dichters selbst die nötige Zeit zu finden. Erst seitdem die bibliographischen Forschungen zu einem gewissen Abschluß gelangt sind, hat eine streng philologische Untersuchung der Fischartschen Schriften begonnen. Diesem eingehenderen Studium verdanken wir namentlich interessante Aufschlüsse über die Abhängigkeit des Dichters von seinen

Quellen. Zu den Arbeiten dieser Art gehören mehrere in Zeitschriften veröffentlichte Abhandlungen von A. Hauffen, die sich durch ernste Methode auszeichnen und ebenso von liebevollem und gründlichem Studium der behandelten Fischartschriften selbst wie von einer eingehenderen Beschäftigung mit der Literatur des 16. Jahrhunderts überhaupt Zeugnis ablegen. Es war daher eine glückliche Wahl, wenn Hauffen zur Herausgabe der Werke Fischarts für Kürschners Deutsche National-Literatur ausersehen wurde. Von der auf drei Bände berechneten Ausgabe, welche Fischarts Schriften in einer Auswahl bringt, liegen bis jetzt die zwei letzten Abteilungen vor. Davon enthält Band 2 den Eulenspiegel, Band 3 das Podagrammische Trostbüchlein und das Philosophische Ehezuchtbüchlein. Der erste Band, welcher im nächsten Jahre erscheinen soll, wird den Flöhhaz, Das Glückhaft Schiff von Zürich, Das Jesuiterhütlein, den Peter von Stauffenberg und die kleineren Gedichte enthalten.

Durch die Herausgabe des Eulenspiegel hat sich Hauffen alle Verehrer des Dichters zu großem Danke verpflichtet. Ein Neudruck der nur in fünf Exemplaren vorhandenen Originalausgabe des Werkes, von dem nur Goedeke in den Elf Büchern deutscher Dichtung einige Kapitel neu veröffentlichte, erschien längst geboten. Mit Recht bemerkt der Herausgeber, daß der Eulenspiegel nicht nur der übrigen Fischartschriften wegen, wie Jakob Grimm 1816 meinte, sondern auch um seiner selbst willen einen Neudruck verdiene. In der Einleitung, in welcher Hauffen die Ergebnisse zweier von ihm früher verfaßter Studien (Quellen und Forschungen, 66, 113 ff. und Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte, 3, 381 ff.) zusammenfaßt, werden die Vorzüge der Fischartschen Dichtung auf Grund einer genauen Vergleichung der Schrift mit ihrer Quelle ins rechte Licht gestellt. Wenn sich auch Fischart an seine Vorlage, die in der Erfurter Ausgabe des Volksbuches vom Jahre 1532 zu suchen ist, vielfach aufs engste anschließt, so hat er doch durch selbständige Bearbeitung des Stoffes und durch eine Menge von zum Teil treffenden Zusätzen, durch welche seine Schrift mehr als den dreifachen Umfang des Volksbuches vom Jahre 1532 erhalten hat, seinem Werke ein eigenartiges Gepräge verliehen. Aus einer bloßen Unterhaltungsschrift, wie es das Volksbuch war, hat Fischart ein satirisch-lehrhaftes Werk geschaffen. Angeregt durch den Grobianus seines Lehrers und Vetters Caspar Scheidt, dessen Einfluß auch in manchen Einzelheiten nachzuweisen ist, tritt er im Gegensatz zu der objektiven Darstellung des Volksbuches in ein inniges persönliches Verhältnis zu Till und macht aus dem Schalksnarren einen echten Grobianer. Fischarts erstaunliche Belesenheit, sein scharfer Blick für die Mißstände und Modethorheiten seiner Zeit, seine reiche Phantasie, sein frischer Humor, seine große satirische Kraft, sein Reichtum an anschaulichen Redensarten, treffenden Sprichwörtern und volkstümlichen Ausdrücken, überhaupt alle jene glänzenden Vorzüge, die später

in seinem Gargantua zu so reicher Entfaltung kamen, kennzeichnen schon, wenn auch in geringerem Maße, sein Jugendwerk. Freilich steht diesen Vorzügen, welche im Einzelnen an Beispielen nachgewiesen werden, auch eine Anzahl empfindlicher Mängel gegenüber, welche den Anfänger verraten. Als solche bezeichnet der Herausgeber namentlich die oft maßlose Breite der Darstellung und die häufig hervortretende Unbeholfenheit und Nachlässigkeit in der Ausdrucksweise und namentlich auch im Versbau. Was den Neudruck selbst betrifft, so gibt derselbe nach einer Bemerkung des Herausgebers in der Einleitung das Original mit allen Willkürlichkeiten in der Schreibung getreu wieder. Nur die Druckfehler sind im Texte verbessert, doch ist in den Anmerkungen der Wortlaut des Originals mitgeteilt. Die Fußnoten geben außer einzelnen sachlichen Erläuterungen namentlich kurze Worterklärungen für den mit der älteren Sprache weniger vertrauten Leser. Getreue Nachbildungen des Titelblattes und der Holzschnitte des Originals erhöhen den Wert der Ausgabe.

Ebenso wie diese Publikation ist auch die neue Ausgabe des Podagrammischen Trostbüchleins und des Philosophischen Ehezuchtbüchleins freudigst zu begrüßen. Ein Neudruck der beiden Schriften, welche zu den populärsten Werken Fischarts gehören, ist zwar schon in Scheibles Kloster erschienen, allein abgesehen davon, daß diese Ausgabe ziemlich selten geworden ist, entspricht sie auch keineswegs den Anforderungen der heutigen Philologie. Nach einem kurzen Hinweis auf die gemeinsamen Eigenschaften der beiden Schriften in Bezug auf Form, dichterische Behandlung und Zweck beschäftigt sich Hauffen in der Einleitung zunächst mit dem Trostbüchlein. Eine interessante Uebersicht über die ironischen Enkomien und speciell die Podagra-Lobschriften vor Fischart, worin Hauffen seine in der Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte, 6, 161 ff. erschienene Studie über diesen im 16. Jahrhundert sehr populären Literaturzweig verwertet, leitet zum eigentlichen Gegenstande über. Es wird als ein glücklicher Griff Fischarts bezeichnet, daß er die zwei hervorragendsten Erzeugnisse der Podagraliteratur, des Carnarius Schrift „De Podagrae Laudibus Oratio“ (Padua 1553) und Pirkheimers „Apologia seu Podagrae Laus“ (Nürnberg 1522) seinem Trostbüchlein zu Grunde gelegt hat. Bei der Seltenheit der beiden Scherzreden und dem großen Interesse, welches eine Vergleichung des Fischartschen Werkes mit diesen Schriften bietet, ist der von Hauffen gegebene Abdruck des Originaltextes dieser Reden als eine sehr willkommene Zugabe zu bezeichnen. Die Art, wie Fischart die beiden Enkomien bearbeitet hat, wird eingehend dargelegt. Wenn Fischart auch den Gegenstand selbst nicht durch neue Motive bereichert, so erweitert er wie im Eulenspiegel seine Vorlage, wo sich Gelegenheit dazu bietet, durch Hinzufügung von Citaten, Beispielen, Anekdoten, Häufung von Ausdrücken, Einschaltung von Bildern und Vergleichen. Seine umfassende humanistische Gelehrsamkeit offenbart sich

in einer Menge von Zusätzen. Freilich hat Fischart viele kürzere und sogar längere Einschaltungen aus größeren Sammelwerken wie der Egenolffschen Sprichwörtersammlung, dem Dictionarium des Carolus Stephanus und den Apophtegmata des Erasmus von Rotterdam herübergenommen. Aber auch seine eigene unerschöpfliche Phantasie kommt häufig zur Geltung. Mancher Zug, den er in seiner Quelle nur flüchtig angedeutet fand, erweitert sich unter seiner Hand zu einem anschaulichen Gemälde. Sein Witz, sein Spott kommt überall zum Vorschein. Sein sprachbildnerisches Talent bewährt sich in einer Reihe von treffenden Wortspielen und Namenbildungen. In den Prosatext ist eine große Anzahl gereimter Stücke, meist gewöhnliche Reimpaare mit vier Hebungen, eingeschoben, welche zum Teil Stellen des Originals oder auch klassische Citate in poetischer Form wiedergeben, zum Teil selbständige Zusätze bilden. Nach einer eingehenden Beschreibung der verschiedenen Ausgaben des Trostbüchleins, wobei namentlich auf interessante Stellen in den Vorreden hingewiesen wird, gibt Hauffen eine kurze Uebersicht über die Literatur der nach Fischart entstandenen Podagraschriften. Mit Ausnahme einer von einem unbekannten Uebersetzer verfaßten Uebertragung des Fischartschen Trostbüchleins, in welcher Kurz irrtümlicherweise die Vorlage Fischarts vermutete, sind alle diese Schriften von Fischart vollständig unabhängig.

In seiner Einleitung zum Ehezuchtbüchlein verwertet Hauffen die Ergebnisse seiner Abhandlung „Fischarts Ehezuchtbüchlein, Plutarch und Erasmus Roterodamus," Symbolae Pragenses, 1893, sowie die Resultate einer zweiten Studie „Die Quellen zu Fischarts Ehezuchtbüchlein," welche demnächst in der Zeitschrift für deutsche Philologie erscheinen wird. Für die beiden Abhandlungen, welche den ersten und den dritten Teil der Fischartschen Schrift bilden, benutzte Fischart nicht, wie man nach dem Titel schließen möchte, das griechische Original des Plutarch, sondern die lateinische Uebersetzung von Xylander (Basel, 1572) als Vorlage. Der zweite Teil besteht aus einer Reihe von Citaten, Sprichwörtern, Bildern, Gleichnissen und Anekdoten, welche auf den Stoff Bezug haben. Von den Quellen, welche Fischart zu diesem Abschnitte benutzt hat, war bisher nur die Anthologie des Stobaios bekannt, die Fischart nach Hauffens Nachweis in der Uebersetzung von Fröhlich (Basel 1551) vorlag. Als weitere Hauptquellen werden K. Gesners Naturgeschichte (in deutschen Bearbeitungen von Heußlin und Forer) und die Egenolffsche Sprichwörtersammlung nachgewiesen. Fischart hat ganze Abschnitte aus seinen Quellen wortwörtlich benutzt, freilich auch vieles seinen Zwecken entsprechend umgemodelt. Den entlehnten Stoff hat er planlos durcheinander geworfen, „meist, wie es scheint, nur in dem Bestreben, zu verbergen, daß er gelegentlich wörtlich abschreibt." Auch durch die Embleme von Andrea Alciati, eine Sammlung von allegorischen Bildern mit poetischem Text, empfing Fischart ebenso wie sein Illustrator

Tobias Stimmer mancherlei Anregung. Was beim Trostbüchlein über die sprachlichen Vorzüge, über die Bearbeitung und Erweiterung des fremden Stoffes und über die Bedeutung der eingeschalteten Reime gesagt wurde, gilt im Ganzen auch für das Ehezuchtbüchlein. Gereimte Absätze und längere Zusätze fehlen nur in der Uebersetzung des Gesprächs Coniugium von Erasmus von Rotterdam, welches den letzten Teil der Schrift bildet. Besonderes Interesse verdient die von Jobin unterzeichnete, aber zweifellos von Fischart verfaßte Vorrede, worin dieser in begeisterten Worten für die deutschen Uebersetzungen antiker Schriften eintritt und wie in der Geschichtklitterung die Pflege unserer Muttersprache warm empfiehlt.

Dem Hauffenschen Neudrucke des Trostbüchleins und des Ehezuchtbüchleins sind die ersten Ausgaben der beiden Schriften zu Grunde gelegt. Dem Ehezuchtbüchlein sind sorgfältige Nachbildungen der Originalholzschnitte beigegeben. Wie im Eulenspiegel hat Hauffen auch in diesen beiden Schriften den Text und die Rechtschreibung Fischarts genau beibehalten. In den Anmerkungen bringt der Herausgeber außer Wort- und Sacherklärungen auch Notizen über Varianten der späteren Ausgaben und über die Zusätze Fischarts zu seinen Vorlagen, zum Teil mit Quellenangaben. Zu dem Ausdruck „durch die preun jagen" S. 80, Z. 7 sei hier bemerkt, daß im Spessart für das Spießrutenlaufen in Kinderspielen der Ausdruck „Er muß durch die Brenn" (schwäbisch: „Er muß durch die Schlappede gehn" E. Meier, Kinderreime aus Schwaben) gebräuchlich ist. Zu S. 181, Z. 20 bemerke ich, daß die dort erwähnte Legende auch in Paulis Schimpf und Ernst (Ausgabe von Dithmar, Marburg 1856, S. 192; vgl. auch S. 214) vorkommt. In neuerer Zeit hat auch Wolfgang Müller den Stoff in einem Gedichte („Der Mönch von Heisterbach") behandelt.

Der Druck der uns zur Besprechung vorliegenden Bände ist ein sehr sorgfältiger. Von Druckfehlern ist mir in der Einleitung zum 3. Bande nur aufgefallen: Fichart S. LVI, Distischen, Wotredenheit, der ganze Halbinsel S. LXV. Von den abgedruckten Texten selbst habe ich nur einen Teil des Ehezuchtbüchleins mit der Originalausgabe verglichen.[1]) Wenn sich trotz der von dem Herausgeber aufgewandten Sorgfalt hie und da Druckfehler eingeschlichen haben, wie z. B. S. 118, Z. 1 bessern statt besseren, S. 121, Z. 3 vnstätig statt vnflätig, S. 123, Z. 9 in statt inn, S. 125 Z. 13 Nutzlichen statt Nuzlichen, Z. 14 daß statt das, Z. 18 Weisheit statt Weishait, so ist dies in Anbetracht der regellosen Schreibweise des Originals sehr verzeihlich.

Ich habe nun noch zu den bibliographischen Angaben Hauffens über das Ehezuchtbüchlein eine Ergänzung hinzuzufügen. Auf der hiesigen

[1]) Dieselbe lag mir in einem der Kaiserlichen Bibliothek Straßburg gehörigen Exemplare vor, welches ich durch das freundliche Entgegenkommen des Herrn Oberbibliothekars hier benutzen konnte.

Staatsbibliothek befindet sich eine Ausgabe dieser Schrift vom Jahre 1591, welche Hauffen unbekannt blieb. Auch die Straßburger Bibliothek besitzt ein Exemplar dieser Ausgabe, das genau mit dem hiesigen übereinstimmt. Leider lag mir der von Hauffen beschriebene Druck von 1591, den ich mit *A* bezeichnen will, nicht vor, so daß ich mich bei der Vergleichung mit *B*, wie ich den hier befindlichen Druck nenne, auf die Angaben von Hauffen beschränken muß. Im Titel liest *A* die [?] Vernunfft gemäß, *B* Die Vernunfft gemäße, *A* Verhümbsten vnd, *B* Verhümbsten vnnd. Nach „Gleichnussen" hat *B* kein Komma. Ferner hat *B* den Druckfehler „erjnnernng". Zwischen dem Titel und der Angabe des Druckers befindet sich auf dem Titelblatte von *B* dasselbe Buchdruckerzeichen wie in der Ausgabe von 1597. (Vgl. Hauffens Einleitung, S. LXVIII.) Die Vorrede ist in *B*, ebenso wie in *A*, Herrn H. L. Schlaher gewidmet. Die in *A* weggelassene Stelle des Vorworts (Hauffen, S. 118, Z. 15—18), fehlt auch in der Ausgabe *B*. Dieselbe hat mit *A* auch die Zusätze gemein, welche Hauffen S. LXVII f. anführt. *B* hat aber noch weitere Zusätze und Aenderungen, welche ich hier anführe:

vberzeuget vnd erschrecket (vgl. Hauffen, S. 117 Z. 23);

dieses Philosophisch Naturgescheides Ehezuchtbüchlin (S. 118, Z. 4);

weil es von den fürtreflichsten Meystern herkommet (vgl. Hauffen, S. 118, Z. 14);

solcher von allerhand sprach Tractat (S. 118, Z. 19);

vorhabens, mit der zeit der gleichen nützliche Philosophische Opuscula viel mehr (Druckfehler: mebr) zuvertolmetschen (S. 118, Z. 24, und S. LXVII);

excolierten vnd also erlaublich zureden erfegten vnd erleuterten, gleich so wol, ja besser, als andere vnvollkommene, zusamen geflickte gebettelte vnd gespättelte Sprachen (S. 118, Z. 28);

die gegenwärtige Tractatus, von Ehegesatzen, der Kinderzucht, vnd andern darzu dienlichen Materien (S. 118, Z. 34);

zu vertierung löblichen werck, dergleichen Muth vnd anleytung zuschaffen (S. 119, Z. 8);

. . . zuschreiben. Deßgleichen soll sie erwegen das Exempel der Griechen, welche man vnter den Künsten für keine schmach rechneten, das andere Nationen ob jrem Kunstbronnen Wasser holeten, vnd wann schon die gantz Welt Philosophierte: Aber dises hetten sie für eine verachtung gehalten, wann andere Völcker sie in erfahrnus der Künst vbertroffen hette. Sagen sie es nit, . . . (S. 122, Z. 18);

Rhumwürdigers gewirckt (S. 122, Z. 33);

Ehebüchlin einsmals anzutragen (S. 123, Z. 34).

Der Zusatz von *A*, von dem Hauffen S. LXVII unten spricht, scheint in *B* erweitert zu sein. Nach „außzupringen" (Hauffen, S. 120, Z. 4) folgt

in *B:* „Noch den Placonam, daß er das jenig, was er in Egypten hat Egyptisch verzeichnet gefunden, nicht Griechisch daheim seinen solt fort getragen haben. Noch den Ptolemeum Philadelp, das er die Hebraisch Bibel in Griechisch, ꝛc.“

Da *B* zu den Aenderungen und Zusätzen von *A* noch neue hinzufügt, so ist *B* ohne Zweifel nach *A*, also sicher nach dem Tode Fischarts erschienen, der auf dem Titelblatte von *A* bereits „weiland“ und „selig“ genannt wird. Die Aenderungen in der Vorrede von *B* rühren demnach zweifellos von einem anderen als Fischart her, vielleicht von dem „Edeln vnd Vesten Johann Beatgras, genant Vay,“ welcher der zweiten Auflage des Ehezuchtbüchleins eine Uebersetzung eines Sendbriefes über das gegenseitige Verhalten der Eheleute von dem spanischen Bischof A. von Guevara beifügte.

Schließlich habe ich noch einiges über die Fischarts Todeszeit betreffende Schlußfolgerung Hauffens S. LXVII der Einleitung zu bemerken. Da ich Hauffens Darlegungen im Einzelnen widerlegen will, so teile ich dieselbe hier ausführlich mit.

„Das Bemerkenswerteste an dem Titel ist, daß Fischart hier (auf dem Titelblatt der Ausgabe von 1591) „weiland“ und „selig“ genannt wird. Da die Schlußschrift seines Catalogus vom 17. März datiert ist, so muß er also zwischen März 1590 und Ostern 1591 gestorben sein. Aus einer genauen Beobachtung der Vorrede zur 2. Ausgabe können wir aber die Zeit seines Todes noch näher bezeichnen. Die Vorrede von 1591 hat, was bisher nicht beachtet wurde, eine Reihe von Abänderungen und Zusätzen, die, ganz in Fischartischem Geiste gehalten, sicher noch von ihm herrühren. Die Vorrede von 1578 erwähnt, Fischart habe schon mehrere Traktate Plutarchs verdeutscht und er beabsichtige, „desselbigen n u t z l i c h s t e Opuscula a l l e zu vertolmetschen.“ Die Vorrede von 1591 sagt an dieser Stelle ausdrücklich, er habe vor, mit der zeit desselbigen nutzlichste p h i l o s o p h i s c h e Opuscula v i l m e r zu vertolmetschen.“ Daraus ergiebt sich deutlich, daß Fischart noch am Leben war, als die Vorrede für die zweite Ausgabe abgeändert wurde. Zugleich erkennen wir aus der doppelten Beschränkung der geplanten Uebersetzungen eine Schwächung seiner Schaffenslust, die vielleicht schon eine Folge körperlichen Unwohlseins war. Die Vorrede ist „auf Reminiscere“, also auf den zweiten Fastensonntag 1591 unterzeichnet, die Ausgabe erschien zur Ostermesse. Fischart muß also k n a p p v o r O s t e r n 1591 g e s t o r b e n s e i n. Der Satz der Vorrede war schon fertig und wurde nicht mehr abgeändert, nur auf dem Titelblatt konnte man noch rasch seinen eben eingetretenen Tod verzeichnen.“

Hauffen nimmt ohne weiteres an, daß Fischart die Vorrede unmittelbar vor dem Drucke der zweiten Ausgabe abänderte. Das muß aber nicht notwendig der Fall gewesen sein. Es wäre durchaus nicht undenkbar, daß Jobin seinen Schwager schon längere Zeit vor der Drucklegung der zweiten

Auflage veranlaßte, die Einleitung zu revidieren, etwa zu der Zeit, als der Vorrat der ersten Auflage zu Ende ging. Auch mag sich der Druck durch irgend welche Umstände verzögert haben. Uebrigens wäre es auch möglich, daß sich Fischart schon früher Aenderungen für eine künftige Auflage notiert hätte. Ich erinnere nur daran, daß nach den Darlegungen Vilmars in seiner Schrift „Zur Literatur Fischarts", Frankfurt 1865, S. 6 f. die Revision, auf welcher die erste der beiden Bienenkorbausgaben von 1588 beruht, von Fischart bereits im Jahre 1582 veranstaltet wurde.

Wenn Hauffen aus der Aenderung der Stelle, die von Fischarts Uebersetzungsplänen handelt, einen Schluß auf eine Schwächung der Arbeitsfreudigkeit Fischarts zieht, so beruht diese Folgerung auf einer irrtümlichen Deutung der betreffenden Worte. Jobin sagt dort (Hauffens Ausgabe, S. 118), daß sein Schwager Fischart vor 4 oder 5 Jahren etliche solcher Plutarchischer Traktate zu verdeutschen angefangen habe, „vorhabens mit der zeit desselbigen nuzlichste Opuscula alle zuvertolmetschen"; und weiter unten fährt Jobin fort, da Fischart „solch werck anderer nötiger geschäfft halben nicht vollfüren mögen", so habe er (Jobin) ihn ersucht, wenigstens die zwei Traktate „von Ehegesatzen vnd der Kinderzucht" „nicht zuvntertrucken oder geringächtlich hinzuwerffen", sondern ihm den Druck derselben zu gestatten. Dies habe ihm Fischart auch nicht abgeschlagen, obwohl er einige Bedenken dagegen trug, da „sich heut allerley ernsthaftes disputirens vber dem Teutschen transferiren erhebet vnd begibet". Aus den angeführten Stellen geht zwar deutlich hervor, daß Fischart zu der Zeit, wo er die beiden Plutarchischen Abhandlungen übersetzte, also 4 bis 5 Jahre vor ihrer Veröffentlichung, sich mit dem Gedanken trug, nach und nach Plutarchs nützlichste Schriften alle zu übersetzen, doch läßt sich keineswegs daraus entnehmen, daß Fischart diesen Plan noch zur Zeit der Herausgabe des Ehezuchtbüchleins hegte, wie Hauffen schließt. Im Gegenteil lassen die Andeutungen Jobins ziemlich bestimmt erkennen, daß Fischart sein Vorhaben damals bereits aufgegeben hatte. In der zweiten Auflage des Ehezuchtbüchleins stehen die oben citierten Worte, abgesehen von der etwas veränderten Fassung der Stelle „vorhabens :c." unverändert; die Ausgabe „vor vir oder fünf Jaren" ist gedankenlos herübergenommen. Es beruht also auf derselben irrigen Auffassung, wenn Hauffen bemerkt, die Vorrede von 1591 sage ausdrücklich, daß Fischart „vorhabe", mit der Zeit Plutarchs nützlichste philosophische Werke „vil mer" zu vertolmetschen.

Es fragt sich nun noch, ob überhaupt angenommen werden muß, daß die Aenderungen in der Vorrede der zweiten Auflage von Fischart selbst herrühren. Meiner Ansicht nach ist dazu gar kein zwingender Grund vorhanden. Die Behauptung Hauffens, daß die Aenderungen ganz in Fischartischem Geiste gehalten sind, erscheint mir bei dem geringen Umfange der in Betracht kommenden Stellen schon an und für sich etwas gewagt.

Uebrigens kann ich auch in den fraglichen Zusätzen gar nichts für Fischart besonders Charakteristisches erkennen. Ich halte es daher für keineswegs ausgeschlossen, daß die Aenderungen und Zusätze der Vorrede von A von einem anderen als Fischart stammen, vielleicht von demselben, der die Redaktion der Vorrede von B besorgt hat.

München. Anton Englert.

Herders Werke. Vierter Teil. 1.—3. Abteilung: Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Fünfter Teil. 1.—2. Abteilung: Briefe zu Beförderung der Humanität, herausgegeben von E. Kühnemann (Kürschners Deutsche Nationalliteratur Band 77 I, 1—3; II 1. 2.) Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft (1892), à ℳ 2.50.

Das entscheidende Wort über Herders Bedeutung für den Kulturfortschritt der Menschheit wird nicht ausschließlich, ja nicht einmal hauptsächlich bestimmt werden durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der Dichtkunst. So bahnbrechend und fördersam die Gesichtspunkte und Anregungen gewesen sind, welche die Literatur und ihre Geschichte seinem Wirken verdankte, sie sind doch nur der Ausdruck einer Seite seines reich entwickelten geistigen Lebens; oder vielmehr wir begehen den Fehler, gewöhnt an schulmäßige Einteilungen, von dem gesamten Arbeitsfelde eines vielumfassenden, nimmer rastenden Geistes ein Stückchen nach dem andern einzelner Betrachtung zu unterwerfen. Herder war nicht bloß Dichter oder Literaturforscher, er war ein gründlicher Kenner der Weltgeschichte; er waltete mit Treue und Hingabe seines Berufes als Theolog und Prediger, aber er suchte auch in der Philosophie zwischen den Systemen der Vergangenheit und Gegenwart seinen eigenen Weg; er war ein begeisterter Verehrer der Wissenschaften, aber ein ebenso scharfer Beobachter der ihn umgebenden Welt und in derselben zu lebendiger Mitwirkung an den großen Lebensgemeinschaften von Schule, Kirche, Staat berufen. Seine Bildung hat ihre eigenen, oft unruhigen Bahnen durchlaufen; aus sich selbst heraus und durch reiche Erfahrungen, oft unfreundlicher Art, früh gereift, von einem unwiderstehlichen Drange sich mitzuteilen beseelt, giebt er sich in seinen Schriften überall ganz. Das Hauptwerk seines Lebens, die „Ideen“, nach denen spätere Geschlechter wahrscheinlich vorwiegend seine geschichtliche Stellung bemessen werden, trägt diesen Stempel seiner scharf ausgeprägten Persönlichkeit in jeder Zeile. Aber auch in anderer Beziehung lehrt es uns den Menschen Herder kennen. Die Wurzeln der in den Ideen vorgetragenen Geschichts- und Weltansicht reichen in die ältesten Zeiten seiner schriftstellerischen Thätigkeit zurück, was er vorher an literarischen, philosophischen, theologischen, geschichtlichen Studien getrieben und veröffentlicht, es sind Bausteine zu diesem umfassenden Werke.

Eine schwere, aber verdienstliche Aufgabe ergiebt sich also für denjenigen, der als Herausgeber Herders sich nicht mit bloßer Darlegung des Textes begnügt, sondern dem Werke durch eine allseitige Würdigung gerecht zu werden und seinen Lesern das rechte Verständnis dafür zu eröffnen versucht. Diese Arbeit hat Kühnemann mit liebevoller Hingabe und mit unverkennbarem Geschick unternommen. In seiner weit angelegten Einleitung legt er alle die Elemente dar, die sich in Herder zur Ausgestaltung des Gedankeninhalts vereinigt und die von außen her die Darbietung in der vorliegenden Form mit bestimmt haben. Die theologisch-philosophischen Voraussetzungen sind dieselben, zu denen sich Herder in dem Kampfe um den Spinozismus durchgearbeitet und die er in den seit Jahren vorbereiteten, 1787 veröffentlichen Gesprächen über „Gott" entwickelt hat. Aber die friedliche und in sich ruhige Stimmung, mit der jene Schrift ausklingt, erweist sich nicht gefestigt, als Kant seine bekannte Stellungnahme gegen die „Ideen" begründete. Sie beginnen polemisch zu werden. Unter innerer Unruhe und oft äußeren Strömungen, aber auch unter vielfach ermunternder Teilnahme der Freunde, besonders Goethes, wächst das Werk allmählich heran. Die umfassende Belesenheit und Kenntnis, die vielseitige Theilnahme des Verfassers für menschliche Einrichtungen und Schicksale, Staatsverfassung, Kulturentwickelung, die reiche Kombinationsgabe, der richtige Blick für die physischen Vorbedingungen des Menschendaseins und seine edle Begeisterung für den Plan einer fortgehenden Haushaltung Gottes auf Erden tragen und heben ihn über Widrigkeiten und gegnerische Ausstellungen hinweg. So zeigt der Herausgeber den ganzen weltumfassenden Plan des Verfassers, aber er hält auch nicht die Mängel verborgen, die dem Werke, eben als dem sprechendsten Abdruck von Herders geistiger Persönlichkeit anhaften. Unsicherheit der philosophischen Grundlagen, Schwanken in der Durchführung einzelner Begriffe, damit verbunden manche Willkürlichkeiten in der Beurteilung geschichtlicher Ereignisse, sowie eine gewisse Reizbarkeit seinem alten Freunde und wissenschaftlichen Gegner, Kant, gegenüber hindern ihn, eine klassische Vollendung des Werkes zu erreichen.

Was sich der Herausgeber vorgesetzt hatte, einen ersten Versuch einer Psychologie des Herderschen Denkens zu liefern, d. h. Herders ganze Gedankenbildung auf die ursprünglichen Lebensrichtungen seiner Individualität zurückzuführen und den Gedanken als ein Element psychologischer Entwickelung zu erweisen, das hat er mit genauer Kenntnis der geistigen Strömungen jenes Zeitalters geleistet. Aber es will mir scheinen, als bilden die Vorzüge jener Einleitung auch eine Einschränkung. Kühnemann bleibt bei der an sich berechtigten Vergleichung Herders mit Lessing und Leibniz stehen, erinnert an Herders Trennung von Schiller und Goethe und schließt ihn aus dem neuanbrechenden Goethe-Kantischen Jahrhundert aus. Und doch könnte und müßte neben der persönlichen eine sachliche Untersuchung erweisen, welche

Früchte jene „Ideen,“ sei es, daß sie zum Widerspruch und genauer Feststellung reizten, sei es daß sie, weiter verfolgt und umgebildet, neue Probleme schufen, in dem Jahrhundert gezeitigt haben, in welchem die Methode geschichtlicher, geographischer und naturwissenschaftlicher Forschung festgestellt wurde. Die „rückschauenden Enkel“ würden dann über gelegentliche Andeutungen hinaus den Gedankenzusammenhang verfolgen können, der zwischen jenem Werke und zahlreichen Einzeluntersuchungen späterer Zeit besteht; sie müßten auch in Betracht ziehen, welche allgemeine Grundsätze für die Bearbeitung der Weltgeschichte vor Herder bereits aufgestellt waren. Die nach diesen beiden Seiten hin ergänzte Einleitung würde eine Frage beantworten, wie sie Herder selbst in dem Denkmal Winckelmanns gelöst hat, an welchem Punkte nämlich dieser die von ihm bearbeitete Wissenschaft vorgefunden und an welchem er sie gelassen hat. Diese der Herderschen Forschungweise ganz entsprechende Fragestellung hätte den geschichtlichen Zusammenhang der Ideen mit Vergangenheit und Gegenwart hergestellt.

Die Fortführung der Ideen zersplitterte sich bei abnehmender Arbeitskraft Herders und unter Mitwirkung ungünstiger äußerer Umstände in mehrere Abhandlungen und Sammlungen; noch die letzte von Herder herausgegebene „Zeitschrift,“ die Adrastea, steht unter der Einwirkung des allgemeinen Planes. Als unmittelbare Fortführung der Ideen kündigen sich die Briefe zu Beförderung der Humanität an; eine Vergleichung der Grundgedanken hat Herder selbst durch die Uebersicht im 25. Briefe erleichtert. Die Einkleidung in Briefform erwies sich nicht als Vorteil, Herder hatte Gelegenheit, alles herbeizuziehen und so ließ er sich größere Freiheit, als für strenge und folgerichtige Darstellung ersprießlich war. Ueber den Inhalt und das Heranreifen des Werkes giebt der Herausgeber wiederum eingehende und lichtvolle Untersuchungen, in welche auch die gleichzeitigen Arbeiten Herders aufgenommen werden. Den Schillerschen Brief vom 4. Mai 1795 erklärt er aus Schillers augenblicklichen Beschäftigungen, so daß er nicht als das gemeinsame Kunstbekenntnis der Klassiker anzusehen ist; gleichwohl enthielt er den prinzipiellen Gegensatz gegen Herder in dem Gedanken der bildenden Form, der in den Briefen über die ästhetische Erziehung mit vollster Klarheit entwickelt wurde. In diesem Werke sind dieselben Fragen wie in den Humanitätsbriefen, aber mit Vermeidung der von Herder begangenen Fehler behandelt.

Der Text der Ideen ist begründet auf die Quartausgabe (1784 1785, 1787, 1791), Suphans Ausgabe ist nicht mitbestimmend herangezogen worden, weil sie erst zwei Teile der Ideen enthält. Die Humanitätsbriefe haben jedoch durch Suphan ihre wahre Gestalt erst wieder erhalten, seine Mitteilungen aus Herders Entwürfen und Materialien legen ihre Entstehungsgeschichte klar; so ist hier Suphans Ausgabe zu Grunde gelegt worden, einige geringfügige Abweichungen haben sich bei Vergleichung des

Orginaldrucks ergeben. Der Zweck der Sammlung gestattete nur eine Auswahl aus den Briefen, die Auslassungen beschränken sich jedoch auf Brief 38, 40—44, 47, 50, 52, 110, 113, 118, einige Abschnitte in Brief 21 und Gedichte der zehnten Sammlung; Unentbehrliches wird dem Leser damit nicht vorenthalten.

Berlin. Ernst Naumann.

Müller G. A., Sesenheim wie es ist und der Streit über Friederike Brion, Goethes Jugendlieb. Ein Beitrag zu friedlicher Einigung. Mit mehreren Abbildungen in Lichtdruck nach Skizzen von M. Feurer in Straßburg i/E. Bühl (Baden). Druck und Verlag der Aktiengesellschaft Konkordia. 1894.

Das vorliegende Buch gehört zu denjenigen, welche dem Verständnis des Lesers glauben durch vielgestaltigen Druck nachhelfen zu sollen. Es stellt sich dem Auge als eine Abwechslung von gewöhnlicher, gesperrter und fetter Schrift dar. Derartige Bücher stellen sich von vorn herein in einen gewissen Rang, denn ihr Inhalt pflegt im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Wichtigthuerei zu stehen. Auch das vorliegende macht davon keine Ausnahme, es steht eigentlich unterhalb der Höhenlinie dessen, was eine ernsthafte Besprechung verdient. Wenn es dennoch hier und vielleicht anderwärts eine solche erfährt, so verdankt das der Verfasser nicht seiner Leistung, sondern lediglich der Gefährlichkeit der Parteirichtung, innerhalb deren er als Handlanger oder besser als Verschleißer mitläuft. Denn kurz gesagt: es stellt die Quintessenz aus den Froitzheimschen „Forschungen" dar, die nach dem Willen der ultramontanen Sippe wenigstens unter dem katholischen Teil des deutschen Volkes in Kurs gesetzt werden soll. Die ultramontane Seele des Buchs verrät sich unwillkürlich, wenn auch verschämt, auf S. 18 (Anmerkung) in dem liebevollen Seitenblick, den der Verfasser der „katholisch-literarischen" Partei zuwirft, zu deren gemäßigtem Goethekultus er sich bekennt — wohl gemerkt aber: gemäßigt nicht aus literarischen oder menschlich-sittlichen, sondern aus katholischen Gründen. Das ist eben die euphemistische Umschreibung für ultramontan. So ist das Buch auch in Bühl, einem der schwärzesten Punkte des schwarzen Schwarzwaldes, erschienen, in einem Verlag, der sonst mit Vorliebe ultramontane Traktätchen und Heiligenlegenden aussendet. Mit diesen kann dann auch die Mär von dem überschätzten Goethe, den die heidnischen Goetheforscher in ihrem „Goethetaumel" (S. 18) vergöttern, und von der gefallenen evangelischen Pfarrerstochter ihren Weg unter das „katholisch-literarische" Volk machen. Natürlich sucht der Verfasser diese Tendenz möglichst zu maskieren. Er nennt seine Arbeit einen Friedensvorschlag. Nicht als ob er stofflich Neues zu bieten hätte, er ist sich sogar des Gegenteils bewußt. Er macht nur zwischen Froitzheim, der Goethe und Friederike zu hart behandelt, und

Düntzer, der beide zu unbedingt verteidigt habe, den Makler, indem er die gegenüberstehenden Behauptungen durch Feilschen auf ein mittleres Maß herabmindert. Die vorgeschobene Tendenz ist: uns die durch Froitzheims Buch etwa getrübte Freude an dem Sesenheimer Idyll wieder herzustellen. Daß die evangelische Pfarrerstochter dabei die Kriegskosten bezahlen wird, versteht sich von selbst. Der Vorschlag lautet nämlich: Froitzheim läßt den Sohn Goethes fallen, dafür giebt Düntzer den späteren Sohn Friederikens zu. Nur darin hat sich Froitzheim geirrt, daß er den katholischen Pfarrer von Sesenheim, Reimbolt, zum Vater des (späteren) Kindes macht. Daß dieser es nicht sein könne, sucht der Verfasser in einem eigenen Abschnitt (S. 110—115) zu beweisen. Er behauptet damit zugleich Friederikens Ehre von dem schwersten Vorwurf — daß sie nämlich als lutherische Pfarrerstochter mit dem katholischen Pfarrer sich eingelassen habe — zu reinigen. Und nach dieser Art Reinigung sollen wir uns dem Zauber ihres durch die Poesie verklärten Bildes wieder neu und unbefangen hingeben können! „Ihr Unglück ist also dann eben ein Unglück, wie manch anderes, das von edlen Menschen nach seinen oft völlig versöhnenden Prämissen [hier dem Liebeskummer von Goethe her] gewürdigt und verziehen wird, zumal wenn so leuchtende Eigenschaften wie bei Friederike dies geradezu verlangen." (S. 115.) In dem „Sesenheim wie es ist" überschriebenen Abschnitte, der als Text zu den beigegebenen Bildern geschrieben ist, geht uns der Verfasser darin mit gutem Beispiel voran. Hier werden die einzelnen Reliquien des alten Sesenheim mit einer unbeholfenen, subalternen Sentimentalität angeschwärmt, bis herab zu der „Spulhaspel", welche einst Friederike einem Patenkinde geschenkt, und die der Verfasser vor Kurzem entdeckt und erworben hat.[1]) — So sucht Herr Müller in der Friederikenfrage die ultramontane Korrektheit mit der Liberalität des gebildeten Mannes zu verbinden. Mittels eines überstarken Verbrauchs der Partikeln „allerdings, freilich, obwohl" mit ihren nachfolgenden „aber, doch, indessen" komplimentiert er sich zwischen allen Parteien hindurch, von den Goethetaumlern bis zu dem Jesuiten Baumgartner — ganz wie der Meister der ländlichen Schul in dem Goetheschen Gedicht, der allerdings schließlich von allen hinausgeworfen wird.

In dem Entlastungsbeweis für den Pfarrer Reimbolt haben wir demnach den Kern und Zweck des Buches zu erblicken. Der betreffende Abschnitt des Anhanges trägt die Ueberschrift: „Die Anklage gegen Lorenz Reimbolt im Lichte der Akten". Das ist indessen Flunkerei. Der Verfasser hat gar keine Akten, er baut im Gegenteil seinen Beweis auf das Fehlen derselben. Er schließt so. War Reimbolt der Vater des Findlings Blumen-

[1]) Weiter ausgeführt in der von ihm herausgegebenen „Antiquitäten-Zeitschrift" vom 1. April 1894 (Nr. 10).

hold, so hatte er sich schwer gegen sein geistliches Gelübde vergangen und war der disziplinarischen Ahndung durch seine vorgesetzte geistliche Behörde verfallen. Ist eine solche erfolgt? Das müssen die Akten dieser Behörde ausweisen. Aber weder im bischöflichen Generalsekretariat noch im Karlsruher Generallandesarchiv noch im Ettenheimer Pfarrarchiv (wohin man ihn verwies) noch im Straßburger Bezirksarchiv ist etwas zu finden: entweder sind überhaupt keine Akten da oder (wie in Karlsruhe) keine über Reimbolt; mit eignen Augen hat übrigens der Verfasser nirgends gesehen. Indessen das bischöfliche Generalsekretariat erteilt ihm, wenn auch keine Akten, so doch eine „Belehrung", die in den Augen dieses Forschers „völlig ausreicht und geschichtlich gültig (!) ist". Sie lautet (S. 110): „Das Factum [der Vaterschaft Reimbolts] scheint aus dem Grunde jeder Wahrscheinlichkeit zu entbehren, weil in dem betreffenden Falle das Diözesangericht es nicht unterlassen hätte, den Betreffenden vor sich zu laden und abzusetzen, Reimbolt aber bis 1792 an seinem Posten (Sesenheim) verblieb." Das ist der Beweis! Roma locuta est! Viel Staub wirbelt der Verfasser weiter mit seinen eigenen Nachforschungen über den späteren Verbleib Reimbolts auf: 1792 vor der Revolution geflohen, war derselbe wieder seit 1801 diesseits des Rheines im Pfarramt und wurde 1811 unter zahlreicher Beteiligung seiner Amtsbrüder „im Amtsornate" beerdigt. Und nun schließt er: weil Reimbolt in den Jahren 1787—92 nicht nachweislich gemaßregelt wurde, weil er 1811 im Amte und geachtet starb, so kann er im Jahre 1787 nicht Vater eines Kindes gewesen sein. Doch er sieht den Einwand der Heimlichkeit voraus, weil ja das Kind nach der Voraussetzung mit gefälschten Elternnamen eingetragen wurde, und er begegnet ihm durch die Behauptung, das Diözesangericht habe dennoch von dem Vergehen Kunde erhalten müssen: 1. weil das Findelhaus mit der geistlichen Behörde „ganz naturgemäß in offiziellem Verhältnis stand" und die Einlieferung eines Findelkindes durch einen Geistlichen jedenfalls zu Verdacht und Nachforschung führen mußte; 2. weil der jüngere Schweppenhäuser, der die „Reimboltiade" 1822 an Näke überlieferte, sie nur von seinem älteren Bruder, der 1787—93 in Sesenheim ev. Pfarrer war, überkommen haben könne, die Geschichte damals also in Sesenheim schon bekannt war und folglich der geistlichen Behörde nicht hätte verborgen bleiben können. Der Verfasser vergißt dabei nur Verschiedenes, nämlich: 1. die von der katholischen Kirche stets geübte milde Praxis, daß sie Fleischessünden ihres Klerus nur dann ahndet, wenn öffentliches Aergernis daraus folgt oder zu befürchten ist; sie macht damit der Natur ein weises Zugeständnis; 2. daß die offizielle Verbindung zwischen Findelhaus und geistlicher Behörde, wenn sie auch „naturgemäß" sein sollte, dadurch noch nicht als wirklich erwiesen ist, am wenigsten zu disziplinarischen Zwecken; 3. daß die Annahme, die Reimboltiade sei schon vor 1792 in Sesenheim publici juris gewesen, eine rein willkür-

liche, ad hoc gemachte Unterstellung ist, und daß, selbst das Vorhandensein eines Gemunkels zugegeben, von da bis zur Kenntnisnahme durch die ferne Behörde noch ein weiter Weg war. Stellt man diese Daten in die Rechnung des Verfassers ein, so folgt, daß sein Entlastungsbeweis mißlungen ist; und es bleibt das höchst auffällige „Factum" bestehen, daß der Pfarrer Reimbolt von Sesenheim am 31. Mai 1787 der Findelanstalt in Straßburg eigenhändig ein uneheliches Kind übergiebt und die erforderliche Rente von 400 Fr. bezahlt. Herr Müller freilich sieht darin umgekehrt den Beweis, daß Reimbolt in dieser Sache ein reines Gewissen gehabt habe. Die Frage nach dem positiven Beweggrund für sein auffälliges Eingreifen in eine fremde Angelegenheit beantwortet Herr Müller so: Reimbolt handelte als getreuer Nachbar, der, selbst vor unwürdigem Verdacht durch sein Priestergewand geschützt, das peinliche Ereignis in der Familie seines evangelischen Kollegen vertuschen half. Und das sollte in den Augen der bischöflichen Behörde nicht ein noch viel größeres Vergehen gewesen sein? Herr Müller setzt offenbar für seine Fabeln Leser voraus, die ebenso kindlich sind, wie er zu sein sich wenigstens anstellt.

Oder, wenn er wirklich an die Logik seines Beweisgangs glaubt, warum wendet er sie nicht gleichmäßig zu gunsten Friederikens an? Ueber sie schweigen die Akten nicht, sondern reden sehr vernehmlich. Froitzheim selbst hat die Zeugnisse zusammengestellt, aus denen hervorgeht, daß sie auch nach 1787 bis an ihren Tod 1813 ununterbrochen in der höchsten kirchlichen, bürgerlichen und sittlichen Achtung stand. Alle unmittelbaren mündlichen und schriftlichen Aeußerungen, die von ihr überliefert werden, atmen die Unbefangenheit eines durch keine Schuld hindurchgegangenen, mit sich einigen Gemütes. Wie kommt man also dazu, gerade ihr jenen Findling aufbürden zu wollen, deren Name doch mit Froitzheims Akten nicht in der entferntesten Verbindung steht? Die angeblich in Sesenheim erhaltene Ueberlieferung hat sich, so oft ihr mit ernster Forschung zu Leibe gegangen wurde (Kruse, Lucius), in nichts aufgelöst. Froitzheims Prachtzeugen, die Schweppenhäuser, Gambs, das Geschwisterpaar Alexandre und Blümchen Weiß, giebt unser Verfasser selber schon preis, nachdem E. Schmidt, A. Bielschowsky, H. Düntzer, Eduard Sack (in der Frankfurter Zeitung) ihre Glaubwürdigkeit bis auf die letzte Flaumfeder zerpflückt haben. Aber desto fester heftet er sich an die bei Leyser mitgeteilte Aeußerung von Friederikens Neffen und das „gewundene Dementi" desselben bei Lucius. Hier ist indessen zunächst ein falscher Würfel aus dem Spiel zu entfernen. Das angebliche Dementi ist gar kein Dementi, es ist nur eine nachträgliche Erläuterung, in welcher der Neffe erklärt, daß er jene Aeußerung nicht unter Verantwortlichkeit gethan, daß er keinerlei Beweise für sie, überhaupt keine eigene Meinung habe; die Aeußerung selbst wird keineswegs abgeleugnet. Daraus ist aber nichts weiter zu schließen, als daß es eine besondere

Brionsche Familientradition über diese Sache nicht giebt, wie zum Ueberfluß alle neuerdings veröffentlichten Erklärungen lebender Familienglieder bestätigen; daß also die fragliche Aeußerung des Neffen keine selbständige Quelle, sondern nur ein Ausfluß der gleichen Quelle ist, aus der auch das Gemunkel Schweppenhäusers u. s. w. geflossen; mit anderen Worten, daß das einmal aufgekommene Gerede über Friederike auch in die Familie, da wo sie sich örtlich damit berührte, eingedrungen ist. Wie Familientraditionen entstehen, darüber ließe sich manch lehrreiches Beispiel erzählen; am leichtesten ist so etwas möglich in wandernden Familien, bei Beamten, Geistlichen, wo die folgende Generation meist nicht mehr im Stande ist, das Ueberlieferte zu prüfen. Aber nun kommt Froitzheim nachträglich und vervollständigt (in der Frankfurter Zeitung vom 6. August 1893) die einst gegen Leyser gefallene Aeußerung des Neffen durch den Zusatz: der letztere habe „als kleiner Junge Friederikens Sohn noch gesehen", und Herr Müller versichert (S. 37), Froitzheim habe diesen Zusatz, von dem bei Leyser kein Wort steht, „verbrieft". Ob man uns für diese Verbriefung wohl klare Beweise bringen wird? Denn dann wäre ja die Frage erledigt; dann hätte ja der Neffe in der That Beweise für seine Aeußerung gehabt. Dann wäre aber seine nachträgliche Erklärung bei Lucius nicht bloß gewunden, sondern geradezu gelogen. Und dafür wollen wir doch erst die Belege abwarten. Bis dahin ist Friederike durch die Aeußerung ihres Neffen nicht mehr belastet, als sie es vorher durch die Aeußerungen der Schweppenhäuser u. s. w. war.

Diese tragen insgesamt die Merkmale tastender Sagenbildung am deutlichsten noch an sich in den schwankenden Angaben über den Geburtsort des angeblichen Kindes. Bei Schweppenhäuser hat sich überhaupt noch kein Ort fixiert, Blümchen Weiß nennt ein Dorf Jule, das nicht existiert, der Neffe Brion nennt allgemein das Breuschthal, und Froitzheims Akten enthalten mit zweifelloser Deutlichkeit Straßburg. Aber das stört unsern Forscher nicht. Hatte Froitzheim schon den Namen Friederikens in die Akten hineinkorrigiert, so korrigiert jetzt Herr Müller weiter das Breuschthal hinein. Wenn er nur nicht vergessen hätte, deutlich zu machen, wie der im Breuschthal geborene Findling am nämlichen Tage in Straßburg getauft werden konnte! (Siehe den Taufakt bei Froitzheim S. 34.) Das sind harmonistische Kunststückchen, die nur beweisen, daß die Herren nicht als Historiker, sondern als Verfechter vorgefaßter Meinungen arbeiten, wie es eben Parteileuten zukommt. — Für die dabei unterlaufende Oberflächlichkeit liefert Herr Müller noch ein ergötzliches Beispiel. Es soll Goethe, wenn nicht die Schuld, so doch eine Mitschuld an der angeblichen späteren Verführung angehängt werden. Dies geschieht auf folgendem Umwege. Goethe habe Friederike die Liebe „in ihrem glutmächtigsten Empfinden" gezeigt (S. 12; Froitzheim sagt weniger poetisch: „ihre Sinnlichkeit geweckt")

und sie dann allein gelassen, und so sei sie des Verführers Beute geworden nach dem Erfahrungssatz, daß ein unglücklich liebendes Herz am leichtesten einer neuen Liebe offen stehe. Der Verfasser hätte sich dafür nur nicht auf Shakespeare (Romeo), sondern auf Heine („Ein Jüngling liebt ein Mädchen") oder noch besser auf Zola (Die Episode Goliath und Silvine in La Debâcle) berufen sollen. Aber auch so ist der Beweis verfehlt. Denn jener Erfahrungssatz und seine dichterische Verarbeitung betrifft immer die unmittelbare Uebertragung des erfolglos erregten Gefühls auf einen anderen und zwar den ersten besten Gegenstand. Zwischen Goethes Liebe und dem Erscheinen des Findlings liegen aber sechzehn Jahre! Und wie sich Friederike inzwischen gefaßt, das sagt uns der Brief Goethes an Frau von Stein vom September 1779. Nach Herrn Müllers Theorie hätte sie müssen aus Goethes Liebe in Lenzens Arme sinken. Was aber dieser Werber bei ihr ausrichtete, das wissen wir nicht nur aus Friederikens Erzählung an Goethe (1779), sondern vor allem aus seinen eigenen poetischen und brieflichen Bekenntnissen.

Es bleibt also dabei: Wir sind durch das Müllersche Buch keinen Schritt weiter als wir waren. Der Aktenfund Froitzheims ist gemacht und damit glücklich die Quelle entdeckt, aus der die Sage von Friederikens Fall sich gebildet hat. Wie sie daraus entstehen und zum Teil selbst in die Familie eindringen konnte, das zu erklären ist die neu geschaffene literarhistorische Aufgabe. Ist durch jenen Aktenfund ein Name kompromittiert, so ist es der Reimbolts, der allein persönlich in die Angelegenheit verwickelt erscheint, dessen Vorname dem Findling beigelegt ist, an dessen Familienname der dem Findling gegebene Familienname reimend anklingt, wie denn von vornherein der Vatername Blumenhold weit eher der Erdichtung verdächtig ist als der Muttername Wallner. Alle ultramontanen Bemühungen, den Priester rein zu waschen auf Kosten der Pfarrerstochter, haben weiter keinen Wert als die jesuitischen Kniffe zur Beseitigung so mancher unbequemen kirchengeschichtlichen Frage, z. B. der berühmten Honoriusfrage.

Das positive Verdienst des Müllerschen Buches liegt in den hübschen Skizzen aus dem heutigen und dem ehemaligen Sesenheim von M. Feurer, deren Verbindung mit dem Müllerschen Text man nur bedauern kann, und etwa in den angehängten chronologischen und Personal-Listen. Wenn übrigens die wilde Jagd nach Akten, die Froitzheim entfesselt hat, so weiter gehen sollte, so werden wir uns noch auf manchen Geburts- und Sterbeakt über vollkommen gleichgültige Personen gefaßt machen dürfen.

Hamburg. Adolf Metz.

Witkowski G., Die Walpurgisnacht im ersten Teile von Goethes Faust. Leipzig, Biedermann. 1894.

Bekanntlich schrieb Goethe, als er im Jahre 1797 an die Wiederaufnahme des Faust ging, an Schiller (27. Juni), „er wolle es sich bei dieser barbarischen Composition bequemer machen und denke die höchsten Forderungen mehr zu berühren als zu erfüllen, er werde sorgen, daß die Theile anmutig und unterhaltend sind und etwas denken lassen". Keine Scene des ersten Teiles des Dramas ruft die Erinnerung an diese Worte, an dieses leichte Erfassen einer großen Aufgabe in demselben Maße wach wie die Walpurgisnacht. Hier, das fühlt jeder, setzte der Dichter nicht seine ganze Kraft ein, hier begnügte er sich, „Unterhaltendes" zu geben und — dies ganz besonders — „etwas denken zu lassen"; die Bedeutung der Scene innerhalb der Oekonomie des Ganzen hingegen herauszuarbeiten, ihr innere Notwendigkeit zu geben, das unterließ er. So kam es, daß die Scene unter ihren Geschwistern eine ganz eigene Stellung einnimmt. Aus der besten Zeit Goethes stammend zeigt sie in dem, was sie gibt — nicht bloß in oft gerühmten Einzelheiten, sondern man möchte sagen in jedem Vers —, die höchste Meisterschaft der Kunst und stellt sich den besten ihrer Genossinnen gleich, dadurch aber, daß sie nicht gibt, was sie geben sollte, bleibt sie selbst hinter schwächeren zurück. Gewiß war es das Bewußtsein ihrer Vorzüge im einzelnen, das den Dichter bei der schließlichen Redaktion der Scene veranlaßte, es bei der Unzulänglichkeit bewenden zu lassen.

Allein einst hatte Goethe eine vollkommenere Gestalt von ihr vor Augen, eine Gestalt, bei der das Treiben in der Walpurgisnacht eine breitere Darstellung finden, die Einwirkung dieses Treibens auf Fausts Seelenleben zum Ausdruck kommen, kurz die Scene eine höchst bedeutungsvolle Stellung im Gefüge des Dramas erhalten sollte. Von diesem Plan waren die Entwürfe und eine ausgeführte Partie — die Huldigung des Satans — schon lange, seit der Eckermann-Riemerschen Ausgabe (1836), bekannt und die Erschließung des Goethischen Nachlasses brachte hierfür nur geringe Ergänzungen. Dennoch gelang es erst jetzt, diese Entwürfe zu deuten und aus ihnen den ursprünglichen, gewaltigen Plan, mit dem sich Goethe für die Scene trug, zu enthüllen. Das Verdienst, dies geleistet zu haben, gebührt der vorliegenden Schrift Witkowskis. Sie bezeichnet damit einen entschiedenen Fortschritt in der Erkenntnis der Entstehungsgeschichte des Faust und seines Wesens.

Neben der Deutung dieser in den Paralipomenis vorliegenden Entwürfe ließ sich Witkowski — und damit beginnt er seine Darstellung — auch die Lösung der Frage angelegen sein, wann die Walpurgisnacht gedichtet ist. Er kam dabei auf den sehr glücklichen Gedanken, mit Hilfe des Ausleihe-Journals der Weimarer Bibliothek die Lektüre Goethes innerhalb der Zeitgrenzen festzustellen, die für die Thätigkeit an diesem Teile des Dramas

in Betracht kommen und die mit den Jahren 1797—1801 bezeichnet sind. Zweierlei konnte er damit gewinnen. Er konnte die Quellen bestimmen, aus denen dem Dichter die Motive flossen für die künstlerische Bewältigung von Vorgängen, die seinem Leben, ja seinem Denken und Vorstellen fremd, auf überlebten Anschauungen beruhten, zu denen er nicht anders als auf dem Wege des Studiums zu gelangen vermochte. Er konnte ferner unter Beachtung der Daten, die für das Entleihen und die Rückgabe der Bücher überliefert waren, auch die äußere Entstehungsgeschichte, die Chronologie der Scene feststellen. Mit großem Fleiß hat Witkowski die recht beträchtliche Literatur durchstudiert und zu dem ersten Punkt manches beigesteuert. Auch gelang es ihm, die Erich Schmidtsche Lesung derjenigen Paralipomena der Scene, die Auszüge aus dieser Literatur darstellen, hie und da zu berichtigen. Im Ganzen aber hat er die Ergebnisse dieser seiner Forschung uns nicht zu Danke vorgetragen. Man vermißt die kritische Sichtung des Materials. S. 35 erklärt er, es sei bei der Vergleichung mancher Werke zu berücksichtigen gewesen, daß sie zu einer Zeit entliehen wurden, wo nachgewiesenermaßen größere Teile der Scene in ihrer fertigen Gestalt vollendet waren. Das hindert ihn aber nicht, Stellen solcher Bücher für die Entstehung von Motiven geltend zu machen (S. 20. 31), die sich nur in dem von Goethe aufgegebenen Plane der Scene finden, ohne daß er doch die Frage, ob diese Werke vielleicht schon früher vom Dichter benutzt wurden, auch nur aufwirft. Ueberhaupt scheidet Witkowski in Bezug auf die Chronologie nicht scharf genug zwischen dem fallen gelassenen Entwurf und der uns vorliegenden Scene. Er legt sich nicht einmal die Frage vor, wann jener niedergeschrieben ist.

Die fertige Walpurgisnachtsscene verhält sich zu dem Entwurf nicht so, daß sie etwa nur Teile von ihm wiedergibt, sondern sie setzt, wenn sie auch, wie Witkowski richtig bemerkt, V. 4032 und 4037 f. den alten Plan durchblicken läßt, unzweifelhaft einen neuen voraus, der, streng genommen, allerdings auch nicht ausgeführt wurde. Denn meiner Ansicht nach ist die Walpurgisnachtsscene ein bewußtes Fragment und der Dichter hat das auch leise angedeutet, indem er seit der Ausgabe von 1815 nach V. 4208 den Gedankenstrich setzte. Beruht aber die in den November 1800 und Februar 1801 fallende Ausführung der Scene auf einem neuen Plan, dann spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß zwischen ihm und dem aufgegebenen Entwurf eine zeitliche Differenz liegt. Und in der That läßt sich beweisen, daß dieser schon in das Frühjahr 1798 fällt. Abgesehen von anderen Indicien, die dafür sprechen, geht das Vorhandensein des Entwurfes in dieser Zeit aus dem Umstand hervor, daß in der Handschrift, auf der er überliefert ist, Seite 7 (Werke 14, 308) und Seite 10 (14, 310) rechts oben die Bezeichnung „ad 17“ und „ad 17ª“ tragen, eine Zählung, die sich auf das Schema bezieht, von dem Goethe in dem Brief an Schiller vom 5. Mai 1798 unter Erwähnung dieser Numerierung spricht.

Dieser Termin liegt freilich vor der Zeit, in der Goethe nach Witkowski die für die Walpurgisnacht in Betracht kommenden Bücher der Weimarer Bibliothek entlieh. Aber einmal würde für den Entwurf der Anthropodemus Plutonicus des Praetorius, den der Dichter selbst besaß, als Studienquelle für ausreichend zu betrachten sein. Dann ist auch noch nicht festgestellt, welche Bücher Goethe von 1797—1801 der Jenaer Bibliothek bei seinen häufigen Besuchen der Stadt entnahm. Beides hat man darnach für die Erforschung der Quellen zur Walpurgisnachtsscene, falls es zu leisten möglich ist, noch festzustellen: welche in dies Gebiet fallende Bücher Goethe in den Jahren 1797—1801 selbst besaß und sie auf ihre Beitragsfähigkeit zu den Entwürfen und zur fertigen Scene zu durchmustern und zweitens daraufhin seine Lektüre zu prüfen, soweit sie in dieser Zeit von der Jenaer Bibliothek bestritten wurde.

Die Deutung der Paralipomena leitet Witkowski mit einer Polemik gegen die Einheitshirten ein, indem er die äußere und innere Unzusammengehörigkeit des „Intermezzos" mit dem Gedicht zu erweisen sucht. Wir brauchen uns in diesen, wie uns scheinen will, unfruchtbaren Streit nicht zu mischen, da demnächst an dieser Stelle von beteiligter Seite näher darauf eingegangen wird. Nur das sei bemerkt, daß wir Witkowski hier nicht glücklich finden. Vor allem schädigt er seine Beweisführung durch Uebertreibung. Selbst wenn man sich Faust und Mephisto nicht als Zuschauer bei der Aufführung des Intermezzos zu denken hat — was ich keineswegs für so sicher halte wie Witkowski, man vgl. nur Mephistos Worte V. 4221 f. —, selbst dann bleibt eine Beziehung des Stückes zum vorhergehenden bestehn, insofern es eine weitere Episode im Treiben auf dem Blocksberg in der Walpurgisnacht darstellt. Oder ist das keine Beziehung? Wäre die nicht vorhanden, dann bestünde ja der Vorwurf durchaus zurecht, vor dem Witkowski den Dichter zu bewahren Gott sei Dank so bemüht ist, der Vorwurf, daß „ihn die Verachtung seines Werkes auch an (sic!) die Forderungen hat vergessen lassen, die selbst bei der allerflüchtigsten Komposition zu erfüllen sind." Denn der Dichter hat doch nun einmal den großen im Entwurf niedergelegten Plan nicht ausgeführt, sondern an seine Stelle das schwächere Surrogat treten lassen.

Die Enthüllung und Darstellung dieses Planes, die ausschließlich aus der Deutung der Paralipomena gewonnen werden, ist nun, wie gesagt, die eigentliche That des Buches, der wir unser Lob nicht versagen können. Ganz einwandsfrei ist allerdings auch die Behandlung dieser Partie nicht, insofern Witkowski sich in einen Widerspruch verwickelt, der augenscheinlich auf einer überstürzten Redaktion, die sich auch sonst bemerkbar macht, beruht. Die zusammenfassende Charakteristik des Entwurfes nämlich, die er auf S. 37 gibt, stimmt nicht zu der späteren ausführlichen Darstellung und kann auch nicht stimmen, weil sie ganz falsch ist. Sie stützt sich bald auf

den der ausgeführten Scene zu Grunde liegenden Plan, bald auf den älteren Entwurf. Vermutlich stammt sie aus einem Stadium der Arbeit, in dem der Verfasser noch nicht zur vollen Erkenntnis durchgedrungen war. S. 57—66 erläutert Witkowski dann den großen Plan, den er aus den Paralipomena 31, 33, 40, 48—50 ausgezeichnet aufbaut, indem er die zahlreichen Lücken mit feinem Gefühl ergänzt und die oft recht kurzen und dunklen Andeutungen überzeugend interpretiert. Das war für die Seiten 8^2—10^2 des alten Quartheftes besonders schwierig. Daß man im einzelnen in der Deutung anderer Meinung sein kann, das versteht sich von selbst und das sieht auch Witkowski voraus.

Lernt man ihn so als einen feinen Interpreten der Skizzen kennen, so muß man billig staunen, daß er, wo es auf die Auslegung des fertig gedichteten ankommt, wiederholt in schwere Irrtümer verfällt. In seiner Analyse der ausgeführten Scene (S. 38—49) hat er den Dichter mehrfach mißverstanden und seine ästhetischen Urteile und Betrachtungen erscheinen mir fast alle verfehlt. Wie er in der Auseinandersetzung über die Einheit zu sehr dekretiert, zu viel mit „müssen" und „nicht dürfen" arbeitet — „das Interesse muß sich auf den Vertreter der Idee, auf Faust, konzentrieren; alle Vorgänge müssen in sinnlich (!) wahrnehmbarer Verbindung mit seinem persönlichen Schicksal stehn" u. s. w. — wie er also den entwickelungsgeschichtlichen Standpunkt ignorierend mit abstrakten Maßstäben mißt, so schmeckt auch sonst seine Aesthetik gar zu sehr nach der Schule. Auch in dem Sinne, daß er allzu sehr geneigt ist, dem Dichter ein „wenig befriedigend" oder „ungenügend" in die Censur zu schreiben. Wir müssen es uns versagen, uns mit ihm darüber auseinanderzusetzen, nur die Fälle, wo er den Wortlaut der Dichtung mißversteht, seien kurz besprochen. Sie lehren wieder einmal, wie schlecht es noch immer mit der Interpretation unserer größten dichterischen Werke bestellt ist.

V. 3972 f. ist (S. 41) nicht richtig gedeutet. Im Gespräch kommen nicht zwei oder drei, sondern vier verschiedene Stimmen zum Wort. Die dritte ist, wie Witkowski mit Recht annimmt, der Ausruf einer Hexe, die von einer anderen, vorübereilenden angeritten wird. Die vierte bekundet dann, daß sie von derselben Hexe angeritten worden sei. Die Worte: „Mich hat sie geschunden, da sieh nur die Wunden" beziehen sich also auf die Hexe, nicht auf die Eule. Damit wird die stilistische Beobachtung hinfällig, die Witkowski an den Umstand knüpft, daß vom Dichter einer Eule ungewöhnliche Eigenschaften zugeschrieben werden und mit der Beobachtung fällt zugleich der Hinweis auf Anzeichen des Altersstils.

Ebenso ist V. 3982 f. falsch erklärt, wie auch bei Schröer, wenigstens in der älteren Ausgabe, die mir zur Hand ist. In der Stelle lebt humoristische Satire und dem zweiten Halbchor der Hexenmeister ist ein Zug überlegener, satanischer Bonhommie verliehen. Der Gedanke der Verse ist,

daß im Verhältnis zum Bösen der Mann der Frau nichts nachgibt, daß beide — Menschen sind. Gewiß: die Frau ist rascher dazu geneigt als der Mann. Sie hat vor ihm auf dem Wege dahin tausend Schritte voraus. Will er aber das Böse, dann überholt er vermöge seiner größeren Kraft die Frau rasch, er holt gewissermaßen das Versäumte nach, indem er mit einem Sprunge zurücklegt, wozu die Frau tausend Schritte braucht.

Die Verse 4092 ff.

„Zum jüngsten Tag fühl' ich das Volk gereift,
Da ich zum letztenmal den Hexenberg ersteige,
Und, weil mein Fäßchen trübe läuft,
So ist die Welt auch auf der Neige"

bemäkelt Witkowski (S. 45 f.) und wagt es die beiden letzten „nicht gerade glücklich" zu nennen. Hätte er aber den Dichter hier verstanden, dann wäre, wie manches andere Mal, sein Urteil wohl anders ausgefallen. Die Worte sind natürlich nicht buchstäblich zu nehmen, sondern ironisch und parodistisch-satirisch zu verstehen. Mephisto verspottet die vier Vertreter des ancien regime, die eben zu Worte gekommen waren: den General, Minister, Parvenu und Autor, indem er sich, sie ironisierend, an ihre Stelle setzt, gleichsam ihre Rolle weiter spielt. Daher erscheint er plötzlich alt. Das Parodistische liegt darin, daß er übertreibt und wo jene wimmernd ihr Mißvergnügen äußern, geradezu vom Ende der Welt spricht. Das Satirische, echt Mephistophelische, liegt darin, daß er, obwohl ihre Rolle spielend, doch den wahren und eigentlichen Grund ihrer Unzufriedenheit enthüllt: sie selbst sind ohne Lebenskraft, meint er, sie selbst entbehren der Existenzberechtigung und nur darum glauben sie, indem sie nach Art der schwachen Menschen die Schuld von sich auf anderes abwälzen, die Welt stehe vor dem Ende der Tage. Das „Und weil mein Fäßchen trübe läuft" ist demnach aus der ironischen Rolle Mephistos heraus gesagt. Richtig verstanden können also die Verse nicht für Symptome schwindender Kunst gelten, sondern sie zeigen ganz im Gegenteil den Dichter auf der höchsten Höhe seiner poetischen Kraft, im vollen Besitz seiner gewaltigen Mittel.

Zum Schluß zwei „faktische Berichtigungen". Die Notiz in Goethes Tagebuch vom 9. August 1799: „die Prologen wurden abgeschrieben" bezieht sich nicht, wie Witkowski S. 21 annimmt, auf den Faust, sondern meint die Theaterprologe Goethes vgl. Wentzel im Genethliacon Gottingense 1888 S. 153. — Paralipomenon 55 darf unmöglich unter die Entwürfe zur Walpurgisnacht eingereiht werden. Denn da ihm in der Handschrift eines folgt, das schon seine Sprache in die Frankfurter Zeit weist (hurrliburli), so kann es nicht in die 90er Jahre gehören. Für vorweimarisch und nicht zur Walpurgisnacht gehörig halte ich auch das Paralipomenon 59, vgl. Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 5, 424 f.

Berlin. Otto Pniower.

Mosen Julius, Erinnerungen. Fortgeführt, erläutert und herausgegeben von Dr. Max Zschommler. Nebst einem Vorwort von Dr. Reinhard Mosen. Plauen i. V., Neupert. 1893.

Man kennt die schönen stimmungsvollen, aber etwas romanhaft ausgeschmückten Jugenderinnerungen Mosens aus dem Abdruck in den Sämtlichen Werken. Das Manuskript des noch von Mosen selbst geschriebenen Teiles ist nach des Sohnes Bericht sehr flüchtig und schwer zu entziffern; eine abermalige Durchsicht der Handschrift habe manche Verbesserungen des Textes ergeben. Diese scheinen aber, soweit ich die Ausgabe von 1880 mit diesem Neudruck verglichen habe, nicht so bedeutend zu sein als man nach dem Vorbericht vermuten möchte, beschränken sich vielmehr auf einzelne Wörter.[1]) Zschommler kommentierte und vervollständigte das Werkchen auf Grund von archivalischen Studien, Familienbriefen und autobiographischen Aufzeichnungen von Julius Mosens nächstältestem Bruder Eduard Aemil, weiland Pfarrer in Zschopau. Es sind die Ergebnisse liebevoller Lokal- und Detailforschung, bei deren Mitteilung nur strengere Auswahl und etwas größere Kürze am Platz gewesen wäre. Dennoch sehen wir der Fortsetzung, die der Verfasser am Schlusse verheißt, mit Freuden entgegen. A. S.

Literaturbericht aus Tirol. I.

Tirol nimmt nicht bloß in geographischer und politischer, sondern auch in literarischer Hinsicht eine Sonderstellung ein. Es ist an poetischen Erzeugnissen eines der reichsten, wenn nicht das reichste der deutsch-österreichischen Länder; an literarhistorischen Leistungen fehlt es ebenfalls nicht. Am meisten wird in dieser Beziehung natürlich die neuere Zeit gepflegt, die man gewöhnlich mit Alois Weißenbach (1766—1821) beginnen läßt. Eine zusammenhängende Geschichte tirolischen Geisteslebens der Neuzeit kann aber jetzt noch nicht geschrieben werden, da es trotz zahlloser, an allen Enden und Orten verstreuter Schriften und Aufsätze an abschließenden wissenschaftlichen Einzelarbeiten mangelt. Das gilt schon von Weißenbach, über den Adolf Pichler zuletzt in der „Oesterreichisch-ungarischen Revue" (1892) übersichtlich gehandelt hat; Referent druckte in seinem „Goethe" Seite 448 den schwer zugänglichen Brief Goethes an Weißenbach (Weimar, 3. März 1809) in Sachen des Dramas „Der Brautkranz" nach dem Texte der „Grenzboten" (1857) ab. J. Egger gab in seinem Werke über die Tiroler und Vorarlberger (1882) nach dem Muster der Literaturgeschichte von Kurz eine

[1]) Wie sich diese Erinnerungen zu der von R. Mosen herausgegebenen „bisher ungedruckten Selbstbiographie" Julius Mosens (Unser Vogtland 1, 1 vgl. oben S. 459) verhalten, vermag ich nicht anzugeben.

Skizze der tirolischen Literatur, die der mageren, durch hier nicht diskutierbare Umstände beeinflußten Darstellung in der „Oesterreich-ungarischen Monarchie in Wort und Bild" vorzuziehen ist. Ziemlich dunkel ist noch die Zeit vom 16.—18. Jahrhundert, obwohl auch dazumal das Feld der Poesie keineswegs brach gelegen hat. Dagegen fand das altdeutsche Drama nach allen Seiten gebührende Berücksichtigung. Nachdem schon Adolf Pichler 1850 auf eine Anregung des Historikers Albert Jäger hin die altdeutschen Spiele im Sterzinger Archiv zum Gegenstande einer Abhandlung gemacht hatte, veröffentlichte O. v. Zingerle 1886 die weltlichen „Sterzinger Spiele" nach den Aufzeichnungen des Vigil Raber in 2 Bändchen; das 3. abhandelnde und ein Glossar umfassende Bändchen steht noch aus. Dagegen hat C. Fischmaler jüngst über Raber nach urkundlichen Quellen monographisch gehandelt (Vigil Raber der Maler und Dichter, Innsbruck 1894, Selbstverlag) und wird im 38. Hefte der Zeitschrift des Ferdinandeums zu Innsbruck noch weiter über „die Volksschauspiele zu Sterzing im 15. und 16. Jahrhundert" berichten. Raber, der fleißige Abschreiber, gelegentlich auch Bearbeiter und Ordner der Volksschauspiele am Eisak, starb im Dezember 1552 zu Sterzing. Den religiösen Spielen hat sich J. E. Wackernell zugewandt, der 1887 in den Wiener Beiträgen zur deutschen und englischen Philologie (Heft 2) „die ältesten Passionsspiele in Tirol" streng wissenschaftlich untersuchte und zuletzt in einem Vortrage „über die altdeutschen Passionsspiele in Tirol" einen trefflich orientierenden Vorbericht zur Publikation derselben (im 1. Bd. der von J. Hirn und Wackernell herausgegebenen „Quellen und Forschungen") erstattete (Jahrbuch der Leo-Gesellschaft 1893, separat Wien 1894, vgl. oben S. 191).

Für die Zeit des Humanismus bietet Beachtenswertes A. Zingerle, Der Humanismus in Tirol unter Erzherzog Siegmund dem Münzreichen. Festgruß aus Innsbruck an die 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien 1893 S. 21 ff., einzelnes auch Hofmann-Wellenhof, Leben und Schriften des Dr. Joh. Hinderbach (Zeitschrift des Ferdinandeums 37, 203 ff.) und B. Schaller, Ulrich II. Putsch, Bischof von Brixen und sein Tagebuch (ebenda 36, 225, 568). Hipp. Guarinoni, vorläufig von A. Pichler behandelt, harrt noch einer eingehenderen Bearbeitung.

Die „Kufsteiner Festschrift" (redigirt von S. M. Prem, 1893) brachte historische Volkslieder von 1504 und 1809. A. Pichler besprach in einem Aufsätzchen über tirolische Volksdichtung (Weinholds Zeitschrift für Volkskunde 1894, 2, 197—201, vgl. oben S. 449) Schnaderhüpfeln und Kinderreime aus dem Oberinnthal und teilte einige im Wortlaute mit. Die „Sagen aus dem Paznaun und dessen Nachbarschaft" von Chr. Hauser verdienten deshalb hier erwähnt zu werden, weil sie mit gewissenhaften vergleichenden Verweisen auf die Sammlungen von J. V. v. Zingerle und Vonbun-Sander versehen sind.

Für neuere Literaturgeschichte ist seit der Selbstbiographie Pichlers (1892) nichts Bedeutendes erschienen. S. M. Prem behandelte den Dichter und Orientreisenden Josef v. Schnell nach ungedrukten Briefen und Tagebüchern in gedrängter Kürze (Innsbruck 1892) und entwarf in der genannten Kufsteiner Festschrift eine Lebensskizze Pichlers (mit 3 Bildern). Heinrich v. Wörndle gab neue Aufschlüsse über den verschollenen Dichter J. K. v. Wörndle und dessen Hoferstück im „Tirolerboten" 1893 Nr. 263—267, M. Kiem über den Landrichter Franz Michael Senn aus Pfunds, tirolischen Deputirten und Vater des Dichters (1813 in Wien erstochen) in „Tirolensien" 4, 148—174 (Bozen 1894). Das Bekannte über den unglücklichen Dichter Joh. Senn wiederholte unter dem Abdruck des Sonettes an Hegel J. C. Maurer in den „Internationalen Literaturberichten" 1894 Nr. 8—9. Adolf Pichler widmete in der Wiener Zeitung Nr. 298 vom 31. Dezember 1893 dem Dichter B. Hunold eine kurze Erinnerung und druckte dessen „Wirt an der Mahr" ab. In der Kufsteiner Festschrift erschienen zum erstenmale die „Schartellieder" von H. v. Gilm, zu dessen 30. Todestage am 31. Mai 1894 in Innsbruck eine Gedächtnisfeier stattfand, vgl. oben S. 488. Hiezu veranstaltete A. G. Liebeskind selbst eine Volksausgabe der „Gedichte" Gilms, vgl. oben S. 485, während S. M. Prem in der zu Dornbirn erscheinenden Zeitschrift „Der junge Bürger" (1. Juni 1894) eine biographische Skizze (mit dem bekannten Bilde Gilms) lieferte. Derselbe gab endlich biographische und literarhistorische Daten der jüngeren tirolischen Poeten in den „Briefen über tirolische Literatur" (1—9) in der „Tiroler Landzeitung" (1893—94).

Innsbruck. S. M. Prem.

Nachträge und Berichtigungen.

Zu S. 606. Goedekes Grundriß 4², 649 2) b nennt [F. H.] Jacobi als den Uebersetzer aus Beaumarchais' Memoire. Zur Chiffre W. S. J. vergleiche ebenda 273, 1)—2).

S. 626 Z. 10 lies 1891 statt 1890.

Bibliographie.[1]

Hettner H., Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. In 3 Teilen. 5. verbesserte Auflage. Braunschweig, Vieweg. 1894.

1. Teil. Die englische Literatur von 1660—1770. Bearbeitet von A. Brandl. 9 M.

2. Teil. Die französische Literatur im achtzehnten Jahrhundert. Bearbeitet von H. Morf. 10.50 M.

Virorum clarorum saeculi XVI et XVII epistolae selectae. E codicibus manuscriptis Gottingensibus edidit et adnotationibus instruxit Ernestus Weber. Leipzig, Teubner, 2.40 M.

Schröder C., Mecklenburgs Anteil an der deutschen Literatur bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. Ein Vortrag. Schwerin, Bärensprung. 1 M.

Groth, Mecklenburgische Litteratur Juli 1893 bis Juli 1894. Zusammengestellt. Schwerin, Bärensprung.

Claußner R., Unsere Dichter in Wort und Bild. Band 3. Leipzig, Claußner. 1894. 3 M.

Leimbach L., Ausgewählte deutsche Dichtungen, für Lehrer und Freunde der Literatur erläutert. Band 10, Lieferung 1. Frankfurt a/M., Kesselring. 1.50 M.

Inhalt: Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. Band 6, Lieferung 1.

Mehler J. B., Die sozialdemokratische Poesie. Vortrag. Augsburg, Huttler. 10 ₰.

Gerschmann H., Studien über den modernen Roman. Sonderabdruck aus der Festschrift der Königsberger Gymnasien zur 350jährigen Jubelfeier der Albertina. Königsberg, Koch. 2 M.

Allgemeine Deutsche Biographie 184. und 185. Lieferung. (Band 37, Lieferung 4 und 5) Anton von Taxis — Thiemo. Leipzig, Duncker und Humblot.

Darin für uns von besonderem Interesse: H. **Techen**, evangelischer Prediger zu Rostock 1534—1540 (Hofmeister). — Johannes **Tedler**, lutherischer Dramatiker des 16. Jahrhunderts, circa 1525—1580 (Bolte). — Ewald und Wilhelm **Teelinck**, niederländische theologische Schriftsteller des 17. Jahrhunderts (J. C. van Slee). — Johann Gerardi van **Teerens** (Terentius), reformierter Theolog und Orientalist 1630—1677 (J. C. van Slee). — S. **Tegetmeyer**, livländischer Reformator (Böthführ). — Johann Valentin **Teichmann**, begeisterter Freund der Schauspielkunst 1791—1860 (H. Holstein). — G. **Teichmüller**, Philosoph

1) Die Uebersicht über die neu erschienenen Zeitschriften folgt wegen Raummangels im nächsten Heft. Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1894 zu ergänzen.

1832—1888 (R. Eucken). — Heinrich Teichner, österreichischer Spruchdichter des 14. Jahrhunderts (Seemüller). — Abraham Teller, geistlicher Liederdichter des 17. Jahrhunderts (l. u.). — W. A. Teller, evangelischer Theologe 1734—1804 (Tschackert). — J. D. H. Temme, Romanschriftsteller 1798—1881. Nach handschriftlichen Mitteilungen (Brümmer). — W. G. Tennemann, Geschichtschreiber der Philosophie 1761—1819 (Liebmann). — K. Chr. Tenner, lyrischer Dichter, 1791—1866 (Brümmer). — Ulrich Tengler, Verfasser des Layenspiegels, geb. mutmaßlich zwischen 1435 und 1445, gestorben 1511 (Eisenhart). — J. Tennhart, Schwärmer 1661—1720 (Tschackert). — W. E. Tentzel, Polyhistor 1659—1707 (Wegele). — J. Tepelius, kaiserlich gekrönter Poet und unter dem Namen Lilidan seit 1672 Mitglied des Pegnitzordens (Pariser). — Gerhard Tersteegen, Mystiker und geistlicher Liederdichter 1697—1769 (l. u.). — K. A. v. Terzky (Tersztyánski v. Nádas, Anton Vilney), Dichter und Journalist, gestorben 1870 (Fränkel). — W. Teschenmacher, Prediger und niederrheinischer Lokalhistoriker des 17. Jahrhunderts. Mit Benützung handschriftlichen Materiales (Harleß). — J. M. Tesdorpf, der Freund Bürgers (Hasse). — J. N. Tetens, Philosoph (Liebmann). — J. P. Tethinger, Dichter und Geschichtschreiber des 16. Jahrhunderts (R. Krauß). — N. Teting (Nicolaus Knutsen), Arzt und religiöser Schwärmer des 17. Jahrhunderts (Carstens). — K. L. Tetsch, kurländischer Kirchenhistoriker 1708—1771 (Diederichs). — J. Tetzel, Dominikanermönch und Ablaßprediger (Brecher). — B. G. Teubner, der Begründer der Leipziger Buchdruckerei und Buchhandlung 1784—1856. (G. Wustmann). — W. S. Teuffel, Philologe 1820—1878 (Koldewey). — G. F. Teuthorn, hessischer Geschichtschreiber 1735—1817 (Kretzschmar). — Caspar von Teutleben 1576—1629. Mit Benützung von Akten des sachsen-weimarischen Haupt- und Staatsarchives (E. Wülcker). — G. D. Teutsch, Bischof der evangelischen Landeskirche in Siebenbürgen 1817—1893 (Fr. Teutsch). — Die Frankfurter Familie Textor (A. Dietz). — Johannes Textor, nassauischer Historiker (W. Sauer). — Anna Antonie Thaler, österreichische Schriftstellerin 1814—1875 (A. S.). — Joseph Thaler, tirolischer Dichter und Historiker (H. A. Lier). — Chr. Thalheimer, Dichter eines geistlichen Liedes (l. u.). — V. Thalhofer, Dompropst in Eichstädt, theologischer Schriftsteller 1825—1891 (Knöpfler). — Michael Tham, Mitherausgeber des Gesangbuches der böhmisch-mährischen Brüder (l. u.). — Th. Thamer, Theologe des 16. Jahrhunderts (F. X. Kraus). — Balthasar Thamm, Dramatiker des 16. Jahrhunderts (H. Holstein). — F. J. Thanner, katholischer Philosoph 1770—1825 (Liebmann). — J. Th. Thanner, Leipziger Buchdrucker und Buchhändler der Reformationszeit (G. Wustmann). — Andreas Tharäus, Dichter des 17. Jahrhunderts (H. Holstein). — G. F. Thaulow, Philosoph und Patriot 1817—1883 (Carstens). — Moriz Thausing, Kunstgelehrter 1838—1884. Mit Benützung von Familiennachrichten, eigenen Erinnerungen und Notizen (Th. v. Frimmel). — Adam Thebes (Thebesius), Prediger des 17. Jahrhunderts und A. G. Thebes, Dichter geistlicher Lieder 1714—1747 (l. u.). — Georg Thebesius, Chronist der Stadt Liegnitz 1636—1688 (Grünhagen). — K. G. W. Theile, evangelischer Theologe 1799—1854 (P. Tschackert). — Bartholomäus Theiler, Verfasser eines Liedes auf die Schlacht von Moncontour (Roethe). — Augustin Theiner, Geschichtschreiber und Kanonist 1804—1874 (v. Schulte). — Johann Anton Theiner, katholischer Theolog 1799—1860 (v. Schulte). — B. Thenhaven, katholischer Theolog des 18. Jahrhunderts (v. Schulte). — Zacharias Theobald, Geschichtschreiber und Theologe 1584—1627 (Bachmann). — Theodoricus von Borne (Dirk Borne), ein niederländischer Buchdrucker des 16. Jahrhunderts; zugleich die wichtigsten Daten über Richard Pafraet (K. Steiff). — Magister Theophilus, der erste Rektor

des Johanneums zu Hamburg (Bertheau). — Franz Theremin, Prediger und Erbauungsschriftsteller 1780—1846 (Marie Sydow). — A. F. J. Thibaut, Civilist 1772—1840 (E. Landsberg). — Antonie Wilhelmine v. Thielau, geb. v. Honrodt, Romanschriftstellerin 1767—1807 (H. A. Lier). — H. Thiele, lutherischer Theologe 1814—1886 (P. Zimmermann). — Clemens Thieme, Dichter des Liedes: „Ich bin vergnügt und halte stille" (l. u.). — J. J. Stolz, Prediger und theologischer Schriftsteller 1753—1823 (ein handschriftliches, sehr ausführliches und interessantes Tagebuch von Stolz in Familienbesitz zu Bremen; Briefe von ihm an den Bibliothekar Benzler in Wernigerode 1786—1793 in der dortigen gräflichen Bibliothek (Jken). — Josef Anton Stranitzky, der Wiener Hannswurst, gestorben 1726. Der Kreis der ihm zugehörigen Schriften wird erweitert, die „Olla patrida" ihm abgesprochen (A. v. Weilen). — Peter Suchenwirt (W. Uhl). — Friedrich von Sunnenburg (Roethe). — Christoph Eusebius Suppius, deutscher Oden- und Idyllendichter des 18. Jahrhunderts. Erste Würdigung des verschollenen Dichters (A. Schumann). — B. ten Brink, englischer Philolog (E. Schröder). — Gabriel Tetzel, durch die Beschreibung der mit Leo von Rozmital 1465—67 unternommenen Reise bekannt (Roethe). — H. Chr. Freiherr von Teuffel, Ditaktiker des 17. Jahrhunderts (Roethe).

Schreck E., Lebensbilder aus Hannoverland. 2. Reihe. Hannover, Ost. 80 ₰.
Inhalt: Goedeke, Harms, Schüren, Kohlrausch, Jerusalem, Hardenberg.

Greinz R. H., Kultur- und Literatur-Bilder. Heft 3. Neuwied, Schupp. 60 ₰.
Inhalt: Bienenstein K., Kunst und Volk. Die Tagespresse. Freie Bühne und Volksbühne. Drei Essays.

Stier G., Schulreden und Vorträge aus der Zeit seit 1862. Teils zur Erinnerung, teils als Proben dargeboten. Neue Ausgabe. Dessau, Kahle. 2 ℳ.

Schack A. F. Graf v., Perspektiven. Vermischte Schriften. Zweiter Band. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlags-Anstalt. 5 ℳ.
Inhalt: Aphorismen über Literatur I: Literarische Stichwörter. Einige Worte über Kritik. Klassisch. — Aphorismen über Literatur II: I. Aesthetik. II. Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit. III. Originalität und Plagiate. IV. Ueber den Reim. V. Ueber den Hiatus. VI. Produktionsdauer. VII. Anspielungen. VIII. Aliquando dormitat et bonus Homerus. IX. Fruchtlose Vergleiche. X. Prosaische Wendungen. XI. Literarische Moden. XII. Wandelbarkeit des Urteils. XIII. Mittelalterliche Poesie. XIV. Poetische Bilder. — Don Juan Valera. — Die Baronesse di Carini. — Chronik von Maria de Padilla, dem Großmeister von Santiago und der Königin Blanca von Bourbon. — Firdusis „Jossuf und Suleicha." — Die Eroberung von Granada. — Andrea Navogero.

Ernst A. W., Literarische Charakterbilder. Ein Buch für die deutsche Familie (In 10 Lieferungen) Lieferung 1. Hamburg, Kloß. 40 ₰.

Stümcke H., Literarische Sünden und Herzenssachen. Berlin, Rentzel. 60 ₰.

Liesegang R. E., Rhapsodie. (Eine neue Stilistik. Ontogenesis der Philosophie. Verkettung der Wissenschaften. Wissenschaft der Zukunft. Entwicklungsmechanik der Sprache. Physiologische Aestethik. Mechanische Teleologie.) Düsseldorf, Liesegang. 2 ℳ.

Meer A., Domherr Dr. Franz Lorinser. Ein Lebensbild. Breslau, Aderholz. 75 ₰.

Schweizer P. und Escher H., Georg von Wyß. Zwei Nekrologe. Mit Porträt und dem Verzeichnis der Werke des Verstorbenen. Zürich, Fäsi & Beer.

Boretzsch M., Zur Erinnerung an Prof. Dr. Karl Eduard Zetzsche († 18. April 1894). Vortrag. (Aus den Mitteilungen aus dem Osterlande.) Altenburg, Selbstverlag. 60 ₰.

Bibliothek deutscher Geschichte, herausgegeben von H. v. Zwiedineck-Südenhorst. Lieferung 94 und 96. Stuttgart, Cotta.
Inhalt: Zwiedineck-Südenhorst H., Deutsche Geschichte im Zeitraum der Gründung des preußischen Königtums XIV. XV. 2. Buch 2. Abschnitt. Die Regierung Josephs I. und das Ende des spanischen Erbfolgekrieges. — 3. Abschnitt. Der letzte Habsburger und der Vater Friedrichs des Großen.
Flathe Th., Deutsche Reden. Denkmäler zur vaterländischen Geschichte des 19. Jahrhundert. 2. Band 1867—1893. Leipzig, Biedermann.
Hottenroth F., Deutsche Tracht. 9. und 10. Lieferung. Stuttgart, Weise à 2 ℳ.
Meyer Christian, Quellen zur Geschichte der Stadt Hof. Hof, Lion.
Inhalt: Einleitung. — Enoch Widmanns Chronik der Stadt Hof. — Jakob Schlemmers Geschichte der Belagerung der Stadt Hof im Jahre 1553.
Halle und die Halloren. Mit Hallorenbildern sowie Abbildungen der Stadt Halle und der Burg Giebichenstein aus dem Jahre 1601. Leipzig, Verlag zum Greiffen. 75 ₰.
Borkowsky E., Aus der Vergangenheit der Stadt Naumburg. (Fortsetzung.) Die Stadt Naumburg im sechzehnten Jahrhundert. Programm. Naumburg.
Hoening G., Die Brüder des gemeinsamen Lebens und ihre Bedeutung für ihre Zeit. Gütersloh, Bertelsmann. 80 ₰.
Buchwald G., Wittenberger Ordiniertenbuch 1537—1560. Leipzig, Wigand. 10 ℳ.
Loserth J., Der Kommunismus der mährischen Wiedertäufer im 16. und 17. Jahrhundert. Beiträge zu ihrer Geschichte, Lehre und Verfassung. (Aus dem Archiv für österreichische Geschichte.) Wien, Tempsky. 3.60 ℳ.
Tschirch O., Tägliche Aufzeichnungen des Pfarrherrn Joachim Garcaeus in Soran und Brandenburg aus den Jahren 1617—1632. Auf Grund der von Erich Niederstedt nach dem Original angefertigten Abschrift mit einer historischen Einleitung und erläuternden Anmerkungen herausgegeben. Brandenburg, Haeckert, 1 ℳ. Vgl. oben S. 667.
Deißmann G. A., Johann Kepler und die Bibel. Ein Beitrag zur Geschichte der Schriftautorität. Marburg, Elwert. 60 ₰.
Suttner G. Freiherr v., Daniel Ritter v. Moser. Georg v. Gurtner. Ein Beitrag zur Geschichte Wiens im 17. Jahrhundert. Wien, Gerold. 14 ℳ.
Zimmermann P., Marie, Herzogin zu Braunschweig-Lüneburg-Oels. Wolfenbüttel, Zwißler. 50 ₰.
Hirzel, K. Ch. Plancks Ideen über Deutschlands geschichtlichen Beruf. Programm. Urach.
Neubauer F., Freiherr vom Stein (Geisteshelden — Führende Geister — Eine Sammlung von Biographien. Herausgegeben von A. Bettelheim. 12. Band. Der II. Sammlung 6. Band) Berlin, E. Hofmann & Co. 3.60 ℳ.
Blum H., Fürst Bismarck und seine Zeit. Eine Biographie für das deutsche Volk. 2. Halbband. München, Beck. 2.50 ℳ.
Crispi bei Bismarck. Aus dem Reisetagebuch eines Vertrauten des italienischen Ministerpräsidenten. Uebersetzt von Lili Lauser. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 3 ℳ. Vgl. oben S. 673.
Mayer G., Lassalle als Socialökonom. Berlin, Mayer & Müller. 2.40 ℳ.
Markscheffel K., Berthold Sigismund. Sein Leben und Schaffen als Arzt, Pädagog, Dichter und Volksschriftsteller. Programm. Weimar.

Karl Heinrich Caspari. Geboren 16. Februar 1815, gestorben 10. Mai 1861. Ein Lebensbild. Erinnerungsblätter an seine Gedenkfeier zu Sommerhausen in Franken am 10. Juni 1894. Stuttgart, Steinkopf. 60 ₰.

Moleschott J., Für meine Freunde. Lebens-Erinnerungen. 2 Bände. Gießen, Roth. 6.50 ℳ.

Pecht F., Aus meiner Zeit. Lebenserinnerungen. 2 Bände. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft. 10 ℳ.

Rentwig H., Die mittelalterlichen Handschriften und die Wiegendrucke in der Stadtbibliothek zu Hildesheim, beschrieben. (Aus dem Centralblatt für Bibliothekswesen.) Leipzig, Harrassowitz. 1.50 ℳ.

Schwenke P. und Lange K., Die Silberbibliothek Herzog Albrechts v. Preußen und seiner Gemahlin Anna Maria. Festgabe der königl. und Universitäts-Bibliothek Königsberg i. Pr. zur 350 jährigen Jubelfeier der Albertus-Universität. Mit 12 Tafeln und 8 Textillustrationen. Leipzig, Hiersemann. 25 ℳ.

Heinemann O., Die herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel. Ein Beitrag zur Geschichte deutscher Büchersammlungen. 2. völlig neugearbeitete Auflage. Wolfenbüttel, Zwißler. 6 ℳ.

Giesing, Geschichte der Stadtbibliothek in Löbau. Programm. Löbau.

Weber P., Geistliches Schauspiel und kirchliche Kunst in ihrem Verhältnis erläutert an einer Ikonographie der Kirche und Synagoge. Eine kunsthistorische Studie. Mit 10 Abbildungen in Lichtdruck und 18 Text-Bildern. Stuttgart, Ebner & Seubert (Paul Neff). 4 ℳ.

Gröllhesel P., Text des Böhmerwald-Passionsspieles. Teilweise umgearbeitet, mit neuen Liedertexten und Bildererklärungen von K. Landsteiner. Herausgegeben von der Bundesleitung des deutschen Böhmerwaldbundes. Budweis, Hansen. 1.20 ℳ.

Greinz A. H., Schliersee'r Schnadahüpfeln. Gesammelt und herausgegeben. 2. und 3. Bändchen. München, Brakls Rubinverlag. à 20 ₰.

Raeder A., Kroll. Ein Beitrag zur Berliner Kultur- und Theater-Geschichte. Denkschrift zu dem 50 jährigen Bestehen des Hauses. 1844—1894. Berlin, Steinitz. 5 ℳ.

Fischer W., Die „Moderne." Ein Beitrag zur Theatergeschichte der Gegenwart. Wiesbaden, Jurany & Hensel. 1.50 ℳ.

Nelten L., Dramaturgie der Neuzeit. Essays und Studien über das moderne Theater. 2. Auflage. Halle a/S., Hugo Peter. 2.40 ℳ.

Steinhäuser W., Die Abenteuer eines deutschen Orgelvirtuosen. Aus Joseph Maria Homeyers Leben. Nach vergilbten Papieren und persönlichen Mitteilungen in Form gefaßt und an das Licht befördert. Mühlhausen i. Th., Andres. 4 ℳ.

Wasielewski W. J. v., Ludwig van Beethoven. Mit einem Porträt in Stahlstich. 2 Bände. 2. (Titel-) Ausgabe. Leipzig, List & Franke. 7 ℳ.

Glasenapp C. F., Das Leben Richard Wagners in 6 Büchern dargestellt. 3. Ausgabe von „Richard Wagners Leben und Wirken." 1. Band (1813—1843). Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Wagner R., Briefe an August Roeckel. Eingeführt durch La Mara. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 2 ℳ.

Büttner Pfänner zu Thal, Anhalts Bau- und Kunstdenkmäler, nebst Wüstungen. Mit Illustrationen in Heliogravüre, Lichtdruck und Phototypie. 5. Heft. Dessau, Kahle. 2.50 M.
Meyer-Altona, Die Skulpturen des Straßburger Münsters bis 1789. Dissertation. Straßburg, Heitz.
Weber A., Albrecht Dürer. Sein Leben, Wirken und Glauben. 2. Auflage. Regensburg, Pustet. 1.20 M.
Merckle K., Das Denkmal König Friedrichs d. Gr. in Berlin. Aktenmäßige Geschichte und Beschreibung des Monuments. Berlin, Hertz. 5 M.
Mackowsky H., Das Friedrichsdenkmal nach den Entwürfen Schinkels und Rauchs (1822—36). Berlin, Vogt. 1.80 M.
Gerhardt v. Reutern. Ein Lebensbild, dargestellt von seinen Kindern und als Manuskript gedruckt zur 100jährigen Gedächnisfeier seines Geburtstags. St. Petersburg (Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht). 10 M.
Lichtwark A., Hermann Kaufmann und die Kunst in Hamburg von 1800—50. München, Verlagsanstalt. 12 M.

Sevin L., Elemente der deutschen Poetik. 3. Auflage. Karlsruhe, Lang. 50 ₰.
Feierfeil G., Zu Wilhelm Scherers „Poetik." Jahresbericht des k. k. Staats-Obergymnasiums in Landskron 1894.
Ein Abschnitt des Buches: „Bausteine zur philologischen Poetik. Eine Ergänzung von Wilhelm Scherers Poetik aus dessen übrigen Schriften. Von G. Feierfeil," das noch im Laufe dieses Jahres erscheinen soll. Der Verfasser will die in den „Kleinen Schriften" und sonst zerstreuten Bemerkungen Scherers zur Poetik und zur Aesthetik überhaupt sammeln, sichten und in ein System bringen. Er bespricht in einem Einleitungskapitel die über die „Poetik" erschienenen Kritiken und druckt dann Scherers Aufsatz „Zur Technik der modernen Erzählung" als Ergänzung zu „Poetik" 246—247 ab. So sehr wir des Verfassers Begeisterung anerkennen, so wenig können wir es für notwendig halten, aus bequem und allgemein zugänglichen Werken umfangreiche Partien von Neuem abdrucken zu lassen.
Leuchtenberger G., Die Phantasie, ihr Wesen, ihre Wirkungsweise und ihr Wert. (Aus den „Jahrbüchern der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt") Erfurt, Villaret. 60 ₰. Vgl. oben S. 663.
Breitinger H., Les unités d'Aristote avant le Cid de Corneille. Etude de littérature comparée. 2. éd. Basel, Georg & Co. 1.60 Fr.
Braig K., Die Freiheit der philosophischen Forschung in kritischer und christlicher Fassung. Eine akademische Antrittsrede mit einer Vorbemerkung. Freiburg i/B., Herder. 60 ₰.
Rosenstock P. E., Platos Kratylos und die Sprachphilosophie bis zum Tode Wilhelm v. Humboldts. Programm des Gymnasiums zu Straßburg i. Westpr.
Fischer K., Geschichte der neueren Philosophie. Neue Gesamtausgabe VI. Band, 1. Hälfte. Heidelberg, Winter. 10 M.
Inhalt: Friedrich Wilhelm Joseph Schelling. 1. Buch: Schellings Leben und Schriften. 2. Buch: Schellings Lehre. 2. Auflage, 1. Hälfte.
Hartmann F., M. D. F. T. S., Theophrastus Paracelsus als Mystiker. Ein Versuch, die in den Schriften von Theophrastus Paracelsus verborgene Mystik durch das Licht der in den Veden der Inder enthaltenen Weisheitslehren anschaulich zu machen. (Aus den Mitteilungen für Salzburger Landeskunde). Leipzig, Friedrich. 2 M.
Capesius J., Der Apperceptionsbegriff bei Leibniz und dessen Nachfolgern. Eine terminologische Untersuchung. Programm. Hermannstadt.

Menn M., Immanuel Kants Stellung zu Jean Jacques Rousseau. Dissertation. Freiburg.
Kohlschmidt O., Kants Stellung zur Teleologie und Physikotheologie. Dissertation. Jena.
Salits P., Immanuel Kants Lehre von der Freiheit. Dissertation. Jena.
Uhlhorn O., Schleiermachers Entwurf einer Kritik der bisherigen Sittenlehre, dargestellt und nach den bisherigen Ergebnissen untersucht. Leipzig, Fock. 1.50 ℳ.
Reis E., Carl Friedrich Chr. Krause als Philosoph und Freimaurer. Wien, Eisenstein. 60 ₰.
Schopenhauer A., Sämtliche Werke in 12 Bänden. Mit einer Einleitung von R. Steiner. 2. und 3. Band (Cottasche Bibliothek der Weltliteratur Band 243, 245). Stuttgart, Cotta à 1 ℳ.
Elissen O. A., Friedrich Albert Lange. Eine Lebensbeschreibung. Wohlfeile (Titel-) Ausgabe. Leipzig, Baedeker. 2.50 ℳ.
Münz B., Jakob Froschhammer, der Philosoph der Weltphantasie. Breslau, Schlesische Buchdruckerei. 1.50 ℳ.
Türck H., Fr. Nietzsche und seine philosophischen Irrwege. Neue (Titel-) Ausgabe. Jena, Manke. 1 ℳ.

Schiller H., Handbuch der praktischen Pädagogik für höhere Lehranstalten. 3. Auflage. Leipzig, Reisland. 11 ℳ.
Willmann O., Didaktik als Bildungslehre, nach ihren Beziehungen zur Socialforschung und zur Geschichte der Bildung dargestellt. 2. Auflage. 1. Band. Einleitung. Die geschichtlichen Typen des Bildungswesens. Braunschweig, Vieweg. 6.50 ℳ.
Dörpfeld F. W., Gesammelte Schriften. Gütersloh, Bertelsmann.

1. Band. Beiträge zur pädagogischen Psychologie 1. Teil. Denken und Gedächtnis. Eine psychologische Monographie. 5. Auflage. 2 ℳ.

2. Band. Zur allgemeinen Didaktik. 2. Teil. Der didaktische Materialismus. Eine zeitgeschichtliche Betrachtung und eine Buchrecension. 3. Auflage. 1.40 ℳ.

Pädagogisches Magazin. Abhandlungen vom Gebiete der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften. Herausgegeben von F. Mann. Langensalza, Beyer.

Heft 30. Foltz O., Einige Bemerkungen über die Aesthetik und ihr Verhältnis zur Pädagogik. — 32. Rude A., Die bedeutendsten evangelischen Schulordnungen des 16. Jahrhunderts nach ihrem pädagogischen Gehalte. — 35. Richter A., Geschichtsunterricht im 17. Jahrhundert. — 37. Bergemann P., Zur Schulbibelfrage. Eine historisch kritische Untersuchung. — 38. Schullerus A., Bemerkungen zur Schweizer Familienbibel. Ein Beitrag zur Schulbibelfrage. — 41. Keferstein H., Ernst Moritz Arndt als Pädagog. — 42. Gehmlich E., Erziehung und Unterricht im 18. Jahrhundert nach Salzmanns Roman „Karl v. Karlsberg". — 49. Busse H., Beiträge zur Pflege des ästhetischen Gefühls.

Pädagogische Vorträge und Abhandlungen. Herausgegeben von J. Pötsch. Kempten, Kösel.

Heft 4. Thalheim, Die wahren Verdienste Luthers um die Volksschule. Zur Lehr und Wehr dargestellt. — Heft 6. A. Knöppel, Die kulturhistorischen Stufen der Herbart-Ziller-Stoy'schen Schule. Eine Darlegung nebst Beurteilung derselben.

Vogt G., Wolfgang Ratichius, der Vorgänger des Comenius. (Klassiker der Pädagogik XVII.) Langensalza, Schulbuchhandlung.

Reber J., Des Johann Amos Comenius Lebensregeln (Regulae vitae), mit einem einleitenden Berichte über des Comenius Aufenthalt und Thätigkeit in Elbing vom Jahre 1642—1648. Aschaffenburg (Leipzig, Fock). 80 ₰.

Steusloff, Eine lateinische Schulordnung des Rektors Froböse aus dem Jahre 1585 nebst Uebersetzung. Programm. Herford.

Beck R., M. Christian Danns Beziehungen zur Leipziger gelehrten Welt während der sechziger Jahre des 17. Jahrhunderts. (2. Teil.) Programm. Zwickau.

Lehner T., P. Simon Rettenbachers Stellung zu dem Griechischen. Eine Studie. Programm. Kremsmünster.

Pestalozzi J. H., Ausgewählte Werke. Mit Pestalozzis Biographie herausgegeben von F. Mann. 4. Band. 4. Auflage. (Bibliothek pädagogischer Klassiker herausgegeben von F. Mann, Band 4.) Langensalza, Beyer. 3 ℳ.

Seyffarth L. W., Pestalozzi in Preußen. Vortrag. 2. Auflage. Liegnitz, Seyffarth. 80 ₰.

Salzmann Ch. G., Krebsbüchlein oder Anweisung zu einer unvernünftigen Erziehung der Kinder. Mit Einleitung und Anmerkungen versehen von E. Schreck. (Universalbibliothek Nr. 3251, 3252). Leipzig, Reclam. 40 ₰.

Regener F., Schopenhauers Ansichten über Erziehung. (Pädagogische Zeit- und Streitfragen, herausgegeben von J. Meyer. Heft 38). Wiesbaden, Behrend. 60 ₰.

Stroia J., Theodor Waitz System der Erziehung. Darstellung und Beurteilung desselben im Anschluß seiner „Allgemeinen Pädagogik" mit besonderer Berücksichtigung der ethischen Grundlagen, sowie des Verhältnisses zu Herbart. Dissertation. Jena.

Geschichte der Entwicklung des Volksschulwesens im Großherzogtum Baden. Im Auftrage des allgemeinen badischen Volksschullehrer-Vereins quellenmäßig bearbeitet unter Leitung und Mitwirkung des Obmannes H. Heyd. Lieferung 1. Bühl, Konkordia. 1 ℳ.

Goldberg P., Das Landschulwesen auf den Zittauer Dörfern bis zur Eröffnung des Zittauer Seminars im Jahre 1811. Leipzig, Fock. 1.50 ℳ.

Knabe K., Ueber Schulmünzen im ehemaligen Kurhessen. Programm. Kassel.

Wirth, Die evangelische Schule des 16. und 17. Jahrhunderts. Programm, Meerane.

Koldewey F., Verzeichnis der Direktoren und Lehrer des Gymnasiums Martino-Katharineum zu Braunschweig seit dem Jahre 1828. Biographisch und bibliographisch zusammengestellt. Programm. Braunschweig.

Buschmann J., Zur Geschichte des Bonner Gymnasiums. 3. Teil. Programm. Bonn.

Berbig F., Nachrichten und Urkunden der Lateinischen Schule zu Crossen. II. Programm. Crossen.

Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens des kgl. Realgymnasiums zu Erfurt 1894. Erfurt, Otto. 1.50 ℳ.

Aus dem Inhalt: Zange F., Geschichte des Erfurter Realgymnasiums. — Schmitz A., Das Preciösentum im 17. Jahrhundert. — Martens K., Die Fürsorge des Erfurter Rates für das Dorfschulwesen während des 30jährigen Krieges. — Hofmeister R., Ein noch ungedrucktes altfranzösisches Gedicht über die Griseldissage.

Flügel G., Geschichte des Fuldaer Lehrer-Seminars von 1836—1886. Im Anschluß an die Festschrift des im Jahre 1886 gefeierten Jubiläums herausgegeben. Fulda, Nehrkorn.

Angermann C., Die 350jährige Jubelfeier der Fürsten- und Landesschule St. Afra zu Meißen den 3. und 4. Juli 1893. Meißen, Mosche. 2 ℳ.

Drenckhahn O., Bilder aus der Geschichte des Mühlhäuser Gymnasiums. Programm. Mühlhausen.

Preuß F., Geschichte des Königlichen Progymnasiums zu Neumark, Westpr., von seiner Entstehung bis auf die Gegenwart. Programm. Neumark.

Festschrift zur Gedenkfeier des 50jährigen Bestehens des Königl. Gymnasiums zu Wiesbaden, 14. August 1894. Wiesbaden, Lützenkirchen.

Inhalt: 1. Paehler, Geschichte des Wiesbadener Pädagogiums. 1. Teil. — 2. Spieß, Verzeichnis aller Lehrer des Pädagogiums (1817—1844) und des Gymnasiums (1844—1894). — 3. Fritze, Verzeichnis aller Abiturienten des Gymnasiums von 1847—1894.

Großer R., Ueberblick über die ersten 25 Jahre des Gymnasiums. Programm. Wittstock.

Stade B., Die Reorganisation der theologischen Fakultät zu Gießen in den Jahren 1878—82. Thatsachen nicht Legende. Streitschrift wider Nippold und Genossen. Gießen, Ricker. 1.60 ℳ

Hertzberg G., Kurze Uebersicht über die Geschichte der Universität in Halle a. S. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Halle, E. Anton. 1 ℳ

Hertzberg G., Die Stadt und Universität Halle a. S. im Jahre 1794. Festschrift des thüringisch-sächsischen Geschichts- und Altertums-Vereins zur 2. Säkularfeier der Universität Halle 1894. Halle, E. Anton. 1 ℳ

König, Aus zwei Jahrhunderten. Geschichte der Studentenschaft und des studentischen Korporationswesens auf der Universität Halle. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 4 ℳ

Ehrenberg F., Die Universität Halle 1694—1894. Ein Gruß aus Straßburg zum 200. Jahresfeste. Straßburg, Heinrich. 90 ₰.

Kawerau W., Die Jubelfeier der Universität Halle (Aus der Magdeburger Zeitung). Halle, E. Strien. 75 ₰.

Heyck E., Heidelberger Studentenleben zu Anfang unseres Jahrhunderts. Nach Briefen und Akten. 2. (Titel-) Ausgabe. Mit 4 Lichtdruckbildern. Heidelberg, Winter. 1 ℳ

Prutz H., Die königliche Albertus-Universität zu Königsberg i. Pr. im 19. Jahrhundert. Zur Feier ihres 350jährigen Bestehens. Königsberg, Hartung. 4 ℳ

Stettiner P., Aus der Geschichte der Albertina (1544—1894). Königsberg i. P., Hartung. 1 ℳ

Schrauf K., Regestrum bursae Hungarorum Cracoviensis. Das Inwohnerverzeichnis der ungarischen Studentenbörse zu Krakau 1493—1558. Aus der Original-Handschrift mitgeteilt und erläutert. Wien, Hölder. 2.60 ℳ

Bötticher G. und Kinzel K., Geschichte der deutschen Literatur mit einem Abriß der Geschichte der deutschen Sprache und Metrik. Anhang zu den Denkmälern der älteren deutschen Literatur. Halle, Waisenhaus. 1.80 ℳ

Zeynek G. Ritter v., Deutsche Literaturgeschichte. Ein Leitfaden für Schulen, mit besonderer Berücksichtigung der Lehrer-Bildungsanstalten bearbeitet von A. Meixner. 6. Auflage. Graz, Leuschner & Lubensky. 2.80 ℳ

Zurbonsen, Deutsche Literaturkunde. 2. Auflage. Berlin, Nicolai.

Kummer K. F. und Stejskal K., Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur. Zum Unterrichtsgebrauch an Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten. Wien, Manz. 1.60 ℳ

Literarhistorisches Lesebuch. Herausgegeben von Madel, Micheler, Reidelbach, Roth, Schöttl, Schultheiß, Stöckel. München, Pohl. 2.50 ℳ

Franz R. und Lindecke K., Dichtungen der neueren Zeit, nebst Lebensabrissen der Dichter. Hilfsbuch für den deutschen Unterricht in Prima. Berlin, Grote. 2.60 M.

Kinzel K., Gedichte des neunzehnten Jahrhunderts gesammelt, literargeschichtlich geordnet und mit Erläuterungen versehen. Anhang zu den Denkmälern der älteren deutschen Literatur. 2 M.

Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker mit ausführlichen Erläuterungen. Paderborn, Schöningh.

1. Lessings Laokoon, für den Schulgebrauch bearbeitet und erläutert von J. Buschmann. 5. Auflage. — 7. Schiller, Wallenstein. Mit ausführlichen Erläuterungen für den Schulgebrauch und das Privatstudium von A. Funke. 3. Auflage. — 20. Lessings Hamburgische Dramaturgie für den Schulgebrauch eingerichtet und mit Erläuterungen versehen von J. Buschmann. 2. Auflage.

Schiller H. und Valentin V., Deutsche Schul-Ausgaben. Dresden, Ehlermann. à 50 ₰.

Nr. 3. 4. Goethe J. W. v., Dichtung und Wahrheit. Herausgegeben von H. Schiller. Erster Teil. Aus des Dichters Jugend bis zum Uebergang auf die Universität Leipzig. Mit vielen Abbildungen. — Zweiter Teil. Des Dichters Urteile über die deutsche Literatur bis zum Jahre 1775. Mit dem Bildnis des Dichters nach Juel.

Nr. 5. Goethe J. W. v., Iphigenie auf Tauris. Ein Schauspiel. Herausgegeben von V. Valentin.

Rothe B., Erläuterungen zu Werken deutscher Klassiker, für Schulgebrauch und Selbststudium als literaturkundliches Repetitorium herausgegeben. 1. Band Erläuterungen zu Lessings Werken. Breslau, Sperber. 75 ₰.

Goethe J. W. v., Egmont. Ein Trauerspiel. Schulausgabe, besorgt von W. Buchner. Essen, Baedeker. 80 ₰.

Deutsche Dramen für den Schulgebrauch erläutert. 3. Heft. Langensalza, Beyer. 80 ₰.

Inhalt mit dem Titel wenig übereinstimmend: Goethes Hermann und Dorothea, erklärt und gewürdigt, bei Gelegenheit der 100jährigen Jubelfeier des Seminars zu Weißenfels herausgegeben und seinen früheren und jetzigen Schülern gewidmet von J. Stoffel.

Hähnel K., Goethes „Faust" im Gymnasialunterricht. Programm. Leitmeritz.

Heinze H., Aufgaben aus „Wilhelm Tell" zusammengestellt. (Aufgaben aus deutschen Dramen von H. Heinze und W. Schröder, 1. Bändchen). Leipzig, Engelmann. 80 ₰.

Schack Graf A. F., v., Gedichte. Für Schule und Haus ausgewählt und erläutert von K. Halling. 2. Auflage. Dresden, Ehlermann. 1.30 M.

Köppner F., Die Sage von Hero und Leander in der Literatur und Kunst des klassischen Altertums. Programm. Komotau.

Rohde O., Die Erzählung vom Einsiedler und dem Engel in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Ein Beitrag zur Exempel-Literatur. Dissertation. Rostock.

Teichmann R., Die beiden hervorragendsten Gestaltungen der Oedipus-Sage im klassischen Drama der Franzosen. Programm. Grünberg.

Nover J., Die Faustsage und ihre poetische Gestaltung. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach). Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1 M.

Eckart R., Stand und Beruf. Dichterwort und Volksmund. Hannover, Carl Meyer.

Eckart R., Die deutschen Ströme in ausgewählten Schilderungen deutscher Dichter. Neue (Titel-) Ausgabe. Leipzig, Simon.
Jädicke A., Bismarck und das deutsche Vaterland in zeitgenössischem Lied. Ein Gedenkbuch für Volk, Schule und Haus. Dresden, Henkler. 1 ℳ.
Linder F., Aus dem Sagenkreise Osttyrols. Erzählungen. Innsbruck, Vereinsbuchhandlung. 1.20 ℳ.
Hundt F., Burg Hohlenfels in Geschichte und Sage, nebst einer kurzen Beschreibung. Wiesbaden, Birlenbach. 25 ₰.
Eckart Th., Geschichte südhannoverscher Burgen und Klöster. 4 Hefte. 2. Auflage. Leipzig, Franke.
2. Burg Schwarzfels in Geschichte und Sage.
Erk L., Deutscher Liederhort. Neu bearbeitet und fortgesetzt von F. M. Böhme. 3. (Schluß-) Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 12 ℳ.
Fredericq P., Onze historiske Volksliederen. Haag, Nijhoff.

Meyer Raphael, Einführung in das ältere Neuhochdeutsche zum Studium der Germanistik. Leipzig, Reisland. 1.60 ℳ.
Weidling F., Ueber Johann Clajus' deutsche Grammatik (1578). Dissertation. Freiburg.
Heilig O., Beiträge zu einem Wörterbuch der ostfränkischen Mundart des Taubergrundes. Programm der Realschule zu Heidelberg.
Adamek E., Die Rätsel der deutschen Schülernamen. An den Namen der niederösterreichischen Lehrerschaft erklärt. Wien, Konegen. 2 fl.
Ondrusch K., Die Familiennamen in Neustadt. O.-S. I. Programm. Neustadt.
Lohmeyer T., Beiträge zur Namenskunde des Süderlandes. Programm. Altena.
Hammer W., Ortsnamen der Provinz Brandenburg I. Programm. Berlin.
Wunderlich H., Unsere Umgangssprache in der Eigenart ihrer Satzfügung dargestellt. Weimar und Berlin, Felber. 4.50 ℳ.

Weddigen O., Der deutsche Meistergesang. Mit einer literaturgeschichtlichen Einleitung und Auswahl von Probestücken. Berlin, Friedberg & Mode. 1 ℳ.
Wolff H., Johannes Lebel. Ein siebenbürgisch-deutscher Humanist. Programm. Schäßburg.
Friedrich J., Luther und die Kirchenverfassung der Reformatio Ecclesiarum Hassiae von 1526. Dissertation. Gießen.
Beß B., Luther und das landesherrliche Kirchenregiment. Ein Vortrag. Marburg, Ehrhardt. 40 ₰.
Mummenhoff E., Hans Sachs. Zum 400jährigen Geburtsjubiläum des Dichters. Im Auftrag der Stadt Nürnberg. 1.—10. Tausend. Nürnberg, Korn. 50 ₰.
Oertel H., Hans Sachs. Ein Lebensbild aus dem Handwerkerstande. Dem lieben Handwerk zur Ehr', einem Jeden zur Lehr' gezeichnet. Altenburg, Geibel. 75 ₰.
Burchard G., Hans Sachs-Dramen, nebst einem Festspiel. Berlin, Fontane. 1 ℳ.
Inhalt: Hans Sachs. Ein dramatisches Spiel von G. Burchard. — Frau Wahrheit will niemand beherbergen. Fastnachtsspiel von Hans Sachs. — Von der Lisabetha, eines Kaufherrn Tochter. Tragödie von Hans Sachs. Der fahrende Schüler im Paradies. Fastnachtsspiel von Hans Sachs. In freier Bearbeitung von G. Burchard.

Schröder E., Ein dramatischer Entwurf des Landgrafen Moriz von Hessen. Zum 4. August 1894 für Elias Steinmeyer in Druck gegeben. Marburg i/H., Universitäts-Buchdruckerei (R. Friedrich).

Aus der Vorbemerkung: „Zwei ineinander gelegte Foliobogen des Marburger Staatsarchivs enthalten das nachfolgende „Project zu einer Comedia von der Historia L. Ottonis des Schützen" wie es ein später aufgeklebtes Vorblatt bezeichnet. . . . . Es ist eine Reinschrift aus der Zeit um 1600, und dem Abschreiber waren einzelne Worte der Vorlage offenbar unleserlich. . . . Das Concept entstammte wahrscheinlich des Landgrafen Moriz eigener Feder; zum mindesten wird es nach seinen Anweisungen niedergeschrieben sein. Ausgeführt ist das Stück wohl kaum worden, gleichwohl könnte es zur Darstellung gelangt sein: sei es durch die im Extemporieren so geübten englischen Komödianten, sei es durch die Hofgesellschaft, der Moriz in seinen Ritterspielen zuweilen ähnliche Aufgaben stellte. Unsere Sehnsucht nach Proben von des Landgrafen reicher dramatischer Produktion wird dadurch nur halb gestillt, aber so ausschweifenden Vorstellungen von dem Können des fürstlichen Schauspieldichters, wie sie neuerdings aufgetaucht sind, mag diese liebenswürdige Dilettantenarbeit schon ein heilsames Gegengewicht bieten." Der eigentliche Titel lautet: „Comoedia Otto Schütz Inn Deutsch."

Spee F., Goldenes Tugendbuch d. i. Werke und Uebungen der drei göttlichen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe. Neu herausgegeben von F. Hattler S. J. Neue (Titel-) Ausgabe. Freiburg i/B., Herder. 2.50 M.

Cochem P. Martin v., Erklärung des hl. Meßopfers. Nebst 4 Meßandachten, Beicht- und Communion-Gebeten aus andern Erbauungsbüchern desselben Verfassers. In neuer Bearbeitung von L. Grubenbecher. Billige Ausgabe II. 1.—10. Auflage. Köln, Bachem. 1.60 M.

Cochem P. Martin v., Erklärung des hl. Meßopfers, nebst einem Anhang von Meß-, Beicht- und Communion-Gebeten. In neuer Bearbeitung von P. P. Osborne. Dülmen, Laumann. 1.50 M.

Landsberg E., Zur Biographie von Christian Thomasius. Bonn, Cohen. 2 M.

Thomas (Thomasius) Chr., Kleine deutsche Schriften, mit einer Einleitung versehen und herausgegeben von J. O. Opel (Festschrift der historischen Kommission der Provinz Sachsen. Zur Jubelfeier der Universität Halle-Wittenberg am 1. bis 4. August 1894. Halle, Hendel. 3 M.

Thomasius Chr., Von Nachahmung der Franzosen. Nach den Ausgaben von 1687 und 1701 (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts herausgegeben von A. Sauer. Nr. 51. Neue Folge Nr. 1). Stuttgart, Göschen. 60 ₰.

Des Thomasius berühmtes Programm hätte schon längst eine Erneuerung verdient, wie sie auch R. Hodermann vor einigen Jahren plante. Das Hallische Universitätsjubiläum gab zu diesem wie zu Opels Neudruck der gesamten „Kleinen Teutschen Schrifften" die Anregung. Unser Neudruck schließt sich an den Einzeldruck von 1687 an und fügt die Zusätze aus der ersten Auflage der „Kleinen Teutschen Schrifften" hinzu. Die Einleitung orientiert in knappster Form über das Wesentlichste. Dadurch konnte der überaus niedrige Preis des Heftes erzielt werden, der für die neue Folge der Sammlung festgehalten werden und deren Verbreitung fördern soll. Ueber die zunächst geplanten Nummern der Sammlung vgl. oben S. 234 und unten S. 852.

Petri F., Kritische Beiträge zur Geschichte der Dichtersprache Klopstocks. Dissertation. Greifswald, Jaeger. 2 M.

Altenkrüger E., Friedrich Nicolais Jugendschriften. Berlin, Heymann. 2 M. vgl. oben S. 688.

Lessings Werke. 2. Auflage. Illustrierte Ausgabe. Lieferung 31—36. Wien, Bensinger. à 50 Pf.

Thalmayr F., Ueber Wielands Klassicität, Sprache und Stil. Programm. Pilsen.

Nach einer recht verständig geschriebenen Einleitung über Wielands Stellung als Klassiker macht der Verfasser den schwierigen Versuch, „die charakteristischen Eigenschaften und bemerkenswerten Erscheinungen von Wielands Sprache und Stil in seinen drei Hauptwerken Oberon, Musarion und Agathon, soweit sie als Aeußerungen seiner Individualität gelten können, zu betrachten und darzustellen.“ Er ist aber über eine bloße Stoffsammlung und gelegentliche gute Bemerkungen nicht hinausgekommen und hat nirgends gestrebt, Wielands Sprache und Stil historisch zu erfassen. Schon die Auswahl der untersuchten Werke, so sehr sie der Verfasser am Schluß zu rechtfertigen versucht, ist wenig gelungen; die Beschränkung auf eine der drei stilistisch von einander so sehr abweichenden Dichtungen wäre vorzuziehen gewesen. — Die Form „verhimmlicht“ für „verhimmelt“ S. 1 ist nicht geläufig.

Musäus J. K. A., Libussa. Die Nymphe des Brunnens. Zwei Märchen. Leipzig, Greßner und Schramm. 60 Pf.

Pernet, Hedwig Louise, geborne Baronin Kemmeter, Ausgewählte Fabeln und Erzählungen. Herausgegeben und biographisch eingeleitet von F. M. Kometer. Mit Portrait und Facsimile. Wien, Selbstverlag des Herausgebers. 60 Kr.

In Goedekes Grundriß 4², 46 steht verzeichnet: „Hedwig Louise von Pernet, geb. Freiin von Kemmete. Versuch in Fabeln und Erzählungen, nebst einem komischen Trauerspiel in Versen. Grätz 1770. 8.“ Diese Angaben werden durch die Einleitung zu dem vorliegenden Schriftchen berichtigt und ergänzt. Die Dichterin, die nicht durch ihre verschollenen Verse, sondern durch das Scherzwort Kaiser Josephs „Meine liebe Frau von Kemeter, Näh' sie lieber Hemeder!“ in Oesterreich eine gewisse Popularität erlangt hat, stammt aus einer alten Kärntnischen Familie, ist aber in Schleswig geboren am 22. Februar 1742, vermählte sich am 5. Juni 1765 in Graz mit dem Auditor J. J. Pernet und starb am 4. Jannar 1801 in Pest. Außer dem bei Goedeke verzeichneten, der Kaiserin Maria Theresia gewidmeten „Versuch“ und einzelnen Gelegenheitsgedichten wird hier noch eine zweite Sammlung: „Neue vermischte Gedichte Frankfurt am Main 1790“, die auch in zweiter unveränderter Auflage erschien, nachgewiesen. In ihren Fabeln und Erzählungen wandelt sie auf den Spuren Gellerts; die launige Epistel „Ueber die Reifröcke“ und das komische Trauerspiel „Selina“ rücken sie in die Nähe Blumauers und der Wiener Parodisten. Der Herausgeber gibt durch das kleine Büchlein den Gefühlen verwandtschaftlicher Pietät Ausdruck, hätte uns aber sein eigenes Bild und das Facsimile seiner Handschrift ohne Schaden für die Sache vorenthalten können.

Lavater J. K., Worte des Herzens. Für Freunde der Liebe und des Glaubens. Herausgegeben von C. W. Hufeland. Leipzig, W. Fiedler. 1.20 M.

Waser Hedwig, Johann Kaspar Lavater nach Ulrich Hegners handschriftlichen Aufzeichnungen und „Beiträgen zur näheren Kenntnis . . . Lavaters.“ Dissertation. Zürich, Schabelitz.

Diese außerordentlich fleißige und sorgfältige Arbeit der in Fachkreisen bereits rühmlich bekannten Literarhistorikerin, einer Schülerin Baechtolds, stützt sich auf ein reiches handschriftliches Material, das unsere Kenntnis von Lavater nach vielen Seiten hin erweitert und berichtigt. Aber es ist nicht leicht, den einzelnen Gängen und Windungen der labyrinthischen Untersuchung zu

folgen und vielleicht hätte manches knapper gefaßt werden können. Eine künftige Monographie Lavaters, wie wir sie mit und vielleicht auch von der Verfasserin erwarten, wird aus dieser Vorarbeit gewiß großen Gewinn ziehen.

Herders Werke. Erster Teil, Erste Abteilung. Herausgegeben von Dr. Heinrich Meyer. (Kürschners Deutsche National-Literatur Bandausgabe 207). Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 2.50 ℳ.

Inhalt: Biographie von E. Kühnemann. — Uebersetzungen.

Suphan B., Aus Herders Frühzeit. Zu seinem 150. Geburtstage. (Sonderabdruck aus der Weimarischen Zeitung.) Weimar, Böhlau.

Inhalt: 1. Die Seereise. Von Riga nach Nantes. — 2. Das Reisejournal. Nantes und Paris. — 3. Die Rückkehr. Hamburg und Straßburg. — Eine glänzende Charakteristik des jungen Herder bis zu seiner Begegnung mit Goethe, „den Mitarbeitern der Herder-Ausgabe mit Freundesgruß" gewidmet.

Göttinger Musenalmanach auf 1770. Herausgegeben von C. Redlich (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, begründet von B. Seuffert, fortgeführt von A. Sauer. Heft 49/50). Stuttgart, Göschen. 2.50 ℳ.

Die Wichtigkeit der Göttinger Musenalmanache und die Notwendigkeit des Neudruckes der bedeutsamsten Jahrgänge braucht in dieser Zeitschrift nicht näher erörtert zu werden. Es ist zunächst geplant, die Jahrgänge bis inclusive 1773 in dieser Sammlung zu reproduzieren und es ist mit dem auf 1770 als dem seltensten hier der Anfang gemacht worden. Erhöhten Wert erhält das Heft durch die Wiedergabe der angehängten Nachricht, welche in den meisten Exemplaren des Musenalmanachs fehlt, ferner durch ein sorgfältig gearbeitetes Register, in dem die Chiffern, die früheren und die späteren Drucke der Gedichte nachgewiesen sind. Als Abschluß der ganzen Reihe ist eine knappe Geschichte des Göttinger Musenalmanachs geplant.

Solger H., Schubart, der Gefangene auf Hohenasperg. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. Bamberg, Handels-Druckerei und Verlagshandlung. 60 ₰.

Wolff E., Goethes Leben und Werke. Mit besonderer Rücksicht auf Goethes Bedeutung für die Gegenwart. Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer. 1895. 5 ℳ.

Lewes L., Goethes Frauengestalten. Stuttgart, Krabbe. 5 ℳ.

Gerlach, Goethe als Socialpolitiker. Ein Beitrag zur Beurteilung der socialen Frage. Dessau und Leipzig, Kahle.

Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Weimar, Böhlau.

16. Band. Mit einem Bilde in Lichtdruck. — Dieser Band entspricht dem dreizehnten der Ausgabe letzter Hand. Zum Texte ist aus Band 4 der „Maskenzug" von 1818, aus dem gedruckten Nachlaß das „Requiem" gefügt worden; zwei ungedruckte Entwürfe werden als besonderer Anhang den Lesarten angeschlossen: „Schillers Todtenfeyer" und die „Cantate zum Reformations-Jubiläum". Die Bearbeiter sind: W. Fielitz (Prolog zum Puppenspiel, Jahrmarktsfest, das Neueste von Plundersweilern, Epimenides), R. Heinzel (Pater Brey, Satyros), G. Roethe (Bahrdt, Parabeln, Legende, Hans Sachsens poetische Sendung), D. Jacoby (Mieding, Künstlers Erdewallen und Apotheose), E. Schröder und J. Wahle (Epilog zur Glocke, Geheimnisse, Maskenzüge), R. M. Werner (Karlsbader Gedichte), J. Wahle (Requiem), B. Suphan (Anekdota des Anhangs). Redaktor des Bandes ist E. Schmidt. S. 404. Im Apparat zum Estherspiel eine Konjektur Mommsens. — Zum Neuesten von Plundersweilern ist das Bild reproduziert. — Beim „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes" hält es Roethe für wahrscheinlich, daß Goethe die

Angabe „Giessen 1774“, die (ohne Angabe des Verlegers und des Druckers) auf dem Titelblatt des ersten Druckes steht und außer im „Rheinischen Most“ in allen späteren Drucken festgehalten wurde, „spassend schon selbst dem Titel seiner Farce einverleibt hat, daß „Giessen“ dort also überhaupt nicht als Druckort, sondern nur (oder in erster Linie) als Wohnort Bahrdts, als Schauspiel der Handlung gemeint ist, sonst sollten wir doch auch den Namen des Verlegers oder Druckers erwarten.“ — In „Künstlers Apotheose“ Vers 14 ändert E. Schmidt das sinnlose „Und schwitze wie ein Schwefelpfuhl“ mit Hinweis auf Iphigenie 1235, 1154 in „Und schwitze wie im Schwefelpfuhl“. — Das Pantomimische Ballet aus dem Jahre 1782 ist S. 444 als Paralipomenon mitgeteilt. — Zum Maskenzug „Die romantische Poesie“ (30. Januar 1810) wird S. 457 ff. ein Brief von K. W. v. Fritsch mitgeteilt, der die Anregung zu den Stanzen gab. Das prosaische Vorwort dazu ist wahrscheinlich von Riemer entworfen und von Goethe nur überarbeitet S. 463. — Die Verse zur „Quadrille italienischer Tänzer und Tänzerinen zum 16. Februar 1810“ („Wir kommen aus dem Sonnenland“), die zuerst Düntzer durch Verweisung auf Goethes Brief an Caroline von Egloffstein vom 14. Februar 1810 Goethe zugewiesen hat, erscheinen hier nicht zum ersten Mal in Goethes Werken, sondern stehen schon seit 1888 in der Hempelschen Ausgabe 3², 276 f. — Die Entstehung des Maskenzuges 1818 läßt sich in den Handschriften sehr genau verfolgen. In der Charakteristik der „Braut von Messina“ enthält die Handschrift nach Strophe 3 (nach Vers 673) folgende wieder gestrichene Verse:

Dies durfte wohl der Dichter einmal schildern,
Wir danken ihm, daß ers vollbracht:
Doch geben wir so trostlos herben Bildern
Von minder klugem Pinsel gute Nacht.
Was Er uns brachte bleibt uns wohl empfohlen,
Er fesselt uns mit zart und strengem Sinn,
Was unerfreulich macht Er zum Gewinn.
Was er gethan soll keiner wiederholen.

Andere Paralipomena dazu S. 486 ff. — Den reichhaltigen Lesarten zum Epimenides gehen „Aktenstücke zur Entstehung des Epimenides“ voraus: 1. Programm; 2. Bemerkungen; 3. Notizenblatt; 4. Geschichtserzählung. — Die Entwürfe zu der größeren Dichtung „Schillers Todtenfeier“ aus dem Jahre 1805, sehr flüchtig und unvollständig (teilweise auf den Maskenzug von 1818 vordeutend), harren des Kommentators. — Von der Cantate zum Reformations-Jubiläum 1817 haben sich außer den beiden bekannten schematischen Entwürfen (in den Briefen an Zelter) noch drei kleine Fragmente der Ausführung vorgefunden.

17. Band. Dieser Band entspricht dem vierzehnten der Ausgabe letzter Hand. Die Bearbeiter sind: M. Roediger (Der Triumph der Empfindsamkeit), W. Arndt (Die Vögel), E. Elster (Der Groß-Cophta und der Bürgergeneral). Als Redaktor ist C. Redlich beteiligt. — Die Vorbemerkungen zum Triumph der Empfindsamkeit weisen die Existenz einer ersten abgeschlossenen Oper in fünf Akten („Die Empfindsamen“) sowie eine spätere opernartige Bearbeitung ab. Die Fassung, in der das Stück 1778 aufgeführt wurde, ist handschriftlich erhalten. Daraus wird der erste Akt vollständig mitgeteilt; die andern in die Lesarten aufgelöst. — Die Paralipomena zum „Groß-Cophta“ bringen zwei Entwürfe und zahlreiche Bruchstücke der älteren opernhaften Gestalt: „Die Mystificirten“. Vgl. oben S. 470. Nach Elsters Annahme begann der

Dichter, nachdem er die Höhepunkte in der Handlung und auch die wichtigsten Verbindungsglieder klar disponiert und in den beiden scenarischen Plänen in Einzelheiten abweichend, in der Hauptsache aber übereinstimmend festgestellt hatte, die Ausführung in der Weise, daß er bald diesen, bald jenen Zug aus den verschiedensten Auftritten gestaltete und auf abgerissenen Blättern in bunter Reihenfolge niederschrieb. Die Bruchstücke werden daher nicht nach dem zufälligen Ort ihrer Niederschrift vorgeführt, sondern nach Maßgabe des zweiten Scenars auf die einzelnen Akte und Auftritte verteilt. Auch sonst hat Elster nichts unterlassen, um diese Bruchstücke möglichst lesbar und verständlich zu machen.

II. Abteilung. Goethes Naturwissenschaftliche Schriften. 4. Band. Zur Farbenlehre Historischer Teil II. Mit siebzehn Bilder-Tafeln. Entspricht dem 54. Band der Ausgabe letzter Hand. Bearbeiter: Kalischer; Redaktor: Suphan. Im Anhang reichhaltige Paralipomena.

II. Abteilung. Goethes Naturwissenschaftliche Schriften. 10. Band. Zur Naturwissenschaft überhaupt. Mineralogie und Geologie. II. Teil. Bearbeiter: R. Steiner; Redaktor: B. Suphan. Der größere Teil der hier vereinigten Aufsätze, welche die des 9. Bandes nach der Seite des Einzelnen hin erweitern und ergänzen, ist bisher ungedruckt.

IV. Abteilung. Goethes Briefe. 15. Band. 1800. 1801. 291 Briefe, Nr. 4168—4459, davon 82 (nach der Bezeichnung im „Inhalt") oder 111 (nach der Bezeichnung in den Lesarten) ungedruckt. Unter dem Neuen viel Geschäftliches: das Theater und die Kunstangelegenheiten Betreffendes, Zu- und Absagen an Buchhändler und dgl. Am bedeutendsten sind die Ergänzungen zum Briefwechsel mit W. von Humboldt 4285, 4316 und das Concept zu 4449, worin der Passus über Friedrich Tieck bedeutend erweitert ist und u. a. sich die Stelle findet: „Zwar wir waren auch etwas unleidlich da wir jung waren; ob wir aber so selbstsüchtig, so absprechend, so ohnbehof't, so grob und so empfindlich waren, weiß ich mich wirklich nicht zu erinnern." Ferner die Briefe an P. J. Bitaubé (4317) und Holcroft (4375, 4397) über die französische resp. englische Uebersetzung von „Hermann und Dorothea". In die romantischen Kreise führen die Briefe an Ritter (4361 über die Farbenlehre), Steffens 4398; Nachklänge des Göttinger Aufenthalts im Jahre 1801 enthalten die Briefe an die dortigen Professoren Sartorius (4419, darin über die Unzelmann; 4439), Blumenbach, Reuß, G. F. Hoffmann, Heyne. Unter den Künstlerbriefen hebe ich die an Kaaz, an Maler Müller (4319 über eine von diesem geplante Uebersetzung des Vasari), Bury, Hirt, F. Tieck hervor. Ergänzung erfährt auch der Briefwechsel mit Rochlitz (4327), mit Kapellmeister Reichardt (4436, 4451), mit Iffland (4332); die Briefe an Cotta nehmen zu (4290, 4314, 4341, 4351), darin Bemerkungen über die „guten Frauen" und den Faust. Ein Dutzend Blätter und Blättchen an Christiane, auch ein kassierter Brief an sie S. 335 f. An den Hof und in die Weimarer Gesellschaftskreise führen die Billete an die Herzogin Louise (4340, 4435), an Elisa Gore (4339), an Amalie von Imhof (4355 über die Durchsicht der „Schwestern von Lesbos"), an Henriette von Wolfskeel (4381), an Henriette Gräfin von Egloffstein (4432, 4443). Alte Jugendbeziehungen nimmt wieder auf der schöne Brief 4441 an Johanna Schlosser (Fahlmer) über deren in Jena studierenden Sohn und die Studien überhaupt: „Uebrigens geht es jetzt in wissenschaftlichen Dingen so rasch und sonderbar zu, daß man von einer Seite die Jugend glücklich preisen muß, indem sie unglaubliche Vorteile genießt, von der andern Seite aber zu fürchten hat, daß sie sich eben dieser Vorteile unmäßig und zu ihrem Schaden bediene." — Bearbeiter des Bandes ist E. von der Hellen, Redaktor: Suphan.

Goethes Werke, illustrierte Ausgabe, 4. Auflage, Lieferung 6—13. Stuttgart, Verlags-Anstalt. à 50 ₰.

Goethes Werke, Band 16 und 17. Stuttgart, Cotta. à 1.10 ℳ.

Goethes Briefe an Frau von Stein, nebst Tagebuch aus Italien. In 4 Bänden. Mit Einleitung von K. Heinemann. 1. Band. (Cottasche Bibliothek der Weltliteratur. Band 244.) Stuttgart, Cotta. 1 ℳ.

Eckermann J. P., Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Mit Einleitung, Anmerkungen, Namen- und Sachregister herausgegeben von A. v. d. Linden. 3 Bände. Leipzig, Barsdorf. 1895. 3.20 ℳ.

Der Prospekt verzeichnet als den wichtigsten Vorzug dieser neuen Ausgabe von Eckermanns Gesprächen mit Goethe die vornehme Ausstattung (holzfreies schweres Papier — „ein vollständiges 3bändiges Exemplar wird schon broschiert ca. 1 Kilo wiegen" —, großer klarer Druck, großes Format) und den niedrigen Preis; die Einleitung weist „beim etwaigen Vermissen einer Texterläuterung" auf das alphabetische Namen- und Sachregister, welches so ausführlich als möglich gestaltet worden sei. Die Erläuterungen unter dem Text sind in der That sehr dünn gesät, im 1. Band sechs, im 3. zwölf, im 2. ca. vierundzwanzig; dazu kommen einige eingeklammerte Zusätze im Text selbst. Leider ist aber auch der Text nicht korrekt, wie eine aufs Geratewohl herausgegriffene Stelle beweisen mag: 1,157$_{14}$ Tische] Tisch 158$_{32}$ muß daher nicht] muß nicht $_{38}$ gern] gerne $_{43}$ Besonderm] Besonderem 159$_{7}$ aus] zum $_{20}$ nachweist] nachweiset $_{21}$ Einzelheiten] Einzelnheiten $_{29}$ Kinder] Kindern $_{43-44}$ Griechen groß] Griechen so groß 161$_{1}$ nun] uns $_{2}$ ahnen] ahnden.

Sieroka O., Die sittlichen Grundlagen des Herschertums nach Goethes „Iphigenie auf Tauris." Rede des Direktors zur Einweihung des Wandgemäldes in der Aula bei der öffentlichen Schulfeier am Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers und Königs. Programm. Allenstein.

Toews P., Ueber das Verbum in Goethes Tasso. Dissertation. Heidelberg, Hörning. 1 ℳ.

Hoffmann F. G. H., Das Gerippe von Goethes Faust, eine Zeichnung unseres geschichtlichen Entwickelungsganges nach seinem inneren Werte. I.—IV. Frankfurt a. M., Knauer. 2.50 ℳ.

Wychgram J., Schiller. Dem deutschen Volke dargestellt. Mit Lichtdrucken, zahlreichen authentischen Beilagen und Textabbildungen, darunter vielen noch nicht veröffentlichten interessanten Porträts und Autographen. Erste Lieferung. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. 60 ₰.

Heine G., Das Verhältnis der Aesthetik zur Ethik bei Schiller. Dissertation. Cöthen, Elvers. 80 ₰.

Riedl F., Schillers Wallenstein als tragischer Charakter. Programm. Laibach.

Thr. Dl. [Theodor Distel], Getreue Nachbildung der eigenhändigen Unterschriften Schillers, dessen Frau und Kinder. Dresden, A. Müller. 50 ₰.

Ehrhard, Eulogius Schneider, sein Leben und seine Schriften. Straßburg, Herder. 1.60 ℳ.

Zschokke H., Ausgewählte Werke in 4 Bänden. 3. und 4. Band (Cottasche Volksbibliothek Band 41. 42). Stuttgart, Cotta. à 50 ₰.

Zschokke H., Das Goldmacherdorf. Eine anmutige und wahrhafte Geschichte. Leipzig, Greßner & Schramm. 60 ₰.

Pichler Karoline, Quintin Messis. Novelle. Stille Liebe. Novelle. (Allgemeine Volksbibliothek Nr. 25. 26.) Neusalza, Oeser. 20 ₰.

Pichler Karoline, Der schwarze Fritz. Novelle. Der Badeaufenthalt. Erzählung in Briefen. (Allgemeine Volksbibliothek Nr. 27—29.) Neusalza, Oeser. 30 ₰.

Körner Th., Leier und Schwert. Gedichte. (Allgemeine Volks-Bibliothek Nr. 23). Neusalza, Oeser. 10 ₰.

Körner Th., Der Vetter aus Bremen. Lustspiel in Versen. Der vierjährige Posten. Singspiel. (Allgemeine Volksbibliothek Nr. 24). Neusalza, Oeser. 10 ₰.

Arndt E. M., Werke. Erste einheitliche Ausgabe seiner Hauptschriften. Leipzig, Pfau. à 3 ℳ.

1. Band: Bearbeitet von H. Rösch: Erinnerungen aus dem äußeren Leben.

2. Band: Bearbeitet von H. Rösch: Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich von Stein. — Blätter der Erinnerung meistens um und aus der Paulskirche zu Frankfurt. — Ein abgenötigtes Wort aus seiner Sache zur Beurteilung derselben. —

3. Band: Gedichte. Vollständige Sammlung. Mit Anmerkungen herausgegeben von H. Meisner. 1. Teil.

Arndt E. M., Gedichte. Vollständige Sammlung. Mit Anmerkungen herausgegeben von H. Meisner. Erster Teil. (Komplett in 3 Teilen.) Leipzig, Pfau. 4 ℳ.

Müller W., Gedichte. Mit einer biographischen Einleitung und einem Vorwort herausgegeben von C. Müller. Mit dem Bildnis des Dichters (Universal-Bibliothek Nr. 3261—64). Leipzig, Reclam. 80 ₰.

Krauß R., Eduard Mörike als Gelegentheitsdichter. Aus seinem alltäglichen Leben. Mit zahlreichen erstmals gedruckten Gedichten Mörikes und Zeichnungen von seiner Hand. Deutsche Verlags-Anstalt. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. 1895. 3 ℳ.

Die Lebensberechtigung dieses Buches wird in der Vorrede allzu heftig verteidigt, als daß man nicht mit Mißtrauen an die Lektüre heranginge. Wer aber seinen Mörike tief ins Herz geschlossen hat, dem wird er auch hier willkommen sein, wo er ihm nicht im Sonntagsgewand sondern „in den Pantoffeln und dem Schlafrock“ entgegentritt, und der wird auch gern den Worten des Herausgebers zustimmen, daß es einen besonderen Reiz gewähre, einen Dichter, dessen stille, aber echte Größe gerade im Engen und nicht im Weiten liegt, eben von dieser Seite zu betrachten S. 25. Nicht alles unter den ungefähr 120 Gedichten und Gedichtchen ist gleichen Wertes. Eine strengere Auswahl wäre am Platz gewesen. Aber es sind entzückende Stücke darunter, wie der Geburtstagwunsch an die „süße Kläre“ aus dem Jahre 1837, die vom Abglanz der Ludwigsburger Knabenzeit erfüllten Scherzverse S. 43; der liebliche Kindertraum: „Das Türmerskind an seine Patin“ aus dem Jahre 1866 S. 88; die reizende neckische „Kinderscene“ S. 89; die allegorischen Verse für Mährlen aus dem Jahre 1855 S. 105; der Stammbuchvers XII S. 140 und manches andere. Der beste Bruder und innigste Gatte, hüllt er seine Nächsten um und um in den Aether seiner Liebe S. 47; ein Kinderfreund sondergleichen, lebt er sich ganz in das kindliche Gemüt ein und spricht aus ihm wie die Unschuld selbst; der treueste Freund seiner Freunde, weiß er in des andern Seele Bescheid, wie in seiner eigenen; selbst seinen Haustieren wird er ein Freund und Vertrauter und legt ihnen die herzlichsten Worte in den Mund. Ueber die leichtesten Gelegenheitsgedichte breitet er den ganzen Glanz und Schmelz seiner Sprache. Gern geht er aus sinnigem Scherz in innigen Ernst über. Milder Dämmerschein liegt über jedem Wort. Mild, still, lieb, leise, schlicht sind die am öftesten wiederkehrenden Epitheta. Ueberall knüpft er ans tägliche, häusliche, gewöhnliche an; wir werden in die Enge seines Daseins eingeführt, wir sehen wie er Lichter gießt S. 41 und Töpfe formt

S. 55, sich für Kochrecepte lebhaft interessiert S. 72, die süßen „Schnabelweiden" S. 70 mit seinen Versen verzuckert. Nicht bloß Sträuße und Blumen begleitet er mit seinen Gedichten; auch viele andere Dinge wie Petrefakten und Autographen, Schreibfedern und Streusand, ein Nadelbüchschen und eine Zahnbürste, eine Zither und ein Richflacon, ein Messerchen und einen kupfernen Fingerring. Das unbedeutendste deutet er aus, das wertloseste verwandelt er in Gold. Eine Reihe Inschriften auf selbst gebrannte Vasen finden sich, Stammbuchblätter und Sprüche, Hochzeitsgedichte und sonstige Glückwunschverse. Er erzählt und illustriert seine Träume, leiht den Gespenstern sichtbare Umrisse, wie überhaupt Bild und Wort sich in dieser Hauspoesie gern zum Bunde vereinen. In diesen anspruchslosen Blättern waltet der köstlichste Humor, wie auch in den prosaischen „Musterkärtchen", in denen er drollige häusliche Vorgänge festhält und anekdotisch abrundet. Endlich fehlt es auch nicht an herberen und derberen satirischen Ausfällen. — Wir können seine künstlerischen Neigungen verfolgen. Die Volkspoesie ist ihm vertraut S. 36 ff. Der milde Hebel mit seiner gesunden und lieben Bauernsprache erscheint unter seinen Jugendlieblingen S. 55, er liest im Wilhelm Meister S. 66, Uhland ist ihm ein Gegenwärtiger, dessen Gedichte werden nachgeahmt S. 68. Der schlichte treuherzige Ludwig Richter erweckt sein Wohlgefallen S. 106, ein Ausspruch von Schwind wird citiert S. 101. Von seinen eigenen Schöpfungen spricht er mit rührender Bescheidenheit S. 114 f., besonders aber S. 165, wenn er seine Gedichte denen Gustav Schwabs gegenüberstellt:

Man unterschied im Zaubersang
Die Deinen und die Meinen;
Sie schienen, wie die Thüre sprang,
Sich lieblich zu vereinen.

Die Meinen aber hatten gar
Noch scheue, fremde Mienen,
Sie standen, deiner Knabenschar
Bescheidentlich zu dienen.

Der Herausgeber hat den Band mit einer knappen übersichtlichen Einleitung über Mörikes Leben versehen und in dem verbindenden Text alles beigebracht, was zum Verständnisse der anspielungsreichen, den intimsten Verhältnissen entsprungenen Gedichte notwendig ist. Die zahlreichen Reproduktionen von Mörikes Zeichnungen, Facsimiles seiner Briefe und Verse und eine Abbildung des Stuttgarter Mörike-Denkmals erhöhen den Wert des vornehm ausgestatteten Buches.

Hebel J. P., Kleine Geschichten aus dem Schatzkästlein des rheinländischen Hausfreundes. Leipzig, Greßner & Schramm. 60 ₰.

Hoffmann E. Th. A., Ausgewählte Werke in 4 Bänden. Mit Einleitung von J. Lautenbacher. 4. Band. (Cottasche Bibliothek der Weltliteratur Band 242). Stuttgart, Cotta. 1 ℳ.

Tomanetz K., Studien zur Syntax in Grillparzers Prosa (54. Jahres-Bericht über das k. k. Staatsgymnasium im VIII. Bezirke Wiens für das Schuljahr 1893/4). Wien, Selbstverlag des Gymnasiums.

Die letzte Arbeit des um die Erforschung der deutschen Syntax hochverdienten, am 19. Januar 1894 in der Blüte seiner Jahre verstorbenen Gelehrten. Er hebt besonders zwei syntaktische Eigentümlichkeiten Grillparzers hervor: den Einfluß des Dialektes oder besser der Umgangssprache auf den schriftlichen Ausdruck und seine Vorliebe, „dem Gedanken eine möglichst knappe Form zu geben, zu verkürzen und zusammenzuziehen, wo es nur geht, selbst auf die Gefahr hin, undeutlich zu werden und gut begründete Regeln der Syntax zu verletzen." Mit diesen Ersparungen und Kürzungen beschäftigt sich die vorliegende Abhandlung aufs eindringlichste. Die grundlegenden, schönen und klaren Ausführungen fördern das Verständnis und die Erklärung des Dichters im Einzelnen außerordentlich. Sollte Jemand diese Studien fortsetzen, so möge er es nicht

unterlassen für die (in den Ausgaben teilweise normalisierte) Interpunktion die Manuskripte Grillparzers selbst einzusehen.

Raimund F., sämtliche Werke in 2 Bänden (Cottasche Volksbibliothek Band 43. 44). Stuttgart, Cotta. à 50 ₰.

Hauff W., Jud Süß. Novelle. Das Bild des Kaisers. Novelle (Allgemeine Volksbibliothek Nr. 14—17). Neusalza, Oeser. 40 ₰.

Hauff W., Die letzten Ritter von Marienburg. Novelle. Die Bettlerin vom Pont des Arts. Novelle. Die Sängerin. Novelle. (Allgemeine Volksbibliothek Nr. 18—22). Neusalza, Oeser. 30 ₰.

Hebbel F., Gedichte (Universalbibliothek Nr. 3231—3234). Leipzig, Reclam. 80 ₰.

Julius von der Traun, Goldschmiedkinder (Kollektion Hartleben Band 12). Wien, A. Hartleben.

Schack A. Fr. Graf v., Beste Gedichte. Nach des Dichters eigenen Angaben. (Aus „Unsere Dichter in Wort und Bild"). Leipzig, Claußner. 60 ₰. Vgl. oben S. 832.

Schack A. Fr. Graf v., Beste Uebersetzungen. Nach des Dichters eigenen Angaben. (Aus „Unsere Dichter in Wort und Bild"). Leipzig, Claußner. 1 ℳ Vgl. oben S. 832.

Overhage H., Geistlicher Blumengarten. Religiöse Lieder und Gedichte aus dem Nachlasse. Herausgegeben von E. Siering. 3. Band: Legenden und Geschichten. Frankfurt a. M., Foesser. 2.50 ℳ.

Katscher L., Hermann Rolletts Leben und Werke. Festschrift der Stadt Baden zu seinem 75. Geburtstag. Mit dem Bildnis des Dichters. Wien, Perles. 40 ₰.

Wilhelmi H., Maurice Reinhold v. Stern, ein socialdemokratischer Dichter. Vortrag. (Aus der „Monatsschrift für innere Mission"). Gütersloh, Bertelsmann. 30 ₰.

Nachrichten.

Albert Leitzmann (Weimar) bereitet Veröffentlichungen aus dem in Schweden in Privatbesitz befindlichen Nachlaß Karl Gustaf von Brinckmanns vor, der noch eine große Zahl unbekannter Briefe von allen Größen der deutschen klassischen Geistesepoche enthält. An 200 Briefe und Billets von Wilhelm, Karoline und Alexander von Humboldt an Brinckmann erscheinen in einem der nächsten Hefte der „Quellenschriften"; Auszüge aus Briefen der Brüder Schlegel wird demnächst der Euphorion bringen.

Von der vierten Auflage von Hettners Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert, besorgt von O. Harnack, wird der dritte Band demnächst erscheinen. Das Manuskript der ersten selbständigen Abteilung dieses Bandes war schon im Sommer 1893, das des zweiten im Januar 1894 der Verlagshandlung druckfertig übermittelt worden, so daß der Herausgeber, welcher auf ein schnelleres Erscheinen des Bandes gerechnet hatte, zu seinem Bedauern nicht mehr in der Lage gewesen ist, spätere literarische Erscheinungen verwerten zu können.

Aus Anlaß des bevorstehenden 400jährigen Geburtsjubiläums des Dichters Hans Sachs wird im Auftrag des Stadtmagistrats zu Nürnberg und mit Unterstützung des Hans Sachs-Komités daselbst in Kürze erscheinen: Hans Sachs-Forschungen. Festschrift zur vierten Säkularfeier des Hans Sachs, herausgegeben von Professor A. L. Stiefel. Mit Beiträgen von V. Michels in Göttingen,

E. Götze in Dresden, K. Drescher in Münster, H. Wunderlich in Heidelberg, W. Golther in München, Ch. Schweitzer in Paris, M. Herrmann in Berlin, A. L. Stiefel in Nürnberg, E. Mummenhof in Nürnberg, F. Keinz in München, E. Martin in Straßburg und Th. Hampe in Nürnberg. (Verlag der Rawschen Verlagsbuchhandlung in Nürnberg.)

In Vorbereitung befinden sich vier Bände Schriften zur Kritik- und Literaturgeschichte von Michael Bernays. Der erste Band: Zur neueren Literaturgeschichte erscheint demnächst (Stuttgart, Göschen).

Für die neue Folge der Deutschen Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts (Stuttgart, Göschen) sind außer den oben S. 234 erwähnten Werken zunächst noch in Aussicht genommen: Ausgewählte Novellisten des 18. Jahrhunderts, herausgegeben von R. Fürst; Chamissos Fortunat, nach der Handschrift zum ersten Mal herausgegeben von E. F. Koßmann; ferner: Seemanns Turnus 1729 (L. Fränkel); Wielands Erzählungen, Abdruck des Textes von 1752 mit den Abweichungen der späteren Ausgaben (A. Fresenius); Bodmer, Edward Grandisons Geschichte in Görlitz 1755 (L. Hirzel); Ayrenhoff, Der Postzug (E. Horner); Bürger, Ueber Anweisung zur deutschen Sprache und Schreibart auf Universitäten 1787 (J. Sahr); Novalis, Gedichte und Fragmente in ursprünglicher Gestalt (J. Minor).

Im Verlage von Fr. Junge in Erlangen erscheinen vom 1. Oktober 1894 ab: Beiträge zur Bayerischen Kirchengeschichte herausgegeben von Th. Kolde in jährlich 6 Heften à 3 Bogen zum Preise von 4 M.

Von Professor Loesche in Wien erscheint demnächst eine zweibändige Monographie über Mathesius. (Gotha, Perthes).

Gesellschaft für deutsche Literatur in Berlin.

Vorstand: Erich Schmidt, Ludwig Bellermann, Wilhelm Hertz, Alexander Meyer-Cohn, Violet.

In der Aprilsitzung sprach Erich Schmidt über „Dialogische Balladen", ausgehend von der Donna Lombarda, die Heyse übersetzt und deren Varianten Nigra gesammelt hat. Die Gruppen der „Großmutter Schlangenköchin" und des „Edward" wurden ausführlich durchgenommen, schließlich die Abschiedsreden des Kullerwo im „Kalewala" von einer finnischen Fassung der Edward-Ballade hergeleitet und ein Ausblick auf den Jean Renaud geworfen, über den wir schon lang eine Monographie von G. Paris erwarten.

Im Mai teilte Ludwig Geiger bedeutende Stichproben aus dem von ihm aufgespürten und zum Druck vorbereiteten Nachlaß Carolinens von Günderode mit.

Im Juni las Richard Meyer zur Säkularfeier das Kapitel „Schiller und Goethe" aus seinem preisgekrönten Werke vor. Eine Diskussion über die ersten Begegnungen schloß sich an. Dann folgten, von Otto Hoffmann angeregt, längere Debatten über umfassende Wörterbücher für Goethe, Herder u. s. w.; die Schwierigkeiten beleuchtete Theodor Mommsen.

Kleinere Mitteilungen haben Imelmann und Jonas gemacht.

Es wird beabsichtigt, fortan im Euphorion regelmäßig kurz oder ausführlicher über die Verhandlungen der etwa 100 Mitglieder zählenden Gesellschaft zu berichten.

Im Manuskript abgeschlossen am 1., im Satz am 11. Oktober 1894.

Register.[1)]

Von Richard Batka in Prag.

1) Die Bibliographie und die Nachrichten sind in das Register nicht mit einbezogen, aus den Recensionen und Referaten ist nur das Wesentlichste verzeichnet.

Druck von Lorenz Ellwanger, vorm. Th. Burger, Bayreuth.